Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Library
of the
University of Wisconsin

Digitized by Google

844.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Zehnter Band.

BIBLIOTECA KOLMAR SCHNEIDER

Berlin.

Verlag von Georg Stilke.

32 Louisen-Straße.

Digitized by Google

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

123330
OCT 17 1908
+X47
+G27
10
AP
.G2495
T0

Register.

Zehnter Band.

1. Politische Aufsätze.

Allgemeines.

Seite

Ueber Wahlbewegung und Interessenvertretung. Von H. B. Oppenheim 1
Russisch-byzantinische Wechselwirkungen. Von Borealis 241. 307. 340
Die Betheiligung Deutschlands an der Pariser Weltausstellung. Von *** 321
Völkerrechtliche Briefe. Von Bluntschli 377. 422

Inland.

Zu den Wahlen. Von Politicus 129
Die liberalen Parteien und die bevorstehenden Wahlen. Von einem Fortschrittsmann 161
Die preußischen Landtagswahlen vom 27. October 1876. Von Wilhelm Wackernagel 289
Deutschlands Haltung in der gegenwärtigen europäischen Krisis. Von Rhenanus 225
Altbayrische Skizzen. Von Martin Schleich . . . 213. 305. 400

Ausland.

Die Lage in Frankreich. Von Leopold Richter 49
Die Entwickelung der Demokratie in Frankreich. Von Ferdinand Lotheißen 81
Frankreich und die orientalische Frage. Von *** 421
Gladstones Schrift. Von Karl Blind 259. 275. 291
Der neueste Umschlag in England. Von demselben 293
Ein groß-serbisches Zukunftsbild. Von demselben 357
Die Consulargerichtsbarkeit in der Türkei. Von Karl Braun . 177
Das höhere Unterrichtsgesetz in Holland. Von Th. Wenzelburger 17
Die Selbsthülfe San Franciscos gegenüber seinen chinesischen Arbeitern. Von Theodor Kirchhoff 67
Ueber den Wahlkampf in den Vereinigten Staaten. Von Joh. H. Becker 379

2. Volkswirthschaftliche Aufsätze.

Der gegenwärtige Stand der Arbeiterbewegung in Europa. Von R. D. 99
Zur Charakteristik der Arbeiterparteien. Von demselben 145
Die Arbeiterverhältnisse in Frankreich. Von demselben 273
Die Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter in den größeren gewerblichen Anlagen Preußens. Von Immanuel Rosenstein 397. 439
Die Börsensteuer vor dem Richterstuhl der Wissenschaft. Von Jos. Landgraf 65
Die Begründung eines deutschen Patentrechtes. Von Wolfgang Eras 193
Das Depecorationsgesetz, seine Wahrheiten und seine Irrthümer. Von Max Bauer 33
Zur Orientirung über die Frage der militärischen Jugenderziehung. Von K. Walcker 437

3. Vermischte Aufsätze.

Zu Hermann Immanuel Fichtes achtzigstem Geburtstag am 18. Juli 1876. Von M. Carriere 39
August Wilhelm Ambros. Von Fritz Mauthner 46
Die Mutter eines Kronprätendenten. Von Moritz Meyer . . . 102
J. L. Klein. Von Eugen Zabel 123
Barthold Georg Niebuhr. Von Carl Schulz 168
L. Napoleon Bonapartes erstes Auftreten. Von Karl Hillebrand 209
Graf Anton Auersperg. Von H. M. Richter 229
Giacomo Antonelli. Von C. Müller-Fürstenwalde 337
Zum Andenken an Louis Traube. Von Dr. J. H. Ritter. . . 425
Autobiographisches. Von Gottfried Keller 402
Sommerliche Briefe. 1) Ein Zeitbild. 2) Wie Hagen den Siegfried erschlug. 3) „Der Dichter." 4) „Bayreuth." Von Paul Lindau 21. 72. 88. 153
Wimmerle und Wusele oder der Ring des Saturn. Ein Ferienabenteuer von Johannes Scherr 180
Afrikaforschung und die internationale Conferenz zur Erforschung und Civilisirung Centralafrikas zu Brüssel. Von Gustav Nachtigal 243
Der Fall Bauffremont-Bibesco. Von Bluntschli 257
Ein Rundschreiben, welches der Präsident des Reichseisenbahnamtes an die deutschen Bahnverwaltungen erlassen sollte. Von L. Bamberger 97
In Betreff der orthographischen Reform. Von Daniel Sanders 24
Aus Oberöstreich. Ein Touristenblatt von Julius Duboc . . . 226
Wallfahrt nach Marpingen. Von Franz Woas 427
Gulyás und Halászlé. Plaudereien aus Ungarn. Von Karl Braun 262
Die Ruine von Canossa. Von Erich Altjung 358
Aus dem Lande der Sphinx. Von B. B. Schwarzbach. . . . 446
Die americanische Doctorfabrik. Der Nassauer Gemeinschaden. Americanische Gesellschaftsskizze von Eduard Wollny 195

4. Literarische Aufsätze.

a. Gedichte.

Neugriechischer Mythus. Von Emanuel Geibel 6
Stimmungsbilder. Nach Fr. Coppée von demselben . . . 265. 342
Legende vom Hinterhäuser. Von Friedrich Hornfeck 21
Kit Carsons Ritt. Von Jaaquin Miller. Deutsch von J. H. Becker 87
Vorgänge. Von Hermann Lingg 104
Einem jungen Freunde. Von Anastasius Grün 216
Zum 10. October 1876. (Heinrich von Kleists 100jährigem Geburtstage.) Von E. v. Wildenbruch 228
Der Dichter und die Amsel. Von Martin Greif 309
Drei Sonette. Von Otto von Leixner 325
Die Uhren. Ein Sylvestercarmen von Wilhelm Busch 441

b. Essais.

Schopenhauerianismus und Hegelianismus in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart. Von Eduard von Hartmann 18. 51. 84
Freiheit und Gleichheit. Von demselben. . . .247. 268. 283. 296. 315
Der Unglaube in unserer Zeit. Eine Betrachtung von Jürgen Bona Meyer. 3. 35
Der Fortschritt der anthropologischen Wissenschaft. Von Friedrich von Hellwald 100
Das Theaterschulwesen. Ansichten und Entwürfe aus dem Nachlasse von Heinrich Marr. 231. 253
Maria Magdalena. Eine ästhetische Studie von Fr. Helbig . . 150
Goethes Beziehungen zur Geologie. Von A. Callenberg . 104. 134
Schwäbische Volkslieder. Von Schmidt-Weißenfels 147
Eine Erinnerung auf dem Gebiete der politischen Lyrik. Von W. Marr 106
Ein politisches Manifest von Heinrich von Kleist. Von Paul Lindau 294
1830. Von demselben 248
Die Literatur der Neuprovenzalen. Von M. von Szeliski 142. 156. 170. 188. 202
Der moderne französische Roman. Von G. H. 312
Macaulay als Redner und Staatsmann. Von A. Lammers . . 163
Lord Byron als Prosaiker. Von Eduard Engel 185
Das Pfaffenthum in der neueren holländischen Dichtkunst. Von Albert Haeger 197
Ueber die Iphisdichtung und die derselben zu Grunde liegenden Thatsachen. Von Carus Sterne 217
Ueber Pariser Argot. Von Paul Lindau 119
Neuerfundene Sprachen. Pigeon-English. Von Hermann Kindt 200

Digitized by Google

Seite

c. Literarische Kritik.

Ueber Bret Harte. Von Paul Lindau 6. 41. 54
Nach 30 Jahren. Neue Dorfgeschichten von Berthold Auerbach. Besprochen von demselben 266
Marcus König. Von Gustav Freytag. Besprochen von demselben 403
Ferdinand Kürnberger: „Literarische Herzenssachen." Reflexionen und Kritiken. Besprochen von demselben 382
Ludolf Parisius und die Altmark. Von Karl Braun 9
Ein Kampf um Rom. Von Felix Dahn. Besprochen von Carl Schulz 69
Hamerlings „Aspasia". Von Fritz Mauthner 166
Barthenia. Roman von Wilhelm Jensen. Besprochen von Konrad Telmann 277
Georg Jenatsch. Besprochen von Hermann Lingg 329
Sleswig-Holsteener Buerngeschichen. Bun Angelius Beuthien. Besprochen von F. G. B. Avé-Lallemant 363
Verfehlte Liebe. Roman von Hans Hopfen. Besprochen von R. L. 362
Einkehr und Umschau. Neueste Gedichte von Friedrich Bodenstedt. Besprochen von M. Carriere 343
Neue Poesien. Von O. von Leixner 121
„Aus Halbasien" von K. E. Franzos. Von demselben 136
Historische Revue. Von W. Pierson 138
Zur Geschichte der Juden in Wien. Von Walter Rogge . . . 113
Die Hundertjährige Republik. Von E. L. 155
Culturhistorische Bilder aus der alten Mark Brandenburg. Von O. Schwebel. Besprochen von Th. Fontane 427
Ein Musterlehrbuch für Elementarschulen. Besprochen von Fr. Bauer 445
Allgemeine deutsche Biographie. Von K. Th. Heigel 59
Eine neue Biographie von D. F. Strauß. Von S. Hammerschlag 250
Gesammelte Schriften von David Friedrich Strauß. Besprochen von Theobald Ziegler. 326
Zum alten und neuen Glauben. Von Wilhelm Bolin. 27
Zum Bildungskampfe unserer Zeit. Von Jürgen Bona Meyer. Besprochen von Emil Lehmann 310
Max Müllers Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. Von J. Mähly 116
Naturwissenschaftliche Revue. Von Carus Sterne. 140
Volksseele oder Bücherseele. Von demselben 11
Die österreichisch-ungarische Polarexpedition von 1872—1874. Von Jul. Payer. Besprochen von M. Lindeman 75
Du Bois-Reymond über den Darwinismus. Von Otto Zacharias 345
Mehemet Ali, Vicekönig von Egypten. Aus meinem Tagebuche 1826—1841. Vom Grafen Prokesch-Osten. Besprochen von Walter Rogge 322
„Ferien in England." Von Julius Rodenberg. Besprochen von R. L. 328
Vom übergeschnappten Touristenkauz. Von Woldemar Kaden . 279
Jenseits der Alpen. Von Ernst Lehmann 183
Ferdinand Hiller der Tonkünstler als Schriftsteller. Von Albert Hahn 44
Von Ferdinand Hiller. Von Berthold Auerbach 406
Italienische Tondichter von Palestrina bis auf die Gegenwart. Von Dr. E. Naumann. Besprochen von H. E. 426
Zur Kunstgeschichte. „Abhandlungen zur Kunstgeschichte als angewandte Aesthetik." Von Hermann Ulrici. — „Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts." Von Friedrich Pecht. Besprochen von M. Carriere 442

d. Bühnenkritik.

Eine neue Posse. (Drei Monat nach dato.) Von Paul Lindau 205
Dramatische Aufführungen. „Fatinitza", „Die Irrfahrten des Odysseus" und „Caprice." Besprochen von demselben 220
Die hohe Schule." Lustspiel in 4 Aufzügen von G. v. Moser und Julius Rosen. Besprochen von demselben 174
„Die beiden Waisen." Von A. D'Ennery und Comron. Besprochen von demselben 189

Seite

„Die Fremde." Schauspiel in 5 Acten von Dumas. Besprochen von Paul Lindau 234
„Der große Wurf." Lustspiel in 4 Aufzügen von Julius Rosen. Besprochen von demselben 281
Die neuen Stücke am Königl. Schauspielhause:
I. „Deutsche Treue." Vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen von F. Dahn 348
II. „Rose und Distel." Schauspiel in einem Act von H. v. Schmid. Die „Augen der Liebe." Lustspiel in 3 Acten von W. von Hillern. Besprochen von demselben 364
III. „Marino Faliero." Trauerspiel in 5 Acten von Heinrich Kruse. Besprochen von demselben 448
Eine Wohlthätigkeitsvorstellung. Delegirtenversammlung der Bühnenangehörigen. Von demselben 430
„Gudrun." Schauspiel in 5 Aufzügen von Karl Caro. Besprochen von O. v. Leixner 350
„Unsere Freunde." Lustspiel in 5 Acten von Max Ring. Besprochen von demselben 406
„Hôtel Godelot". Komödie von Sardou und Crisafulli. Besprochen von demselben 431
„Der Löwe des Tages." Posse in 3 Acten von H. Wilken. Besprochen von demselben 450

5. Musik und bildende Künste.

Richard Wagners „Rheingold". Von H. Ehrlich 13
— „Walküre". Von demselben 59
— „Siegfried" und „Götterdämmerung". Vorstudie. Von demselben 93
Das Bayreuther Festspiel. Von demselben 131
Ein Brief von Richard Wagner. Von Eduard Hanslick . . . 219
Von der Musiksaison. Von H. Ehrlich 268. 365. 432
Die Folkunger. Große Oper in 5 Acten von H. Mosenthal. Musik von Eduard Kretschmer. Besprochen von demselben 301
Der „Salon" von 1876. Von Albertus 29. 91
Die deutsche Kunstindustrieausstellung in München. Von M. Carriere 53. 108. 125
Die 50. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Gustav Floerke 236. 269. 284. 299. 316. 330. 346. 367. 388
Aus Europa. Aus Afrika. Hildebrandts Aquarellen. Dr. Falkensteins Loangoküste. Besprochen von Ludwig Pietsch . . . 384
Das königliche Schloß in Berlin. Von Alfred Woltmann. . . 386
Zwei Bilder in der Commandantenstraße. Von Theodor Fontane 406

6. Offene Briefe und Antworten.

In Bezug auf das Wort „Wag". Von August Grabow . . . 47
In Sachen der Agrarier. Von M. B. 63
Eine Berichtigung Lindemanns. Von einem Deutsch-Oestreicher . . 111
Zu dem Sommerlichen Brief „der Dichter". Von A. R. 143
Zu „Pariser Angot". Von Antiquarius 159
Zu demselben. Von M. O. 159
Nachtrag zu „Neuerfundene Sprachen". Von H. Kindt 271
Zur Feststellung des Geburtstages von Kleist. Von Prorector Schwarze 287
Zu Pigeon-English. Von Rothmann 303
Melodie des Liedes die „Schlacht bei Pavia". Von Avé-Lallemant 319
Ein Brief des Bauernphilosophen Deubler an Zschokke, mitgetheilt von dem Sohne des letztern 411
Eine stilistische Unart. Von Carl Weitbrecht 411
In Bezug auf „Freiheit und Gleichheit". Von Adolf Horwicz 435

7. Notizen.

15. 31. 60. 78. 111. 127. 143. 206. 223. 238. 270. 303. 318. 331. 369. 389. 408. 434. 451.

8. Bibliographie.

62. 79. 95. 111. 159. 239. 255. 319. 335. 351. 370. 390. 409. 412. 451.

Digitized by Google

№ 27. Berlin, den 1. Juli 1876. Band X.

EX BIBLIOTHECA LUDWIG SCHNEIDER

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ueber Wahlbewegung und Interessenvertretung. Von H. B. Oppenheim. — Der Unglaube in unserer Zeit. Eine Betrachtung von Jürgen Bona Meyer. — Literatur und Kunst: Neugriechischer Mythus. Von Emanuel Geibel. — Ueber Bret Harte. Von Paul Lindau. — Ludolf Parisius und die Altmark. Von Karl Braun. — Volksseele oder Bücherseele? Von Carus Sterne. — „Das Rheingold" von Richard Wagner. Vorstudie. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Ueber Wahlbewegung und Interessenvertretung.

Von H. B. Oppenheim.

Ob eine allgemeine Wahlcampagne eine Schule der politischen Intelligenz sei, ob aus dem großen Durcheinander von Wahlprogrammen, Verheißungen, Demonstrationen ꝛc. sich sichere Ueberzeugungen abklären, oder die abgeklärten Ueberzeugungen tiefer in die Massen dringen, darüber ließe sich wohl discutiren; gewiß aber ist eine allgemeine Wahlbewegung keine Schule der Moral. Wenn wir früher mit einem etwas voreiligen „Gott sei Dank, daß wir nicht sind, wie Jene", einen selbstzufriedenen Seitenblick auf die heftigeren Wahlkämpfe in Amerika, Ungarn oder England warfen, so, fürchte ich, werden wir jetzt allmählich zu der demüthigen Erkenntniß gedrängt, daß einem gesteigerten öffentlichen Leben auch die entsprechenden Nachtheile und Mißstände nicht erspart bleiben, und daß auch in dem blonden Germanien an Corruption, Verleumdungssucht und Gewaltthätigkeit bei gewissen Parteien durchaus kein absoluter Mangel ist. Allerdings richten sich der Grad und selbst die Qualität dieser moralischen Schäden nach dem allgemeinen Niveau der rauheren oder milderen Sitten. Dolch und Todtschläger spielen bei unseren Wahlacten keine Rolle; gewöhnliche Prügeleien finden höchstens in den Vorbereitungsstadien gelegentlich einmal statt. Die Wahllocale sind keine Beinhäuser für die Anatomie, wie z. B. im edlen Magyarenlande. Die persönliche Verleumdung wird nicht ganz so grob betrieben, wie in dem nordamerikanischen „Gleichheitsstall, der bewohnt von Freiheitsflegeln", aber die feinere Perfidie einerseits, die größere Leichtgläubigkeit andererseits und — rühmlicherweise — auch die höhere Empfindlichkeit für moralische Unzulänglichkeit gleichen die Wirkungen aus. Am wenigsten haben wir unter der baaren Bestechung zu leiden, mit welcher die Engländer trotz vieler legislatorischen Versuche noch immer nicht ganz fertig geworden sind. Es war ihnen nicht immer so sehr Ernst gewesen mit der Beseitigung dieses Schandflecks; es gab eine Zeit, wo die Engländer bei der teleologischen Betrachtung ihres constitutionellen Organismus der Bestechung einen Platz angewiesen glaubten, ungefähr wie in der Oekonomie der Natur dem unangenehmen, aber nützlichen Ungeziefer. Möglicherweise hat die organisirte Bestechung eine Zeit lang nicht blos wie eine Art von Wahlcensus gewirkt, sondern auch dem Einbrechen roher Gewalt oder anderer undisciplinirter Einflüsse vorgebeugt, zumal die beiden großen Parteien sich ziemlich gleichmäßig dieser Wahlmaschinerie bedienten.

Aus der gleichwerthigen Stellung dieser beiden großen, im Wesentlichen auf analogen Voraussetzungen beruhenden und beiderseits regierungsfähigen Parteien ging überhaupt allmählich ein Cartell und ein Wahlcomment hervor, welche bis zu einem gewissen Punkte Loyalität und Anstand über die Gesammtheit der Wahlhandlungen verbreiteten, was um so leichter Platz greifen konnte, als der Kreis der Wahlberechtigten enge war und sich nur nach langen Zwischenräumen schrittweise erweiterte. So weit sind wir aber in Deutschland noch lange nicht, daß wir mit festen Parteien als gegebenen Factoren zu rechnen hätten, so daß diese einander durchweg Achtung zollten und Rücksicht bewahrten. Daneben hapert es bei uns vielfach mit der Klarheit und Durchsichtigkeit, mit der Ehrlichkeit der Programme; denn in diesem, wie in manchem anderen Falle sind Klarheit und Ehrlichkeit dasselbe. Oefter noch als die Dummheit verbirgt sich die Unredlichkeit hinter der Confusion, welcher dann von der anderen Seite die Neuheit der Zustände, die noch weit verbreitete Unerfahrenheit, ein gewisser unpraktischer Sinn und die Mannichfaltigkeit der Theorien Vorschub leisten. Der Deutsche hat einen natürlichen Zug zu kleinen, machtlosen Parteiungen, gerade wie zu kleinen, einflußlosen Zeitungen, die sich gegenseitig das Gras unter den Füßen abmähen. Wir brauchen große Parteien ohne Detailquergeleien und dem entsprechend große Parteiorgane, — nicht aber, daß jede kleine Clique eine selbstständige journalistische Vertretung beanspruche, und jeder Journalist gleichsam „ein Narr auf eigene Faust" sei.

Ob es unter den gegebenen Umständen ein uneingeschränkter Vorzug ist, daß das deutsche Volk alle drei Jahre — und zwar mehrmals, für die verschiedenen gesetzgebenden Versammlungen — in corpore an die Wahlurne treten muß, das läßt sich wohl anzweifeln. Unleugbar ist das System der häufigen Wahl ein demokratisches, aber damit ist noch nicht gesagt, daß es ein zweckmäßiges sei. Die Principien lassen sich nicht in Zahlen ausdrücken; denn wenn man auf dem Wege der Entfaltung demokratischer Herrlichkeit zu immer kürzeren Wahlperioden vorrücken wollte, so hörte schließlich das Repräsentativsystem ganz auf, und selbst das Mandat impératif der französischen Radicalen, wie das schweizerische Referendum mit seinen Volksabstimmungen würden kaum der consequenten Durchführung des abstract gereinigten Demokratismus Genüge leisten. Die kurzen Wahlperioden haben vor Allem den Nachtheil, daß sie diejenigen Abgeordneten, welche sich noch nicht eine überwiegende Autorität erworben haben, nicht zur rechten Selbstständigkeit und kaum zur vollen Thätigkeit kommen lassen, und daß sie den populären Strömungen

Digitized by Google

leichtlich den Sieg über die reifere Ueberlegung gewähren. Wenn zwar dem System der kürzeren Wahlperioden der Vorzug nicht abgestritten werden soll, daß es einen lebhafteren Gedankenaustausch zwischen den Wählerschaften und den Abgeordneten fördert und die letzteren nöthigt, sich stets im Einklang oder doch in Verbindung mit jenen zu halten, so erschwert dieses System doch — wenigstens indirect — die Bildung eines festen Stammes parlamentarischer Kräfte und die Begründung großer und existenzberechtigter Parteien.

Wir sehen auch wirklich in Deutschland den Schwerpunkt der Parteibildungen viel zu sehr in die Wählerschaften verlegt, während bei der verhältnißmäßig noch bedeutenden politischen Unreife eines beträchtlichen Theiles der Nation es ersprießlicher wäre, wenn jede Partei erst die Probe parlamentarischer Thätigkeit zu bestehen hätte.

Gerade jetzt bleibt uns der Anblick solcher verwirrender Parteibildungen nicht erspart, welche auf parlamentarischem Boden ihrer inneren Widersprüche oder ihres verfassungswidrigen Charakters wegen kaum bis zu dem Stadium des Versuches gelangen könnten und schon um ihres naiv rohen Inhalts willen unter allgemeinem Gelächter zu Boden fallen würden. Ich gebe gern zu und habe früher selbst bei verschiedenen Anlässen ausgeführt, daß eine Partei neben den Parlamenten auch in der Nation wurzeln, daß sie noch etwas anderes, etwas mehr sein müsse, als eine bloße Kammerfraction. Dies ist ein Mehr der Forderungen, das Mindeste aber ist, daß eine Partei befähigt sei, innerhalb der natürlichen Gegensätze des Parlamentarismus Stellung zu nehmen. Was sich nicht einmal eignet, Fraction zu werden, hat nicht das Zeug in sich, eine Partei zu sein.

Selbst von dem Socialismus kann man behaupten, daß er wohl eine Secte, nicht aber eine Partei zu stiften im Stande sei. Zwischen der sogenannten Socialdemokratie und der wirklichen politischen Demokratie ist, trotz der klangvollen Namensverwandtschaft, eine nicht zu überbrückende Kluft. Von den rein kirchlichen Parteien gilt ungefähr dasselbe, und es ist darum ganz selbstverständlich, daß die eigentlichen politischen Parteien weder die Socialdemokratie, noch den Ultramontanismus als ebenbürtige und gleichberechtigte Glieder des politischen Organismus ansehen; sie stehen mit denselben nicht auf demselben Boden und finden bei ihnen nicht die nöthigen Voraussetzungen und Berührungspunkte zur Unterhandlung und Ausgleichung. Die Phrase von der Reichsfeindlichkeit dieser Verbindungen mag ja oft von erhitzten Widersachern gegen einzelne ihrer Mitglieder mißbräuchlich und übertrieben angewendet worden sein; allein unleugbar tragen die wahren Programme derselben einen allgemein staatswidrigen Charakter an sich. Freilich behaupten die Ultramontanen immer, und sogar die Socialdemokraten zuweilen, daß sie nur einem bestimmten Nothstande gegenüber sich vereinigt haben, und daß sie nur zu einer bestimmten Gesellschaftsclasse oder zu gewissen Gesetzen sich negirend verhalten. Dies ist aber nicht das Wesen ihrer Programme, deren eigentlicher Kern und Inhalt in der Negation des ganzen modernen Staates liegt. Es soll Niemandem verwehrt sein, in der Gegenwart einen theokratischen Staat zu träumen oder eine neue gesellschaftliche Form des Eigenthums und der Familie zu suchen; unstatthaft ist nur, sich mit solchen Phantasien und Problemen den politisch wirkenden Parteien anzureihen oder auf demselben Felde des parlamentarischen Wirkens gegenüber zu stellen.

Nicht ganz so grell tritt das Mißverhältniß des constitutionellen Staates zu den reinen Interessenparteien hervor, aber immer noch grell genug. Diese Interessenparteien, die man füglich nur als Interessengruppen betrachten dürfte, negiren nicht den Staat an sich, sie verlangen ja Hilfe von demselben, nur zu viel Hilfe; — aber sie widerstreiten den Grundbegriffen des constitutionellen Rechtsstaates. Gleich den Socialisten, haben sie nur materielle Interessen im Auge, und zwar speciell nur die Interessen eines Standes. Wenn die Socialdemokraten allerdings den Interessen des Arbeiterstandes ihre ausschließliche Aufmerksamkeit widmen, so wollen sie doch eben die ganze übrige Menschheit dem Arbeiterstande assimiliren; allein die Agrarier wollen blos die Interessen der Landwirthschaft (sogar nur der Großgrundbesitzer), die Schutzzöllner die der Fabrikindustrie (oder nur gewisser Industriezweige), die Zünftler die Interessen des Handwerks (eigentlich nur der Handwerksmeister) wahren und regeln.

Artikel 83 der preußischen Verfassung lautet: „Die Mitglieder beider Kammern sind Vertreter des ganzen Volkes. Sie stimmen nach ihrer freien Ueberzeugung und sind an Aufträge und Instructionen nicht gebunden".

Artikel 29 der Reichsverfassung sagt übereinstimmend: „Die Mitglieder des Reichstages sind Vertreter des gesammten Volkes und an Aufträge und Instructionen nicht gebunden".

Fast alle neueren Verfassungen enthalten eine ähnliche Verkündigung. Wenn solch ein Satz auch kein klagbares Recht enthält, so liegt doch unendlich viel mehr darin, als eine bloße Sittenlehre oder moralische Instruction. Es ist der Grundbegriff des Verfassungsrechtes, es ist der ganze Fortschritt vom altständischen zum constitutionellen Staatsrecht, welcher darin ausgesprochen ist. Wer durch die berechnete Aufstachelung roher Instincte, niedriger Leidenschaften und durch die täuschende Vorspiegelung einseitiger materieller Vortheile die Absonderung besonderer Interessengruppen erzielt, der sucht in der That die Verfassung zu untergraben. Jedes derartige Unternehmen trägt von Haus aus ein reactionäres Gepräge, so daß heuer ein halbwegs gebildeter Zeitungsleser gleich den versteckten Geheimerath Wagener dahinter wittert. Dieser mythisch gewordene Geheimerath, der von einem anderen Fabelwesen die Tarnkappe geerbt zu haben scheint, so daß weder die Justiz, noch die Polemik ihn greifen kann, — er ist ja der Vater oder Großvater des deutschen Socialconservatismus, der freilich auch gewissermaßen latitirt, und stand zu derselben Zeit, als er an dieser Mixtur braute, wohl auch Gevatter an dem homunculus der Schuster Panse und Genossen. Von den Arbeitern gingen nur Wenige auf den conservativen Leim; an den Zunftleuten war, selbst wenn man sie gewann, noch keine zahlreiche und keinenfalls eine sehr mobile Armee gewonnen. Um die Bauern für die reactionäre Fahne zu werben, schob man die Agrarier, neuerdings als sogenannte „Steuer- und Wirthschaftsreformer", vor, und um die zersprengten Malcontenten von einiger Halbbildung zu sammeln, wurde nebenbei die „organische Wirthschaftslehre" erfunden, welche eigentlich eine reactionäre Spielart des Kathedersocialismus ist und allerlei unklare Reminiscenzen aus der speculativen Philosophie enthält. Zur rechten Consistenz hat es das neue Wirthschaftssystem, dessen eigentlichen Inhalt mir noch Niemand sagen konnte, natürlich nicht gebracht; es spukt hier und da in gewissen abonnentenbedürftigen Zeitungen und wird manchmal sogar von einem Pseudo-Radicalismus gegen die liberale Wirthschaftsgesetzgebung ins Feld geführt.

Zwischen den Agrariern und den Zünftlern ist eine nahe Verwandtschaft; sie gehen beide von der Ansicht aus, daß sie es früher besser hatten, als jetzt, daß folglich der jetzige Zustand ein unsittlicher sei. Wer wird auch leugnen, daß die Zunftgenossen innerhalb der Zunft recht viele Vortheile genossen haben, deren sie durch die gesetzliche Gleichstellung der Classen und die Emanzipation des vierten Standes verlustig gingen; aber sie waren eben eine aristokratische Minderheit, und als die außerhalb der Zunft stehenden an Zahl, Kraft, Bildung und Bewußtsein hinreichend gewachsen waren, mußte die Zunft weichen. Auch dem Großgrundbesitzer verdenke ich es nicht, daß ihm die Zeit der Grundsteuerbefreiungen und der geschlossenen Landgemeinden als die goldene Zeit erscheint; aber er versuche nicht, dem befreiten Bauernstande und dem ländlichen Arbeiter von heute einreden zu wollen, daß diese es besser hatten, als der Bauer die Last der Grundsteuer allein trug, und als der Grundherr noch den Preis der ländlichen

Digitized by Google

Arbeit beliebig bestimmen konnte. In Preußen sind die Grundsteuerexemtionen sogar den Privilegirten mit deren Zustimmung abgekauft und reichlich bezahlt worden; Mancher hat dabei ein gutes Geschäft gemacht, es ist noch gar nicht lange her. Wie kommen die Herren nun dazu, nach kaum drei Lustren das Geschäft rückgängig machen zu wollen, ohne den Kaufpreis herauszubezahlen, und eine Last abzuschütteln, die längst zur Reallast geworden ist, und um deren vollen Betrag sie ihre Rittergüter billiger erworben oder ererbt haben! — Um diese in die Augen springende Ungerechtigkeit zu maskiren, predigen sie gegen die sogenannte „Doppelbesteuerung" überhaupt und wollen von directen Steuern im Wesentlichen nur noch die Einkommensteuer bestehen lassen. Das soll so recht loyal klingen, daß sie auch die Gebäudesteuer und die Gewerbesteuer abschaffen wollen, welche ja vorzugsweise auf den Städten lasten. Gar zu gütig, meine Herren! Will man die Doppelbesteuerung in dieser Weise beseitigen, so kommt man allerdings zu der einen, hohen und progressiven Einkommensteuer, von welcher die Socialisten faseln, welche aber wenig einbringen und nur das Capital aus dem Lande treiben würde. Einstweilen also wollen uns die Agrarier durch die Erfindung von neuen Steuern für 75 Millionen Mark (so viel betrüge nämlich der Ausfall für Preußen, worauf es zunächst gemünzt ist) glücklich machen. Zu ihrer Vorliebe für die Einkommensteuer mag es nicht wenig beitragen, daß der Grundbesitz, besonders der große, noch eine ganz eigene Art hat, sein Einkommen zu berechnen.

Seit jeher war in Preußen die altconservative Partei die Partei des großen Grundbesitzes, der ritterlichen Latifundien. Und obgleich keine andere politische Partei jemals rücksichtsloser und rückhaltloser die materiellen Interessen ihres Standes vertrat, wußten sich ihre Wortführer doch stets das Ansehen zu geben, als wären sie ganz und gar von religiösen Principien durchdrungen, als thäten sie Alles nur um Gotteswillen, für Thron und Altar, als wären sie so recht eigentlich berufen, dieser sündigen Welt ein Beispiel von Sittenreinheit und Entsagung aufzustellen. Daneben verschmähten sie die Erträgnisse und Genüsse dieser schlechten Erde keineswegs und belegten alle glänzenden und einträglichen Positionen gleichsam von Rechtswegen als den gebührenden Lohn ihrer Tugend und Frömmigkeit, wie ihrer Herkunft. Jedes Gesetz, jede Neuerung wurde von ihnen in der engherzigsten, aber auch in der kurzsichtigsten Weise nur an ihrem Sonderinteresse gemessen: z. B. die Wucher-, Credit-, Bank- oder Actiengesetze an deren Einflüssen auf den Realcredit, wobei sie sich, beiläufig gesagt, eben aus Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit über die pragmatisch-ökonomischen Wirkungen der Gesetze vielfach zu ihrem Nachtheile täuschten. Bei dem ganzen Complex unserer Freizügigkeits-, Coalitions- und Gewerbefreiheitsgesetze drehte sich Alles für sie um die Gefahr, daß der Tagelohn des ländlichen Arbeiters dadurch gesteigert werde. Ihr Verhältniß zu den Eisenbahnfragen ist dahin zu bezeichnen, daß sie auf Kosten der steuerzahlenden Gesammtheit die Transportmittel für ihre Producte unter dem Preise benutzen, die concurrirenden Producte aber möglichst fern halten möchten.

Und so in allen Dingen! Ist es da zu verwundern, daß die Partei, einen wie zahlreichen und mächtigen Stand sie auch vertrete, eben weil sie nichts Anderes vertrat, bei den vorigen allgemeinen Wahlen nur noch ein geringes Contingent von Mandaten behielt. Darum fühlt sie jetzt das Bedürfniß, unter fremder Flagge, d. h., wie ein Piratenschiff unter falscher Flagge zu segeln. Denn die Heuchelei des agrarischen Organs, daß die politischen Parteiunterschiede für sein Programm indifferent seien, verdient keine andere Bezeichnung.

Unangenehm können diese Manöver werden und sie gereichen unserem politischen Charakter nicht zur Ehre, aber sehr gefährlich sind sie nicht; vor den versammelten Wahlkörperschaften zeigen sie sich in ihrer Blöße und verschwinden in ihrer Kleinlichkeit. Schlimmer ist es, daß überhaupt in Deutschland so häufig noch an eine besondere Interessenvertretung gedacht wird, daß fast jede Gewerbsclasse meint, nur ihre Genossen verstünden, wo sie der Schuh drückt, ihr sei nur durch besondere Gesetze zu helfen und das allgemeine Gesetz schädige sie. Haben doch selbst die Schullehrer, welche der liberalen Partei so viel verdanken, einen „Tag" gehalten, um einen eigenen Vertreter zur Wahl zu bringen! Als ob es so schwer wäre, ihre Angelegenheiten zu verstehen, oder als ob es an Theilnahme für sie fehlte! — Es geht mit dieser Mannigfaltigkeit der Interessenvertretung überall, wie auf dem Gebiete des Schutzzolls: Die Sonderinteressen (der einzelnen Producenten) machen sich auf Kosten der Gesammtheit (der Consumenten) breit. Löst man die Gesammtheit derartig in ihre Bestandtheile auf, so hat man keine Gesammtvertretung mehr, sondern einen polnischen Reichstag. 400 Abgeordnete würden noch lange nicht hinreichen, um alle begehrlichen Interessengruppen einzeln darzustellen, und wer sollte den Ausschlag geben? — Es wäre ein Zustand, daß man sich den Absolutismus zurückwünschen müßte, um die Staatseinheit zu retten.

Der Unglaube in unserer Zeit.

Eine Betrachtung

von

Jürgen Bona Meyer.

Von Aberglauben ist Unglauben stets begleitet,
Und Aberglauben hat zum Glauben oft geleitet.
So im Unglauben ist der Glaube schon enthalten;
Durch Gottes Kraft gewendet, wird er sich daraus entfalten.

Diese Worte aus Rückerts Weisheit des Brahmanen möchte ich zum Motto dieser Betrachtung nehmen. Es sind ernste Worte, die auch für wichtige Geistesströmungen unserer Zeit passen werden, und eben diese lebendige Zeitbeziehung läßt mich hoffen, daß eine ernste Betrachtung darüber auch in diesem der Gegenwart gewidmeten Blatte am rechten Platze sein wird.

In meinem Buch „Zum Bildungskampf unserer Zeit" habe ich beiläufig schon einige Betrachtungen über den Aberglauben und den Unglauben unserer Zeit angestellt, den Faden dieser Erörterung möchte ich nun hier wieder aufnehmen und weiter spinnen, gewissermaßen zur Ergänzung des dort Gesagten nun einmal einen eingehenderen Blick auf diejenige Zeitkrankheit werfen, die gewöhnlich in Verbindung mit dem Aberglauben auftritt und meist auch in einem bemerkenswerthen Wechselverhältniß zu demselben steht. Wo der Aberglaube blüht, fehlt gewöhnlich auch sein Zwillingsbruder der Unglaube nicht, und es ist schwer zu sagen, wer von beiden auf den andern die größere Zugkraft ausübt, ob mehr der Aberglaube dem Unglauben oder der Unglaube dem Aberglauben die Wucherstätte bereitet.

Am Ende der Betrachtung will ich auf diese für unsere Zeit wichtige Culturfrage zurückkommen, zuvor aber genau bestimmen, was Unglaube genannt werden muß und welche Bedeutung der also bestimmte Unglaube in unserer Zeit thatsächlich einnimmt.

Wie aller Aberglaube offenbar ein Ueberglaube ist, bei dem zu viel geglaubt wird, so ist ebenso klar aller Unglaube ein Glaubensmangel. Aber wie es schwer ist, allgemein gültig zu sagen, wann so viel zu viel geglaubt wird, daß Aberglaube vorliegt, ebenso wenig leicht ist es, allgemein gültig denjenigen Glaubensmangel zu bezeichnen, der den Namen des Unglaubens unbedingt verdient. Der Muhamedaner schilt die Christen Ungläubige, und nicht alle Christen sind tolerant genug, nicht ebenso den Muhamedaner als Ungläubigen zu verdammen. Betrachten sich doch die Christen unter einander selbst noch vielfach wechselseitig als ungläubige Ketzer. Gäbe es keine andere Norm für die Bestimmung des Unglaubens als die jeweilige Meinung der verschiedenen Gläubigen, so ließe sich nichts weiter sagen, als daß ein Jeder Denjenigen für einen Ungläubigen erklärt, der

Digitized by Google

nicht glaubt, was er selbst glaubt, wie ein Jeder geneigt ist, Demjenigen einen Aberglauben zuzuschreiben, der mehr glaubt, als er selbst für glaubensmöglich hält. Zur Erfassung des Wesens des Aberglaubens habe ich versucht, über diese Relativität hinauszukommen und gemeint dies zu erreichen, wenn man bestimme, Aberglaube sei derjenige Glaube, der im Widerspruch mit festgestellten Thatsachen unseres Wissens von der natürlichen und geistigen Weltordnung angenommen und festgehalten werde. Sollten wir nun nicht ebenso zu einer festeren Bestimmung des Unglaubens gelangen können, um das Recht der wechselseitigen relativen Zuschiebung dieses Beinamens einigermaßen zu begrenzen? — Ich meine, daß dies in diesem Fall noch leichter ist als bei der Bestimmung des Aberglaubens. Der wahre, volle Unglaube schließt jeden Zweifel über das zu viel oder zu wenig Glauben vollständig aus, er will eben Nichtglaube sein. Der grundsätzlich Ungläubige will Nichts glauben, er will Alles erkennen und wissen, und was er nicht erkennt und nicht weiß, das eben will er auch nicht glauben. Der wahrhaft Ungläubige will nichts sein als ein Bürger der irdischen Sinnenwelt; er nimmt nur an, was er sieht und hört, oder was ihm von zuverlässigen Augen- und Ohrenzeugen als thatsächlich geschehen überliefert wird. Sein Unglaube gilt Allem, was über die Sinnenwelt hinausgeht, er leugnet alles Uebersinnliche, er kennt keine über den Stoff erhabene und den Stoff überdauernde Seele, er kennt keinen über die Sinnenwelt herrschenden, von ihr unterschiedenen Weltgeist, er hat keinen überweltlichen Gott. In dieser unbedingten Leugnung alles Uebersinnlichen also liegt das Wesen des wahren Unglaubens. Er verwirft in Wissenszuversicht jegliches Glauben, das mehr sein will als ein im praktischen Sinnenleben zulässiges Fürwahrhalten aus wahrscheinlichen Gründen. Der übersinnlichen Welt gegenüber ist seiner Meinung nach ein solches Fürwahrhalten unberechtigt, weil das Wissen darthut, daß es eine übersinnliche Welt überhaupt nicht gibt. Dieses Nichtglauben ist — Unglaube.

Daß nun dieser Unglaube gegenwärtig fast überall in den Ländern unserer Cultur eine große noch immer wachsende Verbreitung gefunden hat, ist unbestreitbar. „Die Menschheit wächst die Religion aus, wie ein Kinderkleid" sagt Schopenhauer in seinen „Parerga und Paralipomena" (II, 419). „Und — fügt er hinzu — es ist augenscheinlich, daß nachgerade die Völker schon damit umgehen, das Joch des Glaubens abzuschütteln; die Symptome davon zeigen sich überall, wiewohl in jedem Lande anders modificirt. Die Ursache ist das zu viele Wissen, welches unter sie gekommen ist. Die sich täglich vermehrenden und nach allen Richtungen sich immer weiter verbreitenden Kenntnisse jeder Art erweitern den Horizont eines Jeden, so daß der Mythenglaube schwinden muß."

Je nach der Natur der Länder steht dieser Umschwung neuesten Datums mehr oder weniger mit den Umgestaltungen des praktisch-socialen Lebens oder mit den Fortschritten des Wissens in engerem Zusammenhang, man kann sagen, in den romanischen und slavischen Ländern ursprünglich mehr mit socialen, in den germanischen Ländern mehr mit wissenschaftlichen Zeitbewegungen.

Frankreich kann in dieser Beziehung wirklich den zweifelhaften Ruhm in Anspruch nehmen, an der Spitze dieser allerneuesten Civilisation voranzuschreiten. Der Unglaube hat hier schon früh in den socialistischen Reformbewegungen einen fruchtbaren Boden gefunden. Ursprünglich waren allerdings die französischen Socialbewegungen nicht gegen jeden Religionsglauben gerichtet. St. Simon, Fourier, P. Enfantin, Cabet und Andere wollten keineswegs alle Religion abthun, sondern nur eine neue gründen, und der Priester Lamennais glaubte sogar seine socialen Forderungen mit dem Geiste des wahrhaft katholischen Christenthums in bestem Einklange zu wissen. Aber aus der Schule St. Simons entsprang eine neue Schulrichtung, deren Theorie wenigstens mit allem Glauben gründlich aufzuräumen trachtete, es war dies die philosophische Richtung des vor etwa einem Decennium gestorbenen A. Comte. Dieser Mann, der von den zwanziger Jahren an bis 1848 als Lehrer der polytechnischen Schule zu Paris gewirkt hat, ist der Begründer einer eigenen Weltanschauung geworden, Positivismus genannt. Nach dieser Weltansicht hat die Geistesgeschichte der Menschheit folgenden Verlauf. Ursprünglich vermag der nachsinnende Mensch sich die Natur nur abhängig zu denken von ihm ähnlichen persönlichen Wesen, die mit ihrem Verstand und ihrem Willen überall in die Weltgeschicke eingreifen. Es ist dies die theologische Auffassung des Weltzusammenhanges, sie kennzeichnet das Kindheitsalter menschlichen Nachdenkens. Bei fortschreitender Erkenntniß werden dann an die Stelle der Götter von der Natur unterschiedene Kräfte und Ideen als wirkende Mächte gesetzt, es ist dies die philosophische metaphysische Ansicht der Dinge, sie kennzeichnet das Jugendalter der Menschheit. Endlich wird auch dieses Hinausgehen über die Natur überwunden, der menschliche Geist begnügt sich zu wissen, was er sinnlich in der Welt erkennt, er beschränkt sich darauf, im positiv Wahrnehmbaren das Gewisse, die Thatsache und das Gesetz festzustellen und zu erkennen. Diese Auffassung kennzeichnet das gereifte Mannesalter der Menschheit. Zu diesem arbeiten wir uns jetzt auf allen Gebieten des Wissens mehr und mehr so empor, wie dies auf einigen Gebieten wie z. B. der Astronomie, Physik und Mathematik schon länger der Fall war. Das Zeitalter des vollen Wissens beginnt nun, die Zeiten des Glaubens und Speculirens sind vorüber. Wer noch in ihren Anschauungen lebt, steht nicht auf der Höhe seiner Zeit.

Daß Comte selbst trotz dieser positivistischen Theorie den Plan zu einem neuen Religionscultus entworfen hat, davon sehen wir vorläufig ab. Gewirkt hat er besonders durch diesen positiven Ausschluß jeglichen Glaubens, durch die Betonung der Alleinherrschaft des Wissens. Gerade dies hat in Frankreich einen der namhaftesten Gelehrten, den Akademiker Littré, zu seinem entschiedensten Schüler gemacht und hat ihm später auch bedeutende Anhänger besonders in England und Nordamerika, aber auch bei uns in Deutschland erworben. — Der Goethebiograph Lewes, der Culturhistoriker Buckle sind Positivisten, auch der Philosoph Mill steht ihm nicht fern, und bei uns hat der leider zu früh verstorbene Abgeordnete Twesten sich öffentlich zu der positivistischen Grundanschauung Comtes bekannt.

In Frankreich bietet dieses System den wissenschaftlichen Rückhalt des in den Stürmen der Commune offen zu Tage getretenen Unglaubens, der auf Vernichtung allen Glaubens ausgehenden fanatischen Gottlosigkeit. „Le bon Dieu a fait son temps, en voilà assez" sagte Varlin, das Haupt der Internationale zu Paris.

Daß Neigungen zu solchem Unglauben auch in anderen Kreisen als denen der Communards verbreitet sind, trat in den letzten Jahren mehrfach zu Tage. Selbst im Schoße der Freimaurerlogen kamen solche Ansichten zur Sprache. Ein Freimaurer Henri Martin, Mitglied der Nationalversammlung, hatte im October 1866 im „Siècle" geschrieben: „Die Freimaurerei sei eine theistische Gesellschaft, welche Männer von jeglichem religiösen Bekenntniß in ihre Mitte aufnehme, jedoch unter der Bedingung, daß sie das Princip der religiösen Freiheit bekennten. Ihr Zweck sei das Wohl der Menschen und der Fortschritt der Welt; und ihre Theilnehmer seien die Gehülfen Gottes bei dieser wichtigen Arbeit. Die Rechtgläubigen der Freimaurer seien vollkommen in ihrem Recht, wenn sie Denjenigen den Titel Freimaurer entzögen, welche den Weltenbaumeister verwürfen und die Tempel niederrissen." — Gegen diese Worte erhoben sich andere Freimaurer, die nicht dulden wollten, die Freimaurerei als eine Gesellschaft darzustellen, die das Dasein Gottes festhalte und an einen Baumeister des Universums glaube. Es erfolgten Proteste von verschiedenen Seiten. Henri Martin konnte sich darauf berufen, daß die Frage ein Jahr zuvor auf dem großen Freimaurerconvent zur Erörterung gestellt und zu Gunsten des Theismus entschieden war. Dieser Convent hatte über eine neue Constitution für die französische Maurerei zu beschließen. Dabei kam zur Sprache, ob auch in Zukunft der alte Freimaurerspruch „zur Ehre des großen Baumeisters des Universums" an der Spitze aller Erlasse beibehalten

Digitized by Google

werden sollte. Von 151 bei dem großen Orient in Paris eingelaufenen Constitutionsprojecten hatten 60 verlangt, daß alle Formeln, welche das Dasein Gottes bestätigten, vollständig abgeschafft werden sollten. Nach hitzigen Debatten war die Beibehaltung beschlossen worden.

Infolge der eingegangenen Proteste kam nun die Angelegenheit in der Generalversammlung des großen Orient vom Juni 1867 noch einmal zur Sprache und wurde noch heftiger erörtert. Es waren 269 Delegirte anwesend, die 183 Logen repräsentirten. Die Gegner der Formel behaupteten, die Freimaurerei müsse eine Definition von Gott geben oder gar nicht mehr von Gott sprechen. Denn alle Götter zulassen, sei so viel wie Gott leugnen. Die Moral brauche man nicht auf Gott zu stützen. Nehme die Maurerei die Gottesidee an, so werde sie aus einer freien Vereinigung eine Kirche. — Pelletan wies darauf hin, daß man ja schon jetzt bei dem Freimaurer nach der Art seines Gottesglaubens gar nicht frage. Und ein anderer Bruder Garisson erinnerte, daß selbst Proudhon als Freimaurer aufgenommen worden sei, der gesagt habe: „Gott sei das Uebel", und auf die Frage: „Was ist man Gott schuldig?" geantwortet habe: „Den Krieg". — Trotz alledem siegten in der Versammlung Diejenigen, welche behaupteten, die Freimaurerei sei die älteste Tochter des Theismus, und welche deshalb die Erinnerung an den Gottesglauben in der Formel nicht missen wollten.

Sieht man nun auch aus diesen Verhandlungen, daß die Mehrheit des über ganz Frankreich verbreiteten Maurerthums noch an dem Gottesglauben festhalten will, und sieht man auch nicht ganz klar, daß die Opposition auf jenen Versammlungstagen ihn unbedingt verwerfen, sondern nur, daß sie ihn nicht als eine Logenformel bestätigen will, so nimmt man doch gewiß nicht zu viel an, wenn man denkt, daß diese Opposition wenigstens zum Theil aus dem Unglauben entsprungen ist. Die gegnerische „Monde-Maçonnique" vom Juli 1867 konnte nach dieser Abstimmung noch schreiben: „Unsere Gegner haben nur das Recht erreicht intolerant zu sein. Die Freimaurerei wird aber vor wie nach bleiben der allgemeine Tempel, welcher für ewige Zeiten ebensowohl den Atheisten, wie auch den Pantheisten geöffnet ist".

Daß wirklich so weit gehende Ansichten des Unglaubens unter den Freimaurern Anhang gefunden haben, trat allerdings auf der Versammlung der Loge zu Lüttich im Jahre 1865 zu Tage. Dort bekannte ein Maurer die Meinung, der Name Gottes sei ein leeres Wort ohne Sinn, nur die Schwachköpfe sprächen und träumten noch von einem Gott. „Es ist nicht nur nothwendig, daß wir uns über die verschiedenen Religionen stellen, sondern wir müssen jeden Glauben an irgend welchen Gott verwerfen." — In Belgien überhaupt scheint der Unglaube einen fast noch günstigeren Boden gefunden zu haben als in Frankreich; ich erinnere an die jungen Leute, welche vor einigen Jahren auf einem Congreß zu Lüttich die fanatischen Worte ausstießen: „Haß gegen Gott! Krieg gegen Gott! Man muß den Himmel wie ein papiernes Dach zusammenreißen!" Hier war es auch, wo im Jahre 1868 Dupont vom Generalrath der Internationalen den Brüsseler Congreß mit den Worten schloß: „wir wollen keine Religion mehr, denn die Religion erstickt den Verstand".

Ganz erfüllt nun von diesem modernen Glaubenshaß ist zur Zeit die nihilistische Jugend Rußlands. Einer der ersten Verbreiter dieser Richtung war Tschernischewski mit seinem vielgelesenen Roman: „Was thun?" — Derselbe galt als Evangelium der neuen russischen Demokratie. Eine höchst lebendige Schilderung dieses Nihilismus gab Turgenieff in seinem Roman „Väter und Söhne". „Wir handeln in Rücksicht auf das, was wir für nützlich halten," sagte der junge nihilistische Bazanof zum Altrussen Kirsanof. „Heut scheint es uns nützlich zu verneinen und wir verneinen." — „Alles?" — „Unbedingt Alles." — „Erlaubt — sagt Kirsanof — Ihr leugnet Alles oder vielmehr Ihr zerstört Alles; indessen, man muß auch wieder aufbauen." — „Das geht uns nichts an, man muß vor Allem den Platz räumen." — In dieser Gesinnung verneint die nihilistische Jugend einstweilen Alles — Eigenthum und Ehe, Kunst, Philosophie und Religion — kurz jedes Ideal, das über die nackte Sinnenwelt hinausführt.

Diese nihilistische Gesinnung hat der russische Flüchtling Bakunin zunächst in die Flüchtlingskreise der Schweiz und von hier auch in die Volksbewegung Spaniens hineingetragen. Als im Jahre 1868 der Freiheitscongreß in Bern ihm nicht weit genug ging, gründete er getrennt von der Internationalen die „Alliance internationale de la démocratie socialiste", mit dem Programm: „Die Allianz erklärt sich für atheistisch. Sie will die Abschaffung aller Culte, die Ersetzung des Glaubens durch das Wissen, der göttlichen Gerechtigkeit durch die menschliche".

Hängt nun somit in diesen Ländern der Unglaube offenbar enger zusammen mit socialen Reformbewegungen der Zeit, so zeigte er sich in England und Deutschland ursprünglich in gewissen Kreisen wissenschaftlichen Fortschritts, behielt daher zuerst eine gewisse Zurückhaltung, einen Anflug von Luft der Gelehrtenstube — möchte ich sagen —, den die Masse scheute. Die freigeisterische Philosophie Feuerbachs aus den vierziger Jahren stand der Masse doch zu fern, um sie unmittelbar zu ergreifen. Auch von Czolbes mit sittlicher Wärme dargelegtem Atheismus haben wohl nur gelehrte Kreise Notiz genommen. Das vierbändige zusammengelesene Sammelsurium alter und neuer Ansichten, welches der Ingenieur Radenhausen unter dem Titel „Isis" seiner Mitwelt dargeboten hat, ist weiter verbreitet worden, aber nicht ein Jeder wird wissen, wie er sich in diesem Wald mitgetheilter Ansichten zurecht finden soll. Auch das liebenswürdige Buch von Duboc, in welchem derselbe neuerdings „Das Leben ohne Gott" gemüthlich und sittlich annehmbar darzustellen sich bemüht, wird schwerlich eine große Zukunft in unserm lesenden Volke haben. Noch weniger Verbreitung wird das dicke Buch von Philipp Mainländer finden, in welchem derselbe unter dem Titel einer „Philosophie der Erlösung" den auf Wissen gegründet sein sollenden Atheismus als erlösende Zukunftsansicht darbietet. Von Seiten der Philosophie hat neuerdings unzweifelhaft David Strauß' „Alter und neuer Glaube" am meisten zur Verbreitung modernen Unglaubens beigetragen. Er hat dem geflügelten Wort Nachdruck gegeben, daß das Gebiet der Religion stetig zusammenschrumpfe, wie das Gebiet der Rothhäute in Nordamerika.

Mehr aber noch als diese Philosophen haben unstreitig einige naturhistorische Schriftsteller zur Ausbreitung der Meinung beigetragen, daß es nunmehr zu Ende sei mit dem Glauben, und daß das Reich des Wissens nun bald zur Alleinherrschaft gelangt sein werde. Was Haeckels Schöpfungsgeschichte in dieser Hinsicht durch die Zuthat scheinbar wissenschaftlicher Gründlichkeit erreicht, hat Büchners Kraft und Stoff durch die leichtere Form pikanterer Verständlichkeit für Jedermann in noch weitere Kreise unseres Volkes getragen. Neuerdings ist Büchner auch mit einem Vortrag über oder vielmehr gegen „den Gottesbegriff und dessen Bedeutung in der Gegenwart" in der Tasche durch Nordamerika, England und Deutschland gezogen, um überall den fruchtbaren Saamen seiner Weisheit auf dem offenen Lebensmarkte auszustreuen. In diesem zuguterletzt auch gedruckten Vortrag behauptet er am Schluß, der Theismus oder der persönliche Gottesglaube führe, wie die Geschichte unwidersprechlich zeige, zum Monarchismus und zur Priesterherrschaft, — der Pantheismus oder der Glaube an den Allgott führe, wo er herrschend werde, zur Verachtung des Sinnlichen, zur Verneinung des Ich, zur Stabilität oder zum Stillstand. Dagegen der Atheismus oder der philosophische Monismus (die Einheitsphilosophie, wie er den Materialismus getauft wissen will, weil derselbe den Gegensatz von Stoff und Kraft in der Einheit der Materie aufgehen läßt) allein führe zur Freiheit, zur Vernunft, zum Fortschritt, zur Anerkennung des Menschen und des echten Menschenthums — mit einem Worte zum Humanismus. „Dieser Humanismus strebt — nach Büchner — die volle, freie Menschheit an und sucht die Motive seines Ethos oder seiner Sittlichkeit nicht in äußerlichen Beziehungen zu einem außer-

Digitized by Google

weltlichen Gott, sondern in sich selbst und in dem Glücke der Menschheit! Denn zahllose Erscheinungen haben ihn darüber belehrt, daß Tugend und Sittlichkeit unabhängig sind von religiösen Vorstellungen, und daß es beinahe ebenso viele Religionen wie Menschenköpfe gibt, während der Mangel an Zufriedenheit und Wohlergehen auf Erden durch keine Religion ersetzt werden kann."

Der Gottesglaube wird nach Büchners Meinung nur dadurch gehalten, daß man ihn als unentbehrliche Grundlage aller gesellschaftlichen Ordnung darstellt, ohne welche die Menschen nothwendig in Barbarei und Anarchie versinken müßten. Gott spiele dabei gewissermaßen die Rolle eines Popanzes oder Polizeibüttels, welcher stets mit aufgehobener Ruthe vor den Menschen stehe und ihnen wie bösen Kindern drohe: Wenn Ihr nicht artig seid, so werde ich Euch an mich denken lehren! — Auf diesem Polizeistandpunkt stehe noch durchweg das Princip unserer europäischen Staatsreligionen, die eine Art von moralischem Zuchthaussystem darstellten. Hartnäckig und eigensinnig halte man an diesem Principe fest, obgleich die Erfahrung in anderen freien Ländern längst die Entbehrlichkeit eines solchen Zuchthaussystems zur Evidenz bewiesen habe. Zahllose Erfahrungen der Geschichte und des täglichen Lebens bewiesen die Falschheit dieses Polizeistandpunktes. Seiner festen Ueberzeugung nach habe der Gottesglaube als solcher noch niemals Jemanden ernstlich von Verbrechen zurückgehalten, während andererseits zahllose Greuel der Geschichte durch ihn verschuldet worden seien. Die gottesgläubigsten Länder und Zeiten seien in der Regel auch die unmoralischsten und schlimmsten gewesen. Er brauche nur an Spanien, Italien, Irland, an die traurigen Zeiten des Mittelalters zu erinnern. Daß es von jeher unter den Gottesgläubigen unzählige Bösewichter und zwar der raffinirtesten Sorte gegeben habe, sei ebenso bekannt, als daß ungläubige Menschen oft, ja in der Regel sich durch moralischen Lebenswandel auszeichneten. In Wirklichkeit seien — könne man wohl sagen — die meisten Menschen in der Theorie (d. h. in ihrem Glauben, ihren Ansichten, ihren Gebeten) Theisten, aber Atheisten in ihrem Handeln. Von je hätten die Handlungen der Menschen sich nicht nach ihrem religiösen Glauben bestimmt, sondern nach den mannichfaltigen und wechselnden Einflüssen von Stand, von Beruf, von Gewohnheit, von Sitte, von Bildung, von Furcht vor Gesetz oder Strafe, von Rücksicht auf guten Ruf und Schande, auf Glück oder Unglück. Recht deutlich zeige sich das auch an unserem staatlichen Leben. Unser gesammtes Rechtswesen und damit auch unser Rechtsbewußtsein habe gar keine Beziehung zum christlichen Gottesbegriff, sei zumeist heidnischen Ursprungs.

Was also jetzt gewonnen wird, kann nach Büchner nichts anderes sein, als das Bewußtsein dieser Gottlosigkeit, das klare und bestimmte Erfassen dieses Unglaubens als des allein berechtigten Standpunktes geistiger Bildung. Es bleibt für Büchner in unserer Welt nur die menschliche Vernunft als geistige Potenz übrig. „Diese Vernunft steht daher ganz allein auf sich selbst, und sie allein ist Richterin über sich und die Wahrheit! Alle Wahrheit liegt daher lediglich in uns selbst und in unserm freien Denken, welches unverträglich ist mit jeder Art von Autoritätsglauben, und welchem Niemand (und sei er der Gelehrtesten Einer) wagen darf, bestimmte Grenzen setzen zu wollen. — Nicht Gott erschafft die Welt, sondern der Theist erschafft den Gott und damit auch alle aus diesem Glauben entspringenden nachtheiligen Consequenzen."

Durch solche oft wiederholte Auslassungen hat offenbar Büchner mehr als irgend Einer sonst in Deutschland dazu beigetragen, die Saat des Unglaubens, die zuerst in den Studirstuben von Philosophen und Naturforschern zu keimen anfing, über die breite Masse des Volkes auszustreuen. Nun ist auch hier die Saat üppig aufgegangen und bildet jetzt auch bei uns ein wesentliches Moment des socialen Culturkampfes.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Neugriechischer Mythus.

Hoch auf Suniums Felsenklippe
An zerborst'ner Tempelwand
Zwischen Schutt und Dorngestrippe
Lehnt' ich, als der Abend schwand.

Um die Säulenknäufe flogen
Möwenschwärme kreischend her,
Und im endlos weiten Bogen
Mir zu Füßen lag das Meer.

Und indeß im Spätrothscheine
Fern den Blick ich schweifen ließ,
Plauderte die braune Kleine,
Die vom Thal den Pfad mir wies.

Vieles wußte sie zu melden
Von der großen Perserschlacht,
Von Themistokles, dem Helden,
Welcher Hellas frei gemacht;

Wie er klug den Sieg erworben,
Durch geweihten Spruch belehrt,
Wie er drauf verbannt gestorben
Und im Tod erst heimgekehrt.

Dort an jener Felsenecke,
Sprach sie, glänzt an stillem Tag
Durch die grüne Wasserdecke
Ein versunkner Sarkophag.

Drinnen lag der Held begraben,
Doch das Meer hat ihn erwühlt,
Und die großen Wogen haben
Sein Gebein hinweggespült.

Aber einst, hab' ich vernommen,
Wird der Retter Griechenlands
Aus der Tiefe wiederkommen
Und uns führen gen Byzanz;

Wird uns dort das Reich bestät'gen
Und erhöhn das Kreuzpanier! —
Also sprach das Hirtenmädchen,
Und die Augen glänzten ihr.

Fern vergingen Luft und Welle
In azurner Finsterniß,
Und des Mondes erste Helle
Dämmert' über Salamis.

Emanuel Geibel.

Ueber Bret Harte.

Man braucht kein besonders aufmerksamer Beobachter zu sein, man braucht sich nur Augen und Ohren nicht geflissentlich zu verschließen, um die Wahrnehmung zu machen, wie sich in jüngster Zeit im Westen, in dem interessanten, tüchtigen und uns so sympathischen Amerika, eine Literatur herausgebildet hat und sich weiter zu entwickeln trachtet, welche ihre Wurzeln in den heimatlichen Boden geschlagen hat, aus ihm heraus ihre Lebenskraft zieht und in ihren Früchten die Eigenart dieses heimatlichen Bodens erkennen läßt — eine nationale Literatur.

Noch bis vor wenigen Jahren waren es eigentlich nur die

Digitized by Google

Werke zweier in Amerika gebornen Dichter, welche die ihnen innewohnende Kraft bis über den Ocean zu uns herübergetragen hatte. Es waren die Dichtungen Longfellows und die phantastisch aufgeregten Gebilde Edgar Poes. Longfellow hat sich mit der Literatur der alten Welt sehr vertraut gemacht, dieselbe während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Europa gründlich studirt, namentlich auch viele unserer deutschen Gedichte ins Englische übersetzt, und seinen eigenen Poesien merkt man es an, daß sich der amerikanische Dichter an den großen Dichtern Europas gebildet hat. Die innere Nothwendigkeit, welche gerade auf die neue Welt als auf den Ort ihrer Entstehung hinweist, ist nicht vorhanden. In weit höherem Maße haben die großartigen Absonderlichkeiten Edgar Poes einen heimatlichen Zug. Für den Kenner braucht nicht gesagt zu werden, wie sehr sich die grausig unheimlichen Phantastereien Poes zum Beispiel von den Nachtgeschichten unseres E. T. A. Hoffmann unterscheiden. In Poes dichterischen Werken werden wir, außer von den schriftstellerischen Qualitäten, noch von etwas Anderem berührt: wir empfangen den Eindruck des Fremdartigen, des uns Unbekannten; wir fühlen, es ist der Ausdruck von Empfindungen, die wir nie gehabt haben, die wir unter den Bedingungen unseres modernen Lebens, unter unsern feststehenden Verhältnissen, bei unserm socialen Verkehre auch wohl niemals haben könnten. Es ist die Aeußerung einer andern Cultur — einer andern, wir sagen damit nicht: einer geringeren. Gleichwohl mochten wir zunächst Anstand nehmen, Edgar Poe als den Repräsentanten der neuen amerikanischen Literatur hinzustellen. Der Dichter des „Raben" und des „house Usher" ist eben vor Allem ein phantastischer Sonderling, hüben wie drüben — und das, was auf uns die Wirkung des uns Fremdartigen ausübte, war vielleicht nicht auf die nationale, sondern auf die rein individuelle Eigenheit des Dichters zurückzuführen. Den Poe'schen Dichtungen konnte man wegen ihrer krankhaften Ausschweifungen und genialen Zügellosigkeiten eine Sonderstellung anweisen; auch sie brauchten nicht nothwendiger Weise neuweltlich zu sein. Das gebrannte Wasser ist kosmopolitisch; und der Duft von Spirituosen, der die oft wunderbar poetische Würze der Poe'schen Dichtungen siegreich durchkämpfte, brauchte nicht gerade amerikanisch zu sein.

Da sind nun aber in jüngster Zeit in demselben Amerika Dichter aufgetaucht, deren Charakter und Bedeutung leichter festzustellen ist. Ihre Werke sind ruhiger, gemessener, von verwirrenden Sonderheiten des schöpferischen Individuums nicht beeinflußt. Diese Werke sind objectiver. Bei der Lectüre werden wir nicht beständig an den Dichter, der sie geschaffen hatte, erinnert. Und vergegenwärtigen wir uns die dichterische Persönlichkeit, so sehen wir nicht, wie bei Poe, das elende, von Schicksalsschlägen zertrümmerte und zerrüttete Wesen vor uns, das sich überreizt und betäubt und der gefährlichen Wollust am Schauerlichen rückhaltslos sich hingibt; wir sehen normale, reich begabte Individuen, ausgestattet mit einer seltenen Gabe der Beobachtung, mit tiefem Empfinden für die wunderbare Schönheit ihrer Natur, für die guten und schlechten Eigenschaften, besonders für die Wunderlichkeiten der Leute, mit denen sie in ihrer Heimat zusammengetroffen sind; und mit der Gabe, für das Beobachtete und Empfundene den Ausdruck zu finden, den sie für den richtigen halten. Hier haben wir also keine krankhaften Verschiebungen und Verzerrungen, sondern das Correcte und Gesunde. Aber auch hier — ich habe vornehmlich die Werke von Bret Harte vor Augen — haben wir dasselbe Gefühl, das sich unser bei der Lectüre der Poe'schen Dichtungen bemächtigt: das Gefühl, daß diese Werke aus den Anschauungen und Empfindungen, aus den Erfahrungen und Kenntnissen unserer alten Welt, mit einem Wort aus jenem Complex geistiger Arbeit, den wir schlechthin als unsere „Cultur" zu bezeichnen pflegen, heraus nicht so geschrieben werden konnten.

Die Werke Bret Hartes sind wirklich national, sie sind vom Amerikanismus ganz durchtränkt. Der Dichter hat sich in seinem Vaterlande von Jugend auf mit Dingen vertraut gemacht, von denen wir keine Ahnung haben. Er geht von Voraussetzungen aus, die wir nicht kennen. Es bleibt uns daher Vieles von dem, was er sagt, unklar, sogar unverständlich. Was aber aus diesen Werken und selbst aus ihren dunkelsten Stellen immer sieghaft hervorleuchtet, das ist die ungewöhnliche, unverfälschte und unverkümmerte dichterische Gewalt. Sie trifft unser Auge um so sicherer, als sie in ihrem eigenen Lichte strahlt, und nicht in dem von einer andern Sonne erborgten Scheine. „Man merkt diesen Leuten an," sagte mir Dingelstedt einmal in einer Unterhaltung, die wir über die neuen amerikanischen Dichter hatten, „daß sie weder Schiller noch Goethe gehabt haben". Dieses geistreiche und wahre Wort erklärt in der That vor Allem den Zauber, den diese transatlantischen Dichter auf uns ausüben. Wissen wir Mancherlei nicht von dem, was Bret Harte in Fleisch und Blut übergegangen ist, so scheint er dagegen auch so Manches von dem nicht zu wissen, was uns angeboren und anerzogen ist; und wenn er es weiß, so ist er wenigstens im Stande, es zu ignoriren.

In einem Alter, in dem das eigene Empfinden noch viel zu schwach ist, um den starken fremden Einflüssen gegenüber seine Selbstständigkeit zu bewahren, wird uns — man nennt das „Bildung" — von außen her so viel Bewunderungswürdiges zugeführt, so viel Nachahmungswerthes hingestellt, daß wir Mühe genug haben, dies Fremde in uns aufzunehmen, und daß den eigenen Keimen der Raum, dessen sie zu ihrer Entwicklung bedürfen würden, durch das, was wir in uns aufnehmen, sehr beschränkt wird. Bei schwächlichen Naturen werden diese Keime ganz erstickt, bei stärkeren ranken sie sich an den zugeführten mächtigeren Stoff an, aber nur bei den bevorzugtesten und stärksten schießen sie über dieses Fremde auf, entwickeln sich selbstständig und frei und finden in dem, was die schwachen erdrückt, eine solide Basis, einen festen Stützpunkt.

Für das Gesammtgebiet unserer geistigen Production sind die Rahmen von unsern Classikern festgestellt, und man achtet sorgfältig darauf, daß wir genaue Kenntniß davon erhalten, ehe wir noch selbst an das geistige Produciren denken können. Wir haben in Allem und für Alles unsere Muster; und wir wachsen in der Ueberzeugung auf, daß es unser höchstes Ideal sei, ihnen nachzustreben, und daß wir nie hoffen dürfen, sie zu erreichen. Beginnen wir mit dem Produciren, so ist unsere erste Sorge nicht etwa die, so zu produciren, wie wir es möchten, sondern so, wie es die großen Muster gethan haben. Durch unsere „Bildung" wird uns von vorn herein die Nachahmung beinahe zur Pflicht gemacht. Durch sie werden die Selbstempfinder nahezu ausgerottet, und ein Heer von jenen geistigen Arbeitern zweiter Klasse, von Nachempfindern und, um das schöne Goethe'sche Wort zu gebrauchen, von „Anempfindern" wird künstlich herangezogen. Da ist es denn leicht erklärlich, daß unsern Dichtern das starke Selbstvertrauen, die getroste Zuversicht des eigenen Könnens, die rechte Schaffensfreudigkeit abhanden kommt; daß sie das lähmende Bewußtsein, Alles, was sie machen könnten, wäre schon dagewesen und sogar schon besser dagewesen, mit Unlust und Verdruß erfüllt. Der begabte Dichter Adolph Böttger, mit dem ich während seines letzten Lebensjahres in Leipzig einige Male zusammentraf, und dem ich in freundlicher Form Vorwürfe darüber machte, daß er seit langer Zeit seine Feder habe rosten lassen, antwortete mir: „Wozu soll man überhaupt dichten? Es steht ja Alles im „Faust". Die Leute wissen's blos nicht. Es steht Alles im „Faust". Alles!"

Nun diese Amerikaner haben noch keinen „Faust", sie haben noch keine Classiker. Sie fürchten sich nicht vor dem Dagewesenen, sie schreiben lustig, flott, tollkühn darauf los. Sie sind weniger erfahren, aber ungleich ursprünglicher und frischer. In ihrer Literatur gibt es noch keine sinnreich angelegten und sorgsam gepflegten Chausseen, keine

Digitized by Google

Vicinalwege. Sie ist noch wie einer ihrer Urwälder, durch den sie sich selbst den Weg mit kräftigen Axtschlägen hauen müssen. Unter denen, die diese geistige Pionierarbeit verrichten, steht wohl Bret Harte oben an. Ich kenne von diesem, wie ich höre, sehr fruchtbaren Schriftsteller, nur etwa zwanzig Gedichte, ein halbes Dutzend californischer Geschichten und den vor Kurzem erschienenen Roman „Gabriel Conroy". Aber jede dieser Dichtungen hat mich durch die starke Originalität, die Frische und Wahrheit der Empfindung mächtig gepackt. Einzelnes ist mir wegen meiner ungenügenden Kenntniß der amerikanischen Verhältnisse unklar geblieben, Anderes hat mich unangenehm berührt; aber die wohlthätige Empfindung, einem Dichter, der wahr und getrost ist, gegenüber zu stehen, hat mich niemals verlassen. Er schreibt aus dem Vollen heraus, genau so, wie er es für richtig hält. Sein Ausdruck ist von einer ganz eigenthümlichen Schärfe, er funkelt in dem deutlichen Gepräge, wie er frisch aus der Münze der Gedanken hervorgeht. Er verabscheut das Kleingeld der Gedankenlosigkeit und Phrasenhaftigkeit: alle die landläufigen Redensarten, die feststehenden Prädicate, die fix und fertigen Redewendungen, die in einem Lande, das auf seine Classiker stolz sein darf, im täglichen Gebrauch von Hand zu Hand gehen und so abgegriffen werden, daß die sinnliche Bedeutung der Prägung kaum noch zu erkennen ist. Seine Bilder sind von der liebenswürdigsten Einfachheit und der mächtigsten Anschaulichkeit. Er mag keine andern Regeln anerkennen als diejenigen, die sein eigener Geschmack, seine eigene Erkenntniß aufstellt. Ob er unsere Regeln überhaupt wohl kennt? Vielleicht; aber dann sagt er — und er beweist es durch seine Production —: diese Regeln mögen gut sein für Euch Europäer, aber für uns taugen sie nicht. Wir wollen wenigstens einstweilen einmal den Versuch machen, uns so zu behelfen. Wir Wilden sind eben andere, ja vielleicht sagt er mit Seumes Canadier, „der Europens übertünchte Höflichkeit" nicht kennt und nicht kennen lernen will, und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben, von Cultur noch frei im Busen fühlt: „Seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen!" Und er schlägt sich seitwärts in die Büsche.

Er versucht's also auf eigene Faust, und siehe da, es geht. Verlangt von seinem Roman „Gabriel Conroy" keine weise Oekonomie in der Vertheilung des Stoffes, keine kunstgerechte Composition, keinen Aufbau nach so oft bewährter Methode! Verlangt von ihm keine geschickte Führung der handelnden Personen, keine sinnvolle Knüpfung der Fäden, keine überraschende Lösung! Wenn Ihr so zu ihm sprächet, würde er Euch kaum verstehen, und verstände er Euch, ich fürchte, er würde Euch auslachen.

Wie soll man nun gar dem Regellosen und Regelwidrigen mit einer regelrechten Kritik zu Leibe gehen? Das ganze glänzende kritische Rüstzeug, mit dem man sonst so hübsch paradiren kann, versagt; es versagt sogar das so beliebte „Secirmesser" — wieder einer jener verwünschten Ausdrücke, von deren anspruchsvoller Bedeutung man sich durch den beständigen Gebrauch gar nicht mehr Rechenschaft ablegt! Nehmt nur einmal das große Messer, das Euch so blinkend und so schneidig erscheint, und versucht Eure Secirkunst an Bret Harte — da werden Euch die Augen aufgehen über die Vorzüglichkeit Eures Instrumentes! Ihr werdet merken, daß Ihr einen alten, wackligen, stumpfen, schartigen Schusterkneif in den Händen habt, mit dem Ihr kaum ein Stück alter Sohle absäbeln, geschweige denn ein Stück warmes Fleisch aus dem lebendigen Körper herausschneiden könnt, um es dann anatomisch zu untersuchen.

Bret Hartes „Gabriel Conroy" — ich glaube, es ist sein erster großer Roman — ist kein einheitlich abgestimmtes Gemälde. Man darf daher auch keine Perspective und keine zweckmäßige Vertheilung der Lichter und Schatten erwarten. Es ist überhaupt von der Composition eigentlich nicht die Rede; denn das ziemlich willkürliche Aneinanderreihen von verschiedenen Schilderungen, von rührenden und ergreifenden Scenen, die sich allerdings innerhalb eines bestimmten Kreises von Individuen abspielen, kann man doch füglich nicht als Composition bezeichnen. Das Buch läßt Maß und Ordnung vermissen. Es hat ganz den Charakter einer Skizzenmappe, hat deren uneingeschränkte Willkür, aber auch den Reiz und das Interessante des bei aller Unfertigkeit Vielverheißenden. So und so viel Blätter verschiedenen Formates, die einen mehr, die anderen minder ausgeführt, die einen unsere Theilnahme durch sich selbst erweckend, die anderen als eine Ergänzung zu einem Blatte, das wir schon gesehen haben, einzelne lose, andere zusammenhängend, aber alle das kräftige Talent, den kecken Strich, die Manier desselben hochbegabten Urhebers verrathend. Nichts Gesuchtes, überall Gefundenes. Immer haben wir die volle Freude an der Wahrheit, und auch da verläßt uns dieses beruhigende Gefühl nicht, wo wir nicht im Stande sind, die Schilderung mit dem Original zu vergleichen, weil wir eben das Original nicht kennen.

So seltsam uns die Figuren, die wir da vor uns sehen, erscheinen, so seltsam die Natur auf uns wirkt, in welche diese Figuren gestellt sind, wir empfangen stets den Eindruck: Das ist so, gerade so! Das ist nicht das Product des Angelernten und Gehörten, des Ueberkommenen, des allgemein Acceptirten, das ist dem lebendigen Leben nachgeschrieben, Zug um Zug. So wild und lieblich, so großartig und gewöhnlich, so üppig und öde ist die Natur Californiens. Und das sind wirklich die eigenthümlichen Wesen, die das Schicksal dorthin verschlagen hat, die sich dort durch den Gesellschaftstrieb des Menschen zusammengethan, ihre Eigenschaften mit einander und gegen einander erprobt und ausgetauscht und nun eine neue menschliche Gemeinsamkeit, eine neue Gesellschaft gebildet haben, die eben einzig ist. Es liegt in dieser Gesellschaft, zu der die Glücksjäger, Beutelschneider, Spieler und Abenteurer aller Art das stärkste Contingent gestellt haben, etwas Brutal-Elementarisches, das imponirt. Es ist zwar viel Böses, Rohes und Gemeines darin, aber das Edle und Gute in der menschlichen Natur gibt auch dort den Kampf nicht auf. Es ringt und ringt, und wenn es öfter unterliegt, so siegt es doch zuweilen. Bret Harte hat gerade diesen Kampf des instinctiv Guten und Edlen gegen die Verderbtheit und das Böse mehrfach meisterhaft in poetischer Form ausgedrückt. Ich erinnere mich, eine unendlich rührende Novelle von ihm gelesen zu haben, wie ein ganzes Lager von vorher jeder Schandthat fähigen Goldsuchern durch die Pflege eines unbeholfenen Säuglings auf eine gewisse Zeit civilisirt und gesittet wird. Er hat in dem herrlichen Gedichte: „Dickens im Lager", das Freiligrath unübertrefflich übersetzt hat, die zauberhafte Wirkung der edlen Dichtung sogar auf diese verlotterte und verhärtete Bande in wahrhaft ergreifender Weise geschildert. Er erzählt uns, wie in der hellen Mondnacht die Goldsucher von des Tages Arbeit ausruhen und Karten spielen, einer der Jüngsten aus seinem Ranzen einen Band von Dickens hervorholt und die Geschichte von der kleinen Nell vorliest. Die Spieler lassen die Karten aus der Hand fallen, rücken ans Lagerfeuer heran und hören zu. Sie hören die Geschichte von der kleinen Nell und denken nicht mehr an die Partie, die sie unterbrochen haben, denken nicht mehr an die Mine, die sie nach Gold durchsuchen, sie lassen sich von der rührenden Geschichte rühren.

„So in den Oeden, wie von einem Banne
Göttlicher Art bewegt,
Warf ihre Brust die Sorg' ab, wie die Tanne
Die Nadeln, sturmdurchfegt."

In „Gabriel Conroy" versetzt uns der Dichter in dieselbe Welt, und er läßt uns demselben Kampf des Edlen gegen das Unedle beiwohnen. Wie dieser Kampf geführt wird, welche interessanten Episoden wir dabei kennen lernen, und welchen Ausgang

Digitized by Google

er nimmt, das wird man aus dem Inhalt dieses merkwürdigen Buches ersehen, über den wir in dem folgenden Aufsatze noch einige Worte sagen werden. **Paul Lindau.**

Ludolf Parisius und die Altmark.

Von **Karl Braun.**

Wir Deutsche spotten immer über die mangelhaften geographischen Kenntnisse der Franzosen. Gäbe Gott, die unseren wären besser. Ich fuhr vor einiger Zeit mit fünf sehr gebildeten deutschen Reichsbürgern auf der Eisenbahn. Da kam die Rede auf die Altmark. Alle waren darüber einig, erstens daß dieselbe das preußische Stammland und die Heimath Bismarcks sei, zweitens daß sie zur Provinz Brandenburg gehöre und östlich von der Elbe liege. Das „Erstens" ist unzweifelhaft richtig; das „Zweitens" ist falsch; die Altmark bildet den nördlichen Zipfel der Provinz Sachsen und liegt, mit Ausnahme zweier Orte, welche zum Kreise Jerichow gehören, auf dem linken Ufer der Elbe. So belehrte ich die Gesellschaft.

„Aber woher wollen Sie denn das besser wissen, als wir? Sie sind ja nicht einmal ein geborner Preuße, sondern erst vor Kurzem vom Mittelrheine gekommen?"

„Will Euch sagen, woher ich das weiß. Theils aus eigener Anschauung, denn auch in der Altmark habe ich mich ein wenig umgesehen, theils aus den altmärkischen Erzählungen und Geschichten von Ludolf Parisius, die ich Euch Allen bestens empfehle."

„Parisius? Ist das der schneidige Fortschrittsmann? Der über das Genossenschaftsrecht geschrieben? Der den Herrn von Mühler so angegriffen, als er noch Minister war? Der mit Schulze-Delitzsch die Vorschußvereine dirigirt? Der — der —"

So schwirrte das durcheinander.

„Immer derselbe," sagte ich, „Ihr wundert Euch, daß er auch dichtet? Oh, das kenne ich, da kommt wieder der Zunftschuster zum Vorschein, der uns Allen in den Knochen steckt. Ich meine: uns Deutschen. Denn in England ist es anders. Da nimmt kein Mensch Anstoß daran, daß Lord Derby den Homer übersetzt, und daß Sir Benjamin Disraeli eine ganze Reihe von Romanen geschrieben hat, was man ihnen bei uns in jeder Parlamentsdebatte höhnisch vorhalten würde. Was wollt Ihr? Das ist überschüssige Kraft. Wie macht es ein guter Reiter? Wenn er sich auf dem einen Pferde müde geritten, besteigt er das andere, um sich wieder zu erholen. Warum soll also der Abg. Parisius nicht Erholung von den Strapazen der Politik in der poetischen Schilderung und Verklärung von Land und Leuten seiner Heimath suchen?"

Doch ich will auf eine Wiedergabe unserer Eisenbahnunterhaltung verzichten, und statt dessen in aller Ordnung zuerst von der Altmark und dann von ihrem Novellisten sprechen.

* * *

Es ist ein hübsches Ländchen, diese Altmark, norddeutsche Tiefebene, unterbrochen durch wellenförmige Hügel, mit beständiger Abwechslung zwischen Wald und Wiese, Haide und Feld, und dadurch in gewisse Formen und Farben gebracht. Sie producirt Butter und Käse, Holz und Vieh, Getreide und Kartoffeln, Fisch und Wild. Aber das Beste, was sie hervorgebracht, das sind zwei Männer, von welchen der Eine uns die Vergangenheit der Anderen, und der Andere unsere eigene Zukunft aufgeschlossen hat.

Die Vorfahren des Einen waren elende Proletarier und die des Anderen hochfahrende Patricier, beide in der uralten Stadt Stendal an der Ucht, welche von einer starken Mauer mit fünf Thoren umschlossen und von „eitel Tuchmachern und Gewandschneidern" bewohnt war. Der Sohn des Flickschusters wurde 1717, und der Nachkomme der Patricier 1815 geboren. Jener in Stendal, dieser in Schönhausen an der Elbe. Im Jahre 1345 hatten nämlich die demokratischen Zünfte die Patricier aus Stendal vertrieben. Vielleicht haben damals die Vorfahren des Einen gegen die Vorfahren des Andern gestanden. Wer weiß das? Es ist auch gleichgültig. Der Sohn des Flickschusters, dessen Genie das achtzehnte Jahrhundert erleuchtete, hieß Johann Joachim Winckelmann, er wurde am 8. Juni 1768 von einem Italiener meuchlings ermordet. Der Nachkomme des alten Adelsgeschlechts heißt Otto von Bismarck-Schönhausen. Er ist den Meuchelmördern entgangen.

Die Bismarcks waren ursprünglich Burgherren auf Bismarck. Das Dorf Bismarck hatte seinen Namen wohl von Bischofs-Mark oder Bis(cops)-Mark, weil es ein vorgeschobener fester Posten des Bisthums Halberstadt war. Heute ist die Burg, sammt den Wällen und Mauern des alten Fleckens, verschwunden. Es steht nur noch eine alte hohe Wand mit zwei Giebeln, — der Rest einer Wallfahrtskirche, welche Wand „Bismarcks Laus" genannt wird. Dieses Wort ist der letzte Rest einer vormaligen Inschrift der Kirche, welche begann mit den Worten: Laus Deo (Gott sei gelobt). Von Bismarck kam das Geschlecht nach Stendal; hier wurde 1335 das Haupt der Familie, Rudolf von Bismarck, von dem Bischof in den Bann gethan, weil er, als Oberhaupt der Stadt, etwas mehr als ein halbes Jahrtausend zu früh, das von dem jetzigen Haupt der Familie durchgesetzte preußische Schulgesetz anticipirt, d. h. weil er eine Communalschule gestiftet und dem Klerus deren Leitung verweigert hatte.

Von den Winckelmanns weiß die Geschichte gar nichts. Die elende Lehmhütte, in einer Vorstadt Stendals, wo Johann Joachim geboren wurde und das Hungern erlernte, ist wohl längst von der Erde verschwunden. Auch hat er sich nicht weiter darum gekümmert. Ihn zog es nach Rom. Kein Opfer war ihm zu schwer, dorthin zu gelangen. Dort ging ihm der lichte Schönheitsstrahl der alten Kunst auf. Seine „Geschichte der Kunst des Alterthums" hat uns wieder sehen und empfinden gelehrt. Sie hat eine Wissenschaft aufgebaut an der Stelle, wo bis dahin der Sumpf seichter Schwätzerei und das Dickicht abgeschmackten Curiositäten- und Antiquitätenkrams wucherte.

Den Geburtstag Bismarcks, den 1. April, feiert heute ganz Deutschland, und den Winckelmanns, den 9. December wenigstens jede Universität, jedes archäologische Institut, jeder Kunst- oder Alterthumsverein und jeder Philologe bis zum jüngsten Conrector und Collaborator herunter. Das Alles verdanken wir der Altmark, von welcher heute viele deutsche Reichsbürger nicht einmal wissen, wo sie liegt.

Hier in der Altmark wüthete vor mehr als tausend Jahren der Kampf zwischen Germanen und Slaven. Die letzteren waren damals schon weit über die Elbe nach Westen gedrungen. Man findet auch heute noch in der Altmark zahlreiche Spuren der Wenden, in dem Bau der Dörfer, in der Auftheilung der Flur und der sonstigen Agrarverfassung, in den Namen der Orte und der Menschen, in Sitten und Gebräuchen ꝛc. Noch mehr ist dies in dem benachbarten Hannover'schen der Fall.

Zur Zeit Karls des Großen, so erzählt uns dessen Staatssecretär und Biograph Eginhard, war es die Saale, welche die Grenze bildet zwischen den Germanen und den Wenden, zwischen den Franken und den Sorben. Dort legte zuerst Karl der Große seine Burgen zur Vertheidigung des Deutschthums an. Dann schritt er weiter vor nach dem Norden. Auch die Altmark, damals vorwiegend wendisch, verwandelte er in eine mit Burgen gespickte Militärgrenze. Er erbaute hier die Burg Salzwedel (Soltwedel) auf einem schwer zugänglichen Hügel mitten im Sumpfland. Der Thurm, welcher noch dort steht und als die Burg Albrechts des Bären bezeichnet wird, ist vielleicht, wenigstens in seinen Substructionen, noch ein Ueberbleibsel jener aus dem achten Jahrhundert stammenden Befestigungen des großen fränkischen Kaisers, der zuerst der von Osten drohenden slavischen Invasion Dämme entgegengesetzt hat. Der Kampf mit den Slaven währte sehr lange. Als später die kaiserliche Gewalt in Verfall gerieth, waren es tapfere Landesherren, welche hier das Deutschthum aufrecht erhielten. Dann folgte ein langer Kampf zwischen den Landesherren und dem Grundadel, d. h.

Digitized by Google

den „Schloßgesessenen", welche in den eigenthümlichen oder pfandweisen Besitz der Burgen gekommen waren, und den „Zaunjunkern", welche sich in ihren Blockhäusern und hinter Palisaden der Haut wehrten. Desto enger verbündeten sich die Landesherren mit den Städten.

Ein anderer deutscher Kaiser, der denselben Namen führte, Karl IV., welcher zugleich König von Böhmen war und die Lausitz, Schlesien und Brandenburg mit der böhmischen Krone vereinigte, — „auf ewig untrennbar" — was ist ewig? — Kaiser Karl IV., ein schlechter „Mehrer des Reichs", denn seine „Goldene Bulle" gab die Souveränetät der Kaiserkrone den Kurfürsten preis, war ein guter und sorgsamer Landesherr, auch für die Altmark. In Tangermünde, das auf dem linken Ufer der Elbe hoch gelegen, den Strom und den Uebergang über denselben beherrscht, baute er seine Burg und seine Kapelle, nach dem unerreichbaren Vorbilde des Hradschin und der Wenzelskapelle in Prag. In der Kapelle schleppte er alle möglichen „Heiligen Leiber" und sonstige Reliquien zusammen, und in der Burg hielt er fröhlichen Hof, um den rauhen altmärkischen Adel die feinen Sitten des Westens, und namentlich den bisher unbekannten Gesellschaftsverkehr mit Damen zu lehren, worüber man viel Ergötzliches in dem ersten Bande der „Quitzows und ihre Zeit" von Karl Friedrich von Klöden nachlesen kann.

Auch die kurze und glänzende Periode Karls IV. ging bald vorüber, und am 20. December 1640 verbrannten schwedische Mordbrenner seine Burg und die Kapelle. Heute steht nichts mehr davon als ein dicker viereckiger Thurm, der Kapitelsthurm geheißen.

Der dritte deutsche Kaiser, der in die Altmark gekommen, ist unser jetziger Kaiser Wilhelm. Er hält in Letzlingen seine Jagden, liebt die Altmark sehr und wird dafür sorgen, daß da nicht wieder Fremde sengen und brennen.

* * *

Im Gegensatz zu den professionellen Aesthetikern bin ich von jeher der Meinung gewesen, daß das charakteristische Moment des modernen Romans in der culturhistorisch-ethnologischen Schilderung, in der Darstellung von Land und Leuten einer bestimmten maßgebenden Zeit und Gegend liegt. Wir haben drei große Romane, welche drei Jahrhunderten den Spiegel vorhalten; das ist der Don Quixote von Cervantes für das 16., der Simplicissimus von Grimmelshausen für das 17. und Tom Jones von Fielding für das 18. Jahrhundert. Sie zeigen uns Spanien, Deutschland und England. Karl Hillebrand möchte gern noch den „Wilhelm Meister" von Goethe hinzufügen. Aber es geht nicht. Goethe hatte keinen Humor; und der ist nöthig, um einen Wilhelm Meister richtig zu behandeln. Denn Wilhelm Meister ist eigentlich auch ein Don Quixote in seiner Art; aber er kommt als solcher nicht recht zur Erscheinung. Wer den typischen deutschen Roman für das 19. Jahrhundert schreibt, weiß ich nicht. Vielleicht ist er auch schon geschrieben, und wir haben es in unserer Befangenheit nur noch nicht gemerkt, weil wir zu viel durcheinander lesen und zu wenig verdauen.

So viel aber scheint mir unbestreitbar, daß unsere deutschen Romandichter und Novellisten desto bedeutender sind, je mehr sie sich in provinzielle oder locale Eigenthümlichkeiten vertiefen und in denselben die Erscheinungsformen für ihre Ideale suchen. In ihnen gewinnt die Idee erst ihren Körper. Da sind die starken Wurzeln ihrer Kraft. So hat sich Berthold Auerbach in Schwaben, Karl Immermann in Westphalen, Gustav Freytag in Schlesien und in Sachsen, Spielhagen in Pommern, Melchior Meyr im Ries in Bayern, Fritz Reuter in Mecklenburg, Franz Ziegler in Brandenburg, Albert Oppermann in Niedersachsen, Otto Ludwig in Thüringen die besten Bausteine zu seinem Ruhmestempel geholt; und ich glaube, daß auch Ludolf Parisius ganz den rechten Weg gegangen ist, wenn er seine beiden Romane „Pflicht und Schuldigkeit. Eine altmärkische Geschichte" (3 Bde., Hannover, C. Rümpler 1873) und „Im Wald und auf der Haide" (2 Bde., Berlin, Duncker 1876) in seiner speciellen Heimath spielen läßt, in der Altmark, wo er auch geboren ist, nämlich am 15. October 1827 in Gardelegen, als Sohn des Oberpredigers Friedrich Parisius, dem er seinen ersten Roman in dankbarer Liebe gewidmet hat.

Hier kennt Parisius Land und Leute, jeden Hügel und jeden Baum, jeden Bach und jeden See, jeden Weg und jeden Steg, ja ich möchte sagen jeden Hund und jede Katze. Und er kennt das Alles nicht blos äußerlich, vom bloßen Ansehn; er kennt auch die Geschichte der Personen und Zustände, die er als Jurist und Volkswirth erkundet. Er sieht den Menschen in das Herz und Gehirn. Er weiß, was sie denken und sinnen, was sie sagen und singen. Besonderen Dank verdient die Aufmerksamkeit, welche er dem Volksliede widmet. Er hat sich auf diesem Gebiete schon früher bewährt und sogar die Anerkennung eines Ludwig Uhland gefunden für die ihm gelungene Ergänzung einer Lücke in dem bis dahin bekannten Texte des schönen Volkslieds: „Es steht eine Lind' im tiefen Thal — Ist oben breit und unten schmal". (Siehe „Volkslieder aus der Altmark und dem Herzogthum Magdeburg, mitgetheilt von Ludolf Parisius", in Prutz' Museum, 1857, Nr. 19 S. 699 u. ff., Ludwig Uhland, „Alte Hoch- und Niederdeutsche Volkslieder" Bd. II, Abhandlung, S. 122.) Eine solche Entdeckung ist schwer. Um sie zu machen, muß man das Vertrauen der ältesten Mütterchen des Dorfes erwerben, damit sie sich herablassen, uns die Lieder vorzusingen, die sie in ihrer frühesten Jugend in der Spinnstube gelernt haben. Solche alte Volkslieder, welche leider auch im Munde des Volks immer seltener werden, sind ein wahres Heiligthum und mit unseren modernen Bänkelsängereien und Gassenhauern nicht zu verwechseln.

Die Förster und Gensdarmen, die Bauern und Kleinbürger, die Reitknechte, Kutscher und Kutschenke (der „Kutschenke" ist auf altmärkisch der Unterkutscher oder der Kutscherjunge) sind keineswegs blos maskirte „Gebildete", sondern wirkliche Männer des Volks, die auch demgemäß denken, fühlen, sprechen und handeln. Ebenso ist es mit deren Frauen und Töchtern, wenn auch nicht in derselben Vollkommenheit. Auch die Aristokratie, die in der Altmark und folglich auch in den altmärkischen Geschichten ihre Rolle spielt, ist gut gezeichnet. Nur ist es ein wenig seltsam, daß die Personen bürgerlicher Abkunft fast alle Tugendbolde und die von Adel fast alle Bösewichter. Bei A. von Sternberg, der vor dreißig Jahren der Löwe des Tages war, war es umgekehrt. Das Eine ist so gut ein Fehler als das Andere. Solche specifische Unterschiede bestehen nicht, und es ziemt nicht dem Dichter, sie tendenziös zu erfinden.

Als das gräfliche Gut in Grabstedt sequestrirt wird, unterhält sich die Dienerschaft über diesen Zwischenfall. Der alte Kutscher Christian ist das Orakel; er versteht es in seiner Art, nicht nur in die Natur der Rechtsverhältnisse einzudringen, sondern auch sich fremde technische Ausdrücke zurechtzulegen.

„Ja, ein Lehngut, Kinder," sagt er, „ein richtiges Lehngut, das ist ein Gut, worauf man sich etwas lehnen möchte, aber für gewöhnlich nichts gelehnt bekommt. Aber manchmal bekommt man doch Geld darauf, nämlich wenn alle Vettern ‚Ja' dazu sagen. Und derowegen heißen diese Vettern auch Lehnsvettern. Und was man ohne die Vettern schuldig bleibt, das braucht man nicht zu bezahlen, wenn man ein Lehnsgut hat. Mit den Vettern aber, da wird so passirt (subhastirt), wenn man die Lehnschulden nicht bezahlen kann. Vor Zeiten wohnten hier Dorf bei Dorf Edelleute mit Lehngütern. Und wer ein Lehngut hatte, wollte gut leben und brauchte Geld, und die märkischen Lehnsvettern waren immer gutwillig — von wegen Wurst wider Wurst. Und so lebte sich's lustig, bis die Zinsen nicht mehr herauskamen. Dann ging's im Trab: Erst sequestrirt und dann so passirt (subhastirt) und zuletzt unter die Bauern dismembrirt, — und futsch war Alles!"

Beide Romane drehen sich um Criminalfälle. Dadurch wird dem Verfasser die Gelegenheit geboten, auf unsere Rechtspflege sachliche und persönliche Lichter fallen zu lassen. Auch die Frage der Beschlagnahme der Löhne, die inzwischen im Reichstage in verneinendem Sinne entschieden worden ist, wird illustrirt in

Digitized by Google

einer höchst interessanten Episode des zweiten Romans. Die reformatorische Absicht tritt jedoch nie in einer abstract-tendenziösen Weise hervor, sondern wird ähnlich, wie in den Romanen von Charles Dickens, durch streng realistische Figuren getragen. Die Richter, die Gerichtsdiener, die Gefängnißdiener, die Hauswirthin, die immer von „ihrem Herrn Assessor" erzählt, — das Alles sind ebenfalls durchaus lebenswahre Figuren, die Einem schon einmal irgendwo im Leben im Original vorgekommen zu sein scheinen.

Der erste Roman „Pflicht und Schuldigkeit" spielt während des großen Kriegs 1870—1871 und führt uns u. A. auch auf französischen Boden. Er ist etwas lose geschürzt und besteht eigentlich aus einer Reihe von aneinander gereihten Bildern und Episoden, welche jedoch alle großes Interesse gewähren. Der Roman scheint für ein Feuilleton geschrieben zu sein und zeigt noch ein wenig die Spuren, daß er blattweise von Tag zu Tage gewachsen, wie dies z. B. auch bei den ungarischen Romanen von Moriz Jókai immer deutlich hervortritt.

Der zweite „Im Wald und auf der Haide" zeigt einen großen Fortschritt in technisch-künstlerischer Beziehung. Er ist streng einheitlich gedacht und ausgeführt. Die einzelnen Scenen entwickeln sich folgerichtig und rasch aus einander, und der Abschluß wirkt wohlthuend. Spannung und Lösung sind geschickt vertheilt.

Ein Hauptvorzug aber ist beiden Romanen gemeinsam, nämlich der, daß sie auf das Anschaulichste ein gesundes Stück deutschen Volksthums mit realistischer Treue und doch mit dichterischer Verklärung darstellen und uns Land und Leute der Altmark, eines, wie ich mit ein paar andeutenden Strichen darzuthun versuchte, für die deutsche Vergangenheit und Gegenwart hochinteressanten Ländchens, in einer Weise schildern, daß mancher bisher Unkundige wird sagen können und müssen: „Für mich hat erst Parisius die Altmark entdeckt".

Volksseele oder Bücherseele?

Von **Carus Sterne.**

Während die Gelehrten ihren sechstausendjährigen Streit, ob der Mensch so einen Vogel, den man Seele nennt, wirklich beherberge oder nicht, noch immer nicht zu allseitiger Befriedigung beigelegt haben, hat der legale Director der leopoldinisch-karolinischen Akademie, Doctor der Medicin und Mitglied gelehrter Gesellschaften, Herr Eduard Reich, in seinem Bibliothekssaale entdeckt, daß nicht allein der Einzelne, sondern auch das Volk als Ganzes über eine ganz eigenartige Seelenspecies verfügt*). Aus einem, dem Buche, welches uns diese Entdeckung verkündet, vorgehefteten Blatte erfahren wir bewundernd, daß der Verfasser den Grundsatz des trefflichen Tiraqueau: „Alle Jahre eine neue Orgelpfeife und ein neues Buch!" zu Gunsten seiner Bibliothek ebensoweit überschritten hat, wie er ihm zu Gunsten seiner Kinderstube vermuthlich nachgeblieben ist, und vernehmen dann weiter zu unserem theilnehmenden Bedauern in der Vorrede, daß man die bisher geleisteten fünfundzwanzig Bände von nahezu zehntausend Druckseiten größten Formates und schwersten Kalibers, von denen der erste 1857 die Presse verlassen, wahrscheinlich nicht so aufgenommen hat, wie unser Volksbeglücker erwartete, ja daß die Kritik sie „verachtet und todtgeschwiegen habe". Denn es wird uns aus den schlechten Gewohnheiten der zehnten Muse und ihrer Vertreter erklärt, woher es kommt, „daß die wichtigsten Dinge verkannt, verdreht, verketzert, verachtet, ja todtgeschwiegen werden, wogegen die richtigsten Narrenspäße oft als großartige Ausflüsse des Genius der Menschheit gelten und Jahrzehnte, Jahrhunderte lang mit Ehre und Lob überhäuft, bewundert und vergöttert werden". Warum nicht Jahrtausende? Denn so lange ist es her, daß Aristophanes den Sokrates schlecht recensirte, und noch immer lacht man darüber. Soviel ist aber richtig, die Welt ist böse von Jugend auf, und die Recensenten verdienen in corpore den Staupbesen. Es soll wirklich vorgekommen sein, daß, wie wir in dieser Hausrede nochmals lesen müssen, „Genien in den Staub getreten, aufgetriebene, leere Mohnköpfe als die großen Meister der Zeit verehrt, ja vergöttert wurden". Aber es hat uns immer geschienen, als ob Recensionen — sie mögen nun günstig oder ungünstig ausfallen — ziemlich gleichgültig für den Erfolg von Geisteserzeugnissen sind, daß sich diese vielmehr, wenn sie Werth haben, oder dem Zeitbedürfniß entgegenkommen, durcharbeiten, oft um so sicherer, je mehr sie getadelt, oder je vollkommner sie todtgeschwiegen wurden. Wir wollen uns dieser Todsünde des Todtschweigens nicht wieder und am wenigsten gegen dieses Buch schuldig machen, sonst mahnt es vielleicht als nächtlicher Spuk alle seine Todtschweiger an den Unterlassungsmord und mir für meinen Theil war diese Volksseele schon bei ihrer körperlichen Erscheinung gruselig genug, ich setze mich der spukhaften nicht aus.

Als erste Ursache, daß Bücher von der Art des vorliegenden kaum von dem dafür bezahlten Vorkostpublicum, geschweige dem freiwilligen zu Ende gelesen werden, glaube ich einen den wenigsten Menschen appetitlichen Bibliotheksduft, der uns aus demselben entgegenströmt, haftbar machen zu müssen. Von dem vorletzten Buche des Verfassers, den „Studien über die Frauen", sagte mir ein hochcompetenter Freund, dessen Lebenslust der Umgang mit dem schönen Geschlechte ist, der Autor scheine dasselbe nur vom Hörensagen und aus Büchern zu kennen, er müsse seit seinen Kinderjahren niemals wieder mit einer Frau Umgang gehabt haben. Ich habe das Buch nicht selbst gelesen und unterschreibe darum dieses Urtheil nicht, soviel Vertrauen ich auch in meinen Gewährsmann setze, aber daß der Entdecker der Volksseele die Völker wirklich nur aus Büchern kennt, die er, wie die Hausrede sagt, alle selbst kauft, weil er das Bücherausleihen im höchsten Grade unmoralisch findet, beweist eben dieses Buch auf das schlagendste. Es besteht nämlich im Wesentlichen aus einigen hundert meist wörtlich in den Text aufgenommenen, durchschnittlich halbseitigen Citaten aus medicinischen, physiologischen, psychologischen, anthropologischen, ethnologischen, culturhistorischen, allgemein naturwissenschaftlichen und statistischen Werken mit verbindendem Zwischentext, der meistens in einer etwas ausführlicheren Wiederholung und Umschreibung des bereits zwischen den Gänsefüßen Gesagten besteht. In dieser reichhaltigen Zusammenstellung des Materials beruht der Hauptwerth der Arbeit, denn in der Zwischenactsmusik des Componisten haben wir, obwohl er sein Buch mit einem melodischen

Ich habe gesprochen!

schließt, trotz des allerbesten Willens nicht viel Welterschütterndes angetroffen.

Was zunächst den Extrait-double-Begriff der Volksseele anbetrifft, so deckt er sich so ziemlich mit dem, was man sonst verständiger Nationalcharakter nannte, doch wollen wir um den Namen nicht rechten und uns lediglich an die Sache halten. Der Verfasser sucht nach einigen wenigen allgemeinen Bemerkungen nachzuweisen, wie seine Volksseele sich bildet, zum Guten und Schlechten bestimmt und geleitet wird durch die Verhältnisse, unter denen sie sich entwickelt. Hatten wir uns aber vorgestellt, daß, um die Volksseele recht entschieden zur Ausprägung kommen zu lassen, möglichste Inzucht von vortheilhaftestem Einflusse sein müßte, so erfahren wir im Gegentheile § 89, daß Kreuzung der Stämme, ja sogar der Rassen „eine unerläßliche Bedingung für das Entstehen und Erwachsen der Volksseele sei". Auch uns Deutschen kann einzig noch durch eine richtig geleitete Kreuzung geholfen werden. Während der Verfasser die Franzosen und Dänen unter allen Völkern allein mit uneingeschränktem Lobe ihrer Seelengüte bedacht hat, sagt er im § 42 im Style Ludwig des Ersten: „Die Deutschen sind ein viele Einzelheiten wissendes, nur ausnahmsweise die Leute entzückendes, schwer bewegliches, träumendes oder allzu materialistisches, linkisches oder allzu raffinirtes Volk, welches dicke Unmäßigkeit nicht verachtet,

*) Studien über die Volksseele. Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten. Jena 1876, Hermann Costenoble.

Digitized by Google

langweiligen Angewohnheiten vielfach verfallen ist, durch große Umständlichkeit sich auszeichnet, und den Urtypus aller Philisterhaftigkeit als unanfechtbares Erbtheil besitzt". Der Abgrund der deutschen Schlechtigkeit und Aftergesittung liegt für den Doctor Reich in Deutsch-Oesterreich, wo mitten zwischen den edlen Ungarn und noch edleren Tschechen eine Volksseele mit den „Brandzeichen der Geistessklaverei und Sittenlosigkeit" sich entwickelt hat.

Aber sei getrost, Du krankes Deutschland, der Doctor Reich wird Dich curiren und sein § 84 mitgetheiltes Recept lautet: Kreuzung mit der ebenfalls hochedlen polnischen Rasse. „Der praktisch-materialistische, grobe oder süßliche Deutsche bekommt durch Kreuzung mit der polnischen Rasse etwas sehr zum Vortheile ihm gereichendes Ritterliches und Gewandtes." Das haben nun Deutsche und Russen längst gemerkt, und darum assimiliren sie theils mit bewunderungswürdiger Klugheit, theils mit raffinirter Grausamkeit darauf los. „Die Volksseele der Borusso-Germanen und der Moskowiter, sie gewinnt durch den Geist der Polen." Blos dem Oesterreicher ist nicht mehr zu helfen. Womit sich die herzigen Wiener und die doch vielleicht nicht aller und jeder guten Seite entbehrenden Norddeutschen diesen schweren Zorn zugezogen haben, weiß Referent natürlich nicht zu sagen, aber wie ihm scheint, genügt bereits eine kleine Reiseunbequemlichkeit, eine durch Gasthauslärm gestörte Nachtruhe für den cholerischen Doctor, um die ganze Stadt, ja das Land um des Häusleins der Ungerechten willen zu einem Sodom und Gomorrha zu machen. Ich kann mir wenigstens den entsetzlichen Wetterstrahl, der im § 202 eine uns allen theure Stadt Süddeutschlands trifft, nicht anders erklären. Die Stelle lautet — denn man muß es selber lesen, um es zu glauben — folgendermaßen: „Wer die Eisenbahnfahrt von Eisenach nach Lissenfels macht, nimmt links vom Wagen ausblickend, die herrlich gelegene Residenz eines Herzogs wahr, die wegen ihrer malerischen Lage weltbekannt ist. Der Fremde schließt, wenn er überhaupt an Inneres denkt, von dem Aeußeren auf das Innere und tritt freudig von der Station in die Stadt. Er glaubt unter normalen Menschen zu wandeln; welche Täuschung! — er befindet sich inmitten einer vollkommen entarteten, über alle Maßen gemeinen Gesellschaft, die kein höheres Interesse kennt, als Biertrinken, Tabaksqualmen, alles Edle mit dem Geifer der Infamie beflecken, alles Erhabene in den Schmutz der Straße ziehen, alle Persönlichkeiten besserer Art auf das unerhörteste lästern; eine Gesellschaft, die so verspimpelt ist, daß der Fremde mit dem Gefühle der Verachtung im Herzen, dem Lande den Rücken kehrt". Schrecklich, entsetzlich, fürchterlich!

Nach dem Angeführten, was für sich selber spricht, bedarf es keiner weitern Ausführung, daß der Doctor, mehr als es einem Forscher gestattet ist, von Sympathieen und Antipathieen beherrscht wird, daß er leicht vorgefaßten Meinungen und sehr ungerechtfertigten Verallgemeinerungen Raum gibt und sich trotzdessen für nahezu unfehlbar hält, denn die Volksseele wird paragraphenweise wie ein mathematisches Lehrbuch tractirt und die Behauptung so schwerer und schwankender Dinge, wie die Allgemeinbeurtheilung fremder Völker mit der Sicherheit von Axiomen hingestellt. Einen köstlichen Belag für den privaten Charakter dieser naiven Meinungsablagerungen gibt die Behauptung des in Dobberan wohnhaften Doctors, daß Küstenbewohner unter sonst guten Verhältnissen nicht allein kräftiger, sondern auch besser und klüger als alle andern Menschen werden, und daß ihr Gemüthszustand „für möglichst correcte Weltanschauung eine immerfließende Quelle sei". Nun, daß die Gemüthsverfassung des Herrn Doctor trotzdem nicht die allerfreundlichste ist, beweist nach dem Angeführten schon der Umstand, daß er die Menschen mit Vorliebe „Zweihänder" nennt, was gelehrt klingen soll, aber, wie der Verfasser aus den von ihm citirten Zeugnissen Huxleys hätte entnehmen können, völlig nichtssagend und falsch ist, wenn damit die Menschen zoologisch bezeichnet werden sollten.

Die Darlegungen von § 1 bis § 378 enthalten im Uebrigen wesentlich eine Ausdehnung des alten Spruches mens sana in corpore sano von dem einzelnen Individuum auf die Mehrheit. Dagegen ist nicht viel einzuwenden; der Spruch ist, auf das Volk angewendet, weniger falsch als beim Einzelnen. Denn in Bezug auf diesen wissen wir allerdings, daß eine kränkliche Körperconstitution und Naturgebrechen gar häufig die Innerlichkeit fördern. Der größte Volksdichter der Deutschen war ein durch und durch kranker Mensch, Kant und Mendelssohn bucklicht, Sokrates häßlich wie ein Thier ꝛc. Jedenfalls soll man sehr vorsichtig das Für und Wider prüfen, ehe man sich so unbedingt zum Muskelchristenthum bekennt, und ganz unbestreitbar dürfte wohl hier nur feststehen, daß zu einer gesunden Menschenseele ein gesundes, vollentwickeltes Gehirn gehört. Wir kommen darauf zurück.

Lassen wir also diese alten Geschichten, daß die Chokolade den Fanatismus und die Goldgier der Spanier belebt habe, und daß Schnaps und Cichorie die eigentlichen Quellen der socialen Frage seien, und sehen uns dafür die Beweisführung des Verfassers einmal etwas genauer an. Wir lesen in § 253 von dem gewaltigen Einfluß, den der Luftdruck auf die Volksseele ausüben soll, und erfahren dazu aus den Versuchen des Herrn Paul Bert, der sich unter die Glocke einer Luftpumpe gesetzt hatte, daß er bei fortgesetzter Verdünnung die Abmattung und nervöse Erschlaffung des zu hoch gestiegenen Luftschiffers empfand. An diese doch wahrlich für das Völkerleben gar nichts beweisenden Versuche knüpft Verfasser die durch nichts anderes gestützten Schlüsse: „Denken wir uns eine ganze Bevölkerung, welche seit Jahrhunderten unter beziehungsweise sehr niedrigem Luftdrucke lebt. Wir werden bei diesen Menschen unter keiner Bedingung die angeführten Erscheinungen in irgend welcher Ausprägung wahrnehmen; aber sicher (!) werden wir Andeutungen derselben bemerken in den Aeußerungen der geistigen Functionen. Man darf behaupten, daß in sehr verdünnter Luft lebende Menschen auf dem Gebiete des Denkens Hervorragendes nicht leisten, und daß die Denkkraft im Allgemeinen mit dem Luftdrucke sich vermehre". Man weiß über diese Punkte gar nichts sicher, und man darf gar nichts behaupten, wenn man es mit der Erforschung der Wahrheit ernst nimmt. Viel eher könnte man aus dem Zusammenbrechen und der äußersten Schwäche der in luftverdünnte Räume gelangenden Menschen schließen, daß in entsprechenden Bergregionen die Muskelkraft einer geringeren Entfaltung fähig sein sollte, und doch erzählt uns Humboldt, daß die zartesten Mädchen einer Gegend der Anden, die eben so hoch liegt, wie der Gipfel des Mont-Blanc, unter einem Luftdruck also, bei welchem Herr Bert zusammenbrach, die ganze Nacht hindurch ohne Erschöpfung tanzten, gerade wie in Dobberan, und daß bei Pinchincha in der Höhe des Monterosa eine große Schlacht ausgekämpft worden ist. So verrannt ist der Doctor in seine Hypothese, daß hoher Luftdruck dem Menschen besser zusagen müsse als geringer, daß er lieber die allgemein bestätigte Erfahrung, nach welcher bei hohem Luftdruck mehr Menschen sterben als bei niederem, anzweifelt, als von seiner zärtlich geliebten fixen Idee zu lassen, die offenbar wieder von dem vorherrschend hohen Barometerstande in Dobberan abgeleitet ist. Es gibt nicht blos eine Kirchthurms-Politik, sondern auch eine Kirchthurms-Forschung, die nicht über die eigene Nase hinaussieht.

Dieses Beispiel mag statt vieler anderer, die sich wählen ließen, zeigen, wie es mit der Begründung der fast immer als sichere Thatsachen hingestellten Phantasieen dieses Stubengelehrten sich verhält, und damit wäre der Hauptzweck dieser durch die anmaßende Vorrede des Buches förmlich herausgeforderten Polemik erfüllt. Nur etwas ganz Charakteristisches will ich noch erwähnen. Jeder einigermaßen vernünftige Mensch würde, dünkt mich, unter den vielen Factoren, die auf die sogenannte Volksseele einwirken, Schule und Erziehung obenan stellen. Denn die menschliche Seele ist doch zum überwiegend großen Theile ein Product von Lehre und Beispiel, und ich habe nie gehört, daß Menschen, die gut erzogen waren, wenn sie einige Zeit schlecht zu essen bekamen oder ungewaschen herumliefen, darum gleich schlechter gedacht und gehandelt hätten. Diesem Hauptfactor, dem Volksunterrichtswesen, sind nun von den nahezu vierhundert Paragraphen zweie (344 und 345) gewidmet, die aber beide

Digitized by Google

nur an ein anderthalb Seiten langes Citat von Ziller anknüpfen, nach welchem die Schule oft mehr schadet als nützt. Die Ueberbürdung des Geistes, — der wir ja keinenfalls das Wort reden wollen, — soll nämlich unmittelbar die Neigung erwecken, „sich durch Aufnahme genügender Mengen von Bier und Wurst, sowie durch tüchtiges Tabaksrauchen angemessen zu entschädigen". Gleichwohl scheinen sich bei dem Verfasser Verstandesbildung und Moral völlig zu decken, denn er sagt beispielsweise: „Mit der innern Reinheit der Sprache nimmt die Reinheit der Sitten zu; ein wahrhaft sittliches Volk spricht sittlich, ein unsittliches Volk aber unsittlich. Der innern Reinheit schließt stets auch äußere Reinheit der Mundart sich an, so daß wir Menschen, deren Sprache sittlich ist, in der Regel auch wohlsprechend finden". Ich glaube, daß häufiger das Umgekehrte richtig ist, daß sich öfter die besten Herzen im schlechtesten Dialekte und die unsittlichsten Menschen in den gewähltesten Ausdrücken aussprechen, daß Reinheit der Sprache und Reinheit der Sitten nur darin zusammentreffen, daß beide durch dieselbe Erziehungsmethode in der Regel gepflegt worden sind. Als letztes Hilfsmittel der Sittlichkeit wird an eine „Kirche der Menschheit" appellirt, wie sie Dr. Reich in einem besondern Buche aufgebaut hat. Wir verspüren keine Neigung, diese Dobberaner Musterkirche kennen zu lernen.

Unter den zweifellos höchst werthvollen politischen und administrativen Ausblicken will ich zum Schlusse wenigstens des Verfassers Gedanken über die Ursachen der im Allgemeinen schlechten Gesetzgebung zum Besten geben, da dieselben für den in Aussicht genommenen Bau des Parlamentshauses für das Deutsche Reich von Wichtigkeit zu sein scheinen, sofern sie den billigsten Platz als den besten erweisen. „Man klagt so häufig und mit Recht," sagt Dr. Reich im § 228, „über unpassende und darum drückende, die freie, naturgemäße Entwicklung beeinträchtigende Gesetze und Einrichtungen, und bezeichnet den Mangel an Verständniß des täglichen Lebens als Ursache dieser Erscheinung. Thatsächlich kommt man bei genauerer Erforschung der Leibesverhältnisse der Legislatoren und Directoren zu der Erkenntniß, daß diese Menschenart zumeist Alles, was Muskelübung ist, vernachlässigt, dabei zu gleicher Zeit den Verdauungswerkzeugen allzuviel von Eiweißkörpern, Gewürzen, schweren Weinen und Bieren darbietet. Durch solche Lebensweise wird das Verständniß der Dinge, die außerhalb der gewöhnten Kreise liegen, sehr erschwert."

„Wenn die Gesetzgeber Jahr aus Jahr ein systematische Leibesbewegung unterlassen, wenn somit der Stoffwechsel, die Wärmebildung ꝛc. — — — so muß Verrückung der Gesichtspunkte, falsche Auffassung der äußern Welt, und schließlich unrichtige Maßnahmen die Folge sein." Demnach wäre Krolls Etablissement für das Reichtagsgebäude noch viel zu nahe, man sollte es im hintersten Theile des Thiergartens anlegen und dorthin neben einem ausgezeichneten Fußwege nur noch einen äußerst holprigen Fahrweg anlegen, damit der Gesetzgeber unter allen Umständen, mag er nun gehen wollen oder nicht, sein dem Volkswohle unbedingt erforderliches Quantum von Leibesbewegung empfange. Auch die Diäten muß man ihm vorenthalten oder doch so knapp bemessen, wie möglich, damit er nicht in Eiweißnahrung schwelgen kann. Also sei auf deiner Hut, Volksseele, EW, der Reichs-Arzt, Dr. Reich hat gesprochen.

„Das Rheingold" von Richard Wagner.

Vorstudie.

Wer die vier umfangreichen, an 1700 enggedruckte Seiten fassenden Partituren überblickt, deren jede zu gleicher Zeit ein abgeschlossenes Ganze für sich, und einen Theil jenes großen „Musikdramen"-Cyklus: „Der Ring des Nibelungen" bildet; wer unbefangenen Auges Dichtung und Musik betrachtet und prüft und, ohne die Schwächen zu übersehen, doch die vielen sehr interessanten Momente, die großartige Conception und die vielen Schönheiten erkennen will; wer sich dann vergegenwärtigt: wie diese Schöpfung ganz allein um des Selbstzwekes willen entstanden ist, um die Principien des Dichter-Tonsetzers zur völligen Durchführung zu bringen: wie dieser sein Werk begonnen, gestaltet und vollendet hat, ohne irgend welche Rücksicht auf vorhandene maßgebende Verhältnisse, ohne Aussicht, mit den vorhandenen Mitteln eine Einführung in die Oeffentlichkeit zu ermöglichen und ohne den geringsten Anhaltspunkt der Hoffnung, die kolossalen erst ganz neu zu schaffenden Mittel für eine Aufführung je zu erlangen:*) der wird Bewunderung empfinden für solch kolossale Begabung, für solche Thatkraft, Ausdauer und Selbstvertrauen. Diese Bewunderung wird ja auch nur das ganze Große umfassen, ohne jeder Einzelheit unbedingt gleichen Zoll zu leisten; und sie wird auch gerade in der Entstehungsgeschichte die richtige Erklärung für manches Seltsame, Absonderliche, Ungeheuerliche finden, das in dem Werke keineswegs fehlt: Wer einmal bei der Schaffung eines Kunstwerkes von allen gegebenen Verhältnissen absehen und nur die eigenen Phantasiegebilde als Gesetz anerkennen will, wer jede Anknüpfung als seinen Idealen widersprechend verwirft, der wird neben Großem — wenn er dazu die Fähigkeiten besitzt — auch manches hervorbringen, das vielleicht im äußerlichen Zusammenhange mit seinen Ideen, aber nicht im inneren zu dem Kunstwerke steht; wer die Nothwendigkeit des Tages, der Zeit, in welcher er lebt, nicht sehen will, der hängt mehr als er glaubt von den Launen des Tages ab, und widmet gar oft gerade den schwächeren Theilen seines Werkes die genaueste, ins Breiteste gehende Sorgfalt, weil auch diese schwächeren Theile meistens die nach der Absicht (nicht nach der künstlerischen That) eigenthümlichsten sind.

Im Laufe der Besprechung der einzelnen Theile wird sich Gelegenheit bieten, diesen Punkt näher zu beleuchten. —

Wagner hat schon im „Tannhäuser", „Lohengrin" und „Tristan" durch die That selbst am besten angedeutet, daß ihm die nicht-historischen, der Mythe entnommenen Vorgänge die allein seinem Ideale eines Musikdramas entsprechenden sind. So hat er denn in diesem letzten Werke mit kühnem und glücklichem Griffe den ganzen Kreis der nordischen Götter- und Heldensage in den Bereich seiner Dichtung gezogen und in Töne gesetzt. Aber er verwendet die Sagen nicht der Ueberlieferung gemäß, nicht wie die alten scandinavischen Gedichte sie erzählen; er drückt ihnen den Stempel seiner Weltauffassung auf und schafft sich neue Gestalten unter alten Namen. Ihm sind die Götter und die Helden nicht die volksthümliche Symbolisirung der Naturgewalten, und des geistigen Kampfes mit ihnen, nicht Götterglaube (nach Grimms deutscher Mythologie), nicht Erkenntniß der Welt und der göttlichen Dinge, wie sie der Volksgeist zuerst faßte (Simrock), nicht „die erste Offenbarungsform der Schönheitsidee im menschlichen Geiste" „natürliche Aesthetik" (Wiborg), nicht allegorische Figuren für Natur- und Geistesleben (Bratuschek); sondern das Bild des „von allem Conventionellen losgelösten rein Menschlichen"; und was die Mythen erzählen, das ist ihm Walten des Willens (der Urwillkür), wie ihn die Schopenhauer'sche Lehre als ersten Grund alles Daseins und aller Handlung darstellt. Sichtung des Wahren von dem Falschen, der richtigen dichterischen spontanen Auffassung vom Erkünstelten, Reflectirten, würde ein Buch für sich verlangen. Dem Zwecke der vorliegenden Besprechung muß die thatsächliche Darstellung des Principes genügen. Sowie Wagner den Stoff seiner Dichtung der vorgeschichtlichen Zeit entnimmt, so geht er auch — folgerichtig — von dem Reime und den Versmaßen, den Erzeugnissen der neueren Kunst, zu dem Stabreime, der Alliteration zurück, in welchen die alten Dichtungen sich bewegen. Als natürliche Folge eines solchen Zurückgreifens auf alte entwöhnte Formen und des vollständigen alleinigen Gebrauches derselben in vier großen Dichtungen erscheinen nun manche veraltete Wort- und Satz-

*) Wagner hat den Entwurf zum Ring des Nibelungen im J. 1852 verfaßt, und seine „Freunde" in einem öffentlichen Schreiben davon benachrichtigt; im J. 1862 war das Gedicht und ein großer Theil der Musik vollendet.

Digitized by Google

bildungen (Archaismen), manche neue gezwungene Wortbildungen; dunkle Satzstellungen, Wortspiele und Witze, nur um die Wirkung des Anreimes zu erzielen. Auch hat der Umstand, daß Wagner die Dramen in nach rückwärts schreitender Folge dichtete — Siegfrieds Tod (Götterdämmerung) kam zuerst, dann Siegfried und Walkyre — den großen Uebelstand nach sich gezogen, daß in den später geschriebenen gethan wird, was er früher blos erzählen ließ, und daß nunmehr umgekehrt ganz weitläufig erzählt wird, was im Theile vorher sich schon in der That begeben hat. Das sind nun die Gebrechen der Welt, die Wagner sich geschaffen hat, die wir nicht verschweigen dürfen, wie wir denn auch von den großen Schönheiten, die sie erschließt, gewissenhaft erzählen wollen. Wir werden zu diesem Zwecke den Text nicht von der Musik getrennt prüfen, sondern Beides zu gleicher Zeit im Auge behalten.

Ein ziemlich langes Vorspiel in Es-dur leitet „Das Rheingold" ein; Contrabässe und tief liegende Fagotte bilden den Grundbaß, über welchem acht Hörner nach einander folgend den reinen Es-dur-Dreiklang von unten nach oben im $^6/_8$-Tacte erklingen lassen. Die Violoncelli beginnen eine wogende Figur, die einige Aehnlichkeit mit dem Anfange von Mendelssohns Melusine-Ouvertüre zeigt. Ueber dieser Figur ertönt von den Blasinstrumenten das erste „Leitmotiv", das wie viele andere im Laufe des Cyklus öfters wiederkehrt, das Rheingold- und Erda-Motiv. Die beiden Phrasen schwellen immer mehr an — dann werden sie sanfter; die Scene zeigt den Grund des Rheinstroms, die Gewässer oben dicht und dunkel im Morgengrauen, der unterste Raum weniger bedeckt. Die drei Rheintöchter, Woglinde, Wellgunde, Floßhilde erscheinen; die ersten beiden singen einen munteren Reigen, die dritte ermahnt sie, den Schatz wohl zu hüten. Aus der Tiefe steigt der Zwerg Alberich hervor, der Nibelung mit einem sehr charakteristischen Motive; wohlgefällig betrachtet er die „Nicker"; Floßhilde warnt die Schwestern vor ihm; er bittet um ihre Gunst; neckend fordern sie ihn auf, zu ihnen hinauf zu steigen; er folgt dem Rufe und klettert über die Riffe, das Wasser dringt ihm in die Nase, er prustet und niest — ein ganz origineller Instrumentaleffect — und schimpft „garstig, glatter, glitschriger Glimmer" und auf das schlecke (!) Geschlüpfer (!). Es entspinnt sich ein Gespräch zwischen ihm und den drei Mädchen, die ihn eine nach der andern necken und verhöhnen. Die melodische Phrase, nach welcher Floßhilde den Alberich ihre Gunst hoffen läßt, um ihn nur noch mehr zu verlachen, als ihre Schwestern, ist sehr lieblich, fast zu lieblich, wo offenbar eine Ironie — der Gegengedanke von dem, was die Worte sagen — ausgedrückt werden soll. Der Zwerg wüthet und schimpft die Mädchen (die schon früher ihn „schwarzes schwieliges Schwefelgezwerg" nannten); diese schwimmen wieder hin und her, und freuen sich, wie er sie verfolgt, und überall von den Felsen abgleitet. Die Sonne geht auf, Harfenklang und leises Tremolo der Streichinstrumente begleitet ihren Glanz, der sich im Rheingolde widerspiegelt, und von diesem aus den ganzen Fluß durchschimmert. Die Nixen begrüßen die „Weckerin" Sonne und das Rheingold. „Glühender Glanz entgleißt Dir weihlich im Wag" (Wag ist ein Seeausdruck, bedeutet die kleinen Wellen einer Sandbank; das Wort ist also nicht blos ganz fremdartig, sondern hier auch falsch angewendet). Alberichs Blick weilt unverwandt auf dem Scheine; er fragt die Mädchen nach dem Glanze, in lieblichster Phrase ertönt zuerst die Antwort; als er weiter forscht nach der Bedeutung des Goldes, antwortet ihm Wellgunde: „Der Welt Erbe gewönne zu eigen, wer aus dem Rheingolde schüfe den Ring, der maßlose Macht ihm verliehe!" Hier erklingt das Leitmotiv vom Nibelungenring, das ebenfalls den ganzen Dramen-Cyklus durchzieht. Floßhilde mahnt sie, das Geheimniß zu bewahren; aber die Schwestern antworten: Kann doch nur Der das Gold gewinnen und den Ring schmieden, der die Liebe und die Minne verschmäht, was haben wir von dem lüsternen Zwerge zu fürchten? Der Zwerg, der diesen Worten aufmerksam gelauscht hat, springt auf das Riff, wo das Gold liegt, schwört die Minne ab, flucht der Liebe, reißt den Schatz aus der Spalte und entflieht, unter dem Wehrufe der Rheintöchter. Dichte Nacht bricht herein, die Wogen verwandeln sich in Gewölk, das nach und nach heller wird, bis endlich im Hintergrunde die Burg Wotans in lichtem Glanze erscheint. Während dieser Aenderung der Decoration führt ein außerordentlich wirksam instrumentirtes Zwischenspiel aus dem Sturme der Wogen in das Nibelungenmotiv und dann in das Walhallamotiv. Dieses scheint nun fast aus dem vorhergehenden entsprungen zu sein, denn die rhythmische Bewegung und die Intervallenfolge der oberen Noten der melodischen Phrase sind einander ganz ähnlich — und doch wie verschieden klingt es! Dieses Walhallamotiv ist wieder so ein echt Wagner'scher Gedanke, ganz sein eigen in der Conception und in der Ausführung durch tiefe Posaunen und Trompeten (im Piano und ganz weich). Wotan und Fricka seine Gattin liegen vorne auf blumigem Grunde, schlafend. Fricka erwacht zuerst, sie ruft dem Gemahl, doch dieser träumt von Macht und Ehre, während das Orchester leise die beiden Motive (Ring und Walhalla) weiterspielt; endlich erweckt ihn die erneute Mahnung; sein Blick fällt auf die Burg, die ihn erfreut; sie erinnert ihn an den schlimmen Vertrag, den er um des Baues willen geschlossen (hier ertönt wieder ein Leitmotiv, das Wotans Erscheinung in den späteren Dramen öfters begleitet). Den Riesen hat er ihn anvertraut und dafür den Besitz Freias, der Jugendgöttin, zugesagt. Wotan tröstet sie; ihre (wie die Folge lehrt) sehr gerechtfertigte Eifersucht beschwichtigt er durch die Bemerkung, sie tadle ihn ungerecht; habe er doch ein Auge daran gesetzt, sie zum Weibe zu gewinnen! Hier hat Wagner eine der schönsten Sagen der nordischen Mythe in sehr bedenklicher Weise umgewandelt. Wotan hat dies Auge geopfert, um aus Mimirs, des uralten Riesen, Brunnen ewige Weisheit und Erkenntniß trinken zu können. Kleinlich erscheint dagegen die Deutung Wagners, der noch dazu gleich hinterdrein Wotan sagen läßt: „Ehr' ich die Frauen doch mehr als dich freut!" Freia erscheint und bittet Fricka, die Schwester, um Schutz gegen die Riesen, die sich nahen, um sie als Lohn zu fordern. Wotan beruhigt sie; Loge, der Verschlagene, der ihm zu dem Vertrage mit den Riesen gerathen, hat ihm auch versprochen, Freia zu lösen. Die Riesen erscheinen (prachtvoll rhythmisch wirkendes Motiv), sie weisen auf die vollendete Burg, erinnern Wotan an den Vertrag; dieser antwortet ihnen sehr ungöttlich: „Seid Ihr bei Trost mit Eurem Vertrag?" und als sie ihn an die Heiligkeit des gegebenen Wortes mahnen, meinte er (er der Allvater, Herrvater ꝛc.): Sie sollten nicht für Ernst nehmen, was er zum Scherze nur beschlossen: „Die liebliche Göttin, was taugt Euch Tölpeln ihr Reiz?" Die Riesen werden zuletzt ungeduldig und reißen Freia an sich, um sie wegzuführen; die Göttin ruft ihre Brüder Donner und Froh zu Hülfe, doch Wotan wehrt diesen mit dem Speer, daß sie nicht die Verträge brechen, (die er selbst doch nicht halten will). Loge erscheint endlich (mit einem neuen, dem Feuermotiv). Er leugnet, daß er je versprach, Freia zu lösen; nur Ersatz zu suchen habe er sich verpflichtet, und treulich erfüllt, aber ohne Erfolg; denn überall wo er gefragt, ward ihm die Antwort, daß es für „Weibes Wonne und Werth" keinen Ersatz gebe. Nur Einer habe diesen Werth verworfen, der Niblung, der sich in solcher Weise das Rheingold und die damit verbundene Macht erwarb. Loge erweckt in den Göttern und den Riesen die Lust nach dem Golde, und beweist, daß die Besitznahme durch List gelingen könne. Die Riesen stellen nun Wotan das Anerbieten, mit dem Golde, das er leicht gewinnen könne, Freia zu lösen. Der Gott antwortet ihnen sehr grob, und sie entführen nunmehr Freia als Pfand; bis zum Abend wollen sie warten, daß Wotan das Gold beschaffe, oder die Göttin bleibt ihnen verfallen. Als Freia den Göttern entrissen ist, altern diese plötzlich, denn sie haben noch nicht von den goldnen, erneute Jugend verleihenden Aepfeln genossen, die jene allein pflegte und spendete, und ohne die Frucht müssen sie hinwelken. Wotan entschließt sich mit Loge nach Nibelheim zu fahren, um von Alberich das Gold zu erlisten. Ein tobendes Orchestervorspiel, bei dem 18 Ambosse hinter der Scene mitwirken, leitet das Erscheinen der Niblungenwerkstätte ein. Alberich herrscht, nachdem er den alle Macht verleihenden Ring gefertigt, als Tyrann über

Digitized by Google

die Niblungen und hat sich von seinem Bruder Mime, den er mißhandelt, die Tarnkappe flechten lassen, durch welche er jede Gestalt annehmen, auch sich unsichtbar machen kann. Wotan und Loge erscheinen. Während das Orchester abwechselnd die Motive des Ringes, des Feuers, der Niblungenschmiede erklingen läßt, sprechen sie mit Alberich; dieser verkündet, er werde mit seinem Golde sich ein Heer schaffen, das den Göttersitz stürmt. Der listige Loge beredet ihn, den Zauber des Tarnhelms zu zeigen. Alberich erscheint zuerst als Riesenschlange; Loge stellt sich furchtbar erschreckt und fragt, ob wohl der Tarnhelm auch eine ganz kleine Gestalt verleihen könne (man erinnert sich unwillkürlich an den gestiefelten Kater). Alberich verwandelt sich in eine Kröte, diese packen die Götter, entreißen ihr den Tarnhelm, binden den in seiner natürlichen Gestalt wieder erscheinenden Alberich und führen ihn mit sich fort, während im Orchester in jäher Hast alle Motive durcheinander tönen. Auf die Bergspitze, wo Walhalla steht, bringen die Beiden den Gebundenen, der sich nun lösen muß. Er opfert den ganzen Nibelungenschatz, die Zwerge bringen ihm unter den Klängen des Amboßmotives selbst den Tarnhelm; nur den Ring, der ihm alles wieder ersetzen kann, gedenkt er zu behalten; aber Wotan entreißt ihm dieses letzte kostbarste Gut. Und nun erhebt sich Alberich mit einem machtvollen Gesange und verflucht den Ring: wer ihn besitze, sei dem Tode verfallen; jeder wünsche ihn zu gewinnen, aber der Gewinnende werde dessen nicht froh; und so dauere der Fluch fort, bis der Ring wieder zu ihm zurückkehrt, der ihn verfertigte. Dieser Fluch ist ein hohes Meisterstück in Declamation, Steigerung und kunstvoller Instrumentation. Die Riesen erscheinen, um den Bescheid zu holen; Wotan bietet ihnen den Nibelungenschatz für Freia; sie stellen Freia zwischen zwei Pfähle und häufen den Schatz vor ihr auf; nur wenn er sie ganz verdeckt, daß nichts von ihr gesehen werden kann, ist sie frei. Die Götter häufen Geschmeide auf Geschmeide, die Riesen drücken es zu Hauf; jene schimpfen ziemlich gröblich, diese verlangen, daß jede Lücke verstopft, jede „Klinze verklemmt" sei. So geht der ganze Schatz auf, sogar der Tarnhelm; durch eine kleine Ritze erspäht Fasolt der Riese noch Freias Auge — um diese zu füllen, soll Wotan den Ring hergeben. Er verweigert es, und will Freia opfern trotz ihrer Bitte, trotz des Drängens aller Götter; da ertönen die ersten Klänge des Rheinmotivs geheimnißvoll, und aus dem Boden steigt ein Weib, den Göttern unbekannt; Erda ist's, die Ur-Wissende, die Mutter der Nornen; sie warnt Wotan, daß er den Ring nicht behalte, den Fluch meide. Schrill klingt wohl der Accord (drei Hoboen, englisches Horn, 2 Clarinetten und Baßclarinette), über welchem sie dreimal „Höre!" ruft, aber wenn er schon auf dem Clavier mächtig wirkt, wie mag er es auf der Bühne mit dem Orchester? Wotan ruft die Riesen zurück, er opfert auch den Ring. Die Götter schaaren sich um Freia, im Orchester ertönt allmählich das Nibelungenmotiv, während Fafner, der ältere der Riesen, den Schatz einsackt. Fasolt, der jüngere Bruder, verlangt seinen Antheil — Loge der Listige flüstert ihm zu, er möge sich nur den Ring sichern — es beginnt Streit, dann Kampf und Fafner erschlägt den Bruder um des Ringes willen — die erste Wirkung des Fluches, den der Nibelung ausgesprochen. Donner und Froh zertheilen die Wolken, welche noch Walhalla, die Burg, umgeben, durch Blitze und Winde, unter den Klängen eines feierlichen breiten Thema, mit mächtigster Instrumentation, und den Accorden von sechs Harfen bauen sie die Regenbogenbrücke, und mit dem ersten nun volltönenden Walhallamotiv ziehen die Götter in die Burg; da zuckt das Feuermotiv im Orchester: Loge zaudert fast, mit den Anderen zu gehen, er sieht in den erlebten Vorgängen die ersten Anzeichen des Verderbens: aber zuletzt schließt er sich doch an, indem er sich die Freiheit seines Handelns vorbehält. Aus der Tiefe tönen die Klagen der Rheintöchter um das verlorne Gut, das selbst Wotan listig behalten wollte und ihnen nicht wiedererstattete — doch die Klagen verhallen im brausenden Einzug der Götter, und mit ihnen schließt dieser erste Theil.

H. Ehrlich.

Notizen.

Die „Gesellschaft für vervielfältigende Künste" in Wien hat seit einiger Zeit einen Vertreter in Berlin, den Kunsthändler Paul Bette, Taubenstraße 10. Das Unternehmen besteht seit dem Jahre 1871 und hat bis jetzt glänzende Erfolge aufzuweisen. Es ist nicht auf Speculation begründet, sondern hat sich als Hauptziel gesetzt, künstlerisch vollendete Reproductionen von bedeutenden Kunstwerken alter und neuer Zeit zu liefern und zwar für einen verhältnißmäßig geringen Betrag. Man kann der Gesellschaft mit 100 Mark jährlich als Gründer; mit 30 Mark jährlich als Mitglied beitreten, im ersten Falle erhält man die Blätter vor der Schrift auf chinesischem Papier, im zweiten Abdrucke mit der Schrift. Jedes Jahr erscheinen 2 Hefte à 6 Blätter, in fast durchweg vorzüglichen Radirungen und Stichen, für deren Güte die Namen von Unger, Sonnenleiter, Gauermann, Laufberger, Doris Raab ꝛc. vollste Gewähr leisten. Unter den bis jetzt publicirten Blättern sind fast alle Künstler von Ruf vertreten: Defregger, Makart, Passini, Kurzbauer, Vautier, Rahl, Lenbach, Knaus, Rethel (mit dem Hannibalzug, in vorzüglichen Holzschnitten von Bürkner), Ramberg, Camphausen, Menzel, Angeli ꝛc. Von den Alten: Rembrandt, Rubens, Murillo, Wouwermann, Poussin, Metsu, van Dyck. Die bis jetzt vorliegenden Publicationen bilden einen praktischen Cursus der Kunstgeschichte, in einer Anzahl von ca. 60 Blättern. Neben den regelmäßigen Jahresheften erscheinen noch außerordentliche, wie die „Nationalgallerie in Buda-Pest" (früher Esterhazy in Wien). Wir empfehlen das Unternehmen den Lesern der „Gegenwart" auf das wärmste.

* * *

Der Vortrag „Calderons «Wunderthätiger Magus» und Goethes «Faust»", den unser Mitarbeiter, Dr. Moriz Carriere, im wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehalten hat, ist jetzt bei Westermann in Braunschweig in einer Separatausgabe erschienen, auf die wir unsere Leser aufmerksam machen.

* * *

Das provisorische Statut der Königlichen Akademie der Künste in Berlin, beurtheilt von Heinr. Dorn. Nebst einem Anhange „letztes Wort".

Der hochachtbare Professor Dorn, lange Jahre Hofcapellmeister an der Königlichen Oper, und seit 1849 ordentliches Mitglied der Berliner Königl. Akademie hat eine Reihe von Artikeln zuerst in der „Bürgerzeitung", dann als selbstständige Broschüre veröffentlicht, in welcher er manche sehr wichtige Bedenken gegen das provisorische Statut der Akademie ausspricht, welches vor anderthalb Jahren vom Cultusministerium (resp. Geheimrath Schöne) dem Abgeordnetenhause vorgelegt worden und von diesem nach kurzer Prüfung angenommen worden ist. Eine eingehende Besprechung der Broschüre würde vielleicht mehr Raum als diese selbst einnehmen, denn die Fragen sind sehr tief eingreifender Natur; ihre gründliche Erörterung erfordert Zurückgehen auf frühere Thatsachen und Beleuchten mancher Vorgänge neuester Zeit, also eine zugleich sehr ausgedehnte und concentrirte Prüfung. Darum wollen wir hier nur bemerken, daß die meisten der von Prof. Dorn ausgesprochenen Bedenken wohlbegründet erscheinen; die Sprache ist zwar energisch, doch überschreitet sie nirgends die Grenzen der berechtigten Beurtheilung künstlerischer Angelegenheiten. **S. E.**

* * *

Berichtigung.

Bei dem Aufsatze in Nr. 26 d. „Ggwrt." ist durch ein Versehen der Name des Autors „A. Lammers" weggeblieben.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Friedrichroda.

Wegweiser für Kurgäste und Touristen

von

R. Roth,

mit Vorwort von **Ludwig Storch.**

Fein geb. 2 M. 50 Pf.

Aug. Stadermann jr. in Ohrdruf.

Verlag von **Julius Springer** in **Berlin N.**

Soeben erschien:

Stilleben auf Sylt.

Von

Julius Rodenberg.

Eleganteste Ausstattung. Preis 4 M.

Eleg. geb. 5 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

Dramaturgische Blätter.

Beiträge zur Kenntniß des modernen Theaters in Deutschland und Frankreich

von **Paul Lindau.**

2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 9 M.

Vergnügungsreisen.

Gelegentliche Aufzeichnungen

von **Paul Lindau.**

Elegant geheftet. Preis 2 M. 50 Pf.

Inhalt: **Am Rhein! Am Rhein!** — Rolandseck, **Ems**, Stolzenfels. Eine Pfingstreise. (Mai 1864.) **In Coblenz.** — Begegnung des Königs Wilhelm von Preußen mit dem Sultan Abdul Aziz. (Juli 1867.) **In Eisenach.** — Bei Fritz Reuter zu Gast. (September 1869.) **Auf Wilhelmshöhe.** — Ankunft des gefangenen Kaisers Napoleon. (September 1870.) **Schandau.** — Sommerferien. (Mai 1872.) **In Bremen und Wilhelmshafen.** — Mit den Gesetzgebern des Deutschen Reichs. (Juni 1873.) **In Versailles.** — Gambetta in der Nationalversammlung. (Juli 1873.) **In Wien.** — Bei Hans Makart und Johann Strauß. (November 1874.) **Am Plötzensee.** — Bei einem Wirthe wundermild. (März 1875.)

Für Badereisende nach

HELGOLAND, FÖHR & SYLT.

Verlag v. **Otto Meissner** in Hamburg:

HELGOLAND.

Nordseestudien

von **E. HALLIER.**

Preis 3 M.

Die

NORDFRIESISCHEN INSELN

vormals und jetzt.

Von **G. WEIGELT.**

2. Auflage. Mit 2 Karten. 3 M.

Novellen

namhafter Autoren

im Umfange von mindestens 12 bis höchstens 14 Octav-Druckbogen werden für das Feuilleton der „Berliner Gerichts-Zeitung" so wie zum gleichzeitigen Buchverlage gesucht. Gefl. Anerbietungen direct erbeten.

E. Behrend (H. Foerstner), Verlagsbuchhandlung in Berlin, W., Charlottenstraße Nr. 27.

Bühnenfestspielhaus in Bayreuth.

Aufführungen am 13.—16., 20.—23. und 27.—30. August.

Richard Wagner's Tetralogie:

Der Ring des Nibelungen.

1. Abend: Rheingold.

Personen:

Wotan, Donner, Froh, Loge,	Götter	Hr. Betz von Berlin. Hr. Elmblad von Berlin. Hr. Unger von Bayreuth. Hr. Vogl von München.
Fasolt, Fafner,	Riesen	Hr. Eilers von Coburg. Hr. Reichenberg v. Stettin.
Alberich, Mime,	Nibelungen	Hr. Hill von Schwerin. Hr. Schlosser v. München.
Fricka, Freia, Erda,	Göttinnen	Fr. Grün von Coburg. Frl. Haupt von Kassel. Fr. Jaide von Darmstadt.
Woglinde, Wellgunde, Flosshilde,	Rheintöchter	Frl. Lehmann I v. Berlin. Frl. Lehmann II v. Köln. Frl. Lammert von Berlin.

Nibelungen.

Ort der Handlung: 1. In der Tiefe des Rheines. 2. Freie Gegend auf Bergeshöhen am Rhein. 3. Die unterirdischen Klüfte Nibelheims.

2. Abend: Walküre.

Personen:

Siegmund	Hr. Niemann von Berlin.
Hunding	Hr. Niering von Darmstadt.
Wotan	Hr. Betz von Berlin.
Sieglinde	Frl. Scheffzky von München.
Brunhilde	Fr. Materna von Wien.
Fricka	Fr. Grün von Coburg.

Acht Walküren.

Ort der Handlung: 1. Das Innere der Wohnung Hunding's. 2. Wildes Felsengebirge. 3. Auf dem Brunhildenstein.

3. Abend: Siegfried.

Personen:

Siegfried	Hr. Unger von Bayreuth.
Mime	Hr. Schlosser von München.
Der Wanderer.	
Alberich	Hr. Hill von Schwerin.
Fafner	Hr. Reichenberg von Stettin.
Erda	Fr. Jaide von Darmstadt.
Brunhilde	Fr. Materna von Wien.

Ort der Handlung: 1. Eine Felsenhöhle im Walde. 2. Tiefer Wald. 3. Wilde Gegend am Felsenberg.

4. Abend: Götterdämmerung.

Personen:

Siegfried	Hr. Unger von Bayreuth.
Gunther	Hr. Gura von Leipzig.
Hagen	Hr. Kögl von Hamburg.
Alberich	Hr. Hill von Schwerin.
Brunhilde	Fr. Materna von Wien.
Gutrune	Frl. Weckerlin von München.
Waltraute	Fr. Jaide von Darmstadt.

Die Nornen.

Die Rheintöchter.

Mannen. Frauen.

Ort der Handlung: 1. Auf dem Felsen der Walküren. 2. Gunther's Hofhalle am Rhein. Der Walkürenfelsen. 3. Vor Gunther's Halle. 4. Waldige Gegend am Rhein. Gunther's Halle.

1/3-Patronatsschein als Eintrittskarte zur 2. und 3. Aufführung à 300 M. liefert der

Kölner Richard Wagner-Verein.

(Adr.: August Lesimple.)

Meyers Reisebücher.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Führer (braun gebunden).

Nord-Deutschland, 9 M. — Süd-Deutschland, 7 M. 50 Pf. — Rheinlande, 6 M. — Thüringen, 6 M. — Wien, 5 M. 50 Pf. — Schweiz, 9 M. — Futsse, 9 M. — Süd-Frankreich, 9 M. — London, 7 M. 50 Pf. — Rom und Mittel-Italien, 12 M. — Ober-Italien, 12 M. — Unter-Italien, 7 M. — Italien in 50 Tagen, 9 M.

Wegweiser (roth kartonnirt).

Thüringen, 2 M. — Harz, 2 M. — Riesengebirge, 2 M. — Schweiz, 2 M.

Schandau an der Elbe.

Der am schönsten Punkt der **sächsischen Schweiz** gelegene Ort bietet zu den **lohnendsten Partien** die bequemste Gelegenheit, ist zur **längeren Sommerfrische** vorzüglich geeignet und vereinigt mit allen anderen Vorzügen den der **bequemsten Postverbindung mit Wien sowohl wie Berlin.**

Von Berlin in 4 Stunden zu erreichen.

Sendig's Hotel und Pension

„Villa Königin Carola",

nebst den Dependenzen „Villa Rosa" und „Villa Bellevue" **liegen am schönsten Punkt von Schandau, gegenüber der Station Krippen, mit Aussicht auf die Elbe, den Winterberg und Lilienstein.**

Das von schönsten Gärten umgebene Hotel ist ganz neu eingerichtet, mit allem Comfort eines Hotels ersten Ranges, Reitpferde, Equipagen und Bäder im Hause. Bei längerem Aufenthalte **Pension** nach Schweizer Art.

Rudolf Sendig.

Berühmte Liebespaare. Neue Folge. Von Fr. von Hohenhausen. Leipzig, Schlicke.

Diese interessanten Essays machen in der gebildeten Lesewelt Sensation, sie enthalten eine Fülle neuer Gedanken und anmuthiger Schilderungen. Eine vollständige Lebensgeschichte von George Sand ist darin enthalten. Zu haben bei

Stuhr, Berlin 61, U. d. Linden.

Hierzu eine Beilage von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 28. Berlin, den 8. Juli 1876. Band X.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das höhere Unterrichtsgesetz in Holland. Von Th. Wenzelburger. — Schopenhauerianismus und Hegelianismus in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart. Von Eduard von Hartmann. — Literatur und Kunst: Legende vom Hinterhäuser. Von Friedrich Hornfeck. — Sommerliche Briefe. Ein „Zeitbild". Von Paul Lindau. — In Betreff der orthographischen Reform. Von Daniel Sanders. — Zum alten und neuen Glauben. Von Wilhelm Bolin. — Der „Salon" von 1876. Von Albertus. — Notizen. — Inserate.

Das höhere Unterrichtsgesetz in Holland.

Es ist eine eigenthümliche Fügung im Laufe der Culturgeschichte unserer Tage, daß kaum ein halbes Jahr, nachdem in Frankreich das höhere Unterrichtsgesetz als Pathenkind der römischen Jesuitenkirche ein hoffentlich eintägiges Fliegenleben begonnen, auch in zwei kleineren Staaten Europas, in Belgien und Holland, dieselbe Frage die Gemüther beschäftigte und aufregte. Während ersterer Staat hierbei in gewohnter Weise sich als Reutlinger Nachdruck Frankreichs präsentirte und demgemäß ebenfalls die „Freiheit" des höheren Unterrichts nach Broglie-Buffet'schem Recept zu organisiren beginnt, bei welcher Gelegenheit Frère-Orban, der Superlativ des impotentesten Doctrinarismus, sich zum Heil und Glück Belgiens für immer unmöglich zu machen wußte, — hat man in Holland die Sache gründlicher angepackt und eine gesetzgeberische Arbeit geliefert, die, wenn auch in manchen Punkten noch lückenhaft, doch im Allgemeinen allen modernen Zeitanforderungen entsprechen dürfte.

Die Geschichte des höheren Unterrichts in Holland bildet einen Theil der Geschichte des Verfassungslebens dieses Staates und wie der Naturforscher aus einem kleinen Knochen eines Thieres auf die Art und Species desselben zu schließen im Stande ist, so hat man gewissermaßen in der höheren Unterrichtsfrage ein kleines, leicht zu ergänzendes und auszufüllendes Gemälde des dortigen constitutionellen Verfassungslebens. Seit der Verfassungsrevision vom Jahre 1849 nämlich harrte der höhere Unterricht seiner definitiven Organisation, man mußte sich mit dem durch königlichen Beschluß vom Jahre 1815 festgestellten Zustande begnügen. Verschiedene Male wurde ein vielversprechender Anlauf genommen: unter dem Vorsitz des Utrechter Professors Ostzoomer trat im Jahre 1840 eine Commission zusammen, deren Elaborat zwar der Kammer vorgelegt wurde, aber nicht in's Stadium der Berathung kam. Dann hörte man nichts mehr bis zum Jahr 1866, wo Heemskerk einen betreffenden Gesetzesentwurf ausarbeitete; als er abtrat, nahm er seinen Entwurf mit, um seinen Nachfolger Fock die ganze Arbeit noch einmal von vorne beginnen zu lassen. Auch er theilte das damalige Loos holländischer Minister, denen kaum eine längere Existenz zugemessen war, als ihren griechischen und wallachischen Collegen. Thorbeck wagte sich in seinem dritten Ministerium nicht mehr an die Frage, und so machte sich denn sein Nachfolger Geertsema frisch an's Werk und brachte es wirklich so weit, daß sein Elaborat in den Sectionen der Kammer wenigstens untersucht wurde. Heemskerk trat zum zweiten Male auf die Bühne, aber statt wie seine Vorgänger die Penelopearbeit wieder von vorne an zu beginnen, legte er den Geertsema'schen Entwurf, nur theilweise modificirt, der Kammer vor. Nach langen, sich manchmal in's Unendliche ziehenden Debatten wurde das Gesetz mit der zweiten Kammer vereinbart und der Heemskerk'sche Entwurf erhielt dann, freilich in bedeutender Veränderung und Umgestaltung, nachdem auch die erste Kammer Ja und Amen gesagt, am 28. April die königliche Bestätigung.

Der Schwerpunkt der Debatte drehte sich um die Frage, ob dem Amsterdamer Athenäum das jus promovendi ertheilt, d. h. ob diese Anstalt zum Range einer Universität erhoben werden sollte und dann, ob die theologischen Facultäten an den Universitäten beibehalten werden sollten oder nicht.

Was Amsterdam betrifft, so stand man vor der schwerwiegenden Frage, ob der Staat das Recht, Grade zu ertheilen, aus der Hand geben dürfe? Denn was man dieser Stadt zugestand, konnte man einer anderen, wenn sie den vom Gesetze vorgeschriebenen Bedingungen gerecht wurde, füglich nicht verweigern. Dagegen konnte sich Amsterdam mit Recht auf die Thatsache berufen, daß sein Athenäum factisch einer Universität gleich stand, und daß seine Facultäten in jeder Beziehung den Vergleich mit den der übrigen Universitäten aushalten konnten. Nach einer langen Debatte erhielt endlich Amsterdam mit 41 gegen 32 Stimmen die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches. Die ultramontane Partei ließ übrigens diese Gelegenheit nicht vorbeigehen, um aus diesem Falle in präjudicieller Weise für sich Capital zu schlagen und einer ihrer Wortführer sprach es unumwunden aus, daß, wenn einmal in Herzogenbusch oder anderswo im Süden des Landes eine katholische Universität errichtet werden sollte, auch diese dasselbe Recht erhalten müsse. Das klerikalerseits eingebrachte Amendement wurde aber mit starker Stimmenmehrheit verworfen, denn die Mehrheit der zweiten Kammer begriff deutlich, daß man damit nur den ersten Schritt auf der verhängnißvollen Bahn mache, auf der, wie in Belgien, die Dressur an die Stelle freier wissenschaftlicher Forschung tritt. Durch die weitere Bestimmung, daß ein im Auslande erworbener Titel in keiner Weise zur Ausübung des höheren Unterrichts genüge, hat man der Gefahr, von auswärtigen tonsurirten „Gelehrten" überschwemmt zu werden, einen heilsamen Riegel vorgeschoben, da in Nordbrabant und Limburg nicht nur die Geistlichkeit, sondern fast die ganze Bevölkerung auf den Befehl des Bischofs „marschirt" und die Gymnasiallehrer — die Gymnasien sind nämlich höhere Unterrichtsanstalten — von den dem Klerus meist blind ergebenen Gemeinderäthen ernannt werden.

Digitized by Google

Eine andere Frage wird freilich die sein, ob die drei Landesuniversitäten, Leiden, Utrecht und Groningen, die Concurrenz Amsterdams auf die Länge mit Erfolg aushalten werden. In Leiden scheint man sich derartigen Befürchtungen in der That hingegeben zu haben, da der Senat der dortigen Universität noch in der elften Stunde die erste Kammer beschwor, dem Amsterdamer Athenäum das Promotionsrecht nicht zu ertheilen, ein Schritt, der im Interesse der eigenen Würde vielleicht besser unterblieben wäre.

Die interessanteste Partie bildete aber unbestreitbar die Frage über Beibehaltung oder Abschaffung der theologischen Facultäten.

Seit Kant hat bekanntlich der Zahn der Zeit an der Lebenswurzel der theologischen Facultäten rastlos genagt, aber solche Keulenschläge, wie in Holland, haben sie noch nirgens erschüttert. Schon am 8. Februar 1875 beim dreihundertjährigen Jubiläum Leidens sprach der damalige Rector Heynsius in seiner in der Peterskirche gehaltenen Festrede die bedeutungsvollen Worte: „Unsere Akademie war wie beinahe alle anderen die einseitige Tochter der Theologie und in Uebereinstimmung damit wurde der theologischen Facultät auch stets der Vorrang zuerkannt. So wurde vor 300 Jahren in diesem Gebäude die Universität mit einer Rede „De sacrosanctae theologiae laudibus“ eingeweiht. Aber welche Veränderung! Sie, die einst als Fürstin unter ihren Schwestern gefeiert wurde und herrschte, sieht in unseren Tagen nicht nur ihren Thron einstürzen, sondern sie läuft selbst Gefahr, demnächst als unnütze Dienstmagd vor die Thür gesetzt zu werden. In der alten Haushaltung wird sie noch geduldet, aber sobald in dieser aufgeräumt wird, ist ihr Schicksal nicht mehr zweifelhaft, das große Princip der Trennung von Staat und Kirche, das in unserem Vaterlande zu vollkommener Reife kam, verlangt mit unerbittlicher Strenge ihren Fall.“

Allerdings, wo absolute Trennung von Staat und Kirche besteht, ist die Unterhaltung theologischer Facultäten, namentlich wenn dieselben ausschließlich im Dienste einer Kirche sind, eine contradictio in adjecto. Eine solche Trennung besteht nun aber bekanntlich in Holland nicht oder wenigstens in sehr einseitiger Art, da der Staat die Geistlichen aus der Staatscasse bezahlt, hinsichtlich ihrer Ausbildung, ihrer Ernennung und ihrer Wirkung aber nicht das Geringste zu sagen hat. Ueberdies leuchtet es von selbst ein, daß man den historischen Zusammenhang einer bestimmten Kirche mit einer Universität nicht so ohne Weiteres durch ein parlamentarisches Machtwort, wie den Faden mit der Scheere, durchschneiden kann. Der Regierungsentwurf beabsichtigte die vollständige Entfernung und Aufhebung der protestantischen Facultäten — katholische gibt es natürlich nicht — und wollte die Ausbildung der Geistlichen jeder Kirchengenossenschaft, natürlich mit finanzieller Unterstützung seitens des Staates, überlassen. Die Meinungen über diese Frage waren in der Kammer sehr getheilt, und man einigte sich schließlich mit dem vermittelnden Vorschlage, daß die theologischen Facultäten zwar beibehalten, aber Dogmatik und praktische Theologie aus dem Jahrprogramm gestrichen wurden.

Einen Augenblick schien es, als ob man in Holland denjenigen Zustand herbeiführen wollte, dessen Gegentheil in Preußen der katholischen Kirche gegenüber angestrebt wird. Gerade in Holland nimmt der Stand der evangelischen Prediger seiner gediegenen wissenschaftlichen Bildung wegen eine sehr angesehene Stellung ein, während die katholische Theologie — sofern es erlaubt ist, von den Früchten auf den Baum zu schließen — auf derselben Stufe mit ihrer Genossin in Spanien und Südamerica steht. Die verschiedenen Richtungen, welche in Utrecht, Leiden und Groningen vertreten sind, haben auf das kirchlich-protestantische Wesen bis jetzt nur günstig gewirkt, und die Befürchtung, daß durch den Wegfall der theologischen Facultät wenn auch nicht, wie bei der katholischen Kirche, ein Heer vaterlandsloser Fanatiker, aber doch eine rohe Bande kirchlicher Eiferer vom Schlage Knacks großgezogen würde, wäre jedenfalls keine ungegründete gewesen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die ultramontane Partei das ministerielle Project mit großer Sympathie begrüßte, denn die Erfüllung ihres Programms: „hereditatem patrum revindicamus“ wäre dann sicher einen bedeutenden Schritt vorwärts gerückt. Uebrigens boten die Kammerdebatten gerade über diese Frage, namentlich über Zweck, Begriff und Aufgabe der Theologie, so viel des Unterhaltenden und Ueberraschenden, wie der Leser der Tagblätter seit langer Zeit in den Kammerverhandlungen nicht mehr gefunden hatte.

Uebrigens ist die Gesetzesbestimmung, wonach in Zukunft der Unterricht der Dogmatik und praktischen Theologie wegzufallen hat, weiter nichts als ein Lufthieb, da Dogmengeschichte und Exegese ausdrücklich beibehalten sind und es ja jedem Theologieprofessor frei steht, dem geistigen Nahrungsmittel, das er seinen Zuhörern verabfolgt, einen beliebigen Namen zu geben.

Unbegreiflich ist es jedoch, wie in ein einen so praktischen Geist athmendes Gesetz die Bestimmung sich einschmuggeln konnte, daß der Regierung über höhere Privatunterrichtsanstalten kein Aufsichtsrecht zusteht. Daß diese Bestimmung ultramontanerseits natürlich nach Kräften verwerthet werden wird, läßt sich denken, um so mehr, als es ja nur geringe Mühe kostet, eine Anstalt, die bis jetzt den Charakter einer Mittelschule trug und als solche unter staatlicher Beaufsichtigung steht, über Nacht in die Rubrik des höheren Unterrichts vorwärts zu schieben. Verschiedene Abgeordnete machten auch auf das Gefährliche, ja Verfassungswidrige dieser Bestimmung aufmerksam, allein Heemskerk setzte der Kammer die Pistole auf die Brust, indem er im Falle der Nichtannahme mit der Zurückziehung des ganzen eben in sein letztes Berathungsstadium gelangten Gesetzes drohte. Die Kammer nahm diese Drohung für baare Münze an, obwohl der Minister gerade bei diesem Gesetze in verschiedenen Fragen von weit principiellerer Beschaffenheit sich dem Willen der Volksvertretung untergeordnet hatte. Uebrigens hat der Abgeordnete Lenting bereits sein Vorhaben zu erkennen gegeben, in der nächsten Session einen diese Unterlassungssünde von Kammer und Regierung wieder gutmachenden Antrag einzubringen.

In der Wuth der ultramontanen und dem Mißmuth der orthodox-protestantischen Presse darf man übrigens ein sicheres Kriterium finden, daß das neue Universitätsgesetz trotz einiger Lücken eine wohlgelungene Arbeit ist; erstere ging mit den katholischen Deputirten, welche am Schlusse für das ganze Gesetz gestimmt hatten, nicht gar glimpflich um und ein Journal dieser Richtung konnte seinen Lesern die Thatsache mittheilen, daß alle katholischen Jamänner mehr oder weniger zu der Regierung in der Beziehung stehen, gestanden haben oder zu stehen wünschen, und daß die Gesinnungstüchtigkeit dieses Mal allein auf Seiten der Gläubigen gesucht werden müsse, welche mit der Regierung überhaupt nichts zu thun haben und mit leeren Knopflöchern herumlaufen. Die zweite Kammer aber darf mit Befriedigung auf diese Legislaturperiode zurückblicken, denn sie hat sich in glänzender Weise von dem ihr eine Zeit lang nicht mit Unrecht gemachten Vorwurfe legislatorischer Unfähigkeit gereinigt.

Delft, Mai 1876. **Th. Wenzelburger.**

Schopenhauerianismus und Hegelianismus

in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart.

Von Eduard von Hartmann.

Die Leser dieser Zeitschrift erinnern sich vielleicht aus Nr. 20 und 21 des vorigen Jahrganges eines Aufsatzes von mir, welcher die Ueberschrift trug: „Zur Orientirung in der Philosophie der letzten hundert Jahre.“ Dort hatte ich versucht, die philosophischen Aufgaben der Gegenwart durch einen geschichtlichen

Digitized by Google

Rückblick zu ermitteln, und hatte dieselben dahin präcisirt: erstens sich Rechenschaft zu geben von der speculativen Entwickelung des deutschen Denkens seit Kant als einer einheitlichen Totalität, und zweitens die Resultate dieser größten Epoche in der Geschichte der Philosophie mit den Resultaten der größten Epoche in der Geschichte der Naturwissenschaften in Verbindung und Einklang zu bringen, um so eine allen Seiten der modernen Wissenschaft Rechnung tragende einheitliche Weltanschauung zu gewinnen. Heute nun wollen wir in Betrachtung ziehen, was zur Lösung dieser Aufgabe neuerdings geschehen ist. Dieses Thema erscheint zunächst so weit, als ob es die ganze philosophische Literatur der letzten Decennien in sich befassen wollte; indessen bei näherer Betrachtung ergibt sich, daß obige Präcisirung der philosophischen Aufgaben der Gegenwart bereits eng bemessene Grenzen in sich trägt.

Ausgeschlossen von der Betrachtung sind nämlich von vornherein alle diejenigen Philosophirenden, welche die Entwickelung der deutschen Philosophie seit Kant völlig ignoriren, oder doch, statt sie als einheitliche Totalität zu erkennen, nur einzelne Specialresultate derselben eklektisch herausgreifen, und im Uebrigen ohne alle Rücksicht auf Geschichte der Philosophie, oder doch nur mit Berücksichtigung der Philosophen bis Kant einschließlich, auf eigne Hand weiter philosophiren. Diese Classe von Philosophen bedarf keiner Entschuldigung, insofern es sich um Ausländer handelt, die nicht in der Lage waren, sich die Resultate der letzten philosophischen Epoche anzueignen; so weit es sich aber um Deutsche handelt, sind sie — auch wenn es die gelehrtesten Philosophieprofessoren sind — als Dilettanten zu bezeichnen, die mit ihren anachronistischen Bestrebungen außerhalb der lebendigen Continuität ihrer Wissenschaft stehen. Daß hierher auch diejenigen gehören, welche von dem Gebiete der Naturwissenschaft aus ohne genügende philosophische Vorbildung eine zeitgemäße philosophische Weltanschauung zu gewinnen bemüht sind, bedarf kaum eines besonderen Hinweises.

Ausgeschlossen bleiben aber zweitens auch diejenigen, welche nur eine bestimmte Seite der nachkantischen Philosophie gelten lassen, und in dieser die absolute Wahrheit sehen, über welche nicht mehr hinausgegangen werden könne, wenngleich eine weitere Ausbildung des Wissens innerhalb ihres Standpunkts möglich sei. Hierher gehören die stricten Hegelianer und Herbartianer; ihr Verhältniß zu den oben präcisirten philosophischen Aufgaben der Gegenwart kann nur ein negatives sein, d. h. sie müssen die Möglichkeit bestreiten, die ganze nachkantische Philosophie in ihren einander entgegengesetzten Hauptzweigen als organische Entfaltung eines Keimes, als einheitlichen Organismus aufzufassen. Die stricten Hegelianer müssen ferner die Möglichkeit leugnen, daß die moderne Naturwissenschaft berufen sei, der Philosophie nicht nur wichtige neue Grundlagen, sondern auch neue Probleme zu liefern und reformirend auf sie einzuwirken.

Die Herbartianer können zwar die Fühlung mit der Naturwissenschaft leichter herstellen, aber dafür ist auch der philosophische Gehalt ihres Standpunkts um so dürftiger und um so ferner von der Befähigung zur Lösung der im engeren Sinne philosophischen Aufgaben der Gegenwart. Ihre Rehabilitation muß wesentlich mit einer speculativen Vertiefung der Lehre Herbarts beginnen, die zunächst nur zu dem zurückführt, was Leibniz bereits erreicht hatte; dieser allein förderliche Weg für den Herbartianismus ist z. B. mit Erfolg von Maximilian Drobisch eingeschlagen worden. Daraus, daß der Weg, der von Herbart zu den Aufgaben der Gegenwart führt, über Leibniz geht, mag man ermessen, wie fern eigentlich Herbart diesen Aufgaben steht; denn von Leibniz bis zu uns ist doch immer noch eine gute Strecke Weges.

Schopenhauer entbehrt einer eigentlichen Schule, wie nur die dauernde akademische Wirksamkeit eines Philosophen sie heranziehen kann. Daß es übrigens auch Schopenhauerianer gibt, die sich zu den Aufgaben der Gegenwart rein negativ verhalten, ist nicht zu bezweifeln, nur entfalten dieselben keine öffentliche Wirksamkeit, sondern pflegen in der Stille den Cultus ihres Meisters. Fichte und Schelling haben weder öffentlich wirksame noch stille Anhänger aufzuweisen, die auf des Meisters Worte schwören; ihre Schüler sind theils todt, theils zählen sie in der Hegel'schen Schule mit und bilden nur besondere Nüancen und Schattirungen innerhalb der letzteren.

Thatsächlich liegen also die Verhältnisse so, daß von den Philosophen der verschiedensten Standpunkte nur diejenigen überhaupt im Stande waren, zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart Stellung zu nehmen, welche durch die Schule eines oder mehrerer der hervorragenden nachkantischen Philosophen gegangen waren, daß aber nur aus den speciellen Kreisen der Anhänger Schopenhauers und Hegels wirklich der Versuch gemacht worden ist, diesen Aufgaben näher zu treten. Darum kann unsere Betrachtung sich auf die Stellungnahme des Schopenhauerianismus und Hegelianismus beschränken, ohne Besorgniß, hiermit eine wesentliche Unvollständigkeit sich zu Schulden kommen zu lassen. Innerhalb der angegebenen Kreise aber betrifft unsere Untersuchung wiederum nicht die in den Systemen ihrer Meister conservativ Verharrenden, sondern die aus denselben herausstrebenden Geister, und von diesen endlich haben wir es nicht mit jenen zu thun, welche die Wissenschaft in bestimmten Specialgebieten gefördert haben (z. B. A. E. Biedermann in der Religionsphilosophie, Vischer, Schasler, Carriere in der Aesthetik und Geschichte der Aesthetik und Kunst, Zeller, Kuno Fischer und Erdmann in der Geschichte der Philosophie), sondern nur mit solchen, welche die philosophische Weltanschauung im Allgemeinen zu fördern und durch namhafte Umbildung des Ueberlieferten mit der Anforderungen der Gegenwart in Einklang zu bringen gesucht haben.

Nach dieser Einschränkung des Themas bleiben im Wesentlichen nur drei Personen übrig, mit deren Arbeiten wir uns hier zu beschäftigen haben: Julius Frauenstädt, Julius Bahnsen und Johannes Volkelt. Erstere beiden gehen von Schopenhauer, letzterer von Hegel aus. Da ich selbst von den Standpunkten Schopenhauers und Hegels zugleich (unter Hinzunahme derjenigen von Schelling und Leibniz) den Aufgaben der Gegenwart gerecht zu werden mich bemüht habe, so ist es unvermeidlich, daß Andere, die demselben Ziele zustreben, sich theils zustimmend, theils gegnerisch mit meinen Ansichten berühren. Zugleich aber bildet die relative Gegnerschaft des Schopenhauerianismus gegen mich ein derartiges Gegenstück zu derjenigen des Hegelianismus gegen mich, daß die Opposition beider in ihrer Gegenüberstellung sich aufhebt, und als Resultat ihres Widerstreits eben die Wahrheit des von mir ergriffenen Standpunkts deutlich hervorleuchten läßt. Jeder der beiden Gegnerpole bestreitet dem andern alle Wahrheit und bekämpft mich insoweit, als ich Elemente des entgegengesetzten Gedankenkreises in mich aufgenommen habe. In dieser Aufnahme vermeintlich heterogener und wahrheitsloser Gedankenelemente sieht er meine Verschlechterung des Standpunkts des von ihm vertretenen Meisters; auf der andern Seite aber erkennt er auch an, daß ich in gewissem Sinne über seinen Meister hinaus einen Fortschritt begründet habe. So erachtet jeder es für ein Verdienst von mir, daß ich die Anhänger des entgegengesetzten Meisters in den Gedankenkreis des ihrigen herüberzuziehen gestrebt, und mit Erfolg gestrebt habe; jeder aber verkennt das umgekehrte Verdienst, daß ich auch die Anhänger seines Standpunkts dem bisher entgegengesetzten und scheinbar unvereinbaren Gedankenkreise näher zu bringen gewußt habe, und daß ich beides nur dadurch vermocht habe, weil mein zugestandener positiver Fortschritt zu einem höheren Princip beide Pole gleichzeitig und in gleichem Sinne betrifft, d. h. weil in meinem höheren Princip beide entgegengesetzte Principien auf gleiche Weise aufgehoben sind.

Bevor wir in eine nähere Erörterung der philosophischen Standpunkte von Frauenstädt, Bahnsen und Volkelt und deren Verhältniß zu einander so wie zu dem meinigen eintreten, dürfte es denjenigen Lesern, die noch nicht Gelegenheit gehabt haben, sich über die hier besprochenen Autoren ein eigenes Urtheil zu bilden, nicht unerwünscht sein, wenn ich sie durch eine kurze Skizze dieser schriftstellerischen Individualitäten mit denselben vertrauter mache.

Julius Frauenstädt hat es sich zur Hauptlebensaufgabe gemacht, für die Verbreitung, Erläuterung und Vertheidigung der Schopenhauerschen Philosophie zu wirken; daneben hat er selbst-

Digitized by Google

ständige Arbeiten von weniger metaphysischem und speculativem als populärphilosophischem Inhalt veröffentlicht. Zu der ersteren Reihe von Arbeiten gehört die Herausgabe neuer Auflagen der Schopenhauer'schen Schriften so wie der Gesammtausgabe seiner Werke, ferner: 1) Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie; 2) Arthur Schopenhauer, Lichtstrahlen aus seinen Werken;*) 3) Arthur Schopenhauer, von ihm, über ihn, ein Wort der Vertheidigung von Ernst Otto Lindner, und Memorabilien, Briefe und Nachlaßstücke von Julius Frauenstädt (Berlin bei Hayn); 4) Schopenhauerlexikon in 2 Bänden, und endlich 5) Neue Briefe über die Schop. Phil. (1866). Die zweite der genannten Reihen besteht aus folgenden Schriften: 1) Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie; 2) Der Materialismus, seine Wahrheit und sein Irrthum, eine Erwiderung auf Büchners „Kraft und Stoff"; 3) Briefe über die natürliche Religion; 4) Das sittliche Leben, ethische Studien; 5) Blicke in die intellectuelle, physische und moralische Welt.**) Hierzu treten noch zahllose Journalartikel (hauptsächlich in der „Vossischen Zeitung" und den „Blättern für literarische Unterhaltung"), welche bald der einen, bald der andern Richtung dienen, meist aber beide zu vereinigen suchen. In seiner journalistischen Thätigkeit hat Frauenstädt unermüdlich die Aufgabe verfolgt, die neu erscheinende philosophische und verwandte Literatur aus Schopenhauer'schem Gesichtspunkt zu beleuchten, und damit dem Journalpublicum die reale Existenz dieses Gesichtspunktes immer neu zum Bewußtsein zu bringen und mit seiner Eigenthümlichkeit vertraut zu machen. Auch diejenigen Anhänger Schopenhauers, welche mit Frauenstädts Auffassung desselben nicht einverstanden sind, müssen doch seine Verdienste um die Schopenhauer'sche Philosophie anerkennen, und diese Verdienste sind um so größer, als er der Einzige war, der seine volle Kraft dauernd dieser Aufgabe gewidmet hat. Wenn es viele thätige Kantianer, Hegelianer und Herbartianer gegeben hat und noch gibt, so gibt es doch nur einen eigentlichen Schopenhauerianer in diesem Sinne. Da ihm kein akademischer Lehrstuhl zu Gebote stand, so mußte er seinen Zweck mit andern Mitteln verfolgen, aber sein Zweck ist ein analoger wie der jener anderweitigen —aner auf dem Katheder, und auch das Niveau dieses —anerthums ist in beiden Fällen ungefähr das gleiche.

Hiermit ist schon gesagt, daß Frauenstädt kein origineller Denker ist; ein solcher hält es gar nicht aus, Jahrzehnte lang in der Lehre eines Dritten die Wahrheit (unbeschadet gewisser Vorbehalte) zu sehen und im Dienste fremder Gedanken sein philosophisches Tagewerk zu verrichten. Er schöpft nicht aus eigenen Mitteln, sondern wirthschaftet als treuer und sorgsamer Haushalter mit dem Erbe seines Meisters, in dessen Gedankensystem er sich ganz hineingelebt hat. Das Ergänzungsmaterial entlehnt er nicht sowohl der eigenen Anschauung und Beobachtung als andern Büchern, aus denen er mit gesundem Blick das Gute wählt. Sein Denken ist schlicht, klar, wohlgeordnet, nüchtern und sachlich, also ganz geeignet, die Aufgabe der Popularisirung eines Meisters bis zur Durchsichtigkeit für das Verständniß zu lösen. Daß es dabei ohne Verflachung abginge, kann man freilich nicht behaupten; alle Popularisirung ist ihrer Natur nach mehr oder minder Trivialisirung, denn sie installirt den gemeinen Menschenverstand als den Dauphin, zu dessen Gebrauch das Originelle hergerichtet wird. Frauenstädt selbst repräsentirt den common sense auf Basis der Pietät vor der Schopenhauer'schen Autorität. Er entbehrt ebenso sehr der speculativen Befähigung wie der Phantasie, der Tiefe wie des Schwunges, Eigenschaften, welche allerdings seinem Lebenszweck mehr hinderlich als förderlich gewesen wären. Von seinen selbstständigen Arbeiten verdienen wohl die ethischen Studien die meiste Beachtung. Aber auch hier ist ein Ton der Populärphilosophie angeschlagen, der wohl viele schätzenswerthe Einzelheiten zur Geltung gelangen läßt, jedoch jede principielle Förderung der Moral, jede Vertiefung der ethischen Grundprobleme ausschließt.

Die früheren Veröffentlichungen Frauenstädts ließen seine Vorbehalte gegen die Lehren des Meisters nur in vereinzelten Andeutungen erkennen, aus denen er weit entfernt war, die Consequenz der Nothwendigkeit einer vollständigen Umbildung des Schopenhauer'schen Systems von Grund aus zu ziehen. Ziemlich spät erst gelangt er dazu, einem „seit längerer Zeit für sich selbst gefühlten Bedürfniß" Genüge zu thun, nämlich sich „Rechenschaft abzulegen über die Einheits- und Differenzpunkte zwischen ihm und Schopenhauer" (Neue Briefe S. 2). Als „ehrlicher Wahrheitsforscher" verhehlt er nicht, daß er „jetzt (1875) als ein Andrer zur Schopenhauer'schen Philosophie zurückkehre, als er 1854 bei der Herausgabe seiner ersten Briefe über dieselbe war" (ebd.), da „die Zeit auf Keinen ohne Einfluß bleibt", und inzwischen „in der philosophischen Literatur Manches vorgegangen" ist. „Hierher gehören nicht blos die ausdrücklich auf die Schopenhauer'sche Philosophie, sei es im Ganzen oder auf einzelne Theile derselben sich beziehenden Schriften, sondern auch neue Systeme, die eine Fortbildung und Verbesserung derselben sein wollen, wie die Hartmann'sche Phil. d. Unb., oder Systeme, die, wie die Darwin'sche Entwickelungstheorie, Grundlehren der Schopenhauer'schen Philosophie umzustoßen scheinen" (ebd.). Der Darwinismus berührt sich nur in dem einzigen Problem der teleologischen Naturentwicklung mit dem Schopenhauerianismus; der Standpunkt der Phil. d. Unb. dagegen berührt sich mit demselben fast auf allen Punkten und in noch höherem Grade mit dem Frauenstädt'schen Umbildungsstandpunkt. Als je enger die Verwandtschaft zwischen den beiden letzteren sich bei näherer Betrachtung herausstellt, desto mehr muß man bedauern, daß Frauenstädt mit seinem Umbildungsversuch nicht um sieben Jahre früher hervorgetreten ist, wo derselbe unstreitig einen noch größeren geschichtlichen Werth gehabt hätte.

Immerhin ist auch jetzt die Bedeutung dieser Kundgebung nicht zu unterschätzen. Wenn der treueste Anhänger und langjährige Vertheidiger eines bestimmten Systems sich endlich zu dem unumwundenen Geständniß genöthigt sieht, daß dieses System, um ferner lebensfähig zu bleiben, einer vollständigen Umbildung bedürfe, so darf man überzeugt sein, daß dies ein mit schwerem Herzen der Pietät abgerungenes Opfer auf dem Altar der Wahrheit ist. Jede einzelne Concession, daß eine bestimmte Seite des Systems mit anderen im Widerspruch stehe und vor der Kritik unhaltbar sei, hat in dem Munde eines so genauen Sachkenners und eines so warmen Fürsprechers ein ganz anderes Gewicht, als die Kritik eines Draußenstehenden, und man wird es der Vergangenheit eines solchen Jüngers zu Gute halten dürfen, wenn er durch künstliche und gewaltsame Interpretationen des Meisters seinen eigenen Umbildungsstandpunkt als einen mit der eigentlichen und innersten Meinung des Meisters möglichst übereinstimmenden darzustellen bemüht ist. Einer von Pietät und Impietät gleich unbeirrten historischen Kritik wird sich freilich das Bild der ursprünglichen und wahren Schopenhauer'schen Lehre anders darstellen müssen, als es durch die Brille der Frauenstädt'schen Pietät erscheint, und es wird nicht unnütz sein, durch einen entschiedenen Hinweis auf diese Discrepanz den Mißständnissen vorzubeugen, zu welchen jüngere Studirende durch dieselbe verleitet werden könnten. Möge aber das Hervortreten Frauenstädts mit seinen „Neuen Briefen" wenigstens das Gute stiften, daß es einen Merkstein bezeichnet, mit welchem ebenso die einseitige Verherrlichung wie die einseitige Verketzerung Schopenhauers aufhört, und eine Zeit der objectiven historischen Würdigung sine ira et studio beginnt, bei welcher die reichen Gedankenkeime des großen Denkers erst ihre rechten und echten Früchte zeitigen werden. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Die hieran sich anschließenden Lichtstrahlen aus Kant fallen außerhalb beider Serien.

**) Wo der Verlag nicht anders angegeben, ist es der von Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Legende vom Hinterhäuser.*)

Von Friedrich Hornfeck.

Da liegt er, wie ein Vagabund,
Gott laß' ihn baß gedeihen! —
Bei Tag und Nacht, zu jeglicher Stund'
Auf halbverwittertem Schiefergrund
Ganz obdachlos im Freien!

Wir weilen hinter Dach und Fach,
Den Weltschmerz im Gemüthe,
Er kennt kein weichlich Weh und Ach,
Des Wetters wechselnd Ungemach
Treibt ihn zu Kraft und Blüthe!

Da machen Sorgen ihm allein
Die kühlen Wisperwinde ...
„Muß ich so lang gestreckt auch sein,"
So seufzt er, „daß ich kein Schneiderlein
Für Wamms und Mantel finde!"

Eh' uns der Hahn noch weckt und ruft ...
Trinkt schon in vollen Zügen
Er längst den Morgenröthenduft;
Doch bei der scharfen Frühlingsluft
Kann das ihm kaum genügen!

Bei Tag dann all den Sonnenstrahl,
Nachts Mond- und Sternenschimmer,
Von Wald und Berg, aus Flur und Thal
Die Blumendüfte allzumal
Verschmäht er nun und nimmer!

Kommt ein Komet von Ungefähr
Und reicht den Strahlenbecher
Zum Gruß ihm hoch vom Himmel her,
Auch den trinkt auf den Grund er leer
Zum Wohl der Rheinweinzecher!

Und drohen Wetter wolkenschwer
Mit Blitz und Donnerrollen ...
Nie kann, ob brausend um ihn her
Die Schloßen fallen kreuz und quer,
Natur, mit Dir er grollen!

Bist seine Mutter treu und gut,
An Wundern reich und Gnaden; —
Dem Sohne darf das edle Blut,
Wenn Mütterchen selbst zornig thut,
In Wallung nie gerathen.

Und wie beim wilden Regenguß
Verschmäht nebst andern Dingen
Der Erz- und Ur-Lumpacius
Auch gegen die Gluthen des Sirius
'Nen Schirm sich zu erschwingen.

Selbst spät im Herbst der Nebel kann
Den Gleichmuth ihm nicht rauben;
Trotz Reif und Frost aushält er dann,
Ein pflichtgetreuer, ganzer Mann,
Im Schutz bei seinen Trauben!

Doch fällt bereift das letzte Blatt,
Dann zieh'n mit Faß und Wagen
Die biedern Bürger herauf aus der Stadt
Und seiner goldnen Freiheit hat
Das Stündlein rasch geschlagen.

Mit Sang und Klang und Farbenpracht
Ins Kelterhaus gefahren,
In dumpfige Keller schnöd' verbracht,
Verträumt er, ach! wie in ewiger Nacht
Den Rest von seinen Jahren!

Doch fern am Pol' sowie daheim
Berühmt wie kaum ein Kaiser
Ertönt sein Lob in Lied und Reim!
Wer kennt wohl nicht von Rüdesheim
Den edlen Hinterhäuser?

*) Hinterhaus heißt eine der vorzüglichsten Weinbergslagen in der Gemarkung von Rüdesheim; sie zieht sich „langgestreckt", aber leider zu schmal hinter der Stadtmauer von Rüdesheim her. Das zum näheren Verständniß der dritten Strophe. Die darin erwähnten „Wisperwinde" sind als die gefährlichsten Feinde der Weinblüthe wohl auch außerhalb der Grenzen des Rheingaus allgemein bekannt — wenigstens den Rheinweinverehrern!

Sommerliche Briefe.

Ein „Zeitbild".

Wo stecken Sie denn eigentlich, meine verehrteste Freundin? Seit kurzem sind Sie eine der verschwundensten Personen, die ich seit längerer Zeit gesehen habe. Vergeblich habe ich Ihre Spuren gesucht; Sie waren nicht einmal in Leipzig anzutreffen, wo jetzt die Begeisterung des Publicums am Wagen des scheidenden Directors ihre Spannkraft übt. Ich müßte mich aber auch sehr in Ihnen irren, wenn Sie sich nicht nach einer andern Ausspannung sehnten. Hat Ihnen Ihr Hausarzt dasjenige Bad verordnet, in dem Sie Ihre Toilette am vortheilhaftesten zeigen können? Oder haben Sie sich auch diesmal wie in jenen unfreundlichen Wintertagen, in denen ich zum ersten Male Ihnen schrieb, wirklich in die ländliche Ruhe zurückgezogen, um für die Wintercampagne neue Kräfte zu sammeln? Gleichviel, ich schreibe Ihnen und hoffe, daß dieser Brief Sie erreichen wird.

Als Sie mir zum Abschied die Hand reichten, sagten Sie mir: „Geben Sie mir von Zeit zu Zeit ein Lebenszeichen, und sagen Sie mir namentlich, welche Bücher Sie gelesen haben und was Sie darüber denken. Ich gebe zwar auf Ihr Urtheil nicht viel, denn Sie lassen Sich zu sehr von gewissen Einzelheiten bestimmen; aber ich merke Ihren Aeußerungen doch immer an, ob ich das Buch lesen muß oder nicht."

Ich wollte Ihnen damals etwas antworten; ich weiß nicht mehr genau was. Sehr bedeutend muß es übrigens nicht gewesen sein, denn als Sie mich mit der eigenthümlichen Sicherheit Ihres schönen Auges, von dem die Einen behaupten, daß es dunkelblau, die Andern, daß es braun sei, und das ich für grau halte, gerade ansahen, behielt ich die Antwort für mich und nahm zu jenem liebenswürdigen Lächeln meine Zuflucht, das man für vielsagend halten kann, obgleich es eigentlich nur beweist, daß man nichts zu sagen hat.

Sie ersehen aber aus diesem Brief, daß Ihr Wunsch mir Befehl ist. Ich habe mir einen ganzen Stoß dünner Bücher — denn ich gestehe meine Vorliebe für Druckwerke geringeren Umfangs — zur Stärkung und Erfrischung für die heißen Tage mit auf's Land genommen: Dramen, Gedichte, ästhetische Abhandlungen — allerhand. Eine Auswahl habe ich natürlich nicht getroffen, da ich die Werke nicht kannte und nichts von ihnen kannte. Ich habe den gütigen Zufall walten lassen; und er ist mir, wie ich meine, auch diesmal gewogen gewesen. Ich verdanke meiner Sommerlectüre manche heitere Anregung, und ich

Digitized by Google

will Sie also mit dem Einen und dem Andern von dem, was ich gelesen habe, bekannt machen.

Sind Sie nicht mit mir der Ansicht, daß der sinnende Mensch sich mancherlei zu fragen pflegt? Und glauben Sie nicht, daß der Denker im Staatsanwalt nicht blos den Beamten sieht, der nur ein Amt und keine Meinung hat, sondern daß dieser Denker auch das Bedürfniß fühlt, im Staatsanwalt den Menschen kennen und lieben zu lernen?

Ich erwarte, daß Sie nun die Frage an mich stellen werden, wie ich auf diese tiefen Gedanken komme? Ich erwarte das, um Ihnen darauf antworten zu können, daß mich die Lectüre eines ergreifenden Dramas dazu veranlaßt hat. Dieses Drama führt den Titel: „Der Genius der Liebe", bezeichnet sich als: „Zeitbild in 3 Acten", verwahrt sich durch die Bemerkung: „als Manuscript gedruckt" gegen unbefugte Aufführungen — eine Vorsichtsmaßregel, deren gebietende Nothwendigkeit mir nicht ganz einleuchtet —, ist in Huchs Buchdruckerei in Neiße im Jahre 1876 gedruckt und gibt sich aus als ein Kind der Muse des Herrn A. Ephren. Hinter diesem ganz undurchsichtigen Pseudonym hat sich der bescheidene Verfasser keusch zu verbergen gewußt. Weshalb diese Bescheidenheit? Weshalb sich der bewundernden Dankbarkeit der Mitwelt entziehen? Wenn der knausrige Spender einer milden Gabe auf dem Gabenverzeichniß bemerkt: „X. X. 5 Silbergroschen", so begreift man die Namenlosigkeit. Ein Wohlthäter der Menschheit aber, ein Peabody, der Tausende beglückt, — einen solchen will man in seinem wahren Namen verehren können! Und was anders ist der gottgeweihte Dichter, der uns vermöge der Gaben seines Geistes alle Mühsal und alle Beschwerden des Tages abnimmt und uns, so lange wir uns mit ihm beschäftigen, sein läßt wie die Kinder, froh und heiter, besonders, wenn er ganz ernsthaft sein will. Zu diesen Begnadeten gehört der Verfasser des „Genius der Liebe".

Kennen Sie Wilhelm Petzinger? Sie kennen ihn nicht! Und doch ist Wilhelm Petzinger der anspruchslose Name des Helden unseres Dramas. Petzinger ist einer jener ganz verwerflichen Verwaltungsräthe, gegen die in den neuesten Tagen unserer moralisch entrüsteten Zeit zur Freude aller Guten und unter dem Stichwort: „Sultan, pack an!" die sittliche Hetzjagd eröffnet worden ist. Wir machen die Bekanntschaft des Herrn Petzinger in seinem Bureau, in welchem nach der Angabe des Dichters ein großer eiserner „Geldschranken" sich befindet. Aber ach! dieser große „Schranken" ist ein Blender! Und als Petzinger die Cassette geräuschvoll in den Schranken setzt, ruft er aus: „Fatal, keine 300 Mark in der Kasse!"

Keine dreihundert Mark und doch Verwaltungsrath! Dabei sind, wie wir sofort erfahren, schon in den nächsten Tagen bedeutende Wechsel fällig, für die keine Deckung zu finden ist. Aber wie hat dieser Petzinger auch gelebt! Aus einer Rechnung, die ihm präsentirt wird, ersehen wir, daß er am 3. April 20 Flaschen Veuve Cliquot und am 12. Juni 12 Flaschen Steinberger Cabinet verjubelt hat! Ja, ja, man kennt diese Verwaltungsräthe! Steinberger Cabinet und Veuve Cliquot — anders thun sie's nicht! Und in welcher Gesellschaft ist dieser Consum bewerkstelligt worden? Die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben. Am dritten April war der Geburtstag der Balleteuse vom Theater français, „aus welchem Anlaß wir, etwa acht Mann die Sinn für höhere Kunst und Wissenschaft hatten, uns bei ihr amüsirten". Pfui! kann ich da nur sagen. Acht Mann und eine Dame! Und 20 Flaschen Sect! Sie wissen, ich bin tolerant, aber das geht mir denn doch über die Hutschnur.

Während Petzinger darüber nachgrübelt, wie er das Mißverhältniß zwischen den fälligen Tratten und der ungeheuren Weinrechnung auf der einen Seite und den 300 Mark im Schranken auf der andern Seite beseitigen soll, wird ihm von einer gefälligen Dame, die geschäftsmäßig das Familienglück begründet und Heirathen vermittelt, eine Partie vorgeschlagen. „Aha", denkt der gewissenlose Verwaltungsrath, „das wäre am Ende etwas!" Er kennt die Zukünftige zwar nicht; aber er erfährt, daß sie doch einiges Geld hat, und das genügt so einem ruchlosen Menschen, um gleich drauflos zu heirathen. Er nimmt also die letzten 300 Mark aus dem Schranken, wirft sich in seinen Gallaanzug und bewirbt sich um die Tochter des geheimen Commissionsrathes Forberger, die Friederike heißt. Friederike ist ganz in den modernen Anschauungen erzogen; deshalb hat sie auch dem jungen Juristen, der sie früher einmal liebte, und für den sie sich sehr interessirte, einen Korb gegeben, und deshalb nimmt sie die Werbung des Verwaltungsrathes ohne Weiteres an. Sie wird seine Frau. Im zweiten Akt sehen wir sie bereits als Frau Petzinger.

Bei den jungen Petzingers geht's hoch her! Der Verfasser schildert die Scene, der wir beiwohnen, so: „Herren und Damen schäkern unverständlich durcheinander. Gespräche, Champagnerknallen, Gläserklirren." Nachdem eine Weile durcheinandergeschäkert worden ist, tritt die Gesellschaft ein und der Hausarzt, Doctor Kirchfeld, fragt die liebenswürdige Wirthin: „Was haben Sie da für einen schönen Brillantknopf?" Frau Petzinger erwidert darauf anmuthig: „Den hat mir mein Mann gestern Abend für den heutigen Ball geschenkt, er kostet 800 Thaler!"

Bewundern Sie nicht mit mir die Feinheit der dichterischen Inspiration? Ein Anderer hätte eine ganze Scene gebraucht, um auseinanderzusetzen, daß Frau Petzinger eine gebildete, junge Frau mit den liebenswürdigsten Manieren ist, daß ihr Mann sie verwöhnt, daß sie in Saus und Braus lebt, daß sie glücklich ist. Unser Dichter schreibt: „Er kostet 800 Thaler", und wir wissen Alles das.

Gleich darauf rangiren sich die Paare zur Polonaise und wieder findet der Dichter Gelegenheit, mit einem Worte uns die Gesellschaft so treffend wie möglich zu charakterisiren. Ein Anderer hätte wiederum wenigstens ein Paar Sätze gebraucht, um uns klar zu machen, daß in Petzingers Salon die Confessionslosigkeit herrscht. Der Dichter braucht dazu blos zwei Worte, — wirklich zwei Worte. „Polonaise!" ruft der Maître de plaisir, „Isaak, Christel!" Und nun wissen wir, daß Semiten und Germanen freundnachbarlich hier bei einander weilen; denn ich müßte mich sehr irren, wenn Isaak kein Jude, und Christel kein Christ wäre.

Fröhliches Treiben, wonnevolle Ungezwungenheit herrscht in den traulichen Räumen des Verwaltungsrathes Petzinger. Der Hausarzt Dr. Kirchfeld, der schon seit seiner Schulzeit für Petzingers Frau schwärmt, trägt viel zur Erheiterung des Abends bei. Petzinger, der die treuen Gesinnungen seiner Gattin kennt, hat nichts dagegen einzuwenden, daß diese mit dem Hausarzt ihren Spaß treibt. „Meine Frau", sagt Petzinger, „macht sich immer blos einen Jocus aus ihm, indem sie unter allerlei Scherzen seine Begierde nach einem Kuß von ihr mit allem Fleiß nährt und steigert, ohne sie zu befriedigen." Um die Gesellschaft zu belustigen wird der Jocus sofort aufgeführt und die Begierde des Dr. Kirchfeld nach einem Kuß von Frau Petzinger mit allem Fleiß genährt und gesteigert, ohne daß dieselbe jedoch befriedigt würde. Dr. Kirchfeld bringt es zu nichts weiter, als daß er, nach der Angabe des Verfassers, „schlürfend und innig mit komischer Grazie die behandschuhte Hand küßt, wobei ihn Alle mit einem die Seligkeit des Kusses ausdrückenden Laut begleiten."

Das wäre so etwas für die Meininger! Denken Sie sich die Statisten, welche Laute ausstoßen, die die Seligkeit des Kusses ausdrücken! Ich habe es zehnmal probirt, ich bringe es nicht fertig.

Der Doctor hält darauf eine lange Rede und er sagt: „Die physische Bedeutung brauche ich Ihnen nicht erst zu erklären." Er setzt bei seinen Zuhörern ein größeres Verständniß voraus, als ich zu besitzen mir schmeicheln darf. Ich hätte gern etwas Näheres über die „physische Bedeutung des Kusses" gehört, um dann für die Seligkeit desselben den entsprechenden Laut zu ermitteln.

Aber wie so oft im Leben folgt auf den Sonnenschein der Regen. In die muntere und geistvolle Gesellschaft greift urplötzlich roh und kalt der Arm der Gerechtigkeit hinein. Ein Polizist erscheint mit dem Befehl, den Kaufmann Petzinger zu verhaften. Der Polizist pfeift, die Frau fällt in Ohnmacht und wird von den Umstehenden fortgetragen, die Schwiegermutter ruft: „Friederikchen!" „Die Gäste kleiden sich alle zum Fortgehen an."

Digitized by Google

Das denke ich mir auf der Bühne von großartiger Wirkung! Nichts Dramatisch-Bewegteres als Verwechselungen der Ueberzieher, als die heimlich in die Hand der erwartungsvollen Hausmädchen gesteckten polnischen Achtgroschenstücke.

Petzinger wird alsbald gepackt und muß seine Sachen abliefern: Eine goldene Ankeruhr, ein Portemonnaie mit 120 Mark, eine Brieftasche und drei Photographien!

Sie sind neugierig, liebe Freundin, und Sie möchten gewiß gern wissen, was diese Photographien darstellen. Ich kann es Ihnen leider nicht verrathen; aber es muß etwas Schreckliches sein. Petzinger bittet weder um seine goldene Ankeruhr, noch um sein Portemonnaie, noch um seine Brieftasche, aber die Photographien will er, muß er wieder haben. Der pflichtgetreue Polizist jedoch bemerkt weiter nichts als: „Schlimm genug, daß Sie als verheiratheter Mann so etwas bei sich tragen!"

So schließt das bewegte Bild.

Die Personen, die wir bis jetzt kennen gelernt haben, sind zwar charakteristisch, aber sie scheinen des Liebreizes und der Anmuth gewissermaßen zu ermangeln. Was mache ich mir aus einem Verwaltungsrath, der Photographien bei sich hat, von denen ich nicht einmal weiß, was sie darstellen? Was mache ich mir aus einem Hausarzt, der schlürfend küßt? Was mache ich mir aus einer Mutter, die „Riekchen" schreit? Und was mache ich mir aus einer jungen Frau, die sich ihrerseits aus ihrem Hausarzt einen Jocus macht? Aber seien Sie nur nicht ungeduldig! Das Beste kommt, und das Vorhandene veredelt sich noch. Der Autor führt uns nämlich im nächsten Act in ein „gewöhnliches Zimmer". Sie errathen sofort, daß wir uns beim Staatsanwalt befinden.

Er heißt Willi Grewitz und sie heißt Clarilla, ebenfalls Grewitz, geborne? weiß ich nicht. Die „Frau Staatsanwältin" ist so recht der Gegensatz zu jener Weltdame, die sich auf die Handschuh schlürfen läßt. Sie sagt selbst von sich, daß sie nicht „für das große Geräusch inclinire". Das ist — wie Sie wissen, denn Sie kennen meinen Geschmack — das ist so eine Frau nach meinem Sinne! Die Frau macht keine großen Ansprüche. Sie bedarf keines Salons, nicht einmal eines Zimmers, nicht einmal einer Stube, nicht einmal einer Kammer. „Wir leben", sagt sie, „ein solides Leben, — mein Mann in mir und ich in ihm." Das nennt die Frau solide! „Wenn mir nur ein wenig der Kopf weh thut," fährt sie fort, „geht er schon ohne Kopf herum." Und in diesem Zustande muß der Arme plaidiren! Ob die Kopflosigkeit des Staatsanwaltes übrigens den Angeklagten zu Gute kommt oder nicht, ist eine Frage, die der Dichter mit feiner Discretion unentschieden läßt.

Heute — ich meine den Tag, an dem wir seine Bekanntschaft machen — hat die Frau Staatsanwältin zwar keinen Kopfschmerz, aber Willi, der Staatsanwalt, tritt trotzdem „gedämpft" in das Zimmer. Clarilla fragt ihn theilnehmend, was ihm fehle? „Hast Du gegen einen Unglücklichen die Härte der Gesetze anwenden müssen?"

Der Staatsawalt seufzt: „Das wäre das Wenigste!" Wie fein ist diese Antwort der Natur abgelauscht! Ueberhaupt ist Willi ein Staatsanwalt, wie man sich ihn nicht realistischer vorstellen kann. Auch bei ihm vermißt man die Höflichkeit. „Du kennst, Clarilla," sagt er zu seiner Frau, „den Urgrund meiner Liebe zu Dir. Was mich zu Dir so mächtig hinzog, war nicht Reichthum, denn den besaßest Du nicht, nicht die hohe Bildung, denn die hast Du Dir erst nachträglich angeeignet!" Sie werden mir zugeben, daß das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Nach dieser galanten Einleitung fährt der Staatsanwalt fort zu erzählen, was ihn so tief bewegt, und wir erfahren schaudernd, daß derjenige junge Jurist, dem Friederike Forberger, jetzige Petzingerin, ehedem einen Korb gegeben, Niemand anders ist als Willi Grewitz selbst. Sie sehen den Conflict: Willi muß gegen den Mann seiner früheren Liebe plaidiren, Willi hat sich seitdem verheirathet, seine Frau „lebt nur in ihm und er in ihr". Einer seiner wenigen Ausgänge gilt der Haussuchung bei Petzinger. Bei der Gelegenheit erkennt er in der unglücklichen Frau des Hauses seine alte Geliebte, diese erkennt ihn und bricht ohnmächtig zusammen. Man weiß gar nicht, was daraus werden soll! Die Situation complicirt sich noch dadurch, daß Dr. Kirchfeld, der Hausarzt mit dem Schlürfen, zu Staatsanwalts kommt und ihnen in der größten Unbefangenheit berichtet, Frau Petzinger müsse geisteskrank geworden sein, denn obwohl ihr Mann Wilhelm heiße, rufe sie auf ihrem Schmerzenslager doch keinen andern Namen als „Willi! Willi!" Wie das nun Willi, der Staatsanwalt, und Clarilla, die Staatsanwältin, vernehmen, platzt die Bombe, wie man zu sagen pflegt. Der Staatsanwalt ruft: „Weh mir!"

„Er will vom Stuhl herunterfallen und wird von der Frau mit dem Geschrei: „mein Willi!" aufgefangen."

Sehen Sie, das ist ein Actschluß, oder ich verstehe nichts von der Sache! Das ist originell, das ist ergreifend; so ein Actschluß ist noch nicht geschrieben worden! Ich habe überhaupt auf der Bühne noch nie gesehen, wie ein Staatsanwalt vom Stuhle herunterfallen will; wie denn überhaupt der Vorsatz, vom Stuhle zu fallen, zu den Seltenheiten gehört.

Aber der Höhepunkt des Ganzen ist der dritte Act. Friederike, die wir im ersten Act als junges Mädchen, im zweiten als junge Frau kennen gelernt haben, ist in diesem folgerichtig junge Wittwe. Ihr Mann hat sich im Kerker geabbulazizt; sie aber hat sich eine Nähmaschine gekauft, wohnt in einer ärmlich möblirten Stube, ist, wie der Verfasser schreibt, „schwarz gekleidet und sieht vollständig reducirt aus. Nach Aufzug des Vorhangs läßt sie die Nähmaschine noch einen Augenblick klappern." Darauf hält sie einen längeren Monolog; und wieder kommt der Doctor, der sie jetzt „gutes Frauchen" nennt. Sie erhebt sich von der Nähmaschine und der Doctor fragt sie: „Wollen Sie ausgehen?" Worauf Frau Petzinger antwortet: „Ja Herr Doctor, ich wollte mir etwas in der Nähe besorgen." Sie geht also, besorgt etwas „in der Nähe", dieweil der Doctor bei der Nähmaschine allein bleibt. Nun hält wieder der Doctor einen Monolog, der voll der treffendsten Bemerkungen ist, z. B.: „Es ist ein Malheur, wenn man verliebt ist und nicht genug Geschick besitzt, um das so anzudeuten, daß man in keinem Falle blamirt ist." Und so jagt ein Scherz den andern.

Sie haben schon errathen, daß er Friederiken liebt. Er findet ihr Tagebuch und er erkennt daraus, daß auch sie ihn liebt. Er verriegelt die Thür, um sich der aufregenden Lectüre ohne Besorgniß hingeben zu können. Da klopft es; er verbirgt das Buch und ruft: „Herein!" Er hat in der Aufregung vergessen, daß er den Riegel zugeschoben hat; es wird also noch einmal geklopft, er schiebt den Riegel zurück und Staatsanwalts kommen.

Die Scene, die sich nun entwickelt, ist so neckisch, so reizend, so hold, daß ich sie ganz abschreiben möchte. Da weht deutsche Luft, das ist germanische Sitte, das ist heimische Schalkhaftigkeit! Auf die Frage der Staatsanwältin, weshalb er sich einriegele, antwortet der Doctor in großer Verlegenheit: „Sie verzeihen, Frauchen" — er hat das „Frauchen" so an sich —, „ich habe mir einen Westenknopf angenäht und da es mich genirte, während ich in derangirter Toilette mit offner Weste dastand, Jemanden hereinzulassen, so habe ich zugeriegelt."

Wenn Ihnen, meine Verehrteste, ein Herr und namentlich ein Arzt so etwas von einem Westenknopfe sagte, ich wette, Sie würden sich zufrieden geben. Aber Sie haben auch oft zugegeben, daß Sie für weibliche Handarbeiten nicht die volle Theilnahme besitzen. Wie anders die Frau Staatsanwältin! Sie fährt fort: „Das ist wohl der Knopf, den Sie angenäht haben?" Und der Doctor versetzt schamroth: „Ja." Worauf die Frau Staatsanwältin erwidert: „Das sieht Ihnen auch ganz ähnlich!"

„Sie reißt ihn ab und zeigt ihn ihm."

„Ich habe Ihnen ja schon oft gesagt, wenn Sie eine Kleinigkeit auszubessern haben, mögen Sie es mir sagen! Anstatt so unordentlich herumzugehen, hätten Sie mir doch gestern Abend, als Sie bei uns zum Thee waren, die kleine Arbeit anvertrauen können."

„Dr. K. Sie sind sehr freundlich, Frauchen, aber es genirte mich, vor einer Dame mit offener Weste zu stehen.

Digitized by Google

„Frau Staatsanwältin (die noch den Knopf in der Hand hält). Geben Sie 'mal die Nähnadel her. Wo haben Sie sie denn hingelegt?

„Dr. K. Ich glaube hier. (Er sucht auf dem Sitz des Sophas, auf dem der Staatsanwalt sich gesetzt hat.)"

Sie können sich denken, welchen Schreck die arme Frau bekommt. „Hier legt man eine Nähnadel her?" fragt sie entsetzt. „Willi, steh' auf! Das größte Unglück kann Einem ja passiren, wenn die Nähnadel hier herein gesteckt wird!"

Willi steht auf.

Wir Alle fühlen mit der guten Frau, und es wird uns ein Alp von der Brust gewälzt, wenn der Doctor sein „Ehrenwort" gibt, daß die Nadel nicht im Sopha steckt: „Seien Sie ganz ruhig darüber und Du, Willi, setze Dich wieder ganz unbesorgt!"

Willi setzt sich unbesorgt.

Der Doctor öffnet die Weste und die Näherei beginnt. Die Nähnadel thut ihre Schuldigkeit, sie verletzt weder den Staatsanwalt da, wo es die sorgende Gattin befürchtet hatte, noch den Doctor auf der Brust. „So wäre der Knopf angenäht!" ruft die Staatsanwältin triumphirend aus. „Sie hält dem Doctor einen Spiegel vor" und fügt schelmisch hinzu: „Hat die Schneiderprocedur mit der offenen Weste Ihre Keuschheit beeinträchtigt?"

Ich denke mir das auf der Bühne ganz außerordentlich. Die Angst der Gattin und des Staatsanwaltes vor unangenehmen Placirungen von spitzigen Gegenständen, der Doctor mit der offenen Weste, die Frau, die dem Doctor den Spiegel nicht vor das Gesicht hält — Alles das muß von einer erschütternden Wirkung sein! — Schließlich heirathet also Frau Petzinger, die noch einmal gramumdüstert und schmerzerfüllt die Bühne betritt, den Doctor und damit ist die Sache aus.

Wenn die Handlungsweise der Frau Staatsanwältin Ihren Sinn für das Häusliche stärkt, wenn Sie das Beispiel nachahmungswerth finden und mit zarter Aufmerksamkeit darüber wachen, daß man sich getrost auf Ihre Chaiselongue setzen kann, so ist der Zweck dieses Briefes durchaus erfüllt. Inzwischen leben Sie wohl! Wenn Sie nichts dagegen haben, schreibe ich Ihnen während des Sommers noch einen oder den andern Brief.

Ihr

Paul Lindau.

In Betreff der orthographischen Reform.

Zunächst für den Journalistentag.

Daß die durch die Berufung der Berliner Konferenz lebhaft angeregte, aber durch die Verhandlungen und die Beschlüsse dieser Versammlung nicht zur Erledigung gelangte orthographische Frage fürs erste nicht wieder aus der Debatte verschwinden könne und werde, ließ sich mit Sicherheit voraussehen, und es ist sehr erfreulich, daß nun auch der diesjährige Journalistentag die Stellung der Zeitungspresse zur orthographischen Reform auf seine Tagesordnung gesetzt hat, um so erfreulicher, ja eigentlich gradezu eine Nothwendigkeit, da der doch mit in erster Reihe bei dieser Frage betheiligte und zur praktischen Regelung und Lösung derselben durchaus unentbehrliche Stand der Schriftsteller in der Berliner Konferenz ganz unvertreten geblieben war. Bekanntlich gehörten die dazu Berufenen ausschließlich der Klasse der höhern Schulmänner und der Sprachgelehrten an, und hinzugekommen waren nur je ein Delegierter des deutschen Buchhändler-Verbandes und des deutschen Buchdrucker-Vereins. Aus dieser Art der Zusammensetzung erklärt es sich denn auch, daß der preußische Unterrichtsminister die Beschlüsse der Konferenz nicht seiner ursprünglichen Absicht gemäß hat verwenden können, da — wie eine halbamtliche Veröffentlichung sehr richtig hervorhebt — „es dem Zweck der allgemeinen Einigung geradezu widersprechen würde, wenn in den Schulunterricht eine Rechtschreibung eingeführt würde, welche, sei sie auch noch so zweckmäßig und theoretisch wohl begründet, in dem Schreib- und Druckgebrauche außerhalb der Schule keine oder nur sehr beschränkte Aufnahme fände". Und so wird es denn Pflicht und Aufgabe auch mit des Journalistentages sein, die Konferenzbeschlüsse nach den berechtigten Forderungen und Ansprüchen des deutschen Volkes auch außerhalb der Schule zu berichtigen und zu ergänzen.

Der Gesichtspunkt freilich, daß für die Regelung unserer Rechtschreibung die einheitliche sichere Feststellung für Alldeutschland das Maßgebende sein müsse, wurde auch von der Mehrheit der Konferenz entschieden fest gehalten, selbst bei der den hauptsächlichsten Anlaß zum Zwiespalt gebenden Frage über die Dehnungsbuchstaben, wie die eventuelle Zurücknahme eines früher gefaßten Beschlusses bewies. Auch die bei diesem Beschluß beharrende Minderheit wollte natürlich ebenfalls die einheitliche Rechtschreibung als Ziel erreichen. Der Unterschied war eben nur der, daß die Mehrheit anerkannte, die Schule habe sich nach der Gesammtheit des deutschen Volkes zu richten, daß dagegen die Minderheit meinte, die Konferenzbeschlüsse würden von dem Unterrichtsminister ohne Weiteres in die Schulen eingeführt werden und das gesammte deutsche Volk werde sich dann nach der Schule richten müssen. Dazu kam denn noch, daß man mit diesen Beschlüssen, die offenbar zu weit gingen, um nicht allgemeinen Anstoß zu erregen, und doch nicht weit genug, um einen wirklichen Abschluß zu bilden, keineswegs zu einer eigentlichen Feststellung gelangte, sondern nur zu einer einzigen Position, um von da aus zu weitern Angriffen und Erschütterungen des Bestehenden überzugehen. „So gewö(h)nt sich das Auge allmä(h)lich zunächst an einzelne noch ungewo(h)nte Wortbilder, die inmitten von lauter bekannten von diesen ihr Licht empfangen und das Verständnis nicht beeinträchtigen; allmä(h)lich wird ein Wort nach dem andern in das Bereich des Schwankenden hereingezogen und demnächst seine richtige Schreibung festgestellt und, je me(h)r sich dabei die Einsicht in das Richtige verbreitet, um so unangene(h)mer wird die von der Uebergangsperiode unzertrennliche Inkonsequenz empfunden und um so me(h)r die Durchfü(h)rung der Verbesserung in allen gleichartigen Fällen beschleunigt werden." So hat sich Duden schon 1872 in seiner „deutschen Rechtschreibung" ausgesprochen; wir haben uns nur erlaubt, die von ihm damals noch gesetzten Dehnungs-h, so weit er sie jetzt schon ausmerzen will, hier wenigstens einzuklammern.

Die Voraussagung, daß man — selbst wenn man es wollte — bei den Konferenzbeschlüssen auf der abschüssigen Ebene nicht würde stehen bleiben können, ist denn auch schon jetzt in Erfüllung gegangen. Wenn einmal von Dem, was im allgemeinen Gebrauch unserer Rechtschreibung bisher unerschüttert fest gestanden, das Eine ohne Rücksicht auf das Befremdende der ungewohnten Schriftbilder und auf die Deutlichkeit und das leichte Verständnis für den Lesenden „nach dem phonetischen Princip vereinfacht" werden soll: so ist eben nicht abzusehen, warum denn nicht auch das Andere? Da giebt es denn eben keinen Halt, bis man in einseitiger oder — wie es heißt — „foller durchführung des fonetischen prinzips in der ortografi" auf den von Scherer so schlagend bezeichneten Standpunkt der „fi-Orthographen" gelangt, d. h. Derer, die durch die rein phonetische Folgerichtigkeit sich zu der Schreibweise fi (statt Vieh) gedrängt sehen, bei welcher der „schweizer lererferein" wirklich bereits angelangt ist.

Wir nennen zunächst einige Schriften und Aufsätze von Verfassern, denen die weitest gehenden Beschlüsse der Konferenz doch noch nicht weit genug gehen und die nun dieselben zum Ausgangspunkt weiter gehender Forderungen der reinen Phonetik wählen, von wo aus später sie selbst oder ihre Nachfolger wieder weiter gehen können und werden, bis das oben angegebene Ziel endlich erreicht sein wird, — zunächst:

Die Zukunftsorthographie nach den Vorschlägen der zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz erläutert und mit Verbesserungsvorschlägen versehen von Gymnasialdirektor Dr. Konrad Duden, Mitglied der Konferenz. (Leipzig); dann ferner:

Die Ergebnisse der zu Berlin vom 4. bis 15. Januar 1876 abgehaltenen orthographischen Konferenz beleuchtet von Professor Dr. G. Michaelis. (Berlin.)

Die deutsche Rechtschreibungsconferenz von Wilhelm

Digitized by Google

Buchner (in Heft 11 „Unserer Zeit", herausgegeben von Rud. Gottschall).

Randbemerkungen zu den von der Berliner Konferenz aufgestellten Regeln für die deutsche Orthographie von H. E. Bezzenberger. (Halle.)

Es ist durchaus nicht meine Absicht und kann es nicht sein, diese Erläuterungen, Beleuchtungen und Randbemerkungen meinerseits wieder zu erläutern, zu beleuchten und zu glossieren,

„Daß auch Andere wieder darüber meinen und immer
So ins Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze."

Ich will vielmehr hier nur nachdrücklich an den Zweck erinnern, zu welchem, unter der freudigen Zustimmung Alldeutschlands, die Berliner Konferenz berufen wurde, und welcher amtlich angegeben war in den Worten: „Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung", und dann will ich nicht minder nachdrücklich meine oft ausgesprochne Ueberzeugung hier wiederholen, dass dieser praktische Zweck nur durch den engsten und innigsten Anschluss an das in der allgemeinen Praxis unerschüttert Feststehende erreicht werden kann, indem man sich darauf beschränkt, das Schwankende festzustellen und anerkannte oder nachweisliche Lücken im Geist des Feststehenden auszufüllen, auch für die Schule, die sich nach dem gesammten Volke zu richten hat, nicht umgekehrt; dass dagegen, wenn man ohne Rücksicht auf das Bestehende einseitigen Theorieen zu Liebe unsere Orthographie für die Schule „vereinfachen" will, man statt der bezweckten größern Einigung vielmehr nur einen größern Zwiespalt in unserer Rechtschreibung bewirken wird und dass daher die Freunde einer einheitlichen sichern Feststellung bei jeder vorgeschlagenen Aenderung auch zu beachten und zu erwägen haben werden, ob sie nicht, an und für sich geringfügig erscheinend, doch als Angriffspunkt zur Erschütterung des Bestehenden benutzt werden kann und soll.

Die nachfolgenden Anführungen aus den vorgenannten Schriften, wie die daran geknüpften Bemerkungen sollen einzig zur Erläuterung des eben Gesagten dienen.

Der Mehrheitsbeschluss der Konferenz, wonach, um den Uebergang vom deutschen zum lateinischen Alphabet anzubahnen, dieses im Elementarunterricht zu gleicher Geläufigkeit des Lesens und Schreibens eingeübt und der Gebrauch desselben in den höheren Schulen überall gestattet werden soll, geht Herrn Bezzenberger noch nicht weit genug. Er sagt S. 4 buchstäblich:

nein, mit solchem allmälichen anbanen ists nicht getan, sondern one alle zaghaftigkeit muss ein herzhafter entschluss gefasst werden. der aber kann nur lauten: von dem jare x (nemen wir 1878 oder 1880 an) darf nur noch die antiqua (rund-, lat. schrift) in allen schulen zum schreiben eingeübt und verwendet werden; fraktur (eckige, deut. schrift) wird einstweilen nur noch zum lesen eingeübt u. s. w.

Daran schließen wir gleich, was er auf S. 29 sagt:

Wird die rundschrift eingefürt, dann ist das gebiet der majuskel ser einzuschränken, und bleibt von dem ganzen § [28] nicht viel stehen, indem großer anfangsbuchstabe nur gefordert wird für anfänge grösserer abschnitte, namen und titel und für die pron. der anrede in bestimmten fällen.

Das wäre denn eine sehr tief einschneidende Umgestaltung unserer Rechtschreibung, die auch von den andern oben Genannten, nur nicht in so ganz naher Zukunft erstrebt wird. In seiner „Zukunftsorthographie" spricht sich Duden nicht darüber aus, aber in seiner „deutschen Rechtschreibung" S. 61, § 59 u. 60 nennt er die jetzige Verwendung der großen Anfangsbuchstaben „zweckwidrig", aber „jetzt so allgemein, dass sie nicht mit einem Schlage abgeschafft werden könne" und Prof. Michaelis sagt in seiner oben genannten Schrift S. 94:

Wenn auch die Großschreibung des Substantiva vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus an sich kaum zu rechtfertigen ist, so spricht doch vom praktischen Standpunkte aus manches für dieselben, und so lange wir noch so viles an der eigentlichen Wortschreibung zu bessern und zu berichtigen haben, möge man die Substantivmajuskeln immer ruhig lassen etc.

Nein, wenn sie denn doch einmal abgeschafft werden sollen, dann lieber gleich „mit einem Schlage", zumal das „Ungewonte der Wortbilder", nachdem man sich zu Formen, wie Jar, Ror, Hun entschlossen hat, nicht mehr als Schreckgespenst gelten darf (s. Duden 42). Nur begreife ich nicht recht, warum Hr. Bezzenberger nicht der reinen Phonetik gemäß die Majuskeln überhaupt beseitigen will. Dann brauchten ja künftig die Kinder nur noch ein einziges Druck- und Schreibalphabet zu lernen. „welcher vorteil liegt darin! wie viel zeit wird erspart, die besser angewant werden kann! und wird ja auch das rasche verständnis hin und wider erschwert, so achte ich das eher für vorteil als nachteil, denn lerer und schüler werden schärfer auf den zusammenhang achten, und man wird seine gedanken mer zusammen nemen müssen; je mer aber in der schule die denkkraft geweckt und genärt wird, desto gröser ist der gewinn" (Bezzenberger S. 6).

Man vergleiche hiermit in W. Buchner's Aufsatz folgende Stelle (S. 842): „Wozu aus ängstlicher Sorge um die möglichen Lesefehler der A-b-c-Schützen oder der Ausländer alle diejenigen, die deutsch schreiben und lesen können, mit überflüssigen Lesezeichen heimsuchen . . . . ? Wozu überhaupt die stete Sorge um die Armen am Geiste? Die allzu bereitwillige Berücksichtigung einer alle Möglichkeiten des Misverstehens erwägenden Gelehrsamkeit hat auch hier meines Erachtens nicht vortheilhaft eingewirkt."

Herr Bezzenberger sagt ferner auf S. 16 noch ausdrücklich: schreiben wir jetzt: das meer hat mehr wasser, so künftig: das mer hat mer wasser, und jeder wird dies eben so gut verstehen als jenes. So möchten wir denn für ihn in seiner eigenen Schreibweise eine Strophe von Felicia Hemans in der Uebersetzung unseres jüngst dahingeschiednen trefflichen Freiligrath hersetzen:

wo die wracke liegen, wo das blei nicht gründet,
erstehn die toten dort auch? — selig sie,
denen ein hügel hoffnungsgrün verkündet:
„hier einst erhebt der staub sich!" — spät und früh
kann ire hand des grabes blumen pflegen,
können sie kränze auf den rasen legen,
und in sein mos hinsinken auf die knie!
doch — welche gruft nur dunkelt um dich her?
o träume! — bist du nicht, wo nicht mer ist das mer?

Da werden nun Herr Bezzenberger und seine Schüler bei der letzten Zeile ihre Gedanken sehr zusammennehmen müssen, um zu entscheiden, ob hier träume! der Imperativ des Verbums oder der Plural des Substantivs und ob mer hier beide Mal das Substantiv, oder wo es das Adverb sein soll. Freilich, wie der Vers jetzt in Freiligrath's „sämmtlichen Werken" (Newyork 1858, Bd. 2, S. 68) dasteht:

O Träume! — bist du nicht, wo nicht mehr ist das Meer?

würde Alles sofort klar und in Ordnung sein und ein Vorlesender würde nicht einen Augenblick schwanken, wie er in richtiger Aussprache und Betonung das dem Auge Klare auch dem Ohr sofort deutlich zu sprechen habe. Sicher würde der Dichter sich einen Umdruck seiner Werke in diese „die denkkraft weckende und närende" Orthographie entschieden verbeten haben und so werden es wohl auch die lebenden Schriftsteller halten wollen, wenn sie nur — NB. nach der Ansicht der Herrn Bezzenberger, Buchner u. s. w. — gegen die durch den Staat und die Verleger zu übende Diktatur überhaupt noch irgend ein Wort mitzusprechen hätten. Hr. Wilh. Buchner sagt in seinem Aufsatze S. 829 ff. wörtlich:

„Nur für zwei Berufe, wenn ich mich so ausdrücken darf, ist auch unter den Erwachsenen der Zwang zur Anwendung einer neuen Rechtschreibung vorhanden: dem Lehrerstande kann und wird der Staat die Pflicht auferlegen, dieselbe sich selbst anzulernen und weiter zu lehren; den Schriftsteller andererseits kann der Verleger nöthigen zum Gebrauche oder doch zur Duldung von Wortbildern, welche den ältern Zeitgenossen fremdartig erscheinen mögen. . . . . Die Schriftsteller werden, wollen sie über-

Digitized by Google

haupt von dem nachwachsenden Geschlecht gelesen werden, oder richtiger, wollen sie überhaupt einen Verleger finden, sich dem Rothstift des Correctors fügen müssen." Und etwas weiter heißt es dann:

„Daß es überhaupt gar keinen Zweck hat, bei einer derartigen Reform unserer gründlich verderbten deutschen Rechtschreibung «auf weitere Kreise, Publikum und Schriftsteller, Presse und Literatur Rücksicht zu nehmen», die Neuordnung «auf den Durchschnitt der Menschen zu berechnen», wie die Rechte der Berliner Conferenz es gewünscht hat. Nein, auf diejenigen, die bereits die Schule hinter sich haben, Rücksicht zu nehmen, wäre verlorene Zeit und Mühe; der Punkt, wo ich den Hebel einsetzen muß, um die Erde zu bewegen, liegt ganz wo anders, er liegt in der Schule und nur in der Schule."

Läßt sich eine grellere Illustration denken zu Dem, was Prof. Scherer's Bericht über die Mehrheit der Konferenz gesagt:

„Die Rücksicht auf die Schule überwog; das Machtgefühl des Lehrers, der seinen Schülern befehlen kann, was er will, schien die Konferenz in ihrer überwiegenden Majorität zu leiten. Man schien sich der Ungerechtigkeit nicht bewusst zu werden, welche darin lag, dass man die ganz überwiegende Mehrheit aller Lesenden nnd Schreibenden im deutschen Volke durch die Schule, alle Erwachsenen durch die Kinder, die gegenwärtige Generation durch die künftige zu majorisieren unternahm. Und so fasste man Beschlüsse, welche meiner innigsten Ueberzeugung nach nicht geeignet sind, die herrschende Verwirrung zu vermindern, welche im Gegentheil dazu beitragen müssen, dieselbe zu vermehren und welche überdies, wenn ich nicht irre, ohne theoretische Berechtigung sind."

Und dabei war noch nicht einmal Herr Wilh. Buchner in der Versammlung, der — wie er in seinem Aufsatz S. 831 schreibt — „falls er die Ehre gehabt hätte, der Konferenz beizuwohnen, auf der Linken, sogar auf der äußersten Linken derselben gestanden hätte". Doch was nicht war, kann ja noch werden. „Hoffen wir" — schließt er seinen Aufsatz — „dass bei einer nochmaligen Berathung die Konferenz als zunächst zu einer Umgestaltung der Schulorthographie berufen, mehr aus praktischen Schulmännern als aus Sprachgelehrten bestehe, dass man alle Gründe der Aengstlichkeit und Gemüthlichkeit, alle Vorliebe für schriftliche Unterscheidungen und historische Ruinen fahren lasse, nur den Grundsatz der einfachsten folgerichtigsten Wiedergabe des gesprochenen Lautes wahre und nicht meine, jenem Manne gleichen zu müssen, welcher aus Zartgefühl seinem Hunde den Schwanz stückweise abschnitt, statt auf einmal." Bis dahin, wo Herr Wilh. Buchner seinen Platz in der künftigen Konferenz auf der äußersten Linken eingenommen haben wird, findet er auch wohl noch Zeit zur Auffindung der Mittel und Wege, wodurch er die Verleger zwingen kann und wird, den gewünschten Zwang auf die Schriftsteller auszuüben, denn — leider! für ihn — bei der Konferenz dieses Jahres gehörte der Vertreter des Buchhandels nicht der Linken, sondern der Rechten an.

Nun möge im Anschluss an die obige Strophe Freiligrath's noch ein kurzer Satz in der Konferenzorthographie folgen: Die Fischer fischen mit zerstückten Sandalen nach Dorschen. Es sollte mir um Herrn Bezzenberger's willen leid thun, wenn man nicht erkennen wollte, welch' „groser gewinn" hier in der Erschwerung des raschen Verständnisses für die Leser liegt, die ihre Denkkraft gehörig anzustrengen haben werden, um richtig herauszubekommen, dass die Fischer sich nicht der zerstückten Sandalen oder Riemenschuhe, sondern vielmehr der zerstückten Sand-Aale oder Tobiasfische als Köder für die Dorsche bedienen.*)

Doch nun zurück zu der Frage über den Ersatz der deutschen Schrift durch die lateinische! Auch Professor Michaelis ist, wie gesagt, für diesen Ersatz; doch in seiner sorgfältigen, bedächtigen Weise will er zuvor „die Schreibung der S-Laute für die lateinische Schrift in einer den Bedürfnissen unserer Sprache entsprechenden Weise geregelt" wissen (s. seine Schrift S. 72 ff., vgl. Duden 60 ff., besonders 66 ff.).

Herr Bezzenberger weiß sich hierüber kürzer zu fassen. Er sagt S. 24 von dem ß: man lasse es ganz fallen, schreibe fus wie mus, heise wie leise u. s. w. und lasse es in der rundschrift bei dem einen *s*, da wir *ſ* in dieser gar nicht bedürfen u. s. w. Beachtenswerth bleibt es immerhin, dass dieser Phonetiker die vollständige Gleichheit des S-Lautes in gieße und Wiese behauptet und höchstens die Möglichkeit einer mundartlichen Unterscheidung zugesteht. So reicht er denn nach seiner Phonetik auch gleichmäßig aus mit den Formen: weise; reisen; heiser; fliese; niesen und geniese; asen ꝛc., wo wir Andern in der Schrift, wie in der Aussprache unterscheiden müssen: Weise und Weiße; reisen und reißen; heiser und heißer; Fliese und fließe; niesen und genießen; aasen und aßen u. s. w., ganz zu schweigen von Formen wie kreischen, für die wir je nach der Aussprache und dem Sinn zwei Schreibweisen brauchen: kreischen und Kreischen u. s. w.

Worin die Rechte und die Linke namentlich auseinander gingen, Das war bekanntlich, wie auch hier schon gesagt, die Frage von den Dehnungsbuchstaben. Jene wollte und will dieselben, wo sie bisher unerschüttert im allgemeinen Gebrauch fest standen, auch fernerhin bewahren; diese hat versucht, sie bis auf einige Ausnahmen nach den dunkeln Vokalen und deren Umlauten zu tilgen, während sie nach den hellen Vokalen e und i unangetastet bleiben sollten. Dass damit kein Halt gewonnen sei und gewonnen werden konnte, war von der Rechten vorausgesehen und vorausgesagt. Sämmtliche vier vorgenannte Schriften wollen nun auch in der That weiter vorgehen und, wenn sie trotzdem nicht übereinstimmen, so liegt Das darin, dass sie alle noch nicht wagen, gleich bis ans Ziel vorzugehen und der Eine hier und der Andre da rüttelt. Ziemlich einig sind sie in der Tilgung der Dehnungsbuchstaben nach **a, o, u** in den Fällen, wo die Konferenzmehrheit sie noch hat bewahren wollen. Das Schriftbild fanden z. B. soll gleichmäßig gelten, ob nun das Imperfekt von finden gemeint sei (mit geschärftem **a**) oder das Verbum fahnden (mit gedehntem **a**); nur der vorsichtige, bedächtige Michaelis will hier den Wegfall des Dehnungsbuchstabens durch ein Dehnungszeichen über dem Vokal ersetzt wissen (s. seine „Vorschläge" ꝛc. S. 9 § 19), eben so wie bei a(h)nden ꝛc., während Herrn Bezzenberger und Herrn Buchner dagegen Accente ein Gräuel sind. So soll ferner z. B. gleichmäßig geschrieben werden: Sie erwarteten Nachricht mit den zurückkehrenden Boten, ob nun das hervorgehobene Wort der Dativ Pluralis von dem Maskulinum Bote oder von dem Neutrum Boot sei u. s. w.

Ferner sind die vier genannten Herren darin einig, wenigstens im Allgemeinen, die Dehnungsbuchstaben auch beim **e** zu beseitigen, Duden und Buchner, wie es scheint, ausnahmslos; der letztere sagt hierüber (S. 835): „Der Grammatiker mag im Nachtrab der reinigenden Bewegung bleiben; das orthographische Parlament" — auf dessen äußerster Linken er sich wohl schon im Geiste sieht — „hat die Pflicht, an der Spitze derselben zu gehen." Der bedächtige Michaelis dagegen (s. seine Vorschläge § 12), dem sich hierin zum Theil auch Bezzenberger anschließt, will wenigstens das Doppel-e bewahren in Wörtern, wie See, Klee, Lee ꝛc., Idee, Allee, Armee ꝛc., Krakeel ꝛc., Geest ꝛc. und in lateinischer Schrift den Doppelvokal durch ein e mit dem Cirkumflex ersetzen, wie denn Duden (s. seine Zukunftsorthographie S. 91) bei Formen, wie entert für entehrt von dem Accent Gebrauch machen will (entêrt).

*) Soeben geht mir von befreundeter Seite der Aushängebogen einer demnächst erscheinenden kleinen Schrift zu, worin ein Brief von Goethe's Freund Heinrich Mayer an Karl Ruckstuhl (s. Goethe's Werke, Ausg. in 40 Bdn., 32, 217) abgedruckt ist. Da heißt es denn buchstäblich: Soll ich aufrichtig reden, so scheint es mir fast, die Herren da im Salathen geben zwar gute Worte, mögen aber nicht gern viel mit unser einem zu schaffen haben u. s. w. Welcher Gewinn durch Weckung und Nährung der Denkkraft entginge hier den Lesern, wenn in gewohnter Weise mit Berücksichtigung des verachteten Deutlichkeitsprincips statt Salathen gesetzt wäre: Saal-Athen oder Saal-Athen. Da wüssten sie ja gleich ohne alles Kopfzerbrechen, dass Jena, das Athen an der Saale, gemeint ist.

Digitized by Google

Weiter noch als bei dem e gehen die Ansichten der Genannten bei dem i auseinander. Duden (s. seine Schrift S. 49) stimmt zur Zeit mit den Beschlüssen der Konferenz überein, wonach hier im Allgemeinen die Dehnungsbuchstaben unangetastet bleiben sollen, indem er einzelne Beschlüsse (wider für wider und wieder; Mine für Mine und Miene ꝛc.) „als Fingerzeig genügen" lassen will für „eine weitere Verbesserung der Orthographie". Buchner dagegen schreibt (S. 836): „Es wird die Aufgabe einer Schlussrevision, sagen wir, einer dritten Lesung sein, mit diesen historischen Denksteinen, diesen funkelneuen Neuerungen" [d. h. den Dehnungsbuchstaben] „bei e und i ebenso gründlich aufzuräumen, wie man es im großen und ganzen bei a, o und u gethan hat." Michaelis (s. seine Ergebnisse 32 ff.) will das Dehnungs-h in ihn und ihm beibehalten oder in lateinischer Schrift durch einen Cirkumflex ersetzen zur Unterscheidung von in und im, dagegen z. B. schreiben inen, ir, irig ꝛc.; ferner will er „eine gründliche durchgreifende Sichtung zwischen den Wörtern mit i und ie vornehmen" (vgl. seine Vorschläge § 14—16, wonach z. B. geschrieben werden soll: geschriben, geschwigen ꝛc., aber z. B. biegen ꝛc., fiel, aber vil, schri, spi ꝛc., aber Knie, die ꝛc., aber dise ꝛc., Kiel des Schiffes, aber Kil der Feder u. A. m.); wenn man sich aber dazu nicht entschließen könne, so will er wenigstens „ein allmähliches Beseitigen der entbehrlichsten ie anbahnen". Bezzenberger (s. sein Schriftchen S. 16) endlich will das Dehnungs-h hinter i ausnahmslos und ohne Ersatz beseitigt wissen selbst in ihn und ihm (also z. B.: ir setzt in in vertrauen = in ihn — und: er setzt in in kentnis = ihn in ꝛc.). Dann fährt er fort:

Auch gegen die denung des *i* durch *e* möchte ich mich gern erklären, da sie so vielfach ganz unberechtigt eingedrungen ist .... allein in vielen wörtern ist *e* (aus altem *a, o* oder *u*) doch zu berechtigt .... so kommt es, dass gegen diese denungsbezeichnung sich am wenigsten widerspruch erhebt, und selbst konsequente phonetiker ir das leben wenigstens fristen wollen u. s. w.

Man sieht also aus diesen verschiedenen Vorschlägen „zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung", dass es, wenn man auf dem von der Konferenzmehrheit besonders in Betreff der Dehnungsbuchstaben eröffneten Wege der phonetischen Vereinfachung weiter gehen will, an der buntesten Musterkarte zur Auswahl nicht fehlen wird, anderer Einzelheiten zu geschweigen, wie z. B. dass für Accent Duden Akzent, Bezzenberger akcent geschrieben wissen will u. Aehnl. m.

Vielleicht schreckt die Aussicht auf den Wirrwarr und Zwiespalt, wohin man zunächst auf dem Wege der bloßen phonetischen Vereinfachung gelangen wird, doch davon ab, diesen Weg zu betreten und man entschließt sich, die Einheitlichkeit auf dem durch die Geschichte unserer neuhochdeutschen Rechtschreibung selbst vorgezeichneten Wege zu erstreben, wonach man neben der phonetischen Grundlage auch das Verdeutlichungsstreben zu berücksichtigen, an dem im allgemeinen Gebrauch Anerkannten fest zu halten und nur das Schwankende in einheitlicher Weise fest zu stellen hat.

Schließlich möchte ich noch darauf aufmerksam machen, dass die Tilgung der Dehnungsbuchstaben (ohne Ersatz durch ein Dehnungszeichen) auch wohl auf die — ohnehin in Deutschland noch durch keine anerkannte Autorität allgemein und vollständig geregelte — Aussprache nicht ohne nachtheiligen Einfluss bleiben würde, zumal selbst die auf Reinheit der Reime achtsamsten Dichter den Unterschied zwischen geschärften und gedehnten Vokalen noch immer nicht zu voller Genüge beachten.

Altstrelitz, 24. Juni. **Daniel Sanders.**

Zum alten und neuen Glauben.

Das Leben ohne Gott, Untersuchungen über den ethischen Gehalt des Atheismus von Dr. Julius Duboc. Hannover, C. Rümpler. 1875.

Als Dav. Friedr. Strauß seinem vielbesprochenen letzten Werk ein „Nachwort" folgen ließ, fand er sich veranlaßt, in diesem Abschiedsgruß darauf hinzudeuten, daß es bei der von ihm unternommenen Arbeit nicht nur darauf abgesehen gewesen, „den Gleichgesinnten zum Bewußtsein zu bringen, was wir haben, sondern auch was wir nicht haben". Unter den Punkten, wo es noch fehlt und wobei es ihm erwünscht schien, zum Vermehren der dazu nöthigen Mittel anzutreiben, erklärte er namentlich den Bau unserer Pflichten- und Tugendlehre als höchst rückständig, indem er selbst, weit entfernt im Stande gewesen zu sein, „auf etwas Ausgeführtes und Fertiges hinzuweisen, nur auf die Stellen habe hindeuten können, wo die Grundsteine zu legen sind".

Seit dieser Aufforderung sind drei Jahre und mehr verstrichen. An Einwänden gegen die im Buche über den alten und neuen Glauben dargelegten Resultate hat es indessen nicht gefehlt, hingegen wohl an einer Weiterführung der von Strauß gelieferten Arbeit. Die Zahl der ihm von Herzen zustimmenden „Wir" hat mit den wiederholten Neuauflagen seines Buches sich offenbar als eine im Zunehmen begriffene erwiesen; aber mit dem bloßen Aufnehmen des von ihm Geleisteten und mit zeitweiliger Abwehr der wider ihn ergangenen Angriffe ist der Wahrheit selbst wenig gedient, welche die unsichtbare Gemeinde der „Wir" zu pflegen hat. Aus ihrer Mitte ist kürzlich der Versuch geschehen, über die bisherige Haltung hinauszugehen. An die Strauß'sche Mahnung bezüglich des ethischen Gehaltes der für alle „Wir" gemeinsamen Ueberzeugung anknüpfend, hat Dr. Jul. Duboc seine kürzlich veröffentlichte Arbeit unternommen.

Es ist höchst bezeichnend für das Wesen des neuen Glaubens, daß er den ersten Ansatz zur Fortentwicklung seiner Lehre gerade von der ethischen Seite her getrieben. Sein Unterschied von verwandten Weltanschauungen in früherer Zeit besteht darin, daß er nicht nur Sache des Kopfes, nicht nur das Erzeugniß eines übermüthigen Zweifels, wie im vorigen Jahrhundert, oder einer Uebersättigung und Verekelung im Taumel zügelloser Genüsse entstammt, wie es bei den vornehmern Ständen in der römischen Imperatorenzeit der Fall gewesen war, sondern Sache des Herzens geworden ist und damit zu einer Macht, die im Leben zur Geltung gelangt. Im Bereiche des Menschlichen kann dies aber nur auf eine Weise geschehen: durch die Bewährung im Sittlichen. Der neue Glaube ist vor Allem von der Gewißheit durchdrungen, daß er durch gediegene, ernste Lebensführung sich in seinem Werthe zu erweisen habe. Durch ein derartiges Verhalten zum Alltäglichen hat der neue Glaube nicht nur seine Kraft in sich selbst, sondern gerade vermittelst seiner Beziehungen zum Leben als solchem breitet er seine Wurzeln auf dem Boden aus, worauf sein Vorgänger bisher allein sein Gedeihen gehabt.

Nicht minder bezeichnend wie die Wendung zum Ethisch-Lebensgültigen, ist auch die Art, wie die von Strauß bezeichneten Probleme in dem neuen Buche aufgenommen werden. Es schreitet nicht an den Bau einer neuen Pflichten- und Tugendlehre, denn sittliches Fordern und Gewähren sind bei „uns" dem Ziele nach durchaus identisch mit denjenigen, die bisher in rein menschlichen Beziehungen bestimmend waren. Auch eine neue Lehre über das Wesen und die Bedeutung dieser Beziehungen wird keineswegs angestrebt. Die Untersuchung beschränkt sich lediglich auf eine eingehende Prüfung dessen, was Strauß zum Behuf der nöthigen Grundsteinlegung blos angedeutet hatte. Es gilt nämlich, die unter dem Einflusse der Bildung unseres Zeitalters erworbene Ueberzeugung in ihrer Innenwirkung auf das sittliche Fühlen und Wollen darzulegen, und zwar mit Hinblick darauf, „das was ist und sein kann festzustellen", keineswegs aber das was sein soll zu construiren. Die Fassung der Aufgabe geschieht mithin in einem durchaus naturwissenschaftlichen Sinne, und in der That handelt es sich ja um einen Fall von naturhistorischer Beschaffenheit auf geistigem Gebiete.

Ohne in dem von Strauß vertretenen Fache selbst bisher eigentlich thätig gewesen zu sein, hat doch der Verfasser*), in einer unmittelbar vor der hier vorliegenden Arbeit veröffentlichten

*) Nicht zu verwechseln mit seinem ältern Bruder, Eduard Duboc, dem gegenwärtigen Präsidenten der Schillerstiftung zu Dresden, durch seine belletristische Thätigkeit unter dem Namen Robert Waldmüller bekannt.

Digitized by Google

Schrift, gewisse ihm für die Lösung der danach vorgenommenen Aufgabe vortheilhaft zu statten kommende Eigenschaften bekundet. Seine, auch in der „Gegenwart“ (VII, Nr. 15, 1875) berücksichtigte „Psychologie der Liebe“*) wird dem kundigen Leser, zumal in dem äußerst beachtenswerthen Capitel über die Freundschaft, einen umsichtigen und mit dem Ernst des Lebens wohl vertrauten Sinn offenbart haben, den man um so höher schätzt, als eine männliche, sittlich tüchtige Gesinnung und ein wissenschaftlich geschultes Denkverfahren ihm zur Seite stehen. Auf dem bei der Untersuchung des ethischen Gehaltes unserer Ueberzeugung gegebenen Boden selbst ist der Verf. also völlig heimisch, und daß er es auch nicht an der nöthigen Unbefangenheit und Genauigkeit im Fixiren seines Gegenstandes fehlen lassen würde, dafür bürgte schon das Geschick, womit er die unter der Bezeichnung Liebe einbegriffenen seelischen Processe analysirt hatte. Wie er hier die den meisten Gemüthern schon bei der bloßen Namennennung ein gewisses überschwängliches Verzücken verursachenden Erscheinungen mit einer Gelassenheit prüft, als handle es sich um meteorologische oder statistische Berechnungen, so ist er auch in seinem neuen Buch vor allen Dingen bestrebt, seinen Gegenstand begrifflich genau zu fassen und daran seine Erörterungen zu knüpfen.

Der Verf. liebt es, seine Darstellung gleichsam um einen Begriffskern krystallisiren zu lassen, auf dessen Klarlegung es ihm besonders ankommt. Wenn er so im ersten Cap. den religiösen Charakter der die Annahme einer Gottheit ablehnenden Ueberzeugung entwickelt, so liegt das Hauptgewicht seiner Leistung weniger in dem gelieferten Nachweise seiner auf allgemeine wissenschaftliche Ergebnisse gestützten Behauptung, als in der talentvollen Untersuchung über den Gehalt und die Bedeutung des Begriffes Ehrfurcht**). Ebenso behandelt das zweite Cap. den Begriff der Würde und schätzt danach den ethischen Werth des Unsterblichkeitsglaubens ab. Aehnlich bringt der folgende Abschnitt eine Beleuchtung des Begriffes Egoismus, während der letzte den Sinn festzustellen sucht, den man mit dem Ausdruck „sittliche Weltordnung“ und mit dem Worte „Materialismus“ als Form einer Lebensgesinnung zu verbinden habe. Es geschieht dies alles in einer ebenso gedanken- und kenntnißreichen als einleuchtenden Weise, fern von all dem hohlen Wortkram, wie ihn die in Begriffsspielerei sich ergehende Zunftspeculation cultivirt und auch nicht minder erhaben über die sehr üblichen Cirkelerklärungen, deren Typus Molière in seiner köstlichen Definition des Opiums bei der ergötzlichen Doctorpromotion im „Malade imaginaire“ verewigt hat. Jul. Duboc bietet wirkliche Sacherklärungen, indem er jene meist sehr verschwommen behandelten Verhältnisse und Ausdrücke in scharfen Umrissen fixirt. Die von ihm gelieferten einfachen logischen Entfaltungen dieser Thatsachen des Seelenlebens sind für die bessere Einsicht auf dem schwierigen und bisher wenig gepflegten Gebiete ethischen Wissens überaus verdienstlich. Nicht minder beachtenswerth und belehrend ist die Beschreibung psychologischer Processe, die der vierte Abschnitt rücksichtlich der Einwirkung theistischer Vorstellungen und kirchlicher Dogmen auf das kindliche Gemüth zu verwerthen verstanden.

Empfiehlt sich das Buch schon durch seinen rein begrifflichen Theil, so verdient es ebenfalls Beachtung wegen seines Bemühens, die praktische Bedeutung des neuen Glaubens fester in's Auge zu fassen. Dieser Aufgabe gehören namentlich die drei letzten Abschnitte an. Nachdem die Einleitung an den thatsächlichen Bestand des neuen Glaubens erinnert, und dieser im ersten Abschnitt dem alten Glauben als religiös-ebenbürtig nachgewiesen, im zweiten nach seinem wesentlichen Unterschied von diesem beleuchtet worden, kommt der dritte Abschnitt dazu, die Vortheile des alten und neuen Glaubens in ethischer Beziehung gegen einander abzuwägen. Unverkennbar liegt dem Verf. eine gewissenhafte Gerechtigkeit gegen beide Richtungen am Herzen. Am wenigsten dürften die Bekenner des alten Glaubens Ursache haben, über Parteilichkeit zu klagen. In dem Bestreben, den Segen abzuschätzen, der in diesem Bekenntniß als solchem liegen kann und in den classischen Zeiten seiner Geltung thatsächlich bestanden, zeigt der Verf. so viel Rücksicht und Anerkennung, daß weit eher die entgegengesetzte Partei ein Recht hätte, sich als benachtheiligt anzusehen. Der Verf. gibt dem alten Glauben das Zeugniß einer Einheitlichkeit seines Ueberzeugungsgehaltes. Nach dem Wortlaute der Darstellung könnte es fast scheinen, als ginge dieser Vorzug dem neuen Glauben ab, der an der betreffenden Stelle als „zwischen zwei Welten“ schwankend bezeichnet wird. Offenbar ist diese Behauptung durch eine Ungenauigkeit in der formellen Behandlung der Frage herbeigeführt, indem der Verf. den Kreis der Bekenner des neuen Glaubens hier weiter faßt, als er es in den beiden ersten Capiteln dem Sachverhältnisse gemäß gethan hat. Ebenso wenig wie der neue Glaube auf die Eigenschaft einer religiösen Natur verzichtet, darf er seinem Wesen nach als „zwischen zwei Welten“ schwebend bezeichnet werden. Alle Wir, die vollbewußt aus dem Banne der alten Vorstellungen getreten, sind, wenn auch nicht lückenfrei in unseren Einsichten, doch völlig frei vom Zwiespalte einer doppelten Weltanschauung. Diese kann füglich nur bei denen obwalten, die mit uns die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung bereitwillig annehmen, dabei aber eine diesen angepaßte Umgestaltung des alten Glaubens für möglich halten. Auf diese außer dem alten Glauben stehenden Bildungsgenossen unserer Zeit findet Alles vom Verf. über das Schweben zwischen zwei Welten geäußerte seine völlige Anwendung. Leider hat der Verf. Solches ausdrücklich hervorzuheben unterlassen, und dadurch den Schein eines Zugeständnisses an den alten Glauben herbeigeführt, der einen gar bedenklichen Schluß über den Werth des neuen zuließe. Größere Genauigkeit wäre hier schon zum Vermeiden von Mißverständnissen räthlich gewesen, zumal der Verf. dabei eine günstige Gelegenheit gefunden hätte, den von ihm in Sicht genommenen Zustand „zwischen zwei Welten“ nach dessen psychologischer Seite mehr zu vertiefen. Hier liegt unzweifelhaft eine ebenso wichtige wie lohnende Aufgabe vor, die bei einer späteren Bearbeitung durchaus berücksichtigt werden müßte. Freilich wird der nämliche Punkt sowohl im vierten wie fünften Abschnitt wieder berührt; doch würde diese mehr beiläufige Erwähnung größeres Gewicht bekommen, wenn sie auf eine den Gegenstand erschöpfende Auseinandersetzung sich beziehen könnte.

Zu der soeben ausgesprochenen Forderung ist man durch den Verf. selbst ermächtigt auf Grund des in jeglicher Beziehung höchst gelungenen und die vollste Befriedigung gewährenden vierten Abschnitts, „Gott in der Erziehung“. Sowohl die Ausführung im Ganzen wie auch die Behandlung gewisser Einzelheiten gehört unstreitig zu dem Besten, was über diesen bedeutsamen Punkt jemals geschrieben worden. Wahrhaft bewunderungswürdig ist das kindliche Denken in ethischer Beziehung und hinsichtlich der ihm in unseren Culturverhältnissen gewöhnlich zugeführten religiösen Vorstellungen gekennzeichnet. Etwas so Vorzügliches wie die Beobachtung über die Unangemessenheit, den Begriff der göttlichen Allgüte ethisch und logisch in der Erziehung zu verwerthen, ist nur der classischen Analyse an die Seite zu setzen, welche Rousseau an einigen häufig im Kinderunterricht benutzten Thierfabeln entwickelt. Mit Recht hat der Verf. auf diese hochwichtige Angelegenheit das Augenmerk seiner Zeitgenossen zu lenken gesucht. Denn wie allgemein auch die Ueberzeugung sein mag von der Untauglichkeit des religiös-traditionellen Vorstellungsvorrathes für die Erziehung, sicher hat die Mehrzahl ihre Kinder wehrlos den ihres Erachtens nachtheiligen Einwirkungen dieser Anschauungsform preisgegeben, ohne sich der Folgen deutlicher bewußt zu sein. Unstreitig hat wohl Jeder, für den die alten Religionsvorstellungen den Wahrheitswerth eingebüßt, die Pflicht sie von denen fernzuhalten, deren Entwicklung seiner Obhut anvertraut ist. Indem der Verf. hier das Wort ergriffen und ohne Scheu die Sachlage in ihrer ganzen Bedenklichkeit bloßgelegt, hat er sich den ungetheilten Dank sämmtlicher Gesinnungsgenossen

*) Hannover 1874, C. Rümpler.

**) Ausführlicher hat der Verf. den nämlichen Stoff in einer, in dem von Guido Weiß herausgegebenen Wochenblatt „Die Wage“ (1875, Nr. 27) aufgenommenen Studie behandelt.

Digitized by Google

verdient. Die Mißlichkeit des gebräuchlichen Religionsunterrichts kann nicht treffender veranschaulicht werden, als es in diesem musterhaften Abschnitt geschehen.

Der letzte Abschnitt untersucht den Ueberzeugungszustand im Bereiche der heutigen allgemeinen Bildung in ihrer denklich weitesten Ausdehnung. Den hier vorsichgehenden Zersetzungsproceß als eine Thatsache fassend, sucht er dessen ethischen Charakter zu formuliren und kommt so auf die Erörterung der Gesinnungserscheinung, die mit dem Schlagworte Materialismus gemeint ist. Diese enthüllt sich dem Verf. als mangelnde Ueberzeugungstreue, wie sie namentlich das Haschen nach äußerem Glückserfolg begleitet. Im Zusammenhang hiermit bespricht der Verf. auch den Pessimismus, der ihm als eine nur dem Scheine nach den Namen einer Ueberzeugung verdienende Denkweise gilt. Ueber diese unzweifelhaft überaus bedeutsame Gesinnungsform unserer Zeit mag man nun denken wie man will, so wird man doch angesichts der vom Verf. gelieferten Beweisführung zugestehen müssen, daß dieselbe allen bisherigen Angriffen gegen den Pessimismus in jeglicher Beziehung überlegen ist. Weder handelt es sich um verhimmelndes Posaphrasengedresch, noch um sophistische Kartenhäuser, deren auch eine bescheidenere Denkkraft Meister werden kann. Hat der Pessimismus solchen Protesten gegenüber seine vielverbreitete Geltung vielleicht gar zu wohlfeilen Kaufes behauptet, so ist es wohl als befugt anzusehen, wenn ein gewichtvoller Einspruch gegen ihn geschieht, und wenn derselbe mit Besonnenheit und Einsicht gepaart ist, darf ein derartiges Mahnwort mit vollem Recht Gehör beanspruchen. Ihm dies zu gewähren wird zur unabweisbaren Pflicht, falls das Ansehen der bekämpften Lebensanschauung ein usurpirtes ist, die wiederum aus der Ueberwindung eines derartigen Gegners den Vortheil ziehen kann, sich dauernd in der Stellung zu befestigen, zu der sie sich durch das Geschick hochbegabter Vertreter emporgeschwungen.

Dem Verf. ist es vor Allem um eine aufrichtige Versöhnung mit dem Leben zu thun. Dazu ist ihm eine Würde der Lebensauffassung erforderlich, die ihm nur bei einem überzeugten und lebendigem Bewußtsein von der Größe, Schönheit und Hoheit des Lebens, bei ernster Hingabe an die Wahrheit und einem besonnenen und liebevollen Wollen den Dingen und Menschen gegenüber möglich ist. Es handelt sich mithin, wie der einsichtige Leser leicht finden wird, um eine Läuterung und Hebung des Gemüthes selbst, die, von Glücksgütern und äußerem Weltglanz durchaus unabhängig, in jeder Lebensstellung erreichbar ist, die, durch den Segen eines Berufs geadelt, die Befriedignng einer sittlich und geistig werthvollen Thätigkeit gewährt. Hierbei sind die Leiden, wie sie dem Dasein im Alltäglichen unvermeidlich bescheert sind, wie sie auf die Dauer auch ganze Zeit- und Gesellschaftsschichten heimsuchen können, keineswegs übersehen. Der Aufruf, das Leben trotz allem darin vorkommenden Ungemach in seinem Werth nicht zu unterschätzen, hat nicht nur den Umständen Rechnung getragen, die zn einem Verzweifeln an demselben einigen Anlaß geben können, sondern entstammt zugleich einer individuellen Erfahrung, der es keineswegs an den schwersten Prüfungen gefehlt. Des Verf. eigenes Leben hat sich unter harten Drangsalen entfaltet, und daran ausdrücklich zu erinnern darf wohl nicht unstatthaft sein zu einer Zeit, wo es einigen Bekennern der mit dem Leben zerfallenen Weltanschauung beliebt hat, jeden Angriff auf dieselbe aus einem Uebermaß von Gesundheit und Wohlstand ableiten zu wollen, dem die eigene Leidenslosigkeit den Sinn und das Verständniß für die Leiden Anderer und der Welt überhaupt abgestumpft haben soll.

Reich an höchst beachtenswerthen und jedenfalls äußerst anregenden Erörterungen hat das Buch nur einen bemessenen Umfang, doch wohl geeignet für Alle, die eigenes Nachdenken im Verkehr mit einem geistvollen Schriftsteller gern üben. Für Leser, die nur erheitert und über den ihnen vorgelegten Gegenstand möglichst rasch orientirt sein möchten, ist es nicht geschrieben. Sogar der polemische Ton, der in der freien Forschung über religiöse Fragen beinahe stehend geworden, klingt darin nur ausnahmsweise an. Es gestattet sich keine Abschweifungen zur bloßen Unterhaltung und verzichtet auf alle Reize rhetorischer Pracht. Durchaus unbillig wäre, das Buch wegen der Schlichtheit seiner Darstellungsart zu verschmähn. Daß diese sich auf das Wesentliche allein beschränkt und vielfacher Stoff, der zum Vortheil der Arbeit hätte mit herangezogen werden können, unbenutzt geblieben, gereicht ihr — bis auf den einen vorhin erwähnten Punkt — nicht zum Nachtheil. Im Ganzen ist die mit Gelassenheit geführte Untersuchung immer ansprechend, stellenweise sogar ergreifend. Wer über die vom Verfasser behandelten Gegenstände sich völlig klar ist, wird die hier gebotene Verständigung mit dem Gesinnungsgenossen willkommen heißen. Wer erst im Begriff ist, sich eine von der Heerstraße überkommener Vorstellungen abzweigende Ueberzeugung zu bilden, findet in dem Buche eine werthvolle und fruchtbare Belehrung, an deren Faden er die natürlichen Ergebnisse leicht selbst ziehen kann. Ohne durch Formatwucht und Darstellungsglanz zu imponiren, fesselt es um so mehr durch feine, sinnige Züge und durch die Wärme und Redlichkeit der Ueberzeugung, die nicht nur ihre eigene Sache energisch führt, sondern auch dem Widerpart gerecht, der Schwäche auf der eigenen Seite bewußt zu werden sucht.

Wie es gar häufig mit den besten Menschen zutrifft, daß sie erst durch dauernden Verkehr wahrhaft für sich einnehmen, so gewinnt das Buch von Jul. Duboc bei mehrfachem Lesen. Die Mühe des Eindringens und Vertrauterwerdens lohnt es reichlich. Bei aller Fülle des Dargebotenen gewinnt man es besonders lieb wegen der es beseelenden Ueberzeugungstreue, die den Werth und die Würde des Lebens kühn und gewissenhaft hervorzuheben bestrebt ist. Man hat es mit einer Gesinnung zu thun, auf welche das Losungswort eines wahlverwandten Streiters aus einem früheren Jahrhundert der Lossagung von traditionellen Vorstellungsgewalten seine volle Anwendung findet: „redlich und ohne Prunk".

Helsingfors, im December 1875. **Wilhelm Bolin.**

Der „Salon" von 1876.

Seit der Preisvertheilung ist die Aufmerksamkeit des Publicums auf einige Bilder gelenkt worden, die bis dahin ganz unbeachtet geblieben sind. Daß der berühmte Bildhauer Paul Dubois, dem für seine beiden merkwürdigen Statuen die große Ehrenmedaille zuerkannt wurde, für zwei Portraits die Medaille erster Classe erhalten hat, ist begreiflich und wird von Jedermann gebilligt. Dubois debütirt zum ersten Male als Maler und überrascht alle Welt durch die Virtuosität seiner Technik, die Niemand an ihm ahnte und die man nur nach langer Uebung und nach jahrelangem Experimentiren erlangen kann. Noch merkwürdiger ist die Originalität seiner Methode in der Abstufung der Farbentöne, womit er ein Relief, eine plastische Abrundung aller einzelnen Theile hervorbringt, deren optischer Effect in der Nähe wie in der Entfernung gleich wirksam bleibt. Dadurch erlangen seine beiden Bilder: „Portrait meiner Kinder" und ein „Frauenportrait" eine Lebenswahrheit, die sie, im Verein mit dem charakteristischen Ausdruck in den Physiognomien, zu wahren Meisterwerken stempelt. Es fehlt nicht an vorzüglichen Portraits im „Salon", ich wüßte aber außer dem Altmeister der Protraitisten, Henner, keinen, der mit so wenig äußerem Apparat und mit anscheinend so einfachen Mitteln seinen Köpfen neben der naturwüchsigen Lebensfrische, einen geistigen Ausdruck, eine moralische Physiognomie zu geben versteht, aus denen man sogleich deren Temperament und psychische Eigenthümlichkeiten errathen kann. Die beiden nebeneinanderstehenden Knaben, welche Dubois als „Portrait meiner Kinder" ausstellt, sind wahre Studienmodelle, deren Betrachtung jungen Künstlern nicht genug empfohlen werden kann. Mit diesem Werke, dem hoffentlich größere nachfolgen werden, tritt der gestern noch als Maler ganz unbekannte Debütant gleich als Professor auf. Er hat gezeigt, was die beiden verwandten Kunstzweige, die Malerei und Sculptur zu schaffen vermögen, wenn sich sich die Hand reichen, statt sich wie eifersüchtige Rivalen um gegenseitige Erfolge zu

Digitized by Google

beneiden. So mancher Maler läßt durch die Vorliebe für plastische Formen seine Befähigung für die Sculptur errathen und würde darin ohne Zweifel viel Verdienstliches schaffen, wenn er sich entschließen könnte, die zur Aneignung des technischen Verfahrens nöthige Lehrzeit durchzumachen. Léon Bonnat z. B. verdankt seine außerordentliche Popularität hauptsächlich der ausgezeichneten Modellirung seiner Figuren und besonders nackter Körper, so daß sie als ein in Farben ausgeführtes Bildhauerwerk erscheinen. Sein vor zwei Jahren ausgestellter berühmter „Christus am Kreuze" erzeugte den optischen Effect einer auf Leinwand übertragenen marmornen Bildsäule. Die akademischen Kunstkritiker nennen das Verfahren Bonnats „Effecthascherei"; wenn aber der gesuchte Effect auf die Annäherung zum Natürlichen, auf die wahrheitstreue Wiedergabe der Wirklichkeit berechnet ist, so ist die Methode, die solche Effecte hervorbringt, jedenfalls richtiger als die für Armuth an Erfindung zeugenden Nachahmungen antiker Werke, welche als Ideale des Schönen nach conventionellen Begriffen bei selbstständigen Schöpfungen benützt, aber nicht als Abschluß der bildenden Kunst betrachtet werden sollten.

Bonnat hat diesmal ein Bild ausgestellt, wofür er nicht allein von den idealisirenden Akademikern, sondern auch von den Theologen als profanirender Ketzer verschrieen wird. Das Bild stellt den „Kampf Jakobs mit einem Engel" dar. Bonnat hat sich im Grunde strenge an die bekannte Legende der biblischen Geschichte gehalten, wenn er die beiden Ringer mit gleich robusten Gliedern und mit gleichbrüstiger Muskulatur ausgestattet hat. Jakob hat den Engel über den Hüften mit seinen sehnigen Armen umschlungen und droht ihn niederzuwerfen. Der Engel strengt sich sichtbar an, wie das Austreten seiner Muskeln an beiden Armen andeutet, sich von dem gewaltigen Angreifer loszumachen. Es ist ein vollständiges Ringen, wie in der Arena; und wenn die entfalteten Flügel den Gegner Jakobs nicht als einen Himmelsbewohner bezeichneten, so könnte man schwer errathen, welcher von den beiden Kämpfern Sieger bleiben wird. Diese Darstellung stimmt freilich nicht mit den traditionellen Begriffen von der Ueberlegenheit der Engel über die Menschen. Wenn diese Anomalie aber als eine Profanation der christlichen Mythe betrachtet wird, so hat sie zuerst die sonderbare Legende verschuldet, und der Künstler war berechtigt den bizzaren Stoff zu behandeln, wie er es gethan hat. Wahrscheinlich hat er keine Tendenz in seine Composition legen wollen, sondern nur eine Veranlassung gesucht, seine Geschicklichkeit im Modelliren nackter Körper zu zeigen; dies ist ihm auch vollständig gelungen. Den künstlerischen Werth des Bildes müssen Alle anerkennen, wenn sie auch die Wahl des Stoffes mißbilligen.

Es ist schon so oft bemerkt worden, daß sich in den Producten der bildenden Künste die Zustände der Zeitperiode, in der sie geschaffen wurden, wiederspiegeln. Das Treffende dieser Beobachtung findet eine Bestätigung in der auffallenden Abnahme der Schlachtenbilder und Militärscenen. Unter dem Kaiserreiche übte diese reich vertretene Kategorie in allen Jahrgängen des „Salon" einen mächtigen Einfluß auf die Phantasie der patriotischen Bourgeois aus und trug nicht wenig zu der Feststellung der Idee bei ihnen von der Unbesiegbarkeit der französischen Kriegsmacht bei. Die eclatanten Mißerfolge der „glorreichen Armee" im letzten Kriege mußten nothwendigerweise einen Umschlag in der allgemeinen Stimmung hervorbringen, und die Schlachtenmaler waren gezwungen sich nach anderen Stoffen umzusehen, da sie keine Siege zu illustriren hatten. Die Wenigen, welche diesem Genre treu geblieben sind, haben mit richtigem Tacte begriffen, daß den Kriegsscenen viel gehaltvollere Motive abzugewinnen sind als die Darstellungen der Ruhmesthaten in den massenhaften Schlächtereien. Sie schildern einzelne Episoden, die durch ihre moralische Wirkung sich zu vollständigen Dramen erheben und gleichzeitig eine heilsame Scheu vor den Greueln des Krieges einflößen. Der geniale Neuville hat schon vor drei Jahren diese Richtung eingeschlagen und in seinem famosen Bilde: „Die letzte Patrone" ein ergreifendes Drama von nachhaltiger Wirkung geliefert. Mit diesem denkwürdigen Kunstwerke rivalisirt in dem diesjährigen „Salon" „Die Recognoscirung" von Detaille. Detaille, einer der bedeutendsten Schüler Meissoniers, hat durch seine „Batterie im Schnee" und seinen „Cuirassier-Angriff im Dorfe Morsbronn am 6. August 1870" einen bedeutenden Ruf als Componist und gewandter Techniker erlangt. In seinem diesjährigen Bilde tritt hauptsächlich der denkende, ich möchte sagen, der dichtende Künstler hervor, der mit einfachen Mitteln den Beschauer zu weittragenden Reflexionen anzuregen versteht, so daß man über dem Gesammteindruck vergißt, auf die wundervolle Ausführung der Details zu achten. In der Phantasiescene, die uns Detaille vorführt, sieht man in der Mitte der Straße eines Dorfes ungefähr 12 Mann französischer Jäger. Sie bilden den Vortrab eines Jägerbataillons, dessen Colonnenspitzen man an dem Haupteingange und an den Ecken zweier Seitengäßchen erblickt. Die Straße muß soeben der Schauplatz eines blutigen Gefechtes gewesen sein. Ein verwundeter Jäger ist an der Mauer eines Hauses zusammengesunken, dessen Bewohner sich mit ihm theilnehmend beschäftigen. Im Vordergrunde liegt ein gefallener preußischer Uhlan neben seinem todten Pferde. Etwas weiter im Hintergrunde haben einige Bauern die Köpfe aus den Fenstern und über die Gartenmauer gestreckt und begrüßen mit freudigem Winken die nahenden Befreier. An der jenseitigen Mauer ducken sich zwei erschrockene Kinder hinter einem Laternenpfahl; sie sind wahrscheinlich unfreiwillige Augenzeugen der blutigen Affäre gewesen. Ein junger Bauernbursch in Holzschuhen deutet mit lebhafter Geberde dem ihn ausfragenden Führer des Vortrabs die Richtung an, welche der Feind eingeschlagen hat. Dieser muß, nach der Angabe des Burschen, ganz nahe sein, denn der Offizier hält mit einer bedeutsamen Handbewegung seinen Trupp vom Vordringen ab. Dies ist die ganze Scenirung der an sich so einfachen Handlung; wie gewinnt sie aber an dramatischer Bedeutung durch die Haltung und meisterhafte Charakterisirung der handelnden Personen. Alle im Vortrabe sind sich der Nähe der lauernden Gefahr bewußt und strengen Ohr und Auge an, um zu erspähen, aus welchem Verstecke sie die unsichtbaren Geschosse treffen werden. Aeußerst interessant ist die Verschiedenheit der Gemüthsbewegung in der Physiognomie jedes einzelnen Jägers zu beobachten. Die Ruhe des graubärtigen Sappeurs, der mit so gefahrvollen Situationen schon seit lange vertraut ist und sein Gewehr nachlässig im Arme hält, contrastirt mit der Ungeduld seines jungen Nebenmannes, der sich schußfertig hält, um dem Feinde, auf dessen Nahen er mit vorgebeugtem Kopfe horcht, seine Kugel entgegen zu schicken. Ein dritter kann das Commando zum Vorwärtsgehen kaum abwarten und heftet fragende Blicke auf den Offizier. In den von der Sonne gebräunten Gesichtern ist eine männliche Energie lesbar, die sich wahrscheinlich, wenn der Tanz losgeht, in brutale Wildheit verwandelt, bis der innere Aufruhr durch eine tödtliche Kugel zum Stillstand gebracht wird, oder in einen Schmerzensschrei unter dem Messer des Chirurgen der Ambulanz sich auflöst. Ein Bild, das zu solchen Betrachtungen anregt, hat nicht blos einen ästhetischen Werth, sondern auch einen moralischen Gehalt und enthält reichen Stoff zu einem Drama.

Wenn man alle Producte der Malerphantasien in Kategorien mit bestimmten Bezeichnungen eintheilen wollte, müßte man ein endloses Register anlegen, das obendrein lückenhaft bliebe, indem viele Bilder in keine Rubrik einer abgesonderten Kategorie passen, weil sie mehreren davon zugleich angehören. Die Systematiker haben ein Mittel gefunden, sich aus der Verlegenheit zu helfen, und versehen mit der Etiquette „Amüsantes Genre" Alles, was nicht tragische oder geschichtliche Stoffe behandelt. Die Auswahl ist groß, wie man sieht, und umfaßt mindestens die Hälfte aller ausgestellten Bilder.

Adrien Moreau cultivirt mit vielem Geschick das amüsante Genre und hat schon im vorigen Jahre mit seiner „Japanesischen Theatervorstellung" viele Besucher amüsirt. Einen gleichen Effect hat sein diesjähriges Bild nicht nur auf das Publicum, sondern, wie es scheint, auch auf die Jury hervorgebracht, da sie ihn dafür mit der Medaille 2. Classe belohnte. Sein Bild ist betitelt: „Eine Kirchweihe im Mittelalter" und stellt einen

Digitized by Google

lustigen Reigen junger Paare in einer spinatgrünen Landschaft dar, wofür die Humoristiker unter den alten holländischen Meistern so viele Vorbilder geliefert hatten. Es herrscht viel Bewegung in dem geschickt gruppirten Bilde. Den Physiognomien der seelenvergnügten Tänzer und Trinker in der Umgebung des Reigens fehlt es auch nicht an Ausdruck, der sich aber zu oft gleichartig wiederholt und dadurch in das Ganze eine Monotonie bringt, die den beabsichtigten Humor abschwächt. Das Hauptverdienst des Bildes besteht in der gewissenhaften Ausführung der Kleiderstoffe, worin Moreau eine große Routine erlangt hat. Dies rechtfertigt aber noch lange keine Medaille 2. Classe.

Unter den sechs „Moreaus", die im Katalog als Aussteller aufgeführt sind, ist unstreitig der bekannte Gustave Moreau, dessen ersten Erfolge vom Jahre 1855 her datiren, der bedeutendste. Seine beiden Bilder von diesem Jahre machen ein gewisses Aufsehen, wohl nur deshalb, weil der rühmlichst bekannte Colorist sich schon seit mehreren Jahren vom Salon fern gehalten hatte. In seinem Bilde: „Herkules und die Hydra" wird die Harmonie der Farbentöne, das Raffinement in der Ausführung aller Details mit Recht gerühmt. Moreau sucht seine Effecte in der optischen Wirkung des Colorits und bekümmert sich wenig um das, was die Farbe ausdrücken soll, d. h. um die Wahrheit der Handlung. Daher kommt es, daß dies viel besprochene Bild, dem ernsten Sujet zum Trotz, eine fast komische Wirkung hervorbringt. Der fabelhaften Schlange gegenüber, die sich wie ein mächtiger Baumstamm, an dem die sieben zischenden Köpfe die Aeste bilden, schnurgerade aufgerichtet hat, steht der verhältnißmäßig winzige Herkules. In seinem zarten Gliederbau würde man eher einen liebesschmachtenden Adonis als den gewaltigen Vertilger von Drachen und Ungeheuern vermuthen. Man begreift nicht, daß dieser schlanke Jüngling mit dem mädchenhaften Kopfe sich in einen Kampf mit dem riesenhaften Ungethüm einlassen soll, für den er nur mit einem keulenförmigen Knüppel ausgerüstet ist. Die Verehrer von Moreaus unbestreitbarem Talente behaupten, der Künstler habe durch dieses Mißverhältniß die Ueberlegenheit der intellectuellen über die brutale Kraft als These aufstellen wollen. Die Idee wäre subtil, die Ausführung verhilft ihr aber nicht zum Verständniß.

Die Handlung im 2. Bilde von Moreau bedarf gleichfalls einen Commentar, um verständlich zu werden. Es ist „Salome" betitelt. In einem phantastischen Tempel, dessen Architektur ein Gemisch aller möglichen Baustile bildet, sitzt auf einem altarähnlichen Throne Herodes; zu seiner Rechten steht ein sonderbar ausstaffirter Mann mit einem breiten Schlachtschwert, der wahrscheinlich den Scharfrichter vorstellen soll. Links hüpft auf den Fußzehen eine phantastisch aufgeputzte weibliche Gestalt herein, mit zwei phantomartigen Tänzerinnen im Gefolge. Dies soll die Salome repräsentiren, die für ihre Tanzkunststücke mit dem Kopfe des Johannes bezahlt sein will. Die Handlung muß man errathen; aus dem Bilde selbst wird dem Beschauer nichts klar, als daß der Künstler seine Gewandtheit im Colorit und in der Delicatesse der Behandlung alles Beiwerks hat zeigen wollen. An das Werk eines Gustave Moreau ist man berechtigt höhere Anforderungen zu stellen.

Die junge Schule der neuen Lichttheorie hat, durch die Erfolge von Regnault, Fortuny, Carolus Durand ꝛc. angefeuert, wieder eine bedeutende Vermehrung Neubekehrter aufzuweisen, die den aus der alten Bologneser Schule herstammenden schwarzen Schatten den Krieg erklärt haben. Die verhängten, halbdunklen Ateliers fangen an, sich dem vollen Tageslicht zu öffnen, nachdem man sich überzeugt hat, daß die lichtvollen Bilder eben so gut, oder vielmehr noch besser, weil natürlicher, ohne Beihülfe der dunklen Schlagschatten durch combinirte Reflexe eine Abrundung und plastisches Vortreten der Formen erzielen. Der bekannte Elsässer Maler Hundt liefert dafür in einer einfachen aber reizenden Idylle, „Maiblumen" betitelt, einen neuen Beleg. Das von Licht überfluthete Bild stellt eine freundliche Landschaft an dem Saum eines Waldes dar. Eine junge Elsasserin in dem Costüme der dortigen Landbewohner hat sich in dem üppigen Graswuchs eine blumenreiche Stelle ausgesucht und ist sitzend emsig beschäftigt, die um sie herum sprossenden Feldblumen in einen Strauß zu binden. Das ist der ganze Inhalt. Das Bild übt aber eine eigenthümliche Anziehungskraft auf den Beschauer aus. Man möchte sich auch in diesem saftigen Grün lagern, womöglich an der Seite der anmuthigen Elsasserin und ihr duftende Blumen zu ihrem Sträußchen reichen. Das Bild scheint im Freien gemalt zu sein; das Sonnenlicht ist doch ein vortrefflicher Mitarbeiter.

Niemand hat dies besser begriffen und zu benutzen verstanstanden, als der Matador der neuen Schule, der geniale de Nittis. In seiner „Landstraße von Castellamare" sendet die Sonne ihre versengenden Strahlen nach allen Richtungen. Alles, die Bäume, halbverdorrte Gesträuche und Reisende sind mit Staub bedeckt. Einige schweißtriefende Bauern, die sich bei ihrer Begegnung etwas zu sagen haben, sind stehen geblieben und werfen bläuliche Schatten auf den gelben Staub der Heerstraße. Die Ausführung ist von solcher Naturwahrheit, daß man sich lebhaft in den Zustand der glühenden Atmosphäre versetzt fühlt.

Sein zweites Bild „Der Pyramidenplatz" zeigt uns, wie Nittis alle Abstufungen der hellen Beleuchtung zu behandeln versteht. In der auf dem kleinen Platz der Rue Rivoli, mehr an den Tuilerien sich abspielenden Scene ist man in die regnerische Jahreszeit des Spätherbstes versetzt. Im Centrum erblickt man die von feinem Regen benetzte bronzene Reiterstatue der Jeanne d'Arc, ein mißlungenes Werk von Fremiot; im Hintergrunde das vom Wetter geschwärzte Baugerüste am Pavillon Marsane, links grau angestrichene Häuser und auf dem feuchten Asphalt ein dichtes Gewimmel von eilenden Passanten aller Art. Elegante Frauen in aufgeschürzten Kleidern, schwere Karren schiebende Orangenverkäufer, von der Last ihres Korbes gekrümmte Wäscherinnen, Kindermädchen, die ihre Pfleglinge zur Eile antreiben, kurz alle erdenklichen Exemplare der Pariser Bevölkerung, selbst die vagabundirenden Hunde nicht vergessen. Dies Bild gehört unstreitig zum amüsanten Genre; es enthält aber auch Vorzüge, die manchem renommirten Historienmaler abgehen, namentlich das Verständniß, jedem Gegenstande den ihm gehörenden Platz anzuweisen, die Details dem Ensemble unterzuordnen, vor Allem aber die Lichteffecte perspectivisch abzustufen und überall einathembare Luft sehen zu lassen. Wer auf die Zukunft der Bilder von Nittis speculirt, hat sein Capital nicht schlecht angelegt.

Albertus.

Notizen.

Der Aufsatz von Bluntschli in der „Gegenwart", „Die rechtliche Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes", der in der Presse des Auslandes vielfach besprochen und vom Reichsanzeiger abgedruckt wurde, ist jetzt bei Beck in Nördlingen als Broschüre erschienen.

* * *

Literaturgeschichte.

Felix Bobertag, Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland. Abth. I. Bd. I. Hlfte 1. Bis zum Anf. d. XVIII. Jahrh. (Breslau, A. Gosohorsky.)

Reinhold Bechstein, Tristan und Isolt in deutschen Dichtungen der Neuzeit. (Leipzig, B. G. Teubner.)

Medicin.

Marie Simon, Die Krankenpflege. Theoretische und praktische Anweisungen. Mit 25 Abbildungen. 7 Mk. (Leipzig, J. J. Weber.)

Moriz Hemmer, Hygienische Studien a) Ueber Assanirung der großen Städte, b) Ueber Leichenbeschau. (München, J. A. Finsterlin.)

Friedrich Wilhelm Müller, Leben und Tod. Aerztliche Betrachtungen über das Greisenalter. (München, J. A. Finsterlin.)

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

Inserate.

Für Badereisende nach
HELGOLAND, FÖHR & SYLT.

Verlag v. **Otto Meissner** in Hamburg:

HELGOLAND.
Nordseestudien
von **E. HALLIER.**
Preis 3 *M.*

Die
NORDFRIESISCHEN INSELN
vormals und jetzt.
Von **G. WEIGELT.**
2. Auflage. Mit 2 Karten. 3 *M.*

Neuer Verlag von **Theobald Grieben** in **Berlin:**

Die Philosophie der Erlösung.
Von
Philipp Mainländer.
Ein starker Band. 40 Bogen. gr. 8. 10 *M.*

Das von der Kritik als ein höchst geistvolles bezeichnete Werk bildet die Fortsetzung der Lehren Kant's und Schopenhauer's, sowie die Bestätigung des Budhaismus und des reinen Christenthums. Jene philosophischen Systeme werden berichtigt und ergänzt, diese Religionen mit der Wissenschaft versöhnt. Es gründet den Atheismus nicht auf irgend einen Glauben wie diese, sondern auf das Wissen, und ist deshalb der Atheismus hier zum ersten Male wissenschaftlich begründet.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**

Soeben erschien:

Die Kinder des Vaterlandes.
Roman in sechs Bänden
von
Friedrich Wernau.
I. Band. 8. Geheftet Preis 3 *M.*

Dieser umfangreiche und spannende Zeitroman wird bandweise in Bänden à 3 *M.* ausgegeben. Alle 14 Tage erscheint ein Band, so dass das Werk bis Mitte September vollständig in den Händen der Subscribenten ist.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Friedrich Chrysander
in seinen Clavierauszügen z. deutschen
Händel-Ausgabe,
beleuchtet von
Julius Schäffer.
Mit vielen Notenbeispielen. Geh. 1 *M.* 50 *Pf.*

Die Ausführung des Verfassers gipfelt in dem Satze:

„Die Chrysander'schen Clavierauszüge sind „ein **Schandfleck** in der deutschen Händel-„Ausgabe, eine **Schmach** f. deutsche Kunst."

Vor Kurzem ist erschienen:

Die Leute von Seldwyla.
Erzählungen von
Gottfried Keller.
3. Auflage. kl. 8. 2 Bände. Preis broch. 6 *M.*, geb. 7 *M.* 30 *Pf.*

Keller's Erzählungen sind von der Kritik als Schöpfungen von unvergänglichem Werthe anerkannt. Haben dieselben schon in den theureren Ausgaben große Verbreitung gefunden, so ist mit der vorliegenden wohlfeilen Ausgabe auch weiteren Kreisen die Gelegenheit geboten, ihren literarischen Hausschatz mit einem wirklich classischen Werke zu bereichern.

Stuttgart, Juni 1876.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Verlag von **Rich. Skrzeczek, Löbau** W/Pr.

Soeben erschienen:

Die sociale Stellung der Juden
in Deutschland
und das Civilehegesetz
von
Dr. M. Maaß,
Prorector der Universität Breslau.
Mit Bezug auf die Schrift des Herrn Dr. J. Kolkmann.
Preis 1 *M.*
Bei Einsendung d. Betrags erfolgt frco. Zusendung.

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

Dramaturgische Blätter.
Beiträge zur Kenntniß des modernen Theaters
in Deutschland und Frankreich
von **Paul Lindau.**
2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 9 *M.*

Vergnügungsreisen.
Gelegentliche Aufzeichnungen
von **Paul Lindau.**
Elegant geheftet. Preis 2 *M.* 50 *Pf.*

Inhalt: **Am Rhein! Am Rhein!** — Rolandseck, Ems, Stolzenfels. Eine Pfingstreise. (Mai 1864.) **In Coblenz.** — Begegnung des Königs Wilhelm von Preußen mit dem Sultan Abdul Aziz. (Juli 1867.) **In Eisenach.** — Bei Fritz Reuter zu Gast. (September 1869.) **Auf Wilhelmshöhe.** — Ankunft des gefangenen Kaisers Napoleon. (September 1870.) **Schandau.** — Sommerferien. (Mai 1872.) **In Bremen und Wilhelmshafen.** — Mit den Gesetzgebern des Deutschen Reichs. (Juni 1873.) **In Versailles.** — Gambetta in der Nationalversammlung. (Juli 1873.) **In Wien.** — Bei Hans Makart und Johann Strauß. (November 1874.) **Am Plötzensee.** — Bei einem Wirthe wundermild. (März 1875.)

VERITAS.
(Leipzig.)
Auskunftsbüreau mit Rathertheilung in Fragen der Wissenschaft, Literatur, Kunst, Gewerbe und des geselligen Verkehrs. Strengste Verschwiegenheit. Pünktliche Besorgung. Empfohlen von der „Illustrirten Zeitung." Jeder Anfrage 1 *M.* in Briefmarken nebst Rückporto beizulegen. Adresse: **Auskunftsbüreau Veritas in Leipzig.**

Meyers Reisebücher.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.
Führer *(braun gebunden).*
Nord-Deutschland, 9 M. — Süd-Deutschland, 7 M. 50 Pf. — Rheinlande, 8 M. — Thüringen, 6 M. — Wien, 5 M. 50 Pf. — Schweiz, 9 M. — Suisse, 9 M. — Süd-Frankreich, 9 M. — London, 7 M. 50 Pf. — Rom und Mittel-Italien, 18 M. — Ober-Italien, 12 M. — Unter-Italien, 7 M. — Italien in 50 Tagen, 9 M.
Wegweiser *(roth kartonnirt).*
Thüringen, 2 M. — Harz, 2 M. — Riesengebirge, 2 M. — Schweiz, 2 M.

Schandau an der Elbe.

Der am schönsten Punkt der **sächsischen Schweiz** gelegene Ort bietet zu den **lohnendsten Partien** die bequemste Gelegenheit, ist zur **längeren Sommerfrische** vorzüglich geeignet und vereinigt mit allen anderen Vorzügen den der **bequemsten Postverbindung mit Wien sowohl wie Berlin.**

Von Berlin in 4 Stunden zu erreichen.

Sendig's Hotel und Pension
„Villa Königin Carola",
nebst den Dependenzen **„Villa Rosa"** und **„Villa Bellevue" liegen am schönsten Punkt von Schandau, gegenüber der Station Krippen, mit Aussicht auf die Elbe, den Winterberg und Lilienstein.**

Das von schönsten Gärten umgebene Hotel ist ganz neu eingerichtet, mit allem Comfort eines Hotels ersten Ranges, Reitpferde, Equipagen und Bäder im Hause. Bei längerem Aufenthalte **Pension** nach Schweizer Art. **Rudolf Sendig.**

Einbanddecken zum 9. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 29. Berlin, den 15. Juli 1876. Band X.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Depecorationsgesetz, seine Wahrheiten und seine Irrthümer. Von Max Bauer. — Der Unglaube in unserer Zeit. Eine Betrachtung von Jürgen Bona Meyer. (Schluß.) — Literatur und Kunst: Zu Hermann Immanuel Fichtes achtzigstem Geburtstag am 18. Juli 1876. Von M. Carriere. — Ueber Bret Harte. Von Paul Lindau. — Ferdinand Hiller der Tonkünstler als Schriftsteller. Von Albert Hahn. — August Wilhelm Ambros. Von Fritz Mauthner. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Das Depecorationsgesetz, seine Wahrheiten und seine Irrthümer.

Von Max Bauer.

In den Kreisen denkender Landwirthe und Volkswirthe ist die Krisis unserer wirthschaftlichen Lage als Hauptthema an der Tagesordnung. Auf einer Seite wird nachgewiesen, daß die Productivität der Landwirthschaft durch den Abfluß des Nationalcapitals nach der Industrie und durch dessen Betheiligung an großen capitalistischen Transactionen des Weltmarktes schwer geschädigt werde. Auf anderer Seite bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß die jetzige Krisis wohl billigere Arbeitskräfte, schwerlich aber billigeres Capital schaffen werde. Zu denjenigen Schriften, die der Sache ernst und erschöpfend auf den Grund gehen, gehört eine Arbeit des Prof. Dr. Lambl über die Viehabnahme (Depecoration), veranlaßt durch den Menschenzuwachs, ein Thema, dessen Bedeutung unabweisbar auch über die Kreise der Land- und Volkswirthe hinaus ein hohes Interesse beanspruchen darf.

Die Lehre Dr. Lambls von einer statistisch nachgewiesenen Abnahme von Wirthschaftsthieren ist das Resultat wissenschaftlicher Studien und geht in ihren Erörterungen geistvoll nicht allein auf die Ursachen der um sich greifenden Depecoration ein, sondern weist auch die Mittel nach, die geeignet scheinen, dem Uebel zu steuern. Ob der Wiener Herr Professor in diesen Mitteln nicht zuweilen über das Ziel hinaus schießt, werden wir zu untersuchen haben. In der Lehre und dem Gesetz liegt unabweisbare Wahrheit, — in den praktischen Consequenzen ist der Irrthum und der Ausgangspunkt berechtigter Angriffe zu finden.

Nach Lambl ist die Viehvermehrung das anzustrebende Ziel, nach seinen Gegnern das Mittel zur Hebung der Landwirthschaft. Wird der Kostenpunkt mit in Betracht gezogen — was selbstredend geboten —, so neigt sich die Wage entschieden zu den Anschauungen Lambls, die für sich unwiderlegliche, agricultur-chemische Wahrheiten in's Treffen führen und in großen Bildern mühsam zusammengestellter Tafeln veranschaulichen, daß mit Ausnahme Preußens und Rußlands 14 Staaten Europas eine Abnahme von 1,761,446 Rindern und 8,736,286 Schafen seit der letzten Zählung constatiren. Dieser Abnahme von Thieren steht eine Menschenzunahme von 12 Millionen in demselben Zeitraume gegenüber und auf die Frage: „Wieviel Procente des Zuwachses entfallen auf Menschen und wieviel auf Thiere?" folgt die Antwort, daß überall auf ein Steigen der Procente der Menschenbevölkerung, ein Rückgang der Procente des Viehstandes sich kundgiebt! . . . .

Bedeutsam ist, daß Dr. Lambl dies nicht nach Stückzahl und Quadratmeilen berechnet, sondern nach der Fläche ökonomischen Landes, welche Nahrungsmittel erzeugt, indem er das Gewicht der Menschen jeden Landes auf 50 Kilogramm festsetzt und nach diesem Gewicht jenes des gesammten Viehstandes ermittelt. Er nimmt für den letzteren Durchschnittszahlen, die üblich sind und die es ermöglichen, daß man Thiere, d. h. ungleichnamige Größen, zusammenaddiren kann. Er repartirt nun die Gewichte per Hectar und findet so natürlich den Maßstab der Zu- oder Abnahme des Menschen- oder Thiergewichts pro Hectare.

Interessant für fernerstehende Kreise ist dabei das Resultat, daß selbst in Staaten musterhafter Wirthschaft und hochveredelter Viehzucht (Sachsen, Belgien, England, Frankreich) die Depecoration zunimmt; noch interessanter vielleicht, daß die Staaten, die viel Getreide und Vieh exportiren (Oestreich, Württemberg, Baiern, die Schweiz) scharf depecorirt erscheinen, während die Menschenbevölkerung rasch steigt, und daß endlich die preußische Monarchie und das Czarenreich allein einen stetigen Zuwachs an Menschen- und Thiergewicht manifestiren.

Die Anwendung der Dr. Lambl'schen Lehre auf die ökonomische Praxis wurzelt in dem Grundsatz, daß Menschen und Thiere von einer Quelle, dem Boden, ernährt werden, — beide aber nicht gleichmäßig diesem Boden das Genossene wieder vergelten, sondern nur einseitig. Dr. Lambl warnt deshalb davor, den Viehstand in der Absicht zu vermehren, um die Bodenproduction und Bodenkraft dadurch zu steigern. Er hält solche Vermehrung nur dann für richtig, wenn und wo neben den einheimisch erzeugten Producten fremde hinzugekauft werden; wo aber das Vieh dem Boden nur denjenigen Dung gibt, der ein Resultat des auf ihm selbst erzeugten Products repräsentirt, da will Dr. Lambl sogar eine gewisse Bodenkraftverminderung nachweisen, denn es ginge dem Boden dasjenige verloren, was an animalischen Producten verzehrt und in Form von Fäcalien nicht wiedergekehrt ist. Wenn Dr. Lambl an Beispielen beweist, daß in wohlorganisirten Wirthschaften ein Dritttheil der gesammten Bodenproducte durch die Kosten der Düngererzeugung absorbirt werden, — mit andern Worten, daß man zu genügendem Stalldünger ein Dritttheil seiner Ernte verfüttern müsse, so muß man ihm, da leider die beiden andern Dritttheile der Ernte durch die Kosten von Handarbeit, durch Zinsen, Steuern, Versicherungen, Inventaranschaffungen u. s. w. meist in Anspruch genommen werden, in seinen Grundsätzen Recht geben. Ob auch in den Consequenzen derselben, — wollen wir untersuchen.

Digitized by Google

Den Viehstand nach seinem Areale einzurichten, hält Dr. Lambl für einen argen Verstoß gegen die natürliche und wirthschaftliche Ordnung der Dinge. Der Viehstand habe überall nur die Bestimmung: dem Menschen durch Zugkraft und seine Producte zu dienen, die dem Menschen Ernährung und Bekleiduug gewähren; Dünger sei ein Nebenerzeugniß und dürfe nie Hauptzweck der Thierhaltung sein und es sei sogar gefährlich, den Viehstand nach dem Düngerbedarf zu bemessen, weil man sich damit hinsichtlich der nachhaltigen Kraft seines Bodens einer argen Selbsttäuschung hingäbe! — Hier beginnt unser erstes Bedenken!

Die Aufmerksamkeit, welche Dr. Lambl den menschlichen Fäcalien widmet, und die Berechnung der Bodenkraft, die er in den nutzlos verwüsteten Auswurfsstoffen finden will, — ist ein in unserer Canalisations- und Rieselfelderliteratur sattsam erörtertes Thema. Wir wollen die Leser dieser Blätter mit den Zahlenbildern und den, oft in der Luft schwebenden Concepturen dieser Gleichungen mit x unbekannten Größen nicht behelligen! Wir dürfen aber nicht verschweigen, daß Herr Dr. Lambl, wie ihm dies in einem Vortrag des Herrn Director Jechl, seines erbittertsten Gegners, im landwirthschaftlichen Club zu Prag nachgewiesen ist, in seinen begeisterten Lobsprüchen für die Chinesen und deren auf die Verwendung von Fäcalien gestützte Hochcultur, durchaus am Ziele vorbeischießt. Diese chinesische Mustergültigkeit ist eine höchst zweifelhafte. Herr Dr. Lambl vergißt, daß die enorme Menge von Canälen, welche eine Schlammdüngung unberechenbarsten Werthes alljährlich durch das ganze Land künstlich hindurchtragen, in erster Stelle dem Reichthum und Werth der dortigen Cultur zu Gute kommen. Er vergißt, daß die gepriesenen Chinesen seit Jahrhunderten eine großartige Gründüngung kennen, deren Bedeutung bei uns erst neueren Datums ist. Er vergißt endlich, daß Dr. Maron uns in seinen interessanten Reisebildern erzählt, daß die bleichen, sterbensmüden Menschen dort, gefragt: „worin ihr Elend bestehe?" traurig lächelnd antworteten: „sie gingen an einer Schwierigkeit im Reisgeschäft zu Grunde!" und doch war das nichts Anderes, als eine schamhafte Verschleierung der Wahrheit: „Wir sterben einfach den Hungertod."

Die Fäcaldüngung thut es nicht allein. Die Fäcalien sind reich an mineralischen, arm aber an denjenigen Stoffen, die man als die physikalischen Motoren bezeichnen muß; sie entbehren der Humus bildenden Körper und gerade darum haben die Chinesen der Gründüngung von jeher die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Wir können daher Herrn Dr. Lambl in seiner Geringschätzung des Stallmistes nicht folgen und unterschreiben die Untersuchungen Dr. Birnbaums, daß mit der Zunahme des Viehstandes die meisten Körner, das meiste Fleisch, die meiste Milch, die meiste Wolle von derselben Bodenfläche erwachsen. Wir sagen mit Prof. Kühns: „Viel Futter — viel Vieh, viel Dünger — viel Getreide, viel Geld!" Herrn Dr. Lambls praktische Consequenzen und Rathschläge verdienen es, daß wir ihnen in einer zweiten Skizze noch ein wenig schärfer in's Gesicht sehen.

Wir haben dem Grundsatz des Prof. Dr. Lambl: „daß mit der Zunahme des Lebendgewichts der Bevölkerung eines Districts sich das Lebendgewicht des Viehstandes vermindere," im Großen und Ganzen zugestimmt. Wir dürfen aber nicht verschweigen, daß z. B. Maurice Block in den Untersuchungen seines berühmten Buches: „Statistique de la France, comparée avec les autre états de l'Europe" zu einem fast entgegengesetztem Resultat gelangt. Wir haben weiter den praktischen Folgerungen dieser Depecorationsfrage, welche übrigens vor Lambl schon von Viebahn, Harstein und Schmoller angeregt war, nach Seite der alleinseligmachenden Theorie der Anwendung und Ausnutzung von Fäcalien nicht zustimmen können. Wir würden auch den oben aufgestellten Lehrsatz, gegen den sich übrigens in anderweiter Benutzung der Statistik schroff, aber überzeugungstreu gegnerische Stimmen erhoben haben, ungleich treffender finden, wenn die Verminderung des Lebendgewichts des Viehstandes als im Verhältniß zu dem Lebendgewicht der Bevölkerung präcisirt worden wäre.

Der Generalsecretär des Landesculturraths für das Königreich Sachsen, Herr v. Langsdorff, hat, indem er sich in ähnlicher Weise ausspricht, für sein Heimatland die Lambl'sche Lehre auch nur nach Maßgabe dieses Zusatzes anerkannt und er urtheilt richtig, wenn er ausspricht, daß diese Erscheinungen weniger die Landwirthe, als die Angehörigen anderer Berufsclassen bedenklich machen dürften. Die naturgemäße Folge derselben sei die Zunahme des Imports von Vieh und Viehproducten und eine Preissteigerung von Fleisch, Milch, Butter und Käse. Aehnlich wie in Sachsen wird die Lage der beklagten wirthschaftlichen Zustände in anderen Ländern mehr auf die zunehmende Bevölkernng, mehr auf die zunehmende Consumtion zurückzuführen sein. Die Mittel der Abhülfe aber liegen wahrlich mehr in einer gründlichen Umgestaltung tief einschneidender Bodenculturverhältnisse, als in jener Hülfsleistung der Fäcalien, von denen allein Herr Dr. Lambl das Heil erwartet! Gern geben wir zu, daß eine weisere und umsichtigere Benutzung der Auswurfsstoffe unter Zuhülfenahme von Knochenmehl, Superphosphat, Guano, Holzasche und ähnlichen Handelsdungstoffen das Gleichgewicht zwischen Erschöpfung und Ersatz des Bodens leichter und schneller herstellen möchte, als es jetzt geschieht. Eine überlegtere Ausnutzung aller Reste und Ueberbleibsel des ländlichen Haushalts, die Sammlung thierischer Abfälle, wie Knochen, Blut, die Compostirung von Leichschlamm, Straßenkehricht 2c. würden zweifellos einen bedeutenden Beitrag zum Ausgleich des Saldo der Erschöpfungstabellen bieten, und auch wir sind davon durchdrungen, daß die leidige Indifferenz, ja Mißachtung flüssiger und fester Abfallstoffe, in Metzen Weizen umgesetzt, jährlich in größeren Mengen den Flüssen und den Meeren zuströmen, als diese Flüsse und Meere Weizenladungen tragen!*) Aber diese alte Lehre Liebigs und die neue, wenn auch wohl einseitige Parenthese des Herrn Prof. Dr. Lambl dazu, wird doch weder den Krebsschaden des Indifferentismus und des stetigen Verlustes ganz heilen, noch den Schlüssel zur erschöpfenden Erklärung der Depecoration geben. Die Bodenkraft zu steigern, wird immer in erster Linie Mittel eines reichen Futterbaues und besserer Viehernährung sein. Die Viehvermehrung brevi manu als etwas zu Kostspieliges zu verwerfen, ist doch ein Urtheil, das am grünen Tisch der Studirstube, nicht aber an dem der Natur und der Praxis groß geworden ist. Künstliche Düngmittel fressen zwar kein Futter, sind keinen Seuchen unterworfen, erfordern keine opulenten Stallgebäude 2c., bleiben aber doch auch zuweilen das ausgelegte Capital und die Zinsen schuldig. Soll man nach Dr. Lambl „Behufs Steigerung der Ernten" dem Boden mehr geben als ihm entzogen wird, so möchte leicht, wie beim jahrelangen Mergeln und bei der zu oft wiederholten Gründüngung der Lupinen das alte Sprüchwort „von den reichen Vätern und den armen Söhnen" einen modernen und ziemlich trostlosen Beitrag erhalten! Falsch ist es, wenn Herr Dr. Lambl im Tiefpflügen allein einen Erfolg und eine Ersparung für kostspielige Bodenkraftsteigerungen mittelst Stallmist und Viehvermehrung findet. Der Praktiker antwortet ihm erfahrungsgemäß, daß man, wo man tief pflügt, auch tief düngen muß!

Die bedenklichste Version der sonst mit Geist geschriebenen Lambl'schen Theorien finden wir in seinen finanziellen Schluß-

*) Da sich die Herren am grünen Tisch bei Behandlung der Abfuhrfragen vom landwirthschaftlichen Gesichtspunkt, als von dem bedeutungsvollsten, leider oft nicht leiten lassen, ist eben so häufig als vergeblich kritisirt und beklagt. Welche enormen Mengen dieser werthvollen Pflanzennährstoffe jährlich dem Meere oder dem Untergrund der Städte zugeführt werden, erhellt daraus, daß nach Wolff und Lehmann per Jahr und Kopf der Bevölkerung 9 Pfd. Stickstoff, 2 Pfd. Kali und 3 Pfd. Phosphorsäure verloren gehen. Girardin berechnet, daß die jährlich von einer Person gelieferten Excremente den zur Production von 400 Kilo Weizen erforderlichen Dünger hergeben würden! Liebig endlich hat vor 20 Jahren bereits gepredigt: „Von der Entscheidung der Cloakenfrage der Städte sind die Erhaltung des Reichthums, die Wohlfahrt der Staaten und die Fortschritte der Cultur und Civilisation abhängig, indem unsern Feldern durch das Fortspülen städtischer Abfälle ein unersetzlicher Verlust erwächst!"

Digitized by Google

folgerungen, die sich zu Ende seines Vortrags und seiner Broschüre mit dem Thema des „Schuldenmachens" beschäftigen. Der Herr Professor meint, „Schuldenmachen werde gar leicht zur gefährlichen Gewohnheit und wenn man darin Uebung habe, könne man es kaum mehr lassen; viel gesunder sei es in der Oekonomie, Geld durch Arbeit und Sparsamkeit zu erwerben und man brauche den Boden nur tüchtig zu bearbeiten, um die vermeintliche Bodenkraftsteigerung mittelst Viehvermehrung zu ersetzen."

Diese freundlichen und äußerst billigen Rathschläge gehören doch zumeist in die Kategorie jener Phrasen, die uns auf industriellem und landwirthschaftlichem Gebiete auch anderweitig in der beliebten Form der „billigeren Production" ꝛc. gemacht werden. Wie weit, wie berechtigt ihnen gegenüber die Praxis die Achseln zucken darf und muß, — das ist ein sehr verhängnißvolles, sehr umfangreiches und wahrlich den Kreis dieser Skizzen weit überschreitendes Thema. „Grün ist des Lebens goldner Baum" — aber die Früchte der Erkenntniß dieses Baumes sind wahrlich nicht so leicht zu pflücken, als sich die Herren von der theoretischen Doctrin der wirthschaftlichen Lehren es träumen lassen. Vom Katheder und in dem Rahmen der Zahlentabellen angeschaut, erscheinen die Aepfel reif und rothbäckig — beißt man herzhaft hinein, dann sind gar manche wurmstichig!! Das nebenbei. — Es wäre aber mindestens unberechtigt, den Werth der Lambl'schen Anregungen mit vornehmem Achselzucken zurückweisen zu wollen. In der Frage, daß der Landwirth im Großen und Ganzen nicht mehr animalische Producte züchten oder gar mästen soll, als er mit Vortheil abzusetzen im Stande ist, unterschreiben wir die Folgerungen der Depecorationstheorie im vollsten Einverständniß. Kann ein Oekonom auf diesen lucrativen Absatz nicht rechnen, dann wird er in der Verminderung seiner Rente sehr bald den Divisor finden, mit dem er in seinen etwa zu großen Viehstand zu dividiren hat, oder die Quote, um welche er den Zukauf an Kunstdünger zur Vermehrung seiner Bodenkraft zu vergrößern habe. Wir unterschreiben die Lambl'sche Ansicht, daß die von Ritter v. Komers aufgestellte Schablone der „drei bis vier Centner thierischen Lebendgewicht per Joch" eine nicht zutreffende ist und geben den Heißspornen unter den Anhängern der Depecorationslehre sowohl, als den erbitterten Gegnern derselben zu bedenken, daß es keine Universalmedicin für kranke land- und volkswirthschaftliche Verhältnisse nach dieser Seite hin gibt, sondern jeder einzelne denkende Wirth auf dem ihm zu Gebote stehenden Terrain seine Studien machen und seine Arzeneien selbstthätig finden muß. Versäumt er dies, so wird sehr bald Goethes Wort von „dem Mann, der speculirt" auf ihn eine unheilvolle Anwendung finden. Der Autoritätsglaube und die — höchst bequeme — Methode, in verba cujus vis magistri zu schwören — das hat in der Landwirthschaft nur so weit eine Berechtigung, als das Katheder uns unzweifelhaft anerkannte und bewiesene agricultur-chemische Wahrheiten lehrt, als die Statistik unabweisbare, übereinstimmende Fundamentalsätze hinstellt, als endlich die unumstößlichen Naturgesetze ewige Wahrheiten predigen .... alle praktischen Folgerungen sind Sache des Einzelstudiums, der Rechnung mit benannten Factoren, der erprobten Erfahrung, des vom Streit der Parteien unbeirrten Fleißes!!

Der Unglaube in unserer Zeit.

Eine Betrachtung

von

Jürgen Bona Meyer.

(Schluß.)

Wer sich davon lebendig überzeugen will, wie stark dieser Unglaube heut zu Tage unser Volk durchdringt, braucht nur einmal einige Jahrgänge socialdemokratischer Blätter, des Volksstaats oder des Neuen Socialdemokraten zu durchblättern.

„Atheist zu sein ist heut zu Tage glücklicherweise keine Kunst mehr — schreibt F. Engels aus London im Volksstaat Nr. 73 vom J. 1874 —, der Atheismus ist so ziemlich selbstverständlich bei der europäischen Arbeiterpartei, obwohl er in gewissen Ländern oft genug seltsam beschaffen sein mag, wie der jenes spanischen Bakunisten, der sich dahin erklärte: an Gott zu glauben, das sei gegen allen Socialismus, aber an die Jungfrau Maria, das sei ganz was anderes, an die müßte ein ordentlicher Socialist natürlich glauben. Von den deutschen socialdemokratischen Arbeitern kann man sogar sagen, daß der Atheismus bei ihnen sich überlebt hat; dies rein negative Wort hat auf sie keine Anwendung mehr, indem sie nicht mehr in einem theoretischen, sondern nur noch in einem praktischen Gegensatz zum Gottesglauben stehen; sie sind mit Gott einfach fertig, sie leben und denken in der wirklichen Welt und sind daher Materialisten."

Als Materialisten bekennen sich die Schriftsteller des Volksstaats wiederholt mit Stolz: „Die materialistische Weltanschauung — so schreibt ein solcher eifriger Mitarbeiter, J. Dietzgen, in einem Artikel „Die Religion der Socialdemokratie" Nr. 80 des Volksstaats vom J. 1874 — ist ganz so alt wie der religiöse Unglaube. Beide haben sich in unserm Jahrhundert aus dem Rohen heraus zu wissenschaftlicher Prägnanz durchgearbeitet." Und in einem andern Artikel „die Wissenschaft der Socialdemokratie" schreibt eben derselbe Dietzgen (Nr. 25, 1873): „Was die religiöse Confession am Dogma hat, einen festen Untergrund, das besitzt die Wissenschaft des inductiven Socialismus an den materiellen Thatsachen. Der Fundamentalsatz der socialistischen Induction lautet: kein ideales Princip, keine Offenbarung, keine nationale Begeisterung, keine Schwärmerei, weder die Idee des Göttlichen, des Gerechten, noch die des Freien, sondern materielles Interesse regiert die Menschenwelt. — Weit entfernt, dieses Factum zu bejammern, erkennen wir es vielmehr als absolut vernünftig und nothwendig an." — Und gegen Dr. Jaeger, der behauptete, die Hauptursache, warum der Socialismus keine Zukunft habe, liege in dem materialistischen Geiste desselben, stellt der Volksstaat Nr. 32, 1873 vielmehr die Gegenbehauptung auf, gerade in der specifisch materialistischen Seite des Socialismus liege seine Stärke, es sei dies die vernünftige Einsicht, daß jeder Einzelne ein Interesse daran habe, daß der Andere glücklich sei, weil, wenn des Einen Glück gefährdet, auch das des Anderen nicht gesichert sei.

Der Socialist will jetzt durch Wissen ganz aufgeklärt darüber sein, daß der Materialismus die volle Wahrheit enthält. Die Wissenschaft hat ja klar nachgewiesen, daß alles Denken nichts ist als Function des Gehirnbreis, daß demgemäß auch die Seele keinen von der Stoffbeschaffenheit des Gehirns freien Willen hat, und daß auch die Seele aufhört, wenn das Gehirn im Grabe modert. Um eine Weltseele anzunehmen, müßte — nach einem bekannten Ausspruch von Dubois-Reymond — erst „irgendwo in der Welt, in Neuroglia gebettet und mit warmem arteriellem Blut unter richtigem Druck gespeist, ein dem geistigen Vermögen solcher Seele an Umfang entsprechendes Convolut von Ganglienkugeln und Nervenröhren" gezeigt werden. Sagt dies ein Mann der Wissenschaft, obschon er weiß, daß Tausende von Insekten ohne arterielle Blutspeise der Ganglienkugeln denken, und daß wir gar nicht wissen, ob wir vermittelst der Ganglienkugeln denken, so schwört der materialistische Socialist sofort auf diese Worte der Wissenschaft und verweigert den Glauben an den göttlichen Geist, weil die Ganglienkugel noch nicht aufgefunden ist, in der er sitzt. Gegen den Gottesglauben insbesondere eifern die Socialisten des Volksstaats mit Gründen und mit Spott. „Es gebe noch sehr Viele — sagt ein Artikel des Volksstaats, überschrieben Abc des Wissens für Denkende, Nr. 109, 1874 — welche den Glauben an Gott festhalten zu müssen glauben, obschon sie mit den bestehenden Kirchen und Glaubensbekenntnissen gebrochen haben. — Mit diesen sei noch ein Wort zu reden. Wir müssen sie zuerst fragen: ist es Recht, kann es Pflicht sein, ein höchstes Wesen zu verehren, welches durchaus nicht verehrt sein will? welches dafür gesorgt hat, daß wir es nie erkennen und seines Willens uns nicht vergewissern können? —

Digitized by Google

Ja dafür nicht nur nicht gesorgt hat, sondern wenn vorhanden — durch die entsetzlichen Religionsstreitigkeiten und die Glaubensentzweiung allenthalben genügend für die Warnung gesorgt hat, daß wir uns gar nicht um ihn kümmern sollen."

Und mit Hohn ergeht sich der Volksstaat über den Gottesglauben in einem Gedicht, „Socialisten-Gebet", das im Beiblatt Nr. 6 des Jahres 1874 steht:

Was Gott thut, das ist wohlgethan!
Nur scheint er nichts zu thuen
Und seit dem ersten Schöpfungsplan
Gemüthlich auszuruhen.
Drum beten wir auch für und für
Trotz Micheln und trotz Matzen:
„Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen!"

Das große Heer der schwarzen Brut,
Die Gottesstellvertreter,
Erheben drum in grimmer Wuth
Ein Höllenmordgezeter.
Schreit nur, von uns erhaltet ihr
Nicht einen rothen Batzen:
„Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen!"

Es hat die Wissenschaft mit Macht
Das Himmelreich entgöttert,
Und eures Glaubens blinden Schacht
Ein Donnerschlag zerschmettert.
Wahrheit heißt unser Kampfpanier
Und nicht ein thöricht Schwatzen:
„Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen."

Wir Armen, die mit Blut und Schweiß
Die Pfaffen einst gefüttert,
Ihr macht uns nicht die Hölle heiß,
Vor der kein Weiser zittert.
Kommt ihr, wir weisen euch die Thür,
Mögt ihr vor Aerger platzen:
„Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen!"

Diese Denker des Volksstaats verwerfen also nicht blos den herrschenden Kirchenglauben des Katholicismus oder Protestantismus, nicht blos das Christenthum als die Religion der Knechtseligkeit, sondern — wie sie ausdrücklich bekennen (Nr. 24, 1874) — die Religion überhaupt; weil nach ihrer Ueberzeugung die Religion nur da Geltung haben kann, wo Unwissenheit über die menschliche Entwickelung, wie Unbekanntschaft mit den Forschungen der Geschichte und der Naturwissenschaft herrscht.

„Der wahre Mensch — heißt es im Abc des Wissens für Denkende Nr. 108, 1874 — soll gar nicht glauben, wenigstens nicht Dinge, wovon etwas abhängt, er soll wissen, je mehr, desto besser, wenigstens Alles, was ihm unentbehrlich ist."

„Der Kampf zwischen Wissen und Glauben, Welt und Gott, Natürlichkeit und Uebernatürlichkeit — heißt es in den Neuen Stunden der Andacht von Becker in Genf, welche der Volksstaat seinen Lesern empfiehlt — ist der Kampf zwischen Vernünftigkeit und Dummheit, Sittlichkeit und Schlechtigkeit, Wahrheit und Falschheit zur Ueberwindung jedweder gewaltherrlichen Autorität, deren Grundprincip auf der Gottheit, und deren Gottheit auf der Unwissenheit, Dummheit und Heuchelei, d. h. auf persönlichen Zweckmäßigkeitsgründen beruht." — „Erst wenn der Dualismus von Gott und Welt, Uebernatürlichkeit und Natürlichkeit, Himmel und Erde, Seele und Leib, Kirche und Staat, Papst und Kaiser im Volksbewußtsein völlig überwunden ist, können Einheitlichkeit und Naturgemäßheit, Vernünftigkeit und Gerechtigkeit, Freiheit und Gleichberechtigung sicher und segensreich ihre Herrschaft aufrichten und ausbreiten." — „Der Glaube an Gott und Halbgötter, an Moses und die Propheten, der Glaube an den Papst, an die Bibel, an den Kaiser, seinen Bismarck und seine Regierung, kurz der Autoritätsglaube — sagt Dietzgen in der Religion des Socialdemokraten Nr. 90, 1874 — findet seine endgültige Erledigung in der Wissenschaft des Geistes." Und in komischer von ihm schwerlich bemerkter Selbstironie schreibt er: „Wie der liebe Gott seine Antipoden im Teufel, so hat der Katheder-pfaff seinen Gegenfüßler im Materialisten." Der Materialist selbst also stellt sich in der Gleichung an die Stelle des Teufels.

Das ist der breite Strom des Unglaubens, der sich heut zu Tage durch die socialdemokratische Presse über unser Volk ergießt.

Und leider ist dies nicht der einzige Sumpf, aus welchem jetzt dies faule Wasser abfließt. Haben wir es doch unlängst selbst erleben müssen, daß ein von der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung angestellter Wanderlehrer Dr. Lindwurm in ganz ähnlichen Ausfällen gegen den Gottesglauben im Volke zu Felde zog und dieses sein rohes Geschimpfe in einem Buch „praktische Philosophie" vor aller Welt Augen feil bot. Die Gesellschaft konnte natürlich seiner persönlichen Ueberzeugungsfreiheit nicht zu nahe treten wollen, aber sie konnte doch nicht dulden, daß auf ihre Kosten solche Ansichten durch ganz Deutschland vertrieben wurden, wenn sie nicht ihre allgemeinen Bildungszwecke mit diesen Ideen des Unglaubens identificiren oder von Andern identificirt sehen wollte. Sie entließ den Wanderlehrer, und ist dies nach einigem Geschrei über Ketzerrichterei von der Mehrheit der Gesellschaftsgenossen gebilligt worden, aber es fehlte doch hie und da nicht an Sympathien für den gemaßregelten Wanderlehrer, und es zeigte sich dabei, daß seine Ansichten des Unglaubens auch in diesen Kreisen nicht ganz ohne Anklang geblieben waren.

Damit mag die Umsicht über den Thatbestand des Unglaubens in unserer Zeit abgeschlossen sein, es wäre leicht, das Bild zu vervollständigen, aber das Geschilderte wird genügen, um sich zu vergegenwärtigen, in wie großem Umfang der grundsätzliche Unglaube gegenüber allem Uebersinnlichen bereits die Geister der Culturvölker unserer Zeit gefangen genommen hat. Es kommt mir nun vor Allem darauf an, den rechten Grund dieser Culturanschauung zu erkennen, um darnach das richtige Verhalten zu derselben zu bestimmen.

Die Gegner des Liberalismus unserer Zeit werden ohne Zweifel nach solcher Schilderung des Unglaubens sofort mit der Behauptung bei der Hand sein, das eben sei die Folge des falschen Strebens, wissenschaftliche Erkenntnisse über das ganze Volk auszubreiten. Die klericalen Pfaffen und starrgläubigen Pfarrer namentlich lassen nicht ab dafür die gottlosen Philosophen und Naturforscher der deutschen Universitäten in erster Linie für verantwortlich zu erklären.

Ich bin keineswegs gewillt eine gewisse Mitschuld einiger Träger der Wissenschaft unserer Zeit und unseres Landes an dem geschilderten Zustand in Abrede zu stellen. Es hat allerdings auch bei uns nicht an Philosophen und Naturforschern gefehlt, welche in ihren Schlußfolgerungen die Grenzen ihres Wissens überschossen und dem materialistischen Unglauben Vorschub geleistet haben. Ueber der durchaus nothwendigen Freiheit der Wissenschaft haben Manche vergessen, daß der Besitz von Freiheitsrechten als Gegenleistung die gewissenhafte Uebernahme von Freiheitspflichten fordert. Die Erforschung der Wahrheit soll gewiß keine äußeren Grenzen kennen und was als Wahrheit erkannt ist, das soll auch Wahrheit für Jedermann sein. Wir verwerfen daher nicht minder entschieden, wie der eifrigste Socialdemokrat, die hochmüthige Ansicht derer, welche meinen, die freie Wahrheitsforschung sei nur für den kleineren Kreis der sogenannten Gebildeten, für die Volksmasse tauge nur der blinde Glaube. Wir sind nicht so thöricht zu meinen, daß solche Scheidung der Geister sich heut zu Tage noch aufrichten läßt oder jemals wird wieder aufrichten lassen.

Aber wir können diese Grundüberzeugung nicht trennen vor dem Bewußtsein der Pflicht, um so gewissenhafter zu forschen, was Wahrheit ist und uns zu hüten, ein noch nicht ausgemachtes Wissen für ein schon feststehendes, ein mögliches oder wahrscheinliches Wissen für ein schon gewisses, erwiesenes auszugeben. Ge-

Digitized by Google

wiß muß die Wissenschaft Freiheit haben, Hypothesen zu ersinnen, die Hypothese ist ein Versuch zur Erklärung und ohne solche Versuche kann die Wissenschaft nicht fortschreiten; aber wer als Mann der Wissenschaft einen solchen Versuch wagt, darf den Versuch nicht mit dem errungenen Ergebniß verwechseln, muß den Schein vermeiden, als sei schon erwiesen, was sich vielleicht einmal erweisen lassen möchte. Und vor allem muß der Mann der Wissenschaft diesen Schein vermeiden, wenn er die Ergebnisse seines Wissens populärisirt. Dann vor allem muß er der vollen Wahrheit die Ehre geben und offen unterscheiden zwischen dem, was er weiß er und was er nicht weiß.

Das nun ist auch nach meiner Ueberzeugung eine Schuld, welche manche Gelehrte unserer Zeit auf sich geladen haben und noch auf sich laden, daß sie in ihrem Wissenseifer diese feine Grenzlinie nicht strenge inne halten. Wir müssen zugeben, daß Philosophen und Naturforscher unserer Zeit in dieser Hinsicht ihre Gewissenspflicht nicht immer streng genug genommen haben und nehmen.

Aber so allgemein wie die Gegner behaupten, ist denn doch dieser Fehler unter den Männern der Wissenschaft, unter den Lehrern besonders unserer deutschen Hochschulen nicht. Die Koryphäen der Wissenschaft sind zu allermeist zurückhaltender in ihren Behauptungen, die populären Wortführer des materialistischen und atheistischen Unglaubens sind mit wenigen Ausnahmen nicht Führer der Wissenschaft, sondern verführte Renommisten des Wissens.

Im Großen und Ganzen ist gewiß nicht der wahre Fortschritt der Wissenschaft verantwortlich zu machen für den Unglauben der Zeit, sondern viel eher der Rückschritt des Religionsglaubens selbst.

Von einem solchen Rückschritt kann man in gar mancher Hinsicht reden. Die Aufklärungszeit des vorigen Jahrhunderts hatte an wahrer Religion vor unserer Zeit Wesentliches voraus; sie besaß Duldsamkeit. Katholische und protestantische Geistliche selbst betheiligten sich damals wetteifernd an dem gemeinsamen Werke der aufklärenden Volksbildung und blieben dadurch oft die naturgemäß besten Führer des Volkes auf dem Wege der geistigen Befreiung von Unwissenheit, Aberglauben und Rohheit. Nun mag allerdings der Rationalismus dieser Aufklärungszeit vielfach zu hoch getrieben sein, so daß in den reinen aber kalten Lüften der Vernunft das religiöse Empfinden seine volle Rechnung nicht mehr fand. Das hätte gewiß eine Einschränkung und Ergänzung nach dieser Seite vollauf gerechtfertigt; aber die Pendelschwingungen des Culturfortschritts schlagen lange Zeit immer zu weit aus nach der einen oder nach der andern Richtung. So folgte der rationalistischen Aufklärungszeit in unserm Jahrhundert eine Zeit derartiger Ueberspannung des Glaubens, daß derselbe sich nicht mehr in vollem Einklang hielt mit den Forschritten des Wissens. Das aber hat noch allemal dem Glauben selbst den größesten Schaden gebracht, denn gegen Vernunft und Wissen vermag auf die Dauer doch kein Glaube Stand zu halten. Ein Glaube, der dies versucht, verfällt über kurz oder lang sicher dem Aberglauben. Der Fortschritt des Glaubens besteht eben darin, daß durch zunehmendes Wissen vom Aber des Glaubens immer mehr und mehr abgestreift wird. Aller Religionsglaube glaubt anfangs etwas zu viel, etwas Falsches und bedarf daher einer beständigen Abschneidung des falschen Anwuchses durch Vernunft und Wissen. Daran ändert auch die Ueberzeugung der Gläubigen, daß ihr Glaube auf göttlicher Offenbarung beruhe, gar nichts. Eine göttliche Offenbarung könnte freilich nicht selbst einer Vervollkommnung durch menschlichen Wissensfortschritt bedürfen, aber der Mensch kann unmöglich dauernd für göttliche Offenbarung halten, was seiner Vernunft und seinem Wissen entschieden widerspricht. Er kann Uebervernünftiges, aber nicht Widervernünftiges glauben. Daher bedarf es einer beständig erneuerten Prüfung, um zu bestimmen, was nach dem Stande errungenen Wissens als Offenbarungsglaube gelten kann oder nicht. Ein Glaube, der diese fortgesetzte Reinigung durch Vernunft und Wissen von sich fern hält, verfällt mit der Zeit dem Aberglauben, denn alles Glauben, das gegen Vernunft und Wissen festgehalten wird, ist Aberglaube. Es gab eine Zeit, da man mit der Bibel glauben durfte, daß die Erde still stehe, als man aber durch den Fortschritt der Wissenschaft das Bessere wußte, und die katholische Kirche doch die Lehre vom Stillstand der Erde als biblische Wahrheit festhalten wollte, da war dieser ihr Glaube Aberglaube geworden.

Die Zeit geht über solchen Aberglauben zur Tagesordnung über, dem Fortschritt des Wissens kann derselbe ein Hemmschuh sein, aber die Fortbewegung selbst hebt er nicht auf, vielmehr steigert er nur die Anstrengung, sie zu sichern, und ist daher für das Wissen kaum ein Schaden zu nennen. Unbedingt schlimme Folgen hat aber dieser nutzlose Widerstand für den Religionsglauben selber. Dieser büßt durch sein jähes Festhalten des erkannt Falschen an allgemeiner Glaubwürdigkeit Wesentliches ein; er verliert das allgemeine Vertrauen, auf dem allein er ruht, und die Menge wird nun glaubenslos.

Um sich aus diesem allgemeinen Schiffbruch zu retten macht dann gewöhnlich der falsche Religionsglaube äußerste Kraftanstrengungen, überspannt seine noch übrig gebliebenen äußeren Machtmittel, übertreibt insbesondere zur inneren Unterjochung der Geister die Herrschmittel des Aberglaubens. Der Ekel an diesem Geisteszwang sowohl wie an dem Spiel des Aberglaubens stürzt weiter immer mehr Seelen des Volks in das Chaos des dunkelsten Unglaubens, aus dem die unbefriedigten Geister sich dann gar bald zu neuen Glaubensversuchen aufraffen, bei denen sie in der Regel wiederum neuem Aberglauben oft der täppischsten Art in die Arme sinken.

Solchen Gang des Auf- und Abwogens von Glauben, Aberglauben und Unglauben zeigt uns die Culturgeschichte der Menschheit überall.

Die chinesische Weltreligion bot in ihrer nüchternen Verständigkeit und irdischen Beschränkung auf die sichtbare Welt wenig von dem, was das religiöse Empfinden der Menschen sonst verlangt, sie blieb daher auch nur eine Religion der Gelehrten, und das Volk ergänzte den Glaubensmangel durch abgöttischen Aberglauben in der Verehrung des Kaisers als des Repräsentanten der göttlichen Himmelsmacht und in dem noch zugänglicheren Ahnencultus. — Der Buddhismus war ursprünglich ein dem Uebersinnlichen abwendiger gottloser Weltglaube, aber das Volk vermochte an der allerdings herrlichen Moral dieses Unglaubens kein volles Genüge zu finden, nahm daher der Aberglauben der brahmanischen Seelenwanderungslehre wieder auf und vergötterte den Buddha selbst. — Als in Rom der alte Heidenglaube zusammenbrach, die Priester über ihren eigenen Firlefanz lachten und die Gebildeten sich gleichgültig von der Religion der Väter abwandten oder dem entschiedensten Unglauben in die Arme warfen, da füllte die Lücke im Glaubensleben des Volkes der crasseste Aberglaube der Zeichendeutung, Wahrsagerei und schwärmerischer Gottesschau. Ebenso stand im vorigen Jahrhundert dem französischen Unglauben der Encyklopädisten und Materialisten der Aberglaube des Magnetismus und Somnambulismus zur Seite. Und heutzutage wieder hat der weit verbreitete Unglaube sein Gegenstück an dem Aberglauben der Tischrückerei und des Spiritismus, des verzückten Blutschwitzens gottbegnadigter Mädchen und des übrigen Heiligenschwindels.

Zu derselben Ergänzung wird der glaubenslose Socialismus in Theorie und Praxis gedrängt.

Höchst merkwürdig ist in dieser Hinsicht die Entwickelung der Ansicht Comtes selbst. Nach seiner Geschichtsphilosophie sollte ja das Reich des Glaubens nun für immer vorüber sein, das Reich des Wissens begonnen haben. Trotzdem hat auch Comte nicht unterlassen können eine Zukunftsreligion zu erdenken, die Religion der Humanität, in welcher die Genien der Menschheit nach Art des chinesischen Ahnencultus verehrt werden sollen. Comte hat zu diesem Zukunftscultus einen vollständigen Ritus ausgedacht; der Tempel von Paris mit seiner das ganze geistige Leben der Nationen beherrschenden Priesterschaar wird das gebietende Centrum dieser Zukunftsreligion. — Die Priesterschaar dieser glaubenslosen Zukunftsreligion wird man — denke ich — noch mehr scheuen als den unfehlbaren Papst in Rom und seine Satelliten, denn so ungemessen auch des letzteren Wollen sein mag, sein Können ist Gottlob gesetzlich beschränkt, sein wahrster

Digitized by Google

Wahlspruch das non possumus. Der glaubenslose Positivismus aber begründet eine durch das Staatsgesetz gesicherte Beherrschung der Geister durch seine Zukunftspriester. Sein Cultus schafft eine neue Abgötterei; der herrschende Gottesmensch tritt an die Stelle des geglaubten Gottes.

Eine in der Richtung ganz ähnliche Wendung zeigt sich bereits bei der Glaubenslosigkeit unserer Socialdemokratie. Auch hier führt das Wegwerfen aller übersinnlichen Autorität zum irdischen Personencultus. „Jesus von Nazareth ist todt! Es lebe Ferdinand Lassalle" — schließt ein Artikel „Tod und Auferstehung" im Socialdemokraten Nr. 43 vom Jahre 1873. — Die Klügeren dieser Richtung erkennen selbst diese natürliche Folge und beklagen sie. So eiferte z. B. im Volksstaate Nr. 47 vom Jahre 1874 der Präsident des deutschen Tabakarbeitervereins, Fritsche, gegen den Personencultus der Partei. Im allgemeinen deutschen Arbeiterverein — meinte er — kenne man nur einen Heiligen, in der socialdemokratischen Arbeiterpartei verehre man viele Heilige. Hier herrsche Polytheismus, dort Monotheismus. Er begreife dies wohl, obschon er Atheist sei. Denn so lange es Menschen gebe, die an Geist eine Kopfeslänge über Andere hervorragten, würden sie von der Menge angestaunt und verehrt werden. Allerdings sei das schlimm, denn von allen Heiligen seien die lebendigen Heiligen die allerschlimmsten.

Das ist gewiß eine klare Erkenntniß des übeln Thatbestandes, nur die eben so klare Erkenntniß des ursächlichen Zusammenhangs fehlt. Die Culturgeschichte der Menschheit offenbart aber auch diesen klar genug. Wo der Glaube an Gott fehlt, füllt der Glaube an Götzen die Lücke aus; wer dem Glauben an die übersinnliche Welt entsagt, verfällt irgend einer abgöttischen Verherrlichung der Dinge oder Wesen dieser Erdenwelt.

In diesem Wechselverhältniß von Unglauben und Aberglauben liegen nun offenbar große Gefahren für das gesammte Culturleben einer Zeit, das auf vielen Seiten von diesem Streit entgegengesetzter Weltanschauungen tief ergriffen wird. Deshalb ist und bleibt es wichtig, daß Niemand der an Geist höher Gestellten sich gleichgültig verhält gegen das Glaubensleben seiner Zeit. Es ist eine große Thorheit zu meinen, die Religion habe sich überlebt, mit dem Glauben sei es nun vorbei, das Wissen gelange nun zur Alleinherrschaft, der jetzige Kampf entspringe nur aus den letzten Kraftanstrengungen des absterbenden Religionslebens der Vorzeit. Etwas unbestreitbar Großes an der gegenwärtigen religiösen Erregung unserer Zeit liegt gerade darin, daß sie darthut, in wie hohem Maße und in wie weitem Umfang die Religion noch eine Bedeutung in der Menschenbrust hat. Das Widerstreben der Strenggläubigen verschiedenen Bekenntnisses gegen den Strom des zeitweiligen Unglaubens hat daher gar wohl eine Seite, die selbst dem Achtung abnöthigen sollte, der die Art dieses Widerstrebens und besonders die nicht mehr religiöse, sondern nur von Parteiherrschsucht geleitete Ausnutzung desselben durch verblendete Führer auf's Lebhafteste beklagen und verurtheilen muß. Es gilt sich mit vollem Ernst klar zu machen, was man solcher falschen Glaubensmacht gegenüber zu thun hat. Man besiegt sie sicher nicht durch ungläubige Gleichgültigkeit, auch nicht durch äußerlichen Zwang, sondern nur durch wahrhafte und gerechte Befriedigung des zum Wesen des Menschen gehörenden Glaubensbürfnisses.

Demnach erscheint es mir als eine Hauptsache, unablässig den Grundirrthum des Unglaubens zu bekämpfen, den Wahn nämlich, als sei es überhaupt möglich nur zu wissen und nichts zu glauben. Es muß der grundsätzlich Ungläubige immer wieder auf die philosophisch erwiesene Wahrheit hingeführt werden, daß all unser Wissen schließlich doch auf irgend einem Glauben beruht. Schon das Dasein der Sinnenwelt nimmt auch der Materialist auf Glauben an. Ein unmittelbares Wissen von der Sinnenwelt besitzt er nicht, unmittelbar gewiß ist ihm nur die Vorstellung von ihr, die er in seinem Geiste hat; er glaubt, daß dieser seiner Vorstellung das vorgestellte Etwas entspricht, daß die vorgestellte Welt so ist wie er sie vorstellt; er glaubt also an die sinnliche Außenwelt auf Grund der Aussage seines Geistes. Sein Glaube an die Sinnenwelt ist zunächst ein Glaube an den eigenen Geist. Und warum glaubt er, daß die vorgestellte Außenwelt so sein wird, wie der Menschengeist sie vorstellt oder vorstellen muß? — doch nur, weil es ihm als ein zweckwidriges Mißverhältniß erscheinen würde, wenn wir annehmen müssen, der Menschengeist, der den Trieb und die Kraft besitzt, sich die Außenwelt vorzustellen, werde in Ausübung dieser Kraft nothwendig getäuscht, sei innerlich gezwungen, sich die Welt anders vorzustellen, als sie in Wahrheit ist. So ist sein Sinnenglaube also im letzten Grunde ein geistiger Zweckglaube. Die gläubige Voraussetzung von der Zweckmäßigkeit der Welt bildet somit die letzte Grundlage auch der materialistischen Weltanschauung. Auf derselben Grundlage ruht auch der Glaube des Materialisten an die Ewigkeit des Stoffs und der Naturgesetze. Die Sätze: aus Nichts wird Nichts und — was wahrhaft ist kann nicht vergehen — sind keine Erfahrungssätze, weil sich etwas unendlich Allgemeines nicht erfahren läßt; es sind vielmehr innerlich nothwendige Denkgrundsätze unseres menschlichen Geistes, an deren objective Gültigkeit wir wiederum nur glauben auf Grund des allgemeineren Glaubens an eine zweckmäßige Weltordnung.

Nur einen Schritt weiter als der Materialist auf demselben Boden dieses allgemeinen Zweckglaubens geht der Idealist, geht der Gottesgläubige, wenn er annimmt, daß diese Welt mehr ist als das Ergebniß einer zufälligen Stoffbewegung, wenn er glaubt, daß ein bewußt wirkender Geist der wahre Grund der wahrgenommenen Weltordnung ist. Daß dieser Glaube als Glaube keinem Wissen zuwider ist, daß er als solcher vor der strengsten Wissenschaft sich rechtfertigen läßt, ist nicht nur von strenggläubigen Pfaffen, sondern von freidenkenden Philosophen, denen die geistige und religiöse Aufklärung seit Jahrtausenden Vieles zu verdanken hat, so oft und so unzweifelheit nachgewiesen, daß nur Unwissenheit und parteisüchtige Verblendung darüber wegsehen kann. Wer unbefangen die Wahrheit sehen will, für den liegt diese Wahrheit offen zu Tage. Kurz — der idealistische Gottesglaube ist sicherlich kein Wissen und wird es auch niemals werden, aber ebenso gewiß ist auch die materialistische Gottlosigkeit kein Wissen, sondern nichts Anderes als ein materialistischer Glaube, der ebensowenig jemals ein Wissen werden kann. Es handelt sich also immer nur um einen Glaubensunterschied auf der Grundlage einer für Alle gemeinsamen Zweckbetrachtung der Welt.

Wer nun zu dieser Einsicht gelangt, daß all unser Wissen nothwendig auf solchem Glaubensgrunde ruht, der begreift, daß der religiöse Glaube leicht eine verschiedene Gestalt annimmt, daß die Klarheit des Wissens in den Regionen des Glaubens naturgemäß aufhören muß, und daß Symbole für das Gefühl an die Stelle scharf gedachter Begriffe treten werden. Wer diese Einsicht gewonnen hat, der wird duldsam gegen Andersgläubige und versucht nicht mehr den natürlichen Mangel an Gründen auf diesem Gebiete durch leidenschaftlichen Eifer zu ersetzen. Auf diesem Standpunkte kann der Idealist auch dem materialistischen Weltglauben gerecht werden, wenn derselbe sich bescheiden will, sich nicht für ein allein berechtigtes Wissen zu halten. Aber an diese Bedingung zur Anbahnung einer gerechteren Würdigung der auch in ihm verborgenen Wahrheit erinnert zu werden, bedarf der materialistische Unglaube unserer Tage nur allzu sehr. Im vorigen Jahrhundert konnten die wenigen wirklichen Atheisten, die es gab, in Wahrheit als ihren Vorzug vor den Gläubigen geltend machen, daß sie friedfertig und duldsam gegen anders Denkende seien. Gegenwärtig aber herrscht auch in den Seelen der Ungläubigen ein Fanatismus, der an Rohheit und Unduldsamkeit den Fanatismus des Glaubens fast noch übertrifft. Das aber vergiftet in großen Kreisen unseres Volkes jetzt die menschliche Gesinnung, die uns zusammenhalten soll, damit wir unbekümmert um die Unterschiede des Glaubens in menschenwürdiger Gemeinschaft die großen Aufgaben zu erfüllen trachten, welche unsere Zeit uns stellt. Und wir Deutsche wahrlich wären zu solcher echten Toleranz vor Allen berufen!

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Zu Hermann Immanuel Fichtes achtzigstem Geburtstag am 18. Juli 1876.

Man sagt, daß Rauch und Cornelius, Schinkel und Klenze durch ihre monumentalen Werke sich selbst das beste Denkmal in Berlin und München gesetzt; so hat auch Fichte den schönsten Glückwunsch zum achtzigsten Geburtstag sich selbst verfaßt, indem er in dem eben erschienenen Sendschreiben an Zeller in Bezug auf dessen Geschichte der deutschen Philosophie die eigene Stellung innerhalb derselben auf so edle und ehrenvolle Weise bezeichnen, so hoch betagt noch so frisch und kräftig sich über Gang und Ziel der geistigen Bewegung unseres Jahrhunderts aussprechen konnte. Und er blickt auf ein erfahrungs- und thatenreiches Leben zurück! Geboren in Jena zu der Glanzzeit der Universität, als sein Vater und Schiller derselben angehörten, verlebte er die Frühjugend im elterlichen Hause zu Berlin, und in der Knabenseele konnten sich die Eindrücke einprägen, wie sein Vater die Reden an die deutsche Nation hielt, wie die Universität zu Aufrichtung des deutschen Geistes, zur Erhebung und Befreiung des Vaterlandes auf dem Wege einer innerlichen Widergeburt gegründet ward; er konnte dem sterbenden Vater mit der Kunde von Blüchers Rheinübergang die letzte Freude machen. So athmete er in einer idealen Atmosphäre; strenges Pflichtgefühl, Opfermuth und Vertrauen auf die sittliche Weltordnung, wie sie im elterlichen Hause herrschten, wiesen ihn auf das Ethische hin, und wenn er später die philosophische Lehre von Recht, Staat und Sitte auf dem Katheder vortrug oder in einem umfassenden Buch darlegte, so war das Auszeichnende ein Hauch von Lebenswärme, ein Ausdruck der eigenen Erfahrung und Gesinnung im Reiche der Freiheit und der Liebe.

In seiner Bildungszeit begegneten sich die Kühnheit der speculativen Construction in den Systemen von Schelling und Hegel mit dem erwachenden geschichtlichen Sinn, den Wolf und Savigny in Berlin vertraten, und so war Fichtes Thätigkeit zunächst eine historische auf dem philosophischen Gebiet; er verfaßte seine Beiträge zur Charakteristik der neueren Philosophie, er schrieb das Leben seines Vaters, ein vortreffliches Buch, auf das hinblickend Varnhagen glaubte, daß der Beruf des jungen Freundes in der Geschichtsdarstellung liege; er behielt es als Behandlungsweise philosophischer Gegenstände bei, daß er gern eine Geschichte der Sache, die Kritik der seitherigen Standpunkte der Auffassung vorausſandte und an diese die eigenen Erörterungen knüpfte; er erstrebte stets ein strenges Innehalten der historischen Continuität. Fichte hatte Philologie studirt, eine Lehrstelle in Saarbrücken, eine Gymnasialprofessur in Düsseldorf bekleidet, als ihm seine Schriften den Ruf auf den philosophischen Lehrstuhl in Bonn (1836) und dann in Tübingen (1842) verschafften. In einem dreibändigen Werke (Erkenntnißlehre, Ontologie, Theologie) vollzog er den Aufbau seines Systems; in der Anthropologie, die in dritter, in der Psychologie, die in zweiter Auflage erschien, ergänzte er dasselbe durch eine Betrachtung des Menschen auf der Grundlage der Naturforschung wie der Selbstbeobachtung. Die Unsterblichkeitsfrage hat ihn wiederholt zu Arbeiten angeregt; der „Idee der Persönlichkeit und individuellen Fortdauer" (1835) schloß 1867 die „Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen" sich an. Seit 1837 ist er Herausgeber einer Zeitschrift für Philosophie mit Weiße, dann mit Ulrici und Wirth, und hier begleitete er mit seiner Kritik die wichtigsten Erscheinungen der Literatur.

Im dritten Sendschreiben an Zeller sagt Fichte: „Ein jeder Forscher darf am Schlusse einer langen Laufbahn dem Wunsche Raum geben, der Mit- und Nachwelt ein klares authentisches Bild seines eigentlichen Strebens und Leistens zu hinterlassen, gegenüber den mancherlei theils unvollständigen, theils irreführenden Urtheilen, welche die verschiedenen Parteien über ihn gefällt. Er hat wenigstens Anspruch darauf, bei dem Endurtheil über ihn selber gehört zu werden, ohne daß dies als Anmaßung ausgedeutet werden könnte. Denn es läßt sich erwarten, daß bei einiger Besonnenheit er selbst über das eigentliche Ziel seines Strebens klarer gewesen sei als die neben ihm Stehenden und mit fremdem Blick ihn Beobachtenden. Indeß kann schlechthin keiner dabei sich dem Bekenntniß entziehen, daß ein bedeutender Rückstand bleibe zwischen dem, was er eigentlich wollte und dem, was er wirklich vollbrachte. Das Bewußtsein dieser Differenz, die größer oder kleiner sein kann, die aber niemals unserem Gefühle sich unbezeugt läßt, ist eben der nothwendige Ausdruck der Bedingtheit und der Schranke, in welche jede eigenthümliche Begabung, gerade darum, weil sie dies ist, sich eingeschlossen fühlt. Sie bedarf deshalb der Ergänzung durch Andere; dies stimmt zugleich für Selbstbescheidung und Demuth. Und doch ist eben dies Gefühl der Eigenthümlichkeit zugleich das Einzige, was unserem Streben Werth und Befriedigung verleiht, dessen klare Erkenntniß den zugewiesenen Beruf uns ergreifen und energisch behaupten läßt. Beides daher, Eigenthümlichkeit und Ergänzung, gehört unzertrennlich zusammen; und wer dies tief erkannt, wird ohne Selbstüberhebung kaum irre gehen in der Stellung, die er sich anzuweisen hat."

„Es liegt etwas tief Charakteristisches, ja Entscheidendes in dem, was zuerst den Einzelnen zur philosophischen Forschung treibt, sie ihm sogar als Bedürfniß aufnöthigt. Was für mich das Treibende und Nöthigende war, ist auf's Einfachste ausgedrückt als Forderung wie als erreichtes Ziel, die Harmonie geistigen Lebens und Wirkens, die völlige Eintracht zwischen Gemüth und Erkenntniß wie zwischen dem Gesollten und Gewollten. Gar sehr hatte ich Gelegenheit, das unselige Loos Derjenigen kennen zu lernen, die nach einem berühmten Worte F. H. Jacobis in stetem Schwanken zwischen zwei Wassern schwimmen, dem des Glaubens und dem des Verstandes, und welche gleich ihm diesen Zwiespalt durch ihr Leben zu tragen verurtheilt sind. Mir selbst stand es fest, wenn auch zunächst nur als Forderung, daß er ausgeglichen werden müsse, somit es auch könne."

Der Zwiespalt ist zu einer Kluft geworden; wir haben heute vorwiegend ein Wissen, das sich auf die Naturforschung, auf den Naturmechanismus stützt, und unter seinen Jüngern viele zählt, die Alles leugnen und verwerfen, was sich nicht materialistisch erklären läßt; Gott, Unsterblichkeit, Freiheit, diese Ideen, an welchen die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts festhielt, sie werden vom jetzigen vielfach in's Fabelbuch geschrieben, und die Sache ist nur darum unter uns noch nicht so furchtbar geworden wie in Frankreich zu den Tagen der Commune, weil die Menschen vielfach besser sind als ihr System, und sie neben dem theoretischen Materialismus einem praktischen Idealismus huldigen, während die strenge Folgerung auch Pflicht und Verantwortlichkeit leugnet, sobald Alles rein mechanisch durch Druck, Stoß und Stoffwechsel selbstloser Atome sich vollzieht. Auf der andern Seite aber steht der Dogmatismus der Ultramontanen wie der protestantischen Orthodoxie, die in der Geistlichkeit die Herrschaft führen und so lange vom Staat begünstigt wurden; sie wollen, daß die Forschung sich nach dem Syllabus richte, sie setzen die Unfehlbarkeit eines fleischernen oder papierenen Papstes dem freien Denken entgegen, sie fordern das Opfer des Verstandes im Glauben an das den Naturgesetzen wie der Vernunft Widersprechende, sie predigen die Gebildeten aus der Kirche hinaus, und drohen mit dem Fanatismus der rohen gegängelten Masse unserer Cultur den Untergang. Ob uns die Inquisition verbrennen oder die atheistische Revolution füsiliren wird, das macht so viel nicht aus. Vielleicht gibt es aber doch ein Drittes, die Rettung der Gegenwart und der Aufbau einer schöneren Zukunft durch den Einklang von Kopf und Herz, durch eine Erkenntniß, die den Forderungen des Gemüthes und des Verstandes zugleich gerecht wird, die den Mechanismus der Natur anerkennt und ihn nicht durch Wunder unterbrechen läßt, aber ihn zur Grundlage und zur Bedingung eines Reiches der Freiheit und Sittlichkeit macht, indem sie im System der Kräfte neben den selbstlosen, den Atomen, auch selbstseiende, die Seelen, erkennt, die als reale Principien der Organisation das Leben verwirklichen und die Träger einer Idealwelt sind. Wir halten uns an das That-

Digitized by Google

sächliche, aber da zunächst ja Alles uns unmittelbar nur in unserem Bewußtsein gewiß ist, und wir aus unseren Empfindungen und Vorstellungen auf eine Welt außer uns und auf eine Wesenheit in uns schließen, so sind uns die Thatsachen des Bewußtseins, der Freiheit, der Liebe, der Gottesidee ebenso bedeutend als die des Sonnensystems, des Dampfes und elektrischen Stromes. Wir wollen die ganze Wirklichkeit, und wollen ein Princip des Seins, das den Thatsachen der Natur und der Geschichte gleich gewachsen ist, aus dem der Mechanismus der Außenwelt wie das Empfinden, das logische Denken und die sittliche Selbstbestimmung in der Innenwelt auch wirklich erklärt werden kann. Und in diesem Sinne behauptet Fichte, „daß der menschliche Geist auch in selbstbewußter Erkenntniß muß besitzen können, woran zu glauben, d. h. dem zu vertrauen, er durch ein unwiderstehliches Begehren hingedrängt wird." Er setzt hinzu: „Gerade dies und nur dies ist das Ziel meiner wissenschaftlichen Bestrebungen. Und da einmal von „„Ganzen"" und von „„Halben"" im Kreise der Wissenschaft die Rede war, so kann ich nur den Ganzen, Entschiedenen zugesprochen werden; aber nicht blos den Halben, Unentschiedenen gegenüber, sondern weit mehr noch im Kampfe gegen diejenigen angeblich Ganzen, welche in trauriger Selbstverstümmelung der Halbheit, der Negation sich in die Arme warfen und mit Verzicht auf den besten Geistesgehalt des Menschen, welchen allein zu erforschen der Mühe lohnt, als ganze und kühne Denker sich begrüßen lassen." Mit anderen Worten: Fichte hält an der Ueberzeugung von der Persönlichkeit des Menschen und Gottes fest, er sieht weder im Menschen ein bloßes Spiel selbstloser Atome, noch in Gott den bloßen Namen für das Universum, sondern betont in beiden den realen Kern der Einheit und Wesenheit, die allerdings nicht außer dem Leibe, nicht außer der Welt steht, sondern in und durch beide sich offenbart, sich lebendig erweist und sich selber weiß und selber bestimmt. Wenn aber Fichte seine „theistische Weltansicht" an die Religion, an das Christenthum anknüpft, so ist er fern von aller dogmatischen Befangenheit, so hält er sich nicht an die Lehrsätze der Theologen, sondern an die innere Erfahrung des religiösen Gemüthes, an das Abhängigkeitsgefühl vom Unendlichen, an den Zug der Liebe, an das Vertrauen auf eine sittliche Weltordnung. Dogmen, die den Naturgesetzen oder der Vernunft widersprechen, haben ihm keine bindende Kraft der Wahrheit. Hier reicht er der reformatorischen Bewegung innerhalb des Protestantismus die Hand, hier schließt er seinem Lehrer Schleiermacher, seinem Vater sich an, und bekennt Kants und Lessings Christenthum der Vernunft. Andererseits erbaut sich seine Anthropologie auf naturwissenschaftlicher Grundlage, und steht in keinem Widerspruche zu dem, was Johannes Müller, Justus Liebig, Helmholtz und Duboys-Reymand in Bezug auf Stoff, Form und Bewegung des natürlichen Lebens erforscht und festgestellt haben; aber sie betont auch die Gesetze des Denkens und Wollens, welche im Wesen des Geistes liegen, und welche sowohl die Erfahrung der Welt wie das sittliche Handeln bedingen, und darum selber etwas Aprioriſches, Ewiges sind, wie das namentlich Kants Vernunftkritik dargethan.

Ich lade die Leser ein, das Nähere hierüber in der eigenen Selbstschilderung Fichtes zu betrachten und kann Jedem, der sich nicht bereits in eine fertige Dogmatik des Glaubens oder Unglaubens eingesponnen hat, jedenfalls viele und erquickliche Anregung davon verheißen. Er hat übrigens ein Sendschreiben mit „rückschauenden Rettungen" vorangeschickt, und da für Herbart, für Fries, für Baader und Krause das Wort erhoben, indem er sie höher stellt und ihnen neben Schelling und Hegel eine größere Bedeutung zuspricht, sie für die Fortbildung der Philosophie für wichtiger hält als Zeller in seiner Geschichte der deutschen Philosophie ihnen eingeräumt. In der That haben ja auch nicht blos treu anhangende Schüler derselben bis auf die Gegenwart fortgewirkt, sondern eine eigenthümliche Fortbildung ist ebenso von Herbart und seinem Realismus aus durch Lotze, Steinthal, Lazarus nicht blos versucht, sondern auch vollzogen worden, wie von Seiten des Idealismus Fichte selbst mit Weiße, Ulrici, Wirth, Sengler und Anderen selbstständig vorangegangen sind. Man liebt es neuerdings, sich zu Kant zurückzuwenden, die Einseitigkeiten zu meiden, denen seine Nachfolger in verschiedenen Richtungen verfallen sind, den Wahrheitsgehalt zu sichern, der durch sie zu Tage gefördert worden ist. Fichte hat das von Anfang an gethan. Und wenn der jugendliche Schelling und dann Hegel den Spinozismus wieder aufnahmen und weiter bildeten, so hat er gleich Herbart sich auf die Seite von Leibniz gestellt. Wie Leibniz sieht er im All ein System von Kräften, die in durchgehender Wechselbeziehung auf einander geordnet sind, so daß auch die einzelnen Naturgesetze in einander greifen und ein zusammenhängendes Ganzes darstellen. Daß dies ein Werk des Zufalls oder der blinden Nothwendigkeit sei, dünkt ihm sehr unglaublich; daß es auf ein intelligentes Urprincip hindeute, viel einleuchtender. Aber der Ausdruck, daß der Pantheismus sich ausgelebt habe, scheint mir nicht glücklich. „Was könnte nach Hegels in dieser Richtung abschließenden Leistungen noch Höheres versucht werden?" Auf diese seine Frage werden die Hegelianer antworten: „Also lasse man ihm die Palme, die ihm gebührt, und arbeite innerhalb der von ihm gezogenen Grundlinien weiter!" Fichte selbst erkennt im Pantheismus ein großes Princip, eine hohe Berechtigung gegenüber einem Gott und Welt trennenden Deismus, einem Geist und Natur scheidenden Dualismus; aber ist nicht das der große Mangel auch bei Leibniz, daß er Gott und die besonderen Lebenskräfte, die Monaden, aus einander hält, neben einander stellt, statt Gott sich in ihnen entfalten zu lassen? Leibniz hebt alle Wechselwirkung auf, die Monaden spielen sich ab wie aufgezogene gleichgestellte Uhren; das ist die Folge davon, weil er sie nicht in der Urmonade erstehen oder bestehen läßt. Die alldurchwaltende, alldurchdringende Einheit, das Göttliche als die Substanz aller Dinge, die Wahrheit Spinozas und des Pantheismus überhaupt können und wollen wir nicht wieder aufgeben; es gilt aber das Unendliche als sich selbst erfassende Einheit, damit in und über Allem, es gilt die Substanz zugleich als Subject, als Naturkraft wie als selbstbewußten Willen zu fassen, und streng genommen ist ja Wille die bei sich selbstseiende, sich selbst bestimmende, damit bewußte Kraft. Im Wesentlichen ist das auch Fichtes Ansicht. Denn nur so, wenn das Göttliche uns einwohnt und wir in ihm weben und sind, erklärt sich die Begeisterung zu geschichtlichen Thaten, die dichterische Eingebung wie die im Gewissen sich offenbarende sittliche Weltordnung, — Thatsachen des Lebens, der Kunst, der Religion, auf welche Fichte großen Nachdruck legt. Denn in alledem ist keine mechanische Mittheilung von außen, sondern ein Aufleuchten im innersten eigenen Wesen, aus dem gemeinsamen Lebensgrunde, in welchem wir mit allen Dingen wurzeln, aus welchem wir uns erheben und als Selbst erfassen, aber in welchem wir eingeschlossen bleiben, eingegliedert mit allen Wesen. So wirkt in allem Großen Göttliches und Menschliches zusammen, und weil sein Gott nicht außer der Welt steht, darum kann Fichte von einer das Göttliche erfassenden Empirie reden, die in den Naturgesetzen und namentlich in der aufsteigenden Entwicklungsreihe alles Lebendigen göttliche Gedanken und Beschlüsse, in den organischen Formen die schöpferische Urphantasie erkennt, die auch im Künstler mächtig wird, wenn er organische Werke hervorbringt. Aber Fichte bleibt im Unterschiede von dem späteren Schelling und von Baader auf dem menschlichen Standpunkte; er zieht Schlüsse von den Thatsachen der Natur und Geschichte auf den Urgrund aller Dinge, aber er unternimmt es nicht, jene innergöttlichen Lebensprocesse zu schildern, von denen jene beiden Denker Ueberschwängliches zu sagen wissen, was sie von der besonnenen Forschung scheidet, der unsere Zeit mit Recht huldigt.

Zeller sagt ganz vortrefflich gegen Ende seines Buches: „Die Zukunft der deutschen Philosophie in erster Stelle wird davon abhängen, in welchem Grade es ihr gelingt, sich das Auge für die thatsächliche Beschaffenheit und den tieferliegenden Zusammenhang der Dinge, für die subjectiven und die objectiven Elemente der Vorstellungen, für die natürlichen Ursachen und die idealen Gründe der Erscheinungen gleich offen zu erhalten." Den Idealismus durch einen gesunden Realismus zu ergänzen, das Reale als Grundlage und Bedingung des Idealen zu würdigen, den Mechanismus der Natur wie die Freiheit des

Digitized by Google

Geistes und ihre Bethätigung in Geschichte, Kunst, Religion verstehen zu lernen — das ist und bleibt unsere Aufgabe. Fichte darf sagen, daß er redlich an ihrer Lösung gearbeitet, daß er Ergebnisse gefunden hat, die Verstand und Herz zugleich befriedigen können. Er war berechtigt dagegen zu protestiren, daß er sammt seinen Mitstrebenden in die Ecke zu den Althegelianern der rechten Seite gestellt werde, von wo keine Aussicht in die Zukunft offen steht. Indem ich ihm zu seinem achtzigsten Geburtstage diesen öffentlichen Glückwunsch darbringe, thue ich es in der Hoffnung, daß er steigender Anerkennung an seinem Lebensabende sich erfreuen möge. Wie es ihm vergönnt war, ein Ziel auch seines Strebens in der Gründung des deutschen Reiches verwirklicht zu sehen, so möge ihm beschieden sein noch zu gewahren, wie das Volk auf der Bahn der Freiheit voranschreitet im Lichte der Ideale, die er wissenschaftlich für das politische wie für das religiöse Leben in seinen Schriften aufgestellt hat.

M. Carriere.

Ueber Bret Harte.

Gabriel Conroy.*)

Der erzählende Dichter läßt sich mit einem Reiseunternehmer vergleichen, dessen Reisegesellschaft das gesammte Publicum bildet. Der Titel seines Buchs ist der kurzgefaßte Prospectus; wir müssen uns ihm willenlos anvertrauen, müssen ihm folgen, wohin er uns führt. Zum Glück bleibt uns aber das Recht unbenommen, die Reise zu unterbrechen, wenn sie uns langweilig oder beschwerlich erscheint — das Recht, das Buch bei Seite zu werfen.

Unsere beliebtesten Führer sorgen daher dafür, daß wir nicht überanstrengt werden, und machen es uns so behaglich wie möglich. Lassen sie uns auch den aufregendsten Schauspielen beiwohnen, so treffen sie doch zum mindesten alle Veranstaltungen, daß unsere Bequemlichkeit darunter nicht zu leiden hat, daß wir den Comfort, an den sich unser verhätscheltes Geschlecht gewöhnt hat, nirgends vermissen. Mühelos gelangen wir mit ihnen an die entlegensten Punkte, ohne auch nur daran erinnert zu werden, welche Strecke Weges wir zurückgelegt haben. Ohne Anstrengung bewältigen wir die ernsthaftesten Schwierigkeiten und ahnungslos schlüpfen wir über tödtliche Gefahren dahin. Ueber den gähnenden Abgrund schlagen sie sichere Brücken und führen zu den unnahbarsten Höhen wohlgepflegte Straßen hinauf, die wir zu Pferde oder zu Wagen oder im Tragsessel passiren können.

Sie lassen es sich außerdem angelegen sein, uns über Alles, was sie vor unserem Geiste geschehen lassen, genau zu orientiren. Sie legen die Motive klar, aus denen die Ereignisse hervorgehen. Sie bereiten die Folgen vor, die sich daraus ergeben. Das Maß von Spannung, das sie uns bewilligen, genügt bescheidenen Anforderungen; aber die Spannung darf nie eine übermäßige sein, nicht gesundheitswidrig wirken, nicht die Behaglichkeit des Tages und nicht die Ruhe der Nacht stören. Ja, es gilt sogar als halbwegs unliterarisch und als eines vornehmen Dichters nicht einmal würdig, den Leser zu behandeln wie eine Art Renner, ihn unter den Schenkeln gewaltsam festzuhalten, ihm die Sporen unbeharmherzig in die Weichen zu drücken und beständig in ihm den Trieb: das Ziel zu erreichen, wenn auch keuchend, schnaufend und schwitzend — dieses ungeduldige athemlose Hasten nach dem „Schluß" zu erwecken und rege zu erhalten.

So ungefähr ist das auch meine Auffassung. Sie hat sich, wie ich glaube, aus der Wahrnehmung herausgebildet: daß bei uns wirkich nur solche Schriftsteller, die in den hinteren Reihen stehen, vor Allem darauf bedacht sind, den Leser zu „spannen". Die Spannung im deutschen Romane hat dadurch einen etwas verdächtigen Beigeschmack bekommen, der an die Bedürfnisse der Unterhaltungsblätter verwerflichsten Schlages und der niedrigsten Leihbibliotheken gemahnt. Wir haben uns daran gewöhnt, nicht das Ueberraschende und Aufregende der Erfindung, sondern nur noch das Einfache und Natürliche für künstlerisch werthvoll zu halten.

Es berührt uns daher ganz eigenthümlich, wenn wir in dem Roman „Gabriel Conroy" von Bret Harte ein Werk kennen lernen, in welchem die hervorragenden Eigenschaften eines Dichters aus vornehmstem Geschlechte mit jenen eigenthümlichen Neigungen unserer literarischen Plebejer vermengt sind: die Gabe der scharfen Beobachtung, der präcisen Zeichnung, des stimmungsvollen Colorits mit der, ich möchte beinahe sagen, frivolen Lust, den Leser nirgends wohlig rasten zu lassen, ihm ein geheimnißvolles Wort in's Ohr zu tuscheln, das seine Neugier reizt und dessen Sinn ihm einstweilen verborgen bleibt; das ihn auch dann zum Aufbruch aufrüttelt und vorwärtstreibt, wenn er ermattet der Ruhe pflegen möchte.

Ah, Bret Harte gehört nicht zu den bequemen Reiseführern, von denen ich eben sprach! Ihm zu folgen ist kein Kinderspiel. Er schiert sich nicht um das körperliche und geistige Wohlbehagen der Gesellschaft, die sich ihm anvertraut, fragt auch nichts danach, ob der Eine oder der Andere zurückbleibt; er stürmt voran, folge, wer mag und wer's kann! Da gibt's keine wohlgeebneten Wege und keine comfortabeln Transportmittel. Da heißt es: keine Anstrengung scheuen, selbst klettern, sich ducken, kriechen, schwimmen, rudern — mit eigener Kraft. Da heißt es: aufpassen, um die Spur nicht zu verlieren, das Auge offen halten für jeden Fußstapfen, der sich zeigt, das Ohr für jeden unbestimmten Laut, der von fern her dringt; denn sonst werden wir bald in der Irre schweifen, werden bald nicht mehr wissen, wo ein und wo aus, werden nur die Beschwerlichkeit, aber nicht die Freude, nur die Strapazen, aber nicht den Genuß der wunderlichen Fahrt haben.

Bret Harte ist kein bequemer Dichter. Er hat eine ganz eigenthümliche, launische, abgebrochene und ungeordnete Art, die Dinge, die er zu sagen hat, zu erzählen — etwas Unruhiges, Stockendes, Abschweifendes, das aber viel zu kunstvoll und viel zu systematisch durchgearbeitet ist, als daß es nicht beabsichtigt sein sollte. Er gönnt dem Leser nicht den frohen Genuß an der fertigen, dichterischen Arbeit; er wirft sie ihm skizzenhaft unfertig vor, er betheiligt ihn an derselben.

Zum Glück kann man nie vergessen, daß er ein bedeutender Dichter ist; denn der dichterische Funke sprüht aus jeder Zeile, die er schreibt, hervor. Aber würden wir nicht durch die Macht eines ungewöhnlichen Talentes gefesselt, wir würden uns bald mit Geringschätzung von ihm abwenden. Muthet er uns doch, neben den anregendsten geistigen Aufgaben, auch eine Art von kopfbrecherischer Beschäftigung zu, die dem gebildeten Geschmack zuwider ist — Vergnüglichkeiten, die wir füglich den Köchinnen in der Stadt und den Sonntagsheiligern auf dem Lande überlassen: Rebus, Logogryphe und Räthsel zu entziffern.

Einige Dutzend Male überkommt Einen die Lust, den Dichter in der derben, mit „Teufel", „Donner", „Blitz" und sonstigen Kraftworten reich versetzten Sprache seiner Californier anzufahren: „Zum Teufel, Herr! Was fällt Ihnen ein? Sind wir dazu da, uns von Ihnen an der Nase herumführen zu lassen? Was wollen Sie? Heraus mit der Sprache! Es ist eine verwünschte Geschmacklosigkeit und hundsföttische Unsitte, in der Gesellschaft von donnermäßig gebildeten Menschen auf Dinge anzuspielen, die offenbar interessant sind, von denen aber diese ehrenwerthe Gesellschaft bisher nichts weiß. Wenn Sie das Thema einmal berühren, so spielen Sie es auch bis zu Ende und machen Sie keine unbefriedigenden Ausweichungen! Deuten Sie nicht blos an, sondern sprechen Sie sich aus! Es ist wohlfeil die Neugier zu reizen — verwünscht wohlfeil und verteufelt ungebildet! Was wollen Sie mit dieser Andeutung gesagt haben? Bitte, erklären Sie sich! Nun schweigen Sie wieder, lassen die Sache

*) S. Nr. 27 der „Gegenwart".

Digitized by Google

in suspenso und kommen auf einen andern Gegenstand zu sprechen. Man könnte wüthend werden, wüthend — verstehen Sie mich? — wenn Sie nicht bei alledem ein Mordskerl wären, der so niederträchtig gut zu erzählen weiß! Wenn man nicht fühlte, daß Sie bei allen Unarten doch ein ganzer Mensch sind, der mit Seneca von sich sagen kann, daß Alles, was menschlich ist, ihm nahe geht, der ein reiches Herz und tiefes Empfinden besitzt, ein empfängliches Gemüth für das Zarteste und Gewaltigste, für alles Freudige und Leidige: Liebe und Bewunderung für das Edle im Menschen, wahre, verständnißvolle Freude an der Schönheit der Natur, ein gesundes satirisches Lächeln für das Alberne, Verachtung gegen das Gemeine und Haß gegen das Böse."

Und so habe ich mit Grobheiten angefangen und mit dem Zoll meiner aufrichtigsten Bewunderung geschlossen. So habe ich, ohne besonders nachzudenken, genau die Empfindungen ausgesprochen, die mich während der Lectüre in wohlthuender Abwechslung beherrscht haben.

Die Mängel in der Bret Harte'schen Dichtung, die diesen Unwillen in mir hervorgerufen haben, lassen sich leicht erklären. Auch zeitlich gesprochen ist Bret Harte einer der ersten Romandichter seines Vaterlandes. Den californischen Roman, der durch dies eine Werk schon eine Specialität geworden ist, hat er geradezu geschaffen. Er hat — ich habe darauf schon früher hingewiesen — kein leuchtendes Vorbild gehabt, nnd das ist ein Glück für ihn, aber auch kein warnendes, und das ist ein Unglück. Wäre vor ihm ein Leibrock gewandelt oder ein Galen, oder eine Gräfin Ida Hahn-Hahn — diese willkürliche Zusammenstellung soll keine literarische Coordination bedeuten — hätte er sich, um noch ein bischen tiefer zu steigen, auch nur oberflächlich mit der gangbarsten Waare unserer Colportageliteratur vertraut gemacht und aus ihr den gesunden Abscheu gesogen, die gründliche Verachtung der handwerksmäßigen Folterung der Leser mit den gemeinsten Mitteln — er würde Manches anders gemacht haben. Er würde sorglich darauf geachtet haben, daß er diesen Leuten auf seinem Wege nicht begegnet. Er hat das nicht gewußt, und so ist das Wunderbare geschehen: die frohe Naivetät eines jugendfrischen Dichters ist mit der matten Routine literaturwidriger Effecthascher zusammengetroffen.

In dem rein Aeußerlichen, in dem, was wir gewöhnlich Factur oder, wenn wir uns verächtlicher ausdrücken wollen, „Mache" nennen — nimmt der Bret Harte'sche Roman also keine hervorragende Stellung ein, sondern steht sogar auf einer ziemlich niedrigen Stufe. Bret Harte arbeitet noch getrost mit dem gewöhnlichsten Romanhandwerkszeuge, das bei uns kein rechtschaffner Baumeister mehr in die Hand nimmt. Er arbeitet mit Verwechselungen des Namens und der Personen, mit Unkenntlichmachungen und Verunstaltungen, mit Todtsagungen und Wiederbelebungen, mit Lebensrettungeu und Ermordungen ꝛc. ꝛc. Auch nicht eine einzige der wesentlichen Personen behält in diesem Roman ihren Namen consequent bei.

Gabriel Conroy, der „Held", wie wir ihn einstweilen nennen wollen, verwirrt uns und den Gerichtshof, der über sein Leben zu urtheilen hat, in dem entscheidenden Augenblick dadurch, daß er auf die Frage: „Welches ist Ihr Name?" nach einigem Zögern antwortet: „Mein eigentlicher, richtiger Name ist Johnny Dumbledee." Diese Mystification von Seiten des treuherzigen, guten, keiner Unwahrheit fähigen Menschen macht auch den nicht mehr naiven Leser im ersten Augenblick ganz verdutzt, und man hat förmlich Angst, daß nun noch eine lange Aufklärung über diese unerwartete Personalverschiebung folgen werde. Das ist zum Glück nicht der Fall. Wir werden wenige Seiten später vollkommen beruhigt, und erfahren, daß es sich wirklich nur um eine Mystification gehandelt hat.

Gabriel ist zu einer Frau gekommen, er weiß selbst nicht recht, wie. Die Erzählung seiner seltsamen Brautwerbung und seiner Vermählung gehört zu den liebenswürdigsten Seiten dieses sonderbaren Buches. Seine Frau ist die Wittwe des Doctor Devarges, eines bedeutenden Gelehrten, der wissenschaftlich festgestellt hat, daß in der Mine von „One Horse Gulch" unermeßliche Reichthümer verborgen sein müssen. Diese Mine ist es, welche Gabriel bisher resultatlos durcharbeitet hat. Doctor Devarges hat von seiner Entdeckung für sich keinen Nutzen mehr ziehen können; er hat zu dem sogenannten „Hungerlager" gehört, das im März 1849 in den unendlichen Schneegefilden von Californien sich verirrt hat und von denen die Meisten verhungert sind. Von seinen Leidensgefährten sind nur wenige gerettet; zu diesen gehören: Gabriel Conroy und seine beiden Schwestern, ein gewisser Peter Dumphy und ein Mann, den wir als Philip Ashley kennen lernen. Die Wittwe dieses verhungerten Doctor Devarges hat aber Kenntniß von der Entdeckung ihres Mannes erhalten. Sie ist eine Abenteurerin gefährlichsten Schlages, und sie verbündet sich mit einem ebenso abenteuernden, leidenschaftlichen und ausgemergelten Mexicaner, einem gewissen Ramirez, um Gabriel Conroy zu verdrängen und die Mine an sich zu reißen. Ausgestattet mit massenhaft gefälschten Besitztiteln — wir erfahren, daß für diese Specialität von Fälschungen wohlorganisirte Fabriken in San Francisco bestehen — hält sie sich für stark genug, um den einfältigen Gabriel Conroy als einen Betrüger bloszustellen und sich als die Schwester von Gabriel, als Grace Conroy auszugeben, die Doctor Devarges sterbend als Eigenthümerin der Mine eingesetzt hat.

Wir haben hier also die zweite Namensverwechselung: die Wittwe Devarges gilt einstweilen für Grace Conroy.

Um ihren Plan durchzusetzen, begibt sie sich selbst an Ort und Stelle. Sie lernt Gabriel kennen, und wunderbar! dies verschlagene herzlose Weib wird durch den einfältigen Riesen — Gabriel ist ein Hüne von Gestalt und ein Kind von Charakter — unwillkürlich gefesselt. Der blonde, schlichte, beschränkte, unverdorbene starke Mensch behagt diesem Weibe mehr, als der kraftlose, feige Mexicaner, der wie ein jämmerliches wildes Thier bei jeder Gelegenheit auffährt, die Zähne fletscht, in ohnmächtige Wuth verfällt, in der ersten leidenschaftlichen Aufwallung vielleicht fähig wäre, die Waffe, die er stets bei sich trägt, anzuwenden, aber sich heulend verkriecht, sobald ihm die Besinnung wiederkehrt. Sie sagt sich überdies, daß sie nun auf einfachere Weise zum Ziele kommen könne, wenn sie den Besitzer, wenn sie Gabriel heirathe. Gabriel läßt's natürlich geschehen, ohne in seiner täppischen Verlegenheit zu begreifen, wie die schöne Dame dazu kommt, einen Tölpel wie ihn zu nehmen.

Grace Conroy selbst, die Heldin der Nebenhandlung, wird unserm Gesichtskreis in dem Augenblick entrückt, da wir uns für sie zu interessiren beginnen. Nachdem sie mit ihrem Geliebten Philip Ashley dem Hungertode in den unabsehbaren Schneesteppen entkommen, und ihr Geliebter nach der Unglücksstätte zurückgekehrt ist; um den hoffnungslosen Versuch zu machen, den einen oder andern der Unglücklichen zu retten, scheidet sie von uns. Es wird uns nur angedeutet, daß ihre Liebe zu Philip sich nicht blos in Worten ausgedrückt hat. Das Unglück hat die Beiden ganz verbunden, und Grace wird Mutter eines Kindes, das bald nach der Geburt stirbt. Amtlich wird constatirt, daß Grace zu den Opfern gehört, welche im Schnee umgekommen sind. Wir wissen aber, daß dies nicht der Fall ist, wissen, daß sie ihre Kleider der Frau Dumphy hinterlassen hat, und daß die mit Graces Kleidern aufgefundene und durch nichts Anderes mehr zu identificirende Leiche die der Mrs. Dumphy ist, deren Name in der amtlichen Todtenliste natürlich fehlt. Was ist aus Grace geworden?

Digitized by Google

Es taucht da später in der Nähe von San Francisco, in der Mission von San Antonio, eine räthselhafte Schöne auf, die der verstorbene Gouverneur adoptirt hat und die dessen Namen trägt: Donna Dolores Salvatierra. Diese Dolores gilt als das Kind des Gouverneurs und einer Indianerin, gilt also als Halbblut. Nach dem wilden Brauche ihres Stammes ist sie als Kind mit einer barbarischen unauslöschlichen Beize gefärbt worden, und sie hat dadurch eine helle Kupferfarbe bekommen, die das schöne Gesicht entstellt. Deswegen zeigt sie sich auch nicht, geht nicht in Gesellschaft und führt ein wahres Klausnerleben. Dieses wunderbare Geschöpf, das fast immer im Hintergrunde bleibt, ist aber Niemand anders als Grace Conroy, die hülfesuchend allerdings von dem Gouverneur Salvatierra adoptirt worden ist, die sich nun, — vielleicht aus Scham, vielleicht aus andern Motiven, die mir entgangen sind, — Jahre lang verborgen gehalten hat und, um ihr Versteck zu sichern, sich jeden Morgen kupferfarben geschminkt hat.

Da haben wir also, um beim Zählen zu bleiben, die dritte Namensverwechselung und die erste Verunstaltung und Unkenntlichmachung.

Philip Ashley tritt schon früher wieder in unsern Gesichtskreis hinein, aber ebenfalls unter einem andern Namen — Namensverwechselung Nr. 4! Der Mann, der in dem Augenblick, da er Hungers zu sterben befürchten muß, noch eine kurze, ergreifend beredte Schilderung des Unglücks des „Hungerlagers" den Ueberlebenden zukommen lassen will, der die Namen der Elenden auf einem Segeltuchstreifen aufschreibt und diesen Streifen am Baum fest nagelt, der sich dort Philip Ashley nennt, — dieser Mann heißt Arthur Poinsett; unter diesem, seinem wahren Namen lernen wir ihn später kennen. Nun, ich will zugeben, daß in einem Lande wie Californien Namensablegungen und Namensaneignungen zu den gewöhnlicheren Dingen gehören als in unserm civilstandsregistrirten Europa; aber im Angesicht des Todes schweigt eine solche Lüge, wie ich glaube, und es ist unerklärlich, daß Arthur Poinsett die lächerliche Vermummung, zu der gar kein ernsthafter Grund vorliegt, in diesem tragischen Augenblicke aufrecht erhält.

Alles das dünkt mich roh und unkünstlerisch. Dieser Wechsel des Namens ist ein bequemes, aber von jedem hochstehenden Schriftsteller mit Aufmerksamkeit zu vermeidendes Mittel, um die sogenannte „Spannung" hervorzurufen. Es ist ein bequemes Mittel; denn mit dem Namen verschwindet die Person, und die umgetaufte Person narrt uns Leser, wie sie ihre Umgebung narrt. Daher denn, wenn sie sich demaskirt, Ueberraschung hüben und drüben, entsetzter Aufschrei und Frohlocken, mit einem Worte: Effect! Wir freuen uns aufrichtig, daß unsere deutsche Romandichtung, soweit sie literarische Ansprüche erhebt, dieses Stadium des fortwährenden Mummenschanzes glücklich überwunden hat; und jeden seiner gebildeten Leser verstimmt und verdrießt dieses grobe Faschingsspiel.

Unser Unwille wird noch gesteigert dadurch, daß der americanische Künstler — man kann zum Glück nie vergessen, daß er ein Dichter, ein Künstler ist — sich mit uns dieselben Scherze erlaubt, mit denen die elenden Handlanger in der Literatur ihre Wirkung in den Barbierstuben zu erzielen pflegen.

Immer in der unverkennbaren Absicht „Spannung" hervorzurufen, gibt er eine geheimnißvolle Andeutung und läßt es einstweilen dabei bewenden. Den natürlichen Wunsch des Lesers, den Schlüssel des ihm aufgegebenen Räthsels zu erlangen, läßt er vorderhand unbefriedigt. Es macht ihm Freude, uns zappeln zu lassen. Da wirft er eine Frage auf, deren Lösung die Phantasie des Lesers unwillkürlich in Anspruch nimmt. Wir wollen die Antwort; er läßt die Frage offen! Da läßt er einer Person einen Brief übergeben, der auf diese den tiefsten Eindruck hervorbringt; wir sehen die betreffende Person erbleichen oder erröthen, in Ohnmacht fallen und dergleichen, — diese Person interessirt uns, und es ist ganz natürlich, daß wir den Grund ihrer ungewöhnlichen Erregung erfahren, daß wir den Inhalt des Briefes kennen lernen möchten; wir erfahren es einstweilen nicht. Wir erfahren es erst, nachdem die Spannung genügend lange angehalten hat und die Abspannung eintritt. Da läßt er eine andere Person unter wunderbaren Umständen eine verschlossene Kapsel finden, und wir ahnen sofort, daß deren Inhalt von größter Bedeutung sein muß und alle die Wirrnisse, die sich zusammengeballt haben, schleunig klären würde; aber diese Person ist discret oder dumm; sie öffnet die Kapsel nicht und wir haben wieder das Nachsehen.

Mit einem Wort: anstatt uns zu interessiren, wie uns ein so geistvoller und ungewöhnlich begabter Schriftsteller zu interessiren vermöchte, beschränkt sich Bret Harte darauf, uns zu intriguiren, wie ein Mensch, der nicht ausspricht.

Es sind die alten Schläuche — ja! Aber zum Glück sind sie nicht gefüllt mit jenem traurigen, verdummenden Fusel, den die Fabrikanten der sogenannten „Volksliteratur" dem Plebs verzapfen; sie sind gefüllt mit dem gesundesten, feurigsten und edelsten Wein. Das Aeußerliche ist gewöhnlich und verbraucht, der Inhalt aber ist köstlich und bedeutend.

Selbst da, wo der Dichter in seiner Arglosigkeit zu unserm Bedauern die gewöhnlichen Handwerkskniffe anwendet, auch da zeigt sich seine überlegene Natur, und bisweilen sind die Verschleierungen des Thatbestandes und die Entschleierungen desselben geradezu künstlerisch meisterhaft und von einer packenden Wirkung. Ich will hier nur an zwei Einzelheiten erinnern.

Zu Beginn des ersten Bandes schildert uns der Dichter den entsetzlichen Jammer des Hungerlagers im Schnee. Die Unglücklichen sind auf der tiefsten Stufe des menschlichen Elends angelangt: „Sie waren kindisch, ohne den Ehrgeiz und den Drang nach Selbstständigwerden des Kindes; sie waren Männer und Weiber, ohne die Würde und Einfalt des Mannes und Weibes. Alles, was sie über das Thier erhoben hatte, war ihnen im Schnee abhanden gekommen; selbst das Charakteristische des Geschlechts hatten sie verloren." Sie hungern. Die Heruntergekommensten, Peter Dumphy und die wahnsinnige Frau Brackett, sprechen schon den Gedanken aus, den Einen oder Andern zu erstechen, „zu erwürgen und — —" „die Schlußworte dieser letzten Phrase gingen den Anderen verloren in dem vertraulichen Gezischel zwischen Frau Brackett und Dumphy". „Und zu fressen!" ergänzt unwillkürlich der Leser.

Es wird uns nun erzählt, daß einer der Unglücklichen in einer der improvisirten Hütten einem entsetzlichen Schauspiel beiwohnt. „Was er dort gesehen, ist ihm nie über die Lippen gekommen. Doch als er sich den Weg nach seiner eigenen Hütte zurücktastete, war sein Gesicht fahl und blutlos und seine Augen waren wild und verstört. Nur ein einziger Trieb wohnte in ihm, die fluchwürdige Stätte auf ewig zu fliehen. Mit einem lautem Schrei zu Gott stürzte er hinaus und war in der Finsterniß verschwunden."

So schließt das dritte Capitel des ersten Bandes. Wir ahnen wohl, welcher entsetzliche Anblick sich diesem einzigen Zeugen dargeboten hat; aber wir wissen doch nichts Bestimmtes. Wir lesen weiter und immer taucht uns von Zeit zu Zeit die Frage auf: was mag in jener Schreckensnacht im „Hungerlager" geschehen sein? Aber unsere Aufmerksamkeit wird durch andere Dinge gefesselt, und im dritten Bande ist uns die Erinnerung an diesen geheimnißvollen Vorgang nicht mehr gegenwärtig. Wir haben inzwischen Peter Dumphy in einer ganz andern Gestalt kennen gelernt. Er ist einer der ersten Geschäftsleute in San Francisco, er ist ein König an der Börse; die beste Gesellschaft

Digitized by Google

von San Francisco verkehrt mit ihm, er gibt festliche Diners und veranstaltet Vergnügungspartien — er ist nicht mehr das verkümmerte Halbthier, das wir zu Beginn der Geschichte kennen gelernt haben. Er ist ein großer Mann. So finden wir ihn im dritten Bande, als er seinen Gästen aus den „Staaten", die er gründlich zu übertölpeln sucht und von der Vortrefflichkeit der californischen Einrichtungen überzeugen will, ein verschwenderisches Diner vorsetzt. Eine Episode bei diesem Diner erinnert uns plötzlich an die schauerliche Scene im Hungerlager. Es heißt da: „Dumphy hielt plötzlich inne, denn er begegnete Arthur Poinsetts Blicke. Herr Dumphy aß wenig in der Oeffentlichkeit, aber er war eben beschäftigt von dem Flügelstück eines Birkhuhns mit seinen Zähnen das Fleisch herunterzureißen, und in der Art dies zu thun, lag etwas so Eigenthümliches und Charakteristisches, daß Arthur mit einer plötzlichen Erinnerung in seinem Blick aufsah. Dumphy legte das Flügelstück bei Seite."

Einer weiteren Aufklärung bedürfen wir nicht; und Bret Harte geht auch, ohne die Sache mit irgend welchem besonderen Nachdruck zu behandeln, in seiner Erzählung ruhig weiter.

Die andere Entschleierung betrifft den eigentlichen Kern der Geschichte. Ich habe schon erwähnt, daß sich alle Intriguen, alle Machinationen, über die hier in diesem Roman berichtet wird, um den Besitz einer Mine drehen, die für sehr werthvoll gehalten wird. Sie wird der Gegenstand eines riesenhaften Schwindels, den Peter Dumphy in San Francisco leitet und der die ganze dortige Geschäftswelt in Mitleidenschaft zieht. Auch in der nahe San Francisco gelegenen Mission San Antonio spielt die Frage der Erwerbung dieser Mine eine wesentliche Rolle. Der verstorbene Gouverneur Salvatierra hat Ansprüche daran und hat diese Ansprüche testamentarisch seiner Pflegetochter Dolores vermacht. Gabriel Conroy wird an Ort und Stelle, in „One Horse Gulch", durch den thatsächlichen augenblicklichen Besitz dieser Mine, der Mittelpunkt des allgemeinen Interesses, wird dadurch gleichzeitig der Mittelpunkt des ganzen Romans. Da gibt es, lediglich dieser Mine wegen, Aufregungen ohne Ende, da steigen und fallen die Course, da werden alte Geschäftshäuser ruinirt, da gibt es Mord und Todtschlag, da wird gelyncht, — mit einem Worte, nichts bleibt von den verschiedenen Parteien unversucht, um die Mine an sich zu bringen. Wir sehen die Aufregungen, sehen die Gewaltthätigkeiten, wir interessiren uns dafür, aber wir haben immer das Gefühl: wozu das Alles? Da fehlt ein Mittelglied! Da steckt ein Etwas im Hintergrunde, das wir noch nicht kennen. Und richtig! Unmittelbar vor dem Schluß des Romans ersehen wir aus einer beiläufigen Andeutung, wer diese Intriguen schürt, wer diese Parteien aneinanderhetzt, wer den Einen nach dem Andern unschädlich zu machen sucht, um das Ganze schließlich einzustecken. Es ist eine episodisch behandelte Person, ein milder, gutmüthiger Priester von liebenswürdigstem Wesen, Padre Felipe, der Beichtvater der schönen Donna Dolores, der dieser die Besitztitel abgeschwindelt hat und die werthvolle Mine für die heilige Kirche erwerben will.

Das ist mit einer solchen Zartheit und Discretion durchgeführt, daß die Bewunderung für diese vollendete künstlerische Ausführung den stärksten Ausdruck nicht zu scheuen braucht. Es ist meisterhaft.

Auch hier ist also das Aeußerliche, das Material, grob und gewöhnlich, die Behandlung aber künstlerisch vollkommen. Die Kirche als Erbschleicherin! — das ist eine Erfindung, die nicht einmal mehr auf das Prädicat „trivial" Anspruch machen kann; aber die Behandlung dieses Rohmaterials ist vollkommen. Auch hier zeigt sich also der Widerspruch, auf den schon hingewiesen wurde: die Bearbeitung des gemeinen handwerksmäßigen Stoffes durch die Hand eines wahren Künstlers.

(Der Schlußaufsatz in der folgenden Nummer.)

Paul Lindau.

Ferdinand Hiller der Tonkünstler als Schriftsteller.

Erschien dieser Artikel in einer westdeutschen, belgischen oder holländischen Zeitung, so bedürfte es keines einleitenden Wortes über Hiller; denn dort ist der an der rheinischen Metropole (Cöln) wirkende städtische „Capellmeister" — so lautet wohl der Titel — der Ehren-Doctor und der nun vielfach mit Orden beehrte Componist der „Zerstörung Jerusalems" bekannt genug. Für die Leser der „Gegenwart", welche diesem Kreise ferner wohnen, sei bemerkt, daß unser Titelheld am 24. October 1811 zu Frankfurt a. M. geboren wurde, 14 Jahre alt in Weimar durch Hummel die letzte Feile seiner pianistischen Ausbildung erhielt und dort zu Goethe noch in Beziehung trat, wie in Wien demnächst zu Beethoven. Paris, welches Hiller „die Hauptstadt von Deutschland" nannte — das war freilich 1864, aber auch jetzt würde er sich nicht genieren —, fesselte ihn dann in seinen besten Jahren über ein halbes Decennium, von 1829 an. Dort lebte er im intimen Verkehr mit Rossini, Berlioz, Chopin, Liszt, dem durchreisenden Mendelssohn, Heine, Börne ꝛc., erfreute sich der reichen, künstlerischen Genüsse der Stadt und wußte sich als Componist, Dirigent und Pianist zu nachhaltiger Geltung zu bringen. Die folgenden 10 Jahre waren für ihn eine Zeit des Wanderns. Schelble ersetzte er in Frankfurt als Dirigent der Cäcilia, Mendelssohn, als dieser auf den Ruf König Friedrich Wilhelm IV. für kurze Zeit nach Berlin ging, in gleicher Stellung bei den Gewandhausconcerten in Leipzig, und in Dresden leitete er ebenfalls Interesse erregende Aufführungen guter, ernster Richtung. Dazwischen war er in Italien und führte dort wie in Dresden eine Oper auf. — Doch ich bin auf dem besten Wege einen lexikalischen Artikel zu schreiben — also schnell zum Schluß: 1847 wurde Hiller städtischer Musikdirector (oder Capellmeister? — die musikalischen Aemter und Würden harren noch ihrer definitiven Eintragung) in Düsseldorf und 1850 ging er, Schumann als Nachfolger zurücklassend, nach Cöln, wo er nun bereits 26 Jahre wirkt, durch viele Scheffel verspeisten Salzes populär geworden ist und sich so fest eingelebt hat, daß er schwerlich einen andern Wirkungskreis mehr aufsuchen wird.

Warum aber ein Artikel über Hiller den Schriftsteller, wenn über Hiller den Tonkünstler eine Einleitung nicht überflüssig? Wäre über Hillers Hauptfunction etwas zu lesen nicht näher liegend? — Offen gestanden ist Musaget die zufällige Begegnung mit Hillers neuesten Editionen: „Musikalisches und Persönliches" und „Briefe von Moritz Hauptmann an Spohr u. A." (Leipzig, Breitkopf und Härtel 1876); allein dieser Zufall hätte nicht das Recht erhalten, dem Schriftsteller vor dem Tonkünstler den Vortritt zuzudictiren, wenn er nicht zufällig auch Recht hätte dabei. Hiller ist eine der schwer verständlichsten Persönlichkeiten unserer tonkünstlerischen Zeitgenossen und darum mehr mißverstanden als verstanden worden. Fortuna warf ihm nicht ein Glücksloos, sondern nur einen jener Scheingewinne zu, welche die reelle Niete nur um ein unendlich Kleines übertreffen. Hiller ist durchaus nicht nach Gebühr geschätzt, man thut ihm im Guten und Schlimmen zumeist zu viel, man lobt und tadelt ihn mit dem schnellen Worte, wie es kömmt; gibt sich aber nicht die Mühe ihn zu charakterisiren, wozu es allerdings nöthig ist den Punkt aufzusuchen, in welchem alle Strahlen seines offenbar genialen Künstlerthums zusammentreffen.

Ein Hauptzug Hillers ist der der eigenen Unterschätzung, was das geniale „Sein oder nicht Sein" anbetrifft, und da Knigge in seinen bekannten „Weltmanns-Evangelium" sagt, die Welt achtet nur den, der sich selber achtet, so hat Hiller darin außerordentlich anerkennende Seelen gefunden, die ganz bereitwillig mit ihm — an ihm zweifelten. Wenn Mendelssohn, siehe „Felix M.-B. Briefe und Erinnerungen von F. Hiller" (Cöln, Du-Mont Schauberg 1874) S. 153 bei Gelegenheit melodramatischer Improvisationen sagte: „ich begreife nicht, wie Du je an Deiner musikalischen Begabung einen Augenblick zweifeln kannst", so möge das hier Zeugniß ablegen gegen die Ebenbilder Gottes der Knigge'schen Confession. Bei so reichem Schaffen wie dem Hillers mußte natürlich Manches unterlaufen, das dem

Digitized by Google

flüchtigen Augenblicke entsprossen vielleicht auch diesem nur genügt. Bei welchem Componisten ist das aber nicht der Fall? Vor dem kritischen Zugwinde halten selbst Bach, Mozart und Beethoven nicht Stich — manche Spreuhülse fliegt auf, wenn er hindurchgetrieben wird! Scheidet man dieses aus, so bleibt aber auch bei Hiller als größerer Bruchtheil eine so bedeutende Masse bedeutender Schöpfungen über, daß er ruhig das Gericht der Zeit abwarten mag.

Wie ist das aber möglich, wird man mir entgegnen? Hiller ist der Musikkönig des Niederrheins, das vornehme Orakel der Cölnischen Zeitung, die höchsten Souveräne, Akademien, Universitäten zeichnen ihn aus, hier spielt er, dort hält er einen Vortrag — kann einem Manne mehr Gelegenheit geboten werden, sich zur Geltung zu bringen? —

Daß er Geltung hat beweist ja all' das Angeführte. — Nein, muß er nicht sogar seine volle Geltung finden und schon gefunden haben in dieser vielseitigen Berührung mit seiner (nicht „dieser") Gegenwart? —

Sicher, so lautet die Antwort, wenn Hiller nicht — Hiller wäre. Und diese Eigenartigkeit zu erkennen bieten seine Schriften natürlich besseren Anhalt als seine Noten. — Darum werde Hiller dem Leser als Schriftsteller vorgestellt.

Es liegen von ihm bis jetzt 6 Bände vor: „Aus dem Tonleben unserer Zeit. Gelegentliches", 2 Bände (Leipzig, Mendelssohn), erschienen 1868, also noch nicht vor 10 Jahren und da der Verf. bereits der Sechzig zuschritt, was sein Lebensalter angeht. Nach 5 Jahren erschien eine „Neue Folge" desselben Titels (Leipzig, Leuckart). Das folgende Jahr, 1874, das schon citirte Mendelssohn-Buch und nun soeben die gleichfalls bereits genannten Sammlungen von Aufsätzen und Briefen. — Der Inhalt derselben ist ein äußerst mannigfacher.

In Hauptmanns Briefen tritt Hiller am wenigsten in den Vordergrund und es bleibt dem Spürsinne des Lesers überlassen, in dem, was er ausgewählt und in dem, was er übergangen hat, seine Absicht herauszuerkennen. Man sieht seine Hand mit tendenziösem Stifte bewaffnet darüber schweben, und ahnt sein Walten noch mehr in dem, was er Partei nehmend wegließ.

Ganz anders verhalten sich dazu Mendelssohns Briefe, welche, mit Erinnerungen an ihm verbunden, werthvolles Material theils für Hillers, theils Mendelssohns Lebensbeschreibung liefern, und es muß dieses Werkchen zuerst lesen, wer ihn richtig kennen lernen will. Mendelssohn hatte es an sich, denjenigen, welche etwas Gutes componirt hatten, wenn er es kennen lernte, mehr noch, wenn er es selbst aufführte, seinen persönlichen Dank wiederholt auszusprechen. Mir erscheint das immer ein ganz klein wenig eitel und hochmüthig — man verzeihe diese zu scharfen Ausdrücke, mir fallen augenblicklich keine bessern ein; allein Hillers Freunde können Hiller wirklich dankbar sein für dieses Buch; denn keiner von ihnen konnte in seiner Freundschaft so schön und so gut für ihn plädiren, als er es (ohne es zu wollen) für sich selbst darin gethan. In den bekannten Sammlungen von Mendelssohns Briefen steht mal groß und breit eine wahrlich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte Kritik einer Hiller'schen Ouvertüre, welche allen Zweiflern an Hillers Schaffenskraft Wasser auf die Mühle schüttete. Hiller wollte es so — doch nicht genug, 10 und mehr Jahre später erst schien es ihm erlaubt, auch andere Briefe, welche doch ganz Anderes sagen, uns zur Lectüre drucken zu lassen. Das that er, um „auch nicht der leisesten Anklage Gelegenheit zu geben, mit seiner Freundschaft für mich irgend etwas der Oeffentlichkeit gegenüber erreichen zu wollen." (S. XII.) Das Gegentheil dürfte jetzt vielleicht erlaubt sein; denn der Grund für die Publication im Jahre 1874, weil Mendelssohn „von dem Unverstande, der Urtheilslosigkeit und dem Neide Angriffe erfährt", trifft nicht zu. Die eben benannten drei Gr—ößen sind ewig. Sie werden nie todt zu machen sein, auch durch dieses Buch nicht. Die Publication jenes Briefes aber ohne die gleichzeitige aller derer, welche jetzt nun zu lesen sind, war nicht nur Hiller schädlich — daran hatte er aber seine stille Freude, das gönnte er dem Publicum —, sie warf auch auf Mendelssohn ein falsches Licht In Hiller steckt ein kleiner Zug des Geistes, der da stets verneint, eine übertriebene Ehrenhaftigkeit trotziger Selbstständigkeit, welche Burns in seinem Liede „Ich hab mein Weib allein und theil es traun mit Niemand" so fest zeichnete, eine selbstfeindliche Lust daran, nichts für sich zu thun. Lesen wir nun, wie Mendelssohn sich auch äußerlich im Tone eine bewußte Suprematie über Hiller beilegte und erst mit der Zeit immer mehr aufthaut, erfahren wir, daß er fünf Wochen vor seinem Tode am 1. Oct. 1847 an Prof. Hildebrandt in Düsseldorf einen Brief schrieb, den Hiller nicht mittheilen kann, weil das dem stärksten Selbstlobe zu ähnlich sehen würde, und sehen wir Hiller gleichzeitig nur anerkennend zu jenem emporblicken, Alles unterdrücken oder nur nothgedrungen ganz obenhin berühren, was ihm auch daneben zum Postamente dienen könnte, so hat er sich dadurch einen passe-partout für Alles gelöst, wozu ihn sein eigenthümliches, unpraktisches, nonchalantes, indifferentes, abstoßendes ꝛc. Wesen auch in der Schriftstellerei (mehr noch im wirklichen Leben) verführte.

Solch' einen unpraktischen Zug möchte ich seine Stellung als Hort der Wagner'schen Gegner, seine Parteitaktik gegen die neudeutsche Schule und die damit zusammenhängende übertriebene Hochstellung — Hauptmanns z. B. nennen. Hauptmann war einer der Nachfolger J. S. Bachs in Leipzig und hielt sich für gemüßigt, seinem Vorgänger gelegentlich auch ganz gehörig die kritischen Leviten zu lesen. Er war auch sicher ein tüchtiger Musiker, seinen Freunden ein guter Freund, ein Theoretiker, der mehr gelobt als gelesen worden, kurz, gewiß eine ganz respectable Persönlichkeit; allein er gilt mehr als Gegenkönig und seine Legitimität wird trotz aller Bemühungen und Protection in der geistigen und geschäftlichen Kunstwelt wohl auf sich warten lassen müssen. — Doch das nur nebenher!

Besser und vollständiger lernt man Hillers Art natürlich erst in den 3 Bänden „Aus dem Tonleben unserer Zeit" und dem jüngst erschienen neuesten Bande „Musikalisches und Persönliches" kennen, wo Aufsätze der verschiedensten Art ihm Gelegenheit geben, sich von überall her zu zeigen. Es sind biographische Skizzen wie: Luigi Cherubini, Josephine Lang, die Liedercomponistin, Erinnerungen wie: Beim Prinzen Napoleon, Plaudereien mit Rossini, Erinnerungen an den Abbate Baini, Ludwig van Beethoven ꝛc., Charakterisirungen localer und ähnlicher Begrenzung wie: 14 Tage in und Briefe aus Paris, die Chopinfeier l'abbaye-aux-Bois, Nachrufe an: Robert Schumann, Grunwald, Klingemann, Hauptmann, Rossini, Soubre, Hartmann, Bennett, Berichte über Musikfeste ꝛc., Reden, Allgemeines, wie: Zu viel Musik, Dramen als Opern, die Musik und das Publicum ꝛc., endlich auch ganz Belletristisches, Memoirenhaftes wie: Nach Skandinavien.

Es entstanden die zahlreichen Arbeiten sehr verschiedenen Umfanges — von 3 bis 100 Seiten lang — eine jede für sich selbstständig, und trägt eine jede den Anlaß ihrer Entstehung auch als charakteristisches Gepräge an sich. Mit Rossini plaudernd wird er so behaglich Rossinisch, wie ein gewisser canonischer Ernst beim Abbate Baini über ihn kommt. Von Paris erzählend wird er zum esprit reichen Pariser, nach Skandinavien reisend (und von dort zurückkehrend) überkommt ihn die echte Behaglichkeit des in den Tag hinein lebenden Touristen. Berichtet er von Festen, so scheint er selbst von Festesfreude zu strahlen, gemessener eröffnet er das neue Local für das Cölner Conservatorium und tief ergreifend sind seine Nachrufe.

An ihnen dürfen wir nicht ohne Weiteres vorbeigehen! Der schönste ist nach meinem Gefühle der an R. Schumann. Zum dritten Male las ich ihn nun, und ebenso wehmuthsvoll durchschauerte es mich jetzt, wie damals, als er eben erschien. Er gehört zu dem Besten, was je in dieser Art geschrieben ist, Schumann hat in der Kirchhofsscene seiner Rose Pilgerfahrt ein Pendant dazu gegeben. Was er über die Genannten anführt ist so charakteristisch, so aus dem Augenblicke herausgewachsen und so herzlich empfunden! Es sind Lichtskizzen, die sich von selbst aus den Gluthen zu bilden scheinen, welche reinste Theilnahme auf Traueraltären anfachte. Sie schweben mit rein geistiger Schöne im Aether. Hier ist Hiller ganz frei von dem übermüthigen Kobold, der ihm sonst zuweilen auf dem Nacken sitzt.

Digitized by Google

Der raunt ihm Spott auf Hohe und Niedere, Künstler und Publicum, Liebende und Gläubige, kurz auf Alles, sich selbst, seine Größe, Beleibtheit, Glatze sogar nicht ausgenommen, ein. Mochte und mag ihm dieser böse Geist im Leben manchen Schaden bereiten, indem er ihm zuflüsterte, was er dann getrost und rückhaltslos weiter sagte, so ist das im Buche etwas Anderes. Im Leben bezieht ein Jeder Alles auf sich, im Buche auf die Anderen. Das Verletzende wird nicht empfunden. Recht hat Hiller, wenigstens ebensoviel wie Unrecht; er fühlt sich dabei aber so behaglich — das fühlt und genießt man mit. Kurz — hier scheint dieser Ton am rechten Orte.

Hiller ist kein classischer aber ein vortrefflicher Stilist voller Originalität und Klarheit. Er „macht zwar in Partei", aber nur an wenigen Stellen in übertriebener Weise, und mehr pro, wogegen weniger einzuwenden, als contra. Er ist offen gesagt manchmal ungerecht in seinen Sarkasmen; allein man braucht es ja nicht auf sich zu beziehen, ganz ohne Grund sind sie nie. Er plaudert unendlich kurzweilig, er berichtet plastisch und objectiv (wo er nicht Partei ist) und, wo es ihn selbst ergreift, was bei seiner spottgepanzerten Natur allerdings nicht oft geschieht, da zeigt er jeder Zeit, daß er sich sehr irrt, wenn er meint, er wäre kein Schriftsteller.

Die Sprache ist die Kunst, die wir Alle ohne Unterlaß (selbst im Traume) pflegen, deshalb bildet sich ein Jeder in einem gewissen Sinne mit der Zeit zum Schriftsteller. Ein Jeder aber weiß sich selbst zu schreiben und — Hiller, den Tonkünstler kennen zu lernen lese man, was er als Schriftsteller uns gespendet. „Gelegentliches" nennt Hiller seine Schriftstellereien, nun — ein Jeder kennt Goethes Wort! Auch hier bewahrheitet es sich. **Albert Hahn.**

August Wilhelm Ambros.

Am 28. Juni starb zu Wien ein Mann, der als Musikgelehrter unter allen Fachgenossen Europas gekannt und geschätzt ist, als Mensch aber durch seine liebenswürdige, oft wunderliche, stets interessante Persönlichkeit etwa so viele Verehrer besaß, als Menschen mit ihm in nähere Berührung gekommen waren; die ganze musikalische und literarische Welt wußte, daß August Wilhelm Ambros Verfasser einer grundgelehrten Geschichte der Musik ist, man kannte ihn als Musikkritiker von unglaublicher musikalischer Belesenheit und seltener Wärme für oder gegen seinen Gegenstand, als Componisten von strenger Schule und feinstem Geschmacke, als einen Kunsthistoriker von enthusiastischem Forschertrieb und erstaunlicher Raritätenkenntniß, doch nur seine Bekannten wußten, daß dieser merkwürdige Kopf mit seinen überfüllten Speichern voll der gründlichsten juristischen, philologischen, historischen und vor Allem musikalischen Kenntnisse, beherrscht wurde von einem der besten Herzen, die je für menschliche Ideale geschlagen haben. Wäre Jean Paul auch nicht einer seiner Lieblingsschriftsteller gewesen, man wäre doch im Gespräche mit Ambros die Erinnerung an Jean Paul'sche Helden nicht leicht los geworden.

Eine ruhig abwägende Würdigung seiner fachmännischen Thätigkeit, ein Obductionsprotokoll über den vorliegenden geistigen Leichnam, müßte der Feder eines Fachmannes für ein Fachblatt vorbehalten bleiben; als Mensch jedoch fordert Ambros die allgemeine Theilnahme, welche ja glücklicherweise und zur Förderung idealen Strebens bei besondern Gelegenheiten, bei Jahresfeiern und Todesfällen, ohne die lästigen Dämpfer der zurückhaltenden Alltagssprache sich äußern darf. Diese haarschärfe, abgeschliffene, darum aber auch dünne, allzu biegsame Sprache unserer wetkeltäglichen Zeit möchte man bei der Erinnerung an die rührende Gestalt des jüngst Verstorbenen vertauschen gegen den überschwänglichen Redefluß der schönen Seelen des „Titan", oder gegen den stachellosen Witz des Armenadvocaten Siebenkäs. Wie gesagt, man wird die Erinnerung an Jean Paul nicht los, wenn man an Ambros denkt, vielleicht den letzten Jünger Jean Paul'schen Stils, vielleicht den letzten Hüter von Jean Pauls wärmender Geistesflamme.

Ambros war ein Alleswisser von stupender Gelehrsamkeit und doch kein moderner Gelehrter, ein Enthusiast für alle menschlichen Ideale und doch kein moderner Culturkämpfer, er war ein beinahe nationalitätsloser Humanist und doch kein moderner Kosmopolit; er war eben — und dies sei das erste und letzte verkleinernde Wort — kein moderner Mensch, sondern mit seinen sechzig Jahren ein Vertreter der alten Zeit, welche den Namen der „guten" alten Zeit verdiente, wäre sie von vielen solchen Leuten vertreten. Wie sich diese scheinbaren Gegensätze in demselben Manne verbinden konnten, das mag ein kurzer Blick auf die wichtigsten Momente seines Entwickelungsganges erklären.

August Wilhelm Ambros wurde (am 16. November 1816) zu Mauth, einem kleinen böhmischen Städtchen, geboren; Böhmen war damals und noch viele Jahre später ein Land ohne Nationalitätsbewußtsein, ein Land, dessen beide jetzt einander so feindlichen Volksstämme sich nur dadurch unterschieden, daß die Deutschen das Tschechische noch schlechter als das Deutsche sprachen, die Tschechen das Deutsche noch schlechter als das Tschechische. Erst das Jahr 1848 hat in Böhmen die Frage nach der Nationalität ernsthaft und allgemein auftauchen lassen, erst damals begann sich die Bevölkerung allmälig in zwei gegnerische Lager zu trennen, und dabei mochte es oft vorkommen, daß selbst hervorragenden Persönlichkeiten in dem einen Lager nicht nur die Kampflust gegen die Brüder von vorgestern im andern Lager, sondern geradezu das Bewußtsein von dem Nationalitätsbegriff abging; noch heute gibt es in Prag mehr als einen tüchtigen Mann aus älterer Schule, der zur deutschen Sache geschworen hat, weil die Quellen aller Bildung in Böhmen deutsch sind, der aber diesem Schwure nur insofern die Treue hält, als er in deutscher Sprache denkt, spricht und schreibt. Ein Deutscher in diesem Sinne, ein platonischer Deutscher ohne politisches Bedürfniß, ohne die kleinste politische Ader, ein deutsch sprechender Europäer war Ambros.

Die Studien, welche er an östreichischen Anstalten zurücklegte und die ihm 1839 die juridische Doctorwürde erwarben, konnten unmöglich einen andern Geist in dem jungen Manne wecken; der Unterricht lag in den Händen von Geistlichen oder geistlich erzogenen Männern, welche dem Schüler wohl ihr nicht selten bedeutendes Detailwissen übermitteln konnten, die aber selbst gewöhnlich zu wenig Bildung besaßen, um den Geist der jungen Generation zu freier Beherrschung des Wissensmaterials zu schulen. Ueberdieß mußte Ambros seine Lieblingsfächer lebenslang neben einem Berufe treiben, der damals in Oestreich — „das sind jetzt überwundene Zeiten" würden die Officiösen sagen — dem geistigen Streben nicht eben freundlich gegenüber stand; Ambros trat nämlich nach kurzer Thätigkeit bei der Finanzprocuratur zu der Staatsanwaltschaft über, wo er es bis zu der Bedeutung eines Oberstaatsanwalts-Substituten brachte. Charakteristisch für sein Wesen, charakteristisch für die Unmöglichkeit eines Zusammengehens von Staatsanwalt und Schriftsteller ist es, daß Ambros bald nach 1848 als Substitut des Generalprocurators gegen den Redacteur des „Constitutionellen Blattes" mit einer Klage auftreten mußte, obwohl er selbst als Musikschriftsteller Feuilletonist dieses Blattes war. Nur eine Natur wie Ambros, der im Reiche der Kunst bei fast kindlicher Unkenntniß der Verhältnisse irdischer Reiche lebte, dessen Milch frommer Denkungsart von keinem Tropfen politisirenden Drachengiftes in Gährung gebracht werden konnte, nur eine solche Natur konnte in Oestreich Staatsanwalt und Tagesschriftsteller zugleich sein ohne Schädigung des eigenen Charakters; seine harmonische Künstlerseele sah keinen Zwiespalt in der Beamtenstellung eines östreichischen Schriftstellers, während ein Grillparzer in ähnlichen Verhältnissen sich im Kampfe verbitterte.

Trotz dieser berufsmäßigen Zersplitterung der Geisteskräfte, gelang es dem universellen Kopfe, sich zu einem großen Werke zu sammeln, zu seiner vierbändigen, leider unvollendet gebliebenen „Geschichte der Musik", die mit deutschem Sammelfleiß die Entwickelung der Musik so ungefähr von der vorweltlichen Harmonie

Digitized by Google

der Sphären an verfolgt; in den Augen von Musikgelehrten hat dieses Buch vielleicht nur den einen Fehler, daß es auch für Laien lesbar nnd fesselnd ist. Von seinen Monographien musikologischen und überhaupt kunsthistorischen Inhalts ragt durch liebevolle Darstellung und erschöpfende Behandlung die Arbeit über den „Dom zu Prag" hervor, ein werthvoller Beitrag zu der Geschichte der gothischen Baukunst und ihrer Blüthe in Böhmen zur Zeit der luxemburgischen Kaiser; eine solche kunsthistorische Abhandlung würde von einem Jünger der jetzt herrschenden Schule vielleicht objectiver verfaßt werden, kritischer, — kälter, aber Niemand könnte für sein Thema lebhafter interessiren, Niemand so persönlich für jeden Strebepfeiler, jeden Grabstein, jede Fiale eintreten, wie der warmblütige Ambros.

Seine wahrhaft edle Wärme für den jeweilig vorliegenden Gegenstand — und ihn beschäftigte nur, was erwärmen konnte — machte ihn als Docenten zu einem sans phrase unvergeßlichen Ausnahmsmenschen der Katheder für die Wenigen, welche ihn als Universitätsprofessor kannten; saubere Collegienhefte freilich, in denen man Schwarz anf Weiß nach Hause tragen kann, was schon im Buche steht, wissenschaftliche Repertorien, Herbarien des Wissens waren seine Sache nicht, sondern frische, freudige Mittheilung alles Dessen, was ihm an erläuternden Thatsachen und Citaten im Augenblicke einfiel. Aber was fiel diesem Universalkopfe nicht alles ein! Wenn er seinen Vortrag begann, suchte er jedesmal, offenbar mit großer Selbstüberwindung, den gemessenen Ton eines würdigen Kathederveteranen anzuschlagen; doch schon nach wenigen Worten blickten die kleinen, von hundert Fältchen umspielten klugen Augen von seinem Manuscripte auf, Ambros war wieder er selbst und das Feuerwerk seiner Rede begann aus dem Stegreif zu prasseln. Sein seltener Fleiß hatte alles Bedeutende gesehen oder gelesen, sein erstaunliches Gedächtniß hatte Alles behalten; seitenlange Citate in alten und neuen Sprachen, plastische Schilderungen nach einem vor Jahren empfangenen Eindruck und historische Notizen in erdrückender Fülle fuhren scheinbar wirr durch einander, bis der Gegenstand des Vortrages wie der Mittelpunkt eines Coreggio'schen Bildes immer heller aus dem Chaos hervortrat. Wenn dann die Glocke den Schluß der Stunde verkündete, wenn Ambros schneller und schneller sein Material los zu werden trachtete, wenn er mit dem Hute in der Hand, wenn er zwischen Thür und Angel noch weiter sprach, weiter sprach, wenn ihm seine Hörer das Geleite auf die Straße gaben, dann konnte wohl ein vorüberwandelnder kuhmelkender Amtsgenosse über den Feuereifer des ewig jugendlichen Ambros lächeln, — dessen kleiner Hörerkreis hing doch mit unwandelbarer Treue an dem merkwürdigen Lehrer. Ich erinnere mich besonders lebhaft an eine Scene, die Ambros als Meister der Kunst des Improvisirens erscheinen läßt. Wilhelm Jordan, der ambülante Nibelungenrhapsode, war in Prag anwesend und trat einmal kurz nach Beginn der Vorlesung in den Hörsaal ein; Ambros mühte sich eben damit ab, das System einer vorchristlichen Harmonielehre wohl oder übel aufzubauen und unterbrach seinen Redestrom nicht im mindesten. Doch unmerklich bog er von seinem Ziele ab und schon sprach er von der Einfachheit der Harmonie in homerischer Zeit, und ehe man sich dessen versah, hielt er in glänzenden Hypothesen einen abgerundeten Vortrag über die Kunst und die Kunstmittel der griechischen Rhapsoden.

Dem Berufe der Professur konnte Ambros nur kurze Zeit treu bleiben; man war in Wien bei Hofe auf den gründlichen Kunstkenner, den amüsantesten Gesellschafter, den gläubigen Christen, den durch und durch östreichischen Menschen aufmerksam geworden und nach einer flüchtigen Ciceronenrolle, welche Ambros beim östreichischen Kronprinzen auf einer Reise nach der alten Kaiserburgruine Karlsstein übernommen hatte, wurde er nach Wien berufen, um dem Kronprinzen Unterricht in der Kunstgeschichte zu ertheilen. Mit stolzen Hoffnungen betrat Ambros seine neue Heimat. Der Unterstützung von Seite des Hofes sicher, gedachte er auf wiederholten italienischen Reisen die Quellenforschungen zu seinem großen Geschichtswerke zu vervollständigen; auch konnte er jetzt in behaglicherer Stellung ganz der Schriftstellerei leben, und hat als Musikkritiker in großen Wiener und Berliner Blättern den seltenen Ruhm erworben, durch seine hohe Bedeutung die Achtung aller Collegen, durch sein unversiegbares Wohlwollen die Liebe der ausübenden Musiker gewonnen zu haben. Die Nachricht von dem Tode des Mannes hat die große Gemeinde seiner Verehrer um so schmerzlicher getroffen, als das jugendliche Gemüth und die körperliche Frische des Sechzigers niemals den Gedanken eines so frühen Verlustes aufkommen ließen. —

An der Stätte, wo Ambros beinahe sein ganzes Leben lang wirkte, in dem durch Nationalitätenhader zerfetzten Prag, wo schon die Kinder zu politisiren anfangen, um sich frühzeitig an Reibungen zu gewöhnen, welche dann bis an's Ende nicht mehr aufhören, in Prag mußte eine solche Natur eigenthümlich befremden; vielleicht ist es aber gerade der Ekel an dem auf die Spitze getriebenen Parteienzwist in Böhmen, der dort einen hellenischen Menschen die freiwillige Lostrennung von der häßlichen, streitsüchtigen Gegenwart, die Flucht zu der schönen Welt des künstlerischen Scheines lehrte, vielleicht konnte gerade das von politischem Gezänke meist zerrissene Land in Ambros das Höchste heranbilden, was der einzelne Mensch zu werden vermag: ein harmonisches Ganzes.

Fritz Mauthner.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

In der Kritik des „Rheingold" (Gegenwart Nr. 27 vom 1. Juli) wird gegen Wagner wegen der Stelle: „Glühender Glanz entgleißt dir weihlich im Wag" der Vorwurf erhoben, das Wort Wag sei nicht nur ganz fremdartig, sondern sei auch, da es die kleinen Wellen einer Sandbank bedeute, von Wagner in falscher Bedeutung gebraucht. „Der Wag" ist ein gutes altes deutsches Wort mit der Bedeutung bewegtes Wasser, Flut, See; unser jetziges weniger gut vocalisirtes „Woge" ist davon abgeleitet. (Vergl. Graffs ahd. Sprachsch. I. 662.) Mit Wag hängt auch das in Norddeutschland sehr gebräuchliche Wachten zusammen, das sogar in der Umgegend von Berlin für hochgehende Wellen gebraucht wird. Nach Schmellers bayr. Wörterb. IV. 38 ist das Wort keineswegs vollkommen ungebräuchlich, sondern kommt in der für die Wagner'schen Verse passenden Bedeutung „Flut" noch heute am Rhein vor, namentlich in geographischen Namen, z. B. der Queidersbacher Wag, und der Dichter des „Rheingold" kann wohl das Recht in Anspruch nehmen, ein zwar wenig gebräuchliches, aber vollkommen klares Wort, dessen Sinn dem Sprachgefühl aller Deutschen nahe liegt, an passender Stelle verwenden zu dürfen. Die Bedeutung kleine Wellen einer Sandbank würde, falls sie sich überhaupt sicher nachweisen läßt, was ich bezweifle, immer nur eine abgeleitete sein können, hergenommen von den wogenartigen Erhebungen des Sandes.

Aug. Grabow.

* * *

In Betreff des Wortes Wag.

In einer Broschüre des Professor Dollhopf: „Der Ring des Nibelungen. Sachliche und sprachliche Erörterungen. München, Kön. Druckerei 1870, stehen folgende Worte: „Wag, ein Seeausdruck" = den aus der Tiefe her auf der Höhe des Strandes einer Sandbank nach fortlaufenden Wellen." Das ist die Quelle, aus der ich schöpfte.

L. Ehrlich.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

Inserate.

Für Badereisende nach
HELGOLAND, FÖHR & SYLT.

Verlag v. Otto Meissner in Hamburg:

HELGOLAND.
Nordseestudien
von **E. HALLIER.**
Preis 3 *M.*

Die
NORDFRIESISCHEN INSELN
vormals und jetzt.
Von **G. WEIGELT.**
2. Auflage. Mit 2 Karten. 3 *M.*

Vor Kurzem ist erschienen:

Die Leute von Seldwyla.
Erzählungen von
Gottfried Keller.
3. Auflage. kl. 8. 2 Bände. Preis broch. 6 *M.*, geb. 7 *M.* 30 *Pf.*

Keller's Erzählungen sind von der Kritik als Schöpfungen von unvergänglichem Werthe anerkannt. Haben dieselben schon in den theureren Ausgaben große Verbreitung gefunden, so ist mit der vorliegenden **wohlfeilen** Ausgabe auch weiteren Kreisen die Gelegenheit geboten, ihren literarischen Hausschatz mit einem wirklich classischen Werke zu bereichern.

Stuttgart, Juni 1876.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Neuer Verlag v. **Breitkopf & Härtel** in Leipzig:

Les instruments à archet. Les feseurs, les joueurs d'instruments, leur histoire sur les continent européen suivi d'un catalogue général de la musique de chambre par **A. Vidal.** Orné de planches gravées à l'eau-forte par F. Hillemacher. (Trois vol. in 4° carré.) Vol. I. Pr. n. 40 *M.*

Ein interessantes Buch.

Im Commissions-Verlage von **Fr. Foerster** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Christlich oder Päpstlich?
Historische Erzählung.
Von **Eduard Jost.**
Eleg. geh., 204 Seiten stark. Preis 1 *M.* 50 *Pf.*

Der Verfasser, durch zahlreiche Novellen und Erzählungen auch in weiteren Kreisen bekannt, hat in dem obigen Buche eine der interessantesten Episoden aus der Geschichte einer ehemaligen Reichsstadt, den **Abfall derselben von Rom,** novellistisch bearbeitet. Sämmtliche Figuren sind scharf gezeichnet. Von Seite zu Seite wächst die Spannung und höchst befriedigend ist die Lösung des geschürzten Knotens. Eine große Anzahl der bedeutendsten deutschen Journale, z. B. die „Augsb. Allg. Ztg.", die „Norddeutsche Allg. Ztg.", das „Frankfurter Journal (Didaskalia)", die „Neue Hannöv. Ztg." u. s. w. haben dem Buche sehr günstige Besprechungen gewidmet.

Joseph Krauss in Hamburg
empfiehlt sein reichhaltiges
Cigarren-Lager
in 84 verschiedenen Sorten von
68 bis 550 Mark pr. Mille.
Preis-Courant franco gratis.
Wiederverkäufern besondere Vortheile.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen:

Die Idee der Entwickelung.
II. Theil.
Eine social-philosophische Darstellung von
Leopold Jacoby.
10 Bogen. 8. Preis 4 *M.*

Das Buch stellt den philosophischen Zusammenhang des Darwinismus und Socialismus dar und bildet in der Kunstform eines Vortrages den ersten Versuch einer Fortführung der socialen Idee auf wissenschaftlicher Grundlage.

E. Neuenhahn, Buchhandlung,
Berlin, Kommandantenstraße 77/79.

Im Verlag der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefwechsel
zwischen
Schiller und Cotta.
Herausgegeben von
Wilhelm Vollmer.
Mit dem Porträt J. F. Cotta's.
gr. 8. 12 *M.* In hochelegantem „Einband für Bücherliebhaber" 18 *M.*

An die großen Schiller'schen Briefwechsel, mit Goethe und Körner, reiht sich der zwischen Schiller und Cotta als dritter an, zugleich das Denkmal eines seltenen Freundschaftsverhältnisses zwischen Schriftsteller und Verleger. Das Werk, welches neben den 467, zwischen den Hauptpersonen gewechselten Briefen, noch eine größere Anzahl von Buchhändler- und Autorenbriefen enthält und mit zahlreichen Noten und Erläuterungen versehen ist, bildet, außer dem Interesse, das sich an Schiller knüpft, einen unentbehrlichen Beitrag zur Geschichte des deutschen Buchhandels und wirft, bei der politischen Bedeutung Cotta's, höchst merkwürdige Streiflichter auf die politische Entwickelung Deutschlands im Wendepunkt zweier Jahrhunderte.

Der Einband für Bücherliebhaber ist auf das Sorgfältigste und Geschmackvollste in der hiesigen bekannten Buchbinderei des Herrn **Heinrich Koch** hergestellt worden: weißer Saffianrücken mit rothem und schwarzem Schild, Saffianecken; rother Schnitt und auf der Vorderdecke das Monogramm der Handlung in Golddruck.

Stuttgart, Juni 1876.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig** erscheint:

Bibliothek
indogermanischer Grammatiken.

Bd. I. **Grundzüge der Lautphysiologie** zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogermanischen Sprachen von E. Sievers. 8. X, S. 150. 1876. Brosch. Pr. n. 3 *M.*
„ II. **Indische Grammatik** v. W. D. Whitney.
„ III. **Iranische Grammatik** v. H. Hübschmann.
„ IV. **Griechische Grammatik** v. G. Meyer.
„ V. **Italische Grammatik** v. F. Bücheler.
„ VI. **Deutsche Grammatik** v. E. Sievers.
„ VII. **Irische Grammatik** v. E. Windisch.
„ VIII. **Litauische Grammatik** v. A. Leskien.
„ IX. **Slavische Grammatik** v. A. Leskien.

Diese indogermanischen Grammatiken sollen, auf den Resultaten der vergleichenden Sprachwissenschaft fussend, strengwissenschaftlich, jedoch in compendiöser Fassung (ca. 30 Bogen nicht übersteigend) und ohne allzugrosse Voraussetzungen in den Stand der grammatischen Wissenschaft in den einzelnen Sprachen einführen. Die Sammlung wird nach gleichmässigem Plan in rascher Folge erscheinen.

Es wird Subscription auf die ganze Sammlung angenommen, doch wird jeder Band auch einzeln verkäuflich sein.

Die Verlagshandlung.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Emil Naumann,
Prof., Dr. u. Kgl. Hofkirchenmusikdirektor.
Italienische Tondichter von Palästrina bis auf die Gegenwart. 8. 36 Bgn. Preis geh. 8 *M.*, fein geb. 10 *M.*
Früher erschienen:
Deutsche Tondichter von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart. 2. Aufl. 8. 26 Bgn. Preis geh. 5 *M.*, geb. 6 *M.*
—— 3. Aufl. gr. 8. Pracht-Ausgabe mit 6 Photographien. Preis geh. 12 *M.*, fein in Goldschnitt geb. 15 *M.*
Berlin. Verlag von **Robert Oppenheim.**

Meyers Reisebücher.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.
Führer *(braun gebunden).*
Nord-Deutschland, 9 M. — Süd-Deutschland, 7 M. 50 Pf. — Rheinlande, 3 M. — Thüringen, 6 M. — Wien, 5 M. 50 Pf. — Schweiz, 9 M. — Suisse, 9 M. — Süd-Frankreich, 9 M. — London, 7 M. 50 Pf. — Rom und Mittel-Italien, 18 M. — Ober-Italien, 12 M. — Unter-Italien, 7 M. — Italien in 50 Tagen, 9 M.
Wegweiser *(roth kartonnirt).*
Thüringen, 2 M. — Harz, 2 M. — Riesengebirge, 2 M. — Schweiz, 2 M.

Schandau an der Elbe.

Der am schönsten Punkt der **sächsischen Schweiz** gelegene Ort bietet zu den **lohnendsten Partien** die bequemste Gelegenheit, ist zur **längeren Sommerfrische** vorzüglich geeignet und vereinigt mit allen anderen Vorzügen den der **bequemsten Postverbindung mit Wien sowohl wie Berlin.**

Von Berlin in 4 Stunden zu erreichen.

Sendig's Hotel und Pension
„Villa Königin Carola",
nebst den Dependenzen „Villa Rosa" und „Villa Bellevue" **liegen am schönsten Punkt von Schandau, gegenüber der Station Krippen, mit Aussicht auf die Elbe, den Winterberg und Lilienstein.**

Das von schönsten Gärten umgebene Hotel ist ganz neu eingerichtet, mit allem Comfort eines Hotels ersten Ranges, Reitpferde, Equipagen und Bäder im Hause. Bei längerem Aufenthalte **Pension** nach Schweizer Art.

Rudolf Sendig.

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Hirth** in Berlin. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig.

Digitized by Google

№ 30. Berlin, den 22. Juli 1876. Band X.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Lage in Frankreich. Von Leopold Richter. — Schopenhauerianismus und Hegelianismus in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart. Von Eduard von Hartmann. (Fortsetzung.) — **Literatur und Kunst:** Die deutsche Kunstindustrieausstellung in München. Von Technophilos. — Ueber Bret Harte. Von Paul Lindau. III. — Richard Wagners „Walkyre". Vorstudie. Von H. Ehrlich. — Allgemeine deutsche Biographie. Von Karl Theodor Heigel. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die Lage in Frankreich.

Von Leopold Richter.

Die deutschen Zeitungen haben, leider nicht selten genug, Gelegenheit von Vorfällen in der Heimat zu sprechen, die uns nicht gerade zur Ehre gereichen. Die deutschfeindlichen Blätter, an denen zu Hause kein Mangel ist und die im Auslande die große Majorität bilden, verfehlen niemals, aus solch' vereinzelten Fällen allgemeine und keineswegs schmeichelhafte Schlußfolgerungen über den deutschen Charakter herzuleiten. — Es ist dies eine Unehrlichkeit, die wir constatiren dürfen und die wir uns gefallen lassen müssen. — Aber gerade, weil wir die Ungerechtigkeit des gegen uns angewandten Verfahrens schmerzlich empfinden, wollen wir keine Repressalien ausüben, und nicht dem ganzen französischen Volke Fehler zur Last legen, die von einem bestimmten kleinen Theile desselben begangen werden. Doch liegt die Versuchung nahe, ein Volk, oder wenigstens die Majorität desselben, für das Gebahren seiner Vertreter verantwortlich zu machen. Ganz Frankreich ist mit gutem Rechte stolz auf die großen parlamentarischen Redner, die es hervorgebracht hat; und deshalb wäre es auch in der Ordnung, daß sich alle Franzosen der beispiellosen Unschicklichkeiten, die heutzutage in der Kammer zu Versailles an der Tagesordnung sind, schämen sollten.

Die französische Nationalversammlung, welche den Frieden mit Deutschland geschlossen hatte und vor einigen Monaten aufgelöst worden ist, genoß des Rufes, in ihrer Mehrheit aus leidenschaftlichen Männern zu bestehen, die bei vielen Gelegenheiten gänzliche Nichtachtung für parlamentarische Ordnung und Gebräuche an den Tag gelegt hatten und deshalb wenig geeignet erschienen, tüchtige Mitglieder eines gesetzgebenden oder constituirenden Körpers zu sein. Tumultarische Sitzungen in Versailles waren etwas so Alltägliches, daß der Fremde, der zu seinem Vergnügen nach Paris kam, den Besuch der Nationalversammlung als eine aufregende oder amüsante Zerstreuung auf sein Programm zu setzen pflegte. Wollte der Zufall, daß er einer ruhigen Sitzung beiwohnte, in der nur geschäftliche Fragen in nüchterner, sachlicher Weise verhandelt wurden, so glaubte er klagen zu dürfen, daß er kein Glück gehabt und seinen Tag verloren habe. Dies war nicht gerade schmeichelhaft für die französischen Volksvertreter, die doch wohl schwerlich von ihren Wählern nach Versailles geschickt worden waren, um zur Erheiterung der in Paris anwesenden Fremden beizutragen; — jedoch war auch Mancherlei zu Ehren der Nationalversammlung zu sagen, und im Allgemeinen erkannte dies jeder Unparteiische willig an. Die Nationalversammlung hatte verschiedene und peinliche Aufgaben unter den schwierigsten Verhältnissen gelöst; sie bestand aus warmherzigen Patrioten, die man zur Zeit des größten Unglücks Frankreichs nach Bordeaux geschickt hatte, nicht etwa weil sie als parlamentarische oder politische Capacitäten viel zu leisten versprachen, sondern weil man sie als sichere Freunde des Vaterlandes kannte. Es war erklärlich, daß sie sich bei gewissen Parteifragen erbittert gegenüberstanden; man entschuldigte dies, weil sie stets einig erschienen, wenn es sich um das Wohl Frankreichs handelte. Für Beschönigung der Fehler dagegen, welche in jüngster Zeit in der zweiten Kammer zu Versailles begangen sind, läßt sich, augenblicklich wenigstens, noch nichts sagen.

Die heutigen Vertreter des französischen Volkes sind in ruhigen, regelmäßigen Zeiten, in ruhiger, regelmäßiger Weise gewählt worden. Man dürfte deshalb erwarten, in ihnen sachverständige, besonnene Männer zu finden, deren Hauptbestreben dahin gehen sollte, die ihnen vom Lande gestellte Aufgabe in bestmöglichster Weise zu lösen, d. h. Gesetze und Verordnungen zu decretiren, welche den Wohlstand und den innern Frieden sowie die Würde und das Ansehn Frankreichs zu wahren geeignet wären. Aber die Bestrebungen der heutigen Kammer sind — darüber kann kein Zweifel sein — ganz anderer Art.

Die Franzosen haben sich seit dem Sturze Napoleons noch immer nicht daran gewöhnt, den Zustand der Dinge, der dem Kaiserreich gefolgt ist, als einen lebensfähigen, definitiven zu betrachten. Die heutige Regierung erscheint den Franzosen als eine provisorische und genießt in Frankreich nur desjenigen Grades der Achtung, der einem vorübergehenden Zustande gezollt werden kann. Die Persönlichkeit des Präsidenten der Republik mag vielen seiner Landsleute Vertrauen und loyale Ergebenheit einflößen; die Regierung, an deren Spitze er steht, hat keine Anhänger; — ja der Marschall selbst ist kein Freund und Verehrer derselben.

Der Herzog von Magenta hat nie ein Geheimniß daraus gemacht, daß er keine Sympathien für die Republik hege. Die Energie, mit der er sich bei verschiedenen Gelegenheiten zu Gunsten einer von ihm als conservativ bezeichneten, in Wahrheit aber vollständig reactionären Politik, und gegen alle republicanischen und liberalen Reformen ausgesprochen hat, beweist deutlich, daß eine republicanische Regierung, sei es die eines Thiers oder die eines Gambetta, ihn unter allen Umständen unter ihren überzeugtesten Gegnern zählen müßte. Die Männer, mit denen sich der Marschall, sobald er seinen eignen Neigungen folgen konnte, umringt hat und denen allein er sein Vertrauen geschenkt zu haben scheint, die Broglie, Batbie,

Digitized by Google

Buffet, Chabaud-Latour, Fourton und ähnliche, sind sämmtlich entschiedene Gegner der Republik, d. h. der heutigen Regierung von Frankreich. Mit offen ausgesprochenem Bedauern hat sich der Marschall von ihnen getrennt, und nur widerstrebend, von den Verhältnissen gezwungen, erst in dem Augenblicke, wo ihm nur noch die Wahl blieb — abzudanken, einen Staatsstreich auszuführen oder mit einem gemäßigt liberalen Ministerium zu regieren, — erst in dem Augenblicke hat sich der Herzog von Magenta entschlossen, sich der Bildung eines freisinnigen Cabinets ferner nicht mehr zu widersetzen. Daß er nicht Zuflucht zu einem Staatsstreich genommen hat, um seine Politik zur Geltung zu bringen, gereicht seiner Klugheit ebenso wie seinem Charakter zur Ehre; daß er nicht abgedankt hat, ist aus verschiedenen Gründen zu erklären. Die maßgebenden Motive seiner Handlungsweise dürften zweifacher Natur gewesen sein: er wollte einer hohen Machtstellung nicht entsagen, auf deren Besitz er begreiflicherweise großen Werth legt, und er durfte, um dies persönliche Motiv vor sich und Andern zu beschönigen, der Wahrheit gemäß anführen, daß sein Zurücktreten die Befestigung der von ihm und seinen Freunden ebenso gehaßten wie gefürchteten Republik zur Folge haben würde.

Es ist nicht zu verwundern, daß eine Regierung, die von ihrem allerersten Beamten nur geduldet, keineswegs verehrt wird, auf enthusiastische oder auch nur auf aufrichtige Anhänger im Lande verzichten muß. Die Orleanisten, Legitimisten und Bonapartisten können sich selbstverständlich nicht mit der heutigen Lage der Dinge befreunden. Die Republik, so zahm und wenig republicanisch sie auch sein mag, ist ihnen immer noch nicht monarchisch genug; die Republicaner auf der andern Seite werfen der Regierung des Marschalls Mac Mahon oder vielmehr dem Präsidenten der Republik vor, antirepublicanischen Tendenzen zu huldigen, sich an die Spitze einer Republik ohne Republicaner stellen zu wollen. Unter diesen Umständen ist es ganz natürlich, daß die Kammer von Versailles, in der sich die politischen Sympathien und Aspirationen von ganz Frankreich concentriren, ihre Bestrebungen hauptsächlich dahin richtet, die bestehende Regierung zu schwächen, den Status quo zu verändern. Das geringe Interesse für alle rein geschäftlichen Fragen und die Leidenschaftlichkeit, mit der die politischen Discussionen geführt werden, haben in den letzten Monaten zahlreiche und deutliche Beweise geliefert, daß die große Majorität der heutigen französischen Volksvertreter keineswegs geneigt ist, die Regierung des Marschall Mac Mahon auch nur im geringsten zu befestigen. Die Monarchisten haben sich augenscheinlich zur Aufgabe gestellt, die Autorität der Republik systematisch zu ruiniren; währenddem die Republicaner die Persönlichkeit des Präsidenten selbst oder seiner Minister angreifen und dadurch, in anderer Weise aber mit nicht weniger Erfolg, dazu beitragen, die Regierung zu schwächen. Man muß sich in der That klar machen, daß die Republik mit dem Marschall Mac Mahon an der Spitze unpopulär ist und das wissen, um begreifen zu können, daß ein Deputirter, Herr Paul de Cassagnac, es ungestraft wagen durfte, in einer öffentlichen Kammersitzung die Republik, d. h. die Regierung seines Landes, als einen „fumier" — Misthaufen — zu bezeichnen. Eine solche Unschicklichkeit steht wohl in den Annalen des Parlamentarismus beispiellos da. Sie zeugt von großer Schwäche und von Principienlosigkeit der Regierung, die sich einen solchen Angriff gefallen lassen konnte, sowie von der unscrupulösen Verwegenheit ihrer Gegner.

Man nimmt in Frankreich ganz allgemein an, daß die unparlamentarische Haltung mehrerer bonapartistischer Deputirter das Resultat einer wohlüberlegten Taktik sei. Die Bonapartisten sollen durch die tumultuarischen Scenen, die sie fortwährend heraufbeschwören, bezwecken, die heutige Regierung in den Augen der Franzosen selbst herabzusetzen.

Es ist sehr zweifelhaft, daß dieser Versuch in der von den Bonapartisten gehofften Weise gelingen werde. Die Regierung des Marschalls ist durch den heftigen Ausfall des Herrn de Cassagnac keineswegs geschwächt worden; das Ansehen der Kammer allein dürfte darunter gelitten haben. Nichts destoweniger sind die Provocationen der bonapartistischen Abgeordneten und die Thatsachen, daß dieselben ungerügt und ungestraft vorübergehen konnten, treffende Beweise für den Mangel an Selbstgefühl der heutigen französischen Regierung. — Rochefort und Gambetta, die dem Kaiserthum gewiß feindlich gegenüber standen und denen es an persönlichem Muthe ebenso wenig fehlte, wie dem Herrn de Cassagnac, würden zur Zeit der Regierung des Kaisers Napoleon niemals gewagt haben, das Kaiserthum als einen „fumier" zu bezeichnen. Hätten sie es gethan, so würden sie ihre Kühnheit jedenfalls im Gefängniß oder im Exil bereut haben.

Es läßt sich augenblicklich schwer beurtheilen, welchen Einfluß die Schwäche der heutigen Regierung auf die Entwicklung der Dinge in Frankreich haben wird. Ausnahmsweise nehmen auswärtige Angelegenheiten die Aufmerksamkeit der Franzosen jetzt mehr in Anspruch, als die Lösung innerer Fragen. Die Unruhen in der Türkei, die daraus entstehende Gefahr einer Störung des europäischen Friedens, der allgemeine und aufrichtige Wunsch, Frankreich von allen Complicationen fern zu halten; gleichzeitig jedoch auch die Hoffnung, daß ein großer Krieg den Franzosen Alliirte verschaffen könnte, die es ihnen ermöglichen würden, ihre Ansprüche gegen Deutschland geltend zu machen — alles dies trägt dazu bei, das Interesse für die Vorgänge in Versailles abzuschwächen. Das große Publicum verlangt jetzt nach Nachrichten aus Constantinopel, Belgrad, Wien, Petersburg, Berlin und London; es ist beinahe vollständig gleichgültig für die Berichte des Senats und der Kammer. Ein Ministerwechsel, eine Regierungskrisis würde augenscheinlich in ganz Frankreich mit Befürchtung gesehen werden. Diejenige Partei, welche ein solches Ereigniß heraufbeschworen hätte, würde sich sicher zahlreiche Feinde im Lande machen und dort als egoistisch und unpatriotisch verurtheilt werden.

Aus diesen Gründen erscheinen die ununterbrochen fortdauernden Parteikämpfe, deren Bedeutsamkeit nicht unterschätzt werden kann, wenn man bedenkt, daß sie genügt haben, um den ersten Präsidenten der Republik, Herrn Thiers, zu stürzen, den Marschall Mac Mahon an seine Stelle zu setzen, und Monate lang die Wiederherstellung der Monarchie zu einem Dinge der Möglichkeit zu machen, — erscheinen diese Kämpfe augenblicklich ohne Interesse, da sie nicht von unmittelbaren Resultaten gefolgt werden. In Wirklichkeit haben sie jedoch eine große Wichtigkeit, da sie den Marschall Mac Mahon immer mehr in die Enge treiben und ihn, sobald das Interesse für äußere Politik nachgelassen hat, zwingen können, Entschlüsse zu fassen und Maßregeln zu treffen, von denen die Consolidirung der Republik in Frankreich oder die Wiederherstellung der Monarchie abhängig sein wird. Bei den bekannten politischen Sympathien des Marschalls ist anzunehmen, daß er lieber für die Wiederherstellung einer Monarchie als für die Befestigung der Republik wirken würde. Zu Gunsten der Aufrechterhaltung des Status quo oder sogar liberaler Zugeständnisse seitens der Regierung spricht jedoch die Thatsache, daß der Marschall Mac Mahon eben nur in der Eigenschaft eines republicanischen Präsidenten Haupt der französischen Regierung bleiben kann; daß er nur ungern auf eine Machtstellung, die ihn und seine Freunde vollständig befriedigt, verzichten würde, und daß der Restauration einer Monarchie die Abdankung des Präsidenten der Republik vorangehen müßte.

Unter Berücksichtigung der zuletzt angeführten Umstände, die bei jedem entscheidenden Entschlusse, den der Marschall fassen wird, gewiß schwer in die Wagschale fallen werden, erscheint die Existenz der Republik in Frankreich wenigstens bis zum Ende des Septennats gesichert; und wenn die Republicaner dies nicht ausbeuten, so lassen sie, mit eigenthümlicher Kurzsichtigkeit, eine seltene Gelegenheit vorübergehen, die Republik in Frankreich sicher und fest herzustellen.

Digitized by Google

Schopenhauerianismus und Hegelianismus

in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart.

Von Eduard von Hartmann.

(Fortsetzung.)

Julius Bahnsen ist eine der eben besprochenen ganz entgegengesetzte Persönlichkeit. Er ist ein durchaus origineller Philosoph, und die Originalität ist bei ihm so scharf ausgeprägt, daß sie hart an die Grenze des Bizarren streift, nicht selten sogar dieselbe überschreitet. Ein speculatives Talent, das sich mit Vorliebe grade in die dunkelsten Untiefen der Probleme des Kopfes und des Herzens versenkt, und eine üppig wuchernde Phantasie, welche die dialectischen Speculationen unter einem tropischen Bilderreichthum fast zu verschütten droht, vereinigen sich, um eine ganz ungewöhnliche Erscheinung hervorzubringen. Fügt man hinzu, daß Bahnsens Dichten und Trachten mit dem edelsten Herzblut des deutschen Idealismus getränkt ist, so ergibt sich eine Mischung von Eigenschaften, die zur Lösung der höchsten Aufgaben berufen schiene, wenn ein klarer, logischer Verstand hinzukäme, um der dialectischen Entwickelung Ziel und Wege zu weisen, Regel und Ordnung in die trübe Gährung der Probleme zu bringen, und den Antheil der Phantasie auf das ihr in der Wissenschaft gebührende Maaß zurückzuführen. Es ist mit einem Wort die Nüchternheit, die diesem Denken fehlt, und deshalb vermag es nicht gradlinig und unentwegt auf ein in's Auge gefaßtes Ziel loszugehen, sondern taumelt wie trunken nach rechts und links und bleibt zuletzt wohl auf halbem Wege stecken.

Bahnsen selbst sagt*): „Es mag sich nämlich ein Leser, der mich bis hierher geleitet hat, gesagt sein lassen, daß nicht weniger als ihm dem Schreibenden selber in diesem Abschnitt oft zu Muthe gewesen ist, als müßten wir uns auf einem sumpfigen Terrain bewegen, wo jeder Schritt vorwärts die Gefahr mit sich führt, tiefer in's Bodenlose zu gerathen. Da entsteht von selber eine Zickzackbewegung, die in ziellosen Kreuz- und Quergängen eigne wie fremde Kraft vergebens abzumartern scheint, und mit der Geradlinigkeit des Fortschreitens scheint jede feste Disposition aus der Erwägung za verschwinden — so sehr, daß selbst die Ueberschriften dieser letzten Capitel zum Theil hinter Unbestimmtheiten sich flüchten mußten. Dennoch glaube ich, im Hin und Her dialectischer Thesen und Antithesen dem intelligenti i. e. inter lineas legenti auch die Synthesen nicht vorenthalten zu haben." Dies Geständniß für einen speciellen Abschnitt ist charakteristisch für Alles was Bahnsen schreibt: die Hauptsache muß man zwischen den Zeilen lesen. Er kann keine noch so einfache Behauptung hinschreiben, ohne sie gewissenhaft durch entgegengesetzte einzuschränken und diese wieder einzuschränken u. s. f. Was nun bei diesem Hin und Her seine eigentliche Meinung ist, läßt er absichtlich möglichst unklar in der Schwebe, um nur nicht in dogmatische Einseitigkeit zu verfallen. Nimmt man hinzu, daß dieses Gedankenzickzack meist nicht in deutlicher Begriffssprache sondern in vieldeutiger bildlicher Redeweise ausgedrückt, und in bandwurmartige Perioden gepfropft ist, die durch zahllose (oft nur mit Gedankenstrichen angedeutete) Parentheses zerhackt sind, so wird es begreiflich, daß Bahnsens Stil und Darstellung trotz aller Anschaulichkeit und alles Gedankenreichthums gradezu abschreckend wirken, und das Haupthinderniß für eine Beachtung seiner Schriften in weiteren Kreisen bilden.

Dabei ist trotz aller Gespreiztheit des Gebahrens in Ernst und Humor, trotz aller Forcirtheit des Effects nichts künstlich Gemachtes in diesem Stil; Bahnsen kann wirklich nicht anders schreiben, weil er genau so denkt wie er schreibt — und deshalb ist das Uebel hoffnungslos. Der Mangel an Klarheit, Nüchternheit und logischer Gradlinigkeit des Denkens, der jede Präcisirung bestimmter Resultate verhindert, verurtheilt sein Philosophiren in formeller Hinsicht ganz ebenso zu einer fragmentarischen Beschaffenheit, wie der von ihm ergriffene principielle Standpunkt des pluralistischen Individualismus in sachlicher Beziehung thut, und es ist nur zu bedauern, daß Bahnsen nicht Muße findet, seine Gedankenarbeit fortzuführen, da grade dann dieser ihr zwiefach innewohnende fragmentarische Charakter erst recht zweifellos sich offenbaren würde. Bei alledem sind die vorangestellten Vorzüge Bahnsens so hervorragend, daß er das einzige Talent der Schopenhauer'schen Schule genannt werden muß. Die wirklich philosophischen Köpfe sind eben auch im Lande der Denker eine solche Rarität, daß der Freund der Wissenschaft aufrichtig erfreut sein muß, einem solchen unter den Mitlebenden zu begegnen, und nur mit tiefem Bedauern sehen kann, daß man eine solche Kraft im hintersten Theile von Hinterpommern verkümmern läßt.

Wer es noch über sich gewinnt, Jean Paul zu lesen, der wird auch an Bahnsen, welcher von ersterem stark beeinflußt ist, nicht scheitern, und wird von seinen Schriften nicht ohne tiefere Belehrung, vielseitige Anregung und reichen Genuß scheiden. Seine Stärke liegt wie diejenige Schopenhauers im Aperçü, in der geistvollen Auffassung und anschaulichen Wiedergabe des Wirklichen, namentlich in der Beobachtung und Analyse der feineren psychologischen Verschlingungen der Gefühle und Begehrungen. Er ist hierbei eben so geschickt in der Distinction der feinsten Nüancen, wie er es versteht, den Leser mit der Kraft gewaltiger, fast poetischer Imagination in die tiefsten Abgründe des menschlichen Herzens, seines Jammers wie seiner Zerknirschung hinabzuführen.

Hier aber kommen wir an einen zweiten wunden Punkt, der nicht mehr blos die Form sondern den Inhalt betrifft. Wir werden sehen, daß Bahnsen eigentlich nur einen unlogischen Zweck der Erscheinungswelt gelten läßt, nämlich denjenigen, der Selbstentzweiung und Selbstzerfleischung des Willens einen möglichst günstigen Tummelplatz zu gewähren. Die Selbstquälerei wird zum Selbstzweck, der eben in seiner logischen Widersinnigkeit die Bestätigung für seine realdialectische Wahrheit und Wirklichkeit finden soll. Das Elend des Daseins ist hoffnungslos; weder das Individuum noch das All-Eine kann je einen Ausgang aus der Hölle der Selbstzerfleischung finden. Aus der bei Schopenhauer nur für einen gelegentlichen Einfall zu nehmenden Bemerkung, daß die Welt die schlechteste von allen möglichen sei, macht Bahnsen bittern Ernst (Zur Phil. d. Gesch. S. 52—53); der Pessimismus hört bei ihm auf, tragisch erhebend zu wirken, und sinkt zur deprimirenden Desperation herab. Mit der vorgefaßten Meinung, daß überall nicht das Logische, sondern das Dialectische bestimmend sei für die Wirklichkeit, kann er gar nicht umhin, überall nach der empirischen Bestätigung dafür zu suchen, daß das Wesen der Welt die Selbstquälerei sei; nichts darf hiervon unberührt bleiben, und kein Object ist zu winzig um nicht als Beleg für diese Grundansicht zu dienen.

Hieraus entsteht nun ein Zwiefaches: erstens ein „kleinmeisterliches Herumkritteln" und -Mäkeln an allem Wirklichen*), das nur zu leicht in grillige, grollende und grämliche Nörgelei ausartet, und zweitens eine Tendenz, die Selbstquälerei, welche durchaus in Allem gefunden werden soll, durch dieses grämliche und nörgelnde Suchen erst heraufzubeschwören. In ersterer Hinsicht verdient der desperate Pessimismus die zu andern Zwecken erfundene Bezeichnung „Miserabilismus", in letzterer Hinsicht entartet er zu einer hypochondrischen, um nicht zu sagen hysterischen Weltbetrachtung. Dieser hypochondrische Miserabilismus nun drückt der ganzen Physiognomie des Bahnsen'schen Philosophirens einen unzweideutig pathologischen Zug auf, der das Gewicht seiner Anschauungen und die Wirksamkeit seiner Argumente durch Verdächtigung ihrer Unbefangenheit zu beeinträchtigen geeignet ist, ja sogar den Humor mit Galle tränkt und seiner befreienden Kraft beraubt. Bahnsen selbst verräth durch einen überall hervorbrechenden Groll gegen die „Gesunden", daß er sich

*) Beiträge zur Charakterologie. Mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen. Leipzig bei Brockhaus. 2 Bände 1867. S. 271—272.

*) Zur Philosophie der Geschichte. Eine kritische Besprechung des Hegel-Hartmann'schen Evolutionismus aus Schopenhauer'schen Principien. Berlin bei Carl Duncker, 1872. (S. 58.)

Digitized by Google

dieses pathologischen Zuges bewußt ist, durch den er auf dem Gebiete der Philosophie in eine ähnliche Stellung gerückt wird, wie Heinrich Heine auf dem Gebiete der Poesie und Robert Schumann auf demjenigen der Musik. —

Johannes Volkelt ist der jüngste der hier besprochenen Autoren, und der glücklichen Mischung seiner Anlagen nach derjenige, der die größten Hoffnungen für die Zukunft erweckt. Seine speculative Befähigung kommt derjenigen Bahnsens, die Klarheit und Nüchternheit seines Verstandes derjenigen Frauenstädts mindestens gleich, an philosophischer Schulung, an Objectivität des Urtheils, an Weite des Gesichtskreises und an logischer Schärfe ist er beiden überlegen; in der Feinheit der Beobachtung und in geistvollen Aperçüs kann er sich freilich mit Bahnsen ebenso wenig messen wie in der Originalität der Auffassung. Gleichwohl fehlt es ihm keineswegs an Frische und Unmittelbarkeit der Anschauung, und die Summe seiner Eigenschaften erzeugt nicht nur eine große Leichtigkeit der wissenschaftlichen Behandlung, sondern auch eine bedeutende schriftstellerische Gewandtheit, wie sie besonders in seinen journalistischen Essay's*) hervortritt. Ein solcher Schriftsteller erweckt die Erwartung, daß er in jedem Sattel gerecht sein werde, und es bleibt nur zu wünschen, daß er die rege gemachten Erwartungen nicht unerfüllt lassen möge. Denn allerdings sind die bisher veröffentlichten historisch-kritischen Studien**), Monographien***) und Vorträge†) weniger als positive Leistungen wie als Proben der Leistungsfähigkeit zu betrachten, wenn sie auch die Leistungen manchen wohlbestallten Professors an Umfang und Inhalt weit überragen.

Es ist kaum anzunehmen, daß Volkelt in seinem Vaterlande Oestreich von dem dort herrschenden Herbartianismus zu einer akademischen Verwerthung seiner Kraft zugelassen werden sollte; die Herbartianer kennen zu wohl die Grenzen ihres eigenen geistlosen Formalismus, um sich nicht von Allem, woraus Geist hervorleuchtet, unheimlich berührt und bedroht zu fühlen.††) Im deutschen Reich dürften dagegen bei Volkelt selbst diejenigen Bedenken dahinfallen, welche einer akademischen Verwendung Bahnsens etwa im Wege stehen könnten. Grade Volkelt dürfte der berufene Vertreter eines zeitgemäß umgebildeten Hegelianismus für die nächste Generation werden, wenn die bisherigen älteren Vertreter des ursprünglichen Hegelianismus vom Schauplatz abgetreten sein werden. Der Hegelianismus ist als Schule des speculativen Denkens und als nothwendiger Durchgangspunkt für die Entwickelung der deutschen Philosophie viel zu wichtig, und seine Ueberlieferung durch das gesprochene Wort zur Gewinnung neuer Schüler zu unentbehrlich, um nicht mit Bedauern den für das nächste Jahrzehnt in Aussicht stehenden Verfall der Hegelschen Schule in's Auge zu fassen, und der jüngere Nachwuchs in dieser Richtung ist so spärlich, daß ein Talent wie Volkelt als ein wirklicher Gewinn für die Zukunft des philosophischen Studiums begrüßt werden muß. Der Schopenhauerianismus ist in einer weit günstigeren Lage, weil die Originalwerke des Meisters fortfahren, für sich selber Propaganda zu machen, was von denen Hegels wohl Niemand behaupten wird. Bei Bahnsen handelt es sich in erster Reihe darum, dem Talent die materielle Möglichkeit und Muße zu schriftstellerischer Entfaltung zu gewähren, was durch eine Beurlaubung mit Pension noch wirksamer als durch ein akademisches Lehramt zu erreichen wäre; bei Volkelt hingegen handelt es sich in erster Reihe um eine Verwerthung als Apostel im Dienste eines mit der Zeit fortgeschrittenen Hegelianismus vom Katheder herab und erst in zweiter Reihe um Beförderung seiner schriftstellerischen Thätigkeit.

Wir gehen nunmehr zu einer Betrachtung der philosophischen Standpunkte der besprochenen drei Autoren über. Frauenstädt bezeichnet in seiner Kritik der ersten Auflage der Phil. d. Unb.*) die Lehren Fichtes, Schellings und Hegels in Schopenhauer'scher Manier ohne Weiteres als eine falsche Philosophie, die mit Recht in Verfall sei, und stellt derselben die Schopenhauer'sche Philosophie als die wahre gegenüber. Er erklärt ebendaselbst, mir keinen Vorwurf daraus machen zu können, daß ich mich durch den scheinbaren Widerspruch des Begriffes „unbewußte Vorstellung" nicht habe abhalten lassen, jenen Begriff aufzunehmen und dessen Bedeutung nachzuweisen. Er zeigt, daß die Verallgemeinerung der Vorstellungsfähigkeit und die Anerkennung einer hellsehenden, über Raum und Zeit erhabenen unbewußten Naturweisheit nicht von der Hand zu weisende Consequenzen des Schopenhauer'schen Systems seien**) und verwahrt sich nur dagegen, daß ich mit Schelling die Stellung der Principien Wille und Vorstellung als eine coordinirte, anstatt mit Schopenhauer als eine subordinirte auffasse.

Es scheint als ob Frauenstädt sich durch weiteres Nachdenken überzeugt habe, daß die Stellung einer vor aller Organisation vorhergehenden, unbewußten, überbewußten und höchst weisen Intuition doch nicht füglich als eine dem blinden Naturwillen subordinirte festzuhalten sei, und daß er aus diesem Grunde in seinen „Neuen Briefen" diese unbewußte Weisheit des Naturwillens, wie er sie selbst als bei Schopenhauer gefordert nachgewiesen hatte, ignorirt, den angeblichen inneren Widerspruch einer absolut unbewußten Vorstellung nun seinerseits betont und sich mit der Generalisirung des Bewußtwerdens oder Empfindens für alle Stufen der Willensobjectivation begnügt, — eine Form der Vorstellung, für welche selbstverständlich die Subordination unter den Naturwillen nicht zweifelhaft sein kann. Frauenstädt hat mithin vor seinem eigenen Zugeständniß an mich Angst bekommen und dasselbe, wenn auch nicht ausdrücklich, so doch stillschweigend zurückzunehmen versucht.

Dieser Versuch mußte aber so lange ein vergeblicher bleiben, als er die metaphysischen Grundlagen des Schopenhauer'schen Systems bestehen ließ, aus welchen die unbewußte, überbewußte Intuition als nothwendige Consequenz hervorging, und als er an der Erklärung der Entstehung der zweckmäßigen Organismen aus einer „Idee" festhielt. Dadurch wird der Standpunkt, den er in seiner letzten Schrift einzunehmen bemüht ist, ein in sich haltloser und zerfahrener, der nur durch Wiederaufnahme seines früheren Zugeständnisses Geschlossenheit und Consequenz erhalten kann. Eine unabweisliche Folgerung aus der Einräumung der unbewußten intuitiven Weisheit des Naturwillens ist aber wiederum der Verzicht auf die Behauptung der Subordination dieser Idee unter den blinden Willen und die Anerkennung ihrer Coordination, d. h. aber der vollständige Uebertritt auf den Standpunkt der Phil. d. Unbewußten. Mit dieser Anerkennung der „Idee" als der „absolut unbewußten Vorstellung" im Schopenhauer'schen System, und mit der Anerkennung, daß das Subordinationsverhältniß des bewußten discursiven Gehirnintellects zu dem concreten (d. h. ideeerfüllten) Naturwillen nicht auf das Verhältniß der absoluten Idee zum Allwillen übertragen werden darf, werden aber die beiden Hauptvorwürfe, die Frauenstädt in seiner neuesten Schrift (S. 38) gegen mich erhebt, hinfällig, und damit schwindet auch der Grund, weshalb er meinen Fortbildungsversuch der Schopenhauer'schen Philosophie im Vergleich mit dem seinigen als eine „Verschlechterung" der-

*) Die Entwicklung des modernen Pessimismus („Im neuen Reich" 1872, Nr. 25). Zur Geschichte der Philosophie der Liebe (ebd. 1873 Nr. 27). Der moderne Gehalt in Hamerlings Dichtungen (ebd. 1874 Nr. 24 und 26).

**) Das Unbewußte und der Pessimismus. Studien zur modernen Geistesbewegung (Berlin bei Henschel, 1873). — Ferner „Kants Stellung zum unbewußt Logischen" („Philos. Monatshefte" Bd. IX, Heft 2 und 3). Pantheismus und Individualismus im Systeme Spinozas. Ein Beitrag zum Verständnisse des Geistes im Spinozismus. (Leipzig bei Fritzsche, 1872).

***) Die Traumphantasie, Stuttgart bei Meyer und Zeller, 1876.

†) Kants kategorischer Imperativ und die Gegenwart. Vortrag, gehalten im Leseverein der deutschen Studenten Wiens. Wien, bei Czermak, 1875.

††) In Wien ist sein Habilitationsgesuch in der Weise zurückgewiesen worden, daß ihm sogar die Zulassung zum Colloquium verweigert wurde.

*) Vossische Zeitung, 1870, Sonntagsbeilage Nr. 8 u. 9.

**) Vgl. auch Frauenstädts Abhandlung „Schopenhauer und seine Gegner" („Unsere Zeit" 1869, Heft 21, S. 705).

Digitized by Google

selben verwerfen zu sollen glaubt (ebenda im Vorwort S. VI). Den Nachweis im Einzelnen darüber beizubringen, daß Frauenstädt bei dem von ihm principiell eingeschlagenen Wege sich nur durch logische Inconsequenzen vor dem Aufgehen in den Standpunkt der Phil. d. Unb. zu retten weiß, würde hier zu weit führen.*) Es würde sich dabei sogar zeigen, daß er durch Verwerfen des negativen Endzwecks Schopenhauers und Annahme eines Weltenplans für die Weltentwickelung im positiven Sinne dem Hegelianismus, ohne es zu wissen, noch näher gerückt ist als ich. —

(Fortsetzung folgt.)

Literatur und Kunst.

Die deutsche Kunstindustrieausstellung in München.

I.

Bis vor kurzem war die Kunst bei uns das Mädchen aus der Fremde; hier und dort, ganz vereinzelt begegnete uns ein Bauwerk, ein Denkmal, ein Kirchenbild, das ihr Gepräge trug, und dann erschien es gewöhnlich in Formen, die nicht auf unserer Flur gewachsen waren, und die größten Meister, ein Schinkel, ein Cornelius, standen als Reformatoren mit einer Würde, einer Höhe ihren Zeitgenossen gegenüber, welche die Vertraulichkeit verbannte. Vom Ideal aus, zum Ideal hin sollte das Volk erzogen werden. Um das Jahr 1500 war es anders, da stand bei uns wie in Italien die Kunst mitten im Leben, alles Handwerkliche zeigte den Stempel der Schönheit, des Stils, und große freie Schöpfungen waren nur die vollentfaltete Blüthe des allgemein verbreiteten Sinnes. Aber Deutschland verarmte in den Kriegen der Gegenreformation, die der Jesuitismus anschürte, und wenn dann die Formen nicht schnörkelhafte Nachklänge des französischen Rococo wurden, so erschienen sie kahl, dürftig, farblos, und das galt für geschmackvoll. Als die Carstens, die Cornelius geboren wurden, stellten sie wie Kant den kategorischen Imperativ des Gedankens einer Wirklichkeit gegenüber, der sie nicht schmeicheln wollten, die ihnen keine Vorbilder, keine Anhaltspunkte bot; Griechenland und die italienischen Meister waren ihre Muster, das Alterthum, das uns fremd gewordene Mittelalter boten Formen und Stoffe; die Zeichnung, die Composition, also der Ausdruck einer Idee, nicht das Colorit oder das sinnlich Reizende, nicht die Lebenswirklichkeit ward angestrebt, ja mit falscher Enthaltsamkeit, bei Nachfolgern oft mit einem Unvermögen, das sich für Keuschheit ausgab, wurde die Farbe, die harmonische Stimmung wie die volle Durchbildung der Modellirung verschmäht, als ob sie vom geistigen Gehalt der Sache abzögen. Stolz und vornehm standen die meisten Künstler dem Handwerk gegenüber, sie hungerten lieber als daß sie, wie in Frankreich, einem Fabrikanten Musterblätter oder Zierrath entworfen und ausgearbeitet hätten; und wo war der deutsche Fabrikant, der ohne ein Musterschutzgesetz sie dazu aufgefordert hätte? Man ahmte lieber die Pariser nach.

Das war Frankreichs Vorsprung, daß dort Kunst und Handwerk sich nie getrennt hatten, daß der freischöpferische Meister das Handwerk seiner Kunst gründlich gelernt hat und sich nicht für zu gut hält, der Industrie mit Rath und That zur Seite zu stehen; dadurch ist der auf das Neue, Modischwechselnde gerichtete gallische Sinn, welcher der Vermischung mit den Romanen sein Formgefühl verdankt, in Sachen des Geschmacks für Europa tonangebend geworden und beherrscht demzufolge den Weltmarkt, da das der menschlichen Natur eingeborene Schönheitsgefühl nach Befriedigung verlangt, nicht blos in seltnen Weihestunden, sondern in seiner alltäglichen Umgebung. Der Sieg, den Frankreich vor fünfundzwanzig Jahren auf der Londoner Weltausstellung errang, öffnete den Engländern die Augen; sie errichteten das Kensingtonmuseum sammt Schulen für Kunstgewerbe, und einer der größten Künstler und ästhetischen Denker unserer Zeit, Semper, kam als deutscher Flüchtling ihnen dabei leitend und berathend zu Hülfe; sein künstlerisches Können ergänzte er durch die Einsicht des Zusammenhangs von Stoff und Form; er lehrte, wie Sinn und Zweck eines Geräths seine Gestalt bedingen und wie das rechte Ornament beide veranschaulicht, verdeutlicht; wie jedes Material seine Vorzüge hat, die verwerthet sein wollen, und wie der Stil auf diesem sich Anschmiegen an die Bedingungen des Stoffes und in dieser zweckmäßig klaren Gestaltung der Sache seine Grundlage hat. So setzte Semper glänzend fort, was Schinkel und Böttticher in Berlin begonnen, er in der Schweiz und in Wien wirkend. An vielen Orten sind Sammlungen und Kunstschulen entstanden, und schon begrüßen wir ihre Ergebnisse.

Aber auch die Plastiker und Maler kommen dem aufstrebenden Gewerbe entgegen. Denn bei ihnen ist der vorwaltenden Richtung auf monumentale Composition und tiefe Gedanken eine mehr coloristische, auf das Genremäßige, auf die lebensfrohe Spiegelung der Erscheinungswelt gerichtete Weise gefolgt. Die Kirche und der Staat zogen die Kunst zu wenig in ihren Dienst, da wandte sie sich dem Hause zu, dem Privatleben, mit beweglichen und wohlgefälligen kleinen Bildern zum Schmuck der Stube an Stelle der großräumigen, der Oeffentlichkeit gewidmeten Wandgemälde.

Die Ausstellung, welche der Münchener Kunstgewerbeverein zur Feier seines 25jährigen Bestehens veranstaltet hat, bezeichnet den Umschwung, der bei uns in der Kunst und im Handwerk eingetreten ist; sie haben den alten Bund wieder geschlossen, sie wirken einträchtig zusammen, sie schicken sich ineinander, sie stellen nicht nach und neben einander, sondern gemeinsam aus, so daß Bilder und Statuen mit Tapeten und Möbeln und allerhand Ziergeräthen in demselben Raume verbunden sind, und wenn auch hier das Gewerbliche, dort das Freikünstlerische seine bevorzugten Gelasse hat, so finden wir wieder andere, in die wir wie in ein Zimmer hineinschauen, in welchem Tisch und Ofen, Wand und Decke unter einander und mit Büsten und Gemälden im Einklang stehen, und namentlich der Farbensinn sich endlich entschieden geltend macht. Dies ist das Auszeichnende der Münchener Ausstellung. Wiener, Berliner, Münchener Industrielle haben sich unter einander und mit Künstlern verbunden, um auf diese Weise die Kunst im Hause vorbildlich zur Erscheinung zu bringen. Für das Studium und die Beurtheilung des Einzelnen mag es sehr erleichternd sein, wenn das Verwandte aus verschiedenen Werkstätten von Nord und Süd zusammengestellt wird; nach dem Münchener Princip hat man mehr Genuß und keine Ermüdung.

Das neue Kunsthandwerk erwächst unter dem Einfluß der Schule; man erkennt ihn, wenn man die Arbeiten mit den Vorlagemustern vergleicht, die seit einigen Jahren in Zeitschriften und Lieferungswerken veröffentlicht werden, bald Vorzügliches aus der Vorzeit, bald frische Entwürfe bietend. Das neue Kunsthandwerk sucht seinen Weg, indem es dorthin geht, wo seine Blüthe war, indem es von da aus im Anschluß an die Renaissance oder an gothische und romanische Formen für besondere Zwecke und mit Verständniß des Wesentlichen voranstrebt. Da lag der Gedanke nahe, eine Sammlung vorzüglicher Meisterwerke aus früheren Jahrhunderten zu veranstalten, und dies ist in so ausgedehnter wie vollendet geschmackvoller Weise geschehen. Der Eindruck ist überwältigend, hie und da demüthigend oder beschämend für die Gegenwart, aber ruhmvoll für unser Volk. Die frühere deutsche Kunstindustrie erscheint hier den andern Culturnationen nicht nachstehend, sie tritt an die italienische heran, die allerdings in formalem Schönheitssinn und harmonischer Vollendung die erste Stelle behauptet, wie sie in der Renaissance ja auch den Ton angab; aber Reichthum der Phantasie, Frische der Empfin-

*) Ich verweise in dieser Hinsicht auf meine Abhandlung: „Frauenstädts Umbildung der Schopenhauer'schen Philosophie" („Unsere Zeit" 1876, Heft 4 u. 5).

Digitized by Google

dung, Sinn für das Charakteristische zeigt sich in Deutschland ebenbürtig, und Arbeiten, die man Italienern oder Franzosen zuschrieb, werden deutschen Meistern zurückgegeben.

Schon diese Abtheilung der „Werke unserer Väter" genügt, um München für dieses Jahr zum besonders lohnenden Reiseziel zu machen; denn wir sehen das Beste vereinigt, was diese Stadt sammt Berlin, Wien, Dresden und andere Kunstkammern enthalten, und freigebig hat das Kensingtonmuseum mitgetheilt, was es Vorzügliches von deutschen Meistern besitzt.

Wir werden in einigen Berichten einen Blick auf diese alten Schätze werfen, dann die neueren Werke des Gewerbes und der Kunst nach Hauptrichtungen und einzelnen hervorragenden oder besonders charakteristischen Werken besprechen. Hier gedenken wir noch einiger der Männer, denen wir die vielseitige Belehrung und den reichen Genuß verdanken. An der Spitze des Unternehmens steht ein Mann, der in seiner Persönlichkeit die Verbindung von Kunst und Industrie repräsentirt, der Erzgießer Miller; und er konnte wahrlich keine schönere Antwort auf jene parlamentarische Aeußerung des ultramontanen Führers Jörg geben, für die mir ein parlamentarischer Ausdruck gebricht: „die Partei habe die wurmstichigen Aepfel abgeschüttelt", das heißt die Wiederwahl der Männer hintertrieben, die im Jahre 1870 und 1871 das Vaterland über die Partei gestellt und im entscheidenden Augenblick für die Gewährung der Kriegsmittel und für den Eintritt in das deutsche Reich gestimmt. Während die früheren Genossen in der Kammer nichts leisten, als Bayern und sich in Mißcredit bringen, hat Miller zur Ehre Bayerns und Münchens und zu materiellem Gewinn für beide durch liebenswürdige Energie Treffliches gethan. Für das Ineinander von Kunst und Gewerbe trat Piloty entscheidend ein. Die Einrichtung des Glaspalastes besorgte der Architekt Schmädel, die Aufstellung leiteten Maler Seitz und Bildhauer Gedon, die ein großes decoratives Talent schon oft bewährten. Für die Beschaffung der älteren Meisterwerke wirkte besonders der hervorragende Kenner derselben, Hefner-Alteneck, der Vorstand des Nationalmuseums; er zeigt auch in besonderen Abtheilungen, wie die Kunst sich an einzelne Erfindungen, z. B. des Buchdrucks, der Uhren, knüpfte und wie sie an die Heraldik, an die Waffenschmiede sich anschloß. Er erwartet von der Ausstellung, daß die Meisterwerke des späteren Mittelalters und der Renaissance nicht blos fördernd auf die Leistungen der Gegenwart wirken, sondern die Ueberzeugung allgemein machen werden: unser Vaterland glänzte in jenen Tagen auf dem Felde der Kunstindustrie in erster Reihe, und hat das Zeug dazu, diese Stelle wieder zu erobern.

Technophilos.

Ueber Bret Harte.

III.

Aus der Zwiespältigkeit dieses Werkes ergibt sich von selbst die Unmöglichkeit, dasselbe durch eine Nacherzählung der „Geschichte" dem Verständniß des Lesers nahe zu bringen, denn gerade die Geschichte ist das Rohe und Grobe am Werke; und die Erzählung, die nur diese, nur das plump zugehauene Gerüst in's Auge fassen könnte, würde zu einer unbeabsichtigten Parodie des ganzen Dichtwerks werden. Schon aus diesem Grunde soll die Wiedergabe der Fabel nicht einmal versucht werden; sie würde den Dichter in ganz unverdienter Weise schädigen, abgesehen von der kaum zu bewältigenden Schwierigkeit, innerhalb eines karg bemessenen Raumes eine so verzweigte und verwickelte Complication von Begebenheiten und Ereignissen, an denen die Vertreter nahezu aller Berufsclassen und aller gesellschaftlichen Schattirungen eines uns wildfremden Landes — Californiens — betheiligt sind, zu veranschaulichen.

Die Nacherzählung soll, sage ich, nicht einmal versucht werden. Ich habe mir lediglich die Aufgabe gestellt, die Dichtung ungefähr zu charakterisiren. Es ist, um die Eigenart des Bret Harte'schen Romans zu bezeichnen, noch ein Punkt hervorzuheben: das Werk hat, obschon es einen Eigennamen als Titel führt, keinen Helden im Sinne unserer Romane.

Die beiden Existenzbedingungen unseres Romanhelden sind: der Held muß lieben und er muß handeln. Gewöhnlich werden diese beiden Requisite sine quibus non miteinander derart verbunden, daß der Held handelt um seiner Liebe willen, um den Widerstand zu brechen, der sich dem Besitz des geliebten Weibes entgegenstellt, oder um diesen Besitz gegen alle Anfechtungen zu vertheidigen, sich denselben zu sichern. Je nach dem glücklichen oder unglücklichen Verlauf des Kampfes erhält unser Roman das, was man einen „befriedigenden Schluß" nennt, oder nicht. Immer aber muß der Held die Entscheidung des Kampfes versinnlichen, muß triumphiren oder untergehen. Von alledem ist bei Gabriel Conroy nicht die Rede.

Die Liebe, die sein treues, gutes Herz erfüllt, ist die allerunineressanteste, weil die von der Natur selbst, schon bei der Geburt des Menschen gepflanzte und das ganze Menschenleben hindurch gepflegte: die Geschwisterliebe. Er liebt nur seine verschollene Schwester Grace, von der er überzeugt ist, daß er sie wiederfinden wird, und die viel jüngere selbstständige kleine Olly, die ihn, den breitschultrigen Hünen, in der reizendsten liebevollsten Weise beständig schulmeistert. Daß er auch ein anderes Wesen, das nicht durch die Bande der Blutsverwandtschaft an ihn gefesselt wird, lieben könnte, — dafür fehlt ihm jedes Verständniß. Er ist allerdings verheirathet worden, und er behandelt seine Frau mit jenem natürlichen Zartgefühl, das den guten und kräftigen Naturen eigen ist, aber er liebt sie nicht; und wie er sie ohne Kampf gewonnen, würde er sie ohne Schmerz verlieren. Er hat nichts dafür gethan, er handelt überhaupt nicht, er ist ein durchaus passiver Mensch, der ganz wider seinen Willen, lediglich durch die Ereignisse, die er nicht herbeigeführt hat, die er nicht einmal durchschaut, in den Mittelpunkt des Romans geschoben wird. Er weiß selbst nicht, wie er zu der Ehre kommt; und er bittet durch jedes seiner Worte gleichsam um Entschuldigung, die Aufmerksamkeit so vieler Menschen auf sich zu ziehen. Er ist schüchtern, linkisch, tölpelhaft, an sich recht uninteressant, einfältig und, wenn er pfiffig zu sein glaubt, gewöhnlich sogar dumm; aber Alles das wird durch seine unendliche Herzensgüte wie von einem goldenen Schimmer überstrahlt. Und wenn derjenige, der — wir vermögen uns selbst kaum zu erklären, weshalb, — trotz aller seiner Schwächen, seiner Unbeholfenheiten und Lächerlichkeiten unsere vollste Sympathie zu gewinnen und sich zu erhalten, unsere regste Theilnahme, ohne daß er etwas dafür thut, sich zu sichern versteht, — wenn der ein „Held" genannt werden darf, dann ist allerdings dieser große, lange, starke Mensch mit dem einfältigen Kinderherzen, dann ist Gabriel Conroy wahr und wahrhaftig der Held dieses Romans.

Der Dichter selbst soll uns das Aeußere dieses weniger interessanten, als unser liebevolles Mitgefühl erweckenden Menschen mit einigen Strichen deutlicher zeichnen.

„Gabriel besaß ein instinctartiges, weniger seiner Geistesbildung als seinen Naturanlagen entstammendes Mitfühlen für Kindesschmerz und Bedrängniß. Er besaß alle physischen Erfordernisse für eine Kindswärterin: ein weiches, zartes Berühren, eine tiefe überzeugende Stimme, sich anschmiegende, nachgebende Gliedmaßen und breite, weichfleischige Flächen.

.... Er trug den von den Goldgräbern aus den südlichen Gräbereien gewöhnlich getragenen Anzug, vielleicht ein wenig sauberer und eleganter in Folge seines besseren Geschmackes, als es die Goldgräber durchschnittlich gewöhnt sind, sicher aber malerischer, zufolge seiner statuenhaften, mächtig schönen Gestalt. Er trug ein Paar weißer Beinkleider von Segeltuch, eine Jacke oder offene Blouse von demselben Stoff mit einem heruntergeschlagenen Matrosenkragen und einem nach der Art der Seeleute geknüpften Halstuch, welches mit einer, den Mann hinreichend kennzeichnenden Unbewußtheit die volle muskulöse Säule seines Halses zeigte, ausgenom-

Digitized by Google

men, wo dieser durch einen mächtigen, tiefblonden Bart verdeckt wurde. Seine langen sandfarbenen Locken fielen natürlich und gleichmäßig über beide Seiten des mittleren Theils seiner niedrigen, breiten Stirn. Seine Gesichtsfarbe war lebhaft gebräunt von Luft und Sonne, seine Augen waren zur Erde gesenkt und blickten, wenn er sie erhob, so scheu und ängstlich, als ob sie jedem prüfenden Blick ausweichen wollten."

So sieht der Mann aus; und wer ihn noch näher in seinem ganzen ehrlichen Wesen beobachtet, wer ihn belauscht, wie er mit der kleinen selbstständigen Olly verkehrt, wie er ihre Zurechtweisungen bewundernd entgegennimmt, wie er sich durch feige Flucht den Umgarnungen der schmucken, liebebedürftigen Wirthin von „One Horse Gulch" entzieht und nachher seiner kleinen Schwester gegenüber falstaffartig mit seinen Abenteuern renommirt, wie er sich von der ihm an Geist unendlich überlegenen Wittwe Devarges geduldig einfangen läßt, wie er den Richter, der ihn unschuldig wegen eines Capitalverbrechens verhaftet, demüthig um Verzeihung bittet, daß er ihm so viel Unannehmlichkeiten bereitet habe, mit welcher Gleichgültigkeit er den Wechsel von drückender Armuth zum Wohlstand oder vom Reichthum zum Jammer durchmacht, wie er, der Athlet, der Angesichts des drohenden Todes nicht mit der Wimper zuckt, der mit der vollkommensten Seelenruhe der Gerichtsverhandlung, die über sein Leben entscheidet, beiwohnt, bei der unerwarteten Nachricht, daß er Vater ist, von Rührung übermannt ohnmächtig zusammenbricht — wer diesen Gabriel Conroy in der liebevollen Schilderung, die ihm ein großer Dichter gewidmet hat, kennen lernt, der wird und muß ihn lieb gewinnen.

Der geistig ungleich bedeutendere Nebenheld Arthur Poinsett, der unter dem angenommenen Namen Philip Ashley das Herz von Grace Conroy gewonnen, macht auf den Leser trotz seiner hervorragenden Eigenschaften einen weniger freundlichen Eindruck. Arthur Poinsett ist zu realistisch wahr, um ganz sympathisch zu sein; es ist eine Figur, wie sie namentlich Balzac in seine Romane einzuführen pflegt. Es ist ein Mensch, der uns durch die Gaben seines Geistes bestrickt, hochgebildet und nicht ohne Herz, durchaus nicht schlecht, unter Umständen beinahe hochherziger Regungen und sogar edler Handlungen fähig; aber dabei doch „als Ganzes nicht harmonisch gerundet", wie Platen sagt. Er hat etwas Kaltes, Berechnendes, Selbstbewußtes, Egoistisches, das uns den intimen Umgang mit ihm verleidet; es ist ein Mensch, mit dem wir sehr gern oberflächlich verkehren, den wir aber nicht zum Freunde gewinnen möchten. Auch dieser Charakter ist mit großer Kunst vom Dichter durchgeführt.

Am wenigsten originell ist die liebreizende Grace. Ihre seelische Schönheit ist etwas ausdruckslos und conventionell und erinnert an die blond gelockten Mädchen, die wir auf den englischen Stichen zu sehen bekommen; aber mit dieser einzigen Ausnahme sind alle Figuren, die Bret Hart hinstellt, mit einer erstaunlichen Plastik und einem oft wagehalsigen Realismus gebildet. Wir brauchen nur hinzuweisen auf den Mexicaner Ramirez mit seinen fletschenden Zähnen, die Wittwe Devarges, den brutalen Geldmacher Dumphy mit dem bellenden Lachen, und vor Allem auf den Spieler Jack Hamlin, die in der zweiten Reihe der Handlung stehen; wir brauchen nur die Namen der im Hintergrunde ganz flüchtig skizzirten Episoden anzugeben: die Wirthin des „Grand Conroy Hotels" und deren Wirthschafterin, die verliebte Jungfrau Sarah Clark, den prächtigen Advocaten Maxwell, den pflichttreuen Sheriff Joe Hall, den Winkeladvocaten Starbottle, die Alles bewundernden Gäste Dumphys, den schmunzelnden Padre Felipe, den Diener Hamlins: den Nigger Pete, den prachtvollen Chinesen Ah-Ri ꝛc. Ein Strich und so ein ganzer Kerl ist da, leibhaftig, Fleisch und Blut!

Wie drastisch ist z. B. der Messerverkäufer in San Francisco, bei dem Ramirez eine Bowiemesser kauft, geschildert:

„Mein eigenes Fabrikat", sagte der Verkäufer mit professionellem Stolz seinen breiten mit Hornhaut bedeckten Daumen über die scharfe Schneide der Klinge streichend, „es schneid't ein Halbdollarstück entzwei. . . . . Aber Ihre Nerven sind aufgeregt und Sie sind zu sehr erpicht", sagte der Mann ruhig . . . . . „Ich würde das heut Morgen nicht mehr versuchen. Es ist früh am Tag und ich hab' die Erfahrung gemacht, daß Herren, welche die ganze Nacht flott gelebt haben, am Morgen ihre Geschicklichkeit nicht immer in der Gewalt haben. Versuchen Sie's mal ruhig ganz für sich diesen Nachmittag; denken Sie sich nicht dabei, daß Sie etwas Großes ausführten, — und es wird Ihnen sicher gelingen!"

Schon aus diesen Zeilen und aus einigen Bemerkungen, zu denen ich früher die Veranlassung fand, wird man ersehen haben, daß in dem Dichter Bret Harte auch ein bitterböser Satiriker steckt. Seine Verhöhnung der californischen Zeitungen und des californischen Gerichtsverfahrens sind ganz köstlich. Wenn es mir der Raum gestattete, würde ich das ganze Plaidoyer gegen und für Gabriel Conroy und das wunderbare Gutachten des sachverständigen Gerichtsarztes Doctor Preßnitz hier wiedergeben, — jenes wissenschaftliche Gutachten, das mit dem gewichtigen Satze schließt: „Doctor Preßnitz habe die völlig sichere Ueberzeugung, daß ein todter Mann nicht schwitze."

Wie Bret Harte Seelenzustände, Ereignisse und Landschaften zu schildern versteht, das mögen die folgenden Beispiele zeigen:

Jack Hamlin, der Spieler, ist vom heftigsten Fieber befallen, das der Auflösung unmittelbar vorangeht. Er ist für einen Augenblick unbewacht, das Bett ist ihm widerwärtig, er erhebt sich mühsam und kleidet sich theilweise an. Von Schwäche und heftigem Schwindel übermannt, taumelt er zum offenen Fenster und fällt auf den Stuhl, der am Fenster steht, nieder.

„Der kühle Windhauch belebte ihn für einen Augenblick, und er versuchte wieder aufzustehen, fand aber, daß dies unmöglich war. Dann kehrte die Schwäche und der Schwindel wieder, und es war ihm, als würde er leicht hinweggeführt irgend wohin — nicht unlustig indessen, noch gegen seinen Willen — an einen Ort, wo es dunkel und still und ruhig war.

Und dann wurde er wieder zurückgeführt, beinahe im selben Augenblicke wie es ihm schien, in einen Raum, der angefüllt war mit aufgeregten und unruhig harrenden Menschen, alle überspannt und, wie es ihm schien, lächerlich in Schmerz und Kummer über ihn selbst. Er versuchte ihnen die Versicherung zu geben, daß er ganz wohlauf und munter sei und sich keineswegs schlechter fühle durch seine Anstrengung, aber er war nicht fähig, sich ihnen verständlich zu machen.

Dann folgte die Nacht, voll von Schmerz und Leid und erfüllt von vertrauten Stimmen, die unverständlich sprachen, — und dann der Tag, gewidmet der eintönigen Wiederholung des letzten Wortes oder Satzes, den der Doctor oder Pete oder Olly gebraucht hatte, oder das endlose Flattern von Ollys blaßrothen Bändern und die zitternde Bewegung eines Fenstervorhanges, oder das dunkle sphynxartige Räthsel eines Musters auf der Bettdecke oder auf der Zimmertapete.

Dann kam der Schlaf, der quälend war und bewußtvoll, und schlafloses Wachen, das lethargisch war und stumpf, und dann endlose Müdigkeit, und dann Stellen von gänzlicher Leere, — das zeitweise vorbedeutende Winken des Todesschattens."

Von dieser Fieberphantasie zu etwas Wirklichem, zu einer halb grausigen, halb lächerlichen Begebenheit. Arthur Poinsett streift durch die öden Landschaften von Californien, auf der ungeheure Herden von Rindvieh weiden. Er achtet zuerst nicht darauf.

„Während des scharfen Ganges hatte er die ungeheuren Herden des plan- und ziellos umherwimmelnden Rindviehs wie einen zufälligen, durchaus keine weitere Beachtung verdienenden Charakterzug des düsteren Landschaftsbildes wahrgenommen.

Jetzt bildete sich ein vollständig neuer und klarer Eindruck in seinem Geiste, nämlich, daß die Herden nicht mehr unstät ohne Ziel umherirrten, sondern, daß sie in Wirklichkeit einem gewissen, bestimmten Anziehungs-

Digitized by Google

gesetz gehorchten, und mit Ueberlegung einem gleicherweise bestimmten Gegenstande sich zu bewegten. Und dieser Gegenstand war er selbst!

Er mochte den Blick wenden wohin er wollte; vor ihm, hinter ihm, auf jeder Seite, — nördlich, östlich, südlich, westlich, — nach den kahlen Hügelkuppen hinüber, nach dem Abhange der falda (Vorhügel), über den ausgedorrten arroyo (Bach) hin: allüberall die nämlichen auf einen einzigen Punkt — ihn selbst — convergirenden Linien sich langsam bewegender Gegenstände.

Obgleich er rasch und in sicherer Klarheit über seine Absicht vorwärts schritt, war er augenscheinlich der einzige, sich nicht ändernde, fixirte und begrenzte Punkt in der jetzt thätigen Landschaft. Alles was über der erstorbenen, erschlafften Fläche emporragte, war in langsamer, unwiderstehlicher und unwillkürlicher, doch nicht mißzudeutender Bewegung nach dem einen gemeinsamen Mittelpunkte — ihm selbst! — hin begriffen. Allein und ohne jede Stütze, sah er sich als den hülflosen unfreiwilligen Kernpunkt einer sich mehr und mehr ansammelnden, in ihrer ungeheuren Größe und Macht unberechenbaren Kraftmenge. . . . . .

Die nämliche geheimnißvolle Anziehungskraft hatte er im gleichen Maß nach rückwärts ausgeübt und als er sich umkehrte, um seine Schritte nach der Mission zurückzulenken, sah er sich auch hier, in einer Entfernung von hundert Yards, den glotzenden Augen von mehr als hundert Stieren gegenüber. Als er denselben mit festem Blick entgegensah, machten die vordersten Kehrt, die nächste Reihe folgte ihrem Beispiel, die dieser folgende that das Gleiche, die nächste machte es ebenso, bis er in der Entfernung das Manöver mit militärischer Präcision und Ordnung wiederholt sehen konnte.

Mit einem Gefühl der Erleichterung, das er jedoch ebenso rasch abstreifte wie das der Furcht, beschleunigte er seinen Lauf, bis die vordersten Stiere in einen gelinden Trab verfielen, der Reihe um Reihe von dem Vieh nachgeahmt wurde, so daß die gesammte Herde endlich gleich einem ungeheuer monotonen Meer vor ihm entlang fluthete. . . .

Ein dumpfes Wiederhallen in der ganzen Ebene — ein Ton, den man im ersten Augenblick einem stattfindenden Erdbeben hätte zuschreiben können — wurde jetzt so deutlich vernehmbar, daß er auf's Neue umkehrte. Keine zwanzig Yards hinter ihm brauste die Vormauer eines anderen endlosen wild aufgeregten Meeres stoßender Hörner und fluthender Rücken, das dem Zurückweichenden langsam gefolgt war, näher und näher heran. Er hatte vergessen, daß er umringt war.

Die vordersten der Stiere waren ihm jetzt so nahe gerückt, daß er sie einzeln zu unterscheiden vermochte. Sie wären weder groß, kraftvoll, feindselig, noch wüthend. Im Gegentheil, sie waren kleine, abgezehrte, verkommene, scheue Thiere — die man aus ökonomischen Rücksichten frei auf der Ebene herumlaufen ließ, das Beste, um eine sechsmonatliche Trockenheit, den hie und da eintretenden Futtermangel und den in unaufhörlicher Heftigkeit stürmenden Wind zu überstehen — wilde, ungezähmte Bestien, deren glotzende Augen und nervöse Gliedmaßen aber lediglich Verwunderung und Neugierde zeigten. . . .

Mit der Raschheit eines lebhaften Auffassungs- und schnell fertigen Denkvermögens erkannte Arthur das unvermeidliche Resultat und die gänzliche Hoffnungslosigkeit seiner Lage. Das all' diesem unausbleiblich folgende Ende war nur noch eine Frage der Zeit — einer kurzen Spanne Zeit. Würde sie ausreichen um in die casa (Haus) gelangen zu können? Nein! Würde es möglich sein, den corral wieder zu gewinnen? Vielleicht. Zwischen diesem und ihm befanden sich schon gegen tausend Stiere. Würden sie, wenn er gegen sie vordrang, ihren Rückzug wieder fortsetzen? Möglich. Aber würde er nicht inzwischen von denen, die ihm dann im Rücken waren, überholt und niedergerannt werden?

Er beantwortete sich die Frage damit, daß er die einzige Waffe, welche er bei sich trug, — einen kleinen „Döringer", aus seiner Westentasche riß und auf den vordersten Stier richtete. Der Schuß traf das Thier in die Schulter; es brach in die Knie zusammen. Wie Arthur erwartet hatte, blieben seine nächsten Kameraden stehen und beschnüffelten ihren hülflos daliegenden Gefährten. Aber wie Arthur nicht erwartet hatte, die wild hinterherdrängende Masse überrannte sie und ihren verwundeten Bruder, und im nächsten Augenblick war das unglückliche Thier zermalmt und zertreten und sein Leben verhauchte unter den stampfenden Hufen der keinen Widerstand duldenden, in blinder Hast und wildem Ungestüm daherbrausender Massen.

Mit einem entsetzlichen Vorgefühl des entsetzlichen Schicksals, das ihm selbst bevorstand, schlug Arthur in wildem Laufe die Richtung nach dem corral ein und rannte um sein eigen Leben!

Während seines rasenden Laufes wurde sich Arthur bewußt, daß diese Handlung die unvermeidliche Katastrophe beschleunigte — aber er war nicht im Stande Besseres zu erdenken. Während seines rasenden Laufes fühlte er an dem Erbeben des Erdbodens unter seinen Füßen, daß in Folge seiner Handlung die ganze Herde in der gleichen wilden Hast hinter ihm herraste. Während seines rasenden Laufes gewahrte er, daß die Heerde vor ihm in der nämlichen rasenden Eile, wie er selbst, dahinjagte. Aber während seines rasenden Laufes dachte er an nichts, als an das fürchterliche Geschick, das ihm auf den Fersen folgte, und dieser Gedanke spornte ihn zu nahezu wahnsinniger Anstrengung.

Das Opfer eines zufälligen Ereignisses zu sein; das beklagenswerthe Object einer logischen Folge von motiv- und zwecklos ineinandergreifenden Zufälligkeiten zu sein, hingeopfert zu werden für nichts — ohne dadurch etwas zu beweisen oder zu widerlegen; zu Tode getrampelt zu werden durch blödsinnige Bestien, denen nicht einmal der Trieb der Leidenschaft oder Rache innewohnte, mit dem man ihre Handlungsweise hätte rechtfertigen können; den Tod eines ignoranten Landstreichers oder fahrlässigen Clowns zu sterben — einen Tod, der so entsetzlich lächerlich in seiner Art und Weise war, einen Tod, der seinen Körper als einen formlosen, unkenntlichen Klumpen, den weder Liebe idealisiren, noch Freundschaft ehren konnte, zurücklassen würde, — alle diese Gedanken stürmten mit einem so schneidenden, ausgesuchten und peinigenden Entsetzen durch sein Hirn, daß das wählerische, stolze, intelligente Wesen, das wahnwitzig hier floh, der niederträchtigste Feigling hätte sein können, der je einer Gefahr den Rücken gewandt hat.

Und dann erschlaffte mit einem Male seine Kraft. Seine Sinne begannen sich zu verwirren. Sein Athem, der mit dem wilden Pochen seines Herzens gleichen Schritt gehalten hatte, stockte — blieb ganz aus: Ueber den heranrollenden Donner von Hufen hinter ihm dünkte es ihm, als höre er eines Weibes Stimme. — Er wußte jetzt, daß er auf dem Punkte stand, seinen Verstand zu verlieren; er schrie wild auf und brach zusammen, raffte sich wieder empor und taumelte einige Schritte voran, und brach wieder zusammen. Es war vorüber jetzt: Mit dem plötzlichen Geruch eines fremdartigen scharfen Duftes, der den schmerzhaft beißenden, ihm Mund und Augen füllenden Staub der Ebene durchdrang, überkam ihn die Ohnmacht. — Und dann folgte wohlthuende Bewußtlosigkeit, wohlthuender Frieden! — —"

Zum Schluß noch die Schilderung einer Landschaft, und zwar, um nicht lange zu suchen, — denn sie sind alle gleich schön, — die erste:

„Schnee. Weit und breit. Ueberall wohin das Auge reichen konnte, — fünfzig Meilen weit, vom höchsten schneebedeckten Gipfel aus südwärts blickend . . . . Schnee, weit und breit lagernd über Californiens Sierras am 15. Märztage des Jahres 1848 und noch immer fallend.

Zehn Tage lang hatte es geschneit, geschneit in feinem körnigen Pulver, in feuchten schwammigen Flocken, in dünnen federigen Flaumen; geschneit vom blaugrauen Himmel herab, ununterbrochen und grimmig; wie ausgeschüttet aus violett-dunkeln Wolken in weiße flockende Massen; wie herabstürzend in langen, schnurgraden, weißen Lanzen gleichenden Linien aus geborstenem, Einsturz drohendem Himmel . . . . Doch immer ruhig, ruhig: die Wälder waren so erstickt mit Schnee; die Zweige so überladen mit Schnee; der Schnee hatte Erd' und Himmel so durchdrungen und erfüllt und so gänzlich von ihm Besitz genommen; der Schnee hatte die echotönenden Felsen und Hügel so weich gepolstert, und über und über verhüllt: daß jedweder Laut erstorben war. Der stärkste Sturm, der jäheste Windstoß erweckten weder Seufzer noch Klage aus den schneebepackten Wälderreihen . . . Da war kein Krachen der Aeste, kein Brechen des Unterholzes zu hören; die überladenen Tannen- und Fichtenzweige bogen sich und brachen ohne einen Laut . . . Das Schweigen war unendlich, unbegrenzt, vollständig . . .

Jeden Morgen erschien die Einsamkeit jungfräulich und unberührt."

Von dem Roman „Gabriel Conroy" sind gleichzeitig mehrere Uebersetzungen erschienen. Die „einzig autorisirte" rührt von unserm americanischen Mitarbeiter, Udo Brachvogel her und ist bei Eduard Hallberger in Stuttgart erschienen. Eine andere hat Hartlebens Verlag in Wien und Leipzig herausgegeben.

Digitized by Google

Diese letztere ist von Mary Eichner-Cullimore verfaßt. Beide Arbeiten sind ganz vortrefflich und es würde schwer fallen, zu entscheiden, welche die bessere ist. In den stimmungsvollen Schilderungen scheint die letztere Uebersetzung bisweilen noch glücklicher im Ausdruck gewesen zu sein. Dagegen hat Brachvogel bei der Wiedergabe des Dialogs gewöhnlich das kräftigere, energischere Wort getroffen. Die Uebersetzung von Mary Eichner-Cullimore wird durch eine kurze biographische Notiz über Bret Harte eingeleitet, während Brachvogel der seinigen eine eingehende Schilderung des Lebens und Schaffens Bret Hartes vorangeschickt hat. Brachvogel hat seine Uebersetzung dem americanischen Dichter gewidmet. Die Ausstattung dieser bei Hallberger erschienenen Uebersetzung ist reicher und eleganter als die Hartleben'sche. Der deutsche Leser wird bei der Lectüre des americanischen Romans nur durch den Stoff und die uns fremdartige Behandlung desselben, nicht aber durch den Stil daran erinnert, daß er eine Uebersetzung liest. Keine Unbeholfenheit im Ausdrucke, nichts Holpriges und Unsicheres. Die Uebersetzer sind sich der Bedeutung ihrer Aufgabe bewußt gewesen.

Paul Lindau.

Richard Wagners „Walkyre".

Vorstudie.

Nach Wagners Bezeichnung ist die Walkyre der erste Theil des Festspieles, thatsächlich aber der zweite; denn man kann das „Rheingold", das einen ganzen Abend füllt, nicht als Vorspiel betrachten; sonst erschienen die anderen Theile zu kurz, und diesen Fehler vermöchte auch ein entschiedenster Gegner nicht zu beweisen.

Das Musikdrama ist dem Könige Ludwig von Bayern gewidmet, der bekanntlich gleich nach seiner Thronbesteigung den Dichtercomponisten zu sich berief, und ihm, der jede Hoffnung, sein großes Werk zu vollenden und aufzuführen, aufgegeben hatte, die Mittel und die Muße bot, der Kunst allein zu leben. In einem Gedichte, „Dem Königlichen Freunde", spricht er nun seinen Dank aus; und keine Beschreibung eines Andern charakterisirt ihn so, wie dieses sein Gedicht. Er beginnt mit schwunghaften, von tiefer Empfindung zeugenden Versen: „O König, holder Schirmherr meines Lebens, Du höchster Güte wonnereicher Hort, Wie ring' ich nun am Ziele meines Strebens, Nach jenem, deiner Huld gerechten Wort" u. s. w. Die folgenden Strophen schildern die Prüfungen des Künstlerlebens, und im wirklich hochpoetischem Vergleiche: wie der Gott, „Der einst mit frischem Grüne sich hieß belauben, Den dürren Stab in seines Priesters Hand", als jede Hoffnung schwand, seinen Glauben, sein Selbstvertrauen stärkte, und nun den dürren Stab auf's Neue schmückt. Sehr schön ist auch der Hinweis auf die Gleichheit der Gefühle: „Was schmerzlich tief des Mannes Geist erregte, Erfüllt ein Jünglingsherz mit heil'ger Lust", das Lob des Königs, dessen „hehrer Segensgruß" ihn entzückte; wie prächtig klingt das frohe Wort des Künstlers: „So wandl' ich stolz beglückt nun neue Pfade Im sommerlichen Königreich der Gnade". Sollte man nun glauben, daß der Mann, der Das gedichtet hat, Verse schreiben konnte wie die in der darauf folgenden Strophe: „Nenn' ich kaum, was ich bin, mein dürftig Eigen, Bist König du nach Alles, was du hast" (selbst wenn man statt „mach" „noch" liest, als Gegensatz zu „kaum", gelangt man nicht zu einem Verständnisse) — und dann noch die zwei Verse: „Und hast du mir die Sorge ganz genommen, Bin hold ich um mein Hoffen auch gekommen". Das „hold" erinnert fast an ein österreichisch-bayerisches „halt". Zum Schlusse wird der König belehrt: „So gibst du nur die Kraft mir, dir zu danken, Durch königlichen Glauben ohne Wanken". Wir haben dieses Gedicht mit Absicht ausführlich beleuchtet, weil wir in der weiteren Besprechung der Walkyre von manchen Stellen der Dichtung mit Bewunderung sprechen werden, und den unbefangenen Leser vollkommen überzeugen wollen, daß uns bei jeder Aeußerung vorgefaßte Parteinahme ebenso fern liegt, als wir es von ihm erwarten.

Ein stürmisches Vorspiel ($\frac{3}{2}$ Tact) leitet den ersten Act ein, die Violinen und Bratschen im Octaventremolo, während die Celli und Bässe erst unisono, dann in der Octave eine äußerst wirksame, unruhige Phrase ausführen; nach und nach treten immer mehr Blasinstrumente hinzu, die Phrase der Bässe wird in der Nachahmung von den andern Streichinstrumenten aufgenommen, bis das ganze Orchester in tosenden und heulenden Sturm ausbricht, der bald wieder abnimmt, bis die erste Phrase wieder allein dumpf nachklingt; das kleine Vorspiel ist ein großes Meisterstück!

Die Scene stellt das aus Holz um einen starken Eschenbaum gebaute Haus Hundings (nach der Sage trug ein ganzer Stamm aus dem Riesengeschlechte, Feinde der Wälsungen oder Wölfinge, diesen Namen) vor. In diesem Hause erscheint Siegmund, der Wälsung, als ein Flüchtender, und stürzt am Herde ohnmächtig nieder. So findet ihn Sieglinde, Hundings Frau. Sie labet den Fremden erst mit Wasser, dann mit „seimigem Methe". Die Beiden fühlen sich zu einander hingezogen, doch kein Wort verräth die Neigung — nur ihre Blicke sprechen. Die melodischen Phrasen im Orchester und die instrumentale Behandlung derselben sind von großer Schönheit; in ihnen tönt das später wiederkehrende Liebesmotiv Sieglindens. Siegmund will sich entfernen, weil seine Gegenwart überall nur „Mißwende" bringt; die Frau hält ihn zurück: er kann nicht Unheil dorthin bringen, wo es schon weilt; er enschließt sich zu bleiben. Während die Beiden sich stumm betrachten, wiederholen die Bässe die schöne Liebesphrase — da erschallen draußen Tritte; ein prächtiges, scharf rhythmisirtes, ganz originelles Motiv der tiefen Posaunen und Tuben begleitet Hundings Erscheinen, und auch fernerhin die meisten seiner Reden. Rauh und herrisch ist sein Wesen, aber würdig die Rede und Haltung. Gastlich begrüßt er den Fremden: „Heilig ist mein Herd, heilig sei dir mein Haus"; dunkel ahnt er die Gefühle, welche seine Frau und den Fremden bewegen; auch fällt ihm auf, daß sie einander so ähnlich sehen; doch er sagt kein Wort darüber. Nur als Siegmund, der sich selbst „Wehwalt den Wölfing" nennt, weil er „Frohwalt" nicht heißen kann, seine Jugendschicksale erzählt, meint Jener: „Die dir so leidig Loos beschied, nicht liebte dich die Norn; Froh nicht grüßt dich der Mann, dem fremd als Gast du nahst". Siegmund erzählt dann noch, durch welche Verkettung des Schicksals er als Flüchtling ohne Waffen in Hundings Haus gekommen, und nun erkennt dieser, daß er den Mann beherbergt, der seine nächsten Verwandten (allerdings in der Nothwehr) getödtet hat, und den zu bestrafen er ausgezogen war; „Mein Haus hütet dich heut, aber morgen wehre dich mit starker Waffe; zum Kampfe kies ich den Tag; für Todte zahlst du mir Zoll." Die Musik dieses Zwiegesprächs, der Erzählung Siegmunds und der letzten Erklärung Hundings, entfaltet sich in immerwährender Steigerung der Erfindung und Ausführung. Als Siegmund seine Erzählung beendet, läßt Wagner ein Thema (Leitmotiv) ertönen, das jeder Großmeister der Musik mit beiden Händen unterschreiben kann.

Siegmund ist allein zurückgeblieben, er erinnert sich einer Weissagung seines Vaters, daß er in höchster Noth ein sicheres Schwert finden werde (hier erscheint das Schwertmotiv, das durch alle folgenden Theile zieht); waffenlos muß er nächster Tage dem Feinde unterliegen. Mit diesem Gedanken schlummert er ein. Sieglinde weckt ihn; sie hat Hunding einen Schlaftrunk gegeben und will den fremden Gast retten. Sie zeigt ihm ein Schwert in dem Stamme der Esche und erzählt: als sie traurig beim Hochzeitsmahle saß, da war ein fremder Mann in den Saal getreten (hier erklingt das Walhallamotiv aus dem „Rheingold" im Orchester) als Wanderer gekleidet, das eine Auge vom Hute verdeckt; er stieß ein Schwert in den Stamm der Esche; dem sollte es gehören, der es herauszöge. Alle Männer versuchten sich daran, doch keiner besaß die Kraft. Nun sollte er

Digitized by Google

doch versuchen, die Waffe zu gewinnen, und sie rächen an all' der Schmach und der Schande, die sie gelitten (worin diese bestand, deutet sie nur durch die Worte an, daß sie ungefragt an Hunding vermählt worden; das aber ward in den alten Zeiten weder zur Schande gerechnet, noch als solche gefühlt). Siegmund erklärt ihr seine Liebe; die Thüre des Hauses springt von selbst auf; Sieglinde erschrickt, doch Jener beruhigt sie: draußen ist Frühling geworden, und ihm hat sich das Thor geöffnet. Und nun singt er das so schön gedichtete und so herrlich componirte Liebeslied:

„Winterstürme wichen dem Wonnemond,
In mildem Lichte leuchtet der Lenz;
Auf linden Lüften, leicht und lieblich
Wunder webend er sich wiegt" u. s. w.

Hier fallen der Stabreim und die Musik so in einander, und verschmelzen sich so wunderbar, daß man dieses Liebeslied wohl als eine ganz neue, Wagner allein gehörende Schöpfung bezeichnen kann. Und wohlgemerkt! Dieses Liebeslied befriedigt trotz seiner ganz neuen Gestaltung auch alle rein musikalischen Forderungen der Melodie und ihrer Entwicklung!

Sieglinde erkennt in Siegmund ihren Zwillingsbruder, er reißt das Schwert aus dem Stamme und die Beiden entfliehen. Das Liebesverhältniß der beiden Geschwister hat zu vielen Entrüstungen Anlaß gegeben, ist aber nicht von Wagner erfunden, sondern ganz aus der Sage geschöpft. Nur ist es in dieser noch schrecklicher, aber auch ethisch großartiger.

Sieglinde (Siegny) ist des Wälsungenkönigs einzige Tochter; dieser vermählt sie an den König Siggeir, aus Furcht vor dem mächtigen Werber; bei ihrer Hochzeit erschien Wotan als Wandrer mit dem Schwerte, das keiner aus dem Baume ziehen konnte, als der Zwillingsbruder der Neuvermählten. Der König Siggeir erschlug ihren Vater und zehn Brüder, nur Siegmund blieb am Leben und floh in den Wald. Nun sann Sieglinde auf Rache für die Gemordeten, und daß der herrliche Wälsungenstamm nicht aussterbe. Sie tauschte ihre Gestalt mit einem Zauberweibe und besuchte den Bruder, ihm unerkannt. Als endlich nach vielen Jahren der Tag der Rache erschienen ist, als Siegmund und ihr Sohn nach vielen Gefahren und Widerwärtigkeiten dem Tode entrinnen und Siggeirs Haus von allen Seiten in Brand stecken, in welchem er umkommen muß, da erst entdeckt Sieglinde dem Bruder das furchtbare Geheimniß. Dann aber springt sie freiwillig in die Flammen, um mit dem Manne zu sterben, dem sie gezwungen vermählt worden war. Furchtbarste Rache hat sie geübt, aber sie bringt auch ihr Leben als Sühne. Wahrhaftig, alle die antiken Frauengestalten, Medea und Klytämnestra, schwinden zu Schattenbildern vor dieser Riesin in Verbrechen und Heldenmuth!

Der zweite Act beginnt mit einem sehr wirksamen Orchestervorspiel, in dem sich verschiedene Motive kreuzen. Dann erscheint Wotan mit Brünnhilden der Walkyre. Er beauftragt sie, dem Wälsungen Siegmund (seinem Sohn) im Kampfe gegen Hunding den Sieg zu geben. Wild jauchzt sie auf im Walkyrenleitmotiv. Da sieht sie Fricka, Wotans Gattin, von ferne kommen; sie warnt den Vater und verschwindet; dieser beklagt sich: „der alte Sturm, die alte Müh', doch Stand muß ich halten." Er lebt gewöhnlich allein, fern von der Gattin; daher die Klage. Nun tritt sie vor ihn und fordert Strafe für das verbrecherische Geschwisterpaar; Hunding hat zu ihr, der Hüterin des heiligen Eides der Ehe, um Rache für seine Ehre gefleht, und sie hat ihm die Bitte zugestanden. Wotan sucht sie zu beruhigen. Er achtet den Eid nicht heilig, „der Unliebende eint"; Fricka weist auf das unnatürliche, unerhörte Verhältniß hin; er meint, sie solle sich darein fügen; „höre redlichen Rath; soll süße Lust deinen Segen dir lohnen so segne, lachend der Liebe, Siegmund und Sieglindes Bund." Wir können es von einem gewissen Standpunkte aus begreiflich finden, daß Wotan, dem ja die ganze Weltordnung nicht paßt, auch an der Liebe der Geschwister Gefallen findet, weil sie eben als etwas ganz Seltsames ihn anmuthet; er sagt selbst von sich zur Gattin: „Stets Gewohntes nur magst du verstehn, doch was noch nie sich traf, danach trachtet mein Sinn"; seine Vorliebe für jene Beiden (und sie sind ja auch seine Kinder) ist erklärlich, daß er aber seiner Gattin, der Beschützerin der Ehe, zumuthet, den Bund zu segnen, wahrlich darüber muß sich Byrons Manfred im Grabe umdrehen! Und ist es nicht sehr merkwürdig und bezeichnend, daß die Klage Frickas auch dichterisch wie musikalisch viel schöner ist als Wotans Bemerkungen und Wünsche, welche des Dichtercomponisten Ansichten vertreten? Nur dort, wo der Gott auf das Schicksal hinweist, das einen Helden verlangt, der ohne Gottesschutz, aus eigener Kraft den Nibelungenring gewänne, und das Verderben von den Göttern wende, erhebt sich Sprache und Musik wieder zu hoher Bedeutung; und Frickas Mahnung ist großartig. Unmuthig leistet endlich der Gott den Eid, daß er den Wälsunger ihrer Ehre opfern werde, und sie entfernt sich. Brünnhilde erscheint wieder; ihr erzählt Wotan weitläufig, was er Fricka bereits angedeutet hat, daß Siegmund den Ring hätte erringen sollen. Auch theilt er ihr mit, was Erda ihm verkündigt hat: daß Alberich der Nibelunge, der einst der Liebe geflucht hatte, um den Schatz zu erwerben, durch Gold, ohne Liebe, ein Weib gewonnen habe. Der Sohn, der diesem Bunde entsproß, werde nun den Ring erlangen, wenn nicht der wahre Held ihn zuvor für sich errang.

Unserem Gefühle nach brauchte Wotan, der Gott, seinem geliebten Kinde nicht Das und noch manches Andere so erschöpfend darzulegen; zwischen göttlichen Wesen ersetzte ein Andeuten und Verstehen wohl den langen Nachweis. Die Mittheilung gipfelt in der Weisung an Brünnhilde, nunmehr dem Siegmund in seinem Kampfe gegen Hunding Tod zu kiesen — und als die erschrockene Walkyre den Vater bittet, ihr doch keinen Befehl zu geben, der seinen früheren wie seinen tiefsten Gefühlen so entschieden widerspricht, da droht er ihr mit härtester Strafe wenn sie widerspräche, und stürmt fort. Eine Phrase von Siegmunds Liebeslied, im grellsten Moll ertönend, kündigt seine und Sieglindens Erscheinen an. Sie ist in Verzweiflung, quält sich mit den fürchterlichsten Selbstvorwürfen — von ferne erschallt Hundings Horn, und Hundegebell (sehr effectvolle instrumentale Assonanz) — sie sinkt ohnmächtig nieder. Zu dem angstvollen Siegfried tritt Brünnhilde, ihn zum Tode vorzubereiten. In einem herrlichen Duette fragt er, wo sie ihn wohl hinführen wolle, ob er in Walhalla den Vater finden werde? Als sie dann auf seine letzte Frage, „ob Sieglinde dort an seiner Seite wandeln dürfte", verneinend antwortet, da meint er, sie möge Wotan, den Vater, und die Helden grüßen, er ziehe nicht in Walhalla ein; als ihm dann klar wird, daß sein Tod unvermeidlich sei durch Wotans Beschluß, da will er (die noch immer bewußtlose) Sieglinde tödten, damit sie vereint sterben. Brünnhilde, auf's Höchste ergriffen, hält ihn zurück, und verspricht ihm ihre Hülfe und Sieg, gegen des Vaters Gebot.

Als nach einer Weile Hunding oben auf dem Felsen sich zeigt, Siegmund ihm entgegen stürmt, Sieglinde plötzlich erwacht, und der Kampf beginnt, da tritt Brünnhilde hinter den Wälsung und schirmt ihn mit dem Schilde. — Im selben Augenblicke aber erscheint Wotan im Gewölke über Hunding, erschrocken weicht die Walkyre vor dem Gotte zurück; dieser streckt seinen Speer gegen Siegmunds Schwert, das sofort in Stücken bricht, den Wehrlosen sticht Hunding nieder. Doch nicht lange erfreut er sich des Sieges, Wotan sagt ihm: gehe nun zu Fricka und danke ihr, und „auf seinen verächtlichen Handwink sinkt Jener todt zu Boden". (!) — Gleich nach Siegmunds Fall hat Brünnhilde Sieglinden auf ihr Pferd gehoben und ist fort gesprengt, ihr stürmt Wotan nach, um die Ungehorsame zu strafen.

Der dritte Act beginnt mit der Scene, die, in der musikalischen Welt unter dem Namen „der Ritt der Walkyre" bekannt, zu den merkwürdigsten Tonschöpfungen gehört. Da ist ein Thema, das nur aus gebrochenen Dreiklängen gebildet, in wuchtigsten Rhythmen von den tiefen Blasinstrumenten ausgeführt wird; über, unter, zwischen diesem Thema braust und wogt ein Tonmeer von rollenden Passagen aller andern Instrumente, die einander kreuzen, verfolgen, über einander stürzen. Wir haben

Digitized by Google

diesen Walkyrenritt nur einmal in Berlin (vom Hoforchester unter Eckerts Leitung) in einem Concerte gehört, und erinnern uns noch des gewaltigen Eindruckes, den das Tonbild allenthalben erzeugte. Die Bewunderung, welche der Composition gezollt werden muß, ist so groß, daß man darüber wohl vergessen darf, wie während des ruhigeren Zwischenspieles die acht Walkyren, Töchter Wotans, welche todte Helden nach Walhalla bringen, sich über die Sym- und Antipathien ihrer Rosse unterhalten. (Der braune Hengst der sonst „gern mit der grauen Stute graste", will sie mit einem Male nicht neben sich dulden; „der Recken Zwist entzweit noch die Rosse!") Brünnhilde stürmt mit Sieglinden herbei, sie flieht vor Wotan und bittet die Schwestern, sie und Sieglinden zu schützen; aber jene wagen nicht dem Zorne des Vaters zu trotzen. Brünnhilde rathet nun ihrem Schützling, in den Wald zu fliehen, wo Fafner in Lindwurmgestalt den Nibelungenschatz bewacht; dorthin scheut Wotan zu gehen; auch gibt sie ihr die Stücke des Schwertes, welches an des Gottes Speer zerschellt war; der Sohn, dem sie das Leben geben wird, soll einst die neu geschmiedete Waffe schwingen, der hehrste Held sein, und den Namen Sigfried tragen. Hier ertönt schon das Sigfriedmotiv, das in den spätern Theilen vorherrscht. Sieglinde entflieht, Brünnhilde erwartet, ängstlich zwischen den Schwestern verborgen, den herbeistürmenden Vater, furchtbar zürnt er, vergebens suchen die Walkyren ihn zu besänftigen.

Die ganze Scene, in welcher der Chor der acht weiblichen Stimmen und die Antwort Wotans abwechselnd ertönen, ist prachtvoll erfunden und ausgeführt. Brünnhilde tritt nun freiwillig vor und erwartet demüthig die Strafe. Wotan enthebt sie ihres Amtes als Walkyre, sie soll ein sterblich Weib werden und dem herrschenden Manne folgen, am Herde sitzen und spinnen; die bittenden Schwestern verjagt er mit furchtbarem Drohen und bleibt allein zurück mit der Verbannten. Der nun folgende Zweigesang entfaltet immer herrlichere Schönheiten. Die rührende Bitte Brünnhildens, daß sie nicht einem Manne gewöhnlichen Schlages folgen müsse, daß nur ein hehrster Held sie gewinnen dürfe; Wotans Widerstreben und endliche Gewährung, bei welcher das Sigfriedmotiv bedeutungsvoll ertönt; die ganz wundervolle Stelle, als er ihr die Augen küßt und sie in Schlaf senkt; seine Berufung des Feuers, das den Felsen umlodere, auf dem Brünnhilde nunmehr schlummernd ruht, bis der richtige Held sie erwecket; das gleichzeitige Zusammenwirken verschiedener Motive, unter deren Klängen Wotan von dem geliebtesten Kinde scheidet, Alles das ist Werk höchster Meisterschaft und wird bleiben.

H. Ehrlich.

Allgemeine deutsche Biographie.

In die oft und von Vielen erhobene Klage über die Fülle encyklopädischer Werke, die der deutsche Buchhandel auf den Markt bringt, vermag Referent nicht einzustimmen. Denn nicht die Verflachung, sondern ein Vorzug, die Universalität des deutschen Geistes liegt dem Bestreben zu Grunde, diejenigen Wahrheiten, welche der Gelehrte mit angeborenem Talent und erworbener Beobachtungsgabe, mit genauer Kenntniß der Hülfsquellen und mit Anwendung aller Methoden der inductiven und deductiven Schlußfolgerung gefunden hat, zum Allgemeingut zu machen. Nicht aus Bequemlichkeit verzichtet der Bildungsbedürftige auf die Feinheiten der Untersuchung und begnügt sich mit den Resultaten, sondern weil die Summe der Thatsachen, welche eine Wissenschaft ausmachen, zu groß ist; nicht die Eitelkeit, sich mit fremden Federn zu schmücken, heißt ihn zu den Büchern *über* wissenschaftliche Materien, Kunst und Literatur greifen, sondern die *Freude* an Wissenschaften, Kunst und Literatur. Ich bin nicht blind für die Mängel dieses sich Unterrichtens aus Encyklopädien. Aber sie sind nicht beim Schüler, sondern im Führer zu suchen. Die Darstellung eines Gegenstandes für das „Publicum" braucht nicht erschöpfend, unter allen Umständen aber muß sie gründlich sein. Leider ist es Gründlichkeit, mit der es die Verfasser derartiger Compendien oft am wenigsten gründlich nehmen. So haben wir zahlreiche Conversationslexika, welche neben Artikeln von gediegenem Werth eine große Mehrheit von solchen bieten, welche an Genauigkeit der Daten Alles zu wünschen übrig lassen und sich auf Compilation aus älteren Handbüchern beschränken. Dadurch, daß der Eine immer wieder den Andern ausschreibt, ohne auf die wirklichen Quellen zurückzugreifen, pflanzen sich Irrthümer von Buch zu Buch, von Auflage zu Auflage fort. Davon wird sich Jeder überzeugt haben, der in irgend einem Gebiete selbst eingehendere Studien gemacht hat und nun eine Encyklopädie aufschlägt, — wie fehler- und lückenhaft findet er den einschlägigen Gegenstand behandelt! Dieser Vorwurf trifft vorzugsweise die biographischen Artikel, die weder für den Laien zur gesuchten allgemeineren Belehrung, noch für den Fachmann zu rascher Orientierung über einzelne Data, über Quellen- und Hülfsliteratur ꝛc. genügen können.

Deshalb stellte Altmeister Ranke bei Gründung der von König Maximilian II. von Baiern in's Leben gerufenen historischen Commission den Antrag, es möchte unter den Auspicien dieser gelehrten Gesellschaft ein Werk geschaffen werden, das kurze Biographien aller Männer und Frauen Deutschlands enthalte, welche auf irgend einem Gebiet menschlicher Thätigkeit ihren Namen in einem Grade zur Geltung brachten, daß ihr Andenken auch noch für die Nachwelt von Interesse ist. Nach Durchführung dringenderer Aufgaben trat denn auch die Commission im Jahre 1868 an die Realisirung des großartigen Unternehmens, das für Deutschland ungefähr das werden soll, was die Biographie universelle für Frankreich, die Biographie nationale für Belgien, Wurzbachs biographisches Lexikon für Oestreich ꝛc. sind, und legte die Redaction in die Hände des durch die Sammlung der historischen Volkslieder Deutschlands hochverdienten R. Freiherrn von Liliencron; später bei zunehmender Geschäftsbürde übernahm Professor Wegele in Würzburg für die rein geschichtlichen Artikel die Leitung.

In großartigem Maßstab wurde nun das Princip: Theilung der Arbeit! zur Anwendung gebracht. Das Unternehmen zählt nicht weniger als 400 Mitarbeiter, darunter die ersten Autoritäten in Kunst, Wissenschaft und Technik. Jeder Artikel rührt von einem Autor her, der sich im einschlägigen Gebiet als selbstständiger Forscher oder Praktiker bereits bewährte; die Biographie eines Augenarztes behandelt mithin der zur Beurtheilung seiner Verdienste, wie seiner Fehler befähigte Fachcollege, die eines Musikers der Musikkenner ꝛc., und eine der allgemeinen Geschichte angehörende Persönlichkeit zeichnet der mit dem einschlägigen Geschichtsabschnitt vertrauteste Historiker.

Die Schwierigkeit, eine so complicirte Maschine in Gang zu bringen, die Arbeit von 400 Gelehrten einheitlich zu organisiren und harmonisch in ihrer Entwickelung zu fördern, liegt auf der Hand. Auch hätte sie trotz der Versatilität der Redaction nicht überwunden werden können, ohne die Begeisterung, womit die gelehrte Welt das echt nationale Werk begrüßte, ohne den uneigennützigen Eifer, womit sie die Bausteine zu diesem Denkmal deutscher Ehre zusammentrug.

Nun liegen 3 Bände vor, die mehrere tausend Biographien von Aa bis Carlowitz umfassen; sie gestatten ein erschöpfendes Urtheil über Anlage und Werth des riesigen Unternehmens. Die Artikel sind freilich nach Umfang und Form sehr verschieden. Die Porträts der wichtigeren Persönlichkeiten sind mit fetteren Farben gemalt und mehr in den Vordergrund gerückt, so daß wir Zug für Zug unterscheiden können, während die vorübergehenden Gestalten nur in ihrem Umriß gefaßt sind. Aber selbst bei diesen in knapper Form gehaltenen Lebensbeschreibungen läßt sich zumeist eine Sicherheit und Bestimmtheit der Behandlung erkennen, wie sie eben nur vollkommene Beherrschung des Quellenmaterials zuläßt. Bei den ausgeführteren Artikeln ist auf Eleganz der Form ebenso das Augenmerk gerichtet, wie auf Gründlichkeit des Inhalts, manche entrollen uns — es sei nur auf Scherer's Artikel über mehrere Humanisten und Literaten hingewiesen — in engem Rahmen doch ein höchst charakteristisches Zeitgemälde. Jeder Artikel ist mit dem Namen des Verfassers

Digitized by Google

unterzeichnet, so daß dieser für seine Leistung unmittelbar verantwortlich in die Oeffentlichkeit tritt; dadurch wird der Ehrgeiz des Einzelnen ein für das Ganze nützlich mitwirkender Factor. Schmeichelei und Polemik sind gleichmäßig ausgeschlossen, es ist deshalb auch nur zu billigen, daß Biographien von Lebenden principiell ausgeschlossen sind. Diese nothwendig gebotene Objectivität verhindert aber nicht, daß ein gewisser besonnener Freisinn, der stets gründlicher und unbefangener Forschung Frucht ist, in allen Theilen sich geltend macht und dem ganzen Werk eine höhere ideale Einheit verleiht.

Bei Beginn eines Unternehmens, das voraussichtlich in's Große wächst, lag die Besorgniß vor allzu breiter Ausdehnung nahe, es wurden daher namentlich im ersten Bande einige Namen allzu spärlich bedacht, sogar bedeutende Historiker konnten nicht sogleich das richtige Verhältniß finden und beschränkten sich zu ängstlich auf das rein Thatsächliche. Dagegen haben insbesondere manche Philosophen und Theologen — nach meiner Ansicht — den Begriff des „allgemein Wissenswürdigen" hie und da etwas ausgedehnt erfaßt: der Artikel Baader beansprucht 13 Seiten, während Adam von Bremen sich mit einer begnügen muß. Nicht wenige Artikel sind aber in jeder Weise vollkommene und jedem Leser hohes Interesse bietende Essays, es sei nur auf den von Liliencron und Riehl gemeinsam bearbeiteten „Bach" hingewiesen.

Es wurde die Frage aufgeworfen, ob es nicht opportuner gewesen wäre, anstatt einfach die alphabetische Ordnung zu Grunde zu legen, eine Eintheilung nach den verschiedenen Zweigen menschlichen Wirkens vorzunehmen, aber ich glaube, daß die einfachste Ordnung in der That die beste, da bei jeder anderen Gruppirung Wiederholungen oder Lücken unvermeidlich gewesen wären.

Daß das Unternehmen einem wirklichen Bedürfniß entgegenkam, beweist nicht blos die allgemeine Anerkennung seitens aller öffentlichen Organe„ sondern auch die für Deutschland überraschend schnelle Verbreitung des Werkes: es sind, wie ich höre, bereits 2000 Exemplare abgesetzt. Und so ist dieser schönsten deutschen Ruhmeshalle nicht nur der Ausbau, sondern auch die Theilnahme des Publicums gesichert. Der Nation zum Gewinn, denn von allen Erziehungsmitteln das mächtigste ist das Beispiel.

München. **Karl Theodor Heigel.**

Notizen.

Vom Büchertisch.

Gelegentlich des Jubiläums des Generalintendanten von Hülsen ist ein „statistischer Rückblick auf die königlichen Theater von Berlin" während des fünfundzwanzigjährigen Zeitraumes, vom 1. Juni 1851 bis zum 31. Mai 1876, erschienen. Die Verfasser — die Herren v. Lavallade, A. E. Brachvogel und C. Hahn — haben dem „statistischen Rückblick" eine Einleitung vorangeschickt, in welcher die ziffermäßigen Ergebnisse recapitulirt und die Leistungen des Generalintendanten in warmer und verdienter Weise anerkannt werden. Es heißt in dieser Vorrede unter Anderem: „Nur der einen Reform, weil sie gleich wichtig für das Publicum, für die Dichtung wie die Darstellung geworden ist, erwähnen wir: der Einführung des Zwischenactsvorhanges! Der künstlerische Vortheil desselben für Dichter, Darsteller und das technische Bühnenpersonal liegt auf der Hand; für das Publicum besteht er aber darin, bei dem Scenenwechsel innerhalb des Actes der ernüchternden Anschauung enthoben zu sein, wie der Ortswechsel auf der Bühne selbst bewirkt wird."

Mit diesem Ausspruch bin ich ganz und gar nicht einverstanden, und es ist sehr zu bedauern, daß die drei Herren Verfasser es nicht einmal versucht haben nachzuweisen, worin der „künstlerische Vortheil" dieses Zwischenactsvorhanges besteht. „Er liegt auf der Hand", sagen sie. Mit demselben Rechte sage ich: „Das Unkünstlerische, die Dichtung Zerstörende, den Schlendrian Fördernde dieses Zwischenvorhanges liegt auf der Hand."

Schon die Zusammenstellung von Dichtern, Darstellern und dem technischen Bühnenpersonal ist bezeichnend; denn thatsächlich hat nur das technische Bühnenpersonal, haben nur die Coulissenschieber und Aufräumer einen Vortheil von diesem traurigen Dinge. Sie brauchen sich nicht zu beeilen; sie können hübsch gemüthlich, wie es ihnen paßt, die Möbel abräumen und neue auf die Bühne schleppen, dieweil der Zuschauer vor dem heruntergelassenen Vorhang sitzt und seinerseits die willkommene Veranlassung findet, sich mit dem Nachbar über den neuesten Gründerproceß, über das neueste Fallissement, über den neuesten Skandal zu unterhalten, sich gründlich zu zerstreuen und seine Aufmerksamkeit von der Bühne innerhalb des Actes selbst abzulenken. Der Zwischenact ist verderblich für die Wirkung der theatralischen Dichtung, denn er hebt den gewaltigen Unterschied zwischen der bloßen Verwandlung und dem Actschluß auf. Ob die Gardine, die heruntergelassen wird, grün oder weiß ist, das ist gleichgültig. Wird der Anblick der Bühne dem Auge des Zuschauers auf längere Zeit entzogen, so ist die Wirkung des Zwischenactes da; und wir sehen auf diese Weise jetzt Dramen nicht in fünf Acten, sondern in zehn, zwölf und mehr Acten. Der Zwischenactsvorhang ist verderblich für die Dichter selbst; namentlich für die jüngeren. Er reißt die Composition auseinander und enthebt den Dichter der Nothwendigkeit, innerhalb des Actes ein organisch geschlossenes Ganzes zu schaffen. Wenn der Dichter sich sagen darf: „da lassen wir die Gardine herunter", so kann er in jedem Augenblick, der ihm wünschenswerth erscheint, eine Verwandlung eintreten lassen; er braucht nicht darauf zu achten, daß die Bühne leer wird, er braucht nicht darauf zu achten, daß in der folgenden Scene die Leute aus den Coulissen auf die Bühne kommen; er kann eine Verwandlung mit einer Gruppe schließen lassen und über einer andern Gruppirung den Vorhang wieder aufgehen lassen; er kann mit einem Worte die Vortheile des Actschlusses und des Actanfanges bei jeder neuen Scene benutzen, wie er will. Durch diese ihm gewährte Freiheit wird die Strenge und Nothwendigkeit in der Eintheilung der Composition so gut wie aufgehoben; und man brauchte nicht lange nach Beispielen zu suchen, um zu dem traurigen Schlusse zu gelangen, daß diese Freiheit zur Zügellosigkeit führt.

Die Aufhebung dieser „Reform" und die Wiedereinführung der guten alten Sitte, die Verwandlung bei offener Scene vor sich gehen zu lassen und den Vorhang nur am Ende eines wirklichen Actes zu benutzen, die nebenbei bemerkt manchen Theaterabend um eine viertel oder halbe Stunde kürzen würde, könnte nur mit Freuden begrüßt werden. Weg damit!

Der „statistische Rückblick" selbst ist in Bezug auf die persönlichen Nachrichten vollständig. Wir lernen den Personalbestand bis zu den Theaterdienern kennen, beim Antritt des Generalintendanten und am Tage seines fünfundzwanzigjährigen Jubiläums. Wir erhalten ein genaues Verzeichniß aller Gäste, die in den 25 Jahren im Schauspiel, der Oper und dem Ballet aufgetreten sind, und werden von dem Personalwechsel durch ein Verzeichniß der ausgeschiedenen und neu engagirten Mitglieder unterrichtet. Das ist ohne Zweifel sehr interessant; aber dieser Ueberblick ist doch ziemlich mühelos aus den statistischen Tableaus, respective den Theateralmanachs zusammenzustellen. Ebenso das Verzeichniß der zum ersten Male aufgeführten Schauspiele, Opern und Ballets.

Größere Mühe würde es bereitet haben die Uebersichten, welche die Herren Verfasser nur in Betreff der classischen Werke aufzustellen für nothwendig erachtet haben, für sämmtliche auf den königlichen Bühnen aufgeführten dramatischen, musikalischen und choreographischen Werke zusammenzustellen. Daß dies unterblieben ist, ist eine sehr bedauerliche und starke Lücke. So interessant es sein mag zu erfahren, welche Werke von den Classikern zur Aufführung gekommen sind, und wieviel Vorstellungen ein jedes derselben erlebt hat, so lehrreich würde es sein, aus den statistischen Ergebnissen zu erfahren, welche nichtclassischen Werke sich der besondern Gunst des Publicums zu erfreuen gehabt haben. Ein solcher vollständiger Ueberblick würde der Broschüre wirklichen Werth gegeben haben; dann hätte man sie als einen Beitrag zur Theatergeschichte consultiren können, während sie sich jetzt nur darstellt als die einem verdienstvollen Theaterleiter dargebrachte Huldigung.

Außerdem dürfte vielleicht auch in Betreff derjenigen Dichter, die hier zu den Classikern gezählt werden, ein bescheidener Zweifel geltend gemacht werden können. Uhlands „Herzog Ernst von Schwaben" wird zum Beispiel zu den classischen Werken gerechnet. Ich weiß nicht, was

Digitized by Google

diesem mangelhaft ergötzlichen und sehr unwirksamen Drama des großen Lyrikers diese Ehre verschafft. Wenn man der verstorbenen Bühnendichter gedenkt, dann hätten doch viel eher als Uhland Anspruch auf eine solche Berücksichtigung Iffland, Kotzebue, Benedix und Charlotte Birch-Pfeiffer, oder wenn bei den eben Genannten die rein literarischen Qualitäten als nicht genügend geschätzt werden sollten, doch zum Mindesten Hebbel und Otto Ludwig.

* * *

R. L. Stab's „Touristenfahrten", die in Berlin in Denickes Verlag (Georg Reinke) erschienen sind, sind ganz dazu geeignet, dem unbegründeten Vorurtheil, dem die Berliner auf Reisen so oft ausgesetzt sind: daß sie furchtbar blasirt seien und über alles Nichtberlinische ihre schlechten Witze machen, wirksam entgegenzutreten. R. L. Stab, den Lesern des „Berliner Fremdenblattes" als Feuilletonist wohl bekannt, ist ein echter Berliner; seine Aufzeichnungen aber während der kurzen heiteren Ferientage, die er dem journalistischen Frohndienst mühsam abringt, sind frei von jener unerträglichen Unart des Besserwissens, Herumnörgelns und der gefühlslosen Spöttelei. Es liegt vielmehr in der Genußfähigkeit dieses fahrenden Journalisten, in seiner ungewöhnlichen Empfänglichkeit für Alles, was er außerhalb der Bannmeile seiner Vaterstadt erblickt, und in dem liebenswürdigen Bestreben, allem Neuen, das ihm begegnet, eine charakteristische und fesselnde Eigenschaft abzugewinnen, eine frische unverdorbene Naivetät, die sehr angenehm berührt. R. L. Stab ist der Typus des Vergnügungszüglers. Er reist lediglich, um sich zu amüsiren und um seinen Lesern nachher zu erzählen, daß er sich gut amüsirt hat. So hat er denn während des letzten Jahrzehntes — die ersten Aufzeichnungen stammen aus dem Jahre 1867, die letzten aus dem vergangenen — systematisch die bekanntesten und beliebtesten Punkte unseres Vaterlandes durchstreift — von Hamburg bis nach Wien, die sächsischen Schweizerländer in Miniaturausgabe: die märkische und die sächsische Schweiz, den Harz, Thüringen, die schlesischen Gebirge, den Rheingau und den Spreewald, die Weser und die Nordsee — kurz er ist überall gewesen, hat Alles mit offnen Augen gesehen und mit offnen Ohren gehört, und seine Eindrücke frisch, wie er sie empfangen, mit behender Hand niedergeschrieben, ohne lange zu prüfen oder zu wählen. Diese Reiseskizzen sind durchaus anspruchslos, sie wollen den Leser nichts Neues lehren, sie wollen ihm nur sagen: „so habe ich, ein fahrender Zeitungsschreiber, die Sachen gesehen, und vielleicht macht es Euch Vergnügen, meinem Geplauder zuzuhören. Kennt Ihr die Dinge nicht, von denen ich spreche, so wird's Euch vielleicht interessiren, darüber etwas von einem Menschen zu hören, der sich schmeicheln darf, einiges Talent zum Reisen zu besitzen; und kennt Ihr sie, so werden Euch die Erinnerungen, die ich wachrufe, Freude bereiten". Die Darstellung ist gewandt, ungekünstelt und lebendig; es ist nicht eintönige Schilderung und Beschreibung; durch den Dialog, den unser Vergnügungszügler häufig anwendet, durch Rede und Gegenrede kommt Bewegung und Lebendigkeit hinein. Es ist ein liebenswürdiges, muntres Buch.

In demselben Verlage ist eine Sammlung von beinahe ernsten und ganz lustigen Novelletten und Skizzen erschienen unter dem Titel: „Wenn Frauen lächeln." Der Verfasser derselben ist Richard Schmidt-Cabanis, dessen humoristische Schriften sich in jüngster Zeit zahlreiche Freunde erworben haben. Auch durch diese neueste Schrift geht ein erfrischender Zug gesunden Humors, und in literarischer Beziehung überragt dieselbe ihre Vorgänger. Das Buch ist mit großer Sorgfalt geschrieben, ohne daß dadurch die gute Laune der Erfindung und des Ausdruckes im Mindesten beeinträchtigt würde. Schmidt-Cabanis beherrscht die humoristische Form vollkommen, einige der kleinen Skizzen sind in dieser Beziehung geradezu Virtuosenstückchen. Wir brauchen nur auf die Wörtertreibjagd: „Herz und Hand", auf die „lückenhafte" Betrachtung „Vom ersten Zahn und noch einigen anderen Zähnen" und auf den „Reim- und Trinkspruch" zum Schluß hinzuweisen. Wer ein so ausgesprochenes Talent zum Wortwitz hat, wie unser Humorist, der thut wohl daran, es zu cultiviren, unbekümmert um die verächtliche Bezeichnung „Kalauer", mit denen die Witzlosen die guten Witze der Witzigen zu discreditiren suchen. Gibt doch auch Julius Stettenheim durch jede Nummer der „Wespen" den Beweis, daß man auf dem Gebiete des Wortwitzes ein Meister sein kann. Am Angenehmsten berührt bei der Lectüre dieser lustigen Seiten die Ungezwungenheit des Humors. Es herrscht in dem kleinen Buche, das nebenbei bemerkt, sehr hübsch ausgestattet und mit zum Theil vortrefflichen Holzschnitten geschmückt ist, eine fidele Stimmung, die fortzeugend Heiterkeit gebiert. Eine eingehendere Besprechung dieses Buches würde zwecklos sein, da sich dessen liebenswürdige Eigenschaften doch erst aus der Lectüre erkennen lassen. Dieser sei es denn auch zur Erfrischung und Belustigung in diesen heißen und traurigen Tagen empfohlen. F. L.

* * *

Von Lessings Werken liegt jetzt eine neue Gesammtausgabe vollendet vor, die aus dem Verlage von G. Grote hervorgegangen ist. Die Firma gehört in jeder Beziehung zu den strebsamsten, denn ihr ist es nicht nur darum zu thun, einen neuen Verlagsartikel auf den Markt zu werfen, um durch besondere Billigkeit die Concurrenten zu schlagen. Die vorliegende Ausgabe kann, was die Sichtung und Ordnung des Materials, die Erläuterungen und Nachweise betrifft, auf die rückhaltloseste Anerkennung der Fachmänner Anspruch erheben. Richard Gosche und Robert Boxberger haben sich in die Herausgabe getheilt. Es ist nicht möglich, in einer kurzen Anzeige auf alle Vorzüge und Bereicherungen den früheren Ausgaben gegenüber einzugehen und wir heben deshalb nur einiges Verdienstvolle hervor. Bekanntlich hat der Licenziat Wittenberg zuerst gegen Lessing wegen der Epigramme den Vorwurf des Plagiats erhoben. Haug wiederholte den Vorwurf im „Teutschen Mercur" 1793 und gab Cordus als Quelle der Lessing'schen Sinngedichte an. Boxberger, der diesen Theil bearbeitet hat, weist mit Fußnoten stets auf die von Haug und Anderen bezeichneten Quellen und vertheidigt den Dichter. Ich glaube, daß dies gar nicht nöthig ist, indem gerade auf diesem Gebiete sich dieselben Gedanken mit ähnlichen Pointen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert immer wiederholen und besonders Martial vielfach nachgeahmt worden ist. Nebenbei sei bemerkt, daß die Grote'sche Ausgabe 198 Epigramme enthält, also 32 mehr als die am meisten verbreitete Lessingedition (Göschen), außerdem noch 21 lateinische, die in derselben ganz fehlen.

Ebenso dankenswerth sind die Nachweise und Erläuterungen zu den Liedern, Fabeln, Dramen und die Auswahl aus den theologischen und literarischen Recensionen der „Vossischen Zeitung" (1751—55), in deren Art und Weise man bereits den Autor der Literaturbriefe erkennt.

Vortrefflich ist die Wahl der Briefe, unter denen die an Eschenburg, der die Collectaneen Lessings (Chr. Fr. Voß. Berlin 1790. 2 B.) herausgegeben hat, zum ersten Male vollständig erscheinen.

Eine nicht zu unterschätzende Beigabe sind die Illustrationen, und daß sie vortrefflich sind, dafür bürgt der Name des Verlegers. Watter, Wold. Friedrich, Lossow ꝛc. haben die Zeichnungen geliefert, die fast durchweg in vortrefflichen Schnitten wiedergegeben sind. Die ganze übrige Ausstattung ist des Dichters würdig. —x—

* * *

Setzerstrike und Setzmaschine.

Der Setzerstrike der Residenz ist als beendet zu betrachten. Es gelüstet uns nichts weniger, als auf die abgedroschenen socialdemokratischen Phrasen noch einmal zurück zu kommen und das propter hoc und post hoc zu entwickeln. Bedeutungsloser und — in des Wortes bösester Tragweite — „brodloser" ist selten ein Streit zu Grabe getragen — und so wird es jedem ergehen, dem es, wie diesem, so durchaus an socialer und sittlicher Berechtigung gebricht! Ein Gutes hat aber auch diese Incommodität gehabt. „Der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe", kehrt der Verführte von seinem Wahn in des Schaffens ruhiges und solides Geleise zurück; mit bitterer Lehre vielleicht — vielleicht auch nicht gerade liebenswürdig an der Stätte der gewohnten Thätigkeit empfangen .... aber doch zu lohnender, redlicher Arbeit — fern von dem wüsten Treiben der Skandalisirenden!

Aber noch ein zweites „Gutes" ist mit Freude und Genugthuung zu verzeichnen. Die Technik wird gezwungen, auf Mittel zu sinnen, die Handarbeit zu vereinfachen, zu erbilligen, sie im Fall der Noth zu ersetzen, und Alle, die auf Guttenbergs Erfindung ihren Erwerb basiren, sind veranlaßt, Mittel zu finden, diesen sich so häufig wiederholenden Störungen ihres Gewerbes wirksam entgegenzutreten. Gerade die Natur der Tagespresse, die bis auf die Minute pünktlich zu erscheinen verpflichtet ist, gibt den Setzern eine leider nur zu scharfe Waffe gegen ihre Principale in die Hand, da schon die kürzeste Dienstverweigerung diesen enorme Einbußen verursacht und ein Abwarten bis zur Erschöpfung der Strikenden den Ruin des Zeitungsgewerbes zur Folge haben müßte.

Digitized by Google

Die Berathungen der so bedrängten Principale konnten sich demnach nicht nur auf Beseitigung des gegenwärtigen Strikes erstrecken, sie mußten vielmehr auch auf eine dauernde Abhülfe und Beseitigung ihrer gefährlichen Position gerichtet sein. Selbst jedem Laien muß es auffallen, daß, während die Handarbeit von der Mechanik in allen Gewerben abgelöst ist, und auch in der Druckerei die alten Schraubenhandpressen durch die sinnreichsten Dampfschnellpressen verdrängt sind, das Zusammensetzen der Druckschrift noch heute mit verschwindenden Ausnahmen durch die Hand vollzogen wird. Täglich werden auf dem Erdenrund Milliarden von Buchstaben durch eben so viel Griffe der Hand zusammengefügt, um an demselben Tage oder doch nicht viel später wiederum zerstreut zu werden. Es ist eine sehr mechanische Arbeit, dieses Setzen und Ablegen der Druckschrift nach einem vorliegenden Manuscript, und weil sie dieses ist, sollte man um so mehr den Wunsch hegen, die damit beschäftigten Menschen auf eine geringe Zahl reducirt zu sehen und sollte glauben, daß die technische Aufgabe, eine Maschine zu construiren, welche das Setzen ausführt, nicht so schwierig wäre!

Dem scheint jedoch nicht so zu sein, denn fast auf allen Weltausstellungen sind Setzmaschinen producirt worden, ohne daß eine im Stande gewesen ist, sich in der Praxis einzubürgern.

Diese Maschinen machten es sich zur Aufgabe, Typen aus einer Bleicomposition, die am Kopfende das Bild des Buchstaben tragen, und zwar ähnliche, wie sie gegenwärtig bei der Handsetzerei Verwendung finden, aneinander zu reihen, indem der sie dirigirende Arbeiter ein Tastwerk behandelt, bei welchem jede Taste dem hervorzubringenden Buchstaben entspricht.

Diese Anordnung zeigte sich jedoch nicht verwendbar, weil zunächst schon speciell geformte Typen nothwendig waren und weil die Typenreservoirs in der Maschine, wenn ihres Inhaltes entleert, durch zeitraubende Arbeit gefüllt werden mußten, mithin eine zeitweise Unterbrechung der Leistung eintrat, dann aber auch weil jede Maschine nur für eine Schriftsorte verwendbar war.

Diese Uebelstände sind bis heute noch nicht gehoben und nur bei wenigen sehr großen Zeitungsunternehmungen findet diese Maschine eine und zwar auch nur beschränkte Verwendung.

Es ist selbstverständlich, daß sich die Besprechungen der Berliner Druckereibesitzer auch in dieser Richtung ergingen und das Interesse für eine Erfindung auf diesem Gebiete wachriefen, an welcher der Berliner Ingenieur G. Hambruch schon seit zwei Jahren arbeitete! Die Hambruchsche Erfindung umfaßt eine Setzmaschine, die sich die Lösung der Aufgabe des Setzers in vollständig anderer Weise unterzieht, als die vorhin erwähnte Maschine.

Während jene aus Bleimasse gegossene Buchstaben aneinanderreiht und somit die Methode der Handarbeit beibehält, wird von dieser die Schrift in eine plastische Masse vertieft und vermittelst Schriftgutsabgüssen die Druckplatte hergestellt. Die Maschine ist so construirt, daß gleichzeitig die verschiedensten Schriftarten zur Verwendung kommen können und daß die Länge der zu setzenden Zeilen beliebig verändert werden kann. Es ist nicht zu leugnen, daß, wenn es gelingt, diese Methode einzuführen, große Vortheile gegenüber der bisherigen Handsetzerei errungen werden, denn

1. arbeitet die Maschine wesentlich schneller als ein gewöhnlicher Setzer, da sie in 10 Stunden mindestens 40,000 Zeichen zu machen im Stande ist, und das Ablegen der Schrift nicht nöthig macht.

2. Zu ihrer Handhabung gehört sehr wenig Uebung und genügen zur Erlernung derselben wenige Tage! Ein großer Vortheil gerade in Bezug auf die Strikeliebe der Setzer.

3. Das todte Anlagekapital, welches die beweglichen Typen in einer Druckerei absorbiren, wird wesentlich reducirt.

4. Die Abnutzung dieser beweglichen Typen fällt vollständig fort.

5. Der Raum zum Betrieb der Druckerei kann sehr viel kleiner sein, da die Maschine nur geringen Umfang hat (ungefähr die Größe einer Nähmaschine).

6. Es können von den gesetzten Schriftplatten mehrere Abgüsse gemacht und somit gleichzeitig mehrere Druckplatten hergestellt werden.

Dieses dürften die wesentlichsten Vortheile der neuen Maschine sein, von denen jeder groß genug ist, ihre Einführung rentabel zu machen, wenn sie im Uebrigen den Ansprüchen der Druckerei zu genügen im Stande ist.

Die Herstellung der Maschine hat die lange Zeit von zwei Jahren gebraucht, da eine große Zahl von Aufgaben in ihr zu lösen sind. Hierunter war nicht die kleinste Aufgabe die Beschaffung correcter Typenbilder, die erst nach vielen Versuchen in Stahl und Messing dadurch gelöst wurden, daß nunmehr dieselben Typen, welche bei der Handsetzerei verwendet werden, in der Maschine zur Anwendung gelangen und somit das ganze vorhandene Schriftmaterial benutzt werden kann. Hierbei sei noch erwähnt, daß die Maschine von jeder Schrift nur ein Alphabet erfordert, dessen Anschaffungskosten gar nicht in Betracht kommen. Die Maschine ist bis heute noch gar nicht an die Oeffentlichkeit gekommen, vielmehr nur einigen Sachverständigen vorgezeigt, doch beabsichtigt der Erfinder, dieselbe in kurzer Zeit der Praxis zur Prüfung zu übergeben*).

Endlich soll auch zu Professor Reuleaux herber Strafpredigt an die vaterländische Industrie und deren Schäden diese neue Setzmaschine eine kleine Parenthese bieten. Die Sentenz des Herrn Professors mag inhaltsvoll sein — an dem eigentlichen Centrumspunkt der Scheibe schießt sie arg vorbei. Wir wollen nicht untersuchen, ob das Quos ego! von Philadelphia her grade vom feinsten Takt dictirt ist, — jedenfalls ist der Vorwurf von „Byzantinismus und Chauvinismus“ etwas einseitige Katheder-weisheit! Wenn der Herr Akademiedirector und Hunderte seines Gleichen an bevorzugter Stelle des grünen Tisches ernst und überzeugungstreu dafür eintreten wollten, daß neue, gute, gediegene und gewissenhaft construirte Erfindungen des Deutschen frisch und poussirt in's wogende Getriebe eintreten dürften und nicht immer erst ein englisches oder americanisches Parfüm dazu gehörte, ihnen eine freie Gasse zu brechen, — dann würden sie Erfolgreicheres und Erquicklicheres leisten, als mit dem lauten Vorwurf von jenseits des Oceans. „Der Mangel an Fortschritt im rein Technischen“ mag zu beklagen sein, aber das Mißtrauen, das alle Kreise durchzittert, sobald eine einfache und solide Neuerung die Kühnheit hat, im heimischen Gewande prunklos hinzutreten und zu sagen: „ich bitte, behandelt mich mit gleicher Liebenswürdigkeit, mit gleichem Entgegenkommen, wie jene importirten Geistesblüthen“ .... dies Mißtrauen muß, als böser Krebsschaden, zuerst gebrochen werden. So mag man denn der neuen Setzmaschine auch nur Vertrauen entgegenbringen, das sie positiv verdient! Wünschen wir, daß diese Maschine zu denen gehöre, die jenes herbe Urtheil entkräften, — wünschen wir es grade aus dem Grunde, weil sie einem Gewerbe angehört, das vornehmlich im Dienste des Handels, der Industrie und Wissenschaft steht**).

Max Bauer.

* * *

Bibliographie.

Philosophie.

Theobald Ziegler, Lehrbuch der Logik. Mit 18 Holzschn. (Schaffhausen, C. Baader.)

J. H. v. Kirchmann, Die Bedeutung der Philosophie. Ein Vortrag. (Leipzig, Erich Koschny.)

F. Maier, Versuch einer monistischen Begründung der Sittlichkeitsidee. Ein Beitrag zum Culturkampf. (Stuttgart, Conrad Wittwer.)

Georg v. Gizicki, Philos. Consequenzen der Lamarck-Darwinschen Entwicklungstheorie. Ein Versuch. (Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter.)

Alfred Resch, Das Formalprincip des Protestantismus. (Berlin, Berggold.)

John Tyndall, Der Materialismus in England. Vortrag. Uebers. von Emil Lehmann. 2. Aufl. (Berlin, Jul. Springer.)

---

*) Aus den Angaben unsres Mitarbeiters läßt sich leider nicht erkennen, auf welche Weise der Erfinder der großen Schwierigkeit, die Correcturen schnell und mühelos herzustellen, Herr geworden ist.

**) In diesem Punkte stimmen wir mit Dr. Max Bauer nicht überein. Reuleaux's allerdings unangenehme, aber leider sehr gerechtfertigte Polemik gegen deutschen Plunder und Schund auf der Philadelphiaer Bloßstellung, halten wir für einen wahren Segen. Durch schmunzelndes Liebäugeln mit der „vaterländischen Industrie“ wird dem kläglichen Geklängel nicht abgeholfen werden, und es ist gut, daß ein Mann, auf dessen Worte man hört, den Muth gehabt hat, diese unpopulären Wahrheiten auszusprechen.

D. R.

Digitized by Google

A. Horwicz, Zur Naturgeschichte der Gefühle. XI. Ser. 249. Hft. der „Sammlung gemeinverst. Vorträge von Virchow u. Holtzendorff". (Berlin, Carl Habel.)

Vermischtes.

Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg, Theodor v. Schön. Bd. 3, II. Th. Inhalt: Selbstbiographie II. Briefe vom 8. Juni 1840 — 22. Juni 1842. (Berlin, Franz Duncker.)

Friedrich Ratzel, Städte und Culturbilder aus Nordamerika. 2 Bände. (Leipzig, F. A. Brockhaus.)

M. v. Süßmilch, Oberstlieutenant z. D., Katechismus für den Einjährig-Freiwilligen. Mit 51 Abb. (Leipzig, J. J. Weber.)

Richard Roth, Friedrichsroda und seine Umgebung. Wegweiser und Gedenkbuch. Mit Vorwort und Gedicht von Ludwig Storch. (Ohrdruf, Stadermann jr.)

Daniel Sanders, Deutsche Sprachlehre für Volks- und Bürgerschulen. 1 Mk. (Berlin, G. Langenscheidt).

Karl Gustav Andresen, Ueber deutsche Volksetymologie. (Heilbronn, Gebr. Henninger.)

Carl Schrader, Zur Manchesterschule, Streiflichter auf die gegenwärtige Lage der deutschen Industrie. (Leipzig, Hartung & Sohn.)

C. Slevogt, Das Notenrecht der Reichsbank. Ein Beitrag zur Interpretation und Kritik der §§ 9 und 14 des Reichsbankgesetzes. (In demselben Verlag.)

Ein Fachmann, Die Verkehrsstraßen in Beziehungen zur Volkswirthschaft und Verwaltung. (Berlin, J. Klönne & G. Müller.)

M. Joël, Religiös-philosophische Zeitfragen. (Breslau, Schletters Buchhandlung.)

H. C. Carey, Briefe an die „Times". Uebersetzt von W. v. Kardorff-Wabnitz. (Berlin, Springer.)

Weltgeistlicher im Münsterlande, Staat oder Papst? Herausg. von A. Ruge. (Elberfeld, Ed. Loll.)

Hugo Magnus, Das Auge in seinen ästhetischen und culturgeschichtlichen Beziehungen. 5. Vorles. (Breslau, J. A. Kern.)

Thiels Landwirthschaftl. Lexicon. Hft. I. Aadl — Abtriebsfläche. Wird in ca. 60 Lief. à 1 M. bestehen. (Straßburg, Fr. Thiel.)

Pierer, Conversationslexikon. 6. Aufl. Bd. IV. 2. Hft. Bd. V. 1. 2. Heft. Von „Calvisiana actio" — Decennium. (Leipzig, Spaarmann.)

Offene Briefe und Antworten.

In Sachen der „Agrarier".

Verehrte Redaction!

Gestatten Sie mir zu dem Aufsatze des Herrn Dr. Oppenheim folgende nur ergänzende, nicht polemische Bemerkungen. In einer geschichtlichen Darstellung des Verhältnisses der Landwirthschaft der hervorragenden Culturvölker zum Staate, würde es ein ganz eigenthümliches Capitel sein, das den Nachweis enthielte, wie sich neben dem politischen Gebiet, neben der Reorganisation des Heerwesens, der Verwaltung und Rechtspflege, die materiellen und wirthschaftlichen Fragen langsamer und gewissermaßen hinter jenen einherschleichend entwickelt haben. Sieht man heute in die politischen Blätter und in die land- und volkswirthschaftlichen Fachjournale, so möchte es scheinen, als ob wir einer früheren Stagnation jetzt im Sturmschritt nacheilten und lange Zeit Versäumtes endlich nachholen wollten. Aber es scheint auch nur so! Die berechtigten Streitpunkte in der Wirthschafts- und Finanzpolitik — die Frage, ob Schutzzoll, ob Freihandel — die Frage, ob Privat- oder Reichseisenbahn — die Frage nach zweckmäßigen und gerechten Reformen des Steuer- und Eisenbahntarifwesens und dergl. mehr, gehen in den gesetzgebenden Körperschaften nur langsam, zögernd und auf hindernißreichen Pfaden den allseitig angestrebten Wünschen entgegen, ja sie bilden leider die Ausgangspunkte neuer Parteigruppen! Es fragt sich hierbei, ob in solchen Parteigruppen ihre Erörterung zu einem gründlichen und nicht einseitigen Resultate führt? .. Die Triebkräfte des Parteiwesens, deren relative Berechtigung Niemand verkennen wird, bergen die Gefahr in ihrem Schoße, daß die idealeren Aufgaben des Staatslebens von dem Kampf materieller Interessen überflügelt werden. Und wenn in der neuesten Interessengruppe, die den Kampf auf dem parlamentarischen Schauplatz sucht, fast lediglich die Brennpunkte des gefährdeten materiellen Vortheiles betont werden, ohne Rücksicht — wie es wenigstens so heißt — auf die politischen Ansichten, so liegt schon in dem Grundgedanken einer solchen Verbindung ein Bedenken, und eine Gefahr für diese selbst und für die von ihr zu vertretenden Interessen!

Ob die Partei der Agrarier, oder — wie sie sich selbst nennen — der Steuer- und Wirthschaftsreformer, dem großen, zur Ausgleichung aller Sonderinteressen, berufenen Staatsgedanken die nöthige volkswirthschaftliche und politische Einsicht entgegenbringt, muß fraglich erscheinen. Der gute Wille, von einem politischen Parteistandpunkte absehen zu wollen, gehört meist in die Kategorie jener Vorsätze, mit denen bekanntlich die Hölle gepflastert ist.

Die Frage, ob das „Können" dem „Wollen" folgt — folgen kann —, ist ebenso zu bezweifeln, wenn man leidenschaftslos und von jeder vorgefaßten Meinung frei die Namen der Träger der heutigen Agrarierpartei durchliest. Im Auslande sowohl, wie in den reichsfreundlichen Richtungen des Inlandes, wirft man im Großen und Ganzen die Partei der Agrarier mit jener der Kreuzzeitung in ein und dieselbe Schale, und wenn die Wirthschaftsreformer — treu ihrem Programm — sich auch eine außerordentliche Selbstbeschränkung auferlegen wollten, so wird es doch für sie doppelt und dreifach schwer werden, der dominirenden Oberhand jener Partei, aus der sie sich doch meist recrutirt haben, sich zu entziehen. Hier herrscht eine Disciplin, die streng und orthodox waltet! Wollen sie aber als selbstständige Partei bei den Wahlen, und dabei Viele unter ihnen aus dem bisherigen politischen Schmollwinkel heraus auftreten, so werden sie (und die Beweise dafür sind schon geliefert) mit jenen anderen Gruppirungen, die sich im Lager der Schutzzöllner rüsten, die aus gewissen städtischen Kreisen hervorgehen und die communalen Rechte als Wahlparole ausgeben, endlich mit den Mächten des Centrums, die dem Staat gegenüber eine negirende Position einnehmen, in einen Kampf zu treten haben, dem sie durchaus nicht gewachsen sind. Daß ein wesentlicher Theil der bekannt gewordenen Namen jener extremen Richtung angehört, die gegen die verurtheilenden Worte des Reichskanzlers bezüglich der Haltung der Kreuzzeitung offen Front gemacht hat — ist wahrlich wenig geeignet, ihr im Kreise des mittleren und kleinen Grundbesitzes Sympathien zu erwerben!

Die Hoffnungen der Landwirthschaft, ihre berechtigten Ziele bald und im Interesse sämmtlicher Staatsbürger zu erreichen, scheinen uns durch die Art und Weise, wie die Herren der Agrarpartei sowohl in der Presse als in den öffentlichen Versammlungen aufzutreten pflegen, nicht gerade begünstigt zu werden. Nur wenn der intelligente, leidenschaftslose und bescheidene Theil des ältesten Standes und Gewerbes aller Staaten damit fortfährt, in Versammlungen, Vereinen und durch die Presse jene Kenntnisse zum Allgemeingut zu machen, die das Vertrauen in die eigene Kraft und damit das Vertrauen Anderer stärken, gewinnen und erhalten lassen, nur dann wird sich in Congressen, Wanderversammlungen und schließlich im Parlament eine Majorität finden, die der Entwickelung des angebahnten Fortschritts gedeihlichen Boden bereitet und Festigkeit gibt! Eine Partei, die nur dann und nur darum ihre sonstige Exclusivität aufgibt, weil ihr das Feuer ein wenig hart auf den eigenen Nägeln brennt, die ihre Geringschätzung, ja ihre offene Opposition gegen jeden freieren Athemzug in der Entwickelung unseres landwirthschaftlichen Lebens und Treibens nach Seite der staatlichen Berechtigung stets sonst so unumwunden betont hat, ist wenig zu einer Vertretung von Interessen berufen und angethan, die aus diesem freien und fördernden Athemzuge ihr Leben, ihr Gedeihen schöpfen sollen! M. H.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

Inserate.

Ein Mann, der mehrere Jahre eine **große illustrirte Zeitung** selbstständig geleitet hat, wünscht in **Berlin** die Leitung oder Mitleitung einer größeren Zeitung zu übernehmen. Ist die gebotene Stellung angenehm, so wird ein größeres Gehalt nicht beansprucht. Adressen befördert sub **U. 1431** das **Central-Annoncen-Bureau, Mohrenstraße 45.**

Für Badereisende nach
HELGOLAND, FÖHR & SYLT.
Verlag v. Otto Meissner in Hamburg:
HELGOLAND.
Nordseestudien
von **E. HALLIER.**
Preis 3 *M.*
Die
NORDFRIESISCHEN INSELN
vormals und jetzt.
Von **G. WEIGELT.**
2. Auflage. Mit 2 Karten. 3 *M.*

Ein interessantes Buch.
Im Commissions-Verlage von **Fr. Foerster** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Christlich oder Päpstlich?
Historische Erzählung.
Von **Eduard Jost.**
Eleg. geh., 204 Seiten stark. Preis **1 *M.* 50 *Pf.***
Der Verfasser, durch zahlreiche Novellen und Erzählungen auch in weiteren Kreisen bekannt, hat in dem obigen Buche eine der interessantesten Episoden aus der Geschichte einer ehemaligen Reichsstadt, **den Abfall derselben von Rom**, novellistisch bearbeitet. Sämmtliche Figuren sind scharf gezeichnet. Von Seite zu Seite wächst die Spannung und höchst befriedigend ist die Lösung des geschürzten Knotens. Eine große Anzahl der bedeutendsten deutschen Journale, z. B. die „Augsb. Allg. Ztg.", die „Norddeutsche Allg. Ztg.", das „Frankfurter Journal (Didaskalia)", die „Neue Hannöv. Ztg." u. s. w. haben dem Buche sehr günstige Besprechungen gewidmet.

Die Philosophie des Unbewussten
vor
Gericht.
Verlag von Leo Liepmannsohn in Berlin,
Behrenstrasse 34.
Zu beziehen d. alle Buchhdlgn. Preis 50 *Pf.*

Soeben erschien im Verlage von **J. Baumeister** in **Eisenach** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Die Simultanschule.
Ihr Wesen, ihre Aufgabe, ihre Bedeutung für die Kultur und ihre Organisation. Nebst ausführlichem Lehrplane und detaillirter Schulordnung für mehrklassige Simultanschulen. Gekrönte Preisschrift. Von Dr. **G. Fröhlich**, Kreisschulinsp. in St. Johann.
Preis: 1 *M.* 50 *Pf.*
Die enorme Bedeutung dieser Schrift, gleich werthvoll für Pädagogen, Schulbehörden und Gemeindevorstände, liegt in der vollen Beherrschung des schwierigen Stoffes, die dem Verfasser es ermöglichte, diese brennende Frage über eine bloße Besprechung empor zu heben und der Simultanschule, als vollberechtigtes Glied im Organismus der deutschen Schule, ihre Stellung fest und dauernd anzuweisen.
Gegen Einsendung des Betrages sendet die Verlagshandlung franco per Post.

Mendelssohn's Werke.
Erste kritisch durchgesehene Gesammtausgabe.

		Part. *M.* *Pf.*	Stimmen *M.* *Pf.*	Kl.-Ausz. *M.* *Pf.*
Op. 46.	**Psalm 95** für Chor, Solo und Orchester. (Ser. 14. A. Nr. 90.)	5.70.		3.—.
Op. 51.	**Psalm 114** für 8stimmigen Chor und Orchester. (Ser. 14. A. Nr. 91.)	4.20.	17.70.	2.40.
Op. 91.	**Psalm 98** für 8stimmigen Chor, Solo u. Orchester. (Ser. 14. A. Nr. 92.)	2.10.		1.20.
Geistliche Gesangwerke für Solostimmen, Chor und Orgel (oder Pfte.). Op. 23. 39. 112. 121. 3 geistliche Lieder, Hymne, Te Deum. (Ser. 14. B. Nr. 98/104.)		7.50.	9.60.	—.—.

Breitkopf & Härtel in **Leipzig.**

VERITAS.
(Leipzig.)
Auskunftsbüreau mit Rathertheilung in Fragen der Wissenschaft, Literatur, Kunst, Gewerbe und des geselligen Verkehrs. Strengste Verschwiegenheit. Pünktliche Besorgung. Empfohlen von der „Illustrirten Zeitung." Jeder allgemeinen Frage ist 1 *M.*, Personalerkundigungen aber 2 *M.* nebst der Vergütung für das Porto beizulegen. Adresse: Auskunftsbüreau **Veritas** in **Leipzig.** Vorsteher: Dr. **O. Henne-am Rhyn.**

Soeben erschien bei **Duncker & Humblot** in **Leipzig:**
Allgemeine Deutsche
BIOGRAPHIE.
Herausgegeben von
R. Freiherrn **von Liliencron** und Professor **F. X. Wegele.**
Das Werk erscheint in Lieferungen von je 10 Bogen; der Preis einer Lieferung beträgt 2 *M.* 40 *Pf.*; fünf Lieferungen bilden einen Band. Bis jetzt erschienen Band 1 (van der Aa — Baldamus) und Band 2 (Balde — Bode). Der 3. Band wird Anfang April ausgegeben.
Die **Allgemeine Deutsche Biographie** gewährt ausführliche und zuverlässige Kunde über alle verstorbenen Deutschen, sofern sie in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Kunst, in Handel und Gewerbe — kurz auf irgend einem Zweige öffentlichen Lebens Hervorragendes geleistet haben.
Sie wird in 20 Bänden circa 30,000 Artikel enthalten, bearbeitet von mehr als 400 Männern, deren Namen auf dem Umschlag der ersten Lieferung abgedruckt sind.
Diese **Lebensgeschichte der Nation in ihren grössten Söhnen** wurde auf Anregung **Leopold von Ranke's** und **Ignaz von Döllinger's** von der Historischen Commission in München in's Leben gerufen.
Die erste Lieferung sowie ausführliche Prospecte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Schandau an der Elbe.
Der am schönsten Punkt der **sächsischen Schweiz** gelegene Ort bietet zu den **lohnendsten Partien** die bequemste Gelegenheit, ist zur **längeren Sommerfrische** vorzüglich geeignet und vereinigt mit allen anderen Vorzügen den der **bequemsten Postverbindung mit Wien sowohl wie Berlin.**
Von Berlin in 4 Stunden zu erreichen.
Sendig's Hotel und Pension
„Villa Königin Carola",
nebst den Dependenzen „Villa Rosa" und „Villa Bellevue" **liegen am schönsten Punkt von Schandau, gegenüber der Station Krippen, mit Aussicht auf die Elbe, den Winterberg und Lilienstein.**
Das von schönsten Gärten umgebene Hotel ist ganz neu eingerichtet, mit allem Comfort eines Hotels ersten Ranges, Reitpferde, Equipagen und Bäder im Hause. Bei längerem Aufenthalte **Pension** nach Schweizer Art. **Rudolf Sendig.**

Im Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Geschichte
der
Deutschen Frauenwelt.
In drei Büchern nach den Quellen.
Von
Johannes Scherr.
Dritte, durchgesehene Auflage.
1873. 2 Bde. Preis brosch. 9 *M.*
Geb. 10 *M.* 50 *Pf.*

F. Lanzke & Co.,
S.O. Berlin, 3. Schmidtstraße.
Fabrik von
Holz-Jalousien,
dauerhaft und elegant, bester Schutz gegen Sonne und Wetter.
Durch Dampfeinrichtung und Anschaffung neuer, eigens für unsere Zwecke construirter Maschinen sind wir in den Stand gesetzt, **nicht blos jeden Auftrag schnellstens auszuführen, sondern auch die Preise billig zu stellen.**
Preiscourante mit genauer Beschreibung, auch **Kostenanschläge** gratis.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Paul Neff in Stuttgart.

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. Für die Redaction verantwortlich: Georg Hilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 29. Juli 1876. Band X.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Börsensteuer vor dem Richterstuhl der Wissenschaft. Von Jos. Landgraf. — Die Selbsthülfe San Franciscos gegenüber seinen chinesischen Arbeitern. Von Theodor Kirchhoff. — **Literatur und Kunst:** Ein Kampf um Rom. Von Carl Schulz. — Sommerliche Briefe. Von Paul Lindau. — Die österreichisch-ungarische Polarexpedition von 1872 — 74. Von Jul. Payer. Besprochen von M. Lindeman. — Notizen. — Inserate.

Die Börsensteuer vor dem Richterstuhl der Wissenschaft.*)

Von **Jos. Landgraf.**

„Selten habe ich es erlebt," spöttelte bekanntlich jüngster Tage Bamberger im Reichstage, „daß mehr vierundzwanzigpfündige Kanonen aufgefahren worden sind, um einen armen Sperling todt zu schießen." Wer die stenographischen Verhandlungen der zehnten Sitzung der laufenden Session in die Hand nimmt und vielleicht neben sich zufällig den neuen Reichshaushaltsetat mit seinem Gesammterforderniß von 481,6 Millionen M. und auf der andern Seite die Börsensteuereinnahmequelle, auf 6 Millionen Mark Ergiebigkeit geschätzt, liegen hat, dem können wir es nicht verübeln, wenn er obiges Jagdstück auf den magern Börsensteuersperling gemünzt erachten sollte.

Doch ist es, wie schon der Titel dieser Skizze sagt, unsere Absicht nicht, unserm Reichssteuerquellenfinder auf diesem Pfade weiter zu folgen; wir bezwecken vielmehr hier kürzestens darüber Rechenschaft zu stellen, was speciell die Träger der Wissenschaft über diese Steuernovität denken und schreiben. Ist und kann die desfallsige Ausbeute auch keine besonders reiche sein, so ist sie doch deshalb keine irgendwie zu unterschätzende.

Wir begegnen dieser neuen Steuer erstmals in dem Artikel „Das Reichsfinanzwesen" im III. Jahrgang für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege von v. Holtzendorff. Es kann nicht überraschen, daß Prof. Adolf Wagner in der Börsensteuer „einen mitwirkenden Factor zur Zügelung des Börsenspiels und der maßlosen Speculation" sieht; es sei dieses, meint unser Referent über das Reichsfinanzwesen, „ein ähnlicher Gesichtspunkt, wie er auch sonst schon in der Steuergesetzgebung anerkannt sei, z. B. in hohen, absichtlich den Consum beschränkenden Branntweinsteuern (Rußland, England)". „Sie ist," fährt er an andrer Stelle fort, „mit Recht sehr populär, wie bei den unter vielen indirecten Steuern umgekehrt progressiv belasteten untern Classen, so auch bei allen unparteiischen (!) Leuten, welche die heutige — es ist freilich 1873 geschrieben — Börsenwirthschaft und das Effectengeschäft nicht als höchsten Glanzpunkt moderner Volkswirthschaft panegyrisch verherrlichen, noch sich über die Natur und die volkswirthschaftlich nützlichen Folgen der Börsenspeculation Illusionen hingeben, wie sie bei der deutschen Freihandelspartei noch immer nicht ganz verschwunden sind." Es ist nun gerade von höchstem Interesse, Wagner in der Verfolgung des hier angedeuteten „socialpolitischen" Momentes einer Börsensteuer weiter zu begleiten, wozu seine neulich erschienene Ausgabe des Rau'schen Lehrbuchs der Nationalökonomie, Bd. I. (Leipzig u. Heidelberg, 1876) ausreichendes Material entgegenbringt.

Wagner hat sich nun zweifellos ein bleibendes Verdienst um die Wissenschaft und um die tiefere Erkenntniß und Betrachtung von tausenden von wirthschaftlichen Vorgängen erworben, daß er in dem gedachten Werke der von Außen, durch äußere Acte hervorgerufenen Aenderungen des Güterkreises einer Wirthschaft durch Ein- und Ausgänge, durch Substanzwechsel und durch Ein- und Ausgaben die bisher weniger beachtete innere, ohne menschliches Zuthun erfolgende Veränderung auf dem Wege des Werthwechsels gegenüberstellt und methodisch ausbaut. Er denkt dabei einmal an die natürliche Veränderung der Qualität der Güter selbst (z. B. besser Werden des Weins, der Cigarren durch Lagerung in gewisser Zeit) —, sodann an die Aenderung der menschlichen Kenntnisse über die Eigenschaften der Güter, die, wie die Trichine beweist, auch eine Werthsminderung involviren kann — endlich an die Veränderung, welche die ewige Oscillation von Angebot und Nachfrage auf die künftige Güterproduction nicht nur, sondern insbesondere auch auf die bereits producirten Güter, wie sie in den einzelnen Wirthschaften sich vorfinden, übt, die Conjunctur. Man kann Wagner nun gewiß beitreten, wenn er eingehendst betont, daß das volkswirthschaftlich Mißliche an der Conjunctur die Beobachtung ist, daß sie äußerst launisch ist, heute diesem ein bedeutendes Plus, morgen Jenem ein vielleicht noch größeres Minus an dem Gebrauchs- und in regelmäßiger Folge an dem Tauschwerth bescheert, ohne daß in bestimmt abgegrenzten Zeitabschnitten von einer Ausgleichung ernstlich die Rede sein könne; es ist ebenso zuzugeben, daß keineswegs in den meisten Fällen derartige Conjuncturalgewinne

*) Dieser bereits vor einiger Zeit geschriebene Artikel mußte wegen Mangel an Raum wieder zurückgelegt werden. Die eben erschienene Broschüre (man sagt von Dr. Wehrenpfennig): „Die Agrarier, was sie versprechen und was sie sind", hat aber neuerdings gezeigt, wie ängstlich man in den liberalen Kreisen an der Börsensteuer hängt: „Gegen die sogen. Börsensteuer ist principiell kein Liberaler." Nun fragt es sich freilich, ob diese Börsensteuer sich mit dem zweiten Satze in Einklang bringen lasse: „Die nationalliberale Partei am Wenigsten bestreitet den Satz, daß die Steuern gerecht und gleichmäßig auf alle Werthe gelegt werden sollen." Es liegen viele Jahresberichte deutscher Handelskammern vor, die durchaus vom liberalsten wirthschaftspolitischen Geiste getragen sind, ohne jenes „principielle" Einverständniß anders aufzufassen, als ich: eine Börsensteuer, die wirklich die Gründer und Börsenspeculanten trifft, für sie trete ich ein. Daß das aber schwerlich mit der sogen. Börsensteuer erreichbar sei, das zu beweisen können die obigen Ausführungen auch heute noch vielleicht beanspruchen. D. V.

Digitized by Google

auf besondere Intelligenz und Arbeit zurückzuführen seien. „Das offene Anerkenntniß," meint er dann u. E. sehr richtig, „daß in der Volkswirthschaft zahlreiche persönlich ökonomisch unverdiente, bez. unverschuldete Gewinne und Verluste oder Vermehrungen und Verminderungen des Vermögens einer Person unter dem Einflusse der Conjunctur vorkommen, schließt keineswegs nothwendig die Forderung in sich, daß dieses Verhältniß unbedingt zu beseitigen sei. Denn dies setzt die klar constatirte Möglichkeit einer solchen Beseitigung voraus." Aber — und hier unterliegt offenbar der zwischen Ursache und Wirkung so klar sehende Volkswirth dem unwiderstehlichen Reize der Volkswirthschafts-Politik — ohne auch nur eine Correctur sollte man an einer solchen socialen Wunde vorübergehen? Wagner ist ja nicht blos Volks-, er ist auch Staatswirth, das Steuerrecht soll die Wunde heilen, die von L. Stein erfundene Verkehrssteuer soll das rettende Beschneidungswerkzeug für unverschuldete Conjuncturengewinne sein. Wer aber, fragt da gewiß mit vollem Recht jeder unbefangene Zuschauer dieses volkswirthschaftlich-chirurgischen Dramas, welches äquivalente Instrument äquiparirt die ebenso unverschuldeten Verluste auf der andern Seite; wo ist hier die sociale Gerechtigkeit?

Wer garantirt uns aber auch überhaupt dafür, daß die hier vor Allem gemeinte Börsensteuer wirklich nur jene zufälligen Gewinne treffe. „Steuertechnisch bieten sich," gesteht Wagner selbst zu, „für eine solche Reform der Verkehrssteuern freilich erhebliche, m. E. aber nicht unüberwindliche Schwierigkeiten." Es ist zu bedauern, daß der Verfasser zu diesem Zwecke auf seine Nachweise hierzu in dem II. Bande seiner Finanzwissenschaft verweist, den er selbst nicht vor dem Jahre 1877 in Aussicht stellt, d. h. zu einer Zeit, wo die Börsensteuerfrage entweder längst eingeführt oder hoffentlich für immer begraben sein wird.

Doch nein, Wagner hat uns auf eine Monographie über die Börsensteuer verwiesen, die Dr. Robert Friedberg (Berlin 1875, Puttkammer & Mühlbrecht), wenn wir recht berichtet, ein Schüler von ihm und junger Privatdocent in Berlin, neulich herausgegeben hat. Wohlthuend berührt uns vor Allem in dieser kleinen Schrift die Unterdrückung jedes socialpolitischen Anklanges, und wo, wie am Schlusse, eine leise Bemerkung auftritt, verclausulirt sie sich in ein vorwiegend moralisches Präventiv: es ist durchaus der Staats- und Volkswirth, der an sein Object herantritt. Die Steuerquelle, welche die Mittel zur Bestreitung des Staatshaushalts liefern soll, ist ihm, gewiß mit Recht, „der Reinertrag der volkswirthschaftlichen Production, welcher sich auflöst in die besonderen Einkommen der einzelnen Staatsbürger." Die Betrachtung der heutigen Steuersysteme der einzelnen Länder zeigen ihm, daß sie das Einkommen nicht im Ganzen, sondern in einzelnen Theilen zu erfassen suchen, und zwar entweder dann, wenn es als Consumtion aus dem Vermögen des Einzelnen heraustritt, oder dann, wenn es als Ertrag einer productiven Thätigkeit in dasselbe hineinfließt, d. h. als Ertrag von Grund und Boden (Grundrente), der Arbeit (Arbeitslohn), des an Andere überlassenen Capitals (Capitalrente), der Verbindung von Arbeit und Capital (des Unternehmergewinnes). Wie aber bei denjenigen einzelnen Erträgen, die unter keine der letzteren Kategorien zählen? Hier tritt ihm die Verkehrssteuer in ihr Recht. Dazu zählen I) Erwerbsgeschäfte unter lucrativem Titel (Leistung ohne Gegenleistung: Schenkung, Erbschaft) — wir brauchen nicht zu erinnern, daß an diesen beiden Verkehrsacten die legislative Correctur schon überall angesetzt hat; — II) außergewöhnliche Erwerbsgeschäfte unter onerosem Titel (Leistung gegen Gegenleistung) und zwar a) außergewöhnlich durch das Subject: Wenn Jemand einen einzelnen Erwerb macht, der überhaupt kein Gewerbe betreibt, oder ein anderes, als das, dem dieser Erwerb angehört. b) Außergewöhnlich durch das Object: Uebertragung von Gütern, die ihrer Natur nach nicht Gegenstand eines regelmäßigen Gewerbebetriebs sein können, und zwar erstlich Uebertragung der Güter selbst, zweitens Uebertragung einzelner ideeller Theile derselben. III) Wertherwerb durch Inumlaufsetzen einer noch erst zu erfüllenden Obligation. Von diesem Standpunkte aus kommt unser Autor interessanter Weise zunächst zu der, wie er sich höchst vorsichtig ausdrückt, nicht völligen Unanfechtbarkeit der Wechselstempelsteuer: „Denn einmal kann man wohl bei unsern entwickelten Creditverhältnissen kaum sagen, daß das Inumlaufsetzen eines Wechsels ein außergewöhnliches, zufälliges Erwerbsgeschäft wäre, zweitens haben viele Wechsel, namentlich die kurzen, gar nicht den Zweck des Creditgebens oder -nehmens, sondern dienen nur zur bequemern Regulirung der kaufmännischen Zahlungen. Daß auch der Handel mit Wechseln von jeder Verkehrssteuer befreit bleiben muß, versteht sich nach unserer Auffassung von selbst, da er für den kaufmännischen Verkehr nothwendig ist und sein Ertrag bereits der Gewerbesteuer der Bankgeschäfte unterliegt."

Aber auch der Börsensteuerentwurf — es lag ihm nur der von 1873 vor, wir werden hier die neueste Vorlage natürlich substituiren — konnte seine Beurtheilung nicht sehr günstig ausfallen machen. „Um es kurz zu sagen," meint er, „stehe der Entwurf nicht auf dem wissenschaftlichen Standpunkt der Verkehrssteuern, sondern auf dem des alten fiscalischen Stempels." So geht ihm die Besteuerung der Schlußscheine nicht weit genug: es kämen bei dem regelmäßigen Effectengeschäft täglich Nebenspesen vor, die nach Procenten vom Umsatz berechnet werden, wie die Courtage des Maklers, die Provision des Banquiers, „warum sollten sie die Börsengeschäfte mehr erschweren, als die eben genannten Unkosten?" Man fragt sich da freilich, wo ist die Grenze, besonders wenn man Effecten- und reine Speculationsgeschäfte um der Speculation willen in Vergleich zieht; bei den letzteren bilden die Börsensteuern und die Nebenspesen in der Regel nur einen winzigen Procenttheil des erhofften Gewinnes des auf's Spiel gesetzten Verlustes und doch scheert sie der Steuerpercipient beide über den gleichen Kamm! — „Wenn der Entwurf," fährt dann Friedberg fort, „nicht nur die Schlußnoten des Effectenhandels, sondern auch die des Waarenhandels besteuert, so liegt darin eine Verkennung des tiefgreifenden Unterschiedes beider. Im Handel mit Waaren macht nur der Producent und der Zwischenhändler ein wirkliches Geschäft, nicht der letzte Abnehmer, der Consument. Das Effect wird überhaupt nicht consumirt, es ist ein Theil fixen Capitals, in dessen Uebertragung ein Erwerbsgeschäft liegt, das man eben deswegen mit Recht besteuert, während eine nochmalige Besteuerung eines Waarengeschäfts neben dem schon von der Gewerbesteuer erfaßten Gesammtertrage des ganzen Unternehmens eine nicht zu rechtfertigende Doppelbesteuerung enthält. Auch die Besteuerung der Lombarddarlehen verwirft er dann, insoweit nicht der Lombardschein von seinem Inhaber schon vor dem Termine seiner Fälligkeit zum Zwecke einer Zahlung cedirt wird, da nur in diesem Falle ein Werthgewinn entsteht. In dem Lombardiren selbst liegt für den Darlehensempfänger sicher sonst kein Gewinn, während der Ertrag, den es dem Darleiher abwirft, schon in der Gewerbesteuer der Bankgeschäfte getroffen ist." Daß die Emissionssteuer für Friedberg berechtigt ist, brauchen wir nicht mehr beizufügen. Ist es aber hier anders; zahlen die Emissionsbanken, die Creditinstitute nicht auch ihre Gewerbesteuer?

Ziehen wir die Conclusion aus der versuchten Darstellung, so ist die Börsensteuer für Wagner ein socialpolitischer Missionär gegen zufällige Gewinne, neben welchen wir die justitia distributiva für die Conjuncturalverluste schwer vermissen — für Friedberg eine im Ganzen noch unergiebigere Steuerquelle, als das Reich wünscht, wenn sie den Anforderungen der Wissenschaft, d. h. also den Grundsätzen inducirt aus den Lehren langer historischer Erfahrung gerecht werden will, eine Steuer, die noch überall mit der Gewerbesteuer in's engste Gedränge kommt. Wie sehr übrigens Friedberg dem Erfolge dieser Steuer mißtraut — „complicirte Strafbestimmungen haben meistens den Erfolg, daß einige Uebertreter hart be-

Digitized by Google

straft werden, während die große Mehrzahl derselben gar nicht zur Cognition der Behörden gelangt" —, beweist das von ihm vorgeschlagene Radicalmittel der Obligatorität der Anwendung von Schlußscheinen und der Beweislosigkeit ungestempelter Documente. Dazu kommt noch die weitere Klage: „Leider fehlt bis jetzt eine jede Durchführung dieser (oben vorgetragenen) Principien in der Praxis, da keine einzige Gesetzgebung eine rationelle Börsensteuer aufweist. Wo überhaupt eine Besteuerung des Effectenhandels besteht, erhebt sie sich nirgends über das Niveau eines fixen Stempels auf Schlußnoten, wie z. B. in England, wo sie zu den Pennysteuern gehört." Die Nutzanwendung aus dem Allen möge sich Jeder selbst machen!

Die Selbsthülfe San Franciscos gegenüber seinen chinesischen Arbeitern.

Von **Theodor Kirchhoff.**

In einem früheren Artikel haben wir die Gründe der Antichinesenbewegung in Californien klargelegt. Wir bringen hier nachträglich Einiges über die Culmination dieser Bewegung, über die großartige Demonstration der Stadt San Francisco. Vor Allem anzuerkennen ist hier die Ruhe der Volksmassen in der Krisis selbst. Eine Demonstration wie die hiesige würde in einer Stadt des Ostens ohne Zweifel Massenmord und Aufruhr im Gefolge gehabt haben. Man denke sich 50,000 Chinesen nach dem frommen Boston versetzt, wo dieselben alle Frauen und Knaben, die jetzt dort in Fabriken beschäftigt sind, brotlos machten; wo die weißen Tagelöhner fortan nach Arbeit betteln gehen müßten u. s. w. — man würde die Zopfträger dort gewiß längst zur Stadt hinausgejagt haben, — oder todtschlagen! — Nichts spricht mehr für die enormen natürlichen Hülfsquellen Californiens als die Thatsache, daß die Concurrenz von fast 200,000 chinesischen Arbeitern — alle im besten Mannesalter! — die einheimische Arbeiterbevölkerung dieses Landes, das unter kaum einer Million Einwohnern (Nevada und Oregon mitgerechnet) nicht viel mehr arbeitsfähige Männer als die Zahl der hier wohnenden Asiaten aufzuweisen vermag, nicht längst ganz ruinirt und an den Bettelstab gebracht hat. In den östlichen oder in europäischen Fabrikdistricten hätte man unter ähnlichen Verhältnissen längst die rothe Internationale und das Petroleum als Radicalcur angewendet! In San Francisco kamen während der ganzen Zeit der gegenwärtigen Antichinesenaufregung durchaus keine Excesse vor. Alle Tageszeitungen waren einmüthig im ernsten Abrathen jedweder Gewaltmaßregeln. Man beschloß, sich an den Congreß zu wenden und dort eine Aenderung des Burlingamevertrags in einen bloßen Handelsvertrag, oder eine anderweitige Abhülfe gegen die chinesische Masseneinwanderung zu verlangen, und zwar auf eine Weise, die den Ernst der Sachlage nicht mißverstehen ließ.

Die Antichinesenbewegung gipfelte in einer Massenversammlung, bei welcher sämmtliche städtische Behörden San Franciscos zugegen waren und der Gouverneur des Staates Californien präsidirte; gewiß die imposanteste Volksdemonstration, welche je hier stattgefunden hat! — Die Chinesen waren, wie sich denken läßt, in furchtbarer Aufregung und Angst; aber Niemand belästigte sie in ihrem Viertel, wo an jenem Abende die Ruhe des Todes herrschte. Nur wenige wagen es seitdem, sich außerhalb ihres Quartiers in der Stadt zu zeigen, — eine müßige Vorsicht, da ihnen Niemand ein Haar krümmen würde! — Die sechs Compagnien erließen ein Manifest an das americanische Volk, pochten auf den Burlingamevertrag und stellten an die hiesigen Stadtbehörden die originelle Anfrage, was ihnen das Recht gebe, so feindlich gegen ihre ehrenwerthen Corporationen aufzutreten? Sie beschuldigten zugleich auf heimtückische Weise die Deutschen und die Irländer, die Urheber der Antichinesenbewegung zu sein, ein wohlgeplanter Schachzug, der jedoch als offenbare Lüge bei den Americanern alle Wirkung verfehlte. In demselben Schriftstück erklärten jene Biedermänner, daß die Chineseneinwanderung nach Californien eine freie sei, daß sie, die sechs Compagnien, von jeher versucht hätten, dieselbe auf alle nur mögliche Weise zurückzuhalten, daß sie hier nur die Stellung barmherziger Samariter einnehmen, um ihren armen Landsleuten, die gegen ihren Rath dennoch hierher kämen, zu helfen; und am selbigen Tage sandten sie eine Depesche nach Hongkong, worin sie die Chinesenauswanderung nach San Francisco, als zu gefährlich, bis auf Weiteres *verboten*. Dieses Telegramm allein — vor drei Jahren erließen die Compagnien auch ein solches Manifest an ihre Landsleute in China — würde beweisen, daß wir es hier mit einer Kulieinwanderung zu thun haben!

Bis die Entscheidung vom Congreß, — wohin eine Deputation der besten hiesigen Bürger, unterstützt von den Antichinesenbeschlüssen der letzten Massenversammlung und ähnlichen Kundgebungen aus jeder Stadt an dieser Küste, mit einer knapp formulirten Auseinandersetzung der Uebel der Chineseneinwanderung im Namen der gesammten weißen Bevölkerung dieses Landes gegangen ist, — erhalten werden kann, werden sich die städtischen Behörden San Franciscos auf die Ausübung ihrer unbestreitbaren Rechte beschränken. Welcher Art die vom Congreß der Vereinigten Staaten zu gewährende Abhülfe sein wird, läßt sich schwer voraussagen. Das Chinesenproblem hat mit ganz besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen, deren Lösung unseren Solons in Washington noch genug Kopfschmerzen verursachen mag! Vorläufig ist dort bereits der Antrag gestellt worden, den Burlingamevertrag zu kündigen, welcher Vorschlag beifällig aufgenommen worden ist; — man wartet jetzt in der Bundeshauptstadt auf die Ankunft der San Francisco-Delegationen, um sich über diese heiklige Frage näher zu informiren. — Die Einwanderung nach America, das allen Nationen der Welt offen steht, einem bestimmten Volke allein zu verbieten, ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Eine hohe Kopfsteuer, wodurch sich unsere australischen Freunde, denen die Chinesenwirthschaft in ihrem Lande ebenfalls zu arg wurde, die Zopfträger jetzt vom Leibe halten (wie ich glaube, beträgt die Steuer 10 Pfund Sterling pro Kopf), läßt sich in America nicht gut anwenden, weil hier nach der Constitution keine Ausnahmsgesetze Gültigkeit haben; man wäre gezwungen, eine solche Kopfsteuer gleichmäßig von allen Einwanderern, einerlei ob Europäern oder Asiaten, zu erheben, was ganz unpraktisch ist. Die Umänderung des Bulingamevertrags in einen bloßen Handelsvertrag würde die Einwanderung aus China auch nicht radical verhindern. Beschränkung der Zahl von Passagieren auf einem Auswanderungsschiffe, ein mit äußerster Strenge gegen Kulicontracte erlassenes Gesetz, verschärftes Verbot der Importation von Paupers, Verbrechern und Prostituirten, ein Druck auf die Regierung in Peking, um diese zu bestimmen, die Auswanderung nach Californien zu beschränken, erhöhte Machtbefugniß der americanischen Consuln in chinesischen Häfen, unnachsichtliche Strenge gegen die sechs Compagnien in San Francisco u. s. w. brächten mehr oder minder Abhülfe.

Aber den Californiern selbst liegt die Hauptpflicht ob, durch Bevorzugung der freien weißen vor der Chinesenarbeit dieser ihr Feld zum Erwerb nach und nach zu beschränken und durch strenge Ausführung der Municipalgesetze den Asiaten und namentlich den Mitgliedern der großen Compagnien den Aufenthalt hier gründlich zu verleiden. Einige dieser chinesischen Machthaber bei passender Gelegenheit einzusperren, möchte Wunder wirken! — Kein Vernünftiger befürwortet eine gewaltsame Austreibung der Chinesen, die einmal hier sind, denen man vielmehr jeglichen gesetzlichen Schutz angedeihen lassen wird. Jedermann in Californien weiß, daß eine beschränkte Anzahl von Chinesen hier von großem Nutzen ist, daß der Uebergang von chinesischer zu weißer Arbeitskraft ein

Digitized by Google

allmäliger sein sollte. Eine Vertreibung der Chinesen wäre gleichbedeutend mit dem Stillstand unserer Fabriken, dem Ruin unserer Agriculturbezirke und der Schädigung vieler Minenunternehmungen. Kommen aber keine oder nur wenige Asiaten mehr nach dieser Küste, so würde sich der Uebergang ohne eine finanzielle und sociale Katastrophe leichter als Mancher denken möchte, vollziehen, die hier wohnenden Chinesen werden allmälig nach ihrer Heimat zurückkehren und Weiße werden ihre Stelle einnehmen. Verschiedene große Fabriken in San Francisco haben angezeigt, daß sie weiße Arbeiter statt Chinesen zu beschäftigen wünschen, und die Revolution der freien weißen gegen die Kuliarbeit ist in vollem Gange.

Aber mit schönen Reden und fulminanten Zeitungsartikeln allein wird dem Uebel nicht abgeholfen werden. Solche von unseren Frauen und Knaben, deren Lebensstellung sie in die Arbeiterclasse verweist, müssen jetzt durch die That zeigen, daß sie auch wirklich arbeiten wollen und die Chinesen ersetzen können. Es ist eine bedauernswerthe Thatsache, daß bis jetzt, obgleich die Antichinesenbewegung bereits vor zwei Wochen inaugurirt wurde, noch keine Arbeiterorganisation in San Francisco in's Leben getreten ist, um der männlichen und weiblichen Jugend als Nachweisungsbüreau für Arbeit zu dienen. In der Schuh- und Cigarrenfabrikation sind allein in jeder Branche 6000 Arbeiter nöthig, außer mehreren tausend Dienstboten, die aber nicht zur Verfügung stehen, wenn unsere Antikulivereine nicht systematisch an's Werk gehen, und alle Eltern, die arbeitsfähige Kinder haben, zur Mitwirkung auffordern, um die nöthige weiße Arbeitskraft zu beschaffen. Es sollten sofort in den Hauptfabrikbranchen einige tausend Lehrlinge angestellt werden, um das Material zu beschaffen, aus dem die Chinesen ersetzt werden können. Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß der Uebergang ein allmäliger sein muß, da vorerst noch viele Weiße, bei denen die Arbeit durch die Massenbeschäftigung der verkommenen Asiaten in Mißcredit gerathen ist, unlustig dazu sind, gerade so wie es im Süden nach Aufhebung der Sklaverei der Fall war. Sobald die Einwanderung von Kulis aufhört, wird sich das ändern. Man stelle die Würde der freien Arbeit wieder her und freie Thätigkeit wird sich bald nach allen Richtungen hin entfalten! Den Fabrikbesitzern ist es natürlicher Weise nicht zu verargen, daß sie ihre zuverlässige Arbeitskraft nicht eher verabschieden wollen, bis sich ein Ersatz dafür gefunden hat. — Den Municipalbehörden der Stadt aber liegt die Pflicht ob, mit äußerster Strenge zu verfahren und das Chinesenquartier zu säubern, die Spielhöllen, Opiumhöhlen und den ganzen Augiasstall der sich dort breit machenden Verderbniß mit dem eisernen Besen des Gesetzes auszukehren, und namentlich die auf ihre Macht pochenden unverschämten reichen sechs Compagnien nicht mehr mit Glacéhandschuhen anzufassen, sondern die Regierung ihres Staates im Staate ein für alle Mal zu brechen. Es muß den Herren Asiaten durch rechtlichen Amtseifer der Glauben genommen werden, daß jeder Beamte bestechlich sei, daß die Strafgelder gemüthlich zwischen Richtern und Polizisten vertheilt werden, und daß es selbstverständlich sei, einen Diener des Gesetzes erkaufen zu können.

Interessant, obgleich wenig zufriedenstellend, sind die Enthüllungen, welche das schon erwähnte Senatscomité während der letzten Wochen gemacht hat, wodurch alle bereits von mir gemachten Angaben über die Chinesenwirthschaft im vollsten Umfange bekräftigt worden sind. Täglich wurden Chinesen, Polizisten, städtische Beamte, Aerzte, chinesische Missionäre, Reisende und andere, in die Geheimnisse des Chinesenvolks Eingeweihte, unter Eid vernommen. Der Weiberhandel wurde namentlich in allen seinen abstoßenden Einzelnheiten bestätigt. Hierin zeigten sich die Chinesen überhaupt gar nicht penibel in ihren Mittheilungen! Die Mittheilungen der Aerzte über den schädlichen Einfluß, den das öffentliche zur Schau tragen der chinesischen Prostitution auf unsere Jugend ausübt, entziehen sich erklärlicher Weise einer eingehenderen Besprechung. Beachtenswerth ist noch, daß nach der Aussage des Districtsanwalts volle sieben Zehntel aller hier lebenden Chinesen sich des Meineids schuldig gemacht haben. Die Präsidenten der sechs Compagnien wurden auch verhört und waren selbstverständlich Muster von Rechtlichkeit und Tugend. Einer derselben erklärte z. B. mit sittlicher Entrüstung und unter Eid, daß er nie eine chinesische Prostituirte oder eine chinesische Spielhölle in San Francisco gesehen habe! Der Polizeichef proponirte, sämmtliche Chinesen aus der Stadt zu entfernen und in einer Art von Vorstadt einzuquartieren, welchen freundschaftlichen Vorschlag die ehrenwerthen Präsidenten der sechs Compagnien jedoch höflichst abgelehnt haben, und der sich auch wohl schwerlich ausführen läßt, da die Kerle in alle americanischen Rechtskniffe so gut wie irgend ein Yankee eingeweiht sind. Eine derartige Maßregel wäre so wie so nur eine halbe, und das Uebel würde dadurch nur minder sichtbar gemacht, nicht aber ausgerottet werden.

Zum Schluß will ich hier noch die Botschaft des Citymayor Bryant von San Francisco an die sechs Compagnien, als Antwort auf eine unverschämte Eingabe von diesen, daß bei Gelegenheit der letzten Massenversammlung ein Aufruhr gegen sie geplant werde, mittheilen, ein Document, daß die Sachlage trefflich kennzeichnet. Darin heißt es wörtlich:

„Ihr habt euch selbst überzeugt, daß eure Anklage eine ganz unbegründete gewesen ist. Niemand dachte an einen Aufruhr. Ich, als der erste Beamte dieser Stadt, werde stets allen ungesetzlichen Vorgängen energisch entgegentreten und deren Urheber zur Strafe ziehen. Ich werde Ordnung und Ruhe erhalten und Jeder, welcher einen eurer Landsleute mißhandelt, wird unnachsichtlich bestraft werden. Ihr stellt euch als die Vertreter der chinesischen Regierung hin und behauptet, daß es keine tausend Chinesen in dieser Stadt gebe, die euch nicht unterthan seien. Ich mache daher durch euch den Chinesen gewisse Mittheilungen, die sie wissen müssen. Unsere Verträge mit China lassen arbeitsame, geschäfttreibende Chinesen in unserem Lande zu, aber keine, die unheilbar krank oder Paupers sind und den Verbrecherclassen angehören. Die fleißigen Elemente unter euch achten wir. Eure Compagnien haben aber massenweis männliche und weibliche Verbrecher importirt, welche keinen anderen Lebensunterhalt haben als den offenen Kampf gegen das Gesetz. Ihr habt eine große Menge von professionellen Spielern, die sich durch alle Mittel vor der Polizei schützen. Die Weiber, die ihr importirt, gehören der niedrigsten Prostitution an. Es gibt unter euren Landsleuten hier mehr als tausend Desperados, die lediglich von Verbrechen und Gewalt leben und offen Krieg gegen unsere Gesetze führen. Ihr kauft und verkauft die Dienste von Arbeitern und schließt Arbeitscontracte auf Jahre hinaus ab. Ihr verkauft Weiber, stellt Kaufbriefe über den Verkauf derselben aus und behandelt sie als Sklavinnen. Ihr habt geheime Tribunale, in denen ihr willkürliche, gesetzwidrige Strafen, bis zur Todesstrafe hinaus, verhängt. Ihr lebt in offenem Trotze gegen unsere Sanitätsgesetze und verweigert den Municipalgesetzen den Gehorsam. Alles dies macht, daß dem Volke eure Gegenwart nicht länger wünschenswerth scheint und daß es auf Abänderung der bestehenden Verträge dringt.

„Ich habe euch versichert, daß es meine Pflicht ist, euch gegen jede Gewaltthätigkeit zu schützen. Aber es ist ebenfalls meine Pflicht, gegen eure Gesetzübertreter einzuschreiten. Sagt daher euren Landsleuten, daß es mein fester Entschluß ist, gegen ihr gesetzwidriges Treiben einzuschreiten und die Verbrecher zur Strafe zu ziehen. Das Spiel muß aufhören, selbst wenn ich einen Polizisten in jedes eurer Schlupflöcher stellen müßte. Eure Dirnen müssen ihr ehrloses Gewerbe aufgeben, und ich werde ihnen zeigen, daß die Gesetze noch Macht haben. Es wird euch nichts mehr nützen, wenn ihr Geld an Specialpolizisten zahlt, denn diese werden euch nicht länger beschützen können. Eure Pflicht wäre es, wenn ihr, wie ihr vorgebt, die Macht dazu habt, den Behörden bei Ausführung der Gesetze beizustehen, den Gerichten die nöthigen Beweise zu liefern, damit diese im Stande sind, die Gesetze auszuführen. Das

Digitized by Google

wäre viel passender, als daß ihr durch eure eigenen geheimen Tribunale Gesetze durchführt, die im Widerspruche mit den Gesetzen dieses Landes stehen. Es ist nun eure Pflicht, die von euch importirten Prostituirten auf eigene Kosten nach China zurückzuschicken. Ihr brachtet sie hierher, wohl wissend, daß ihr dadurch die Gesetze dieses Landes verletzt. Thut ihr dies nicht, so müßt ihr erwarten, daß wir diese Weiber in's Gefängniß stecken. Ihr müßt euch unseren Sanitätsvorschriften fügen und eure Wohnungen und Geschäftslocale in Einklang damit bringen. Ihr müßt dafür sorgen, daß Arbeitscontracte, die in China abgeschlossen wurden, hier nicht mit Gewalt durchgeführt werden können. Fügt euch unseren Gesetzen und ein großer Theil der Vorurtheile wird verschwinden, die euch einen Aufruhr befürchten lassen. Unterrichtet eure Landsleute in China über die gegenwärtige Stimmung in unserem Staate und rathet ihnen, zu Hause zu bleiben. Wenn ihr meinem Rathe folgen und die Verbrecher und Weiber zurückschicken wollt, so laßt es mich wissen, und ihr könnt dann meiner vollen Mitwirkung versichert sein. Ihr würdet dadurch der hiesigen chinesischen Bevölkerung einen großen Dienst erweisen und den Behörden eine große Last abnehmen. Diese Vorschläge mache ich euch im Interesse der hiesigen Chinesen. Ihre Annahme würde gegenwärtige Verwickelungen erleichtern und zukünftigen Uebeln vorbeugen."

Literatur und Kunst.

Ein Kampf um Rom.

Historischer Roman von Felix Dahn, 4 Bände (Leipzig, Breitkopf und Härtel 1876).

„Bilder aus dem sechsten Jahrhundert, gekleidet in Gestalt eines Romans," so charakterisirt der Verfasser im Vorwort selbst sein Werk. Und in der That, als ein historischer Roman im eigentlichen Sinne des Wortes kann es wohl auch nicht angesehen werden. Dazu fehlt ihm das ganz unerläßliche Haupterforderniß: Die Haupthandlung ist nicht freie Erfindung, sondern die Geschichte bildet die eigentliche Substanz der Erzählung. Ein historischer Roman ist nicht romanhaft ausgemalte und umgestaltete Geschichte, sondern eine freie Dichtung, die uns auf geschichtlichen Boden versetzt. Die geschichtlichen Ereignisse sind in die frei erfundene Haupthandlung verwebt, in dieser kann sich der Geist der betreffenden Zeit scharf ausprägen, aber sie kann in ihren Grundzügen nicht identisch mit dem Gange der geschichtlichen Ereignisse sein.

Die eigentliche Substanz der Erzählung im vorliegenden Werke ist die Geschichte der Ostgothen, von den letzten Tagen Theoderichs an bis zum Untergange des Reiches. Diese Geschichte ist nicht hineinverwebt in einen Vorgang, der in sich selbst ein Gesetz der Entwicklung trüge, sondern die Hauptmomente jener Geschichte bilden eben die Entwickelungsmomente in der Erzählung, und die freie Erfindung, das ist nur hineingewebt in die geschichtliche Darstellung.

Die Erzählung beginnt im Jahre 526 und umfaßt einen Zeitraum von fast dreißig Jahren, der, wie der Verfasser bemerkt, „aus naheliegenden Gründen abgekürzt oder doch in seiner Dauer verschleiert werden mußte". Nach des großen Theoderichs Tode führte seine Tochter Amalaswintha für ihren unmündigen Sohn Athalarich die Herrschaft, bei ihrer Vorliebe für römische Bildung und Sitte wird aber ihre Stellung gegenüber ihrem eigenen Volke immer schwieriger, so daß sie sich in den Schutz des griechischen Kaisers begeben will. Ehe es dazu noch wirklich kommt, treibt sie nach dem Tode Athalarichs die Sorge um ihr Leben, ihren Vetter Theodahat, den letzten Mann aus dem königlichen Hause, zum Mitregenten anzunehmen, der sie aber treulos gefangen setzt und endlich ermorden läßt. Dieser Mord dient dem Kaiser Justinian zum Vorwande, den Gothen den Krieg zu erklären. Das klägliche und landesverrätherische Benehmen des Königs veranlaßt die Gothen, ihn abzusetzen und Witichis an seine Stelle zu wählen. Dieser kämpft den bekannten unglücklichen Kampf mit Belisar, dessen Gefangener er schließlich wird. Ihm folgt Totila, der ganz Italien wiedererobert, aber endlich von Narses bei Taginä geschlagen wird und fällt. Unter Teja erliegen die letzten Gothen am Vesuv der Uebermacht, und die Ueberreste erhalten freien Abzug. Das ganze Werk besteht aus 7 Büchern, welche die Ueberschriften tragen: Theoderich, Athalarich, Amalaswintha, Theodahat, Witichis, Totila, Teja, was gleichsam das Siegel ist, daß der Untergang der Ostgothen der eigentliche Gegenstand der Erzählung ist.

Diese Geschichte wird nun mit einer in hohem Maße fesselnden Anschaulichkeit auf das Lebendigste vergegenwärtigt. Wir werden dadurch vollkommen heimisch in jener uns an sich so fremden Welt. Gothen, Römer, Byzantiner treten uns in einer Reihe von scharf ausgeprägten Gestalten in ihrer charakteristischen Eigenart entgegen. Daneben erhalten wir eine deutliche Vorstellung von dem bunten Gemisch der Völker, welche der byzantinischen List dazu dienen müssen, um mit ihrer rohen Naturkraft die Kraft des edlen Gothenvolkes zu brechen, darunter neben Thrakiern, Bulgaren, Avaren, Armeniern, Isauriern, Sarazenen, Mauren, Massageten, Hunnen, auch die Germanischen Gepiden, Heruler, Franken und Longobarden. Wir erhalten einen klaren Einblick in das innere Getriebe jener Zeit, in die Bestrebungen, Berechnungen, Leidenschaften, die mit einander in Conflict kommen und den Gang der Ereignisse bestimmen. Uns wird der Boden, auf dem sich der gewaltige Kampf vollzieht, Italien mit seinem schönen Himmel und seinen entzückenden Landschaften, seinen Städten und Palästen, mit den Zeugen der ehemaligen römischen Macht und Herrlichkeit und des gegenwärtigen feinen Cultus, und wird das Zusammenleben der gothischen Eroberer mit den sie als Eindringlinge hassenden Italiern, kurz Alles, was dazu dienen kann, jene Zeit für uns lebendige Gegenwart gewinnen zu lassen, in ein klares, helles Licht gestellt. Hier schöpft der Verfasser aus der reichen Fülle seiner umfassenden Studien. Und wenn das Werk auch weiter keinen andern Werth hätte, als daß es nach dieser Seite hin in hohem Maße belehrend wäre, so wäre es doch eine sehr verdienstliche und anerkennenswerthe Leistung, und es verdiente auf jeden Fall eifrig gelesen zu werden.

Zugleich ist aber auch die Behandlung eine so fesselnde, daß der Leser auch einen hohen Genuß findet. So langsam auch die Handlung im Ganzen fortschreitet, und so wenig man in die Spannung versetzt werden kann, in die man sonst durch einen Roman versetzt wird, da der Geschichtskundige ja schon im Voraus weiß, wie Alles kommen muß, so üben doch einerseits die einzelnen, so gelungenen Gemälde einen hohen Reiz aus, daß unser Interesse immer rege bleibt, andererseits wird auch ein warmer inniger Herzensantheil an dem Geschick der Gothen in uns wach gerufen.

Dieser Reiz der Darstellung wird nun erhöht durch die eingewebten romanhaften Zuthaten. Es ist dafür gesorgt, daß die geschichtlichen Ereignisse uns nicht in der Starrheit und Sprödigkeit vor die Augen treten, die sie auch bei der eingehendsten pragmatischen historischen Darstellung für uns behalten würden. Sie sind uns so nahe als möglich gerückt. Sie werden uns aus persönlichen Motiven mit einer Klarheit hergeleitet, die kaum etwas zu wünschen übrig läßt.

Ein hervorragender Antheil an der Herbeiführung der Ereignisse, welche die eigentlichen Wendepunkte in den Geschicken der Gothen bilden, ist dem Römer Cethegus verliehen. Seine Gestalt ist, wie der Verfasser selbst sagt, „völlig frei erfunden" und zwar offenbar zu dem Zwecke, um möglichste Einheit der Motivirung zu schaffen. Ihm wird es zugeschrieben, daß Amalaswinthas Herrschaft überhaupt möglich ist. Er, das Haupt der Katakombenverschwörung zum Sturze der Gothenherrschaft, verhütet den Ausbruch der Verschwörung, weil er die Gothen durch ihre eigene Königin zu verderben hofft. Die Herrschaft einer Frau, die zugleich eine eifrige Römerfreundin ist und in ihren Volksgenossen

Digitized by Google

nur Barbaren sieht, soll im Gothenvolke Unzufriedenheit und Parteiungen dauernd machen und seine Kraft lähmen. Auf Cethegus werden auch alle Maßregeln der Königin zurückgeführt, wodurch sie die Kluft zwischen sich und ihrem Volke erweitert. Er weiß sie so zu umgarnen, daß sie ihm ihr ganzes Vertrauen schenkt, und allen seinen verderblichen Rathschlägen Gehör leiht. Und wenn unter ihr, die ihr eigenes Volk immer mehr von sich abwendig macht, zugleich auch die römische Bevölkerung immer schwieriger und unzuverlässiger wird, so ist auch dies wiederum des Cethegus Werk. In der ihm übertragenen Stellung eines Präfecten von Rom organisirt er in aller Stille den bewaffneten Widerstand, der im richtigen Augenblicke die Gothen mit geringer Nachhülfe der Byzantiner aus Italien vertreiben soll, das er dann auch gegen die Byzantiner als Kaiser des Abendlandes zu behaupten gedenkt.

Sein Werk ist ferner der Tod des Athalarich. Während er in Wirklichkeit an einer tödtlichen Krankheit gestorben ist, in die er in Folge seiner Ausschweifung verfallen, stirbt er hier an Gift, das ihm Cethegus beibringt, weil er seinen Plänen im Wege ist. In seinem Kopfe entspringt ferner der Plan der Königin, ihr Leben durch Flucht in Sicherheit zu bringen. Er ist es auch, auf dessen Rath sie die drei Führer der gegen sie gerichteten gothischen Bewegung erst an die Grenzen des Reiches entsendet und sie dann ermorden läßt. Auf seine Veranlassung endlich beruft sie den Theodahat, man kann nicht sagen zum Mitregenten, wie es geschichtlich ist, sondern auf den von ihr selbst aufgegebenen Thron. Und daß Theodahat sie ermorden zu lassen wagt, geschieht, weil Cethegus, mit dem sowohl jener als die Byzantiner sich verständigen müssen, um zu ihren Zielen zu gelangen, die Königin preisgibt. Kurz er behält lange Zeit die Fäden der Ereignisse in seiner Hand, wenn sie ihm daraus auch einmal zu entschwinden drohen. Die Landung Belisars, die nach des Cethegus' Berechnung erst erfolgen sollte, nachdem an einem Tage in ganz Italien alle gothischen Besatzungen niedergemacht, und dadurch alle Festungen in den Besitz der Italier gelangt wären, erfolgt allerdings zu früh. Italien hatte sich noch nicht aus eigner Kraft erhoben, und die Mitwirkung der Griechen konnte nicht als eine bloße Nebensache erscheinen, die sich etwa mit der Anerkennung einer losen Oberhoheit des griechischen Kaisers ablohnen ließ. Aber es gelingt dem Cethegus doch, den Belisar zu umgarnen und zu leiten. Es würde zu weit führen, dies im Einzelnen noch weiter zu verfolgen. Genug, sein Werk ist es, daß Belisar zuletzt die ihm angebotene Gothenkrone zum Schein annimmt, um in Ravenna eindringen zu können und Witichis gefangen zu nehmen. Cethegus hat inzwischen auch den Belisar bei Kaiser Justinian verdächtigt, daß auch dessen Abberufung wiederum sein Werk ist. Er ist es ferner, der nach Totilas Siegen, nach dem völligen Scheitern von Belisars zweitem Feldzuge und nach dem Fall von Rom das Zustandekommen eines Friedens verhindert, da er bei der Kaiserin Theodora, die ihren Gemahl Justinian vollkommen beherrscht, die Geneigtheit zum Frieden in das Gegentheil umzuwandeln weiß. Er ist es auch, der, um an der Spitze eines kaiserlichen Heeres in Italien erscheinen zu können, den Belisar in den Verdacht bringt, der ihm fast die Strafe der Blendung zugezogen hätte, daß er an einer Verschwörung gegen den Kaiser theilgenommen habe. Erst von dem Augenblicke an, wo dem Kaiser die Augen aufgehen, daß er von Cethegus hintergangen ist, und er dem Narses die Führung des Krieges gegen die Gothen überträgt, verliert Cethegus die Fäden der Ereignisse aus der Hand und treibt ahnungslos der ihm drohenden Nemesis für alle die von ihm begangenen Frevelthaten entgegen.

Neben diesen dem Cethegus geltenden Ausschmückungen finden wir noch viele andere romanhafte Zuthaten, welche der Darstellung der großen geschichtlichen Ereignisse reiche Würze geben. Athalarich liebt Camilla, die Tochter des von Theoderich hingerichteten Boëthius, gewinnt die Liebe der zuerst von Rachegefühlen Erfüllten und stirbt mit ihr zugleich an dem Gift, was, nur für ihn bestimmt, von Camillas Mutter auf des Cethegus Veranlassung gemischt war, und von dem auch Camilla ahnungslos getrunken hatte. Mataswintha ferner, Amalaswinthas Tochter, die geschichtlich Witichis haßt, weil er sie nach seiner Erhebung zum Könige gezwungen hat, sein Weib zu werden, glüht in unserer Erzählung für Witichis und ist hoch beglückt, als sie dessen Weib wird. Ihre Liebe schlägt erst dann in Haß um, als sie sich nicht wiedergeliebt sieht, und dieser Haß treibt sie zum Aeußersten, ja zum Verrath an ihrem Volke, als sie erfährt, daß Witichis schon vermählt ist, und daß sein Herz dieser ersten Gattin angehört, der zu entsagen man ihn gezwungen hat, um durch Verheirathung mit Mataswintha einem ausgebrochenen Streit um die Gothenkrone ein schnelles Ende zu machen. Dem Reiz des Romanhaften zu Liebe läßt die Erzählung den Witichis nicht nach Byzanz geführt werden, sondern auf der Flucht aus seinem Kerker mit seiner ersten Gattin Rauthgundis sterben. Sie werden durch nachgesendete Pfeile erlegt, als sie zusammen auf einem Rosse durch den Po schwimmen. König Totila ferner gewinnt als Seegraf von Neapolis die Liebe der Römerin Valeria. Die Vereinigung mit ihr gilt ihm als Sinnbild und Unterpfand der Verschmelzug von Gothen und Italiern zu einem einzigen Volke. Lange müssen die Liebenden getrennt von einander bleiben. Erst als Totila auf der Höhe seines Glückes steht, werden sie vereint, aber doch nur, um bald durch Totilas Tod für immer getrennt zu werden. Glücklicher sind Adalgoth und Gotho, die mit einander aufgewachsen sind und für Geschwister gegolten haben, bis es sich herausstellt, daß Adalgoth der Sohn eines durch Cethegus verleumdeten Balthen Alarich, des Herzogs von Apulien, ist. Beide werden nun vermählt, da sie sich innig lieben, und sie überleben den Untergang des Gothenreiches.

Aus alle diesem wird sich ergeben haben, daß wir es in dem vorliegenden Werke auch nicht mit eigentlichen Bildern aus der Geschichte zu thun haben. Wie für den Zweck eines historischen Romans uns zu wenig Roman und zu viel Geschichte geboten wäre, so haben wir für den anderen Zweck wieder zu viel Roman. Bei Bildern aus der Geschichte ist überhaupt jede romanhafte Ausschmückung schon zu viel. Sie sollen uns die Geschichte nur möglichst individualisiren und in höchster Anschaulichkeit und Lebendigkeit uns vor Augen treten lassen. Aber sie sollen ganz dem Reich der Wirklichkeit angehören und nichts mit dem Gebiete der Phantasie zu schaffen haben. Wir wollen durch dieselben unsere geschichtlichen Kenntnisse bereichert, wollen unsere geschichtlichen Anschauungen erweitert und vertieft sehen, wollen uns dabei aber auf dem festen Boden sicherer Thatsachen bewegen, nicht kommt es uns hier auf den Genuß an, den es gewährt, dem kühnen Fluge dichterischen Schaffens zu folgen. Von dieser Art sind die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" von Gustav Freytag, die sich in der angedeuteten Beziehung klar und scharf von Ingo und Ingraban und den darauf folgenden historischen Romanen unterscheiden.

Was Dahn uns bietet, ist eine romanhafte Behandlung der Geschichte. Das trifft die Sache wohl besser, als wenn er sagt, er habe Bilder aus dem sechsten Jahrhundert „in Gestalt eines historischen Romans gekleidet". Unsere Erzählung hat eben gerade nicht die „Gestalt" eines historischen Romans. Ihre Gestalt ist die einer in's Speciellste eingehenden Geschichtsdarstellung, während das romanhafte Element nur darin verwebt ist. Geschichte läßt sich überhaupt nicht in „Gestalt" eines historischen Romans „kleiden". Sie läßt sich nur darin verweben, wenn die Gestalt des Romans in den Vordergrund treten soll.

Sollte jene Unklarheit im Ausdruck nun vielleicht ein Zeichen sein, daß sich Dahn nicht klar genug Rechenschaft gegeben hat, ob der von ihm betretene Weg auch wohl der richtige sein möge? Doch das kann dahingestellt bleiben. Die Hauptfrage ist, ob eine romanhafte Behandlung der Geschichte zu rechtfertigen ist.

Es kann so scheinen, da ja doch auch dem Dramatiker eine große Freiheit in Ausgestaltung, ja Umformung des historischen Materials allgemein zugestanden wird. Man ist darin ja vielfach sogar noch toleranter als Lessing, der zwar die historischen Facta preisgeben, aber die geschichtlichen Charaktere heilig gehalten wissen will. Und in der That scheint Dahn das Drama

Digitized by Google

im Auge gehabt zu haben. Denn er schaltet mit dem historischen Stoff ganz so, wie es zur Erzielung eines dramatischen Effectes nöthig sein würde. Indessen ist hier doch zu beachten, daß die Illusion, welche das Drama beim unmittelbaren Anschauen einer Handlung hervorzurufen im Stande ist, eine durchaus wirksamere ist, als diejenige, in welche uns die Lectüre eines erzählenden Buches versetzt. Darum wird eine Abweichung von den geschichtlich festgestellten Ereignissen in letzterem Falle bei weitem leichter als störend empfunden. Daher ist es auch durchaus nichts Willkürliches, sondern es liegt im Wesen der Sache begründet, wenn es als eine Grundregel für den historischen Roman gilt, daß er sich nicht auf der großen Heerstraße der geschichtlichen Ereignisse zu halten, sondern die Nebenwege aufzusuchen hat. Die geschichtlichen Ereignisse tragen sich zu, ohne daß dabei auf ihre Verwendbarkeit zu ästhetischen Zwecken Rücksicht genommen ist. Wer sie dazu verwenden will, muß sie darnach umformen. Eine Umformung einmal feststehender geschichtlicher Ereignisse aber setzt die Darstellung immer der Gefahr aus, auf Widerspruch zu stoßen und an Ueberzeugungskraft einzubüßen.

Es sind oben bei Gelegenheit der Inhaltsangabe schon einige Abweichungen von der Geschichte angedeutet worden. Bei einigen derselben könnte man freilich sagen, daß die geschichtliche Ueberlieferung nur gleichsam ergänzt, nicht aber eigentlich umgestaltet ist. Daß Athalarich nach unserer Erzählung an Gift stirbt, verträgt sich in gewissem Sinne mit der historischen Ueberlieferung, die seine Krankheit als die Ursache seines Todes ansieht. Man kann zwar nicht zugleich an einer Krankheit und an Gift sterben. Man kann aber eine tödtliche Krankheit haben, aber, noch ehe sie tödtet, durch Gift weggerafft werden. Die historische Ueberlieferung, so kann man nun also sagen, weiß nur von einer tödtlichen Krankheit. Unsere Erzählung läßt gleichfalls alle Welt an einen natürlichen Tod glauben, und nur wenige Eingeweihte die wahre Ursache des Todes kennen. Da die Ueberlieferung sehr wohl auf einer Täuschung beruhen kann, so ist dieser Umstand geschickt benutzt, um eine andere Todesursache wahrscheinlich zu machen. Noch entschiedener tritt dies Verhältniß zwischen Ueberlieferung und Erfindnng in dem Verhältniß zwischen Mataswintha und Witichis hervor. Der überlieferte Grund, warum jene diesen haßt, kann auf einer willkürlichen, jeder Thatsächlichkeit entbehrenden Annahme beruhen, während der erfundene gar nicht unwahrscheinlich ist.

Gewiß darf die Geschichte nicht mit der historischen Ueberlieferung identificirt werden, und nicht jede Emancipation von der letzteren ist ein Abweichen von der Geschichte. Auch eine ganz streng geschichtliche Darstellung wird dem Berichte des Prokop, der Hauptquelle unserer Kenntniß des Gothenkrieges, sich nicht rückhaltslos anvertrauen dürfen. Prokopius, der Freund und Begleiter Belisars, ist bei aller Gerechtigkeitsliebe und Objectivität doch außer Stande, den „Barbaren" gegenüber von seiner Nationalität und seiner geistigen Welt völlig abzusehen und sich ganz in der ihm von Hause aus fremden Welt heimisch zu machen. So wenig ein Franzose, auch wenn er die Gerechtigkeitsliebe selber wäre, im Stande sein wird, uns den wahren Charakter des Krieges von 1870 und 1871 ganz und voll zur Anschauung zu bringen, so wenig kann der Bericht eines byzantinischen Geschichtsschreibers über den Kampf der Ostgothen um ihre Existenz uns mehr sein als ein zwar werthvolles Material, das aber zum vollen Verständniß der Sache der Ergänzung bedürftig ist. Es ist daher ein ganz feiner Zug in der Behandlung der Sache, wenn die Abweichungen von der Ueberlieferung in unserer Erzählung mehrfach gerade da eintreten, wo der Bericht des Prokop entweder ganz offenbar unzuverlässig ist, oder wo er sich doch bei genauerer Betrachtung als zweifelhaft herausstellt. So bekennt Prokop in seiner Geheimgeschichte selbst, daß er in seiner Geschichte des Gothenkrieges aus Furcht vor der Kaiserin Theodora nicht gewagt habe, den wahren Hergang der Ermordung Amalaswinthas zu erzählen. Aber auch die Angaben der Geheimgeschichte klären den näheren Sachverhalt nicht genügend auf, um ihn verständlich erscheinen zu lassen. Wenn Dahn nun diesen Sachverhalt in seiner Weise erzählt, so kann man ihm wenigstens nicht den Vorwurf machen, daß er eine feststehende Thatsache umgeformt habe. Aehnlich verhält es sich mit seiner Schilderung der Schlacht bei Taginä. Zwar weiß Prokop nicht das Geringste von den genialen Dispositionen, die Dahn König Totila machen, und die er durch den Verrath eines Corsen vereitelt werden läßt, er deutet vielmehr sogar mangelhafte Dispositionen an. Aber er gibt uns zwei Relationen, die einander geradezu widersprechen, wobei es sehr zweifelhaft bleiben kann, ob überhaupt eine von beiden richtig ist. Nach der einen kämpft Totilas in goldener Rüstung, und die Schlacht geht in Folge eines schlecht geleiteten Angriffs der gothischen Reiter verloren, die auf ihrem ungeordneten Rückzuge sich auf ihr eigenes Fußvolk werfen und dies mit sich fortreißen. Nach der andern Relation kämpft Totilas in einer Rüstung, die ihn durchaus nicht von einem andern Krieger unterscheidet, und daß trotzdem gerade er von einem Geschoß tödtlich getroffen wird, gilt den Gothen als eine göttliche Manifestation und bringt einen so panischen Schrecken bei ihnen hervor, daß dadurch die Schlacht verloren geht.

Doch nicht alle Abweichungen von der geschichtlichen Ueberlieferung, die in unserer Erzählung vorkommen, stehen zu jener in dem angegebenen Verhältniß. Unter den vielen Fällen, die sich hier aufzählen ließen, muß es genügen, einen als besonders auffällig hervorzuheben. Es ist dies die Schilderung der Schlacht am Vesuv. Sie ist ein wirklich merkwürdiger Belag, wie Dahn gelegentlich die Geschichte umformt. Es genügt ihm nicht, sich die Stellung der Heere und den Verlauf der Schlacht in völlig eigener Weise auszumalen, er macht sich auch das Vergnügen, zum Belag dafür eine Stelle des Prokop, die man vergeblich dort suchen wird, zu citiren. Es soll, so wird erzählt, dem Narses nach heftigen Kämpfen gelungen sein, die Gothen von dem Berge Bactarius auf die rechte Seite des Flusses Drako zu drängen. Dort sollen sie sich nahe an einem Nebenkrater des Vesuv hinter einem Engpaß gelagert haben. Und nun soll Prokop sagen: „Den einzigen Zugang zu dieser Lagerung bildete ein enger Felsenpaß, an seiner Südöffnung so schmal, daß ihn ein Mann mit dem Schilde bequem ausfüllen konnte." Von allen dem kann Prokop einfach schon darum keine Silbe sagen, weil nach ihm der Verlauf folgender ist. Die Gothen stehen an dem Südufer des Drakon zwei Monate lang unbehelligt, weil sie im Besitz der Brücke sind, die sie mit hölzernen Thürmen und Ballisten und anderen Maschinen vertheidigen, und weil die steilen Ufer ein Passiren des Flusses völlig unmöglich machen. Dann geht ihnen die Flotte, die Dahn schon vor der Schlacht bei Taginä durch einen Bruch des Waffenstillstandes von den Byzantinern vernichtet werden läßt, durch den Verrath eines Gothen verloren, und sie fangen an, Mangel an Lebensmitteln zu leiden. Sie ziehen sich in Folge dessen auf den Bactarius zurück, wohin ihnen die Römer wegen der Ungunst der Oertlichkeit nicht folgen können. Auf dem Berge aber nimmt der Mangel an Lebensmitteln zu, und die Gothen bereuen es sofort, sich dahin zurückgezogen zu haben. Sie halten es daher für besser, in der Schlacht zu sterben, als vom Hunger weggerafft zu werden, und brechen unvermuthet auf die Feinde los, so daß diese sich zuerst gar nicht in Schlachtordnung aufstellen können. In diese Schlacht kämpft Teja in der von Prokop ausführlich geschilderten Weise — auch diese Stelle wird, beiläufig gesagt, von Dahn citirt und dabei der Schein aufrecht erhalten, als gelte diese Schilderung dem Kampfe vor der fingirten „Gothenschlucht" — und fällt, worauf der Kampf noch am nächsten Tage fortgesetzt wird. Wo soll nun Prokop jene „Gothenschlucht" auf dem rechten Ufer des Drako am Fuße des Vesuv schildern können? Nein, hier ist Dahn in der romanhaften Behandlung der Geschichte so weit gegangen, daß er seinen Ausschmückungen durch ein erfundenes Citat den Anstrich des Historischen zu geben sucht.

Es ist dies kein ganz vereinzelter Fall. Es kommt Aehnliches noch einmal vor. Im 3. Bande S. 303 heißt es, Prokop habe mit den Worten: „Da liegt das Reich der Gothen!" eines

Digitized by Google

Abends die Aufzeichnungen in sein Tagebuch begonnen, und dann Folgendes geschrieben: „Ein wichtig Stück Weltgeschichte habe ich heut bei Tage machen helfen und zeichne ich nun Nachts hier ein.“ Das soll er nun freilich nur in sein „Tagebuch“ geschrieben haben, woraus ja nicht Alles in das Werk vom Gothenkriege übergegangen zu sein braucht. Es folgt nun aber eine Stelle, die wirklich im Prokop steht (2. Buch, 29. Cap.), und die im Ganzen auch genau wiedergegeben ist. Sie lautet: „Als ich heute das römische Heer seinen Einzug halten sah in die Thore und Königsburg von Ravenna, kam mir abermals der Gedanke: nicht Tugend oder Zahl oder Verdienst entscheidet den Erfolg in der Geschichte.“ Prokop schreibt allerdings etwas einfacher. Doch darauf kommt's hier nicht an. Wichtig schon ist, daß Dahn ihn darauf sagen läßt: „Es gibt eine höhere Gewalt, die unentrinnbare Nothwendigkeit,“ wofür bei Prokop von etwas Göttlichem die Rede ist, welches immer die Gedanken der Menschen lenkt und nach seinen Zwecken leitet. Die Hauptsache ist, daß nach einer Bemerkung über das Verhalten der gothischen Frauen beim Anblick der kleinen Gestalten und der geringen Zahl der einrückenden Truppen folgende Betrachtung folgt, die Prokopius gemacht haben soll, woran er eben nicht gedacht hat: „Summa: in gerechtester Weise, in heldenmüthigster Anstrengung kann ein Mann, kann ein Volk doch erliegen, wenn übermächtige Gewalten entgegentreten, welche durchaus nicht immer das bessere Recht für sich haben. Mir schlug das Herz im Bewußtsein des Unrechts, als ich das Gothenbanner heute niederriß und den Golddrachen Justinians an seine Stelle setzte, die Fahne des Unrechts erhob über das Banner des Rechts. Nicht die Gerechtigkeit, eine unserm Denken undurchdringbare Nothwendigkeit beherrscht die Geschicke der Menschen und der Völker. Aber den rechten Mann macht das nicht irre. Denn nicht *was* wir ertragen, erleben und erleiden — *wie* wir es tragen, das macht den Mann zum Helden.“ Das ist nun Dahns ureigenste Reflexion. Und solche Gedanken dem Prokop in den Mund legen und sie ihn zugleich mit dem, was er wirklich gesagt hat, aussprechen lassen, das gehört mit zu der „Gestalt des historischen Romans“, in die Dahn seine Bilder aus dem sechsten Jahrhundert hat kleiden wollen.

Mag sich nun eine solche Verarbeitung der Geschichte noch so gut lesen, namentlich wenn man mit den historischen Thatsachen wenig vertraut ist, mag auch sehr viel Lehrreiches darin enthalten sein, so kann doch eine solche Vermischung von Geschichte und Roman schon an sich nicht gutgeheißen werden, geschweige wenn sich, wie soeben, herausstellt, daß die Geschichte zurecht gemacht ist, um gewisse Lieblingsanschauungen zur Geltung zu bringen. Es fordert geradezu den Widerspruch heraus, und man kann ihn beim besten Willen nicht unterdrücken, wenn Dahn die Geschichte vom Untergange der Ostgothen, die so, wie sie wirklich verlaufen ist, eben gerade nicht ein Ausfluß einer unbegreiflichen Nothwendigkeit ist, einer Weltanschauung zu Liebe umformt. Man kann dann nicht umhin, zu fordern, daß der wahre Sachverhalt unverfälscht zur Darstellung hätte kommen sollen. Die Gothen waren bei allen ihren im germanischen Charakter liegenden Vorzügen doch der Aufgabe nicht gewachsen, ihre Eroberung zu behaupten. Sie vermochten nicht, aus ihrer Isolirung im Lande herauszutreten und die Bewohner Italiens mit ihrer Herrschaft auszusöhnen. Sie waren auch nicht zahlreich genug, um sie in kritischen Zeiten gewaltsam niederzuhalten. Sie unterlagen theils wirklicher Uebermacht, theils einem ausgebildeteren Staatswesen und überlegener Kriegskunst. Und das geschah um so mehr, als sie nach Theoderichs Tode in sich selbst in viele Parteien zerissen waren, und das Nationalgefühl in ihnen stark untergraben war; daß es nicht allgemein und zäh genug war, nachdem es bei der Erhebung des Witichis mächtig aufgeflammt, daraus leitet Dahn selbst in seinen „Königen der Germanen“ ihr endliches Unterliegen her, ein Moment, das in unserer Erzählung ganz besonders verdunkelt ist.

Ein anderes Motiv für die Abweichungen von der Geschichte ist die Erzielung einer effectvollen Darstellung. Wir danken dem viele Partien, die von ausgezeichneter Wirkung sind. Und wenn man keine principiellen Bedenken gegen die Vermischung von Geschichte und Roman hat, so wird man dem Verfasser das Recht auch nicht bestreiten können, von der ihm zugestandenen Freiheit den ausgiebigsten Gebrauch zu machen. Doch wird man auch von diesem Standpunkte aus fordern dürfen, daß das Bestreben, auf den Effect zu wirken, nicht zu sehr hervortrete. Dies scheint aber mitunter doch der Fall zu sein. Namentlich gilt das von der Figur des Cethegus, die fast einen theatralischen Anstrich hat, was um so mehr hätte vermieden werden sollen, als sie mit so viel Vorliebe und innerem Antheil behandelt ist, und wir in diesem „letzten Roman“ einen großen Mann erkennen sollen. Das Streben nach Effect ist zum Glück auf die Sprache ohne wesentlichen Einfluß geblieben. Sie ist besonders frei von der archaisirenden Künstelei der Freytag'schen Romane. Die Personen sprechen im Wesentlichen unsere Sprache, wenn auch mit charakteristischen Unterschieden. Dafür bringt das Streben, pikant zu schreiben, allerdings mitunter zu moderne Wendungen zu Tage. Um nur ein Beispiel anzuführen, so macht es einen wunderlichen Eindruck, wenn König Totila den dichtenden Römer Piso Adalgoths „Collegen in Apoll“ nennt, ähnlich wie einst in der Zeit der wiederauflebenden classischen Studien ein Verehrer Platos seine Gesinnungsgenossen, unter Anlehnung an die apostolischen „Brüder in Christo“, „Brüder in Plato“ genannt hatte. Doch sind derartige Erscheinungen nicht gerade sehr häufig, und im Ganzen macht die Sprache den Eindruck großer Formvollendung. Störend ist uns eine Aeußerlichkeit, die ungemein vielen Absätze, die mitunter nicht mehr als einen einzigen aus drei Wörtern bestehenden Satz umfassen..

Carl Schulz.

Sommerliche Briefe.

Wie Hagen den Siegfried erschlug.

Wenn Sie, meine verehrteste Freundin, einen Stuhl sehen, so werden Sie sich sagen: das ist ein Stuhl! Und wenn Sie ein Uebriges thun wollen, so fügen Sie noch hinzu: es ist ein bequemer Stuhl, es ist ein schöner Stuhl. Viel tiefer aber dringt Ihre Anschauung nicht.

Wie anders der methodische Denker! Er gibt sich beim Anblick dieses unscheinbaren und alltäglichen Möbels zunächst allgemeineren Betrachtungen hin, wie sich das dem Menschen innewohnende Bedürfniß: nach einer gewissen einseitigen Beschäftigung einiger seiner Gliedmaßen diese zeitweilig ruhen zu lassen und dafür andere Körpertheile zur Thätigkeit heranzuziehen, zunächst ohne Beanspruchung von organischen oder anorganischen Hülfsmitteln, Befriedigung verschafft, und wie es in Folge der fortschreitenden Verweichlichung unseres Geschlechts zu besonderen Erleichterungen und Verwöhnungen gegriffen habe.

Haben Sie verstanden? Wahrscheinlich nicht. Ich will mich daher etwas deutlicher ausdrücken. Früher legten sich die Menschen, wenn sie müde waren, vermuthlich auf die nackte Erde; später aber ersannen sie, um weicher zu liegen, künstliche Lagerstätten. Sie trugen zusammen allerlei Gräser und Halme und sonstige Liebhabereien der Vegetarianer; sie breiteten darüber ein Fell und, siehe da, sie lagen weicher! Aus diesem rohen Bette entwickelte sich allmälig — es würde zu weit führen, in die Einzelheiten einzugehen, — die Seegras- und Indiafaser-Matratze, das Sopha, das Lotterbett, die Chaiselongue, der Fauteuil und der Stuhl.

Und so ist für den Denker der Stuhl zunächst das Sinnbild der Cultur in ihrer fortschreitenden Verzärtlichung.

Wie aber, fragt der Denker weiter, kam der Mensch aus dem unschuldigen Drange, sich bisweilen zu setzen, gerade auf die Gestalt des Stuhles?

Hier müssen wir uns zunächst der philosophischen Feststellung erinnern: daß alles Menschengebilde aus der Anschauung und Beobachtung der Natur selbst hervorgegangen ist. Halten wir das fest, so ist die Erklärung dafür leicht gegeben. Der Mensch hatte das wilde Roß gebändigt und die Wahrnehmung

Digitized by Google

gemacht, daß er, wenn er einige Reitstunden genommen, rittlings auf demselben eine ebenso bequeme, wie die Gesundheit fördernde Stellung einzunehmen vermöchte. Es konnte sich also für ihn nur darum handeln, für das lebende Geschöpf ein lebloses Analogon herzustellen. Der Kopf als Inbegriff der Lebenskraft und als Gefäß des Intellects mußte bei dieser Nachbildung des Lebendigen im Leblosen selbstverständlich unberücksichtigt bleiben. Es blieben also nur noch die Beine, der Rücken und der Hals. Und da das Pferd vier Beine hatte, so wurden alsbald vier Holzbeine aufgestellt, ein Rücken wurde darauf genagelt und am oberen Ende der Hals in schräger Richtung darüber befestigt, so daß der Hals mit den Hinterbeinen einen stumpfen Winkel bildete. So setzte man sich also rittlings auf dieses Gestell.

Jahrtausende mögen vergangen sein.

Da kam irgend ein Weiser auf den Einfall, daß es nicht gerade nöthig sei, rittlings auf dem Rücken dieses Holzpferdes zu sitzen und den Hals vor der Brust zu haben; man könne die Geschichte ja einfach herumdrehen und den Hals des Stuhles als Stütze für den Rücken mitverwerthen. Das geschah; und so wurde aus dem Halse des Urstuhls die Rücklehne und aus dem Rücken des Urstuhls der Sitz.

Der Stuhl lehrt somit den Denker, daß die verkehrte Anwendung eines an sich richtigen Princips unter Umständen auch von Vortheil sein kann.

Aber was veranschaulicht uns der Stuhl weiter? Er ist nicht mehr und nicht minder als die Versinnbildlichung der Grundlagen unserer politischen und nationalökonomischen Lehre. In seiner Vereinigung der heterogenen Elemente aus dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreiche, vertreten durch den Lederüberzug, das Holzgestell und die messingnen Rollen, versinnbildlicht er den Drang nach Einheit und ist eine beständige Polemik gegen den gegenwärtigen Particularismus. Welch eine ernste Mahnung für unsere Politiker!

Und so geht die Geschichte noch lange weiter, denn Sie merken doch, daß ich eben erst anfangen will; daß ich den Stuhl in seinen Beziehungen zur Gemüthsstimmung (als Sorgenstuhl), in seiner Beziehung zur Familie (als Großvaterstuhl), zur Kirche (als heiliger Stuhl), in seinen Beziehungen zu den Stunden des Tages und der Nacht ꝛc. ganz unberücksichtigt gelassen habe. Aber mein Zweck ist einstweilen erfüllt, denn ich wollte Ihnen nur andeuten, nach welcher Methode Herr Edmund von Hagen verfährt, der vor kurzem „über die Dichtung der ersten Scene des Rheingold von Richard Wagner" eine umfangreiche Studie veröffentlicht hat.*)

Wir haben oft und viel über Richard Wagner gesprochen; und es freute mich immer, daß unsere Anschauungen über diesen seltenen Mann vollkommen übereinstimmten. Wir waren einig in dem Erstaunen über die Macht seiner Persönlichkeit, über die titanenhafte Willenskraft, die wahrhaft dämonische Gewalt, die er auf Alle übt, welche ihm nahe treten, die Alle zur Begeisterung hinreißt, jede selbstständige Regung, die ihm unbequem sein könnte, bricht, jede mißliebige Erinnerung erstickt, den Spott verstummen und den Trotzigsten gefügig macht. Wir waren auch einig in der Bewunderung des Künstlers. Wir gestanden uns freudig und ohne alle classisch geschulte Prüderie, daß wir diesem Manne einige der erhebendsten Freuden und die vollsten, die beinahe ausschweifenden Genüsse, die ein modernes Kunstwerk hervorbringen kann, zu verdanken haben. Dafür zeigten wir uns dankbar und erklärten das, was uns in seiner Musik unverständlich, seltsam, befremdend, unter Umständen sogar unangenehm war, aus dem Gefühle unserer Unzulänglichkeit heraus. Wir nahmen sogar die wohlberechneten Extravaganzen in den Einzelheiten seines Textes mit in den Kauf; wenngleich es uns hier, wo wir uns einbilden durften einigermaßen zu verstehen, bisweilen Mühe kostete, das Lächeln zu unterdrücken. Aber wir verschlossen uns deswegen doch nicht der Bewunderung der großen Anlage seiner musikalisch-dramatischen Dichtung, der mächtigen, energischen Zerlegung und Zusammensetzung des Stoffes, der klaren Exposition, der kunstvollen Steigerung bis zur Katastrophe und der energischen Lösung — verkannten nicht die Bedeutung des dichterischen Motivs und seiner Bearbeitung. Mit einem Worte, wir glaubten, wenn auch gerade nicht Wagnerianer zu sein — Sie haben immer eine gewisse Antipathie gegen alle Arten von „ianern" gehabt, — so doch zu den aufrichtigen Verehrern dieses großen Künstlers uns zählen zu dürfen.

Sie als „Patronatsscheinheilige," um das reizende Wort von Julius Stettenheim zu gebrauchen, haben diesem Gefühl obenein noch einen Ausdruck gegeben, dessen freundliche Beredtsamkeit selbst dem Genius einleuchtet.

Aber ach, meine Verehrteste, wir, die wir uns schmeichelten, der wahrscheinlich mächtigsten künstlerischen Kraft unserer Zeit einiges Verständniß entgegen zu bringen, — wir verstehen von Wagner und seiner Künstlerschaft auch nicht das Geringste! Unsere Bewunderung ist nicht einmal Stückwerk, sie ist gar nichts. Das ist mir aus der Lectüre der Hagen'schen Schrift klar geworden, die ich aufmerksam gelesen und zu verstehen versucht habe. Wenn ich trotzdem nicht Alles begriffen habe, so darf ich einen Theil der Schuld wohl dem Verfasser zuschreiben, der leider, wie er selbst andeutet, der klaren Ausdrucksweise gewöhnlicher Schriftsteller eine vornehme Geringschätzung entgegenbringt. Er hat sich einen Stil zurecht gemacht, der mehr den eigenen Bedürfnissen des Verfassers, als denen des Lesers zu entsprechen bemüht ist. Gleich der erste Satz mag das beweisen.

Er lautet:

„Zum Genius die Liebe hat der gegenwärtigen Schrift, welche vermöge dieser Liebe lange in mir schlief und träumte, das Leben erweckt."

Man muß den Satz mehrmals lesen; es ging mir zuerst wie dem braven Manne, der vor dem bekannten Bilde, welches den die Leyer spielenden Orpheus inmitten der gebändigten Thiere darstellt und die Unterschrift trägt: „Die Macht der Musik", nach langem Kopfschütteln ausrief: „Wie so, Die Macht Der Musik? Der macht die Musik!" „Zum Genius die Liebe", die der gegenwärtigen Schrift das Leben erweckte, soll wahrscheinlich heißen: „Die Liebe zum Genius". Aber auch dann ist die Sache schwer verständlich; denn wenn die Schrift vermöge dieser Liebe lange in dem Verfasser schlief und träumte, wie kommt denn gerade diese selbe Liebe dazu, die Schrift zu wecken? Aber weiter:

„Diese Schrift war dem Verfasser eine Nothwendigkeit ..... außerhalb des Wahnes der Welt verfolgt die Schrift keinen Zweck, sie ist zwecklos und das ist ihr genug."

Es ist unmöglich, den Verfasser der Unbescheidenheit zu zeihen. Die Schrift ist zwecklos und das ist ihr genug!

Wer würde sich da nicht des rührenden Bekenntnisses jenes schlichten Kindes vom Lande erinnern, das da sagte: „Reich bin ich nicht, aber häßlich, und das ist mein Stolz!" Mit großer Mißachtung spricht Herr von Hagen von berühmten Literarhistorikern, Aesthetikern und Kunstkritikern. Herr von Hagen erklärt auch, weshalb die gelehrten Herren von Wagner nichts verstehen. Um Wagner zu verstehen, muß man etwas besitzen, was Herrn von Hagen eigen ist, und was vielen Anderen fehlt. Er nennt das „jene wahnvolle, metaphysische Stimmung". Vielleicht vermissen Sie auch hier jene durchdringende Klarheit im Ausdruck, die selbst innerhalb des Wahnes der Welt angenehm berührt. Aber Herr von Hagen legt darauf eben keinen Werth; er hat Redewendungen eigenster Art. Wissen Sie zum Beispiel, was „zur Kür gewählte Bedingungen" sind? Verstehen Sie die folgende außerordentlich klare Definition des Schönheitsbegriffes?

„Tiefer von den metaphysischen und ethischen Mächten der Menschheit durchdrungener Gehalt in congruenter Form der ästhetisch organischen Einheit."

Das ist Schönheitsbegriff.

*) Ueber die Dichtung der ersten Scene des „Rheingold" von Richard Wagner. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Dichters von Edmund v. Hagen. München. Christian Kaiser 1876. Preis 4 Mark.

Digitized by Google

Ich sagte vorhin, wir verstünden nichts von Wagner; ich will Ihnen klar machen, was Wagner ist.

„Wagners Werke mit naturbestimmter Nothwendigkeit seinem Innersten entquollen, athmen eine Beseelung, eine Begeisterung, welche bisher nirgends und zu keiner Zeit gekannt ist; es ist der Athem des Weltgeistes selbst, der die Jahrtausende überdauert. Solche Himmelsweisen, wie zum Beispiel die des Tristan, — sind vor Wagner auf unserm Erdplaneten nicht gesungen!"

„Wagner ist in den Lichtgefilden zu Höhen aufgestiegen, auf die sich vor ihm Niemand wagte; der Menschheit hat er damit ein unvergängliches Vermächtniß, seinem deutschen Volke aber zuerst eine wahrhaft originale deutsche Kunst gegeben."

„Wagner ist erhaben und großartig, die Zeit liebt mehr das Anmuthige und Zierliche; Wagner ist tragisch, die Zeit ist komisch; Wagner ist hocherhebend, die niederträchtige Zeit nivellirt; Wagner ist ernst, die Zeit ist witzelnd; Wagner ist tief, die Zeit oberflächlich; Wagner hat Originalität, die Zeit ist ein Affe; Wagner ist wahnvoll, die Zeit nüchtern; Wagner ist wahr, die Zeit lügnerisch; Wagner ist überirdisch, die Zeit im Irdischen versunken."

„Wagners bedeutende Eigenart bannt allzewaltig allen wahrhaft werthvollen Wahn des Weltwesens in ihre Sphäre, drückt den Stempel des Genius darauf, und schenkt ihn schön gestaltet hochherzig der Mit- und Nachwelt."

Wenn Sie nach diesen wahn- und tiefsinnigen Aussprüchen, die ich mir in der Hagen'schen Schrift gemerkt habe, das wahnvolle Wallen, Wogen und Wirken weltstürmender Wonnen und wahrer weicher Wehungen, wie sie in Wagners Werken weben, willig würdigen, so werden Sie als winziger Wauwau wedelnd zum wonnigen Wesen Wagners emporwallen.

Vielleicht werden Sie mit Ihrem gewöhnlichen Scharfsinn schon bemerkt haben, daß ich in diesem letzteren Satze mich mit einer gewissen Vorliebe auf dem „W" herumgewälzt habe. Man nennt das Alliteration. Und Sie haben gar keinen Begriff, wie wichtig so ein Buchstabe ist. Herr von Hagen führt siegreich den Beweis, „daß in der der Handlung und den Charakteren angemessenen vollendet schönen Sprache überall — ja selbst in den einzelnen Buchstaben — die Grundidee des Ganzen durchleuchtet".

Ehe wir diesem Nachweise folgen, möchte ich den Versuch machen, Ihnen einige positive Angaben über die in der ersten Scene des „Rheingold" verborgenen schönen Geheimnisse, wie sie in dem Hagen'schen Buche enthüllt werden, zu übermitteln.

Wagners „Rheingold" beginnt, wie Sie wissen, unter dem Wasser; man hat die Scene deswegen die „Aquariumsscene" genannt. Die drei Rheinmädchen: Woglinde, Wellgunde und Floßhilde plätschern um ein Riff und amüsiren sich, so gut es die feuchten Verhältnisse gestatten. Woglinde beginnt:

Woglinde.
Weia! Waga!
Woge, die Welle,
walle zur Wiege!
Wagalaweia!
Wallala weiala weia!

Wellgundes
(Stimme von oben).
Woglinde, wach'st du allein?

Woglinde.
Mit Wellgunde wär' ich zu zwei.

Wellgunde
(taucht aus der Fluth zum Riff herab).
Laß sehen wie du wach'st.
(Sie sucht Woglinde zu erhaschen.)

Woglinde
(entweicht ihr schwimmend).
Sicher vor dir.
(Sie necken sich und suchen sich spielend zu fangen.)

Floßhildes
(Stimme von oben).
Heiala weia!
Wildes Geschwister!

Wellgunde.
Floßhilde schwimm'!
Woglinde flieht:
Hilf mir die fliehende fangen!

Floßhilde
(taucht herab und fährt zwischen die Spielenden).
Des Goldes Schlaf
hütet ihr schlecht;
besser bewacht
des Schlummerden Bett,
sonst büß't ihr beide das Spiel!

Herr Edmund von Hagen stellt fest, daß wir aus diesen Eingangsworten dreierlei erfahren: „nämlich daß die Rheintöchter wachen, daß es das Gold ist, welches bewacht wird, und daß dieses, wie Floßhilde sagt, besser bewacht werden muß, wenn die Rheintöchter ihr Spiel nicht büßen sollen. So ist die Situation in schlagender Kürze prägnant gezeichnet." Herr von Hagen hat hier doch Einiges übersehen; wir erfahren noch viel mehr aus dieser Scene, wir erfahren namentlich auch, daß zweimal eins gleich zwei ist. („Woglinde wachst du allein?" Woglinde: „Mit Wellgunde wär ich zu zwei.")

Das größte Entzücken empfindet der Commentator über die Eingangsworte: „Weia, Waga, Wagalaweia" und citirt zunächst aus einem Briefe Richard Wagners vom 12. Juli 1872 die darauf bezügliche Stelle:

„Dem Studium J. Grimms entnahm ich . . . ein altdeutsches „„Heilawac"", formte es mir, um für meinen Zweck es noch geschmeidiger zu machen, zu einem „„Weiawaga"" (einer Form, welche wir heute noch in „„Weihwasser"" wiedererkennen), leitete hiervon in die verwandten Sprachwurzeln „„wogen"" und „„wiegen"", endlich „„wellen"" und „„wallen"" über und bildete mir so, nach der Analogie das „„Eia popeia"" unserer Kinderstubenlieder, eine wurzelhaft sylabische Melodie für meine Wassermädchen."

Hagen führt nun aus, daß sich über diese ganze Scene eine Stimmung verbreitet, „wie sie aus dem Chaotischen, dem Unentwickelten hervorgeht" und dies wäre dann gleich in jenen ersten unbestimmten „Weia, Weigalaweia" Lauten fühlbar. Das „Weia Waga" sei eine „Ueberleitung aus dem unklaren Rauschen des Rheines zu den klareren Tönen der Rheintöchter"; aber dieses „Weia Waga" schließe auch ein culturhistorisches Element in sich.

Aus der Voranstellung der begrifflosen Naturlaute vor die bestimmte Begriffe ausdrückenden Worte könne man nämlich über die Sprache Belehrung schöpfen. Das heißt also, wie sich die Sprache selbst aus den Naturlauten heraus gebildet hat, so entwickelt sich hier der verständliche Text aus dem Begrifflosen. Wir hören erst Laute, welche etwas Unbestimmt-Flüssiges vorstellen sollen und wenn das unverständlich eine Weile an unserm Ohr vorübergerauscht ist, dann lernen wir verstehen, was die Mädchen sagen wollen.

Aber abgesehen von dem culturhistorischen Momente ist noch das ästhetische zu berücksichtigen; und Herr von Hagen führt aus, daß diese Naturlaute „Weia, Waga, Wagalaweia" ganz geeignet sind, „uns gleich zu Anfang wie mit einem Schlage aus dem Kreise des realen Lebens in das Reich des Idealen zu erheben."

„Diese so frohsinnigen heiteren Worte umfängt der eigenthümliche Zauber der Kunst und aus diesen begrifflosen Naturlauten spricht uns eine geniale Heiterkeit an."

Das Alles liegt in den Worten „Weia, Waga, Wagalaweia"; das Alles und noch viel mehr, denn ich habe nur einige Zeilen angeführt, während Herr von Hagen sechs große Seiten damit füllt, seinen Gefühlen über diese Naturlaute Ausdruck zu geben. Außer Richard Wagner hat noch ein großer Dichter unserer Zeit diese Naturlaute mit dichterischer Vollendung behandelt; ich

Digitized by Google

meine Wilhelm Busch. Kann man sich etwas mächtiger Ergreifendes denken, als die poetisch prägnante Schilderung der vom Sims herabstürzenden Statue, welche in Scherben geht:

„Ach die Venus ist perdü —
Klickeradombs! von Medici."

Die Interpretation der sechs Worte: „Woge zu Welle, walle zur Wiege" wird auf knapperem Raum, nämlich nur auf fünf Seiten bewältigt. Ich muß aber leider darauf verzichten, dem Dichter in seinen sinnigen Ausführungen noch weiter zu folgen.

Nur einen Punkt möchte ich noch berühren, die schon erwähnte Bedeutung des einzelnen Buchstabens in der Wagner'schen Dichtung. Herr von Hagen hat in dieser Beziehung die tiefstgehendsten Studien gemacht. Er hat namentlich zwei Werke: C. L. Merkel, Physiologie der menschlichen Sprache, und J. G. Kohl, Ueber Klangmalerei in der deutschen Sprache, studirt und die gelehrten Ergebnisse dieser Studien an der Wagner'schen Dichtung geprüft. Er nimmt als Beispiel aus dem Rheingold die erste Anrede des Nibelungen an die Mädchen:

He he! Ihr Nicker!
Wie seid ihr niedlich,
neidliches Volk!
Aus Nibelheims Nacht
naht ich euch gern,
neigtet ihr euch zu mir."

Vielleicht bemerken Sie wiederum, wenn Sie recht genau aufpassen, daß hier das „N" mehrfach vorkommt. Aber wissen Sie, was ein „N" ist? Sie wissen es nicht! Sie können vielleicht nicht einmal ein „N" bilden!

„Das „N" wird gebildet, wenn die Zunge eine der für das „T" gültigen Lagen annimmt, d. h. wenn die Zungenspitze abwärts gebogen und an die unteren Schneidezähne gestemmt wird, während der Rücken des vorderen Zungentheils gegen die Hinterfläche der oberen Schneidezähne und den vorderen Theil des Gaumens sich anlegt und die Seitenränder der Zunge den Raum zwischen beiden Zahnreihen, oder wo diese fehlen, Kieferrändern ausfüllen, und die dabei in der Glottis zum Tönen gebrachte Luft bei herabhängendem Gaumensegel durch die Nasenkanäle strömt. (Merkel, S. 164. 239. Hagen, S. 99.)"

Nun denken Sie sich blos, was Alles geschehen muß, um Sie zu dem einfachen Ausruf: „Nanu!" zu veranlassen.

„Das Charakteristische des „N" besteht in einer Verstopfung des Vordertheils des Mundes. Der tönenden Luft wird durch dasselbe der Ausgang verweigert, sie fängt sich in der Mundhöhle, wird zum Rückzug gezwungen und muß sich am Ende durch die Nase einen Ausweg suchen. Das „N" stellt also, so zu sagen, selbst eine Verweigerung oder eine Verneinung dar und erscheint demzufolge in den verneinenden Worten fast aller Sprachen. Das „N" bringt uns durch den Mundverschluß die Luft . . . in's Innere, man könnte auch sagen, zu uns heran. Die Luft bleibt gleichsam an und bei uns, wird nicht ausgeströmt und entfernt, wie bei anderen Lauten. Es liegt darin eine Annäherung und daher der Gebrauch des „N" in den Worten: an, nahe, nähern. Vielleicht daher auch das „N" in: nehmen, hinnehmen (Kohl, S. 47, Hagen, S. 99)."

Hagen zieht aus diesen gelehrten Feststellungen den Schluß, daß, weil das „N" sich auf das Abgegrenzte bezieht, weil die Luft gleichsam bei uns bleibt und nicht ausgeströmt wird, das „N" auch der Buchstabe des Egoismus sei. Ferner sei das „N" der Buchstabe des Annäherns und Hinneigens und drittens sei das „N" der Buchstabe des Wegnehmens und Zerstörens. Also sei das „N" der Buchstabe des Nibelungen, der egoistisch sich den Mädchen zu „nähern" suche und sich zu dem Golde „hinneige" und es „nehmen" will. Mit einem Worte, es wird Einem klar, daß der Nibelunge Alberich absolut keinen andern Buchstaben gebrauchen durfte als das „N", um seinen Charakter zu veranschaulichen.

Es ließen sich übrigens noch viel Beispiele für die Richtigkeit dieser Definition finden. Das egoistische „Hinnehmen" mit der Negirung des Bezahlens erzeugt naturgemäß den „Nassauer". „Das negirende Moment des „N"", sagt Hagen auf Seite 100, „zeigt sich unserm Auge in dem Worte „Nonne"". Unsere Sprache hat dies noch weiter durchgeführt und wo das negirende Moment der „Nonne" gemildert wird, erscheint logischer Weise die „Bonne". Das negirendste aller Mädchen würde demnach wohl „Nanni aus Ninive" sein. Auch der unschuldige Name „Neumann" scheint auf perverse Instincte hinzudeuten und mit weiser Berechnung hat der Dichter D. Kalisch den traurigen Helden eines seiner ergreifendsten Gedichte „Neumann" genannt.

„Dieser Mann war Kutscher und hieß Neumann,
Und sein Name sagt genug wohl schon, —
Außerdem bezog auch dieser Neumann
Eine königliche Pension. . . .

Neumann, ein geborner Kannibale,
Kehrt von dieser Stund nicht mehr zu Haus!
Aus dem neuen Schifffahrtsbaucanale
Zog als Leiche man ihn gänzlich 'raus!"

Von Rührung übermannt, nehme ich Abschied von Ihnen, neidlich niedliche Nixe, und wenn mir auch manch glühender Glanz willig im Wag entglissen und Sie auch bei meinem schlecken Geschlüpfer einschlafen, so bin und bleibe ich doch

Ihr
ganz ergebener
Paul Lindau.

Die österreichisch-ungarische Polarexpedition von 1872—74.

Von Jul. Payer.

Besprochen von **M. Lindeman.**

Seit dem Jahre 1866, dem Beginne der Neugestaltung Deutschlands, ist auch ein frischer thatkräftiger Zug in viele Bestrebungen unserer Nation gekommen, welche, abgewandt von der Politik, die Erreichung humaner und im Reiche der Wissenschaft liegender Aufgaben verfolgten. Zur Erkenntniß von der Beschaffenheit unseres Erdballs hat auch Deutschland in hohem Maße beigetragen, eine Reihe berühmter deutscher Namen, unter denen vor Allem Humboldt und Karl Ritter glänzen, beweisen das. Besonders ist es die Afrikaforschung, welche durch Deutsche in reichem Maße gefördert wurde. Aber erst in den letzten zehn Jahren fließen die freiwilligen Spenden aus der Nation für die praktische Förderung der Erdkunde reichlicher. Auch hat sich die Reichsregierung in manchen Fällen bereit gezeigt, durch Zuschüsse die Unternehmungen von Gesellschaften, welche sich die Veranstaltung von Entdeckungs- und geographischen Forschungsreisen angelegen sein lassen, zu sichern, und auf eine breitere Basis zu stellen. Letzteres gilt namentlich für die von der deutschen Afrikagesellschaft in Angriff genommene Erforschung Centralafrikas. Ein anderes großes geographisches Problem der Gegenwart, welchem sich das Interesse der Nation thatkräftig zuwandte, ist die Polarforschung. Es ist bekannt, daß Deutschland in den Jahren 1868—70 zwei Expeditionen nach dem Polarmeere aussandte, von welchen namentlich die zweite mancherlei reiche Ergebnisse und Entdeckungen heimbrachte. Die Früchte dieser Reise, für welche die Initiative Dr. Petermann gebührt, während die Sorge für die Mittel zur Ausführung und für eine würdige Veröffentlichung der Ergebnisse vorzugsweise einem in Bremen gebildeten Comité, dem jetzigen Polarverein zufiel, liegen in einem großen Werke und in einer Volksausgabe desselben vor. Die Fortsetzung der Forschungen erforderte entsprechend größere Mittel, und es erschien daher gerechtfertigt, nunmehr das Reich zur Gewährung derselben anzugehen. Eine von dem Reichskanzler niedergesetzte Sachverständigen-Commission entschied sich indessen in einem ausführlichen Gutachten gegen die Fortsetzung der Polarforschungsreisen „in bisheriger Weise", und schlug statt dessen zunächst die Errichtung wissenschaftlicher Beobachtungsstationen vor. Es schwebte ihr dabei eine internationale Verein-

Digitized by Google

barung vor, kraft welcher für einige Jahre an einer Reihe von Punkten um die arktische Centralregion herum solche Stationen errichtet werden sollten. Für Deutschland schlug die Commission drei Punkte (auf Spitzbergen, Ostgrönland und Jan Mayen) vor, und war dabei der Meinung, daß das deutsche Reich, auch wenn andere Nationen zögern sollten, selbstständig in dieser Richtung vorgehen müsse. Die Commission entwickelte übereinstimmend mit den auf der Grazer Naturforscher-Versammlung vor 2 Jahren dargelegten Ansichten Weyprechts, daß die Ergebnisse der Thätigkeit dieser Stationen auf den Gebieten der Hydrographie, der Meteorologie, der Physik ꝛc. erst die bis jetzt noch entbehrte zuverlässige Grundlage für eine allseitige systematische Erforschung jenes bis jetzt noch unbekannten Theils unseres Erdballes liefern werde. Wir lassen es dahin gestellt, ob die Vorschläge der Commission das richtige Mittel zur praktischen Förderung der Polarforschung waren, und referiren einfach, daß der Bundesrath die positive Seite dieser Anträge, nämlich die Errichtung von Beobachtungsstationen, vorläufig auf sich beruhen ließ, den negativen Theil jedoch sich aneignete, und auf Grund desselben das Gesuch des Bremer Polarvereins um Gewährung von Mitteln zu einer neuen Expedition abwies. So blicken denn jetzt die Geographen auf die im vorigen Sommer ausgesandte englische Polarexpedition mit der Hoffnung, daß sie, großartig angelegt, mit trefflichen Mitteln ausgerüstet und von erfahrenen Männern geleitet, Bedeutendes leisten und den Anreiz auch für eine Wiederaufnahme der deutschen geographischen Forschungen im Polargebiet gewähren werde. Inzwischen liegen nun auch die Ergebnisse der letzten österreichischen Polarexpedition (1872—74) in einem von Julius Payer veröffentlichten großen Werke (Wien 1875/76 bei Alfred Hölder, k. k. Universitätsbuchhandlung) vollständig vor. Das Werk ist 800 Seiten stark und enthält außer dem Reisebericht der Expedition von 1872—74 ausführliche Mittheilungen über die Sommerexpedition 1871 nach dem Nowaja Semlja Meere, deren Resultate die Hauptexpedition der beiden folgenden Jahre veranlaßten, sowie über Payers Theilnahme an der deutschen Expedition nach Ostgrönland in den Jahren 1869—70. Es ist gewiß hoch erfreulich, daß bei vielen Entdeckungsexpeditionen der nationale Gedanke nicht in der Weise einseitig und unverständig zur Geltung gebracht wurde, daß man die Theilnahme besonders geeigneter und tüchtiger Persönlichkeiten deshalb, weil sie zufällig der betreffenden Nation resp. dem Staatenverbande nicht angehörten, ausschloß. Die Americaner und selbst die Russen haben uns darin gute Beispiele gegeben. So sahen wir unter dem wissenschaftlichen Personal der deutschen Expedition nach Ostgrönland einen englischen Gelehrten und einen österreichischen Offizier. So wurde auch zur Theilnahme an der deutschen Venusexpedition, welcher sich später eine Forschungsreise der „Gazelle" in der Südsee anschloß, ein Schweizer, Dr. Studer, berufen. In erster Linie bei derartigen Unternehmungen gilt doch der wissenschaftliche Zweck. Ihm zu dienen muß man sich der besten Kräfte versichern, gleichviel welcher Nation sie angehören. Payer war nun überdem ein Deutscher, wenn auch kein Angehöriger des Norddeutschen Bundes. Gerade er, der durch seine langjährigen Forschungen, Messungen und kartographischen Studien in den österreichischen Alpen seine Befähigung für eins der wichtigsten Fächer, die Orographie, bewiesen hatte, war vorzugsweise berufen, an der Expedition, welche die bis dahin völlig unbekannte Alpen- und Gletscherwelt Ostgrönlands der wissenschaftlichen Kunde erschloß, theilzunehmen. In dem oben citirten, von dem Verein für die deutsche Nordpolarfahrt veröffentlichten Werke sind die Verdienste, welche sich Payer auf jener Expedition erworben hat, zur Genüge niedergelegt, und sie erhellen auch wieder aus den ergänzenden Mittheilungen von jener Expedition, welche in dem jetzt veröffentlichten Werke über die österreichische Expedition enthalten sind.

Wenden wir uns nun dieser Letzteren zu, so ist zunächst als Hauptvorzug und als eine wahrhafte Bereicherung der Polarliteratur, soweit das gesammte gebildete Publicum dafür Interesse hat, die durch Payers außerordentliches Zeichentalent erreichte Veranschaulichung der Polarnatur, mit ihren wunderbaren Eisgebilden, Landschaften und Lichteffecten, hervorzuheben. Ob er-

müllers Gemälde, welche nach den Skizzen Payers ausgeführt wurden, sind durch ganz Deutschland gewandert, und haben überall das lebhafteste Interesse erregt. Das vorliegende Werk gibt sie uns in Holzschnitten wieder, vermehrt durch eine Menge anderer, und man muß den künstlerischen Scharfblick Payers bewundern, mit Hülfe dessen er dem oft spröden und einförmigen Stoffe immer neue Seiten abzugewinnen weiß. Einförmig sagen wir, denn im Großen und Ganzen sind die Natur- und namentlich das Thierleben, bedingt durch dieselben klimatischen Einwirkungen in der Polarregion, überall gleich. Indessen war Payer das Glück beschieden, ein bis dahin völlig unbekanntes Land, welches die österreichische Expedition entdeckte, und zwar in einer Zeit, wo die völlige Erfolglosigkeit der ganzen Expedition entschieden schien, das Franzjosephsland, uns in seinen Hauptzügen darstellen zu können. Es kommt hinzu, daß das Werk alle drei Polarreisen Payers umfaßt, somit ein Gebiet von etwa 40 Längengraden. Der Bericht über die 71er Vorexpedition veranschaulicht uns durch Skizzen manche Küstenstrecken und Inseln von Ostspitzbergen, die durch ihre Formation interessant, doch bisher weder in dem Scoresby'schen Werke noch in dem an landschaftlichen Skizzen überhaupt armen Heuglin'schen Reisebuch zur Darstellung kamen. Durch Payers Theilnahme an der deutschen Expedition wurde Oesterreich in das Interesse für die Polarforschung hineingezogen. Das Glück wollte, daß ein reicher ungarischer Magnat, ähnlich wie einst Booth in England und Grinnell in Amerika, in edelmüthiger Weise eine bedeutende Summe (40,000 Gulden) zur Fortsetzung der Polarforschung von österreichischer Seite zur Verfügung stellte. Die Ergebnisse der deutschen Expedition 1869—70 ließen es nicht als rathsam erscheinen, den Weg in die arktische Centralregion von Neuem längs der Ostküste von Grönland zu suchen. Der Polarstrom führt gerade dorthin allsommerlich Massen von Treibeis, welche, da das Meer vielfach eine geringe Tiefe hat und überdem Island den Abfluß nach Süden hindert, die berüchtigte Banquise, jene immerwährende Eisbarrière bilden, in welcher zahlreiche Walfängerfahrzeuge früherer Zeit und noch vor 43 Jahren das französische Entdeckungsschiff „Lilloise" zerdrückt wurden. Die Aufmerksamkeit richtete sich nun auf das Meer zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja, dessen Zugänglichkeit für Schiffe weit hinauf nach Norden unter den fortwirkenden Einflüssen des Golfstromes man vermuthete. Auf die Initiative Dr. Petermanns hin wurde die Recognoscirungsexpedition von Payer und Weyprecht zur Untersuchung der klimatischen und Eisverhältnisse jenes Meeres in's Werk gesetzt. In Tromsoe miethete man ein Segelschiff von 50 Tons, den Isbjörn, welcher am 20. Juni 1871 jenen norwegischen Fischerhafen verließ. Das Ergebniß dieser Fahrt war für eine größere Unternehmung in dieser Richtung ermuthigend. Am 1. Septbr. Morgens befand sich der Isbjörn auf 78° 30′ nördl. Breite, in etwa 42° östl. Länge, während beispielsweise die deutsche Expedition in Ostgrönland im März 1870 nur mit größter Mühe den 77° zu Schlitten zu erreichen vermochte, das Schiff konnte dort im Sommer nur bis zum 75½° vordringen. Bemerkenswerth war ferner, daß je weiter der Isbjörn nach Osten vordrang, destomehr sich das Eis nach Norden zurückzog. Im Sommer vorher war es einem norwegischen Walroßjäger gelungen, die Insel Nowaja Semlja im Norden zu umfahren. Auf diese Resultate wurde der Plan der großen österreichischen Expedition der Jahre 1872—74 begründet. Es sollte versucht werden, nunmehr die in früheren Jahrhunderten von den Engländern und Holländern vergeblich erstrebte Nordostdurchfahrt, d. h. die Fahrt um die europäischen Nordküsten herum in's Eismeer Sibiriens, womöglich bis zur Beringstraße zu finden. Es war den Oesterreichern nicht beschieden, diese Aufgabe zu lösen, der Schwede Nordenskjöld dagegen gelangte im vorigen Sommer mit seinem kleinen Fahrzeug glücklich bis zur Jenisseimündung.

Rühmend muß hervorgehoben werden, daß die nach jener großherzigen Spende des Grafen Wilczek noch immer erforderlichen bedeutenden Mittel rasch zusammen kamen. Der Adel und die hohe Finanz Wiens interessirten sich für die Sache, und so war denn das Unternehmen bald pecuniär gesichert. Auf einer

Digitized by Google

Bremerhavener Werft wurde das neue österreichische Polarentdeckungsschiff, welches den Namen des Siegers in der Seeschlacht von Lissa, des österreichischen Seehelden Tegetthoff, erhielt, gebaut. 220 Tons groß, für $2\frac{1}{2}$ bis 3 Jahr ausgerüstet und in jeder Beziehung für seine schwierige Reise gut ausgestattet, verließ es am 13. Juni 1872 die Weser. Die Bemannung bestand im Ganzen aus 23 Personen. Den Oberbefehl über die Schiffsexpedition hatte der Marinelieutenant Weyprecht, während die Reisen zu Lande der Leitung Payers unterstellt waren. Auch die beiden Schiffsofficiere waren von der österreichischen Kriegsflotte, die Bemannung aber bestand aus Dalmatiner und Fiumaner Seeleuten, welche zum ersten Male ihre seemännischen Eigenschaften im Polarmeer erproben sollten. Zu den Bergexcursionen hatte Payer zwei bewährte Alpensteiger aus Tyrol mitgenommen. Der Arzt war ein Ungar. Nach langer 19tägiger Fahrt (von Bremerhaven aus) kam der Tegetthoff am 3. Juli in Tromsoe an, wo die Mannschaft noch durch einen Eismeister und Harpunier vermehrt wurde. Am 3. August hatte sich der Tegetthoff durch das Eis bis zur bergigen Küste der Nordhälfte Nowaja Selmjas durchgearbeitet. Weiter nördlich erfolgte das letzte Zusammentreffen mit österreichischen Landsleuten. Es war der Isbjörn, welcher von Spitzbergen kommend mit dem Grafen Wilczek, dem Commodore Sterneck und zwei Gelehrten an Bord, bei Cap Nassau ein Lebensmitteldepot für die österreichische Expedition errichtet hatte. Wegen Nebel und stürmischen Wetters ankerten die Schiffe einige Tage bei den Barentzinseln, flachen von Klippen umringten Eilanden, deren Kalkfelsen mit ihren Pflanzenabdrücken die unabweisbaren Zeugnisse eines milderen Klimas in einem der frühesten Zeitalter der Erdbildung lieferten. Am 20. August schied der Isbjörn, um schließlich an der Petschoramündung zu landen; der Tegetthoff aber wurde schon Ende August für immer vom Eise eingeschlossen. Als Ersatz für die unmöglich gewordene Fahrt nach Osten wurde den österreichischen Polarfahrern das Glück, ein neues Land, das Franzjosephland, zu entdecken. Nach einem langen von Payer in allen seinen Erlebnissen anschaulich geschilderten Winter zeigte sich am 19. Februar 1873 zum ersten Male die Sonne wieder. Mit ihr kehrten Gesundheit und Frohsinn zurück. Am 30. August 1873, nachdem das Schiff öfter im Eise hin- und hergetrieben, und seine Bemannung durch Eispressungen vielfacher Gefahr ausgesetzt gewesen war, kam das neue Land zum ersten Male in Sicht. „Es war um die Mittagszeit, da wir, über die Bordwand gelehnt, in die flüchtigen Nebel starrten, durch welche dann und wann das Sonnenlicht brach, als eine vorüberziehende Dunstwand plötzlich rauhe Felszüge fern im Nordwest enthüllte, die sich binnen wenigen Minuten zu dem Anblicke eines strahlenden Alpenlandes entwickelten! Im ersten Momente standen wir Alle gebannt und voll Unglauben da; dann brachen wir, hingerissen von der unverscheuchbaren Wahrhaftigkeit unseres Glückes, in den stürmischen Jubelruf aus: „Land, Land, endlich Land!" Keine Kranke gab es mehr im Schiffe, im Nu hatte sich die Nachricht von der Entdeckung verbreitet; Alles war auf Deck geeilt, um sich mit eigenen Augen Gewißheit zu verschaffen, daß ein unentreißbares Resultat der Expedition erreicht war."

Die folgenden Blätter des Werkes bis zum Verlassen des Schiffes und zu der auf Böten bewirkten gefahrvollen und drangsalreichen Rückkehr und glücklichen Rettung durch ein russisches Fischerfahrzeug, bilden den geographischen Kern, der auf drei Schlittenreisen eroberten Kunde von dem neuen Lande. Aber auch abgesehen von ihrem wissenschaftlichen Werth fesseln sie uns durch Darstellung und Inhalt. Was Payer und seine Gefährten auf diesen Schlittenreisen geleistet, gehört unstreitig zu den bedeutendsten Thaten in der polaren Entdeckungsgeschichte. Man bedenke, daß diese Schlittenreisen nach einer zweimaligen Ueberwinterung angetreten wurden! Jeder erfahrene Polarreisende — das bestätigt jetzt wiederum das Programm der englischen Expedition — ist der Meinung, daß nach einer zweimaligen Ueberwinterung im Polarmeere neue bedeutende Anstrengungen zu weiterem Vordringen nach Norden weder verlangt, noch erwartet werden können. Die Losung pflegt dann: Rückkehr! zu sein, und nur an die Namen der größten Entdecker, wie Parry und die Roß, knüpfen sich Ausnahmen von dieser Regel. Auch lag der Tegetthoff, als Payer diese Schlittenreisen unternahm, nicht etwa in einer Bucht geschützt vor den Pressungen des Eises, welche im Frühjahr einzutreten pflegen, vielmehr war die Chance entschieden vorhanden, daß Payer, während er seine gefahrvollen Reisen nach Norden unternahm, von der Rettung dadurch abgeschnitten werden konnte, daß Weyprecht und seine beim Schiff zurückgebliebenen Gefährten, bedrängt durch das Eis, ihre Zuflucht zu den Böten nehmen mußten, um südwärts treibend für immer aus der Nähe des Landes, auf welchem noch die Gefährten verweilten, verschlagen zu werden. Am 10. März 1874 trat Payer seine erste Schlittenreise an; sie hatte den Zweck der vorläufigen Orientirung in dem geheimnißvollen Lande. Nur fünf Tage währte sie, und während dieser kurzen Zeit der größten Anstrengungen — an einem Tage zeigte der Weingeistthermometer 39° R. unter Null — wurden große Entfernungen zurückgelegt. Die zweite Schlittenreise war dem Vordringen nach Norden gewidmet. Von vornherein machte Payer seinen Gefährten die Möglichkeit klar, bei der Rückkehr das Schiff nicht mehr vorzufinden. Dennoch zogen sie aus: es waren Payer und der Schiffsfähnrich Orel, die beiden Tyroler und drei Matrosen. Die Reise währte vier Wochen, und wurde dabei der nördlichste Punkt auf 82° 5′ am 12. April 1874 erreicht. Eine dritte Schlittenreise galt der Erforschung der westlichen Theile der entdeckten Inselgruppe des Franzjosephslandes. Sie währte nur wenige Tage, die Rückkehr zum Schiff erfolgte am 3. Mai. Das Franzjosephsland besteht zunächst aus drei größeren und einer Menge kleinerer Inseln. Jene erhielten die Namen Wilczekland (östlich), Zichyland (westlich) und Kronprinz Rudolphland (nördlich). Zichyland wird von Wilczekland und verschiedenen kleinern Inseln zunächst durch den Markhamsund, sodann durch den Austriasund, der wiederum von einer Menge Inseln durchsetzt ist, getrennt. Charakteristisch für das neuentdeckte Polarland, dessen Berge sich im Mittel bis zur Höhe von 3—5000′ erheben, ist seine ungeheure Begletscherung. Fast alle Gletscher reichen bis zum Meere hinab. Die vorherrschende Felsart ist krystallinisches Massengestein. Die Vegetation ist im Vergleich zu derjenigen Nordostgrönlands eine äußerst dürftige. Auch das Thierleben war arm, aber das Schleppnetz lieferte reiche Ergebnisse und die Bestätigung der Erfahrung, welche die schwedische Expedition machte, daß die niedere Thierwelt des Meeres in den Polargegenden massenhaft, aber an Arten arm ist. Ein Glanzmoment der Expedition war der Tag, an welchem die höchste nördliche Breite erreicht wurde. Es war der 12. April. Von einem 1000′ hohen Cap aus schaute man nach Norden hin offenes Wasser. Die Temperatur war um 13° R. wärmer, als in dem über zwei Grad südlicher liegenden Schiffe. Tausende von Vögeln flatterten von den Felsen auf, und am Lande zeigten sich zahlreiche Spuren von Vierfüßlern. Dennoch ist aus dieser nach Payers Meinung localen Erscheinung nicht auf ein offenes Polarmeer zu schließen. Was diese große Frage anlangt, so bespricht sie Payer in einem eigenen Capitel seines Werkes ausführlich, und für den, welchem sie durch Studium oder nautische Erfahrung nahe liegt, wird die Lectüre dieses Abschnittes nicht minder interessant sein, wie die Erzählung von dem Rückzuge der Männer des Tegetthoff in Böten durch das Eismeer bis zum rettenden Schiffe die menschliche Theilnahme herausfordert. Unsäglich waren die Entbehrungen und Enttäuschungen dieses Rückzuges. Beispielsweise war die Entfernung der Böte und Schlitten vom Schiff nach zweimonatlicher Arbeit des Auf- und Abziehens mit 70 Centnern von Scholle zu Scholle nur erst zwei deutsche Meilen! Am 15. Mai wurde das Schiff verlassen und erst am 14. August Nachts war der letzte Saum des Eises erreicht und lag das offene Meer „die heilige Fluth, der allumfassende Ocean" vor ihnen. Am 23. August Mittags, der Proviant reichte nur noch für zehn Tage, wurde der rettende Schooner Nicolai erreicht.

Die Ausstattung des Werkes zeichnet sich, wie bemerkt, vor anderen Polarreisewerken durch die Fülle von Illustrationen aus, deren wissenschaftlich werthvollste diejenigen sind, welche uns die neuentdeckten Länder veranschaulichen. Außerdem orientiren uns

Digitized by Google

drei Karten über Franzjosephsland, das Nowaja Semlja Meer und Nordostgrönland. Die Art und Weise, wie sich Payer in der Vorrede ausspricht, ehrt ihn nicht minder, wie seinen Collegen Schiffslieutenant Weyprecht, dessen Verdiensten er rückhaltslose Anerkennung ausdrückt. Das Werk ist dem Kaiser Franz Joseph gewidmet.

Notizen.

Freiligrath über Grimme.

Seit dem Tode des verehrten Dichters hat schon so Mancher, der ihm näher gestanden, nach den verschiedensten Richtungen hin Mittheilungen über ihn gebracht, daß es vielleicht auch angezeigt sein dürfte, durch Wiedergabe eines Briefes von ihm anzudeuten, wie warm er sich für die einheimische Literatur seiner alten Heimat Westfalen interessirte. Ich hatte ihm von Zeit zu Zeit von den Versuchen aus den verschiedensten Theilen Westfalens, in plattdeutscher Mundart zu dichten und zu schreiben, namentlich von den gelungenen Gedichten meines Freundes Ferd. Zumbrock in Münster und den höchst humoristischen Sachen des sauerländischen Dichters F. W. Grimme erzählt, und ihm dann einige neuere Hefte von letzterem zugesandt. Hierauf erhielt ich von ihm unterm 30. December 1874 folgende Empfangsanzeige:

„Und nun habe vor Allem herzlichen Dank für die große Freude, die Du mir mit dem trefflichen Humoristen Grimme bereitet hast; ich habe mich an dem längst von mir verehrten Manne wieder einmal auferbaut. Die Heftchen, welche Du die Güte hattest mir zu schicken, waren mir durchaus neu (nur die früheren Sachen: „Grain Tuig" und „Sprickeln und Spöne" kannte ich schon in London), und ich kann Dir gar nicht sagen, welch' heitern Genuß sie mir gewährt und wie lebhaft sie Menschen und Zustände der alten Heimat in mir aufgefrischt haben. Welch' gemüthliche lustige Sorte sind doch z. B. diese geistlichen Saufausse, diese katholischen Dorfpfaffen des Sauerlandes, wo einer dem andern die Taufthaler aus der Hosentasche stiehlt und damit der Köchin den Wein bezahlt, den sie, ohne die List des Schlaumeyers zu ahnen, aus dem Keller des Bestohlenen (der unterdessen schon ruhig schnarcht) zu später Stunde noch heraufholen muß. Es ist wieder eine ganz andre Welt, es sind wieder ganz andre Menschen und Lebenskreise, als die von Reuter geschilderten, und dadurch sind Grimmes Sittenbilder, abgesehen von dem sprachlichen Interesse, neben den Reuter'schen auch von specifischer, culturhistorischer Bedeutung. Wie wunderbar verschieden zeigen sich doch das deutsche Gemüth und der deutsche Humor je nach der Landschaft, worin sie zum Ausdruck gelangen! Groth, Reuter, Hebel, Grimme — überall dasselbe ehrliche treue Volksgesicht, und dennoch, wie anders Blick und Geberde! Wie verschieden der in seine engen Flußthäler eingekeilte Katholik des Sauerlandes von dem protestantischen Flachländer Mecklenburgs! Es wirken da eine Menge von Factoren! Grimme hat trefflich im Volke herumgelauscht, seine Bilder haben die Treue von Photographien. In den kleinen, mehr anekdotenartigen Geschichten, die er uns gegeben hat, ist er Reuter in der That ebenbürtig, es fragt sich nur, ob seine Begabung auch für größere Schöpfungen ausreicht. Ich möchte daran zweifeln, doch soll mein Zweifel keinen Tadel aussprechen. Jeder gibt, was er hat und geben kann, und ist das etwas Gutes, so sollen wir ihm dankbar und mit dem Gegebenen zufrieden sein! Ein Humor, wie Grimme ihn besitzt, ist etwas Herrliches und Kostbares! Möge er uns noch oft und lange damit erfreuen!"

Ich glaube, ganz im Sinne meines verewigten Freundes zu handeln, wenn ich an die Mittheilung dieses Briefes den Wunsch knüpfe, die Grimme'schen Sachen möchten in dem Maße bekannt werden, wie sie es verdienen. Bei der allseitigen Liebhaberei, namentlich in Norddeutschland und am Rheine, Sachen im Volksdialekt zu lesen — eine Liebhaberei, die zwar vorzugsweise, aber nicht ausschließlich, in der Lectüre Reuters Befriedigung findet — ist Grimme selbst in seiner Westfälischen Heimat nicht genügend bekannt, obgleich er uns seit etwa 20 Jahren mit einer Reihe der köstlichsten Sachen beschenkt hat. In der Sprache seiner Heimat, des Kölnischen Sauerlandes, des nach dem Sturze Heinrichs des Löwen an Kurköln gekommenen, etwa die Hälfte des Regierungsbezirks Arnsberg umfassenden, Herzogthums Westfalen, brachte Grimme, jetzt Gymnasialdirector in Heiligenstadt, unter dem Namen „Sprickeln und Spöne", „Spargitzen", „Grain Tuig", „Galantereiwaar" Sammlungen von Erzählungen in Vers und Prosa, Sinnsprüchen 2c., die das Köstlichste enthalten, was je dem Volkshumor abgelauscht ist. Die Sprache ist correct in leicht verständlicher Schrift wiedergegeben, an sprachlich einleitenden Erläuterungen und Vocabularien fehlt es ebenfalls nicht. Hieran knüpfen sich verschiedene Lustspiele in derselben Mundart, deren beste Perle „Die Musterung" (Auslosung) häufig auf Liebhabertheatern in Westfalen zu hellster Ergötzung zur Aufführung gekommen.

Aber auch in hochdeutscher Sprache hat Grimme reizende Sachen geschrieben, so verschiedene Dorfgeschichten, deren eine „Menschen machen's selten gut, besser, was Gott selber thut", sich den besten Dorfgeschichten von Gottfried Keller, Berthold Auerbach und Otto Ludwig würdig anreiht. Neben einem Aufsatze Grimmes über Immermanns Münchhausen, soweit er in der Soester Börde spielt, in der Zeitschrift „Daheim", möchte ich schließlich noch eines kleinen Heftes von ihm gedenken, „Das Sauerland und seine Bewohner", in dem er über Land und Leute, Sitten und Bräuche, Schnurren und Schnacken dieses wunderschönen Ländchens die wahrsten und lebendigsten Schilderungen bringt. Dieses Ländchen mit den schönen Thälern der oberen Ruhr und Lenne, der Möhne, Bigge und Hönne ist ja neuerdings neben der Ruhrsiegbahn auch durch die vom Rheine über Arnsberg nach Cassel führende Ruhrthalbahn erschlossen, und der Besuch desselben wird Jedem, dem es um wahren Naturgenuß zu thun ist, die reinste Befriedigung gewähren. Leider sind die Worte Freiligraths an einer andern Stelle des oben theilweise mitgetheilten Briefes: „ich gebe die Hoffnung nicht auf, die alte Heimat noch einmal an Deiner Seite zu durchstreifen", nicht zur Wahrheit geworden.

Hamm, Juli 1876. **Wilhelm Rauschenbusch.**

* * *

Wie das „Athenäum" mittheilt, hat das British Museum vor einiger Zeit eine sehr interessante Acquisition gemacht und dieselbe seit kurzem unter Glas und Rahmen ausgestellt. Es handelt sich nämlich um einen der berühmten, oder wenn man will berüchtigten Tetzel'schen Ablaßbriefe. Wenn man eine solche Notiz liest, so ist eine gewisse Neugierde wohl gerechtfertigt, und so mag es auch mir nicht übel ausgelegt werden, wenn ich noch am nämlichen Tage mit einiger Hast die ehrwürdigen Hallen des British Museum betrat und bald in der Bibliothek den werthvollen Pergamentstreifen entdeckte, der mit seines Gleichen (es ist nämlich ein gedrucktes Formular) den Anstoß zu so gewaltigen Umwälzungen in Deutschland gab. Mit sehr lobenswerthem historischem Tact hat die Museumsverwaltung den Ablaßbrief mit einem Exemplar der Luther'schen Appellation an „ein zu berufendes allgemeines Concil" zusammengestellt.

Das interessante Actenstück ist auf Großquart mit den im Beginn des 16. Jahrhunderts üblichen gothischen Typen, deren Größe im vorliegenden Falle etwa unserm jetzigen „Halbfett" entspricht, gedruckt. Das Zeichen für „et" gleicht auf ein Haar der Ziffer 7; die Silbe „con" ist fast durchwegs durch ein Sigel ersetzt, welches etwa als ein umgekehrtes ç (c mit Cédille) bezeichnet werden könnte: ɔ. Das auf q folgende e ist in der Regel in umgekehrter Form dem q angehängt. Die Genetivendung um ist durch eine dem vorhergehenden r angehängte Schleife angedeutet. Im Uebrigen sind die Abbreviaturen die in jener Zeit üblichen.

Folgendes ist der Wortlaut des mit dem Namen des ehrsamen „pbd" (praebendarii?) Philippus Reffel ausgefüllten Ablaßbriefes:

1) **Albertus,** dei 7 apl'ice[1]) ſedis gr̄a **Moguntinen** ſedis ac **Magdeburgen** . eccl'e **Archiep̄s** . p'mas[2]) . 7 ſacri **Ro** : imperij in **germania** ar
2) chicācellarius . p'nceps : elector ac administrator **Halberſtatten** . **Marchio Brandenburgen** . **Stettinen** . **Pomeranie** : **Caſſubor9** : **Slavorūq3** dux
3) **Burggravius Nurenbergen** . **Rugieq3** princeps . **Et guardianus** fratrum ordinis minor9 de obſeruantia ɔuentus[3]) **Moguntini** . **Per** ſanctiſſimū

[1]) apostolicae. [2]) primas. [3]) conventus.

Digitized by Google

4) dñm noſtrū Leonem Papam decimū . per prouincias Moguntinen̄ . ac Magdeburgen̄ . acillarū . 7 Halberſtatten̄ . ciuitates 7 dioceſ . necnō terras
5) 7 loca illuſtriſſimi 7 illuſtrm̄ Principū dnorum Marchionū Brandenburgen̄ . temporali dominio mediate vel immediate ſubiecta nuncij 7 com-
6) miſſarij : ad infraſcripta ſpecialiter deputati . Vniuerſis 7 ſingulis pñtes [4]) literas inſpecturis Salutem in dño . Notū facimus q̄ ſanctiſſimus dñs
7) noſter Leo diuina providentia Papa decimus modernus : omnibus 7 ſingulis vtriuſq; ſexus chriſtifidelibus : ad reparatōem fabrice baſilice prin-
8) cipis apl'orꝫ ſancti Petri de vrbe : iuxta ordinatōem nr̄am manus prorigentibus adiutrices: vltra pleniſſimas indulgentias ac alias gr̄as 7 faculta-
9) tes q̄s chriſtifideles ipſi obtinere poſſunt : iuxta literarꝫ apl'icarꝫ deſuper ꝑfectarꝫ ꝑtinentiā miſcd'iter [5]) etiā in dño indulſit atq; ꝑceſſit : vt idoneū poſſint
10) eligere ꝑfeſſorem pſbr̄m [6]) ſecularem . vel cuiuſuis etiā mendicantiū ordinis regularem . qui eorꝫ ꝑfeſſione diligenter audita . pro cōmiſſis per eūgentem
11) delictis 7 exceſſibus : ac pctis [7]) quibuſlibet: quantum cūq; grauibus 7 enormibus : etiā indicte ſedi reſeruatis caſibus : ac cenſuris eccl'aſticis : etiam ab
12) hoīe . ad alicuius inſtantiā latis . de ꝑſenſu partiū . etiā rōne [8]) interdicti incurſis . 7 quarꝫ abſolutio eidem eſſet ſpecial'r reſeruata . Preter q̄; machina-
13) tionis in perſonā ſummi pontificis : occiſionis eꝑorꝫ [9]) aut aliorꝫ ſuperiorꝫ p̄latorꝫ [10]) : 7 iniectionis manuū violentarꝫ in illos aut alios p̄latos . falſificatōis
14) literarꝫ apl'icarꝫ . delationis armorꝫ . 7 aliorꝫ prohibitorꝫ ad partes infideliū : ac ſententiarꝫ 7 cenſurarū occaſione aluminūtulſe apl'ice de partibus infi-
15) delium ad fideles ꝑtra phibitōem apl'icam delatorꝫ incurſarꝫ . ſemel in vita 7 in mortis articulo quotiens ille iminebit . licet mors tunc nō ſubſequat
16) Et in nō reſeruatis caſibus totiens q̄tiens id petierint plenarie abſoluere 7 eis pn̄am [11]) ſalutarem iniungere . necnō ſemel in vita 7 in dicto mortis arti-
17) culo : plenariam oīm [12]) peccatorꝫ indulgentiā 7 remiſſionem impendere . Necnō per eos emiſſa pro tempora vota quecūq; (vltramarino : viſitationis
18) liminū apoſtolorꝫ : ſancti Jacobi in compoſtella : religionis 7 caſtitatis votis dūtaxat exceptis) in alia pietatis opera cōmutare auctoritate apl'ica
19) poſſit 7 valeat . Indulſit quoq; idem ſanctiſſimus dñs noſter p̄fatos [13]) benefactores : eorūq; parentes defunctos qui cū charitate deceſſerūt in p̄cibus : [14])
20) ſuffragijs : elemoſynis : ieiunijs : orationibus : missis : horis canonicis : diſciplinis : ꝑegrinationibus : 7 ceteris omnibus ſpūalibus bonis que fiunt
21) 7 fieri poterunt in tota vniuerſali ſacroſancta eccl'a militante : 7 in omnibus membris eiuſdem in perpetuum participes fieri . Et quia deuot [mit Tinte: us] . . .
22) [mit Tinte: Philippus Reffel pbd ſ ſ ſ] ad ipſam fabricam 7 neçeſſariā inſtauratiōem
23) ſupradicte baſilice p'ncipis apoſtolorꝫ iuxta ſanctiſſimi dñi noſtri Pape intentionem 7 noſtram ordinatōem de bonis ſuis ꝑtribuendo ſe grat [mit Tinte: um]
24) exhibu [mit Tinte: it ſ] . In cuius rei ſignum pñtes literas a nobis accep [mit Tinte: it ſ] Ideo eadem auctate apl'ica nobis cōmiſſa : 7 qua fungimur in hac parte
25) ipſ . . . . qꝫdictis [15]) gratijs 7 indulgentijs vti 7 eiſdem gaudere poſſit 7 valeat per preſentas concedimus 7 largimur . Datum [Tinte: Auguſte]
26) ſub ſigillo per nos ad hec ordinato . Die [Tinte: XV] Mensis [Tinte: Aprilis] anno domini MDxvii
27) ℭ Forma abſolutionis totiens quotiens in vita
28) Misereatur tui .)(. Dñs noſter Jeſus chriſtus per meritum ſue paſſionis te abſoluat : auctate cuius 7 apl'ica mihi in hac parte commiſſa : 7
29) tibi conceſſa : ego te abſoluo ab omnibus peccatis tuis . In nomine patris 7 filij 7 ſpiritus ſancti . Amen
30) Forma abſolutionis et pleniſſime remiſſionis : ſemel in vita et in mortis articulo.
31) Misereatur tui)(. Dñs nr̄ Jeſus chriſtus p̄ meritū ſue paſſionis te abſoluat : 7 ego auctate ipſius 7 apl'ica mihi in hac parte cōmiſſa : 7 tibi
32) ꝑceſſa te abſoluo . ꝑ mo ab oīi ſentētia excōicationis maioris vel minoris ſi quā incurriſti . deinde ab oībus [16]) pctīs [17]) tuis : ꝑferendo tibi pleniſſimā oīm
33) pctorꝫ tuorꝫ remiſſionem , remittendo tibi etiā penas purgatorij in quantūſe claves ſctē matris eccl'e extendūt . In noīe pr̄is 7 filij 7 ſpūſſancti . Amen.

Wie man aus dem Vordruck der Verbalformen 'exhibu . . . .' 'accep . . .' erſieht, konnte der Ablaß Mehreren zugleich, z. B. einer ganzen Familie übertragen werden. Ueberhaupt iſt aus der ganzen Faſſung erſichtlich, daß dieſelbe für jedes bezügliche Bedürfniß der ſündigen Menſchheit vortrefflich dehnbar eingerichtet war.

* * *

Bibliographie.

Philoſophie.

Alb. Herm. Poſt, Der Urſprung des Rechts. Prolegomena zu einer vergleichenden Rechtswiſſenſchaft. (Oldenburg, C. Berndt & A. Schwartz.)

A. Hausrath, David Friedr. Strauß und die Theologie ſeiner Zeit. I. Thl. (Heidelberg, Baſſermann.)

Schöne Literatur.

Ernſt Eckſtein, Exercitium Salamandris! Neue humoriſtiſche Gedichte. (Leipzig, Hartknoch.) 1 Mark.

Eduard Gervais, Der neue Bruder aus dem Elſaß. Luſtſpiel in 5 Acten.

— **Valerius Publicola.** Schauſpiel in 5 Acten.

— **Ingiald der Skalde.** Drama in 5 Acten. (Sämmtlich Leipzig, J. G. Webel.)

M. W. Götzinger, Deutſche Dichter. 5. Auflage. 13. 14. Lieferung. (Aarau, Sauerländer.)

Jean Bernard, Iſidore von Lohma. Epiſche Dichtung. 3. Auflage. (Kaiſerslautern, Muſchi.)

Adelbert von Keller, Alte gute Schwänke. 2. Auflage. (Heilbronn, Gebr. Henninger.)

Max Wolff, Die Geſchwiſter. Eine Tragödie. (Zürich, Orell, Füßli & Co.)

Ein bayriſcher College des Ulr. Schartenmayer. Die Adreßdebatte im bayriſchen Landtag. (Nürnberg, Wilh. Tümmel.)

Bertha Auguſti (Schoeler), Licht und Schatten. Novellen 3 Bde. (Bremen, Kühtmann.)

Dr. Hermann Dunger, Rundâs und Reimſprüche aus dem Vogtlande. Mit 22 vogtländiſchen Schnadahüpfl-Melodien. (Plauen, E. Neupert.)

Friedrich Thaner, Die Sprüche Walthers von der Vogelweide über Kirche und Staat. (Nördlingen, C. H. Beck.)

---

[4]) praesentes. [5]) misericorditer. [6]) presbyterum. [7]) peccatis. [8]) ratione. [9]) episcoporum. [10]) praelatorum. [11]) pecuniam. [12]) omnium. [13]) praefatos. [14]) peccatibus. [15]) praedictis; das p iſt umgekehrt und hat hinten eine Schleife, die das r andeutet.

[16]) omnibus. [17]) peccatis.

Alle auf den Inhalt dieſer Zeitſchrift bezüglichen Poſtſendungen ſind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart“.

Berlin, NW., Louiſenſtraße 32.

Digitized by Google

Inserate.

In dem unterzeichneten Verlage erschien soeben:

Geschichte des Romans

und

der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland

von

Dr. phil. Felix Bobertag,

Docenten der Universität Breslau.

Erste Abtheilung:

Bis zum Anfange des XIII. Jahrhunderts.

Erster Band. — Erste Hälfte.

Preis 5 *M.*

A. Hofohorsky's Buchhandlung

(**Adolf Kiepert,** Hofbuchhändler) in **Breslau,**

Albrechtsstraße Nr. 3.

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Friedrich Chrysander

in seinen Clavierauszügen z. deutschen Händel-Ausgabe,

beleuchtet von

Julius Schäffer.

Mit vielen Notenbeispielen. Geh. 1 *M.* 50 *Pf.*

Die Ausführung des Verfassers gipfelt in dem Satze:

„Die Chrysander'schen Clavierauszüge sind „ein **Schandfleck** in der deutschen Händel-„Ausgabe, eine **Schmach** f. deutsche Kunst."

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin.**

Don Juan d'Austria.

Ein geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen

von

Albert Lindner.

Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 *M.*

Feldflüchters.

Plattdütsch Leeder un Läuschen in Mecklenbörger Mundort

von **Eduard Hobein.**

Miniatur-Ausgabe. Elegant geh. 2 *M.*

Geb. mit Goldschnitt 3 *M.*

F. Lanzke & Co.,

S.O. Berlin, 3. Schmidtstraße.

Fabrik von

Holz-Jalousien,

dauerhaft und elegant, bester Schutz gegen Sonne und Wetter.

Durch Dampfeinrichtung und Anschaffung neuer, eigens für unsere Zwecke construirter Maschinen sind wir in den Stand gesetzt, nicht blos jeden Auftrag schnellstens auszuführen, sondern auch die Preise billig zu stellen.

Preiscouranto mit genauer Beschreibung, auch **Kostenanschläge** gratis.

Schandau an der Elbe.

Der am schönsten Punkt der **sächsischen Schweiz** gelegene Ort bietet zu den **lohnendsten Partien** die bequemste Gelegenheit, ist zur **längeren Sommerfrische** vorzüglich geeignet und vereinigt mit allen anderen Vorzügen den der **bequemsten Postverbindung mit Wien sowohl wie Berlin.**

Von Berlin in 4 Stunden zu erreichen.

Sendig's Hotel und Pension

„Villa Königin Carola",

nebst den Dependenzen „Villa Rosa" und „Villa Bellevue" **liegen am schönsten Punkt von Schandau, gegenüber der Station Krippen, mit Aussicht auf die Elbe, den Winterberg und Lilienstein.**

Das von schönsten Gärten umgebene Hotel ist ganz neu eingerichtet, mit allem Comfort eines Hotels ersten Ranges, Reitpferde, Equipagen und Bäder im Hause. Bei längerem Aufenthalte **Pension** nach Schweizer Art. **Rudolf Sendig.**

Die Gartenlaube

1 Mark 60 Pf.

bringt in dem mit 1. Juli begonnenen **dritten** Quartal die bereits früher angezeigte Erzählung:

„Vineta" von **E. Werner,** Verfasser von „Glück auf" — „Am Altar",

welcher dann Novellen von **Hermann Schmid, Rudolf Gottschall, A. Godin** 2c. folgen werden. Außerdem eine Reihe belehrender und unterhaltender Artikel.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Einladung zum Abonnement auf

Die Tonkunst.

Wochenschrift für den Fortschritt in der Musik.

Herausgegeben

im Verein mit den hervorragendsten Autoritäten der Musik-Literatur von

Albert Hahn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1—1½ Bogen groß Lexikon-8. in guter Ausstattung.

Das III. Quartal hat mit Nr. 23 am 1. Juli begonnen und kostet 2 Mark.

Alle Buch- und Musikalienhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Nr. **23** ist auch **gratis** daselbst **als Probe** zu haben.

„Die Tonkunst" behandelt das ganze Gebiet der Musik in allgemein faßlicher Weise, dem Bedürfniß des gebildeten Musikfreundes entsprechend, ohne Pedanterie, wohl aber mit allgemeiner Wissenschaftlichkeit. Das Blatt folgt demnach mit Aufmerksamkeit allen künstlerischen Bestrebungen unserer Zeit, indem es ohne Parteilichkeit das Nennenswerthe auf den Gebieten **der Composition, Theorie, Aesthetik, Geschichte, Texte und Uebersetzungen der Schule** (Conservatorien 2c., Compositionslehre, Analytik, Etüden-Werke 2c.), **des Instrumentenbaues, des Gesetz- und Vereinswesens, der Musikpflege** (Concert und Oper) einer sorgfältigen Prüfung unterwirft. Ferner bietet es eine genaue **Statistik der Concurse, Ernennungen, Wahlen, Uebersiedelungen, Orden- und Titel-Verleihungen, Geschenke, Stipendien, Todesfälle, Jahrestage, Vacanzen** und endlich unter **Miscellen** und **Notizen** reichen **Stoff aus der Geschichte des Tages** (vanity fair).

„Die Tonkunst" strebt besonders danach in populärer Sprache **Belehrung** und **Unterhaltung zu verbinden.** Wie weit dies bisher gelungen, überzeugt man sich am besten aus dem erschienenen ersten Bande, welcher durch jede Buch- und Musikalienhandlung **zur Ansicht** bezogen werden kann. (Preis 3 *M.* 50 *Pf.*)

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin N.W.,** Louisenstraße 32.

Einbanddecken zum 9. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".

Georg Stilke.

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke in Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 32. Berlin, den 5. August 1876. Band X.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Entwickelung der Demokratie in Frankreich. Von Ferdinand Lotheißen. — Schopenhauerianismus und Hegelianismus in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart. Von Eduard Hartmann. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Kit Carsons Ritt. Von Joaquin Miller. Deutsch von Joh. H. Becker. — Sommerliche Briefe. Der Dichter. Von Paul Lindau. — Der „Salon" von 1876. Von Albertus. Schlußbetrachtung. — Richard Wagners „Siegfried" und „Götterdämmerung". Vorstudie. Von H. Ehrlich. — Inserate.

Die Entwickelung der Demokratie in Frankreich.

Von Ferdinand Lotheißen.

Mehr und mehr scheint sich die Republik in Frankreich zu befestigen, und die demokratischen Ideen gewinnen täglich mehr an Macht. Ob sie auf die Dauer die Herrschaft erlangen werden, ist schwer vorauszusagen. Schon Jahrhunderte lang währt in Frankreich wie in andern Ländern Europas der Kampf um größere Gleichstellung der Staatsangehörigen; doch nur langsam war der Fortschritt, und gar oft mochte es scheinen, als sei jede Arbeit vergeblich gewesen.

Man ist gewöhnt, die politischen Bestrebungen unserer Zeit von dem großen Umschwung abzuleiten, welchen das achtzehnte Jahrhundert in Frankreich abschloß. Die modernen Ideen von den Menschenrechten, von der Gleichberechtigung Aller, von der Souverainetät des Volkes, kurz alle jene Ideen, welche die demokratische Gestaltung der modernen Welt in Politik und Gesellschaft angebahnt haben, sollen von der ersten französischen Revolution, wenn auch nicht gerade zum ersten Mal, so doch zum ersten Mal mit Nachdruck ausgesprochen, und — was mehr ist — zum großen Theil auch verwirklicht worden sein. Die französischen Schriftsteller und Redner betrachten den Satz von den unsterblichen Principien von 1789 fast als einen Glaubensartikel, und gewiß ist, daß die Revolution, in Ausführung der Ideen des achtzehnten Jahrhunderts, eine neue folgenreiche Entwickelung des öffentlichen Lebens veranlaßt hat.

Man kann das zugeben, ohne deshalb schon in der französischen Revolution ein Ereigniß zu sehen, welches ganz neue Ideen zur Herrschaft gebracht habe. In der Geschichte gibt es so wenig wie in der Natur unmotivirte Uebergänge oder Sprünge. Auch hier ist langsame Entwickelung das allgemein gültige Gesetz. Die Menschheit muß erst lange Zeit immer wieder die nämlichen Leiden erdulden, muß wiederholt dieselben Erfahrungen machen, bevor sie langsam zur Erkenntniß gelangt, daß etwas zu bessern ist. Einzelne große Denker mögen mit ihren Ideen vorauseilen, eine neue Welt herrlicher Entwickelung in ihrem Geist voraussehen, — der Masse werden sie unverständlich bleiben, und nur sehr langsam und fast widerwillig folgt ihnen dieselbe. Wie lange schon mühen sich die europäischen Völker an der Aufgabe ab, die sich, immer ungelöst, immer auf's Neue stellt. Wie es oft der Jahrhunderte bedarf, um eine Idee zu klären und sie zum Gemeingut Aller zu machen, so ist oft nicht weniger Zeit erforderlich, eine große politische Wandelung im Leben der Völker vorzubereiten und durchzuführen. Auch die französische Revolution ist nur eine Phase in dem langen Kampf des Volkes um sein Recht gewesen.

Sobald die Völker im Mittelalter nach den Stürmen der ersten barbarischen Jahrhunderte ein wenig aufathmen, beginnt das Ringen der Unterdrückten nach größerer Selbstständigkeit. Sie streben darnach, den unerträglichen Zustand völliger Abhängigkeit und Rechtlosigkeit, in den sie vielfach gerathen sind, endlich abzuschütteln. So lange freilich in den Ländern, welche durch germanische Völkerstämme erobert worden waren, der Gegensatz zwischen Siegern und Besiegten noch erkennbar bestand, so lange sich in demselben Land noch zwei Raçen gegenüber sahen, so lange war an ein Aufkommen des niederen Volkes, an die Bildung eines Bürgerstandes, nicht zu denken. Allein diese Gegensätze verschwanden mit der Zeit; aus den fremden Siegern wurden Landsleute, gewaltthätig und herrisch gebietend, aber doch nicht mehr fremd. Der Wunsch, Theil zu nehmen an der Regierung des Landes, wurde damit wieder lebendig im Volke, in dem sich alte Traditionen von ähnlichem Recht in früherer Zeit erhalten hatten.

Die Kreuzzüge, welche die mächtigen Herren auf lange Zeit in die Ferne führten und deren Vermögen gar oft zerrütteten, gewährte dem jungen Bürgerstand Gelegenheit sich zu stärken, sich freier hinzustellen. Die wachsende Bekanntschaft mit dem lateinischen Alterthum that das Ihrige, indem sie bis dahin ungeahnte Ideen verbreitete.

Vom vierzehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert dreht sich die Geschichte der europäischen Völker wesentlich um den Kampf zwischen Bügerthum und Adel, um die Herrschaft und den entscheidenden Einfluß.

Schon im vierzehnten Jahrhundert lehrte Marsilius von Padua, Professor der Theologie zu Paris und später zu Heidelberg, daß die Gesetzgebung, d. h. die Souverainetät bei der Allgemeinheit oder einem von ihr bestimmten Theil wohne. Dachte Marsilius dabei an eine Vertretung, so war dies eine neue Idee, denn das griechische und römische Alterthum kannte dies Princip kaum in seinen ersten Anfängen. Bald war der sogenannte dritte Stand so stark, daß die Fürsten sich häufig auf ihn stützten, wenn sie die Macht ihrer Barone brechen wollten. So erhob sich das Bürgerthum frühzeitig in England zur Bedeutung, so gründete es in Flandern und Holland mächtige reiche Republiken, so schwang sich der Hansabund, eine Vereinigung bürgerlicher Städte, zur Beherrscherin der Nordmeere auf.

Auch in Frankreich erstarkte das Bürgerthum. Aber derselbe Zug, der das französische Volk noch heute kennzeichnet, findet sich schon damals. Indem sie ihren Sinn weniger auf

Digitized by Google

das Naheliegende, Erreichbare richten, sondern gleich an allgemein gültige Principien denken, gehen die Franzosen in der Theorie sehr weit, bleiben aber um so leichter in der Ausführung zurück. Es beruht dies auf einem schönen Zug ihres Charakters, der sie aber leicht irre führt. Die praktischen Yankees verkündeten im Beginn ihrer Unabhängigkeitserklärung 1776 die einem jeden americanischen Bürger unveräußerlich gehörigen Rechte; die Franzosen, von dieser Erklärung begeistert, proclamirten bald darauf die „Menschenrechte". Aehnliches findet sich auch schon früher. Als es z. B. bei ihnen galt, die Leibeigenschaft zu beschränken, stellten sich zeitweise die Könige an die Spitze der Bewegung. Die königliche Verordnung vom Jahre 1311 beginnt mit einer allgemeinen Phrase: „Da jede menschliche Creatur, die nach dem Bilde Gottes geschaffen ist, frei sein soll, und diese Freiheit in manchen Gegenden durch die Vorliebe für die hassenswerthe Knechtschaft so verwischt ist, daß die Männer und Frauen daselbst schon bei ihren Lebzeiten für todt galten, und am Ende ihres elenden und erbärmlichen Lebens nicht einmal über ihren Besitz verfügen können, so . . . u. s. w." Ebenso hieß es in der Charte, welche Philipp der Lange 1315 der Normandie verlieh: „Da ein Jeder nach dem Recht der Natur frei sein soll, und viele Personen unseres niederen Volkes durch gewisse Gebräuche, Gewohnheiten, Abenteuer und Gewaltthaten in den Stand der Leibeigenschaft herabgesunken sind, was uns sehr mißfällt, da unser Reich das Reich der Franken heißt, . . . so befehlen wir, daß einem Jeden seine Freiheit unter billigen und verständigen Bedingungen gegeben werde."

Klingen aus diesen Worten des Königs, der sich auf das Naturrecht beruft, nicht schon die „Menschenrechte" der Revolution, die vierhundert Jahre später ausbrach?

Daß diese Anordnungen des Königs in der Ausführung eine andere Gestalt annahmen und auf eine Finanzspeculation hinausliefen, welche von den armen Leuten eine beträchtliche Summe für ihre Freisprechung erheben wollte, thut hier nichts zur Sache. Jedenfalls verbreiteten sich die Ideen von dem Recht des Volkes in immer weiteren Kreisen.

Auch die Reichsstände, welche von den Königen in ihrer Bedrängniß berufen wurden, gingen unter dem Druck des dritten Standes ähnliche Bahnen, wie die Nationalversammlung des Jahres 1789. Die einst stark gefugte Gesellschaft der Feudalzeit mit ihren scharf geschiedenen Classen war im Verfall; schon hatten Angehörige des Bürgerstandes alle Staatsstellen inne, zu welchen etwas Wissen gehörte; kein Wunder, wenn sie auch nach politischer Gleichberechtigung mit dem Adel und dem Clerus strebten.

Die Geschichte dieses Jahrhunderte währenden Kampfes ist höchst lehrreich; man sieht, wie die Demokratie in Frankreich nicht erst ein Kind der neuesten Zeit ist, sondern schon seit lange an dem Siege arbeitet. Immer zurückgeschlagen, dringt sie immer wieder vor, und langsam zwar, aber stetig, gewinnt sie an Boden. Eine Darstellung dieser Bestrebungen hat neuerdings F. T. Perrens in seinem Werke über die französische Demokratie im Mittelalter gegeben. Wer das politische Leben Frankreichs und seine Zukunft beurtheilen will, wird in diesem historischen Rückblick Anlaß zu manchem sicheren Urtheil finden*).

So sehen wir auf der Versammlung der Reichsstände im Jahre 1355 und 1356 die modernen Ideen schon zu bedeutender Macht gelangt. Zum ersten Mal erschienen dabei gewählte Vertreter, während der König früher die Mitglieder dieser Reichsversammlungen einfach ernannt hatte. Damit begann der Einfluß des gesprochenen Wortes, die Herrschaft der Beredtsamkeit. Hielt es doch damals ein Dauphin nicht unter seiner Würde, öffentlich in den Markthallen zum Volk zu reden, um es gegen die Bestrebungen der Bourgeoisie aufzureizen. Denn schon war diese so gewachsen, daß sie dem Königthum bedenklich erschien. Die drei Stände hatten bis dahin getrennt berathen; im Jahre 1355 verlangen sie, nur eine einzige Versammlung zu bilden, wie einige Jahrhunderte später die Nationalversammlung zu Versailles. Es war damals eine wirre Zeit über Frankreich hereingebrochen. König Johann schmachtete in englischer Gefangenschaft, englische Heere bedrohten das zerrüttete und verarmte Land. Das Volk erlag fast unter dem Druck der Steuern. Da verlangten die Reichsstände, unter der Führung des dritten Standes eine Reform der Staatsverwaltung; sie drangen vor Allem auf eine gleichmäßige Vertheilung der Steuern, auf die Einführung einer allgemeinen Einkommensteuer, und bewilligten die Abgaben nur auf ein Jahr, um die Macht in der Hand zu behalten.

Doch diese demokratische, oder vielmehr constitutionelle Strömung verlor bald ihre Gewalt. Das Volk war noch nicht reif für das Verständniß dieser Bestrebungen; es fühlte sich so gedrückt und elend, daß Kämpfe dieser Art ihm unverständlich waren. Selbst das Bürgerthum der einzelnen Städte, das der Träger dieser freieren Ideen war, konnte sich nicht einigen. Die Entfernungen waren damals gar groß, die einzelnen Städte standen sich fremd, ja oft feindlich gegenüber. So wurde es dem Dauphin leicht, eine gewaltsame Reaction siegreich durchzuführen. Der furchtbare Bauernaufstand, der damals in den nördlichen Provinzen ausbrach, trug ebenfalls dazu bei, den ängstlichen Bürger zu erschrecken und jeder Neuerung abhold zu machen. Man meint, die Geschichte der neuesten Zeit zu lesen. Das rothe Gespenst war schon vor Jahrhunderten die beste Waffe der Reaction. Paris allein widerstand dem Dauphin. Unter der Führung des thatkräftigen Marcel, des Hauptes der Kaufmannschaft, erhob es sich zu bewaffnetem Widerstand gegen die Regierung, weil dieselbe die von den Reichsständen beschlossenen Reformen nicht durchführte. Marcel plante einen französischen Städtebund, wobei ihm das Bild der Hansa vorschweben mochte, und mehr als ein Mal, zuletzt im Jahre 1871, tauchte diese Idee wieder auf. Das königliche Heer schloß Paris ein und belagerte es; Marcel wehrte sich mit Muth. Schon dachte er daran, dem König von Navarra die Krone anzubieten, da fiel er von Mörderhand, und mit ihm fiel auch Paris.

Damit waren die demokratischen Bestrebungen in Frankreich für längere Zeit beseitigt. Das Bürgerthum hatte den Kampf versucht und war zu schwach erfunden worden. Die Bildung und das Aufsteigen eines neuen Standes in einem politisch fest gegliederten Staate ist schwierig, und bedeutende Aenderungen mußten in Frankreich erst stattfinden, bevor ein neuer Versuch nur möglich erschien.

Unbehelligt von der niedergeworfenen Demokratie erhob sich das Königthum um so mächtiger. Ludwig XI. begründete eine starke monarchische Gewalt, und mußte zu diesem Zwecke dem Adel die Herrschaft über das niedere Volk entreißen. Darum wurde nun zur Wahrheit, was Philipp der Lange in seinen Proclamationen früher nur versprochen hatte, — die Leibeigenschaft verschwand, und aus den Hörigen erwuchs allmälig ein freies Volk. Eine solche sociale Entwickelung war nothwendig, bevor auf dem politischen Gebiete ein Fortschritt gemacht werden konnte. In aller Stille, aber mächtig, schritt diese Neugestaltung voran. Das zeigte sich deutlich, als im Jahre 1484 unter der Regentschaft Annas von Bretagne die Reichsstände wieder zusammentraten.

Selbst die Bauern betheiligten sich damals an der Wahl der Abgeordneten. Die Reichsstände theilten sich in sechs Ausschüsse, den sechs Regionen Frankreichs entsprechend, und stimmten nach Köpfen ab, was dem bürgerlichen Elemente ein bedeutendes Uebergewicht gab. Wieder hörte man, wie früher, die Erblichkeit der Krone bestreiten, denn die königliche Gewalt sei nur ein Amt, welches das souveräne Volk verleihe.

Die erwachende demokratische Bewegung zu unterdrücken, griffen die Machthaber zu dem Mittel, das bis auf die neuesten Zeiten immer wieder, wenn auch nicht immer mit Erfolg, versucht worden ist. Die Valois führten das Volk zum Krieg

*) F. T. Perrens, la démocratie en France au moyen âge. 2me édition. 2 vols. Paris, Didier & Cie. 1875.

Digitized by Google

über die Alpen nach Italien, berauschten es mit Kriegsruhm und ließen Ländererwerb und reiche Beute verführerisch vor seinen Augen glänzen. Der wetterwendische, leichtsinnige, lebensfrohe König Franz I. eröffnete in Frankreich die pracht- und kunstliebende Zeit der Renaissance. Allein aller Glanz des Hofes, alle verführerischen Künste einer neuen reizvollen Geselligkeit, wie Italien sie lehrte, vermochten nicht, die immer mächtiger sich gestaltende Bewegung der Geister zu hemmen. Denn im sechszehnten Jahrhundert verband sich mit den demokratischen Ideen auch noch der Ruf nach kirchlicher Reform.

Während die Reformation in Deutschland die Fürstengewalt in den einzelnen Ländern, freilich auf Kosten der kaiserlichen Macht, stärkte, war sie in Frankreich von Anfang an demokratischen Geistes. Sie fand sich dort fortwährend in Opposition gegen das Königthum, gegen die herrschenden Gewalten, und so ist es natürlich, daß sie bald republicanischen Grundsätzen sich zuneigte.

Kaum mag in der langen Reihe der Jahrhunderte, die wir seit dem Sturze der alten Welt zählen, eins größer und bedeutsamer gewesen sein, als das sechszehnte Jahrhundert. Mit ihm begann eine neue Phase in der geistigen Entwickelung der Menschheit; es ist die neue Zeit, die sich mit ihm erhob, mit den neuen Fragen und Bestrebungen, welche seitdem die Menschheit bewegen. Das Ziel, das früher nur geahnt wurde, sah man jetzt klar. Wir kämpfen heute noch denselben Kampf, den das sechszehnte Jahrhundert begonnen hat. Der Geschichtschreiber soll freilich noch kommen, der so reichen Geist und umfassende Kenntnisse hätte, daß er in einem großen Gesammtbild die Arbeit des sechszehnten Jahrhunderts in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit auf allen Gebieten des menschlichen Lebens, in Religion und Philosophie, in Kunst und Wissenschaft, auf dem staatlichen wie dem socialen Felde zusammenfassen könnte. Ein Blick auf Frankreichs Verhältnisse im Beginn des sechszehnten Jahrhunderts genügt, das rasche Aufblühen des Landes zu erkennen. Der Handel gewann an Ausdehnung, neben genialen Künstlern erhoben sich große Gelehrte, und die französischen Universitäten versammelten die Jugend von Europa. Lehrten doch an ihnen Männer wie Cujacius, der Rechtsgelehrte, Muretus und Lambinus, die Kenner des classischen Alterthums, während noch über diese hinaus der Ruhm eines Henricus Stephanus strahlte.

Die Reformation, welche das Recht der Gemeinde betonte, setzte einem festen, unabhängigen Bürgerstand voraus. Die Bekanntschaft mit dem Alterthume nährte die republicanischen Ideen, und auch die Literatur zeigte theilweise republicanische Gesinnung. La Boetie gab in der Schrift „von der freiwilligen Knechtschaft" seiner Verwunderung Ausdruck, daß so Viele sich dem Willen eines Einzigen unterwürfen, und sein Wort machte großen Eindruck. Als dann unter dem letzten Valois die Bürger- und Religionskriege mit blutigster Wildheit geführt wurden, ging man noch weiter. François Hotman erklärte in seinem Buche „Franco-Gallia", die Königswürde sei von Alters her in Frankreich durch Wahl verliehen worden; die allgemeine Versammlung der Nation stehe über dem König, sie allein sei befugt, neue Gesetze zu geben, Steuern auszuschreiben und über Krieg und Frieden zu entscheiden. Die alten Ideen der Reichsstände von 1484 fanden somit bei ihm einen erneuten Ausdruck. Als Heinrich III. im Jahre 1561 nothgedrungen die Reichsstände nach Blois berief, verlangte der dritte Stand, daß die Geistlichen, selbst die höchsten, vom Clerus und vom Volke gemeinsam gewählt werden sollten, daß man die Einkünfte der Kirche zum Theil für Schulen und Hospitäler verwende. Er verlangte ferner die Beseitigung der Zollschranken im Innern, Befreiung des Handelsverkehrs mit dem Ausland, Einführung gleichen Maßes und Gewichtes für ganz Frankreich, sowie Minderung der feudalen Vorrechte. Und der dritte Stand, der solche Wünsche aussprach, war nur von katholischen Abgeordneten gebildet, denn die Hugenotten hatten sich von Blois ferngehalten. Der König aber hatte die Reichsstände nur berufen, um Geld für den Krieg zu erhalten, und entließ dieselben in Ungnade. Noch in demselben Jahre traten dann die Delegirten der dreizehn großen Gouvernements in Pontoise zusammen, und auch dort betonte der dritte Stand seine Forderungen nach durchgreifenden Maßregeln, indem er insbesondere Gewissensfreiheit, Finanzreformen, Verkauf der Kirchengüter und Besoldung der Geistlichen durch den Staat verlangte.

Auf der Versammlung der Generalstaaten von Blois (1576) widerstanden die Abgeordneten des dritten Standes unter der klugen und energischen Führung des gelehrten Jean Bodin, des Verfassers eines wichtigen Werkes über die Natur des Staates, jeder Lockung und jeder Drohung des Königs, und bei der Lage der Dinge schien der schließliche Erfolg dieser Ideen unzweifelhaft.

Allein das war noch im Beginn des Krieges, und die Führer wußten, warum sie die Leidenschaften entflammten. Bald war bei dem allgemeinen Elend jede Reform vereitelt. Das Bürgerthum, das sich geistig so hochstehend erwiesen hatte und auch materiell kräftig und reich war, das die ganze Bewegung des Jahrhunderts getragen hatte, es wurde, nahe am Ziel, noch einmal niedergeworfen.

Das siebzehnte Jahrhundert ist im Wesentlichen nur eine Reaction gegen die Bestrebungen der früheren Zeit, und zum Verständniß der Epoche Ludwigs XII. ist diese Beobachtung von Werth. Sie erklärt aber auch, warum das siebzehnte Jahrhundert in seinen Bestrebungen scheiterte und scheitern mußte. Das Bürgerthum brauchte ein Jahrhundert, um wieder zu dem Punkte zu gelangen, auf dem es zur Zeit der ersten Religionskriege gestanden hatte. Das achtzehnte Jahrhundert nahm darum die Arbeit des sechszehnten wieder auf, um so energischer und stürmischer, je stärker die Hindernisse waren, welche sich der Entwickelung entgegengestellt hatten, und um so durchgreifender, je mehr die oberen Stände in der Reactionszeit an Kraft eingebüßt hatten. So wird es klar, daß die französische Revolution gewaltsam realisirt, was die Bürger des sechszehnten Jahrhunderts auf friedlichem und langsamem Wege hatten erreichen wollen. Die „Franco-Gallia" des François Hotman wird zum „Contrat social", die Versammlung der ehrenfesten Abgesandten des dritten Standes zum Convent. Politische Anschauungen, die vergessen und beseitigt erscheinen, erhalten sich oft lange in geheimer Strömung unter der Oberfläche des öffentlichen Lebens, bis sie plötzlich mit neuer Kraft emportauchen und den Sieg erringen.

Wer so den Gang der demokratisch-republicanischen Ideen in Frankreich während der letzten Jahrhunderte verfolgt, kann sich nicht wundern, wenn auch in unserer Zeit mehrmals daselbst der Versuch gemacht wurde, die Republik zu begründen, und wenn derselbe gerade jetzt auf längere Zeit gelungen erscheint, nachdem das Kaiserthum in so furchtbaren Zusammenbruch verschwunden ist. Allein mit der Begründung der Republik in Frankreich ist nur ein Ruhepunkt erreicht, die Arbeit ist nicht zu Ende, und muß weiter geführt werden. So verlangt es die Natur der Verhältnisse. Neue Gestaltungen werden sich bilden, neue Forderungen sich erheben, und es wäre kurzsichtig, über dieselben ohne weiteres den Stab zu brechen, weil sie in das System der heutigen Gesellschaft sich nicht recht einfügen wollen. Ein Idee geht oft langsam voran, aber sie kommt mit der Zeit zum Ziel, wenn sie in sich gesund ist.

Digitized by Google

Schopenhauerianismus und Hegelianismus

in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Bahnsen gelangt in der letzten von ihm veröffentlichten Schrift („Zur Philosophie der Geschichte") zu folgendem Endurtheil: „Wer also auf der Seite Schopenhauers steht und stehen bleiben will, der wird dem System Hartmanns auch nur so weit folgen, als er mit der inductiven Klarheit des Urhebers der Willensmataphysik der eigenen, in der That imposanten, weil von keinerlei irgendwie subjectivistischen Anwandlungen beirrten, Nüchternheit getreu bleibt, und als Prophet des faßbarsten und gesundesten Verstandes jedes unbefangene Denken mit sich fortreißt; während alsobald seine Sprache eine andere wird, sowie sein Fuß den Boden betritt, auf welchem er zur speculativen Abrundung seines Baus die Rotunde seines Schlußcapitels errichtet — ein auch architektonisch durch und durch trockenes Campanile neben den Prachtkuppeln seines Marcusdoms" (S. 84). Und auf der Seite vorher wirft er mir vor, „Schopenhauers Manen gekränkt" zu haben, indem ich „bei Hegel eine Bettelanleihe zu Flickmaterial aufnahm, um in einem consequenteren Ausbau zu Ende zu führen, was mit gutem Fug als ein Lückenhaftes vom Meister uns hinterlassen worden." Bahnsen verzichtet allerdings auf systematischen Ausbau und behält „mit gutem Fug" jene Lückenhaftigkeit bei, welche keineswegs dem Schopenhauer'schen System, wie es vom Meister hinterlassen worden, vorzuwerfen ist, sondern welche erst durch jene kritischen Amputationen und Eliminationen herbeigeführt worden, in deren Unabweislichkeit Bahnsen mit Frauenstädt und mir zum Theil übereinstimmt. Nichts desto weniger aber fühlt Bahnsen sich trotz seines Verzichts auf consequenten Ausbau doch auch noch veranlaßt, die Manen seines Meisters durch eine Bettelanleihe bei Hegel zu kränken. Er sagt selbst darüber Folgendes: „Vielleicht könnte ein kritischer Betrachter meiner Gedanken in Mit- oder Nachwelt geneigt sein, mir die Ehre einer historischen Einreihung in der Weise anzuthun, daß er mich als die dialectisch correlativ geforderte Ergänzung E. v. Hartmanns bezeichnete. — Immer wieder aber wird sich dies an unsere beiderseitige Position je zu Schopenhauer und Hegel anzulehnen haben und kaum vermieden werden können, unser Verhalten zu den mit diesen Namen gekennzeichneten Weltanschauungen ein in wesentlichen Beziehungen diametral entgegengesetztes zu nennen; indem ich nämlich einerseits an dem festhalte, was für Hartmann das an Beiden zu Ueberwindende ist, und andrerseits eben das perhorrescire, was er jedem von diesen beiden Heroen am wärmsten nachrühmt, um so den von ihm angestrebten Synkretismus zu vermitteln. Gewissermaßen habe ja auch ich es auf eine Concrescenz dieser beiden feindlichen Lehrsysteme abgesehen und angelegt — nur eben in gerade umgekehrter Richtung wie Hartmann („Zur Phil. d. Gesch." S. 1). Hartmann perhorrescirt an Hegel das Dialectische, ich das Logische, und zwar dergestalt, daß mir der reale Weltproceß durch und durch dialectischer Natur zu sein scheint, während das Logische seinen Bereich nur innerhalb des (psychologisch-) subjectiven Denkens behält, wogegen Hartmann dem Weltproceß einen von Grund aus logischen Charakter vindiciren möchte, und die dialectische „„Bewegung"" höchstens für die völlig objectivitätslosen, eigentlich fieberphantasieartigen Spielereien einer gänzlich uncontrolirten, von der intuitiven Grundlage der Anschauungswelt radical losgerissenen Abstraction discursiven Denkens gelten lassen will." (S. 2.)

Bahnsen perhorrescirt also die Hegel'sche Begriffsdialectik, und bekämpft Hegels Behauptung, durch dialectische Denkprocesse die Wirklichkeit nachconstruiren zu können; in dieser Hinsicht billigt er meine Kritik der Hegel'schen Dialectik. Aber er geht nicht mit mir zu dem Schlusse weiter, daß die logischen Gesetze in ihrer Integrität wiederhergestellt und ihre Gültigkeit nicht blos für das Denken, sondern auch für das Sein behauptet werden müsse. Vielmehr hält er die Wirklichkeit, nicht blos der Form ihrer Existenz nach, sondern auch ihrem Inhalt nach, für unlogisch, und sieht demnach grade in der Aufhebung der logischen Gesetze für das Sein die Großthat Hegels. Nicht im Denken, sondern in der Realität findet er dialectische Processe, und spricht deshalb auch nur von „Realdialectik". „So gipfelt die Realdialectik in dem Aufdrängen des Satzes, daß das logisch Unmögliche zugleich das dialectisch factisch Mögliche, und das logisch nicht blos Mögliche, sondern Nothwendige (das vom Zwange des logischen Denkens postulirte Widerspruchslose) für den factischen Bestand des dialectisch Wirklichen ein Unmögliches ist, d. h. daß die (ideal abstrahirte) Idee sich ewig nicht realisiren kann" (ebenda S. 53—54).

Daß dies in der Consequenz des einseitigen Schopenhauer'schen Willensprincips gedacht ist, ist nicht zu leugnen. Denn ist der Wille, der blinde vernunftlose Trieb, das Alles Seiende, so muß auch alles Wirkliche vernunftlos sein. Nur entsteht die Schwierigkeit, daß doch das Logische nicht ganz wegzuleugnen ist, zunächst als Subjectives, wo es doch auch erklärt sein will, und dann auch in der überall trotz Bahnsens Verwahrung hervortretenden Harmonie des wahrgenommenen Wirklichen mit dem subjectiv Logischen. Dieses Logische, diese auch von Bahnsen nicht bestrittene „partielle Weltvernunft" (S. 44), muß, wenn der Wille das einzige Princip sein soll, aus diesem Willen, d. h. aus dem Unlogischen abgeleitet werden (S. 38). Hiermit tritt Bahnsen in eine Antithese — nicht mehr zu mir — sondern zu Volkelt; dieser nämlich ist sich der Consequenz bewußt geworden, daß wenn nach Hegel das Logische das einzige Princip ist, dann auch das unleugbar vorhandene Unlogische aus dem Logischen selbst müsse hervorgegangen sein.

Ich halte Beides für gleich unmöglich. Wenn das Logische in den Objectivationen des Willens zu finden ist, so muß es als Logisches schon in dem Willen dringesteckt haben, d. h. dann muß eben der Weltwille nicht blos das Unlogische, sondern auch das Logische in sich schließen, und da die Form des Wollens ganz unlogisch ist, so kann er das Logische nicht in sich (als Function des Wollens) sondern nur in dem Inhalt seiner selbst (d. h. in der Idee) getragen haben. Umgekehrt: wenn das Resultat des logischen Processes in der Idee das ist, daß ihre logische Idealität in den unlogischen Trieb der Selbstentäußerung und Selbstverwirklichung umschlägt, dann muß dieser unlogische Trieb schon immer neben der logischen Idee bestanden haben, und das Sollicitirende schon für den ersten Anfang jenes angeblichen idealen Processes gewesen sein, der in ein so unlogisches Resultat ausmündet. Deshalb stehe ich zwischen Schopenhauer und Hegel, zwischen Bahnsen und Volkelt in der Mitte, und vermeide beider Ungeheuerlichkeiten, wenn ich das Logische und das Unlogische, die Idee und den Trieb ihrer Realisirung, die Weisheit und die Macht, den Weltenplan und die Weltkraft, den Willensinhalt und den Willen als zwei gleich ursprüngliche Seiten des Absoluten ansehe, von denen keine sein könnte ohne die andre, von denen aber noch weniger eine aus der andern abgeleitet oder erzeugt werden kann.

Insofern Bahnsen und Volkelt beide die Nothwendigkeit beider Seiten anerkennen, unterscheide ich mich von beiden nur dadurch, daß ich auf die Anmaßung einer scheinbaren Ableitung der einen Seite aus der andern bescheiden verzichte, und mich nicht vermesse, eine als gegeben hinzunehmende Zweiheit entgegengesetzter, aber von einander untrennbarer Pole durch eine Herabdrückung des einen derselben zu einem Appendix des andern erklären zu wollen. Ich erkenne an, daß das All-Eine gar nicht zu einem Proceß gelangen könnte, wenn es nicht in sich zwiespältig wäre; aber ich hüte mich vor dem Fehler, die eine Seite dieses inneren Zwiespalts auf den Thron des Einen Ganzen zu erheben, und hernach die andre Seite als etwas Subordinirtes aus ihr ableiten zu wollen.

Der letzte Grund dieses Fehlers ist wohl darin zu suchen, daß der Schopenhauerianer wie der Hegelianer gewöhnt sind, ein bloßes Attribut als Substanz zu betrachten; da es nun selbstverständlich zwei Substanzen nicht geben kann, so erscheint jedem von ihnen der Gegenpol als bloßes Accidenz an seiner

Digitized by Google

vermeintlichen Substanz. Nun kann aber weder die Idee oder Vorstellung, noch der Wille eine Substanz sein; sowohl Vorstellen wie Wollen sind bloße Functionen, die ein Subject als substantionellen Träger voraussetzen. Ist diese von Schopenhauer wie von Hegel verabsäumte Wahrheit erst wieder in ihr Recht gesetzt, so ergibt es sich von selbst, daß Wille und Vorstellung nur zwei Functionen oder zwei Attribute des All-Einen Seienden, der absoluten Substanz sind. Dann aber verschwindet auch jeder Grund, dem einen von beiden einen Vorzug vor dem andern zuzugestehen; vereinzelt gedacht sind sie gleich nichtig, aber in ihrer Vereinigung sind sie einander gleichwerthig trotz oder grade wegen ihrer attributiven Gegensätzlichkeit.

Neben diesem Gegensatz in der Stellung des Logischen zum Unlogischen läuft ein zweiter fast noch wichtigerer Gegensatz bei Bahnsen einher, dieser aber ist ein solcher, der ihn mit Schopenhauer, Hegel und mir in gleicher Weise in Opposition versetzt, und ihn Herbart annähert. Bahnsen ist nämlich in erster Reihe Individualist, und da er klar genug denkt, um die Unvereinbarkeit substantiell-selbstständiger Individuen mit einem Absoluten zu erkennen, so opfert er in diesem Dilemma lieber das Sein des Absoluten als die substantielle Selbstständigkeit des Individuums. Das All-Eine zerfällt ihm in ein Aggregat von Individuen, in „eine — allerdings in sich zusammenhangende und zusammengehörige, geschlossene und in dieser ihrer Geschlossenheit mit constanten Kräften sich in sich selber wechselseitig bedingende — Summe von Individuallebensfactoren" (S. 64). Dabei aber verhält er sich durchaus antipathisch gegen das Herbart'sche Philisophiren und unterscheidet sich von Herbart wie von Leibniz in gleicher Weise nicht blos durch seine antilogische Realdialectik, sondern auch durch seinen schroffen Atheismus, der jedes gleichviel wie bestimmte einheitliche Absolute negirt. Eine solche unbeirrte Consequenz verdient jedenfalls mehr Achtung als die durchweg unhaltbaren Vermittelungsversuche zwischen der Annahme einer wirklich absoluten Substanz und vieler von dieser geschaffenen quasi-absoluter Substänzchen, mit welchen die christliche Theologie sich von jeher quält; die reinliche Entscheidung, auch wenn sie nach der verkehrten Seite fällt, lehrt wenigstens das Problem präcis erkennen und schärft das Denken für die nachmalige Erfassung der richtigen Lösung, während die Unklarheit schiefer Vermittelungen den Verstand für die wahre Erkenntniß untüchtig macht, indem sie ihn mit Scheinlösungen benebelt und einlullt.

Außerdem aber hat der Individualismus als zeitweilige Reaction überall da einen geschichtlichen Werth, wo der Monismus den Bogen allzustraff gespannt hat. Dies nun war in der Schelling-Hegel'schen Philosophie ohne Zweifel der Fall; bei Schopenhauer war zwar der Bedeutung des Individuums ein größerer Spielraum eingeräumt, aber dieses Zugeständniß war mit dem principiellen Monismus nicht organisch vermittelt, sondern stand als eine widerspruchsvolle Inconsequenz im System. Unter solchen Umständen erschien eine Reaction von Seiten einer consequenten Umbildung des Schopenhauer'schen Systems aus individualistischem Gesichtspunkte als nicht unberechtigt, wie Bahnsen sie in seiner Charakterologie zu geben beabsichtigte. Als dann bald nachher die „Philosophie des Unbewußten" erschien, konnte der von mir festgehaltene principielle Monismus natürlich dem einmal gewählten Standpunkte Bahnsens nicht Genüge thun, wenngleich hier zum ersten Mal versucht war, dem Individuum trotz seiner Phänomenalität eine würdigere Stellung als bisher in monistischen Systemen gegenüber dem Absoluten oder All-Einen zu wahren, ohne doch dadurch einer Inconsequenz in das System Eingang zu gewähren. Bahnsen stellt mir das Zeugniß aus: „Mag ihm das All-Eine noch so souverän das Universum durchwalten: er behält doch das Auge zugleich offen für die Unersetzlichkeit und Unentbehrlichkeit des — auch in seiner Herrlichkeit — nur sich selber gleichen Individuellen" (S. 3). Wenn die individualistische Reaction die monistische Philosophie vor einer Unterschätzung und Ignorirung des Individuellen warnt und zu einer würdigen Einordnung desselben in das System zurückführt, so hat sie meines Erachtens ihre geschichtliche Aufgabe erfüllt. Ein individualistischer Pluralismus als solcher kann aber gar nicht danach streben, ein consequentes philosophisches System auszubauen; er wird sich „mit gutem Fug" darauf beschränken, den Nachkommen „ein Lückenhaftes zu hinterlassen" (S. 83). Erst wenn der Individualismus sich selbst untreu wird, und sein Gewölbe durch einen monistischen Schlußstein zu vollenden unternimmt, wie Leibniz und Herbart gethan haben, erst dann kann er aus der Form des fragmentarischen Philosophirens heraustreten und sich zu einem System abrunden.

Ein Willensindividualismus, der ein zweites Princip neben dem Willen leugnen möchte, dafür aber die Aseität und Ewigkeit des Individualwillens behauptet, wird seinen Schwerpunkt in der Betrachtung des Individualcharakters finden müssen, daher Bahnsens Hinwendung zur Charakterologie ganz natürlich ist. Zugleich wird er bemüht sein müssen, den Motivationsproceß auf eine Weise zu deuten, welche das Fehlen des zweiten Princips möglichst wenig vermissen läßt, und diesem Zwecke dient Bahnsens erste, zur Auseinandersetzung mit der Philosophie des Unbewußten bestimmte Broschüre.*) Endlich wird er mit Schopenhauer eine universelle Entwickelung der Welt leugnen müssen, aus dem doppelten Grunde, weil er ein einheitliches Weltwesen als Träger, und weil er die Herrschaft des Logischen als Formalprincip einer solchen Entwickelung leugnet. Er kann von seinem Standpunkte nur eine Individualentwickelung zugeben, aber auch nicht in dem Sinne, als ob das Wesen des Individuums von derselben berührt und verändert würde, sondern nur als eine der vielen Einzelphasen seines sich Auslebens von der phänomenalen Geburt bis zum phänomenalen Tode. Fragt man aber, was diese Entwickelungswellen des ewigen Individuums für Bahnsen eigentlich bedeuten, so ergibt sich, daß sie nichts andres sind, als die vom Willen gesuchten Gelegenheiten, seine ewige Selbstentzweiung und Selbstzerfleischung zu actualisiren und zum potenzirten Ausdruck zu bringen. Man kann diese raffinirte und doch blinde Selbstquälerei des Willens das Surrogat des Weltzwecks bei Bahnsen nennen, nur daß derselbe sich in einer zusammenhangslosen Vielheit von Einzelprocessen realisirt. Dieser Weltzweck wäre der Gegensatz aller logischen Zwecke, ein positiv unlogischer Zweck, und der Widerspruch, der in dieser Wortverbindung liegt, muß Bahnsen selbst als der real-dialectische Stempel der Wahrheit gelten. Dieser positiv unlogische Zweck Bahnsens tritt dem positiv logischen Weltzweck Hegels entgegen (der auch von Volkelt und Frauenstädt acceptirt wird), während ich den ersteren wegen seiner Widersinnigkeit und seines inneren Widerspruchs, den letzteren wegen seiner Unangebbarkeit und Unmöglichkeit verwerfen, und für den Weltzweck ebenso sehr auf der reinen Logicität der Form wie auf der allein möglichen Negativität des Inhalts (als Negation des Unlogischen) bestehen muß. Ich nehme also auch in dieser Frage eine mittlere Stellung zwischen Bahnsen und Volkelt ein, die sich als unmittelbare Consequenz aus meiner Mittelstellung in Betreff des Verhältnisses des Logischen und Unlogischen zu einander ergibt, und — wenn man Schelling außer Acht läßt — in vieler Hinsicht Schopenhauer am nächsten steht.

Ueberhaupt kann man sagen, daß dem Standpunkt Schopenhauers derjenige der Philosophie des Unbewußten näher steht, als der des Bahnsen'schen Individualismus; ich habe nämlich die systematischen Principien der Schopenhauer'schen Metaphysik weiter ausgebaut, Bahnsen hingegen die Inconsequenzen dieses Systems. Alle Wunderlichkeiten des Bahnsen'schen Standpunkts entspringen daraus, daß er in einer dem Theismus wie dem Materialismus gleich feindlichen Weise, zum ersten Mal in der Geschichte der Philosophie, mit dem individualistischen Pluralismus Ernst macht. Dadurch begibt er sich aber auch gleichzeitig in eine ganz isolirte Stellung, der gegenüber Hegel, Schopenhauer und ich eine geschlossene Phalanx bilden. In dieser Hinsicht ist er für mich entschieden der ungefährlichste

*) Zum Verhältniß zwischen Wille und Motiv. Eine metaphysische Voruntersuchung zur Charakterologie. Stolp und Lauenburg i. P. bei Eschenhagen, 1870.

Digitized by Google

der drei hier behandelten Gegner. — Nur in einem Hauptpunkte stimmt seine Umbildung der Schopenhauer'schen Philosophie mit den Tendenzen von Frauenstädt und mir völlig überein, nämlich in der Verwerfung des subjectiven Idealismus. Er hat dieser wichtigen Opposition gegen die Grundlagen des Schopenhauer'schen Systems nicht nur gelegentlich in seinen angeführten Schriften, sondern auch in einem besonderen, diesem Gegenstande gewidmeten Aufsatz*) Ausdruck gegeben, der zwar an Entschiedenheit in der Darlegung seines Standpunkts nichts zu wünschen, desto mehr aber eine Begründung desselben vermissen läßt.**)

Was endlich den dritten der genannten Autoren betrifft, so hat Volkelt seinen Standpunkt mir gegenüber in seinem Hauptwerk so klar bezeichnet, daß ich am besten thue, ihm selbst das Wort zu lassen. Er sagt („Das Unbewußte und der Pessimismus" S. 237—238): „Wenn wir also zeigten, daß das Hartmann'sche System durch seine inneren Widersprüche zersetzt werde, so ist dies kein Beweis gegen den Fortschritt, den wir im Hartmann'schen Systeme — und zwar nach dieser seiner mit Schopenhauer zusammenhängenden Seite — fanden. Zwischen Schopenhauer und Hegel war eine klaffende Lücke; zwar kann man die positive Philosophie Schellings als eine Ausfüllung dieses Vacuum bezeichnen, allein als keine rationelle: denn sie verräth überall ihre Gefangenschaft in den Ketten des christlichen Dogmas. Jene Lücke mußte rein philosophisch ausgefüllt werden. Ehe die Wahrheit sich in den Hegel'schen Principien, welche Hegel selbst in jenem Wettkampfe der Geister, in jenem Sturmlaufe des philosophischen Zeitgeistes, in kühner, noch allzu mystischer, und darum vielfach unvollkommener. den Keim zu Inconsequenzen in sich tragender Weise antecipirte, ein gesichertes festes Bestehen erkämpfen kann, muß sie sich in allen möglichen Vermittelungen der einseitigen Standpunkte mit den Hegel'schen Principien ausleben und gleichsam erschöpfen. Es müssen Annäherungen an Hegel, Verbindungsglieder geschaffen werden, um so das Hinübertreten der Geister in den Hegel'schen Gedankenkreis zu ermöglichen. Ein solches Verbindungsglied ist nun, wie wir zur Genüge dargethan haben, das Hartmann'sche System. Seine Widersprüche stammen daher, daß Hartmann dem specifisch Schopenhauer'schen Princip, dem alogischen Willen, gleichsam die Hälfte der Welt einräumt, ihm neben der unbewußten logischen Idee eine selbstständige Stellung zuerkennt. Und das Product, das aus der Zersetzung und inneren Nichtigkeit dieser Widersprüche hervorgeht, das Resultat also der bewußten Erfassung der Widersprüche, ist — wie wir an vielen Punkten gezeigt haben — die dialectische unbewußte Idee Hegels. — Wir können diesen Fortschritt Hartmanns einen relativen nennen, zum Unterschiede von dem absoluten, welchen er, wie der erste Theil gezeigt, in der Klarstellung und Präcisirung des Begriffes des unbewußt Logischen und in dem inductiven Nachweise der bedeutungsvollen Rolle, die er auf allen Gebieten der Natur und des Geistes spielt, vollzogen hat."

Volkelt declarirt sich mithin als einen Hegelianer, der in der Lehre Hegels zwar einerseits die Wahrheit enthalten findet, andrerseits aber auch die Nothwendigkeit eines Hinausgehens über den Hegelianismus in seiner geschichtlich gegebenen Form einsieht, und in der Philosophie des Unbewußten einen wirklichen Fortschritt in der geforderten Richtung als vollzogen anerkennt. In ersterer Hinsicht sieht er in dem Gegenpol des Hegelianismus, in der Philosophie Schopenhauers durchaus nur eine wahrheitslose Verirrung, und findet die angeblichen Widersprüche meines Standpunktes durch die Aufnahme Schopenhauer'scher Gedankenelemente bedingt. In letzterer Hinsicht dagegen erscheint der Standpunkt Volkelts als der Versuch einer zeitgemäßen Fortbildung des Hegelianismus vermittelst einer Synthese zwischen Hegelianismus und Philosophie des Unbewußten. In ersterer Hinsicht verhält er sich ungeschichtlich und reactionär, weil der Schopenhauerianismus heute nicht mehr als eine bloße wahrheitslose Verirrung bei Seite geschoben werden kann und darf; in letzterer Hinsicht aber nimmt er kräftig Theil an der Lösung der philosophischen Aufgaben der Gegenwart, indem er unbewußter Weise so viel Schopenhauerianismus, wie dazu unerläßlich ist, aus der Philosophie des Unbewußten mit einsaugt, grade so wie Frauenstädt gegen seinen Willen die unentbehrliche Zuthat von Hegelianismus in sich aufgenommen hat. Von besonderem Werth sind Volkelts Beiträge zur Geschichte des Begriffs des Unbewußt-Logischen (D. Unb. u. d. Pess. S. 1—101), insbesondere seine Darlegungen über Kant (in den Phil. Monatsheften), und über Hegels unbewußtes System des unbewußt Logischen (S. 62—78) so wie auch über des Letzteren Stellung zum Pessimismus (S. 246—255). Dagegen beruhen seine vermeintlichen Nachweise von Widersprüchen in der Phil. d. Unb. theils auf Mißverständniß, theils auf mitgebrachten Hegelianischen Vorurtheilen und irrthümlichen Voraussetzungen seiner Kritik, wie ich dies in meinen „Erläuterungen zur Metaphysik des Unbewußten mit besonderer Rücksicht auf den Panlogismus"*) dargethan zu haben glaube.

Das Resultat dieser kurzen Uebersicht über die nach verschiedenen Seiten von dem meinigen abweichenden Versuche zur Lösung der philosophischen Aufgaben der Gegenwart dürfte sich etwa dahin zusammenfassen lassen: Jede der beiden mir entgegentretenden Hauptparteien hat Recht darin, daß sie für ihr Princip eine dem entgegengesetzten subordinirte Stellung zurückweist, Unrecht aber darin, daß sie das Princip der entgegengesetzten Partei auf eine subordinirte Stellung herabzudrücken unternimmt. Ist keines der beiden Principien entbehrlich, darf aber auch keines dem andern subordinirt werden, so folgt daraus, daß sie coordinirt gedacht werden müssen.

Daß die Widersprüche, welche nach Ansicht der Gegner aus dieser Coordination hervorgehen und dieselbe verbieten sollen, falscher Schein sind, glaube ich in den angeführten kritisch-apologetischen Abhandlungen hinlänglich gezeigt zu haben. Die Grundprincipien Hegels und Schopenhauers sind so wenig mit einander unvereinbar, daß vielmehr in dem System eines jeden der Beiden das Princip des Andern schon unvermerkt mit eingeschlossen und als nothwendige Ergänzung des eignen stillschweigend vorausgesetzt ist, wie in den neueren Vertretern dieser Richtungen mit verdoppelter Deutlichkeit hervortritt. Man sieht, daß ich mich gleichsam in der günstigen Lage eines Ministers vor dem Parlament befinde, der, von der Rechten wie von der Linken wegen der nämlichen Maßregel angegriffen, sein Verhalten in der Hauptsache schon durch den Hinweis auf den sich gegenseitig aufhebenden Einspruch der entgegengesetzten Seiten des Hauses rechtfertigen kann, zumal beide etwas Gutes in derselben anerkennen, und nur über die darin enthaltenen Concessionen an die Gegenpartei sich ereifern. Möge ein künftiges Parlament mir die Indemnität und die Anerkennung nicht versagen, daß der von mir präcisirte Standpunkt, wenigstens für die gegenwärtige Entwickelungsstufe der philosophischen Probleme, im Ganzen kein Fehlgriff war, so sehr er auch wie alles Menschenwerk der Ueberwindung im weiteren Entwickelungsgange der Wissenschaft bedürfen wird.

*) Zur Kritik des Kriticismus. („Philosophische Monatshefte", 1871, Februarheft.)

**) Eine genauere Auseinandersetzung mit dem individualistischen Standpunkt Bahnsens habe ich in einer Kritik seines Hauptwerkes und seiner ersten Broschüre versucht in den „Philosophischen Monatsheften" Bd. IV, Heft 5, S. 378—408; ein weiterer Essay, der sich speciell mit seiner Schrift „Zur Philosophie der Geschichte" beschäftigt, wird gegen Ende dieses Jahres in „Unsere Zeit" erscheinen.

*) Berlin bei Carl Duncker, 1874.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Kit Carsons Ritt.

Von Joaquin Miller.

Deutsch von **Joh. H. Becker.**

Ein Renner? Die Wette ist sicher! 's ist so
Doch blind, wie ein Maulwurf! Ho, Paché, oho!
Ihr würdet's nicht glauben, seht Ihr ihn da!
Doch so ist's! Wollt Ihr wissen, wie es geschah?

Wir lagen im trockenen Grase und Klee,
Der deckte den Boden als graubraune See
Und streckt sich 'gen Norden, 'gen Süden, 'gen West
Bis zum Brazos; dort stand unser heimisches Nest,
Unsere Jägerhütte, in die ich die Braut
Wollt bringen, mein schwarzbraunes Mädchen traut.
Wir entführten sie aus dem Comanche Zelt
Und ein Nachtritt bracht uns schon weit über's Feld,
Wir ruhten, bis wieder die Nacht niederfällt.

Wir lagen im Grase, ich hielt ihre Hand;
Der Blick uns'rer Augen uns innig verband;
Ihr Haar fiel hernieder in üppiger Fluth
Auf rothwarmen Busen, erwogend in Gluth.
Der Druck ihrer Hand war so fest und so warm;
Gefärbt war wie sonngebräunt Gras ihr Arm;
Ihr Wort mir so sanft wie Lautenschlag klingt,
Wie die Turteltaube ihr Liebeslied singt,
Beladen mit herzlicher, süßerer Wonne
Als Bienen sie sammeln im Scheine der Sonne.

Wir ruhten im Gras tief, auf ebenem Feld,
Der Revels, mein Kam'rad und ich und die Maid.
Es stand der Klee dicht, und der Himmel war blau,
Und weitgewölbt ruht er auf bräunlicher Au.
Und auf ihr ruhte warm der Sonne Strahl:
„Volle vierzig wohl war der Meilen Zahl
Des Rittes, gemacht zur nächtigen Zeit.
Wenn die rothen Comanches uns nachgestellt,
So bleiben die Teufel wohl hart auf der Spur,
Gut wär's, es fiel wieder die Nacht auf die Flur!"
So brummte der alte Revels und blickt
Zur Sonne, den Lasso in seiner Hand.
Da stutzt er auf einmal, schaut um sich gespannt,
Schnell nieder zum Boden das Ohr er drückt,
Aufspringt er alsbald und mit düsterem Blick,
Es sträubt sich sein Bart und sein Auge erglüht,
Anhob er gebieterisch zur Maid und zu mir,
Der Schall seiner Stimme klang laut wie ein Horn:
„Die Lasso's gerafft! auf's Pferd und entflieht!
Entfliehet dem nahenden Todesgeschick,
Und reitet um's Leben, ist's Leben Euch werth!
Die Flur ist entbrannt im feurigen Zorn,
Die Steppe in Flammen, ich höre der Pferde
Getrampel, die jagende, rasende Herde
Der Büffel naht brausend wie Brandung des Meers,
Auf uns fällt der Anprall des wüthenden Heers,
So naht sich der Sturm und wirft Palmen zur Erde!"

Wir packten die Lasso's, die Sättel und Zügel,
Auf warfen wir sie und schnallten sie dicht,
Und schnallten sie fest, bis der Leibgurt gespannt;
Wir warfen die Decken hinweg und das Band
Gefalteter Schärpe, der Gürtel, von Gold
Rothgefleckt, ward gelöst, und der schützende Colt,
Der Gefährte von Jahren, die Tücher von Seide
Und alle Gewänder hinsanken zur Erde.

Wir sprangen nackt bis zur Haut auf die Pferde,
Entblößt wie ein Kind, neugeboren zum Licht.
Ohne Worte zu machen, die Füße im Bügel
In der Richtung zum Brazos jagten wir fort,
In der Richtung zum Flusse, dem schirmenden Hort,
Im Wettlauf für's Leben, zum Kampf mit dem Tod,
Der uns nachflog im flammenden, glühenden Roth,
Der uns folgte, ein tosendes, wildes Heer,
Ein Fluthen wälzendes Feuermeer,
Getrieben vom Sturm, der von fern' aus der Haide
Herstürzet in Wuth und Vernichtung uns droht.

Kein wimmerndes Wort von den Lippen uns fiel;
Kein Kuß von der Braut, kein Blick und kein Ruf
Der Liebe trieb an; wir jagten durch's Land
In stätiger Ruh, auf die Mähnen gebückt,
In den Weichen den Sporn, und am Zügel die Hand;
So Seite zur Seite ritten wir drei.
Lautschnaubend, ausgreifend, mit eilendem Huf
Hinflogen die Pferde, zu Boden gedrückt.
Keine Zeit war's für Worte! 's stand Leben im Spiel;
Und gering war, glaubt mir, die Aussicht dabei.

's ging Nase an Nase! Vom Tritte der Pferde,
Der flücht'gen, erklang die geborstene Erde
Und der Schaum flog von Nacken und Seiten umher
Wie im Sturmesgebrause die Gischt auf dem Meer.
Zwanzig Meilen! — bald dreißig! — ein dunkeler Fleck
In der Ferne sich zeigte, wird länger, der Fluß
Ist in Sicht, und ich gab ihm den freudigen Gruß.
Hoch stand ich im Bügel, zur Seite ich blickte
Und blickte zurück, denn Revels war weg.
Ich sah sein Pferd straucheln, sein Haupt fiel hinab
Auf die Brust, die dicht an die Mähne sich drückte,
Als ihm gierig sich nahte das Ungeheuer,
Das schnelle, das flücht'ge, rothzüngelnde Feuer.
Zur Rechten von ihm und links jagt das Heer
Der haarigen Büffel, die Brandung im Meer'
Der Flammen, die enger und enger sie drängten.
Er ritt dicht an der Seite des zottigen Stiers,
Des Königs der Herde, dess' Mähne und Fell,
Voll Staub und voll Schweiß und voll Asche dick dampfte,
Der in rasender Flucht den Boden zerstampfte.
Er tobte und schnaubte in grimmiger Wuth,
Gestachelt von blendender Hitze Gluth,
Unheimlich starrten die Augen des Thiers,
Und die Hörner, die spitzen, die vorwärts sich zwängten.
Ich sah's nur im Flug! Denn in's feurige Grab
Sank Revels, der Alte, mein Jagdgesell.

Nun blickt ich zur Linken, — und Schulter, Hals, Nase
Sank langsam, doch stetig zurück und zurück.
Durch tiefschwarzer Haare hinfliegenden Schleier
Gab den Blick sie mir wieder, so innig und theuer
Voll Sehnsucht und Liebe, verzweifelt, zugleich
Voll Mitleid für mich als der Rauch sie umgab,
Und züngelnd die Flamme den Haaren sich naht.
Erschöpft schwankt ihr Roß; matt fielen hinab
Seine Ohren, gespitzt; stramme Sehnen, wie Draht
Angespannt, wurden schlaff wie vom tödlichen Streich.
Auf den wackeren Paché noch warf sie den Blick
Voller Freud', denn sie hatte ihn selbst mir gebracht
Als vom Vater sie floh in der vorigen Nacht.
— In Süd Santa Fé, beim Wettlauf der Pferde
Gewann er den Einsatz, 'ne ganze Herde,
Denn er jagte in fliegender Eile durch's Feld
Als Liebe mich innig mit ihr vereint,
— 's war ihr Vater, mein Nachbar und grimmigster Feind,
Ein Herrscher des Stammes als Häuptling der Krieger; —
Da bracht' sie dies Pferd aus dem Heimatszelt
— Gewonnen hät's Niemand mit Lust noch mit Geld; —
Zu Revels und mir in gefährlicher Flucht.

Digitized by Google

Und lächelnd im Scherz, als fiel's ihr grad ein,
Verlangt sie, daß ich allein, ganz allein
Sollt reiten den langbeinigen Pachó, den Flieger.
Wenn dann die Verwandten zu folgen gesucht,
Entkäme ich sicher, und ohne daß Blut
Vergossen, und würd' auch sie wieder gefangen,
Sie hielte zu mir doch mit treuem Muth.
Beim Wechsel des Mondes sollt ihrer ich dort
Am Brazos nur warten, hin würd' sie gelangen. —
Als jetzt sie zurückblieb und niederfiel
In's Feuermeer, warf sie den zärtlichsten Blick
Noch einmal auf mich mit heißem Verlangen:
Ich sollte mich retten! Doch sprach sie kein Wort.
Nicht mit Blick noch Geberde hielt sie mich zurück
In der schrecklichen Flucht nach dem rettenden Ziel.

Und es prasselt das Feuer rings um mich. Erschütternd
Wie Donner erklang das Gebrülle der Stiere,
Geblendeter, flammengehetzter Thiere,
Das Feuer umspielt sie, ergreift sie, die zitternd
Und zuckend an brennenden Küssen verenden,
Ihr Leben in Klagen und wimmernd vollenden,
Wie an felsigen Strand schlägt dröhnend die Fluth.
Hinunter zum Brazos nun ritt ich allein,
Ganz allein, mein einz'ger Genosse ein Pferd
Das blind, und zur Haut versengt von der Gluth.
Und wir klommen zur Zeit, als die schreckliche Herd'
Ihre Tausende wälzte in's Wasser hinein,
Bis gehemmt war der Strom und wirbelnd im Lauf
Sich drehte, am anderen Ufer hinauf.

Den Pachó verkaufen? Ich sage Euch, Freund,
Ihr war't Gast viele Tage in meinem Zelt,
In der einsamen, wilden Grenzerwelt,
Denn rauh war der Pfad, der Comanche war nah!
Aber macht Euch jetzt fort! Für uns Beide vereint
Hat nicht Platz mehr das Zelt! Glaubt ihr Skribbler etwa,
Ein alter Gebirgsmann hab' gar kein Gefühl?
Euch Pachó verkaufen! Für'n Sack voll Gold!
Ihn zeigen! Geschichten erzählen! Ihr wollt?
Blind und alt, und er trug mich aus Flammengewühl!
Nun packt Eure Wäsche, und scheert Euch sogleich
In die Stadt, die gelobte! Der Teufel hol' Euch.

Sommerliche Briefe.

Der Dichter.

Sie erinnern sich, meine verehrte Freundin, des schönen Dramas „Anna und Diego" oder „Vorwitzige Neubegier". Es war eine traurige Geschichte. Don Diego hatte in Erfahrung gebracht, daß einer seiner Diener, Juan geheißen, das Schlafzimmer seiner Frau zu ganz ungehörigen Zeiten und Zwecken betreten hatte:

„Viele lange Schäferstunden
Hat er, mit Genuß verbunden,
Just in ihrem Schlafgemacht
Schon seit Monden zugebracht;"

und mit dem entsetzten Aufschrei:

„Scheinst zwar eine Engelgleiche,
Doch ich kenne Deine Streiche!"

hatte sich Don Diego auf Anna gestürzt und auf sie losgestochen. Als sie entseelt zu Boden gesunken war, war die Wahrheit heraus gekommen, daß nämlich besagter Juan sich gar nicht mit Diegos Frau, sondern mit deren Zofe mit Genuß verbunden hatte. Die Verzweiflung des Gatten war natürlich groß gewesen:

„Ach was hab' ich denn verbrochen,
Daß ich blind nach Dir gestochen!"

Aber der Himmel hatte ein Einsehen gehabt, Anna war wieder zu sich gekommen:

„Ach wie war mir denn zu Sinne,
Stach mich eine gift'ge Spinne?"

und darauf war die Versöhnung erfolgt.

Der Dichter dieses Dramas, G. A. B. Schmidt-Sommerfeld, war mir unvergeßlich geblieben, und als ich neulich zufällig las, daß außer diesem Drama vor längerer Zeit auch Gedichte von demselben Verfasser in Münsterberg in Schlesien, in der Paul Schröter'schen Buchhandlung, erschienen seien, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mir dieselben sofort kommen zu lassen.

Nun, meine Verehrteste, ich bin etwas enttäuscht! Es ist wahrscheinlich mein Fehler. Meine Ansprüche waren übertrieben. Aber schon der Umfang des Bandes erschreckte mich. Er zählt nicht weinger denn 375 Seiten. Viele der Gedichte sind sehr lang und nicht alle vermögen uns durch die Bedeutung des Gedankeninhaltes oder ihre vollendete Form zu fesseln. Aber nach einer Seite hin vermögen sie doch unser Interesse lebhaft in Anspruch zu nehmen: in dem Drama lernten wir nur eine unpersönliche dichterische Gewalt kennen; über den Menschen, dem diese schaffende Kraft innewohnt, konnten wir uns nicht einmal Vermuthungen hingeben. Hier aber, in diesen Gedichten, verkörpert sich das Wesenlose; es gewinnt Fleisch und Blut; es tritt leibhaftig vor uns hin; es entschleiert sich. Hier gestattet uns der Verfasser den Einblick in seine Dichterseele, hier macht er uns vertraut mit den Verhältnissen seines Lebens, mit den Auffassungen, die er gewonnen, mit seinen Liebhabereien, mit seinen Erlebnissen; und was wir nicht aus den Gedichten selbst erfahren, das ersehen wir aus der Widmung.

Die Gedichte sind nämlich einem Freunde gewidmet, den er überhaupt mit Wohlthaten überhäuft. Denn ein Jahr vor dem Erscheinen des stattlichen Bandes hat er diesem schon, wie er uns anvertraut, sein Bild geschickt und nun, mit dieser Gedichtsammlung, überantwortet er ihm, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, sein „eigentliches Selbst". Von diesem „eigentlichen Selbst" sagt er: „Ich erachte es weit schöner, als mein Aeußeres, das eben gar nicht sonderlich von Schönheit strahlt." Die Gedichte sollen den Verfasser von der rechten Seite zeigen, das Bildniß hingegen sei nur aufzufassen als die „Kehrseite, d. h. als ein mangelhafter Ausdruck meines Wesens". Diese Definition der Kehrseite ist mir allerdings neu, aber ich finde sie ungemein zutreffend; und ich bitte Sie inständig, mir noch einige Augenblicke Gehör zu schenken und mir nicht gleich den mangelhaften Ausdruck Ihres Wesens zuzuwenden.

G. A. B. Schmidt-Sommerfeld, der an dem mangelhaften Ausdruck seines Wesens also nicht sonderlich von Schönheit strahlt, ist in der Mark Brandenburg geboren, lebt in Schlesien, woher auch seine Eltern stammen, spielt die Bratsche, liebt, trinkt gern Chocolade, hat sich in Kopenhagen eine Dose gekauft, schnupft, verachtet das Geld und die Prüderie, hält nicht viel von Gellert, Lessing und Spinoza, verehrt Goethe, ist von den Berlinern nicht sehr erbaut und dichtet.

Das Alles erfahren wir aus seinen Gedichten. Gehen wir also chronologisch vor!

Wenn auch die Städte des alten Griechenlands um die Ehre, Homer geboren zu haben, in heftigem Streite entbrannten, den deutschen Provinzen wird dieser Streit um die Geburt ihres Dichters Schmidt-Sommerfeld jedenfalls erspart bleiben. Er selbst hat dafür gesorgt.

„Ich liebe dich, mein Brandenburg;"

und er fügt hinzu:

„Ist dieses meiner Liebe Grund,
Daß ich in dir geboren bin?"

Kein Zweifel also, er ist Märker. Für seinen jeweiligen Aufenthalt in Schlesien spricht schon der Verlagsort seiner Gedichte; außerdem auch ein officielles Actenstück. Auf S. 84 findet sich dies Gedicht, „das Testament" betitelt, und da heißt es:

Digitized by Google

„Meinen Kopf begrabt im Märkersand
Und mein Herz im lieben Schlesierland,
Was noch übrig, das vertheilt sogleich
In das ganze, große deutsche Reich."

Was mag da auf Sie Aermste, die Sie in einer der neu annectirten Provinzen wohnen, kommen?

Wir Berliner erhalten den Kopf des Dichters; und das ist um so begreiflicher, als der Dichter für die Hauptstadt des Reiches, der er allerdings als „Pflegerin des Geistes" auch einige Liebenswürdigkeiten sagt, keine übertriebene Schwärmerei zu hegen scheint. Auf S. 60 heißt es in dem Gedichte „der Berliner Leiermann":

„Erhabnes in den Staub zu zieh'n,
Ist des Berliners Kunstbemüh'n!
In Kneipen, Stuhl an Stuhl geschaart,
Vergnügt sich die Berliner Art.
Man raucht und trinkt sich einen Spitz
Bei beißendem, gemeinem Witz."

So etwas liebt Schmidt-Sommerfeld nicht. Was er liebt ist: alter Wein, junge Weiber und Chocolade. Beweis in dem Gedichte „Greif zu!" Seite 64 heißt es:

„Die Liebe, die Reben arzneien den Leib,
Drum hurtig nach Beiden gehascht,
Der greisende Wein und ein jugendlich Weib
Verdienen, daß man sie benascht."

Zum Glück kommt der Dichter über das Benaschen nicht hinaus. Ein anderer Verliebter — so ein Verliebter gewöhnlichen Schlages — pflegt, wenn er der Geliebten gedenkt, die unsinnigsten Wünsche zu hegen. Er möchte sie an sein Herz drücken, er möchte an ihrem Busen ruhen, ihr Wangen, Mund und Stirn küssen und wie sich die verliebte Narrheit sonst noch zu äußern pflegt. Unser Dichter aber ist anspruchsloser, er will sich nur in ihre Haare setzen. (Seite 99):

„O wär' ich doch ein leichter Wind,
Du liebes, liebes, schönes Kind!
Ich setzte mich in deine Haare
Und streichelte die gold'ne Waare."

Darauf kann es auch die sittsamste Maid ankommen lassen. Was ist denn dabei, daß man sich ein bischen in ihre Haare setzt? Ueberhaupt ist unser Dichter ganz der Mann, dem sich ein junges Mädchen ganz vertrauensvoll nähern darf, und es ist nicht zu besorgen, daß er jemals sich wegen Meineids von fünf Wiener Geschwornen gegen sieben freisprechen zu lassen brauche. Bisweilen sieht die Sache zunächst etwas bedenklich aus; so wenn er uns in „das Gartenhaus" führt (Seite 112), wo wir ihn und sein Liebchen in einer etwas verfänglichen Situation erblicken.

„So wunderlieblich wie sonst nie
Erglänzte Schlesiens Gefilde,
Das Liebchen saß auf meinem Knie,
Der Juni war so maienmilde."

Aber zur rechten Zeit lenkt er wieder ein, indem er fortfährt:

„Wir schlürften süßen Labetrank
Und theilten alle besten Bissen,
Wir herzten uns wohl stundenlang
Mit reinem christlichen Gewissen."

Alles in Ehren! Abgesehen von der moralischen Tendenz berührt mich in diesem Gedicht noch angenehm die liebevolle Uneigennützigkeit, die aus demselben spricht. Wie mancher Liebende hat beim Essen die trostlose Wahrnehmung gemacht, daß ein zärtliches Kind, dem er ein frugales Abendbrod vorzusetzen beabsichtigt, sorglos und ohne alle Rücksicht auf das Portemonnaie die ganze Speisekarte herunter ißt und dem Liebenden immer die größten Happen wegnimmt; hier aber hat man die freudige und beruhigende Empfindung, daß Beide satt werden, und daß sie die besten Bissen redlich theilen. Auch die Chocolade, für die der Dichter besonders schwärmt, wird gemeinschaftlich getrunken. Aus diesem reizenden Chocoladenliede (Seite 68 und 69) möchte ich doch einen größeren Auszug mittheilen:

„Jedweden erfreuen Genüsse,
Genießet sie gerne mit Ruh',
Ich lobe mir immer das Süße,
Kommt kräftige Würze hinzu.

Drum liebt ich von je Chocolade
Vor allen Getränken zumeist,
Die gleich eines Liebchens Genade
Dem Liebling sich lieblich erweist.

Sie gleichet den Küssen der Liebe,
Alsbald sie die Lippen berührt,
Die schlürfen wie durstige Siebe
Oft reichlicher als sich gebührt.

Drum lieb ich dich heiß Chocolade,
Dich lebenversüßenden Trank,
Wenn's Täßchen geleert, o wie Schade!
Dann weiß ich dem Füllenden Dank.

Und wenn ich mein Schätzchen mir lade
Zu gastlichem Liebesverein,
Dann trinken wir froh Chocolade
Auf unserer Liebe Gedeih'n.

Dann malt sich auf Schätzeleins Lippen
Ein Bärtchen von bräunlichem Naß,
Dann wird Chocolade zu nippen
Mir wahrlich zum lieblichsten Spaß.

Schon Lucrez sagt, daß uns an der Geliebten Alles hold erscheint.

„Ja selbst die Mängel werden Tugenden:
Die Bleiche gleicht an Weiße dem Jasmin,
Die Mohrenschwarze ziert ein warmes Braun."

So sagt Lucrez. Weshalb sollte da nicht auch der Dichter den nassen bräunlichen Chocoladenbart an den Lippen seiner Geliebten reizend finden? Weshalb sollte er nicht das Bedürfniß fühlen, die Chocolade auf diesem indirecten Wege zu genießen? Ich gestehe, daß ich sie allerdings lieber aus Tassen trinke. Aber Jeder hat seine Liebhaberei.

Als eine der charakteristischen Eigenschaften unseres Dichters habe ich schon hervorgehoben, daß er in uns, seinen andächtigen Lesern, durch Vorführung von gewissen Situationen und durch gewisse Schilderungen zunächst die Besorgniß hervorruft, es möchte irgend etwas geschehen, was ein sittsames Gemüth beängstigen könnte; daß er uns dann aber durch irgend eine überraschende Wendung von der absoluten Unverfänglichkeit seiner Dichtung gründlich zu überzeugen versteht und uns nur narrt, der lose Schalk, der!

Bei der Schilderung seiner Reise nach Kopenhagen (Seite 129 u. f.) überkam mich zunächst die eben geschilderte Besorgniß. Wenn ich mitten in der Lectüre aufgehört und eine heranwachsende Tochter gehabt hätte, so würde ich es für rathsam erachtet haben, das Buch sorgfältig zu verschließen. Urtheilen Sie selbst!

Der Dichter wandert durch die Straßen von Kopenhagen und bleibt vor einem prächtigen Hause stehen.

„Das strotzt von Silber, Gold und Edelstein,
Sah kaum so was mein Lebetage;
Mir winkt ein kleines Holdchen, soll hinein,
Nun denkt euch meine selt'ne Lage.

Das feine Dirnchen winkt in einem fort,
Ein wundervolles Seelandmädchen.
Ich überlege, sie winkt immerfort,
Ich ward' gefügig wie ein Drähtchen.

Digitized by Google

In Augensprache war sie Meisterin,
Die sprech' ich manchmal auch ein wenig,
Verstand daher der stummen Worte Sinn,
Ein Flehen war's gar unterthänig."

Erlauben Sie gütigst! So ein kleines Holdchen, das immerfort winkt, man soll hinein kommen, und das sich auf die Augensprache versteht, — ich gehöre nicht zu den Menschen, die gleich das Schlimmste denken, aber . . . Aber weiter!

„Das Dirnchen sprach: „Ich bin in Klosters Haft

Wir kennen solche Klöster!

Verfehle den Beruf der Weiber,

Na, na!

Hier drinnen schwindet alle Jugendkraft
Der noch so minniglichen Leiber.

Sei du mein Retter und dein lieber Schatz
Will ich in Zukunft treulich werden.
Ach kauf mich frei, o wag' den theuren Satz,
Ich lind're dir das Leid der Erden."

Süß Mädchen, sagt' ich, schaust so hold, es sei!
Dein Unglück führt beredte Sprache,
Ich rette dich, und ob dich hier ein Dei
Bewacht, ob gar ein grimmer Drache.

Gesagt, gethan. Ich drang zu ihr hinein,
Drin fand ich's nicht so ungeheuer;
Mein heißes Werben mochte Ursach' sein,
Der Kaufpreis war nicht allzutheuer.

So war die zarte Kleine mein, wer kann
Mein seltsam Minneglück beschreiben!
Vor Freude stumm sah sie mich lächelnd an,
Ich flüsterte: Will treu dir bleiben.

Ich streichelte dann sanft die weiße Stirn
Dem lieben, schönen, blanken Wesen,
Und ging zu Schiff mit meiner schmucken Dirn,
Welch' frohe Fahrt ist das gewesen.

Die Holde ruhte stets an meiner Brust
Als ihrem liebsten Ruhekissen,
Wie duftete ihr würz'ger Hauch, o Lust,
Nichts Holdes ließ sich da vermissen.

Als wir nun ankerten am Oderstrand,
Da rief ich froh: Willkommen binnen!
Feinliebchen sieh, das ist mein Preußenland,
Bald werden wir Berlin gewinnen."

Jetzt hat die Sache allerdings schon ein etwas weniger besorgliches Ansehen gewonnen, aber für einen königlich preußischen Seminarlehrer — Sie erinnern Sich, daß Herr G. A. B. Schmidt-Sommerfeld diese Würde bekleidet — erscheint sie mir noch immer etwas riskirt und muselmännisch-vielweiberisch angehaucht. Da kommt auf einmal die Auflösung.

„Und fragt man nun: Wer ist die werthe Maid,
Die du gefreit zu heit'rem Loose?
So ist die Antwort: Leute seid gescheidt,
Hier meine kleine Silberdose!"

Hahaha! O über den Schelm! Es ist zum Todtlachen! Wie man sich doch irren kann! Sie dachten schon — nicht wahr? Ehrlich gesagt, ich auch. Nun sehen Sie blos, wie uns der lose Schalk gefoppt hat! Er schnupft, weiter nichts! Das ist die Lösung des Räthsels.

In einem eigenen Liede (Seite 283) besingt er das Schnupfen als: „noble Passion". Indem er sich an die Damen wendet und sie inständig bittet, das Schnupfen nicht zu tadeln, sagt er:

„Ihr liebt doch sonst ein Räucherkerzchen
Und feine Flaschen voll Parfümerie,
Warum verdrießt euch, liebe Herzchen,
Wenn wir nach gleichen Dingen trachten; wie?

Ist Dose oder Westentäschchen,
Wenn sie mit würz'gem Wohlgeruch erfüllt,
Was anders als ein Düftefläschchen?
Dem Duft ist gleich, was immer ihn umhüllt."

So schroff möchte ich das allerdings nicht hinstellen. Die Bewohner von Berlin wissen wenigstens zwischen den verschiedenen Umhüllungen der Düfte einen Unterschied zu machen, und es ist ihnen nicht gleichgültig, ob dieselben der Glasflasche mit der bekannten Kölner Firma oder den nächtlings im langsamsten Tempo über das Pflaster rumpelnden Fuhrwerken entströmen; aber wir wollen uns darüber nicht streiten.

Zuguterletzt will ich noch einige Sinnsprüche aus den „Gedichten" ausziehen, welche uns mit der Weltanschauung des Verfassers näher bekannt machen. Ueber „das Geld" sagt der Verfasser auf Seite 36—38:

„Das Geld ist Potentate
Im großen Weltenstaate.
Zur blitzenden Medaille
Wird's jeglicher Canaille.
Die Bildung zu verwerthen,
Macht Künstlern und Gelehrten
Von neuem bange Sorgen,
Da gilt es Geld zu borgen!

Ueber die Prüderie (Seite 48):

„Kennt ihr die schlimmste Buhle?
Das ist die Prüderie,
In ihrer Teufelsschule
Wird man zum dummen Vieh.
Sie spricht nicht gern von Hosen
Und liebt doch sehr den Frack,
Sie schilt die Anstandslosen
Und ärgert den Geschmack."

Auch seine Ansichten über Literatur und Kunst sind interessant. In der Einleitung zu seinen Fabeln heißt es (S. 120):

„Und wünscht ihr verrostetes Eisen und Messing,
So wisset: mich kümmert nicht Gellert noch Lessing."

Wer also weder Eisen noch Messing verlangt, sondern sich nach ehrlichem Blech sehnt, der kommt bei Schmidt-Sommerfeld vor die rechte Schmiede. Auf Gellert und Lessing ist er überhaupt nicht gut zu sprechen. In einer seiner Fabeln sagt der Windhund (Seite 130):

„Der Lessing, der speist mit prosaischen Brocken,
Und Gellert ist wässrig und dennoch so trocken."

Noch schlimmer wird Spinoza behandelt, für den der Dichter eine seiner verächtlichsten Wortbildungen ersinnt, er nennt ihn einen „Philosophenbrillenjuden" (Seite 192). Dagegen steht Goethe bei ihm in hoher Gunst und in liebenswürdigster Bescheidenheit behauptet er, daß seine Dichtungen im Vergleich zu den Goethe'schen kaum der Rede werth seien (Seite 136).

„Auch meine Geschreibsel, die sind nur Quark,
Gedenk ich deiner Lili Park."

Ich glaube, ich brauche mich nicht bei Ihnen zu entschuldigen, wenn ich hier abbreche. Zur Höhe seines Dramas hat sich Schmidt-Sommerfeld in den „Gedichten" nicht aufgeschwungen, und deswegen ist es auch mir nicht möglich gewesen, für diese Gedichte bei Ihnen dieselbe Theilnahme hervorzurufen, die ich so glücklich war, für das wunderbare Geschick der Donna Anna bei Ihnen zu erwecken. Zudem ist die Hitze unerträglich. Ihr

Digitized by Google

Scharfblick wird diesem Briefe die Denkfaulheit und Schreibträgheit des Verfassers anmerken, und Ihre Nachsicht wird diese unheimliche Wirkung der Hundstagsschwüle verzeihen.

Wie immer

Ihr

Paul Lindau.

Der „Salon" von 1876.

Schlußbetrachtung.

Seit meinem letzten Berichte ist der „Salon" geschlossen worden, viel zu früh nach der Meinung der Kunstliebhaber und Reporters, die sich mit der Prüfung des gewaltigen Materials hetzen mußten, ohne es ganz bewältigen zu können. Es geht mit den Bildern und Sculpturen wie mit den Erzeugnissen der dramatischen Literatur und der Musikcomposition. Das einmalige Anhören einer Oper oder eines Schauspiels genügt nicht, um über deren inneren Werth in's Klare zu kommen. In den meisten Fällen ist der erste Eindruck nicht stichhaltig. Bilder und Sculpturen muß man ebenfalls öfters gesehen und geprüft haben, ehe man zu einem endgültigen Urtheil gelangt. Bei jedem Besuche des „Salons" wird man gewahr, daß man ein vorzügliches über ein mittelmäßiges Werk übersehen hat, welches uns durch lebhaftes Colorit oder durch die Macht eines interessanten Sujets bestochen hatte.

Ich hätte demnach meinen vorangegangenen Berichten noch Vieles nachzutragen; muß mich jedoch, aus Rücksicht auf den mir gestatteten Raum, auf eine Auswahl der vorzüglicheren oder vielbesprochene Werken in meinen gesammelten Notizen beschränken. Zu den letzteren gehört das von clericalen Blättern als Meisterwerk ausposaunte Bild von Maignan: „Friedrich Rothbart zu den Füßen des Papstes". Diese Gunst verdankt das mittelmäßige Werk nur der Wahl des Stoffes, dem sich leicht eine politische Tendenz und Anspielung auf die gespannten Beziehungen des deutschen Kaiserreiches zum päpstlichen Stuhle unterstellen läßt. Ich kann nicht glauben, daß dieselben Rücksichten die Jury bestimmt hatten, dem Autor eine Medaille 3. Klasse zu ertheilen, wie von vielen Seiten behauptet wird; auffallend ist aber eine solche Auszeichnung jedenfalls, die eine Menge leer ausgegangener Bilder besser verdient hätten. Die historische Episode, die der Autor schildern wollte, gestaltet sich in der von ihm beliebten Auffassung zu einer pomphaften Theaterscene, in welcher die Comparsen das große Wort führen. Von den beiden Hauptpersonen bekommt man nichts zu sehen als den gekrümmten Rücken und ein Stück rothen Bartes des auf dem Steinpflaster vor der Aufgangstreppe zu der Kirche des hl. Marcus in Venedig in demüthiger Stellung knieenden Kaisers. Vom Pabst Alexander III., der oben im Hintergrunde des großen Portales thront, kann man nur nebelhafte Umrisse wahrnehmen. Das Hauptinteresse, welches das Bild bieten konnte, geht also verloren. Man kann weder den Ausdruck von der Gemüthsstimmung des im Innern durch die ihm auferlegte Demüthigung grollenden Kaisers, noch die triumphirende Miene des Statthalters Christi wahrnehmen. Maignan ist der Schwierigkeit einer charakteristischen Darstellung, der er sich vielleicht nicht gewachsen fühlte, ans dem Wege gegangen. Er hilft sich mit einem Citat, welches die Bedeutung der Scene zum Verständniß bringen soll. Es lautet: „Der Papst erwartete den Kaiser unter dem Thore der Kirche St. Marcus. Der Kaiser fiel vor ihm auf die Knie und der Papst sprach: „„Gott hat gewollt, daß ein Greis und Priester über einen mächtigen und fürchterlichen Kaiser triumphire"". Zu beiden Seiten der Aufgangstreppe sind, ein Spalier bildend, geharnischte Ritter mit Fahnen und Krieger mit Hellebarden aufgestellt. Von der Geistlichkeit ist nur ein Mönch mit brennender Wachskerze bemerkbar. Die nichts sagenden Gesichter der ganzen Umgebung verrathen auch nicht die mindeste Spur von Theilnahme an der Handlung. Die Anwesenheit des Mönches mit der brennenden Kerze ist nicht erklärbar, folglich überflüssig. Seine passiv stupide Physiognomie stempelt ihn zu einem bloßen Figuranten, der auch durch einen Candelaber recht gut hätte ersetzt werden können. An dem ganzen Bilde, das weder dramatische noch charakteristische Elemente aufzuweisen hat, ist nichts hervorzuheben als die geschickte Behandlung der grandiosen Architektur vom Kirchenportal, und allenfalls die Darstellung der glänzenden Waffen, Rüstungen und die bunten Standarten der Ritter. Es ist eine Decorationsmalerei, die auf die Bedeutung des historischen Genres Anspruch machen will. Das Publicum theilte auf keinen Fall die Ansichten der Geistlichkeit und der Jury über das tendenziöse Bild; es blieb ganz unbeachtet.

Tony Robert-Fleury wird seit lange schon zu den Koryphäen der französischen Maler gerechnet und hat fast eben so viel Auszeichnungen wie sein berühmter Vater erhalten. Er versteht sich auf dramatische Effecte und besitzt eine ausgezeichnete technische Fertigkeit; vom Colorit aber hat er kein Verständniß und scheint die Beredtsamkeit der Farbe nie begriffen zu haben. Die Scala seiner Abstufungen in der Farbe ist sehr beschränkt und bewegt sich zwischen Grau, Gelb und Braun. Dies bringt eine Monotonie in seine Bilder, was sehr zu bedauern ist, denn er ist ein vortrefflicher Componist und versteht seinen Figuren einen mit der Handlung analogen Charakter zu geben. Wenn er seine Cartons — seine Bilder stellen überhaupt nichts anderes vor — von einem geschickten Coloristen ausführen ließe, so würde er deren Werth verzehnfachen. Er hat diesmal ein ergreifendes Melodrama in großem Format vorgeführt, das beim großen Publicum einen außergewöhnlichen Erfolg errang. Dem Commentar im Katalog zufolge ist das Motiv der Periode aus der großen Revolution entlehnt. Bis zum Jahre 1795 herrschte noch der barbarische Gebrauch in den Irrenhäusern, die Kranken, ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit ihres Leidens, zu fesseln und mit eisernen Gürteln an die Pfosten ihrer Zellen anzuschmieden. Es war die sicherste Methode sie zur Raserei zu bringen. Als der menschenfreundliche Pinel zum Oberarzt in der Salpetrière vom Directorium ernannt wurde, erwirkte er sich eine Bevollmächtigung, die Irrsinnigen nach seiner Methode und unter seiner Verantwortlichkeit behandeln zu dürfen. Der Autor stellt die Scene dar, in welcher Pinel die Befreiung der Märtyrer von Ketten und Banden anordnete. Diese Operation wird im Vordergrunde im Beisein Pinels an einem jungen anmuthigen Mädchen vollzogen. Die Haltung und Geberde der Kranken drücken eine willenlose Resignation aus. Die Unglückliche, der soeben der eiserne Gürtel gelöst wird, scheint die Bedeutung der Procedur nicht begriffen zu haben, sie starrt theilnahmslos vor sich hin. Ein anderes junges Mädchen ist ihrer Ketten schon entledigt und hat die Wohlthat der Befreiung recht gut begriffen. Sie drückt ihre Dankbarkeit dafür dem Doctor knieend aus, indem sie seine Hand erfaßt und mit Küssen und Thränen bedeckt. Die Scene ist genial arrangirt und voll dramatischen Effects; sie würde auch für sich allein hinreichen ein interessantes Genrebild auszufüllen. Robert Fleury hat aber die Scene nicht zum Vortheil des Bildes ausgedehnt. Von beiden Seiten des Hofes sieht man angeschmiedete alte und junge Weiber mit verzerrten Gesichtern, deren Geistesstörung auf verschiedene Weise vortrefflich zum Ausdruck gelangt. Der Totaleindruck ist nicht erquicklich; einige davon gebärden sich ganz toll, während andere eine ungeheure Angst verrathen; man sieht lachende und zornige Gesichter, die zusammen ein wahres Höllenconcert aufgeführt haben mögen. Die Effecte sind nur zu sehr gehäuft und beeinträchtigen die Stimmung, indem sie die Aufmerksamkeit des Beschauers auf viele Details zersplittern. So wie es ist, kann das Bild mit allen seinen Mängeln zu den vorzüglicheren Schöpfungen des „Salons" gerechnet werden.

An Landschaften, diesem mit besonderer Vorliebe von den französischen Malern cultivirten Kunstzweige, hat es nicht gefehlt. Leider ist aber seit dem Tode Corots; Rousseaus, Millets und Cheintreuils kein wesentlicher Fortschritt bemerkbar. Die meisten Landschaften enthalten nur Variationen über längst bekannte, ausgeleierte Themas; viele geschickte Nachahmungstalente, aber

Digitized by Google

wenig neue schöpferische Ideen sind zum Vorschein gekommen. Selbst die beste mit einer Medaille 1. Classe prämiirte Landschaft: „Der Holzschlag im Walde von Sanlisse" von Leon Pelouse kann nur als eine glückliche Nachahmung der vortrefflichen Landschaft: „Buchenwald in Durehaven bei Kopenhagen" von dem schwedischen Maler Wahlberg, dem sie im vorigen „Salon" das Kreuz der Ehrenlegion eingetragen hatte, betrachtet werden. Pelouse konnte sich kein besseres Vorbild wählen. Er hat sich endlich aus seinen dornigen, mit Brombeersträuchen verwachsenen Gebüschen losgemacht, worin er eine gewisse Virtuosität erlangt hatte. Es war eine Ueberraschung für die Salonbesucher und seine Collegen, ihn mit einer lichten Waldlandschaft auftreten zu sehen. Die Landschaft, ohne auf Originalität Anspruch zu machen, ist richtig empfunden und übertrifft in Anlage und Ausführung Alles, was in diesem Jahre an Waldlandschaften geliefert wurde. Im Vordergrund sieht man einen Bauer mit dem Abästen eines gefällten Stammes beschäftigt. Der Waldessaum im Hintergrund ist mit kräftigen, schlanken Bäumen garnirt, deren Stämme und Gipfel eine freie Durchsicht auf eine anmuthige, von Hügeln begrenzte Landschaft gestatten. Die Silhouetten der Bäume heben sich von dem purpurnen Abendhimmel plastisch ab. Das Ensemble ist einfach und dennoch großartig durch die Stimmung, die darin herrscht. Dem jungen Künstler ist die Medaille 1. Classe wohl zu gönnen.

Ich glaube keine Unterlassungssünde zu begehen, wenn ich über den „Waldanflug" von dem einst so gefeierten Daubigny rasch hinweggehe. Diese übermäßig breite, monotone Fläche von grünem Gezweige, durch das weder ein Lichtstrahl noch ein Luftzug dringen kann, ist kaum eine Landschaft zu nennen und gehört in das Genre der Tapetenmalerei. Es ist hart, ein solches Urtheil über ein Werk von Daubigny fällen zu müssen; er hat sich aber offenbar überlebt.

Neu auftauchende junge Talente, wenn sie mit einem fertigen Kunstwerk auftreten, sind ihrer Seltenheit wegen besonders beachtenswerth. Zu diesen gehört ein junger Debutant August Pointelin, der es verstanden hat, seiner „Hochebene auf dem Juragebirge im Herbst" eine originelle Auffassung zu geben, was immer ein großes Verdienst unter den vielen Compositionen gleicher Gattung ist. Man wird sentimental gestimmt bei dem Anblicke dieser trostlosen Fläche, in der man nichts als verkrüppelte Bäume, verdorrte Sträucher und einzelne Haidekrautbüschel erblickt, die sich mühsam durch das Steingerölle an das Tageslicht durchgearbeitet haben. Das Ganze ist kühn entworfen, poetisch gedacht und in der Ausführung erkennt man die routinirte Gewandtheit, die man einem Debutanten kaum zutrauen sollte.

Ich kann mich ebenso wenig mit der Aufzählung der vorzüglicheren Portraits befassen, deren Zahl nicht zu erschöpfen wäre. „Das Portrait" ist kaum noch als eine Specialität der Malerei zu betrachten. Die renommirtesten Meister der Historienmalerei, sowie die vorzüglichsten Genremaler liefern Portraits, weshalb es für einen speciellen Portraitisten so schwer wird, mit deren Leistungen zu concurriren und sich bemerkbar zu machen. Einem jungen Künstler Emil Renard ist es jedoch gelungen, mit einem Portrait, betitelt „Die Großmutter", die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Das Aufsehen, das er erregt, ist um so größer, als er sich einen Schüler von dem orthodoxen Akademiker Cabanel nennt. „Die Großmutter" ist nämlich eine vollständige Negation der akademischen Theorien vom Ideal. Das Bild stellt eine alte, ärmlich gekleidete Bäuerin in sitzender Stellung vor. Wenn die Gesichtsrunzeln, die eingefallenen, roth geränderten Augen und die abgemagerten Hände ihre Lebensgeschichte erzählen könnten, welche Summe von Drangsalen und Entbehrungen würde da zum Vorschein kommen. Sie scheint jedoch mit ihrem Schicksale ausgesöhnt zu sein; sie würde also auch nicht begreifen können, warum man sie mit so viel Theilnahme und Mitleid betrachtet. Der vorherrschende Zug in ihrem faltenreichen Gesichte ist eine unendliche Gutmüthigkeit. Die kleine ovale Schnupftabaksdose von Birkenrinde in ihrer Hand deutet darauf hin, daß sie noch nicht allen Lebensgenüssen entsagt hat. Die technische Ausführung steht mit der geistigen Auffassung auf gleicher Höhe. Und wenn nur eine Medaille zu vertheilen gewesen wäre, so mußte sie dem vielversprechenden jungen Künstler zufallen; er ist mit einer Medaille 3. Classe, wahrscheinlich zur Strafe für seine Abtrünnigkeit, abgefertigt worden.

Ich bedauere, daß mir für die Besprechung der besonders interessanten Bildhauerwerke des „Salons" so wenig Raum übrig bleibt. Die Maler mögen sich dagegen wehren wie sie wollen, es ist aber eine unbestreitbare Thatsache, daß die Sculptur in den letzten drei Jahren die Malerei an glänzenden Erfolgen überholt hat. Die jetzt in Erz ausgeführte und auf dem Platz Montholon aufgestellte „Gloria victis" von Mercier und die für das dem Andenken Reignaults und seiner im letzten Kriege gefallenen Kunstgenossen in der Ecole des beaux arts zu errichtende Denkmal bestimmte Statue der „Jugend" von Chapu sind so großartige Schöpfungen, daß man sie für Vorläufer einer neuen Kunstperiode, ähnlich der Renaissance, ansehen kann. Die beiden Statuen von Paul Dubois, wofür er die große Ehrenmedaille erhalten hat, stehen an Kunstwerth den beiden angeführten Werken nicht nach, und legen Zeugniß dafür ab, daß die neue französische Schule wacker fortgeschritten ist und keine Concurrenz zu scheuen hat. Dem großen Publicum imponiren die beiden Schöpfungen Dubois' vielleicht weniger als die vorhergenannten, weil sie keine Handlung, sondern nur allegorische Symbole repräsentiren. Paul Dubois war beauftragt, für das dem General Lamoricière in der Kathedrale von Nantes zu errichtende Denkmal vier Statuen in sitzender Stellung anzufertigen. Die beiden ersten sind, in Gyps ausgeführt, im „Salon" aufgestellt worden. Die eine davon symbolisirt den „kriegerischen Muth" und ist durch einen jungen Krieger in antiker Waffenrüstung dargestellt. Der junge Held, in dessen Zügen Entschlossenheit und Energie ausgedrückt sind, sitzt mit gekreuzten Beinen in einer erwartenden Stellung, eine Hand auf ein gewaltiges breites Schwert gestützt, während die andere auf dem Knie ruht. Er ist kampfbereit und wartet nur auf ein Signal, oder auf das Erscheinen des jedenfalls nahen Feindes, den sein spähendes Auge zu entdecken sucht. In der ganzen Haltung ist nichts Herausforderndes; in dem schön geformten Kopfe liest man klar das Selbstbewußtsein der inneren Kraft. So zeigt sich der echte männliche Muth im Zustande der Ruhe, den psychologisch darzustellen gewiß keine kleine Aufgabe war. Daß die Figur vortrefflich modellirt und alle Details mit vollkommener technischer Fertigkeit ausgeführt sind, braucht man bei einem Werke von Dubois nicht hervorzuheben. Die zweite Statue, oder vielmehr Gruppe, symbolisirt die „Mildthätigkeit" (charité) in einer jungen Bäuerin, die zwei Säuglinge auf dem Schoße hält und mit vorgebeugtem Kopfe und dem Ausdruck mütterlicher Zärtlichkeit betrachtet. Während das eine der Kinder an der keusch verhüllten Brust seinen Durst stillt, ist das andere in seliger Ruhe eingeschlafen und schmiegt sein Köpfchen an seine Pflegerin an. Es ist ein eigener poetischer Zauber über diese idyllische Gruppe ausgegossen. Paul Dubois hat sich nie zu solcher Höhe aufgeschwungen und endlich das Ideal erreicht, das er angestrebt hatte. Bei diesem denkenden Künstler ist die Form nur das Gewand seines Gedankens, während bei der Mehrzahl der bisherigen Bildhauerwerke keine psychische Idee zum Durchbruch kommt und es nur auf die Darstellung der mehr oder minder gelungenen plastischen Form abgesehen ist. Man braucht nur die Collection der alljährlich wiederkehrenden Nymphen, Amazonen, Göttinnen aller Art und verschiedener allegorischer Figuren zu überschauen, um gewahr zu werden, daß Alles auf die Nachahmung der antiken Modelle hinausläuft. Man sieht nichts als lauter emporgehobene Arme, theatralische Attitüden, wie sie den Tänzerinnen im Ballet einstudirt werden. Daran sieht man sich bald satt und das ist eben der Vorzug der neuen Richtung, daß sie den plastischen Gestaltungen eine ästhetische oder psychische Idee zu Grunde legt. Die correcte Modellirung, die Grazie der Haltung werden nur noch als nothwendige Elemente eines geistig durchdachten Werkes betrachtet.

In dieser Hinsicht verdient eine Gruppe unter dem Titel: „Die Versuchung" eine besondere Beachtung. Allar erzählt den

Digitized by Google

ersten Sündenfall nach seiner eigenen phantastischen Auffassung. Der Versucher ist nicht in der Gestalt einer Schlange, sondern in der eines jungen Dämons in Engelsgestalt dargestellt, der, wie es scheint, nicht viel Mühe hatte, die naive, vom Autor körperlich idealisirte Eva zu verführen. Sie nimmt den ihr dargereichten Apfel ohne Widerstreben und gleichsam unbewußt an. Dies widerspricht der biblischen Legende, denn es wäre hart, anzunehmen, daß uns wegen der unbedachten That das Paradies für immer verschlossen sein sollte.

Ich übergehe mit leichtem Herzen die Menge religiöser Statuen, denn keine einzige hat eine neue Idee zum Vorschein gebracht, und beschränke mich nur noch auf die Erwähnung der colossalen Statue von Lamartine von Falguière, die von der Stadt Mâcon bestellt worden ist. Der Kopf ist vortrefflich modellirt und man erkennt auf den ersten Blick den träumerischen Poeten, dessen Erlebnisse fast ebenso interessant waren, wie seine Werke. Ich weiß nicht, wie sich die Statue auf einem großen Platze ausnehmen wird, im „Salon" aber erscheint sie zu luftig und man glaubt, daß sie trotz der hohen Reiterstiefel davon fliegen werde. Ein Falguière hat zu größeren Erwartungen berechtigt.

Wenn ein Rückblick auf den „Salon" von 1876 einen erfreulichen Aufschwung in der Sculptur constatirt, so können die Kunstfreunde auch mit den Leistungen der Malerei zufrieden sein. Hat sie auch keine Sensationswerke aufzuweisen, so führt das Resultat des Ensembles zu der Ueberzeugung, daß der Genius der Kunst in Frankreich nicht schlummert, sondern immer frische jugendliche Kräfte zum Cultus des wahren Schönen anwirbt und aneifert.

Albertus.

Richard Wagners „Siegfried" und „Götterdämmerung".

(2. und 3. Theil des Festspieles.)

Vorstudie.

Unsere Besprechung des „Siegfried" wird wohl eine kürzere sein, als die vorhergehenden, und als die, welche der „Götterdämmerung" zu widmen ist. Der Grund hiefür liegt vielleicht mehr in unserer rein individuellen Anschauung; aber dieser, wie sie nun einmal beschaffen ist, bietet der „Siegfried" bei allen interessanten und schönen Einzelheiten doch im Ganzen nicht so viel Hochbedeutendes, um einen ganzen Artikel allein mit der Darlegung füllen zu können. Der erste Act spielt in der Schmiede des Nibelungzwerges Mime, Bruder jenes Alberich, der den Rheingoldring zuerst besaß. Dieser Mime wohnt nahe dem Walde, wo Fafner, der Riese in Lindwurmgestalt, den Hort bewacht; er hat einst ein flüchtiges krankes Weib gefunden und beherbergt, sie gebar einen Knaben; diesen und die Stücke eines zerbrochenen Schwertes übergab sie ihm — und starb. Das Weib war Sieglinde, der Knabe ist Siegfried, der als Heldenknabe aufwächst und eben so viel Kraft im Schimpfen wie im Arme entwickelt, während Mime als der denkbar tückischeste und dümmste Zwerg vom Dichter geschildert ist. Die Beiden unterhalten sich während des halben ersten Actes in wenig angenehmer Weise; Mime vermag die Schwertstücke nicht zusammen zu schweißen, und was er dem jungen Recken an Waffen geschmiedet hat, das zerschellt dieser mit einem Hiebe auf dem Amboß; und doch hegt er die Hoffnung, ihn zur Tödtung des Fafner zu benutzen und den Ring zu erbeuten. Siegmund dagegen hetzt einen Bären, den er gefangen, auf ihn und treibt sonst grausamen Spaß.

Manche charakteristische Momente enthält dieses erste Duett; die Phrase, in welcher Mime erzählt, wie er Siegfried als „zullendes Kind" gewartet hat, ist höchst originell; Siegfrieds Frage über seine Mutter, dann sein Entschluß in die Welt zu ziehen, sind höchst wirksam; aber es dünkt mir doch Alles zu weit ausgesponnen; ebenso die darauf folgende Scene zwischen Wotan, der als Wanderer erscheint, und ein seltsames Frage- und Antwortspiel beginnt, worin Jeder dem Anderen seinen Kopf zum Pfande setzt, wenn er dessen Fragen nicht ganz richtig beantwortet. Der Zwerg zieht den Kürzeren, denn er vermag nichts zu erwiedern, als Wotan ihn prüft: „Wer wird Nothung (das zerbrochene Schwert) neu löthen?" Dem Verzweifelten gibt der Gott selbst Bescheid: „Nur wer das Fürchten nicht kennt", vermag das Wunder zu vollbringen, und entfernt sich. Siegfried kommt wieder aus dem Walde; aus den verworrenen Reden und Fragen Mimes erräth er das Geheimniß des Schwertes, und er, der das Fürchten nicht kennt, unternimmt nun die Stücke zu schweißen. Hiebei singt er ein Schmiedelied von eigenthümlicher Wildheit und scharfer Rhythmik.

Im zweiten Acte führt Mime den Siegfried vor die Höhle Fafners, der als Lindwurm den Schatz bewahrt. Siegfried tödtet ihn, dann Mime, der ihn vergiften wollte, und geht, von einem Vogel geleitet, um Brünhilden zu suchen. Der Leser enthebe mich jeder genaueren Darlegung. Ich möchte nicht den Gegnern des Meisters willkommenen Stoff liefern, andererseits war es mir ganz unmöglich, mich in die Welt, die in diesem Acte musikalisch belebt wird, hineinzufinden. Nicht verschweigen darf ich, daß das Duett zwischen Wotan und Alberich schöne Momente hat und daß die „Vogelstimme" außerordentlich geistreich erfunden und instrumentirt ist. Der dritte Act bringt zuerst ein Duett zwischen Wotan und Erda, das dramatisch ganz unmotivirt ist. Der Gott beruft die Urwissende, daß sie ihm Antwort gebe; sie aber weiß nichts, ihr ist nicht einmal bekannt, daß Brünhilde, ihr und Wotans Kind, auf dem Felsen schlafend gebannt weilt. Nun theilt ihr Wotan mit, welches Schicksal den Göttern beschieden ist, daß er es sogar herbeiwünscht, dann sendet er sie zurück nach dem Schoße der Erde und stellt sich vor den Felsen, um Siegfrieds Ankunft abzuwarten. Dieser erscheint auch alsbald, und zwischen ihm und dem Gotte entspinnt sich ein Gespräch, worin dieser um das fragt, was er schon genau weiß, und jener erzählt, was so eben vor den Augen des Hörers vorgegangen war, das aber vom musikalischen Standpunkte als ein Meisterstück zu bezeichnen ist. Wotan will den jungen Recken aufhalten und streckt ihm den Speer entgegen, dieser spaltet ihn mit demselben Schwerte, das einst in Siegmunds Hand daran zersprungen war; ein schöner hochpoetischer Gedanke Wagners, daß der schuldlose Siegfried vollbringt, was seinem schuldbeladenen Vater nicht gelingen durfte, und daß er zu gleicher Zeit der unbewußte Bestrafer der Schuld ist, welche Wotan bei dem Raube des Nibelungenringes durch Treulosigkeit und Habgier auf sich und die Götter geladen hatte.

Im dritten Acte dringt der Held durch das Feuer auf den Felsen, findet und erweckt Brünhilden. Die Klänge, unter denen sie erwacht und mit denen sie das Licht des Tages begrüßt, sind von großartiger Pracht; die Instrumentation trägt in jedem Tacte den Stempel eines Meisters, der jedem Tongebilde seine eigene, ihm ganz eigenthümliche Färbung gibt. Das Schlußduett der Walkyre und Siegfrieds ist vielleicht etwas zu lang (hierüber kann nur nach der Aufführung geurtheilt werden) und enthält auch manche Stellen im Texte, an welchen jedes Urtheil irre wird („Göttliche Ruhe ras't mir in Wogen"), aber die Musik bietet eine Fülle von Schönheiten, von glutherfüllter Melodien und großartiger Instrumentaleffecte.

Wir kommen nun zum letzten Theile, zur „Götterdämmerung", in welcher Wagner seine reichsten Schätze entfaltet hat. Der Text ist in Erfindung und Ausführung der beste, einheitlichste der ganzen Trilogie, der Stabreim erscheint fast überall ungezwungen und wirksam, und nur sehr selten stößt man auf Satz- und Wortbildungen, für die keine andere Erklärung existirt als die Wotans in der Walkyre: „Was noch nie sich traf, danach trachtet mein Sinn." Die Charaktere sind edel und kräftig gezeichnet, die Helden schimpfen fast gar nicht, und die tragischen Conflicte sind mit fester Hand durchgeführt. Die Musik aber geht in immerwährender aufsteigender Linie. Der erste Act beginnt mit einem Vorspiele, dem Gesange der drei Nornen, mit dem ersten (Rheingold-) Motiv; am Fuße des brennenden Felsens spinnen sie das Schicksalsseil und erzählen dabei die Geschichte vergangener Zeiten und das Loos der Zukunft. Merkwürdigerweise wird hier die Mythe von dem Opfer des einen Auges,

Digitized by Google

das Wotan hingab, um aus dem Quelle zu trinken, der Sage gemäß erzählt, während im Rheingolde Wotan selbst einen ganz andern Grund angab. Schön lautet der Stabreim vom Quell: „Weisheit raunend rann sein Gewell." Als sie an die letzten Vorgänge gelangen, an die Zersplitterung des Speeres, da reißt das Seil des Wissens — die Nornen versinken. Der Tag bricht an, Siegfried und Brünhilde erscheinen. Der Held zieht auf neue Thaten aus und nimmt Abschied von der Geliebten. Brünhildens Mahnung ihrer zu gedenken und Siegfrieds Antwort — um beides schlingt sich ein Leitmotiv aus dem Schlußduett von „Siegfried" — sind reizvoll und von echt dramatischem Leben erfüllt. Sie gibt ihm ihr Walkyrenroß, auf daß es ihn zu steten Siegen trage (Walkyrenmotiv), er steckt den Nibelungenring an ihren Finger als Pfand seiner Treue (selbstverständlich erklingen auch hier die entsprechenden Motive wieder). Als er von ihr scheidet, ertönt ein prächtiges Nachspiel, das zum eigentlichen ersten Acte führt. Die Scene zeigt die Halle der Gibichungen. Gunther, seine Schwester und ihr Halbbruder sitzen im Gespräche. Dieser letztere ist ein Sohn des Nibelungen Alberich, der die Königin Grimhild durch Geld gewann, um jenen, der Minne fremden, Sproß zu finden, der ihm den Ring wiedergewänne.

Ein außerordentlich markiges Thema begleitet dies Gespräch der beiden Männer; Gunther fragt Hagen, ob er ihn wohl Preises werth halte? Der antwortet: das Höchste zu gewinnen, müsse jener und die Schwester ihrer würdige Ehen schließen, er Brünhilden, sie Siegfried gewinnen; und als die Erregten ihn fragen, wie das gelingen könne, weiset er auf den Zauberliebestrank in Gutrunes Besitz; mit diesem würde sie Siegfrieds Liebe erlangen, Gunther dann den um die Schwester Werbenden bald dahin bringen, daß er ihm mit seiner Kraft und durch die Macht, die der Besitz der Tarnkappe verleiht, bei Brünhilden beistehe. Er erweckt in Beiden die Lust zu unredlichen Thaten.

In diesem Augenblicke ertönen vom Rheine das Hornmotiv mit dem Nibelungenmotiv abwechselnd. Siegfried kommt und bietet Gunthern Kampf oder Freundschaft. Dieser begrüßt ihn herzlich. Ein ganz prächtiger Orchestersatz begleitet seine Anrede; in lieblichen Tönen bietet Gutrune dem Helden den Willkomm- (Zauber-) Trank, zu dem Hagen gerathen. Siegfried, der noch im Augenblicke, wo er den Becher an die Lippen setzt, Brünhildens gedachte, verfällt dem Zauber, vergißt alles Vergangene und entbrennt für Gutrunen. Er wirbt um sie, und leicht fällt es Gunthern, von Siegfried, der selbst den Namen Brünhild vergessen hat, Alles zu erreichen, wozu Hagen gerathen. Sie trinken Brüderschaft, wobei sie ihr Blut in dasselbe Trinkhorn laufen lassen; großartig ertönt der Schwur, und mit genialem Geschicke läßt Wagner im Orchester alle Nibelungenmotive leise ertönen, als Siegfried Hagen fragt, warum er an dem Schwure nicht Theil nehme, und dieser ihm antwortet: „Mein Blut ist nicht so edel wie Eures, störrig und kalt fließt's mir in den Adern." Der nach dem Besitze Gutrunes ungeduldige Held treibt, ohne sich Rast zu gönnen, Gunther an, daß er ihn nach den Felsen führt, wo jenes hehre Weib von Feuer umgeben wohnt. Die Beiden schiffen fort; Hagen bleibt zurück im düstern Brüten über dem Plane, wie er den Ring an sich bringe.

Die zweite Scene zeigt Brünhilden auf dem Felsen allein; zu ihr kommt plötzlich Waltraute, die Schwesterwalkyre; sie hat sich heimlich aus Walhalla entfernt, um Brünhilden aufzusuchen, um durch sie das Verderben von den Göttern abzuwenden. Denn stumm sitzt Wotan da inmitten der Asen und hält die Splitter des von Sigfried zerhauenen Speeres in der Hand — er hat die Weltesche fällen, ihre Scheite um den Saal schichten lassen, und erwartet nun, daß das Loos sich erfülle; nur Eines kann noch Alles zum Guten wenden: wenn der Ring der Nibelungen vom Besitzer freiwillig dem Rheine zurückgegeben wird; um der Schwester das zu verkünden, um von ihr die Rettung der Götter zu erflehen, ist sie gekommen. Aber Brünhilde weiset sie ab; der Ring ist ihr ja Siegfrieds Liebespfand, und eher möge die Welt untergehen, als daß sie dieses Pfand aus ihren Händen lasse. In Verzweiflung stürmt Waltraute fort, jene bleibt allein. Sie hört den Hornruf Siegfrieds und eilt dem Geliebten entgegen, doch aus den Flammen tritt die Gestalt Gunthers (Siegfried mit der Tarnkappe) und verlangt, sie solle ihm als Weib folgen; sie ringen mit einander, er entreißt ihr den Ring, kraftlos bricht sie zusammen und geht in das Brautgemach, er aber zieht das Schwert und ruft es als Zeugen an, daß er Gunthern die geschworne Treue wahrt. Mir scheint es bedenklich, Kraftproben zwischen Mann und Weib auf die Scene zu bringen, — die Phantasie kann dem Leser ein übermenschliches Weib mit übermenschlichen Kräften vorspiegeln, aber das Auge kann dem Zuschauer nichts Anderes zeigen, als eben die Gestalt der Darstellerin oben auf der Bühne, und wenn Siegfried mit einem Rucke und mit voller Gewalt der Brünhilde den Ring entreißt, so wird meiner Meinung nach die Phantasie viel mehr angeregt, als wenn man erst die Beiden mit einander ringen sehen muß. Daß bei all den erzählten Scenen die Musik fortwährend, ohne Unterlaß, in aufgeregtester Bewegung bleibt, ist wohl selbstverständlich.

Der zweite Act bringt gleich zu Anfang ein echt Wagnersches Meisterstück; Hagen lehnt schlafend an einem Pfosten der Halle Gunther's; zu ihm tritt Alberich der Nibelunge, sein Vater; er mahnt ihn, des Ringes nicht zu vergessen, den Siegfried besitzt, und durch welchen sie Macht über die Götter erlangen können; im Traume antwortet Jener und schwört es sich selbst, er werde das Kleinod erbeuten. Diese ganze Scene ist in Text und Musik von grandioser Wirkung. Alberich verschwindet. Ein prachtvolles Vorspiel, zuerst von der Baßclarinette allein, dann nach und nach von acht Hörnern ausgeführt, begleitet den Sonnenaufgang am Rhein. Siegfried erscheint; er ist Gunther und Brünhilden vorausgeeilt um Gutrune wiederzusehen. Hagen beruft die Gibichungen, damit sie den Herrn und seine Frau empfangen und das Hochzeitsfest würdig feiern. In diesem Zwiegespräch des Chors mit dem trüben „Hochzeitrufer", das in immerwährender Steigerung bis zum Heilruf an die Ankommenden einherbrauset, hat Wagner hohe Meisterschaft in der Stimmführung und Charakteristik entfaltet. Und nun folgt eine Scene von gewaltiger dichterischer Erfindung. Brünhilde erblickt Siegfried, und an seinem Finger steckt der Ring, den ihr doch Gunther entrissen hatte. Diesen fragt sie, wo er denn jenen Ring hingethan habe; er muß schweigen; Siegfried aber weiß sich nur zu erinnern, daß er den Ring durch den Kampf mit einem Lindwurm erbeutet habe. Listig reizet Hagen Brünhilden, und diese in Verzweiflung erklärt vor dem ganzen Volke, Siegfried habe sie gefreit, nicht Gunther. Jener schwört auf die Spitze von Hagens Speer, daß er Gunther die Treue gewahrt habe, Brünhilde reißt den Speer an sich und schwört, daß Siegfried meineidig sei. Nun allerdings schimpft der Held in ziemlich grober Weise — wenn er von „schamlos Schande lügen", von „frecher Wuth" spricht, und die Mannen auffordert, vom Weibergekeif sich abzuwenden, so mag das vielleicht realistisch sein und im Epos seinen Platz haben, aber im ernsten Drama erscheint solch Gebahren ganz würdelos — die griechischen Tragiker, auf die so gern hingewiesen wird (dem Vergleiche zwischen Siegfried und Achill begegnet man oft) lassen ihre Helden anders sprechen als Homer die seinen, sie wußten genau, daß es ein Anderes ist zu erzählen, und ein Anderes, darstellen zu lassen. Die musikalische Behandlung zeigt überall den Stempel großartiger Conception. Siegfried geht mit Gutrunen zur Hochzeit — Gunther, Brünhilde und Hagen bleiben allein zurück. Die Stunde für den Albensohn und seine Pläne ist nun gekommen; er tritt zur verzweifelten Frau, flüstert, daß sie sich rächen muß, und erfährt von ihr, daß der Held, dem Niemand im Kampfe bestehen kann, im Rücken getroffen werden muß. Gunthern reizt er durch den Hinweis auf den Nibelungenring, der ihm als dem Schwager zufallen muß. Die Drei beschließen den Tod Siegfrieds; die Tonfarben, welche dieses Terzett zeigt, sind Wagners Eigenthum. Der Act schließt mit einem höchst wirksamen Gegensatze: Siegfried erscheint mit Gutrunen in frohster Lust, sie und der Chor jauchzen, während Gunther und Brün-

Digitized by Google

hilde, mit Verzweiflung und furchtbarstem Grimme im Herzen, auf den Schild gehoben werden.

Der dritte Act zeigt zuerst eine wilde Waldgegend am Rheine; die drei Rheintöchter schwimmen auf und ab und sehnen sich nach dem Rheingolde — zauberisch tönt ihr Gesang —, sie wünschen, daß die Frau Sonne den Helden sende, der jetzt den Ring besitzt, und daß er das Kleinod freiwillig zurückgebe — und siehe da! der Held erscheint; schnell tauchen sie unter, um zu berathen. Siegfried hat einen Eber verfolgt, der ist verschwunden, unmuthig lauschend steht er am Ufer — da erscheinen die Nixen; neckisch fragen sie, ob er ihnen den Ring gebe, wenn sie die Fährte des Wildes wiesen; ebenso neckisch antwortet er ihnen, seine Frau möchte zürnen, wenn er das Gut so verschleuderte; sie spotten seiner Furcht vor der Frau, schelten ihn geizig und schwimmen weg; er ruft sie zurück und will ihnen den Ring schenken, da mit einem Male (unbegreiflich!) werden sie ganz ernsthaft und meinen: „Behalt ihn, Held, und wahr' ihn wohl, bis Du das Unheil erräth'st, das in dem Ringe Du hegst" und erzählen ihm nun die ganze Geschichte von Alberichs Fluche. So schön erdacht nun die folgende Wendung ist, die Wirkung wird abgeschwächt durch die sich aufdrängende Frage: Warum nehmen die Töchter nicht den so leichten Kaufes gebotenen Ring? oder vielmehr, warum wandten sie sich nicht gleich mit ernster Mahnung an den Helden? Dieser hört ihre Erzählung an und sagt dann: „Um Euch zu gefallen, vielleicht um Eure Minne zu gewinnen, hätte ich den Ring gegeben — aber jetzt, wo Ihr mir rathet, Unheil zu vermeiden, halte ich ihn fest. Ich habe den Wurm getödtet, den Speer der Weltesche zerschellt, nun werde ich auch das Seil der Nornen zerhauen." Die Rheinnixen weissagen ihm den Tod in nächster Stunde und verschwinden. Von ferne erschallen die Hörner der Jagdgenossen Siegfrieds, er antwortet und ruft sie herab in das kühle Thal; lachend theilt er ihnen mit, wie eben der Tod für die nächste Stunde ihm verkündigt worden sei, und lagert sich zwischen Hagen und Gunther; dem Dürstenden reicht jener einen Trank, der alles Vergangene wieder in's Gedächtniß ruft. Und nun erzählt der Held seine ganze Geschichte, wie sie bereits auf der Bühne gesehen worden ist. Als er eben von der Erweckung Brünhildens spricht, fliegen mit einem Male zwei Raben auf, er blickt ihnen heftig erregt nach, im selben Augenblick stößt ihm Hagen den Speer in die Schulter; er sinkt zurück; in höchster Bestürzung fragen die Mannen: „Hagen, was thust Du?" er antwortet ruhig: „Ich räche Meineid," und schreitet unbehelligt von dannen. Noch einmal erwacht Siegfried zum Leben, aber in höchster Verzückung, welche die Musik in wunderbar schönen Klängen andeutet, denkt er nur mehr an die verklärte „heilige Braut" Brünhilde. Ihr gelten seine letzten Worte und Seufzer; so stirbt er. Die Mannen erheben den todten Helden auf seinen Schild und tragen ihn nach der Halle. Und während sie über die Höhe ziehen und Nebel aufsteigen, welche nach und nach Alles verhüllen, läßt Wagner einen Trauermarsch ertönen, ebenso einzig in seiner Art als großartig; eine Lebensgeschichte in Tönen. Zuerst erklingt das Rachemotiv Hagens, verbunden mit dem, unter dessen Klängen Siegmund der Wälsung, des Erschlagenen Vater, sich in der Walkyre als „Wehwalt" bezeichnet hatte; dann Sieglindens Liebestöne, dann kommt das Schwert-Nothung-Motiv; endlich schmettern die Trompeten das Heldenmotiv Siegfrieds und seines Auszugs zu kühnen Thaten — leise erklingen zuletzt die Liebesseufzer Brünhildens — die Nebel sind zerflossen, die Halle Gunthers zeigt sich wieder. Eine unbeschreiblich schöne und großartige Schöpfung! Lange harret Gutrune der Rückkehr des Gatten, böse Träume haben ihren Schlaf gestört, auch sah sie Brünhilden dem Rheine zuschreiten. Da kommt der Zug, mit ihm Gunther und Hagen, und dieser kündigt der Bangen das Loos des Helden. Gutrune klagt den Bruder des Mordes an, dieser lastet die Schuld auf Hagen und der gesteht trotzig, er habe den Siegfried erschlagen für den Meineid und verlangt nun den Ring als heiliges Beuterecht; Gunther verwehrt ihm „das Erbe Gutrunens" — es entbrennt ein Kampf, und Hagen erschlägt den Bruder. Als er aber den Ring von Siegfrieds Finger ziehen will, erhebt sich die Hand dräuend gegen den Mörder. Zu gleicher Zeit erscheint Brünhild. Sie weiset Gutrunen von der Leiche des Mannes, an den sie kein Recht hat — dann läßt sie einen Scheiterhaufen errichten und den todten Helden darauf legen; leicht wird es ihr den Ring an sich zu nehmen, der ihr ja gehört; aber sie will ihn nicht behalten — die weisen Rheintöchter hat sie gesehen, von ihnen erfahren, welcher Fluch an dem Kleinode haftet, aus ihrer Hand soll es zurückkehren nach seiner Heimat. Sie wirft den Feuerbrand in den Scheiterhaufen, läßt ihr Roß Grane herbeiführen, schwingt sich darauf und sprengt in die Flammen. Diese prasseln weit auf und drohen die ganze Halle zu ergreifen. Aber der Rhein tritt aus seinen Ufern, um den Ring, sein Eigenthum, zu holen. Seine Töchter schwimmen herbei; Hagen, der bisher allen den Vorgängen zugesehen hat, springt in die Fluthen, um den Ring zu erbeuten, wird aber von den Nixen hinabgezogen. Zu gleicher Zeit erscheint in der Ferne die Walhalla mit den Göttern, in röthlichem Feuerschein; die „Götterdämmerung" beginnt — das Festspiel ist zu Ende. Ueber die Wirkung des Ganzen, sowie über manche Einzelheiten, läßt sich erst nach der Aufführung endgültig urtheilen.

H. Ehrlich.

* * *

Bibliographie.

Schöne Literatur.

Friedrich Bodenstedt, Alexander in Korinth. Schauspiel in 3 Acten. (Hannover, Helbing.)

Ferd. Wilferth, Ein deutscher Kaiser. Schauspiel in 5 Acten. (Leipzig, Mutze.)

Walter Scotts Romane. Illustrirte Ausgabe. Lieferung 8—11. Schluß von „Ivanhoe". (Berlin, Grote.)

Ashers Collection of engl. aut. Vol. 114. Miss Molly by Beatrice May Butt. — Vol. 115. Artemus Ward: His book. His travers. (Berlin, Jul. Engelmann.)

Vermischtes.

Samuel Smiles, Die Sparsamkeit. Uebersetzt von Dr. Mor. Busch. (Leipzig, J. J. Weber.)

Wilhelm Vollmer, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. Mit Cottas Portrait. Gr.-8. 720 S. Pr. 12 Mark. (Stuttgart, J. G. Cotta.)

Carl Fr. Glasenapp, Richard Wagners Leben und Wirken. In 6 Büchern. 1. Bd. (1.—3. Buch). (Cassel und Leipzig, Carl Maurer.)

Jul. Eckardt, Livland im 18. Jahrhundert. Umrisse zu einer livländischen Geschichte. Bd. I. Bis 1766. (Leipzig, Brockhaus.)

Die Zertrümmerung des Siebenbürgischen Sachsenlandes. (Nach den Debatten des ungarischen Landtages 22.—27. März 1876.) (München, Theodor Ackermann.)

Emil von Laveleye, Die religiöse Zukunft der civilisirten Völker. (Nördlingen, Beck.)

Michael Baumgarten, Mitglied des deutschen Reichstags. Protestantische Antwort an Herrn Pet. Reichensperger. (Berlin, Carl Heymann.)

Otto Jung, Aus der Provinz. (Politische und volkswirthschaftliche Betrachtungen.) (Berlin, Theobald Grieben.)

Wilhelm Schmitz, Schriftsteller und Buchhändler in Athen und im übrigen Griechenland. (Heidelberg, Carl Winter.)

Emil du Bois-Reymond, Ueber die Grenzen des Naturerkennens. Ein Vortrag. 4. vermehrte und verbesserte Auflage. (Leipzig, Veit & Co.)

Ludwig von Sybel, Das Bild des Zeus. Mit 2 Tafeln. Ein Vortrag. (Marburg, Elwert.)

X. Janslin, Die Murtenschlachtfeier am 22. Juni 1876. Der Festzug. Nach den Originalcostüm-Zeichnungen. (Bern, J. Dalp.)

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

Soeben erscheint:

Gründerprocesse.

Eine criminalpolitische Studie

von

Justinus Moeller.

Mit einem Anhang

enthaltend die wichtigsten in jüngster Zeit ergangenen strafrechtlichen Entscheidungen preussischer Gerichtshöfe über die hier einschlägige Materie.

Preis 1 M. 60 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien im Verlag von **Joh. Friedr. Hartknoch** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Jungfrau vom Stuhl.

Ein komisches Heldengedicht.

Motto: Ueber allem Zauber Liebe.

Preis eleg. geh. 1½ M. Eleg geb. 3 M.

„Eine drollige Liebesgeschichte, worin namentlich ein Ereigniß echt komisch überrascht. Sie ist von poesieduftigsten Arabesken geistreicher Reflexionen und Excurse umwoben, in denen der Humor und die Grazien holdverwegen mit dem Tiefsinn spielen." (Neue Züricher Zeitung.)

Für Badereisende nach

HELGOLAND, FÖHR & SYLT.

Verlag v. **Otto Meissner** in Hamburg:

HELGOLAND.

Nordseestudien

von **E. HALLIER.**

Preis 3 M.

Die

NORDFRIESISCHEN INSELN

vormals und jetzt.

Von **G. WEIGELT.**

2. Auflage. Mit 2 Karten. 3 M.

Im Verlag von **Otto Wigand** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte

der

Deutschen Frauenwelt.

In drei Büchern nach den Quellen.

Von

Johannes Scherr.

Dritte, durchgesehene Auflage.

1873. 2 Bde. Preis brosch. 9 M.

Geb. 10 M. 50 Pf.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Um

Meines Lebenstages Mittag.

„Nel mezzo del cammin di nostra vita."

Terzinen

von

Wilhelm Jensen.

Ein Band kl. 8., sehr eleg. ausgestattet, mit Ornament-Vignetten und Fleurons auf Velinpapier, broch. 2 M.

Eleg. in engl. Leinen, mit Gold- und Schwarzdruck und Goldschnitt 3 M.

Ut min Jungsparadies.

Dree Vertelln

von

Klaus Groth.

Inhalt: I. Min Jungsparadies. II. Bun den Lüttenheid. III. De Höder Mael.

Ein Band von 12 Bogen 8. broch. 2 M. 70 Pf., eleg. in engl. Leinen, Relief-Einband mit Goldpressung 4 M.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Theater von Hugo Bürger

(**Der Frauenadvocat**, Lustspiel in 3 Acten — **Die Modelle des Sheridan**, Lustspiel in 4 Acten).

1 Band 8. eleg. geheftet. Preis 4 M. 50 Pf., in Leinwandband m. Goldschn. 6 M.

Berlin.

Leo Liepmannssohn.

Soeben erschien bei **Hermann Grüning** in **Hamburg** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen oder auch direct gegen Einsendung des Betrages in Freimarken:

Carl Moritz Hoefft, Sichere Heilung der Diphtheritis. Ein therapeutischer Festgruß an die Aerzte der Naturforscher-Versammlung im September 1876 zu Hamburg. Eleg. geh. 50 Pf.

☛ Nicht allein für die Adressaten, sondern für jeden Familienvater und Menschenfreund von dringendstem Interesse. Tausende sind hier in Hamburg durch die Hoefft'sche Methode, welche leicht anzuwenden ist, vor raschem Tode bewahrt geblieben.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Thematischer Leitfaden

durch die Musik zu Wagner's Festspiel

„Der Ring der Nibelungen"

von

Hans von Wolzogen.

9 Bogen gr. 8. mit (Notenbeispielen) geheftet 2 M., eleg. gebunden 2 M. 50 Pf.

Gleichzeitig erschien als neuer Beitrag zur Beurtheilung der Wagner'schen Dichtung:

Poetische Lautsymbolik.

Psychische Wirkungen d. Sprachlaute im Stabreime a. R. Wagner's **„Ring der Nibelungen"** versuchsweise bestimmt

von

Hans von Wolzogen.

3 Bog. 8. geh. 1 M.

Verlag von **Edwin Schloemp** in Leipzig.

Königliche Rheinisch-Westphälische

Polytechnische Schule zu Aachen.

Beginn der Vorlesungen Anfang October ds. Jahres. Programme, Aufnahme-Bedingungen rc. von dem Director, Baurath **v. Kaven**, franco gegen 8 Sgr. in Briefmarken.

VERITAS.

(Leipzig.)

Auskunftsbüreau mit Rathertheilung in Fragen der Wissenschaft, Literatur, Kunst, Gewerbe und des geselligen Verkehrs. Strengste Verschwiegenheit. Pünktliche Besorgung. Empfohlen von der „Illustrirten Zeitung." Jeder allgemeinen Frage ist 1 M., Personalerkundigungen aber 2 M. nebst der Vergütung für das Porto beizulegen. Adresse: **Auskunftsbüreau Veritas in Leipzig.** Vorsteher: Dr. **O. Henne-am Rhyn.**

Einbanddecken zum 9. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".

Georg Stilke.

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 33. Berlin, den 12. August 1876. Band X.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ein Rundschreiben, welches der Präsident des Reichs-Eisenbahn-Amtes an die deutschen Bahnverwaltungen erlassen sollte. Von L. Bamberger. — Der gegenwärtige Stand der Arbeiterbewegung in Europa. Von R. D. — Die Fortschritte der anthropologischen Wissenschaft. Von Friedrich von Hellwald. — Die Mutter eines Kronprätendenten. Von Moritz Meyer. — Literatur und Kunst: Vorgänge. Von Hermann Lingg. — Goethes Beziehungen zur Geologie. Von A. Callenberg. — Eine Erinnerung auf dem Gebiete der politischen Lyrik. Von W. Marr. — Die Kunstindustrieausstellung in München. II. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Ein Rundschreiben, welches der Präsident des Reichs-Eisenbahn-Amtes an die deutschen Bahnverwaltungen erlassen sollte.

An den Herrn Vorsitzenden des Verwaltungsraths der X'schen Eisenbahn.

Berlin, den ....

Ew. Wohlgeboren

beehrt sich der Unterzeichnete im Interesse des unter seinen Schutz gestellten reisenden Publicums in Erwägung zu geben, ob nicht die Ueberwachung der auf Ihren Stationen bestehenden Bewirthungsanstalten (Büffets, Restaurationen oder wie sonst genannt) mehr als bisher Gegenstand der Sorgfalt seitens der obersten Bahnverwaltung zu sein verdient.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß die Ermahnung zur aufmerksamen Behandlung dieser Anstalten unter diejenigen Pflichten zu rechnen ist, welche die höchste Reichs-Aufsichtsbehörde gegenüber den einzelnen Eisenbahnen im Interesse der Gesammtheit wahrzunehmen berufen ist. Die Darreichung von Speise und Trank während der Reise bildet, so gut wie die Beförderung der Reisenden, ein Monopol des Transport-Unternehmers, dem sich die Passagiere, namentlich bei größeren Fahrten, ebenso bei starker Kälte oder Hitze, nur unvollkommen durch Mitführen von Mundvorrath entziehen können, ganz abgesehen davon, daß in diesem Fall das Auskramen und Verspeisen umfangreicher, oft übelriechender Eßwaaren, das Hantieren mit Knochen, Hülsen, Schalen und sonstigen Abfällen, beziehungsweise deren Beseitigung, dem mitreisenden Wagengenossen oft mit Recht Anstoß und Widerwärtigkeit bereitet. Es ist die Aufgabe einer guten Verwaltung, dafür zu sorgen, daß das Mitschleppen solcher Verzehrsartikel dem Publicum erspart werden kann. Die reglementären Aufenthalte, welche für alle, selbst die schnellsten Züge fahrplanmäßig zu bestimmten Pausen vorgesehen sind, enthalten bereits das Anerkenntniß, daß die Stillung von Hunger und Durst von Amtswegen möglichste Berücksichtigung zu finden hat. Sind doch in dieser Beziehung die Gesichtspunkte der Annehmlichkeit nicht nur, sondern die höheren der Gesundheitspflege mit in Betracht zu nehmen!

Der Unterzeichnete wählt mit Vorbedacht den gegenwärtigen Augenblick, in welchem der Strom der Reisenden seinen höchsten Stand erreicht, auf daß Ew. Hochwohlgeboren Aufmerksamkeit um so besser für alle in das Gebiet gehörenden Einzelheiten gewonnen werde. Wie viele unserer mit Arbeit überlasteten Beamten, Lehrer, Geschäftsleute, suchen während der nächsten Monate in wenigen Wochen Erholung von den Anstrengungen des ganzen Jahres, Genesung von dem Schaden, welchen der Aufenthalt in der schlechten Luft der Amts- und Geschäftsräumlichkeiten ihrer Leibesbeschaffenheit zugefügt hat. Gleichzeitig durchziehen Fremde aller Nationen unser Land, und gerade die Eindrücke, welche sie auf ihren Fahrten selbst empfangen, bilden den Kern des Urtheils, das sie über Sitten und Charakter unseres Volkes mit nach Hause nehmen. Von allen diesen Seiten betrachtet ist rubricirte Angelegenheit der aufmerksamsten Behandlung würdig.

Bevor der Unterzeichnete dazu übergeht, Ew. Hochwohlgeboren die Ergebnisse fortgesetzter Beobachtungen zu unterbreiten, beziehungsweise Abstellung einzelner Mißbräuche zu beantragen, hält er es für angezeigt, einen allgemeinen Grundsatz hervorzukehren, mit dem Gutes und Uebeles auf diesem Gebiete zunächst innig verwachsen ist. Es muß nämlich ein ganz falscher Grundsatz darin erkannt werden, daß der Eisenbahnbetrieb aus der Einrichtung der Speiselocale in den Stationen eine Quelle von Einnahmen macht. Was würde man sagen, wenn die Bahnverwaltungen von den Fabrikanten, welche die Polsterwaaren oder Fensterscheiben zu den Waggons liefern, eine besondere Abgabe erheischten, wogegen sie gestatten würden, schlechtere Sitze oder trübes Glas anzubringen? Und doch bildet jene mißbräuchliche Verpachtung der Bahnrestaurationen eine beinahe ausnahmslose Regel. Es springt in die Augen, daß der auf diese Weise erzielte Pachtzins entweder durch einen Abzug auf die Güte der gelieferten Verzehrungsmittel, also eine wahre Blutsteuer zu Lasten der Gespeisten, oder durch einen Zuschlag auf die Preise, d. h. eine mittelbare Erhöhung des Fahrtarifs, wieder eingebracht wird. Auch begibt sich die Bahnverwaltung offenbar jedes Rechts der Einsprache gegen die schlechte Bedienung des Publicums, indem sie einen solchen Pachtschilling erhebt; denn es wird jedem Tadel durch die Pächter der Einwand entgegengehalten werden, daß sie bei besserer Bedienung des Publicums eine solche Abgabe nicht erschwingen können. Ganz eng mit diesem Verfahren hängt ein anderes zusammen, das leider in Deutschland immer mehr um sich greift: das Zuschlagen von Bewerbungen auf dem Wege der öffentlichen Submission. Man kann, ohne fehl zu gehen, die Behauptung aufstellen, daß alle öffentlichen Dienstleistungen bei uns durch diese Methode geschädigt werden, welche nur scheinbar im Interesse der Gesammtheit auf einem plump mechanischen Wege die Aufgabe guter Ausführung zu lösen sucht. Es ist thatsächlich dahin gekommen, daß leistungsfähige Unternehmer bei solchen Ausschreiben an den Meist-

Digitized by Google

bietenden oder Wenigstnehmenden sich gar nicht mehr mit bewerben, weil sie im Voraus wissen, daß der, welcher um den niedrigsten Preis das Schlechteste liefert, den Sieg davon trägt; wie denn auch unsere besten Künstler verschmähen, bei den nicht minder übel angebrachten Concurrenz-Ausschreiben zu Plänen für Werke der schönen Kunst mit zu thun, weil ein sich und seine Arbeit achtender Meister nicht darauf eingehen kann, in neunundneunzig Fällen von hundert vergebliche Mühe aufgewendet zu haben.

Nachdem ich mir erlaubt, die Beachtung auch dieser Erwägungen Ew. Hochwohlgeboren zu empfehlen, gehe ich nunmehr in aller Kürze zur Kennzeichnung der auffälligsten Unzukömmlichkeiten über, mit welchen der Dienst der Bahnrestaurationen in zahlreichen Fällen behaftet ist. Zunächst erwähne ich der äußeren Erscheinung des aufwartenden Personals. Ist es schon sehr fraglich, ob die aus den Speisehallen der englischen Schlösser herstammende Sitte, die Lakaien in das Festkleid der vornehmen Welt zu stecken, für die Diener unserer bürgerlichen Gesellschaft und gar der Gasthäuser nachahmungswerth sei, so kann meines Erachtens der gute Geschmack nicht einen Moment im Zweifel darüber sein, ob für den Kellner einer am Staub und Rauch der Eisenstraße liegenden, zu hastiger und einfacher Bedienung berufenen Anstalt sich der feierliche schwarze Frack gezieme. Ich würde aber diese Lächerlichkeit nicht erwähnen, wenn sie nicht einen wahren Mißstand im Gefolge hätte, nämlich das unsaubere, oft Ekel erregende Aussehen des Personals. Es ist von diesem gar nicht zu verlangen, daß es, im Tumult der Passagiere hantierend, sich stets eleganter Anzüge befleiße, und es wird nur zu erklärlich, daß der im schäbigen und schmutzigen Galaanzug herumjagende Aufwärter sehr häufig aussieht wie ein Candidat der Theologie, welcher aus einem Oelfaß auf einen Kehrichthaufen gefallen wäre. Wie viel schicklicher, appetitlicher und praktischer ist der Anzug der Kellner auf französischen Stationen: ein rundes Wamms und eine weiße Schürze, die ohne unerschwingliche Kosten täglich erneuert wird; an dem Schenk- und Vorschneidetisch der Gastgeber oder sein Vertreter in dem blanken Habit eines Kochs, mit weißer Mütze und weißer Jacke, Alles frisch und sauber, ein Bild der Reinlichkeit, die in Speise- und Geräthkammer herrschen soll.

Wie das Aussehen des Personals läßt das der Localitäten selbst nicht selten viel zu wünschen. Manchmal liegt dies von vornherein an der baulichen Einrichtung. Die Speisesäle sollten geräumig und hoch, gut erleuchtet sein und dicht am Perron liegen. Vor Allem aber sollten sie auf's Sorgfältigste gelüftet und gereinigt werden. Aber vieler Orten sind die Fußbodendielen so schwarz und holperig, wie die der armseligsten Dorfschule, die Tische sind nackt und schmierig statt mit reinlichen Linnen bedeckt zu sein. Nichts trauriger und öder als eines jener langen, dumpfen, düstern Gemächer, in deren Hintergrund als einzigen Auf- und Gegensatz der Schenktisch eine Batterie aller möglichen und unmöglichen mit bunten Etiquetten beklebten Schnapsfiolen neben einigen Tellern versteinerten Backwerks aufzuweisen hat. Und erst der Gang des Dienstes selbst! Man kann es beobachten, daß im Augenblick wo ein Zug ankommt, der seit Jahren täglich um dieselbe Minute mit der gleichen Durchschnittszahl von das Gleiche begehrenden Reisenden eintrifft, das Personal der Wirthe und Kellner kopflos durcheinander rennt, als wenn diese Begebenheit sich heute zum allerersten Mal ereignete; daß beispielsweise der Korkzieher oder das Vorlegemesser erst nach Poltern und Harren herbeigeschafft wird.

In's Einzelne über die schlechte Beschaffenheit der Speisen und Getränke selbst einzugehen, würde, obwohl dies die Hauptaufgabe wäre, eine allzu weite Ausdehnung dieses Schreibens verlangen. Ueber das Bahnhofscotelett allein, jenen braunen Lappen in einer schwarzen, am ersten noch der Wagenschmiere ähnlichen Brühe schwimmend, jenes Urbild culinarischer Scheußlichkeit, ließe sich eine ganze Abhandlung schreiben. Wenn wir von der Qualität des Fleisches in einigen nördlichen Seeufer-Districten und von den Mehlspeisen der alemannischen Provinzen absehen, hat Deutschland bekanntlich in den Leistungen der Küche nichts Höheres aufzuweisen, als was seine Industrie eben noch in Philadelphia zur Schau gestellt hat. Wir sind hierin nicht zurückgegangen, sondern zurückgeblieben, und das Gleiche dürfte von allen meisten gewerblichen Fächern zu sagen sein. Wir sind nur mehr als ehedem ausgesetzt, uns mit Anderen zu vergleichen und mit Anderen verglichen zu werden. Ist auch zuzugeben, daß manchen Streifen unseres Vaterlandes nicht das Rohmaterial der Küche zu Gebote steht wie gesegneteren Ländern, so haben doch gerade die Bahnanstalten jede denkbare Leichtigkeit im Bezug von anderwärts her, und die Verwaltungen sollten von Rechtswegen solchen Bezug im Tarif begünstigen. Jedenfalls besteht nirgends die Nothwendigkeit, mit einer zum Himmel stinkenden Butter zu schmelzen, deren Geruch einen Gast mit ausgebildeten Sinnesorganen schon von der Schwelle des Locals zurückscheucht. Ebensowenig zwingen die Verhältnisse, einen Kaffee (nebst dem Biere das Lieblingsgetränk der Reisenden) zu reichen, welcher entweder spärlich aus schlechter Bohne gebrannt ist, oder seit zwölf Stunden über der Gasflamme gebrodelt hat. Drei dürftige Bröcklein Zucker erhöhen den kläglichen Eindruck für den, welcher, vom Westen zureisend, an das anständige Vertrauen gewöhnt ist, mit welchem man einen reichlichen Vorrath der Discretion der Consumenten anheimstellt. Man mache nicht ein Argument daraus, daß unsere Nation an Reichthum hinter ihren westlichen und südlichen Nachbarn zurückstehe. Zucker beispielsweise produciren wir wenigstens so viel und so billig, wie irgend einer von jenen. Und wenn behauptet wird, daß unser Publicum verlange, schlecht und billig bedient zu werden, so möchte eine Vergleichung der Preise zeigen, daß die Billigkeit, welche verlangt wird, längst dahin und nur die Schlechtigkeit, auf welche man gern verzichtete, geblieben ist. Eine Untersuchung der Tarife auf französischen und deutschen Bahnhöfen würde dies mit Evidenz erweisen. Wer von Paris über Lüttich oder über Straßburg nach Deutschland reist wird jenseits der Grenze nicht weniger zahlen als diesseits; aber man suche auch in den größten rheinischen oder süddeutschen Bahnhöfen mit dem kolossalsten Verkehr eine Restauration, wie sie das kleine Tergnier auf der französischen Nordbahn, oder Tabled'hoten wie sie Epernay und Chalons bieten.

Hier wie auf so vielen anderen Gebieten ist es vor Allem die Gewissenhaftigkeit und die Liebe zum Fach, welche bei unseren gewerblichen Leistungen fehlt.

Der Unterzeichnete begnügt sich für heute, mit diesen wenigen und nur das Hervorstechende berührenden Andeutungen. Er wünscht vor Allem, daß das System der Verpachtung, und wenn nicht dieses, doch jedenfalls das System der Vergebung an den Meistbietenden wegfalle. Er empfiehlt ferner zeitweise Inspectionen durch unangemeldet erscheinende Revisoren und behält sich vor, solche von Reichswegen ebenfalls zu entsenden.

Ew. Hochwohlgeboren theilen gewiß die Ueberzeugung, daß die Sorge für eine gesunde und liebliche Verköstigung nicht als etwas der strengen Gesittung Unwürdiges zu behandeln ist, daß vielmehr der höheren Erziehung des Leibes, der wir im Turnen vor allen anderen Nationen gehuldigt haben, consequenter Weise eine Art der Ernährung zu entsprechen hat, welche den unter Mitbetheiligung der feinsten Sinnesorgane dem Körper zuzuführenden Stoff dem Sinn für das Nützliche und für das Schöne angepaßt wissen will. Auch darin liegt ein Stück Volkserziehung und nicht das schlechteste!

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren ꝛc.

Interlaken, 27. Juli 1876. **L. Bamberger.**

Digitized by Google

Der gegenwärtige Stand der Arbeiterbewegung in Europa.

Die großen staatlichen Veränderungen, welche sich in Europa vollziehen, haben scheinbar den rein socialen Classenkampf in den Hintergrund gedrängt. Die Presse wendet derzeit den Fragen, welche die Arbeiterwelt bewegen, nur eine geringe Aufmerksamkeit zu. Man würde aber sehr irren, wenn man aus diesem Umstande schließen wollte, die Bedeutung der modernen socialen Bewegung habe eine Abschwächung erfahren.

Dagegen kann gesagt werden, daß die Arbeiterbewegung an einem Punkte angelangt ist, wo ihre treibenden Kräfte selbst die Ueberzeugung gewonnen haben, daß es auf die Dauer nichts hilft, die Macht einer Partei durch marktschreierische Declamationen zu übertreiben. Mehr und mehr bricht sich die Einsicht Bahn, daß es nothwendig ist, durch Ausdauer und mühevolles Ringen eine Stellung zu erreichen, der es vor Allem nicht an einer soliden Basis fehlt.

Die „Internationale", mit der die Socialisten der alten Schulen die auf nationaler Grundlage beruhende Schöpfung Ferdinand Lassales zu übertrumpfen glaubten, hat die Erfahrung gemacht, daß, gleich wie die anderen Classen der Gesellschaft, auch das Proletariat der verschiedenen Nationen sich dem bestimmenden Einflusse jener Verhältnisse nicht entziehen kann, die, je nach Lage und Entwicklungsstufe des Landes, den Geist einer Nation beherrschen.

Nachdem auf den Congressen zu Haag (1872) und Genf (1873) die Spaltung der „Internationalen Arbeiterassociation" in „Autoritäre" und „Anarchisten" oder „Collectivisten", „Centralisten" und „Föderalisten" perfect geworden ist, hat diese Gesellschaft keine Generalcongresse mehr zu Stande gebracht. Am Sitze des Generalraths in Nordamerica erklärte eine Section eine andere für „ausgeschlossen", der Generalrath selbst ging gleichzeitig auseinander.

Die einzelnen Gruppen gehen nun wieder auf verschiedenen Bahnen, die sie früher gewandelt. Die Internationalisten in Deutschland haben sich dem Anhange Lassalles angeschlossen. Die Bewegung macht hier bei der Ungunst der wirthschaftlichen Verhältnisse rapide Fortschritte, die nur dadurch Abbruch erleiden, daß die bedeutendsten geistigen Kräfte vom Schauplatze verschwunden sind. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die socialistische Presse Deutschlands mehr und mehr verflacht, indem sie der sachlichen Discussion aus dem Wege geht, dem Geschmacke der Unbildung fröhnt und eine höchst einseitige Polemik gegen Personen zum ausschließlichen Gegenstande ihres Wirkens erhebt. Dieser Standpunkt bringt häufig die deutschen Socialisten in eine Linie mit den Particularisten und Clericalen.

In Oesterreich konnte die Arbeiterbewegung nur in der Periode des wirthschaftlichen Aufschwungs eine Entfaltung ihrer Kräfte versuchen, sie blieb aber auch in dieser Zeit auf die industriellen deutschen Provinzen angewiesen. Der wirthschaftliche Rückgang hat aber fast alle Errungenschaften dieser Bewegung wieder illusorisch gemacht und das gesammte Staatswesen erscheint dabei noch durch nationale Spaltungen so erschüttert, daß die Staatsgewalt es für gut erachtet, jede ernstere Bewegung der Arbeiterkreise im Keime zu erdrücken. Die Internationalisten haben ihren Sitz in eine kleine Provinzstadt verlegt und der zu Wien domicilirende allgemeine österreichische Arbeiterverein muß sich damit begnügen, diplomatisch abgefaßte Resolutionen der Oeffentlichkeit zu unterbreiten.

In gleichem Sinne wie die Arbeiterpartei Deutschlands wirkt der zumeist aus deutschen Arbeitervereinen bestehende schweizerische Arbeiterbund. Daneben vegetiren noch einige von französischen Flüchtlingen geleitete Clubbs „für die social-revolutionäre Propaganda" und die sogenannte „Jurassische Föderation" der „Internationale", welche an dem Evangelium des nunmehr hingeschiedenen Michael Bakunin festhält. Die in ähnlicher Richtung thätig gewesenen Vereinigungen von Arbeitern in Süditalien und Spanien sind fast sämmtlich verschollen.

Die große Mehrzahl der italienischen Arbeitervereine huldigt den Prinzipien Mazzinis.

In England haben die Arbeiter einen schwachen Anlauf genommen, die chartistischen Traditionen wieder aufzunehmen und in die politische Action einzutreten; seitdem aber auch die englischen Internationalisten in Streit gerathen sind, begnügt man sich wieder mit der rein gewerkschaftlichen Thätigkeit, die gegenwärtig großen Kraftaufwand erfordert, weil auch in England die Lohnreductionen täglich mehr Industriezweige ergreifen und zahlreiche Etablissements nur noch vier Tage in der Woche arbeiten lassen.

Die große Mehrzahl der belgischen Socialisten erblickt nach wie vor in der politischen Abstention und in der Organisirung von Strikes die besten Mittel zur erfolgreichen Durchführung des socialen Kriegs. Sie triumphiren, wenn in irgend einer kleinen Gemeinde wegen Indifferenz der Wähler eine zweite Wahl ausgeschrieben werden muß. Die Civilbegräbnisse betrachten sie als die weittragendsten Manifestationen gegen die Clericalen. In Holland herrschen in dieser Beziehung die gleichen Verhältnisse. Das kleine Land, welches in der Versteinerung begriffen erscheint, hat überhaupt keine lebhaften Parteikämpfe in der Jetztzeit zu verzeichnen.

Wie sieht es aber in Frankreich aus?

Hier müssen zunächst folgende Thatsachen in's Auge gefaßt werden.

Die Existenzverhältnisse der französischen Arbeiter sind schlechter als die der Arbeiter irgend eines anderen modernen Staates. Dies bestätigt sogar der schön gefärbte Bericht der Parlamentscommission, die vor einigen Jahren von der Nationalversammlung gewählt wurde. Insbesondere sind die Daten über den Rückgang und die Verkrüppelung der Bevölkerung, sowie über deren Bildungszustände, in einer großen Anzahl von Departements sehr bezeichnend.

Nichtsdestoweniger hat es die Verwaltung bis jetzt nur zu einem sehr mangelhaften Gesetze über die Kinderarbeit — das bezügliche deutsche Gesetz gewährt weit mehr Schutz — gebracht. Aber selbst dieses kaum erlassene Gesetz wollte man in der Sitzung der Deputirtenkammer vom 25. Juli schon wieder modificiren; der Glasfabrikant Renard erklärte sogar, das Gesetz werde nicht überall zur Durchführung gelangen, auch wenn es bestehen bleibe, da man bei der Glas- und Zuckerindustrie, sowie beim Sardinenfang, die Nachtarbeit der Kinder nicht entbehren könne.

Institutionen zu Gunsten der Arbeiter sind wohl hier und da von humanen und verständigen Arbeitsgebern in's Leben gerufen worden, doch sind es im Ganzen nur sehr wenige. Dagegen existiren in einzelnen Bezirken Fabriksordnungen, wie sie in solcher Strenge nirgends in anderen Ländern bestehen.

Die gewerblichen Schiedsgerichte sollen erst reformirt, das Associationsrecht der Arbeiter erst gesetzlich gewährleistet werden. Die reactionären Parteien werden aber mindestens eine Verschleppung der betreffenden Vorlagen durchsetzen.

Das sind die Verhältnisse, welche bewirkt haben, daß die socialistische Bewegung sich rascher von der Niederlage des Jahres 1871 als von der des Juni 1848 erholt hat.

Die Gewerkvereine, deren Paris heute allein wieder sechszig mit etwa 40,000 ständigen Mitgliedern zählt, stehen sämmtlich wieder im socialistischen Lager, wenn sie auch das praktische Gebiet nicht vernachlässigen und in ihrer Mitte Consum- und Cooperativgesellschaften gründen.

Ihre publicistischen Organe sind hauptsächlich „La Tribune" und „Les Droits de l'homme", deren Leiter noch immer den Staat in eine Masse von selbstständigen Communen auflösen wollen.

Im September wird der erste allgemeine französische Arbeitercongreß in Paris stattfinden und dürfte derselbe einen interessanten Einblick in die geistigen Strömungen der Arbeiterschaft gewähren.

Paris, Anfang August. **M. P.**

Digitized by Google

Die Fortschritte der anthropologischen Wissenschaft.

Von Friedrich von Hellwald.

In der lieblichen thüringer Universität Jena wird binnen wenigen Wochen, vom 9. bis 11. August d. J., die siebente allgemeine Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte tagen. Vielleicht ist es aus diesem Anlasse nicht unpassend, dem noch jungen Wissenszweige, welchen diese Gesellschaft vertritt, an dieser Stelle einige Worte zu spenden. Ich setze als bekannt voraus, daß man unter Anthropologie das Studium vom Menschen, unter Ethnologie jenes der Völker versteht, während das Wort Urgeschichte seine Bedeutung klar und deutlich in sich selbst trägt und auf die frühesten Epochen des menschlichen Geschlechtes auf Erden hinweist. Jedermann weiß, daß seit einer Reihe von Jahren Fundobjecte dem Schoße der Erde entstiegen, welche die Ansicht wachriefen, es müsse der Mensch ein weit älterer Bewohner unseres Planeten sein, als die gewöhnliche Annahme, im Einklange mit den biblischen Vorstellungen, zuließ, eine Ansicht, welche sich allmälig in immer weiteren Kreisen Bahn brach und dermalen als die allgemein herrschende betrachtet werden darf. Wohl beging man den Fehler, anfänglich das Alter der so unerwarteten Funde beträchtlich zu überschätzen nnd daran Folgerungen zu knüpfen, die bei späterer genauerer Prüfung keine oder nur wenig Bestätigung fanden, allein nach erfolgter Klärung der Meinungen ist es wohl ein feststehendes Resultat der Wissenschaft, daß, wenn es auch bisher nicht möglich ist, den Zeitpunkt für das Erscheinen des Menschen auf Erden zu bestimmen, dieses doch in Epochen stattgefunden haben müsse, welche sich jeder Berechnung entziehen. Denn es ist klar erstens, daß, zugegeben selbst, dem gemachten Funde käme nur ein relativ geringes Alter zu, diese immerhin jener Vergangenheit angehören, welche hinter den Grenzen der beglaubigten Geschichte liegt, zweitens aber, daß es jedenfalls einer sehr langen Periode der Entwicklung bedurfte, ehe unsere Vorfahren dahin gelangen konnten, solche Zeugnisse ihrer Werkthätigkeit zu schaffen und uns zu hinterlassen. Diese Zeugnisse sind nun von der mannigfaltigsten Gattung, theils Werkzeuge und Instrumente aller Art sowie Gegenstände des körperlichen Schmuckes, theils Reste von Wohn- und Grabbauten, theils endlich Ueberreste des menschlichen Körpers selbst. Es ist nun oft keine geringe Schwierigkeit, einen dieser primitivsten Gegenstände, deren Material nebst Knochen der Stein ist, als Product der Menschenhand zu erkennen und bedarf es hierzu alles Scharfsinnes der Wissenschaft. Wiederholt ist der menschliche Ursprung solcher Steingeräthe bezweifelt oder sogar bestritten worden und nur fortgesetzte Beobachtung und sorgfältigste Vergleichung vermochten die gewünschte Gewißheit zu verschaffen, daß hier kein einfaches Naturspiel vorliege. Weitaus die meisten Reste dieser vorgeschichtlichen Vergangenheit unseres Geschlechtes zählen zur Kategorie der Werkzeuge und Geräthe, und ihnen wendet sich demnach mit Recht die Aufmerksamkeit der Anthropologen in erster Linie zu, weil sie mehr denn alle anderen geeignet sind, uns einen Einblick in die Culturzustände jener dunklen Zeiten zu gestatten. Bald stellte sich auch heraus, daß an der Hand der Funde sich mehrere deutlich wahrnehmbare Entwicklungsphasen, vom Niedrigen zum Höheren aufsteigend, unterscheiden lassen. Man erkannte, daß hinsichtlich des verwendeten Materials die Priorität überall und ausnahmslos dem Steine gebühre, dem erst bei höherer Entwicklung der Gebrauch der Metalle folgt. Die weitaus geschicktere Verwendbarkeit der letzteren läßt es nicht denkbar erscheinen, daß vernunftbegabte Wesen, wenn sie die Zubereitung der Metalle einmal kannten, dieselbe jemals wieder aufgegeben hätten zu Gunsten des weit weniger zweckdienlichen Steines. Deshalb stellten die scandinavischen Alterthumsforscher, auf Grund der in ihrem Vaterlande vorgefundenen Zeugnisse, eine bisher allgemein als gültig angenomme Eintheilung der vor- oder urgeschichtlichen Zeiten in drei Abschnitte auf, die sie nach der Reihenfolge ihres Auftretens Stein-, Bronce- und Eisenzeit nannten. Die älteste Epoche, das Steinalter, kann man wieder in mehrere Unterabtheilungen zerlegen, hauptsächlich aber in eine ältere und eine jüngere Steinzeit, in welch letzterer die Steingeräthe schon polirt erscheinen, weshalb man auch von einer Epoche des polirten und des unpolirten Steines spricht. Nun hat man sich alle diese Zeiträume aber nicht derart von einander gesondert zu denken, daß nicht Einzelnes aus der einen in die andere hinübergegangen oder, daß nicht Manches schon bekannt gewesen wäre, ehe es in allgemeinen Gebrauch kam. So finden wir Metallwerkzeuge auch schon in der sogenannten Steinzeit, nur war deren Herstellung noch zu mühevoll und kostspielig, um den allgemeinen Bedarf damit zu decken, und die fast unzerstörbaren Steininstrumente konnten deshalb nicht bei Seite gelegt werden. So behelfen wir uns in der Gegenwart noch in überwiegender Mehrzahl mit dem gewöhnlichen Ackerpfluge trotz der weitaus größeren Vortheile, welche der Dampfpflug bietet; eben so wenig vermochten die Hinterladergewehre sofort alle Vorderlader zu verdrängen. Endlich knüpfen sich an gewisse Stoffe rasch Vorurtheile, meist religiöser Natur, welche zu deren Erhaltung beitragen. Aus dem nämlichen Grunde, aus dem die katholische Kirche sich noch der längst nicht mehr gebräuchlichen Wachskerzen bedient, fuhren auch unsere Voreltern fort Steingeräthe bei gewissen feierlichen Gelegenheiten zu verwenden und in Ehren zu halten. Alles dieses zeigt, daß die verschiedenen Perioden in einander verschmolzen und eine strenge Trennung derselben wenigstens nicht überall durchführbar ist. Noch viel weniger als zwischen Stein- und Metallzeit ist dies innerhalb der letzteren selbst thunlich. Die bisherige Ansicht, wonach die künstlich aus Kupfer und Zinn dargestellte Bronce dem Gebrauche des Eisens vorangegangen sei, scheint gerade heute einer gegentheiligen Meinung weichen zu sollen. Französische Gelehrte haben an der immerhin schwer erklärlichen Priorität der Bronce nicht ungegründete Zweifel erhoben, zumal wir von Völkern der Gegenwart wissen, welche, wie die Neger Afrikas, sich trefflich auf die Bereitung des Eisens verstehen, ohne je von der Bronce eine Ahnung besessen zu haben. Zum mindesten ist also, soweit deutsche Verhältnisse der Urzeit in Betracht kommen, die strenge Unterscheidung zwischen Bronce- und Eisenzeit fallen zu lassen und wäre es vielleicht vorsichtiger, wie Prof. Ecker vorgeschlagen hat, im Allgemeinen nur von einer vormetallischen und einer Metallzeit zu sprechen.

Nicht geringere Aufmerksamkeit seitens der Anthropologen erheischen die antiken Baureste, die sich in verschiedenen Formen, als Pfahlbauten, als megalithische Denkmäler, ja selbst als Höhlen uns präsentiren. Auch hier greifen oft Zweifel Platz, welche zu bannen eine Aufgabe der Forschung ist. Die umfassenden Untersuchungen der Pfahlbauten, als der jüngsten dieser merkwürdigen Ueberbleibsel, haben die anfänglich stark übertriebenen Ansichten von deren hohem Alter auf ein viel bescheideneres Maß herabgedrückt, zugleich aber gezeigt, daß sie durchaus nicht alle der nämlichen Culturepoche angehören, sondern aus der sogenannten jüngeren Steinzeit bis in das Eisenalter reichen. Was die megalithischen Steindenkmäler anbelangt, die wir als Dolmen, Stonehays, Hunenbetten u. dgl. kennen, so herrscht dermalen kein Zweifel mehr, daß sie insgesammt Grabmonumente sind, positiv von Menschenhand errichtet. Dagegen erheischen die Höhlen, diese ältesten menschlichen Wohnstätten, noch große Vorsicht in der Feststellung ihres Inhaltes, eine Vorsicht, welche naturgemäß wachsen muß, je mehr man sich dem menschlichen Urzustande nähert, in welchem die Kunstproducte nur wenig von jenen der Natur sich unterscheiden. In den Höhlen begegnen wir auch den meisten Funden an menschlichen Knochen aus jener uns so ferne liegenden Epoche und man ahnt, von welch' hohem Interesse dieselben für die Wissenschaft sein müssen. War es bisher vorwiegend der Alterthumsforscher, der zu einem Urtheile in vorderster Reihe berufen war, so tritt jetzt der Anatom in seine Rechte. Bis jetzt sind die Funde menschlicher Skelette und Gebeine noch spärlich genug, besonders solcher, welche genügend erhalten sind, um von dem Baue des damaligen Menschen ein richtiges Bild zu gewinnen; und doch interessirt uns dieses gerade am meisten und zwar in zwiefacher Richtung. Zunächst handelt es sich zu er-

Digitized by Google

mitteln, in wie ferne der Mensch der Urzeit von dem heutigen Erdenbewohner abweicht, um daraus zu entnehmen, ob wir ihn etwa auf eine tiefere Stufe geistiger Entwicklung zu versetzen haben; Anhaltspunkte hierfür bringt natürlich hauptsächlich die Betrachtung der Schädel; dann aber verlangt unsere Neugierde zu wissen, welcher Race die Bewohner der Höhlen, die Errichter der Dolmen, Cromlachs und der Kjökkenmöddinger, ja selbst der Pfahlbauten und Terramaren angehört haben mögen. Die Fortschritte zur Lösung dieser Fragen sind bis nun noch ziemlich gering; wohl stehen wir ihnen gegenüber nicht mehr so ganz rathlos da wie früher, im Allgemeinen ist man jedoch kaum weiter als bis zu negativen Ergebnissen gelangt, die sich in Folgendem zusammenfassen lassen. Die ältesten, dermalen bekannten Knochenreste zeigen uns den Menschen schon in seiner heutigen Gestalt, d. h. als wirklichen Menschen. Die vielgesuchte Zwischenstufe zwischen Mensch und Thier ist bis nun noch nicht zum Vorscheine gekommen, womit freilich Niemand berechtigt ist, dieselbe voreiligerweise in Abrede zu stellen; andererseits kann man deren Existenz auch nicht apodiktisch behaupten. Sicherer ist die Thatsache, daß das, was wir der Kürze halber die Urmenschen nennen, keineswegs einer und derselben Race angehörten, sondern daß Europa schon in den ältesten Zeiten von Menschen sehr verschiedenen Schlages bevölkert war. Die Leute in der Höhle zu Cromagnon in der Dordogne — die Wissenschaft bezeichnet sie als Rennthierfranzosen — waren von athletischem Körperbaue, jene von Furfooz in Belgien dagegen wohl gleichfalls kräftig, aber sehr klein. Um jedoch die Verbreitung dieser verschiedenen Racen gehörig zu bestimmen, fehlt leider noch die nothwendige Zahl von Skeletten. Die Funde beschränken sich eben auf einzelne Punkte, breiten sich aber nicht, wie es nöthig wäre, über weite Strecken. Vieles ist daher auf diesem dunklen Gebiete noch Sache der Speculation, der individuellen Anschauung. Da wir nun aus der Geschichte sichere Kunde davon haben, daß andere Völker vor uns den Boden besaßen, auf dem wir leben, so wäre es wohl eine der wichtigsten Fragen, darüber in's Klare zu kommen, ob und in welchem Zusammenhange diese vom Halbdunkel der Geschichte beschatteten Nationen, wie Ligurer, Iberer und Kelten, mit den untergegangenen Geschlechtern stehen, von welchen die Funde berichten. Lange hielt man an dem Satze fest, und zum großen Theile geschieht es jetzt noch, daß es unmöglich sei, den Menschen der Quaternärzeit mit irgend welchen später bekannten Racen zu identificiren; in allerneuester Zeit hat indeß der hochverdiente englische Forscher Boyd Dawkins in seinem auch in deutscher Sprache erschienenen Buche über die Höhlen Europas das Eis gebrochen, indem er die Resultate seiner Untersuchungen mit bestimmten Völkernamen in Verbindung brachte. Sogar für den Fall, als fernere Forschungen die Richtigkeit seiner Aufstellungen nicht erweisen sollten, bliebe ihm jedenfalls das Verdienst, zu ähnlichen Versuchen angeregt zu haben, und vielleicht ist es eine, wenngleich nur mittelbare Folge dieser Anregung, daß der heurige Jenaer Congreß die für Deutschland so wichtige Keltenfrage auf die Tagesordnung gesetzt hat. Die Kelten sind ein historisch vollkommen bekanntes Volk, ihre Geschichte leidet aber dennoch an Unsicherheiten, welche Schuld daran sind, daß die Existenz von Kelten auf altdeutschem Boden sowohl behauptet als bestritten wird. Auch fragt es sich bei bejahender Antwort, wo, d. h. an welchen Stellen des heutigen Deutschland dieselben zu suchen sind. Nachdem man weiß, daß jede Race, indem sie mit einer anderen in Blutsverbindung tritt, unverkennbare Spuren ihrer einstigen Existenz in den Nachkommen hinterläßt, so fordert dies an der heute lebenden Bevölkerung Deutschlands zu einer Untersuchung jener Merkmale heraus, welche über etwa eingetretene Mischungen mit fremden Elementen Aufschluß zu geben vermögen. Hierher gehört hauptsächlich die Gestalt des Schädels, ob Lang- oder Kurzkopf (dochilocephal oder brachycephal), dann die Farbe der Haare und Augen, welche beide sich am zähesten zu vererben pflegen. Auf Anregung der deutschen anthropologischen Gesellschaft ist auch eine solche Untersuchung in ausgedehntem Maßstabe zu Stande gekommen und werden wir zu Jena eine genaue Berichterstattung über dieselbe vernehmen.

So verschlingt sich, wie der geneigte Leser sieht, das Gebiet der Alterthumsforschung mit jenem der Menschenkunde zu einem untrennbaren Ganzen, welches wir eben kurzweg als Anthropologie bezeichnen. Noch aber fehlt diesem ein drittes, unentbehrliches Element, welches in sehr vielen, wenn nicht den meisten Fällen, die Lösung zu den schwierigsten Problemen bietet. Es ist dies die Ethnologie oder Völkerkunde. Wenn wir im Gegensatze zu den Culturnationen von Naturvölkern sprechen, so machen wir uns eigentlich einer falschen Auffassung schuldig, denn es ist längst erwiesen, daß es wahre Naturvölker, d. h. solche, deren Mitglieder im Naturzustande leben, überhaupt gar nicht gibt; vielmehr haben sie alle schon mehr oder minder hohe Gesittungsstufen erklommen, die uns berechtigen, sie höchstens als Halbculturvölker gelten zu lassen. Nun offenbart die Betrachtung dieser Stämme und ihrer sehr verschiedenen Entwicklungsstadien, von den niedrigsten bis zu den höchsten, bei ihnen eine Reihe von Erscheinungen des socialen und materiellen Lebens, die uns zum Theile aus der Geschichte sogar der europäischen Nationen bekannt sind. Es lag daher der Schluß ziemlich nahe, und ist derselbe jetzt ein wohl unangefochtener Satz der Wissenschaft, daß das Leben der sogenannten Naturvölker der Gegenwart die älteren Culturperioden fortgeschrittenerer Völker wiederspiegelt. Man erräth wohl sofort, welchen hohen Werth demnach das Studium der Ethnologie für die anthropologische Wissenschaft gewinnen muß, denn indem wir aufmersam beobachten, was in abgeschiedenen Erdenwinkeln Brauch und Sitte ist, können wir uns eine Vorstellung von dem Leben der vorgeschichtlichen Menschen im Allgemeinen machen. In der That hat die vergleichende Völkerkunde schon mehr denn einmal den Schlüssel zu mitunter ganz räthselhaften Phänomenen geliefert.

Was nun die Fortschritte des also umrahmten Wissenszweiges der Anthropologie betrifft, so sind dieselben nicht nach jeder Richtung hin gleich. Für manchen Sanguiniker sind sie vielleicht gar nicht rasch genug, weil greifbare Resultate erst in beschränktem Maße vorliegen. In wissenschaftlicher Hinsicht kann jedoch dieses ernste, besonnene Vorschreiten, welches ohne wiederholte Prüfung keinen neuen Satz dem großen allgemeinen Wissensgebäude einfügt, der Anthropologie nur zum Lobe gereichen und eine Gewähr bieten für die Verläßlichkeit und Behutsamkeit ihrer Forschungen. Die bisher erzielten Fortschritte aber, deren ich einige in den vorstehenden Zeilen angedeutet, verdanken wir zunächst dem harmonischen Zusammenwirken größerer Kreise, wie es in Deutschland die 1870 in's Leben gerufene anthropologische Gesellschaft mit ihren Zweigvereinen ermöglicht. Einen wahren Sammelpunkt für dieselben gewährt das schon 1865 gegründete „Archiv für Anthropologie", welches der treffliche Hofrath Dr. A. Ecker in Freiburg i. B. leitet. Wer die Leistungen dieses gediegenen Organs seit dessen Bestehen aufmerksamen Auges verfolgt hat, dem wird nicht entgehen, daß, abgesehen von der Bereicherung der Wissenschaft, wie sie die Beobachtung neuer Thatsachen mit sich bringt, in der Klärung der Geschichte und der immer strengeren Ausscheidung alles Hypothetischen der Hauptfortschritt der jungen Disciplin zu suchen ist. Zu solcher Klärung tragen nun wesentlich auch die Jahresversammlungen der Gesellschaft bei, wo die jeweils an der Tagesordnung stehenden Fragen einer eingehenden Discussion unterzogen werden, und in der That hat noch beinahe jeder dieser Congresse einen positiven Gewinn zu verzeichnen gehabt. Wir dürfen uns demnach der gegründeten Hoffnung hingeben, daß auch die heuer in Jena tagende siebente Jahresversammlung der deutschen Anthropologen einen neuen Schritt nach Vorwärts auf dem noch so schwierigen aber hochbedeutsamen Gebiete markiren werde.

Digitized by Google

Die Mutter eines Kronprätendenten.

Von Moritz Meyer.

Die Ruhe, der Frankreich durch die Besiegung Napoleons I. und die Wiedereinsetzung der Bourbonen endlich entgegen zu gehen schien, sollte nach wenigen Jahren durch die Leidenschaft der Parteien wieder erschüttert werden. Die von Ludwig XVIII. eingeleitete Restauration des alten Königthums trat sofort in heftigen Zwiespalt mit dem herrschenden Volksgeist, der durch die Revolutionsepoche genährt und groß gezogen worden war. Schon unter dem einsichtigen Regiment dieses Königs kam es zu einer heftigen Reibung der Parteien; ein allgemeiner Widerwillen herrschte gegen die Bourbonen, die nur durch die Waffen der fremden Mächte auf Frankreichs Thron zurückkehren konnten. Man hielt sie für ruhmlos, schwächlich, sah sie für Schützlinge der Feinde Frankreichs an, bei denen die Dynastie Jahre lang Hülfe gesucht hatte. Man vergaß nicht, daß sie erst durch die Demüthigung der Nation die Krone zurückgewonnen hatten. So ging bereits in den ersten Regierungsjahren des 18. Ludwig eine tiefe Gährung durch die Gemüther; die Literatur und Tagespresse thaten das Ihrige, um die Erhaltung der Dynastie für unvereinbar mit den Rechten des Volks darzustellen.

Es hat bekanntlich zu allen Zeiten fanatische Menschen gegeben, die sich zum Werkzeuge einer leidenschaftlich bewegten politischen Partei hergaben. Ein Pariser Sattlergehülfe mit Namen Louvel, ein Schwärmer, voller Bewunderung für Napoleon und voller Trauer über seinen Sturz, hielt sich von der Vorsehung für ausersehen, Frankreich von dem Geschlechte der älteren Linie der Bourbonen zu befreien, die er als Ursache aller Demüthigungen Frankreichs ansah. Die Folge dieses fanatischen Entschlusses war die Ermordung des Herzogs von Berry, des Neffens Ludwig XVIII., am 13. Februar 1820, auf dem allein die Hoffnung auf Erhaltung der Dynastie beruhte. Die Mordthat sollte indeß nicht den gewünschten Erfolg haben. Nach im Sterben hatte der Herzog seiner Gemahlin Marie Caroline, Enkeltochter des Königs beider Sicilien, die außer sich vor Schmerz mit abgeschnittenem Haare und blutbefleckt neben ihrem Gemahl niedergesunken war, leise die Mahnung zugeflüstert: Schone dich um des Kindes willen, das du unter deinem Herzen trägst — und schon einige Monate später sollte die Geburt des kleinen Herzogs von Bordeaux den Balsam des Trostes in die Herzen der Legitimisten gießen. Selbst das Volk freute sich des Ereignisses, indem man die Hoffnung hegte, daß dieser junge Sproß des alten Stammes von den Ideen der neuen Zeit genährt und in ganz anderm Geiste als seine Vorfahren erzogen werden würde.

Das Kind, an dem damals die Erwartung Frankreichs hing, ist niemals auf den Thron seiner Väter gekommen. Vielleicht aber kann die Zukunft noch die späte Frucht reifen. Denn der Sohn des ermordeten Herzogs und der sicilischen Königstochter ist der jetzt noch lebende Kronprätendent, der legitimistische „Heinrich V."

Es ist wunderbar, wie viel Hoffnungen und Enttäuschungen das Leben Heinrichs V. aufzuweisen hat. Als Karl X., durch die Julirevolution gedrängt, den Entschluß faßte, für sich und seinen Sohn der Krone zu entsagen, übertrug er die Rechte seines Hauses auf seinen Enkelsohn Heinrich. Aber es war zu spät. Der Bruch zwischen den Bourbonen und der Nation war durch Ludwigs Unentschlossenheit unheilbar geworden; die Orleans, die jüngere Linie, traten in die Rechte der älteren ein und Heinrich mußte mit seinem königlichen Großvater und seiner Mutter die Reise nach England in's Exil antreten.

Gleichwohl blieb er die Hoffnung der Legitimisten, die mit Recht auf die außerordentliche Beweglichkeit des französischen Nationalcharakters, auf den Eintritt unvorhergesehener Ereignisse hofften. Auch Karl X. selbst glaubte an eine dritte Restauration der Bourbonen; er war jedoch durch Unglück, Alter und Erfahrung vorsichtiger geworden und allem voreiligen Handeln abgeneigt. Er hatte bei seiner Abdankung sich nicht entschließen können, der Herzogin von Berry den Titel einer Regentin von Frankreich zu bewilligen, da er fürchtete, die Oberleitung in der Erziehung des jungen Prinzen zu verlieren.

Ganz anders urtheilte die Herzogin selbst, die sanguinischen Temperaments, jung und feurig und von dem Drange erfüllt war, eine Rolle zu spielen. Sie erachtete es für ihre Mutterpflicht, ihrem Sohne die verlorene Krone wieder zu gewinnen. Bald gab sie ihre Absicht kund, ihre Familie und Edinburg zu verlassen und in ihre Heimat zurückzukehren. Nun erst gab Karl X., der sich noch immer als König fühlte, der Herzogin ein Schreiben mit, worin er die Royalisten Frankreichs aufforderte, sie als Regentin anzuerkennen. Am 17. Juni 1831 verließ die Prinzessin England, ging nach Savoyen, woselbst sie sich als Gräfin v. Sagana zu Sestri bei Genua niederließ, mit einem kleinen ihr treu gebliebenen Hofe. Sie begann nun ein abenteuerliches Leben, dem wir den Reiz des Interessanten nicht absprechen können.

Der General Dermoncourt, Oberbefehlshaber in der Vendée während des späteren Aufenthalts der Herzogin daselbst, hat uns eine Aufzeichnung hinterlassen, die bereits im Jahre 1832 im Auszuge in's Deutsche übertragen wurde, jedoch wenig bekannt geworden zu sein scheint. Man darf ihr volle Glaubwürdigkeit beimessen und die Schrift verdient mit ihren Details, die wir in den einschlägigen Geschichtswerken vergebens suchen, jetzt wieder eine erhöhte Aufmerksamkeit.

Marie Caroline hatte zwar ein Incognito in Sestri angenommen, aber da sie es nicht auch auf ihre Begleiter ausdehnte, so verbreitete sich bald die Nachricht ihrer Anwesenheit in Italien, so daß die Royalisten Frankreichs bald die Straßen der Lombardei und Piemonts belebten und alle Gasthöfe in ihrer Nähe füllten. Kein Wunder, daß die französische Regierung Verdacht schöpfte und sich bei Carl Albert beklagte, daß er seine Staaten einer Verschwörung gegen Frankreich öffne. Der König mußte es für geboten erachten, die Herzogin höflichst zum Verlassen Piemonts aufzufordern; jedoch könne sie dahin zurückkehren, wann sie wolle, nur müsse sie dann ein solch' strenges Incognito bewahren, daß er jederzeit ihre Anwesenheit leugnen könne.

Dies Schreiben erbitterte die Herzogin, deren Stolz nicht vergessen konnte, daß sie einst Karl Albert in Achselklappen von rother Wolle gesehen hatte, als er im spanischen Kriege zur Armee zog. Sie äußerte ihren Landsleuten gegenüber, mit dem Königthum sei es aus; ihr Urgroßvater habe Paläste bauen lassen, ihr Großvater Häuser, ihr Vater Hütten, ihr Bruder aber Rattennester; will's Gott, pflegte sie zu schließen, so fängt mein Sohn wieder an Paläste zu bauen.

Ehe die Prinzessin Piemont verließ, verpflichtete sie die Royalisten, auf ihren ersten Ruf zu ihrer Hülfe bereit zu sein. Sie ging dann nach Rom. Inzwischen versuchte ihre Umgebung, die bei der zukünftigen Regentin ihre Vortheile zu finden hoffte, Alles, um die Herzogin in ihrem Unternehmen sicher zu machen. Sie ließ ihr vor allen Dingen nur solche Briefe und Botschaften zukommen, die das Gelingen einer Insurrection als möglich darstellten, obwohl dieselbe jedem Verständigen problematisch erscheinen mußte. Nur in einem Falle, wenn der Süden Frankreichs von Ludwig Philipp abfiel, konnten die Pläne der Herzogin einer Verwirklichung entgegengeführt werden. Ihre Umgebung stellte ihr daher das Mißvergnügen des Südens als eine entschiedene Insurrection, die Treue der Vendée als organisirten Aufstand, jede republicanische Bewegung als eine Emeute dar. So ward sie auf's Vollständigste getäuscht. Es liegen Briefe vor, die mit ihren Versprechungen die Herzogin in vollständige Sicherheit einwiegten. So schrieb ihr unter anderen ein Pair von Frankreich, dessen Entscheidung sehr in's Gewicht fiel, in drastischer Weise: „Eure königliche Hoheit kommen nach der Vendée, und da sollen Sie sehen, daß mein Bauch, obgleich seinem Umfang nach ein europäischer, mich nicht verhindern wird, weder über Hecken noch über Gräben zu springen." So nahm es Marie Caroline als eine ausgemachte Sache an, daß Frankreich ein großes

Digitized by Google

Pulverfaß sei, das sie nur anzuzünden brauche, um Regierung und Thron in die Luft zu sprengen.

Endlich schien der zum Handeln geeignete Zeitpunkt gekommen. Man benachrichtigte die Royalisten des Südens und Westens, die Waffen jeden Moment bereit zu halten. Marie Caroline schrieb ihnen mit sympathetischer Tinte und in Chiffern: „Ich werde zu Nantes, Rennes und Lyon bekannt machen, daß ich in Frankreich bin. Sorgen Sie nach Empfang dieses Schreibens dafür, daß die Waffen ergriffen werden. Sie werden dasselbe am 2. und 3. Mai erhalten und sollten die Couriere nicht durchkommen können, so wird das öffentliche Gerücht sie über meinen Aufenthalt belehren und Sie werden ohne Verzug die Waffen ergreifen lassen." Sie versprach im voraus, alle ihrem Sohn geleisteten Dienste zu belohnen, sie beförderte schon jetzt Militärpersonen zu höheren Chargen.

Die Herzogin ging nun zu Schiffe und langte am 29. April 1832 auf der Höhe von Marseille an. Da das Meer sehr hoch ging, so daß man nicht landen konnte, verlangte Marie Caroline in einer kleinen Schaluppe an's Land gebracht zu werden. Ein äußerst gefährliches Wagniß, dem sich der Capitän so lange energisch widersetzte, bis die Herzogin Befehl gab. Sie dürfe nicht fehlen, sagte sie, in einer solch' heiligen Stunde, die das Schicksal ihres Sohnes entscheiden solle.

Nach mehrstündiger Fahrt auf dem wildtobenden Meere, in dunkler Nacht, wo jede Welle das leichte Fahrzeug zu verschlingen drohte, landete die Herzogin mit ihren beiden Begleitern, einem Herrn v. Menard und dem General Bourmont, an dem fremden Gestade. Da man nicht wagte, ein Haus zu betreten, so übernachtete man im Freien, die Prinzessin in einen Mantel eingehüllt, unter einem Felsen liegend.

In der That, als die Morgenröthe anbrach, erblickte man die weiße Fahne statt der dreifarbigen auf dem Thurm von St. Lorenz und zugleich ward ein heftiges Sturmläuten vernommen. Nun war die Herzogin kaum noch zurückzuhalten. Sie wollte sogleich Marseille betreten. Ihre Stimmung ward jedoch eine andere, als bereits um 9 Uhr die weiße Fahne wieder entfernt und die dreifarbige wieder aufgezogen wurde. Zugleich lief aus dem Hafen eine bewaffnete Fregatte aus, um das Dampfboot zu nehmen, das schleunigst verschwand. Die Herzogin zog sich nunmehr in eine der Hütten am Strande zurück, um daselbst nähere Nachrichten über die Vorgänge in der Stadt von dem ausgesandten Herrn von Bourmont abzuwarten. Dieser kehrte um 4 Uhr zurück. Er berichtete: Die ganze Nacht haben legitimistische Schwärme die Stadt durchzogen, eine weiße Fahne getragen und immerfort geschrieen: Es lebe Heinrich V.! Sie bemächtigten sich dann der Schlüssel von St. Lorenz und pflanzten die Fahne dort auf. Nun zogen sie vor den Justizpalast, wurden aber hier von dem wachthabenden Unterlieutenant aufgefordert, auseinander zu gehen. Da dem Befehle keine Folge geleistet wurde, faßte der Secondelieutenant den Anführer der Bande — es war der Oberst Lachaud — beim Kragen und schleppte ihn in die Wache. Ein allgemeines sauve qui peut erscholl und Alles stob auseinander.

So endigte der erste Act des großen Schauspiels, in dem sich die Herzogin eine solch hervorragende Rolle zugedacht hatte. Gewiß keine günstige Exposition. Der folgende Act läßt denn auch die dramatische Steigerung vermissen und verliert sich in eine Reihe abenteuerlicher Episoden. Da das Verschwinden des Dampfbootes der Herzogin den Rückzug abgeschnitten hatte, so blieb ihr nichts anderes übrig als der Versuch, die bereits vom Bürgerkriege aufgewühlte Vendée zu erreichen. Es war abermals ein großes Wagniß, und so Grund vorhanden, daß Marie Caroline es versuchen würde. Sie benutzte noch die Dunkelheit der Nacht zum Aufbruch, ein Kohlenbrenner — Grau in Grau — sollte den Führer machen. Die Nacht war sehr finster; man erkannte Marseille am andern Ende des Golfs nur an seinen tausend Lichtern, die Sterne zu sein schienen. Von Zeit zu Zeit erhob sich Lärm in der beunruhigten Stadt und ein niedrig gehender und feuchter Wind brachte das Getöse zu den Ohren der Reisenden. Die Herzogin wendete sich von Zeit zu Zeit um und warf dann einen letzten Blick auf ihre entschwundenen Hoffnungen. Mit einem tiefen Seufzer setzte sie ihre beharrliche Wanderung fort. Bald indeß schien sie Alles vergessen zu haben; sie lachte und schien guten Muthes zu sein. Fünf Stunden dauerte die Wanderung, da konnte man nicht weiter, man war gänzlich vom rechten Wege abgeirrt. Noch einmal mußte die Regentin von Frankreich das Bivouacleben versuchen. Am andern Morgen entdeckte man ein Landhaus, das nach der Aussage des Führers einem Erzrepublicaner gehörte, der zugleich der Maire der Gemeinde war. Zu diesem verlangte die Herzogin geführt zu werden. „Mein Herr," sagte sie zu ihm, „Sie sind ein Republicaner, ich weiß es; doch für eine Geächtete gibt es keine Meinung. Ich bin die Herzogin von Berry und bitte Sie um ein Asyl."

Mein Haus steht Ihnen zu Diensten, gnädige Frau.

„Ihre Lage setzt Sie in den Stand, mir einen Paß zu verschaffen und ich habe in dieser Beziehung auf Sie gerechnet."

Ich werde Ihnen einen solchen verschaffen.

„Morgen muß ich mich in die Umgegend von Montpellier begeben, werden Sie mir dazu behülflich sein?"

Ich selbst werde Sie dahin bringen.

„Jetzt, mein Herr," fuhr die Herzogin fort, indem sie ihm die Hand reichte, „lassen Sie mir ein Bett anweisen und Sie werden sehen, daß die Herzogin von Berry ruhig in dem Hause eines Republicaners schläft."

Am folgenden Tage Abends war die Prinzessin in der Nähe von Montpellier; sie hatte die Reise auf dem Bankwagen des Maires gemacht, dicht neben ihm sitzend. Nachdem ihr Gefolge wieder zu ihr gestoßen war, gelangte man nach Toulouse, woselbst viele Legitimisten ihrer Ankunft harrten. Hier hielt sie einige Tage lang offenen Empfang und setzte dann ihren Weg nach der Vendée fort. Eine Proclamation an die Vendéer, Bretagner „aus der königlichen Druckerei Heinrichs V." verkündete „den treuen Provinzen des Westens", daß Marie Caroline sich „ihrem Glück geweiht habe", daß eines Tages Heinrich V. ihr Waffengefährte sein werde, wenn der Feind diese Länder bedrohen sollte. Natürlich hatten die bedächtigen Landleute gar keine Eile, die Waffen zu ergreifen, nur in einigen Ortschaften erhoben sie sich später. Dann setzte die Herzogin ihren Weg in der Verkleidung eines jungen Bauern fort. Mehr als einmal gerieth sie in Gefahr entdeckt zu werden, einmal in Lebensgefahr, als sie einen Fluß mittelst eines Baumstammes überschreiten mußte und dabei in's Wasser fiel. Endlich langte sie in der Vendée an.

Es ist bekannt, welch klägliches Ende der dann in Scene gesetzte Aufstand fand. Kaum 14 Tage dauerte der Krieg, in welchem die Truppen des Königs so sehr die Oberhand behielten, daß die Herzogin Tag und Nacht vor den verfolgenden Gensdarmen fliehen mußte. Um nicht durch die Feinheit ihrer Haut Verdacht zu erregen, vertrieb sie die aristokratische Weiße ihrer Füße durch Bestreichen mit Straßenschmutz, sie, die noch vor zwei Jahren in den Tuilerien den Sitz einer Königin-Mutter einnahm, Chambord und Bagatelle besaß, nicht anders als mit Sechsen fuhr, Garde du Corps zur Seite hatte, die von Gold strotzten —, eine Frau, welche sich von Läufern mit Fackeln begleitet in Schauspiele begab, die von ihr selbst bestellt waren. Endlich gelangte sie nach Nantes, wo sie sich verborgen hielt, bis die Spürkraft eines Verräthers und Regierungsagenten sie, seine frühere Wohlthäterin, ausfindig machte. Es war dies ein elendes Subject, Deutz mit Namen, der die Herzogin durch Vorspiegelungen und Täuschungen so sicher zu machen wußte, daß sie trotz aller Warnungen ihr ganzes Vertrauen ihm schenkte.

Als sie schließlich sich verrathen und das ganze Haus von Wachen umringt sah, versteckte sie sich mit ihren Getreuen in einem engen Raume hinter dem Kamine und wäre beinahe abermals den sie vergebens suchenden Häschern entgangen, wenn es nicht zum Unglück so kaltes Wetter gewesen wäre, daß die Wachen auf den Gedanken kamen, Feuer in dem Kamine an-

Digitized by Google

zuzünden. So wurden die Gefangenen buchstäblich ausgeräuchert und mußten sich ergeben, nachdem sie sechszehn Stunden lang in Hitze und Rauch, dem Ersticken nahe, ausgehalten hatten. Am folgenden Tage wurde die Herzogin nach dem festen Schlosse Blaye bei Bordeaux eingeschifft, wo sie einstweilen in Gewahrsam bleiben sollte.

Der dritte Act dieses romantischen Schauspiels spielt einige Monate später; er ist von unglaublicher Prosa erfüllt. Er beginnt mit einer Erklärung der Herzogin an den Befehlshaber der Citadelle, daß sie zum zweiten Male sich heimlich verheirathet habe und — ihrer Entbindung entgegen sehe. Die Bedeutung dieser Erklärung war nicht mißzuverstehen. Die Regierungspartei frohlockte, die Legitimisten schäumten vor Wuth. Marie Caroline erhielt ihre Freiheit zurück; am 9. Mai 1833 gebar sie ihrem Gemahl, einem sicilianischen Grafen, Namens Luchesi-Palli, eine Tochter. Vier Wochen später reiste sie nach Palermo; ihre politische Rolle war ein für alle Mal ausgespielt. Wenn nicht alle Zeichen trügen, ist es auch die ihres Sohnes, Heinrich V.

Literatur und Kunst.

Vorgänge.

Aus weiter Ferne tost der Föhn,
Man hört es auch, wenn von den Höh'n
Sich loslöst die Lawine,
Erdbeben spürte man voraus;
Man hört vom Werk des Gegenbau's
Das Pochen in der Mine.

Doch wenn sich löst was lang bestand,
Sich unter Geistern löst ein Band
Und zwischen Nationen,
Wer hört wohl da die Schicksalsmacht,
Ihr stilles Schaffen Tag und Nacht,
Ihr Weben um die Kronen?

Dort deckt und schließt sie und zerbricht,
Dort weckt und winkt sie und bringt Licht;
Wer aber sieht die Schaaren
Von Todten zieh'n den Strom hinab,
Und sieht die müde Zeit am Stab
Mit Charon überfahren?

Hermann Lingg.

Goethes Beziehungen zur Geologie.

Goethe hatte sich die Aufgabe gestellt, Kunst und Wissenschaft selbstschöpferisch zu fördern, eine Aufgabe, welcher eben nur ein Genie wie das unsers großen Dichters gewachsen war, der mit gleichem Interesse, gleichem Geschick und zum großen Theil auch gleichem Erfolge beide Gebiete umfaßte, ohne von dem einen zu Ungunsten des andern beherrscht zu werden.

Vornehmlich der Naturwissenschaft brachte Goethe ein warmes Interesse entgegen; mit großem Eifer warf er sich auf die Erforschung der Natur, in welcher „das Weben und Walten der Gottheit" ja ohnedies sein künstlerisches Gefühl anregen mußte. Gerade dieser künstlerische Standpunkt der Natur gegenüber, gepaart mit einem seltenen Scharfsinn und einer trefflichen Vorbildung, sowie unterstützt durch den Verkehr mit den Koryphäen der Wissenschaft, hielt ihn fern von den Vorurtheilen und Parteilichkeiten der Forscher vom Fach und führte ihn fast stets zum Richtigen, obgleich seine Manier, die Gegenstände der Natur zu betrachten, wie er selbst sagt, nicht die eigentlich wissenschaftliche war.

„Um manches Mißverständniß zu vermeiden," sagt er nämlich, „sollte ich freilich vor allen Dingen erklären, daß meine Art, die Gegenstände in der Natur anzusehn und zu behandeln, von dem Ganzen zu dem Einzelnen, vom Totaleindruck zur Beobachtung der Theile fortschreitet, und daß ich mir dabei recht wohl bewußt bin, wie diese Art der Naturforschung so gut als die entgegengesetzte, gewissen Eigenheiten, ja wohl gar gewissen Vorurtheilen unterworfen ist."

Daß er bei dieser Anschauungsweise zuweilen am Ziele vorbeischoß, beweist unter anderem seine Farbentheorie, welche ihm mehr der Künstler als der Forscher dictirt hat; im Allgemeinen jedoch hat er das große Glück gehabt, seine Entdeckungen fast stets als richtig hingestellt zu sehen.

Unter den Naturwissenschaften sprach ihn wieder die Geologie am meisten an, weil ihm diese als Inbegriff aller Zweige der Naturwissenschaft erschien und weil die Geologie und die andern Naturwissenschaften wechselseitig aus einander Nutzen ziehen, sich wechselseitig fördern.

So führte ihn seine Beschäftigung mit den geologischen Gebilden naturgemäß zur Betrachtung fossiler Knochen, aus welchen er den Bau des einstigen Eigenthümers zusammensetzte, diese mit noch jetzt vorkommenden, augenscheinlich verwandten Thiergattungen verglich und hieran sogar culturgeschichtliche Folgerungen knüpfte. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß Goethe durch seine Beschäftigung mit der Geologie auf den Gedanken gekommen ist, eine Urpflanze anzunehmen und sich der später von Darwin deutlicher ausgesprochenen und begründeten Theorie von der Entstehung höher organisirter Wesen aus niederen zuzuneigen.

Besonders der Umgang mit Humboldt scheint Goethes Neigung zur Geologie Nahrung und Halt gegeben und ihm die Richtung vorgezeichnet zu haben, auf welcher er in der Erforschung der Natur vorwärts schreiten müsse. Sonderbarerweise und nicht zu seinem Vortheile hat Humboldt selbst später diese Richtung verlassen, während Goethe sich nach und nach in der Geologie eine Anschauung erwarb, welche damals zwar ziemlich einzelstehend, aber doch die einzig richtige war, indem sie zwischen den heftig aneinanderplatzenden Geistern der streitenden Parteien die goldene Mitte hielt, die Theorien einer jeden Partei sorgsam abwog und unparteiisch jede Schwäche hervorhob. Denn obgleich die Geologie als Wissenschaft erst ein Kind dieses Jahrhunderts ist, so haben doch schon auf dem Gebiete derselben die erbittertsten Kämpfe stattgefunden, da die wissenschaftlichen Begriffe hier noch nicht genügend geklärt waren, und die alten Mystiker und Astrologen gerade hier Schutz und Rettung für ihr durch die Errungenschaften der Physik und Chemie bereits in's Schwanken gebrachtes Gebäude zu finden hofften. Die Geologie spaltete sich daher von vornherein in das Heerlager der Plutonisten oder Vulkanisten und das der Neptunisten, je nachdem das Feuer oder das Wasser, als Ueberrest alles Werdens, Ausgangspunkt der Anschauungen war.

Daß die Neptunisten in diesem Kampf einen harten Stand hatten, lag auf der Hand, da sie die jüngere beider Parteien bildeten und sich nur auf wissenschaffentliche Thatsachen stützten. Nichts destoweniger schlugen sie die Plutonisten nach und nach auf fast allen Punkten aus dem Felde, dadurch, daß glückliche Entdeckungen ihnen zu Hülfe kamen.

Der Ausgangspunkt für sämmtliche Streitfragen war der Zustand des Erdinnern, welchen die Plutonisten, gestützt auf die Theorie von La Place, als feuer-flüssig annahmen. Obgleich die Existenz eines solchen Zustandes im Erdinnern von den Neptunisten durchaus für möglich gehalten wird, so betrachten sie doch einen Streit um diesen Punkt der mangelnden wissen-

Digitized by Google

schaftlichen Beweise halber als fruchtlos und wenden sich deshalb nur gegen die auf obige Prämisse gegründeten Folgerungen der Plutonisten, welche sie wissenschaftlich und thatsächlich widerlegen können.

Diese Folgerungen sind: die vulkanische, auf gewaltsamen Umwälzungen beruhende Entstehung von Gebirgen, Erdbeben und Vulkanen, die pyrotype Bildung des Basalts und der Steinkohle, sowie die Theorie von der fortdauernden Erniedrigung der Erdtemperatur, hervorgebracht durch das Fortschreiten der Erstarrung des feurig-flüssigen Erdkernes nach seinem Mittelpunkte zu.

Die detaillirte Auseinandersetzung dieser Streitfragen, welche ein höchst interessantes Studium darbieten, würde hier zu weit vom Thema abführen; daher werden nur diejenigen Punkte, um deren Aufklärung Goethe sich besonders bemüht hat, an der betreffenden Stelle etwas eingehender erörtert werden.

Fragt man sich nun, welcher der beiden Parteien Goethe angehörte, so wird, selbst bei flüchtiger Betrachtung seines Entwicklungsganges, die Antwort sich sofort ergeben:

Im väterlichen Hause, fern von allen jugendlichen Gespielen erzogen und unterrichtet, hatte sich Goethe in eine Ruhe eingehüllt, aus welcher er sich nur sehr ungern aufschrecken ließ. Deshalb unterdrückte er mit aller Macht eines eisernen Willens jede Aufregung des Schmerzes; deshalb war er allen gewaltsamen Umwälzungen, wie der französischen Revolution, durchaus abhold. Diese ruhige, ungestörte Entwicklung, welche er seinem Körper wie seinem Geiste angedeihen ließ, hat jedenfalls zur Folge gehabt, daß Goethe sich nicht den Plutonisten anschloß, welche die Natur geheimnißvoll und durch tumultuarische Umwälzungen erstanden erklären, sondern daß er sich den Neptunisten zuwandte, welche die Natur auf ruhige Weise durch Aufbau aus sich selbst entstehen lassen.

Durch seine Liebe zur Natur, den Umgang mit Humboldt und seine Neigung zum Flötzbergbau auf das Gebiet der Geologie geführt, schloß sich Goethe den neptunistischen Ideen Werners an, ohne jedoch alle Theorien desselben zu billigen. Er schuf sich vielmehr selbst eine Ansicht von der Entstehung der Erde, und behauptete, daß die Natur sich aus sich selbst aufbaue, und zwar im ruhigen Fortschritte, ohne tumultuarische Revolutionen durch den fortgesetzten Einfluß des Wassers oder einer dichten Luftatmosphäre. Er konnte sich nie mit den raschen, heftigen Entstehungsweisen der Plutonisten befreunden und sagt hierüber:

„Die Sache mag sein wie sie will, so muß geschrieben stehn, daß ich die vermaledeite Polterkammer der neuen Weltschöpfung verfluche."

Und an einer andern Stelle sagt er:

„Die Sicherheit, womit dieser treffliche Mann (Glenk) zu Werke ging ... vermehrte meinen Unglauben in Betreff des Hebens und Drängens, Aufwälzens und Quetschens, Schleuderns und Schmeißens, welches mir durchaus widerwärtig von jeher erscheinen mußte."

Kam er je in die Verlegenheit, sich ein anscheinend plutonisches Phänomen nicht auf nassem Wege erklären zu können, so begnügte er sich mit der Aeußerung:

„Indem wir hier von erhitzten Naturoperationen sprechen, so bemerken wir, daß wir uns auch an einer heißen theoretischen Stelle befinden, der nämlich, wo der Streit zwischen Vulkanisten und Neptunisten sich noch nicht ganz abgekühlt hat."

Seine Entwicklungstheorie war, wie die der Neptunisten, auf der Grundlage des Granits aufgebaut; doch hat er sich hierbei das große Verdienst erworben, die Geologen auf die genaue Untersuchung der Uebergänge dieser äußerst wichtigen Gesteinsart aufmerksam zu machen, da nur diese für die Art der Entstehung späterer Gesteine Aufklärung verschaffen.

Eine seiner wichtigeren positiven Untersuchungen ist die über die Entstehung der Carlsbader heißen Quellen, welche den Plutonisten einen willkommenen Beweis für die Aufrechterhaltung ihrer Theorie vom feurig-flüssigen Kern der Erde gaben, indem sie diese Quellen unverkühlt aus dem Erdinnern hervorsprudeln ließen.

Gegen diese Ansicht trat Goethe im Jahre 1820 auf. Bei Untersuchung des die Quellen umgebenden Gesteins fand er nämlich einen „differenziirten Granit", welcher sich jedoch dergestalt verändert hatte, daß die Einheit seiner Theile zerstört war. Leider konnte er die unmittelbare Umgebung der Hauptquelle nicht untersuchen, weil die ganze Nachbarschaft verbaut war. Da er jedoch auch jenseits des Tepelflusses heiße Quellen und differenziirten Granit fand, so zog er daraus den Schluß, daß die Tepel über derartiges Gestein hinfließe, welches eben nur der Berührung des Wassers bedürfe, um als galvanische Säule „irdisch-salinische Substanzen, besonders den Kalkantheil der Gebirgsart aufzulösen und siedend an den Tag zu fördern". Diese Ansicht unterstützt er noch durch die wichtige Thatsache, daß der Strudel weniger Heftigkeit äußere bei trockenem Wetter als bei angeschwollenem Fluß, und daß an einer andern Stelle der Tepel diese fortwährend mit Bläschen bedeckt sei, ein Beweis, daß sich auch hier ein galvanischer Strom entwickelt habe.

Im Jahre 1824 tritt er schärfer gegen die Plutonisten auf, und zwar eben in Rücksicht auf die Entstehung des Strudels. Er führt ein Phänomen an, welches sich in Rio Dauro ereignete, wo nach einem heftigen Regen in einem Garten sich plötzlich ein großer Fleck Landes erhob, worauf mit furchtbarem Getöse eine Wassersäule zum Vorschein kam, deren gewaltiger Ausbruch umliegende Pflanzungen und Gebäude zertrümmerte. Nachdem das Wasser sich verlaufen hatte, fand man eine große stark rauchende Oeffnung von außerordentlicher Tiefe.

Dasselbe Schauspiel hatte sich noch an drei Orten der Nachbarschaft ereignet.

Zu dieser Erscheinung gibt Goethe den Schlüssel, wenn er sagt:

„Häufig niedergegangenes Regenwasser sammelt sich in Gebirgshöhlen; es senkt sich in Schluchten tief hinab und sucht sich endlich in der benachbarten Ebene einen möglichen Weg zu gewaltsamer Entladung durch leichten fruchtbaren Boden. Dort steigt und wirkt es nach Verhältniß seiner Masse, seines Falles und Druckes. Sollte hierdurch das Phänomen nicht genugsam aufgeklärt sein? sollte man auch hier Vulkane und Erdbeben zu Hülfe rufen?"

Wie er sich der Theorie der Plutonisten entgegensetzte, daß heiße Quellen aus dem Erdinnern hervorsprudelten, geht auch aus seiner Polemik gegen den Pater Kircher hervor, welcher aus einem im Innern des Erdballs angelegten Pyrophylakium und daneben herum eingerichteten Hydrophylakium alle Erscheinungen handlich und einfach, natürlich aber verkehrt erklärt.

Doch nicht immer glückte es ihm, Naturerscheinungen auf neptunistische Weise zu erklären, und er sah sich daher auch manchmal genöthigt, den vulkanistischen Weg einzuschlagen.

So fand er sich im Jahre 1808 in der unangenehmen Lage, den Kammerberg vulkanischen Ursprungs zu erklären wegen der daselbst vorgefundenen Schlacken und einer nach unten ungemein innig aggregirten, nach oben aber porösen Felsart, welche mit Lava große Aehnlichkeit hatte. Er erklärte nun die Entstehung des Kammerbergs so, daß derselbe sich an seiner Stelle gehoben habe, weil die Grundlage, der flötzartig gelagerte Glimmerschiefer, nirgend anderswoher dorthin geschwemmt sein könne, da in der Nachbarschaft nichts dergleichen vorkomme. Dieser Glimmerschieferhügel habe noch lange unter Wasser gestanden als schon die andern höheren Berghäupter aus demselben hervorragten. Nach und nach sei das Wasser soviel zurückgetreten, daß nur noch der untere Theil des Berges davon bespült wurde. Jetzt sei die vulkanische Eruption erfolgt; die in das Wasser niedersinkenden Gesteine, Lava und Schlacken, hätten sich in flachen Schichten nach der Seite hin ausgebreitet und seien sogleich erstarrt, was die scharfen Kanten der Schlacken und der unveränderte Glimmerschiefer beweise. Noch im Jahre 1820 ist er dieser Meinung; ja, um so fester als man offenbare Lava daselbst gefunden hatte. Deshalb betrieb er eifrig den Plan, einen Stollen durch den Berg zu legen, um sich von den darin vorkommenden Gesteinen zu überzeugen. Er berieth sich hierüber mit dem Grafen Sternberg, mit Berzelius, Grüner und Pohl,

Digitized by Google

wurde aber noch vor Ausführung dieser Idee, im Jahre 1823, von einem jungen Naturforscher in seiner Meinung schwanken gemacht.

„Mit bescheidener Höflichkeit", sagt Goethe, „trug er mir seine Meinung vor, die da hinausging, hier sei auch, wie in dem übrigen Böhmen, ein Pseudovulkan zu schauen. Man müsse sich, meint er, beim ersten Anblick der Stratification überzeugen, daß die Gleichheit der Lagen nicht einer Folge von Eruptionen zugeschrieben werden könne, sondern in solchem Falle alles viel tumultuarischer und wilder aussehen würde. Es seien aber Kohlen und Glimmerschiefer, zu gehörigen Theilen vermischt, niedergelegt und alsdann die ganze Schichtung entzündet worden. Nun lasse sich schon eher denken, daß nach dem Ausbrennen die sämmtlichen Schichten so ruhig konnten liegen bleiben, wie man ja auch bei andern Pseudovulkanen, sobald man einen Durchschnitt wie hier im Großen übersehen könne, die frühere Schichtung gar wohl bemerke."

Goethe konnte sich jedoch nicht so leicht von der einmal gefaßten Meinung abbringen lassen. Nach und nach sah er aber doch ein, daß er seine Ansicht nicht aufrecht erhalten könne. Als daher auch das Werk seines Freundes Humboldt: „Ueber den Bau uud die Wirkungsart der Vulkane in verschiedenen Erdstrichen" ihm die gewünschte Klarheit nicht brachte, so überzeugte er sich endlich von der Richtigkeit der Ansicht jenes jungen Geologiefreundes und ermangelte nicht, dieselbe durch eigene Forschungen zu unterstützen. Ja, er ging sogar so weit, daß er sagte:

„Bedenke man, daß solche Erscheinungen in Böhmen, denen man ihre pyrotypische Eigenschaft nicht absprechen kann, auf den Ausgehenden der Steinkohlen- und Braunkohlenlager sich befinden, so wäre man am Ende wohl gar geneigt, diese sämmtliche Phänomene für pseudovulkanisch anzusprechen."

Ebenso wie die Entstehung des Kammerbergs erklärt er auch die Bildung der in Böhmen häufig vorkommenden Stellen früherer Erdbrände, wobei er sich auf die daselbst massenhaft aufgefundene Kohle stützte, die einen starken Schwefelgeruch zeigte, also ein deutliches Zeugniß abgab, daß hier eine Selbstentzündung stattgefunden hatte.

In jenen Erdbrandstätten fand Goethe sogenannte Lettenkohle, von welcher er auch in der Nähe Weimars nicht unbeträchtliche Lager entdeckte und, durch den Anschein verführt, den Herzog bewog, diese Kohle seinen Unterthanen zu verkaufen. Dies geschah denn auch, zum nicht geringen Schaden der letzteren, da jene Lettenkohle, ihres gewaltigen Gehalts an Thon halber, durchaus nicht zu verwerthen war.

Die Untersuchungen dieser pyrotypen Erscheinungen führten ihn auch zu der wichtigen Untersuchung über die Entstehungsart des Basalts, welchen die Plutonisten, seiner großen Aehnlichkeit mit der Lava wegen, einfach für vulkanischen Ursprungs erklärten. Goethe, welcher die Gesteinsarten, aus denen der Basalt sich gebildet und diejenigen, in welche er übergegangen war, genau untersuchte und hierbei den Basalt der verschiedensten Gegenden zu Hülfe nahm, fand, daß demselben zwar ein pyrotyper Charakter nicht abzusprechen wäre, daß der Basalt aber zweifelsohne auf nassem Wege entstanden sei; denn eine so große Aehnlichkeit im Bau der Basalte aus den verschiedensten Klimaten lasse sicher auf einerlei Entstehungsursache schließen. „Und", sagt Goethe sarkastisch, „wie sollten Basalte vulkanisch an allen Orten nnd Enden völlig gleichartig entsprungen sein, da das unterirdische Feuer verschiedenartige Grundlagen zu verkohlen hätte."

In den letzten der früher erwähnten Cardinalpunkte des geologischen Streites mischte sich Goethe bei Gelegenheit der Erklärung vom Ursprung der am Genfer See aufgefundenen scharfkantigen Granitblöcke. Die Plutonisten meinten nämlich, diese Granitblöcke seien durch einen tumultuarischen Aufstand der weiter nach Norden liegenden Gebirge dorthin geschleudert worden. Hiergegen tritt Goethe schroff auf, indem er behauptet, diese Granitblöcke seien in einer Epoche großer Kälte, wo das Meer das Festland noch etwa 1000 Fuß bedeckte, vom Savoyer Gebirg durch die thauenden Gletscher und Eisberge mit bis zu den Stellen hinabgerissen worden, an denen sie jetzt liegen.

Soviel von Goethes positiven Forschungen auf dem Gebiete der Geologie.

(Schluß folgt.)

A. Callenberg.

Eine Erinnerung auf dem Gebiete der politischen Lyrik.

Von W. Marr.

Nachdem der Tod Georg Herweghs in der deutschen Presse ein ziemlich kühles Leidtragen zu Wege gebracht hatte, regte das Ableben Ferdinand Freiligraths einen wahren Trauersturm auf und der ganze deutsche „Dichterwald" schien aus Palmen und Cypressen zu bestehen, in deren Zweigen es wie aus Aeolsharfen rauschte. Das sind gar trübe und melancholische Töne. Man glaubt ein Lied zu vernehmen, und mitten darin zerreißt der melodiöse Zusammenhang, wie der Faden eines Menschenlebens zerreißt. Vielleicht ausnahmslos hat Alles, was dichtet und Verse macht, dem todten Freiligrath gereimte Thränen nachgeweint, unter welchen möglicherweise auch manche „Krokodillthräne" heimlichen Ruhmesneides geflossen sein mag. Viele wirklich schöne Gedichte, aber dazwischen auch Verse zum Steinerbarmen, zum Grabesruhestören, zum Todtenerwecken, wenn die Todten nicht kalt blieben gegen schlechte Verse. Doch es war ein großes Trauerereigniß und man soll dabei mit schlechten Versen, welche aus guten Herzen kommen, nicht in's Gericht gehen.

Aber schier vergessen ist eine Episode aus dem Leben der genannten Dichter, wo beider Geister seiner Zeit wahrhaft epochemachend auf einander platzten und die gesammte politische Lyrik in der ersten Hälfte der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts sich plötzlich in zwei große, einander spinnenfeindliche Lager spaltete. Die Heine'schen „Tendenzbären" auf der einen, die Schaar des „Mohrenkönigs" auf der andern Seite. Zwei Dichter, zwei Antagonisten. Wie man die Bilder und Büsten heterogener Charaktere: Cäsar und Brutus, Voltaire und Rousseau, Napoleon I. und Friedrich der Große, Schiller und Goethe, Heine und Börne u. s. w. neben einander stellt, wie man ihre Namen gleichzeitig zu nennen liebt, so wurden auch eine geraume Zeit lang Herwegh und Freiligrath als zwei schroffe Gegensätze zusammen genannt und jeder der beiden Namen war ein „Schiboleth" geworden.

Das ist jetzt 35, sage fünfunddreißig Jahre her! Die Zeit geht rasch, fast zu rasch zum Leben und Sterben. Wir lernen in ihr Vieles und vergessen noch mehr, und was wir am schnellsten vergessen, das sind die Impulse neuer Zeitströmungen.

Die „Gedichte eines Lebendigen" von Herwegh hatten in den Jahren 1840—42 einen solchen Sturm von Begeisterung in Deutschland hervorgerufen, daß eine Reise des Dichters durch Deutschland fast den Triumphen des Philosophen von Fernay in Paris gleichkam, bis ihm durch seine, — man darf wohl sagen „Naseweisheit" gegen den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen der Standpunkt der Poetenetikette klar gemacht wurde. Die politische Lyrik war in der Literatur geradezu zu einer Epidemie geworden und neben Dichtern wie Prutz, Gottschall u. A. zwitscherte, piepste und schrie es auf dem deutschen Parnassus in allen möglichen und unmöglichen revolutionären, oder doch mindestens oppositionellen Tonarten. Der „Frühling" war dem Strick der Verachtung verfallen, die „Liebe" beugte sich vor dem Fallbeil des Hasses. Tendenz, Tendenz und noch einmal Tendenz! Aber es wurde so laut versificirt von den Tendenzlyrikern der Revolution und Opposition, daß andere, zahmere Leute gegen diese Dichterwilden gar nicht zu Worte kommen konnten. Was war auch zu machen, als Herwegh unter stürmischem Beifall sonettiren durfte:

Digitized by Google

„Die Losung ist jetzt Dante und nicht Tasso;
Was sollen uns noch Schiller oder Goethe?"

Kurz, es war eine gar erbauliche Zeit. Habe mich selber ebenfalls in ihren Strom gestürzt und Wellenschlag zu machen versucht, und meine Wellen waren Verse, — recht, recht herzlich schlechte Verse, deren Collectivtitel zu beichten der Leser nicht so grausam sein wird, nach dieser Buße der Selbstironie, von mir zu verlangen.

Wie gesagt, der Spektakel der revolutionären Lyrik war so groß, daß kein David sich an den vielköpfigen großen Goliath heranwagte, bis der „Wüsten- und Mohrenkönig" Freiligrath das Wort und zwar das Schlagwort fand, welches wie ein neptunisches „Quos ego!" erbrauste und die Runde durch die Welt machte, soweit die deutsche Zunge Gedichte las und deutschen Rheinwein trank. Und es war nicht einmal eine schmetternde Fanfare, welche das neue Wort verkündete, das zum Theil zu einem Dichterevangelium geworden ist. Es war sogar, wenn man will, im Gegensatz zu der politischen Modelyrik ziemlich gesetzt und würdevoll. Aber es war eben das richtige Wort, welches instinctiv bisher vermißt worden war.

Am 7. October 1841 setzte Diego Leon in Madrid zu Gunsten der Exkönigin Christine, welche sich in Paris sehr angenehm mit dem Herzog von Rianzares, alias Corporal Muñoz, vielleicht auch mit einem Andern amüsirte, einen Aufstand in Scene. Das Unternehmen mißglückte, Don Diego wurde erschossen. Auf diesen in Spanien nicht ungewöhnlichen Tod des „Christino" machte Freiligrath ein Gedicht, welches im „Morgenblatt" Nr. 286, Jahrgang 1841 erschien und den Zorn des damals in Paris anwesenden Herwegh erregte. Dieser veröffentlichte zuerst im „Schweizerischen Republikaner" sein Gedicht „Die Partei. An Ferdinand Freiligrath" und von da ab trat die Spaltung in der politischen Lyrik schroff zu Tage. Es entstanden conservative und reactionäre Poeten. Die bisher schweigsamen Gegner hatten Courage bekommen und ein starkes Justemilieu bildete sich, welches die Devise Freiligraths zu der ihrigen machte und die revolutionären Lyriker in die Enge trieb.

Die bezügliche Strophe aus dem Freiligrath'schen Gedichte lautete:

„Die ihr gehört — frei hab' ich sie verkündigt;
Ob jedem recht: — schiert ein Poet sich drum?
Seit Priam's Tagen, weiß er, wird gesündigt
In Ilium und außer Ilium.
Er beugt sein Knie dem Helden Bonaparte,
Und hört mit Zürnen D'Enghien's Todesschrei:
Der Dichter steht auf einer höhern Warte
Als auf den Zinnen der Partei."

Das war ernst und gemessen, aber es war poetisch schön; es verfehlte seine Wirkung nicht und die Wirkung war ungeheuer.

„— — Auf einer höhern Warte
Als auf den Zinnen der Partei."

Dieser Satz, meinetwegen diese „Phrase", ist bis auf den heutigen Tag eine gang und gäbe rhetorische und literarische Redewendung geblieben. Sie imponirte, oder sie frappirte schon zur Zeit ihres Entstehens. Der Phrase der politischen Parteilyrik wurde eine Phrase der Parteilosigkeit entgegengestellt. Es gab Stoff zum Nachdenken. Sind die Dichter praktische Politiker? Dürfen sie „Propheten" sein, wie Herwegh behauptete, im Sinne eines speciellen Parteiprogrammes? Ist die Muse der Dichtkunst eine Théorigne von Mericourt mit der phrygischen Mütze, auf der Kanone reitend, umtanzt von den Bachanten und Bachantinnen der Revolution, den ehrenvollen Sansculottes und Dames de la Halles, von Poissards und Poissardes? Ja. — Nein. — Nein. — Ja. —

Der damals gänzlich gute und sehr zahme Freiligrath, der vom Könige von Preußen eine belletristische Pension von 300 Thalern bezog, warf eine Bombe, die mit einem dichterischem Princip gefüllt war, in die gedrängten Reihen der politischen Parteilyrik. Die Bombe platzte. Das Princip, die „höhere Warte" erschien so neu, so schön und rein, so ganz und gar nicht vom Zukunftspulverdampf und Barricadenstaub geschwärzt, daß es sofort seine zahlreichen Verehrer fand. Der „überwundene Standpunkt" (beliebte junghegelianische Redensart) machte dem erhabenen Standpunkte Platz und der joviale, gutmüthige Freiligrath hatte auf die politische Lyrik gewirkt, wie der Donner auf die Schafe.

Aber der „Bock" Herwegh wetzte seine Hörner und die Gerechtigkeit erfordert, einzugestehen, daß er mit einem brillanten Stoß auf den unbewußten Donnerer Freiligrath losfuhr.

„Du drückst den Kranz auf eines Mannes Stirne,
Der wie ein Schächer jüngst sein Blut vergoß,
Indessen hier die königliche Dirne
Die Sündenhefe ihrer Lust genoß;
Ich will ihm den Cypressenkranz gewähren,
Düngt auch sein Blut die Saat der Tyrannei —
Für ihn den milden Regen Deiner Zähren!
Doch gegen sie die Blitze der Partei!"

Das war eine brillante, wie poetisch eben so schöne Einleitung. Tendenz, Sitte und Tugend wurden unter die Waffen gerufen. Die Humanität entrollte ihr Parteibanner. Man wird perplex. Dem Dichter wachsen die Flügel der Begeisterung. Er fährt fort:

„Partei! Partei! Wer wollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war!
Wie mag ein Dichter solch ein Wort vernehmen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?"

Das ist culturgeschichtlich ganz richtig. Aus dem Parteikampfe und seinen Illusionen bilden sich die Actionen und die Actionen machen die Weltgeschichte. NB.! wenn sie zur That geworden sind. Aber das „Wort" des Dichters ist doch nur eine abstracte Phrase, ein abstracter Donner, der außergewöhnlich, dem concreten Blitze vorhergeht, und die poetische Uebersetzung der Dichterbibel mußte aus dem „logos" die That machen. Das konnte Bock-Herwegh nicht in Reime bringen und er kehrt daher den Spieß der Freiligrath'schen poetischen Bilder vom trojanischen Kriege um.

„Nur offen wie ein Mann: Für oder Wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei!"

Wenn die „Götter" das vor „Ilium" thaten, können wir es auch. „Quod licet Jovi non licet bovi" existirt ja für die Dichter nicht. Doch ist dem Dichter an der alleräußersten Linken nicht recht geheuer geworden und er legt sich gleichsam auf's Bitten als Ueberzeugungsmittel:

„Sieh hin! Dein Volk will neue Bahnen wandeln,
Nur des Signales harrt ein stattlich Heer;"

Ferner:

„Das Gestern ist, wie eine welke Blume —
Man legt sie wohl als Zeichen in ein Buch —"

Und:

„Der Menschheit gilt's ein Opfer darzubringen,
Der Menschheit auf dem Altar der Partei!"

So wie der Ruf:

„Für Eures Volkes Zukunft nehmt Partei!"

Und zum Schluß wird Bitte und Befehl eins:

„Ihr müßt das Herz an eine Karte wagen,
Die Ruhe über Wolken ziemt Euch nicht;
Ihr müßt Euch mit in diesem Kampfe schlagen,
Ein Schwert in Eurer Hand ist das Gedicht.
O wählt ein Banner und ich bin zufrieden,
Ob's auch ein andres denn das meine sei;

Digitized by Google

Ich hab' gewählt, ich habe mich entschieden,
Und meinen Lorbeer flechte die Partei!"

Solche Ereignisse der Lyrik wurden in jener Zeit so wichtig ernsthaft aufgenommen, wie die Programme von Reichskanzlern heut zu Tage. Der Tirailleur Ludwig Börne hatte vorgearbeitet; Heinrich Heine nasenstüberte die romantische Schule, die Junghegelianer hatten die Parallelen eröffnet und gruben die Laufgräben, um den Himmel zu stürmen. Ein Wettrennen der Abstractionen herrschte überall und — die Völker und Menschen wurden noch mehr idealisirt als die Heiligen der Kirche. Jeder Dichter hatte das Zeug zu einem Kriegsminister, jeder Philosoph konnte das Portefeuille der Finanzen übernehmen. (Viele hätten es gerne gethan.) In jedem liberalen Schulmeister steckte ein Minister für Alles. Trotz ihres crassen abstracten Unglaubens war es eine gewaltig selbstgläubige Zeit. Vor einem communistischen Schneidergesellen (W. Weitling) schauderten Professoren der Nationalökonomie auf dem Katheder. Es war das Säuseln vor dem Sturme von 1848 und trotz ihrer Komik waren die Vierziger Jahre bedeutungsvoll. Wir glaubten, ja! wir glaubten, daß Trauben auf Disteln wachsen könnten. Wir weltschmerzelten und waren glücklich dabei und auch glücklich in unseren Illusionen. —

Die gehässige Weise, in welcher Herwegh in einem späteren Gedichte „Duett der Pensionirten" Freiligrath und Geibel angriff, trug nur dazu bei, die Zahl seiner lyrischen Feinde zu vermehren. Ein preußischer Major a. D. Namens Benecke verstieg sich sogar zu den pathetischen Worten:

„Du lachst der Alten, zürnest wohl dem Mahner,
Weil er in Zornesklängen zu Dir spricht;
Kennst Du die Republik, Republicaner?!
Nein, junger Thor, o nein! Du kennst sie nicht!"

Dennoch aber muß zugegeben werden, daß auf Freiligrath selbst das Herwegh'sche Gedicht „Die Partei" nicht ohne Eindruck geblieben ist. Die Dichtung war in Form und Gedanken schön und dem Schönen verschließt sich ein Dichterherz nie. Ist es nicht der Beruf des Poeten, ein praktischer Parteichef zu sein, so ist die Stellung über den Wolken, die „höhere Warte", praktisch eben so unhaltbar. — So ungefähr sagte mir Freiligrath selbst, als ich ihn 1845 in Rapperswyl am Zürichersee besuchte.

Ferdinand Freiligrath lebte im Exil. — Er hatte dem Könige seine Pension zurück geschickt. Herwegh war von der Züricher Regierung 1842 bereits Landes verwiesen. Beide Antagonisten in der Verbannung. Der eine, Herwegh, grollend und verbissen, der andere, Freiligrath, vollbewußt den Bruch mit der Vergangenheit vollziehend, aber dabei Dichter bleibend. Die politische Parteilyrik hatte wieder gesiegt.

Freiligraths Wirken auf diesem Gebiet ist bekannt. Es ist in ihm, wie dies leider bei Herwegh der Fall war, der ideale Poet nie untergegangen. Nicht in Galle tauchte er die Feder, sondern in revolutionäre Begeisterung. Das Gute erkannte er stets an, wenn es auch nicht das Beste war, das die Abstraction träumte. Die schöne Gabe, rein menschlich zu fühlen und zu dichten, hat er nie verloren.

Wer hat nun Recht, was die „Zinnen der Partei" anbetrifft?

Ich glaube, so wenig man dem Dichter verbieten kann, die Zeit auf sich wirken zu lassen, so wenig hat er das Recht, der Zeit Gesetze vorzuschreiben. Der Dichter reflectirt. Die Inspiration überkommt ihn. Die „höhere Warte" ist eine Illusion, wie die „Partei". Die „höhere Warte" im öffentlichen Leben kann nur einer beanspruchen: — der Culturhistoriker, der das ganze Menschenleben und Treiben studirt, seine Sitten und Moden, und aus Allem ein einiges Naturgesetz erklärt. Der politische Lyriker ist nur angeregt von dem Augenblick. Er kann nur subjectiv sein. Ja, ich gehe noch weiter. Wenn Gedichte die Fundamente eines Staates erschüttern können, so ist der Staat faul, er ist — pardon für den Ausdruck! — ein Mistbeet, auf dem die poetischen Melonen gedeihen.

Man hat in unsern Tagen eine Restauration der politischen Lyrik versucht in der Gedichtesammlung: „Gegen Rom!", der eine tendenziös entgegengesetzte Sammlung: „Für Rom!" folgte. Beide stießen auf ein skeptisches Lächeln der Kritik und des Publicums und registriren als Curiosa. Nur wer die Irrthümer der Zeitströmungen getheilt hat, wer von ihren Illusionen durchglüht war, kann sich zurückversetzen in die Zeit der Herrschaft der politischen Lyrik, wie sie in Herwegh und Freiligrath gipfelte.

Heine sagte einmal vom alten Lafayette, wenn er, ich entsinne mich nicht genau, welchen republicanischen Redner in der Kammer höre, so spitze er die Ohren, wie ein alter Husarenschimmel, wenn die Trompete geblasen wird.

So geht es auch mir. Die „Gedichte eines Lebendigen", welche man noch immer als Dichtungen „wunderschön" findet, — aber auch nicht mehr als dieses, — zaubern mir meine ganze illusions- und irrthumsreiche Jugend wieder vor. Ich sehe dann den schönen Zürichersee vor mir, die Albiskette, den Netliberg, auf dem ich einst mit Herwegh das Alpenglühen anschaute.

„Welch' ein Glühen! Ha! so stand
Ilion einst in Flammen!"

Die Fata-Morgana des „Völkerfriedens" nach dem „letzten heiligen Krieg" leuchtet mir wieder entgegen, aber ach! es ist ein Traumbild des Weltschmerzes, der jetzt hors de saison geworden ist.

„Und an Euern Alpen meßt
Euere Gedanken!"

Die armen Gedanken! sie haben sich den harten Schädel daran eingestoßen und die Illusionen sind versprüht. Und die Firnriesen lächeln mitleidsvoll auf uns nieder. Auf „welke Rosenblätter" fällt der Strahl des Mondes. Die Zeiten sind anders geworden, die Menschen ebenfalls. Ein berechtigter Realismus schreitet über unsere Träumereien hinweg und es ist vorbei, sowohl mit der „höhern Warte" als mit der „Zinne der Partei" in der politischen Lyrik.

Requiescant in pace.

Die Kunstindustrieausstellung in München.

II.

Wenn es wahr ist, daß in München die Scharte ausgewetzt wird, die Deutschland in Philadelphia sich selbst geschlagen, so hat das unter anderen zwei Gründe. Einmal die geschmackvolle Anordnung, die man nicht, wie das gewöhnlich ist, in die Hände von Bureaukraten gelegt, sondern der sich gerade die dafür geeignetsten Künstler mit Lust und Liebe unterzogen haben: ein Fingerzeig, daß man künftighin solche mit ähnlicher Arbeit betrauen möge. Aber wird der Fingerzeig beachtet werden? Vielleicht, nachdem man durch Schaden klug geworden. Der Schaden war zu verhüten. Als die Beschickung der americanischen Weltausstellung durch die deutsche Kunst angeregt war, da ist an die Behörden eine Denkschrift ergangen — ich weiß es, denn ich habe sie selbst mit Freunden berathen und geschrieben — des Inhalts: daß Frankreich seine Triumphe feiere, weil der Staat die Sache in die Hand nehme und es nicht dem Zufall überlasse, ob und welche Künstler für sich ausstellen, sondern vielmehr eine Reihe hervorragender Werke aus öffentlichem und Privatbesitz zusammenstelle und damit den festen Kern bilde, an den nun Anderes sich anschließen kann. So möge man von Reichswegen eine Anzahl von Kunstwerken nach Philadelphia in der Art senden, daß weder die Künstler noch die Besitzer damit Kosten oder Mühe hätten; Künstler und Kenner sollten aus dem, was in den jüngstverflossenen Jahren geschaffen worden, das Gute

Digitized by Google

und Charakteristische auswählen; nur solches sollte aufgenommen, von dazu geeigneten Künstlern aufgestellt und als vom Reich eingesandt bezeichnet werden. Diese Auszeichnung würde die Meister wie die Besitzer veranlassen, die Werke gerne zu geben, die dadurch ja im Preise steigen müßten, und die noch unverkauften oder verkäuflichen würden gewiß in America vor anderen einen Herrn finden. Wollten dann Künstler oder Kunsthändler noch andere Bilder oder Werke hinschicken, so würden sie das auf eigene Kosten thun. — Statt einer Antwort erfolgte die Anordnung: Von Bremen aus wird alles dort von Kunstwerken Abgelieferte frei hin nach Philadelphia und zurück befördert, die Verpackung, die Fracht in Deutschland ꝛc. hat der Künstler zu tragen. Der Erfolg war vorauszusehen. Die besten Arbeiten der verflossenen Jahre hatten ihre Eigenthümer gefunden, die sich hüteten, solche wegzuschicken, und so wanderten die Laden- und Atelierhüter nach America, und ich frage: Wer von unseren hervorragenden Meistern hat dort ausgestellt? Wir haben weder ideellen noch materiellen Gewinn, nicht an Ehre, nicht an Geld, während auf dem vorgeschlagenen Wege der Weltmarkt zu erobern und die Anerkennung des Auslandes zu erringen war. In München aber ist man für München thätig gewesen; Kenner und Künstler haben zusammengewirkt, um von den Werken unserer Väter nicht dies und jenes, sondern Vorzüglichstes zusammenzubringen; sie haben an eine Reihe von Meistern Einladungen erlassen und wieder und wieder gedrängt, daß sie Gutes empfingen, und über Alles, was nach allgemeiner Aufforderung von künstlerischen und kunstgewerblichen Arbeiten erschien, haben sie ein strenges Gericht gehalten, indem sie nichts Schlechtes zuließen, nicht durch die Masse des Mittelmäßigen ermüden, sondern durch Tüchtiges und Schönes erfreuen wollten.

Bilder und Statuen haben einige Säle, in welchen sie vorwiegen, zumeist aber sind sie durch die Räume vertheilt, welche das Kunstgewerbe einnimmt. Ich kann nun nicht mit dem Berichterstatter der „Allgemeinen Zeitung" sagen, daß es ja Zweck der Kunst sei, zu decoriren; sie soll das Leben schmücken, sie soll gefallen, ja, aber ihre eigentliche Bestimmung ist doch die Erhebung der Seele zur Anschauung des Ideals, ist die Verwirklichung dessen, was in Geist und Gemüth des Volkes, der Menschheit lebt, in großen schönen Formen; dann wird sie nicht blos dem Privatluxus dienen, sondern dem öffentlichen Leben geweiht sein und die Weihe geben. Und hier muß ich bekennen: die in der Gegenwart eingetretene Wendung hat auch ihre Schattenseite. Das Decorative waltet vor, Geist und Gedanke treten vor dem Sinnenschein etwas zurück, der Reiz des Coloristischen macht sich einseitig geltend. Es pflegt in der Geschichte so zu gehen; Vernachlässigtes bricht durch und will allein herrschen, und die besten Kräfte wirken in der neuen Richtung zusammen. Unsere jungen Leute sehen viel malerischer als das frühere Geschlecht, sie empfinden die Farben in der Natur feiner und lernen sie in der Kunst viel leichter handhaben. Das ist der Fortschritt, — aber wenn Cornelius, der in Formen dachte, durch die coloristische Ausführung mit ganz wenig Ausnahmen seine Compositionen beeinträchtigte, indem er auf den Carton, die Zeichnung, das Gewicht legte, um eine Farbenskizze sich nicht bemühte und Stimmung wie Colorit oft den Schülerhänden überließ, — so hat man bei Makart den Eindruck, als ob ihm zuerst eine Phantasmagorie von Farben vorschwebte, die ihn bezaubert und für die er nun nach Trägern sucht in menschlichen Leibern, in Gewändern, in Wasser, Land und Himmel; und er ist gar nicht in dem Sinne realistisch oder naturalistisch, daß er sich um die Localfarbe der Dinge in der Wirklichkeit kümmert, er ist Idealist in der Freude an einem vielstimmigen Farbenaccord, dem das Besondere sich fügen muß; ein Farbenbouquet entzückt das Auge, und allmälig sieht man, was es bedeutet, was es darstellt. Eine braune Schattenmasse im Vordergrund, umfangen und überragt von sonnigem Glanz, dort einzelne hervorfunkelnde helle, hier dämpfende tiefere Töne, das ist sein neuestes Gemälde: Aegyptierinnen auf dem Nil mit einem Krokodil kämpfend, nach Vögeln schießend. Empfindung, Handlung, Linienschönheit, Beseelung der Charaktere, das Alles steht zurück hinter der coloristischen Wirkung. So sehr war es bei früheren Werken Makarts lange nicht der Fall, und wenn sich Kaulbach eifrig bestrebte, in einem halben Dutzend von Farbenskizzen der Zeichnung seiner Schlacht bei Salamis gerecht zu werden, so wird auch der geniale jugendliche Meister wohlthun, wenn er auf der in der Catharina Cornaro eingeschlagenen Bahn weitergeht und auf Gedanken, Auffassung und Zeichnung, auf Seelenempfindung und Formenschönheit seine Aufmerksamkeit richtet. Ich bekämpfe die Nazarenische Enthaltsamkeit, welche meint, die malerische Durchbildung beeinträchtige die Wirkung auf das Gemüth und setze den sinnlichen Reiz über den Sinn des Gemäldes; — die bildende Kunst wirkt auf die Anschauung und soll das Auge erfreuen, soll Wahrheit und Lebenswirklichkeit in innigster Vermählung sein. Eben darum soll aber auch bei Glanz und Wohlklang der Farbe der denkende Geist keineswegs leer ausgehen.

Die prächtigste Decoration ist der farbige Entwurf zum Bilde Werners um den Fuß der Siegessäule in Berlin; wie das Bild hier als großer Fries über der Eingangspforte prangt, kommt es zu viel besserer Wirkung als in der Mosaikausführung, wo man ihm innerhalb des Baues zu nahe ist und dem außerhalb Stehenden die Säulen es durchschneiden. Der frische Zug und Schwung einer großen Zeit geht durch das Ganze; die geniale Rücksichtslosigkeit in der Vermischung der Uniformen und der bürgerlichen Tracht unserer Tage mit ritterlichen Phantasiecostümen, die Verwerthung symbolischer Gestalten, der Germania oder Borussia, des Rheines neben den Bildnissen der Helden, die Erscheinungen Barbarossas und Napoleons I., das Alles erfreut mich durch das Spiel künstlerischer Phantasie, die sich durch die trockenen Theorien der Realisten ihr ideales Recht nicht verkümmern läßt. Wirft doch auch im Liede Freiligraths Germania die Sichel weg und greift zum Schwerte! Wie steif erscheint dagegen die Parade Krügers, diese treue Copie der Wirklichkeit! Doch fragt es sich, ob nicht im Ganzen bei Werner das decorativ Effektvolle für den Augenblick stärker ist, als der monumentale Stil für dauernde Wirkung erheischt. — Auch Feuerbachs Amazonenschlacht ist zur Decoration des Transeptes verwandt; eine Sammlung von Attituden nackter, meist weiblicher Körper, von denen einige empfindungsvoll und großartig erscheinen, aber keine bestimmte Handlung in klarer Motivirung. Feuerbachs Meisterhand und Geistesblick zeigt sich mehr in dem Studienkopf einer Italienerin als in den umfangreichen Darstellungen aus der alten Welt. — Lindenschmits Venus bei der Leiche des Adonis ist zu wenig Göttin oder zu wenig liebendes Weib; aber die malerische Haltung des Ganzen ist voll Kraft und stimmungsvoll. Bei einem Künstler ähnlichen Ranges wäre das vor dreißig Jahren gerade umgekehrt gewesen.

Von unseren Farbenkünstlern Böcklin, Max, Thoma und ihren oft gelungenen, oft unerquicklichen Experimenten hört' ich einmal den Spruch: Wärt ihr nicht wunderlich, so wärt ihr wunderbar! Der erstere ist das letztere mit seiner stimmungsvollen Landschaft an einem italienischen See aus Schacks Galerie. Der Wirthin Töchterlein von Max steht etwa in der Mitte; von Thoma hat man das Erträglichste zugelassen. Von älteren idealistischen Coloristen sind Riedel in Rom und Heinrich Hofmann in Dresden erschienen. Die Sakuntala des ersteren stellt mehr den plastisch trefflich modellirten zarten Leib als Träger von Beleuchtungseffecten hin, die Desdemona des anderen hat mehr Seele.

Es war naturgemäß, daß die Richtung auf Stimmung und Beleuchtung in der Malerei, die unsere älteren Historienmaler vernachlässigten, sich den Landschaftsmalern zuerst aufdrängte; und so sind denn von den bahnbrechenden Coloristen neben dem lebenden Achenbach die verstorbenen Hildebrand und Schleich mit Recht vertreten. Wenn sie zu der paysage intime führen, der das Gewöhnliche und Unscheinbare in der Natur genügt, wie einem Burnitz oder Ditscheiner, dessen Wasserspiegel im Abendschatten ganz vortrefflich ist, so stehen auf der anderen Seite die Darstellungen bedeutender Gegenden von Heinlein, Bamberger, Willroider, während die griechischen Landschaften von Hoffmann in Wien den Reigen des Decorativen auch auf diesem Gebiet anführen. Durch das wohlthuende Zusammenstimmen von Land-

Digitized by Google

schaft und Thieren behauptet F. Voltz seinen Rang; Braith und der Schweizer Koller zeigen diesmal mehr Energie in der Composition, während Voltz das Idyllische als solches zu seiner Domäne hat.

Blicken wir zurück, was zur Zeit der Idealisten im Porträt geleistet ward, so wird der Fortschritt nicht zu verkennen sein, den die Kunst hier in individueller Auffassung wie in malerischer Durchbildung gemacht hat; mit Lenbach in München wetteifert Canon in Wien, mit Gräfle und Biermann in Berlin der junge Friedrich Kaulbach, der Sohn des gleichnamigen Vaters, den das Bild eines Mädchens in der bürgerlichen Tracht deutscher Renaissance nach dem Münchener Costümefest im vorigen Winter in den Künstlerkreisen mit einem Schlag berühmt machte, gerade weil Alles so sinnig, so bescheiden behandelt war.

Unter den Genrebildern verdient Defreggers Rückkehr siegreicher tyrolischer Jugend aus dem Kampf den Preis, wenn das Gemälde auch seinem Stoffe nach nicht zu der tragisch packenden Gewalt erhoben werden konnte, die den Auszug des letzten Aufgebots, sein Gegenstück, zu dem Bedeutendsten machte, was der frisch aufstrebende Meister bis jetzt geschaffen. Man erkennt in beiden Bildern, wie der Hauch der großen Zeit, die wir durchlebten, auch seine Seele durchzogen; sie zeigen die charakteristische Wahrheit des Tyroler Bauern- und Bürgerthums in erhöhten Momenten; sie bieten nichts Müßiges, alle Personen, die handelnden wie die zuschauenden, sind bei der Sache; jede Gestalt ist individuell und das Ganze wieder durch den Reichthum von besonderen Beziehungen unter den Einzelnen nicht gestört, sondern belebt. Vautiers „Vor der Sitzung" mußte dem Stoffe nach mehr Gewicht auf die besonderen Charaktere als auf einen gemeinsamen Stimmungsausdruck in einer gemeinsamen Handlung legen, und das ist immer ein Mangel, denn die Wahl eines prägnanten Momentes ist etwas Großes für den Künstler; das Bild ist darum etwas trocken, aber der Meister entschädigt uns durch Figuren, die ebenso individuell als typisch sind. Ein Maler der feinen Gesellschaft war Ramberg in München und ist Becker in Berlin; Adelheid, die mit dem Bischof von Bamberg Schach spielt, hat all die sinnliche Schönheit, die Goethe ihr leiht, aber schwerlich erkennt man in ihr das Dämonische des Weibes, bei dessen Schöpfung „Gott und der Teufel um's Meisterstück gewettet." Sonst ist die Scene für sich reizend und ansprechend. Von älteren Meistern erfreut uns der Wiener Waldmüller, auch wenn sein Colorit etwas dintig ist, von jüngeren der Darmstädter Löfftz durch die liebevolle Auffassung und Durchbildung des orgelspielenden Cardinals der Renaissancezeit, an die auch die Behandlung erinnert, ohne irgend in jene äußerliche Nachahmung zu verfallen, durch die der Belgier Leys manchmal recht unerquicklich werden konnte, so vortrefflich er war, wenn er sich freier bewegte. Hermann, der Sohn Wilhelm Kaulbachs, bringt Friedrich den Großen in einer Gesellschaft, die dem Orgelspiele Sebastian Bachs lauscht; eine glückliche Composition, die viel Schönes bietet, nur leider zu sehr den alten Fritz statt des jugendliches Mannes gibt; indeß ist der König so für das Publicum kenntlicher.

Wilhelm Kaulbach mit seinem bekannten Carton der Selbstvergötterung Neros im Contraste der Christenverfolgung, und Fischer mit dem Carton eines Glasgemäldes für den Kölner Dom vertreten würdig die weltliche wie die religiöse Historienmalerei der verflossenen Münchener Epoche. Rethel ist wenigstens in den Holzschnitten seiner Werke da, und wenn man mit den Todtentänzen, Hannibals Alpenzug und das Leben Karls des Großen zusammennimmt, so steht er doch endgültig als der größte Geschichtsmaler der Düsseldorfer Schule da, energisch in ausdrucksvoller Zeichnung und phantasievoller, wohlabgewogener Composition, deutsche Kraft in schöner Form.

Von Karl Piloty ist leider nichts Neues da; Wallenstein und Seni aus der Pinakothek lassen aber erkennen, wie er, der Begründer der realistischen und coloristischen Schule in München, niemals über der Farbe die Zeichnung und über dem Aeußern das Innere, den Ausdruck der Seele vergißt. Auch von Adolf Menzel fehlen historische Gemälde und ungern vermissen wir seine modernen Kyklopen, das ergreifende Genrebild der Metallarbeiter, das für unsere Zeit so charakteristisch ist. Dafür lernen wir ihn in seinen Aquarellen auch von der Seite des Schönen kennen. Er wetteifert nicht blos mit dem rühmlich bewährten Wiener Alt in architektonischen Innenananansichten; die kränzewerfenden Ehrenjungfrauen wie die muthigen Krieger auf dem Albumblatt, das den Siegeseinzug von 1866 in Berlin schildert, sind so reich an Anmuth wie an innerem Leben, und die Maurer, die wir auf dem Gerüst eines oberen Stockwerks arbeiten und disputiren sehen, sind so treu dem Leben abgelauscht wie glücklich in die Baumgruppen hineincomponirt, die wir mit ihnen von ihrer Höhe im Garten sehen. Und dazu hier wie dort der köstliche Humor! Wir haben hier Arbeiten vor uns, die in ihrer Art vom ersten Range sind.

Endlich mögen die Zeichnungen Liezenmayers und die Randverzierungen von Rudolf Seitz zu Goethes Faust noch einmal auf die Anfänge der Cornelianischen Epoche hinweisen. Cornelius wie Seitz wetteifern in der Arabeske erfolgreich mit Albrecht Dürer. Cornelius war damals in den Formen herb und streng, aber es galt ihm, vor Allem typische Charaktere zu schaffen, und das ist ihm in Faust und Mephistopheles gelungen. Er gab wenige Scenen. Liezenmayer gibt deren viele. Sein Faust ist als solcher nicht genügend, sein Gretchen besser als das von Kreling und Kaulbach, aber immer noch nicht das Goethe'sche. Liezenmayers Stärke liegt in der malerischen Auffassung, in einer stimmungsvollen Wirkung des Tons jeder Scene, woran Cornelius nicht dachte; sie liegt in den genrehaften Scenen von Auerbachs Keller, vom Spaziergang, von den Weibern am Brunnen, von der Blocksbergfahrt, die Vorzügliches bieten. Er zeigt uns und mit vollem Rechte Vieles, was wir bei der Bühnenaufführung nicht sehen, Mephistopheles, wie er an Fausts Thür anklopft, den Pfaffen, der das erste Schmuckkästchen heimträgt, Gretchen, wie sie nach dem Geliebten zum Fenster hinausschaut, und wie sie Morgens in allem Jammer auf dem Bette sitzt; und gerade hier, wo er den oft unmöglichen Wettkampf mit den Worten des Dichters nicht nöthig hat, wo er vor Augen stellt, was dieser der Phantasie des Lesers überließ, hat der Maler sich als echter Künstler bewährt. Ergreifend ist die ruhig dastehende Erscheinung Gretchens auf dem Brocken, ungenügend aber das Bild ihres Wahnsinns im Kerker, wo Faust neben ihr sich hingeworfen hat. Sie ist ja nicht verrückt, die gesteigerte Phantasie zeigt ihr nur alles innerlich Wahre in äußerer Gegenwart; und in dieser Zerrüttung der Seele bleibt der Adel derselben bewahrt und erhebt sich am Ende zum sittlichen Bewußtsein. Wollte uns Liezenmayer die rettende Stimme von oben nicht wie Cornelius durch eine Engelsgestalt veranschaulichen, so mußte ihr Wiederhall im Herzen uns aus den Augen Gretchens entgegenleuchten. Hier ist mit einem neuen Blatte noch zu helfen.

Meine Absicht konnte es nicht sein, die Bilder alle aufzuzählen; es galt nur einzelne Spitzen zu berühren und den Eindruck des Ganzen zu gewinnen. Für die Plastik der Gegenwart ist der Augenblick kein günstiger. Dresden und Berlin sind wenig vertreten. Und es scheint, diese Kunst selbst liegt in einer Krise. Auf religiösem Gebiet sehen wir die überlieferte Schablone mit süßlichen Empfindungen verbunden, hie und da eine ansprechende Milde, oder den ruhigen Ton der Würde, wie bei einer in Holz geschnitzten und nicht gefärbten Kanzel, meist aber so viel bunten Flitter und so viel Goldgeglitzer, daß wir an den Handel nach den romanischen Katholiken in Südamerica denken. Eine Arbeit wie sie Knabl vor Jahren für den Hochaltar der Frauenkirche schuf, suchen wir vergebens. Auf der anderen Seite zeigen Marmorarbeiten das Studium der Antike, aber nicht die Erfassung des eignen deutschen Lebens in gleich großem Sinne. Manches Elegante ist da, nichts Hinreißendes. Das Anziehendste sind Porträtbüsten von Wagmüller in München, Begas in Berlin, Tilgner in Wien. Die frischen Talente folgen auch hier dem realistischen und malerischen Zug der Zeit; sie wirken nicht allein durch die Form an sich, sondern mittels des Eindrucks, den Erhöhungen und Vertiefungen durch Licht und Schatten auf unser Auge machen. Sie stilisiren nicht plastisch, um den Charakter in sein eignes Ideal zu erhöhen, sie geben die natürliche Erscheinung

Digitized by Google

des gegenwärtigen Moments frisch und kräftig wieder. Bismarcks metallne Statue von Manger ist wuchtvoll, aber plump, stramm, aber steif; das Erz verlangt einen andern Stil als grobkörnigen Sandstein! — Ein glücklicher Gedanke war es, Modelle für einen Brunnen in Cincinati, die Kreling und F. Miller entworfen, um die Fontaine in der Mitte des Glaspalastes herumzustellen; geistvoll erfunden und ausgeführt machen sie einen guten Eindruck. Solchen erhält der Kommende wie der Scheidende durch sie und durch Werners Gemälde von der sieghaften Wiedererstehung des deutschen Reichs.

Notizen.

Zur Frage der „Setzmaschine" vermißt die geehrte Redaction die Angabe, auf welche Weise der Erfinder der großen Schwierigkeit, die Correctur schnell und mühelos herzustellen, Herr geworden ist? Ich wollte nicht zu breit technisch werden, füge aber nur hinzu: „Die Ausführung einer schnellen Correctur bietet allerdings bei Hambruchs System größere Schwierigkeiten, als bei dem der beweglichen Typen und kann in den Fällen, in denen eine umfangreiche Correctur nicht zu umgehen ist, nur dadurch möglich gemacht werden, daß man die Schrift nicht in Platten, sondern in Zeilen gießt, aus denen alsdann beliebige Stücke entfernt werden, was außerordentlich schnell geht. Die Geschwindigkeit, mit welcher die Matrize gesetzt wird, ist übrigens groß genug, und zwar durch Combination von verschiedenen, häufig nebeneinander erscheinenden Buchstaben, als en, er, ei, bedeutend größer, als in dem Referat angegeben, um, trotz der Verwerfung einiger Platten, die Geschwindigkeit der Handsetzerei wesentlich zu übertreffen!" **M. B.**

Offene Briefe und Antworten.

Löbliche Redaction!

In seiner sympathischen Besprechung des, bei Hölder (Wien) in nahezu 50,000 Exemplaren verlegten Werkes: „Die österreichisch-ungarische Polarexpedition von 1872—74", nennt Herr M. Lindemann den Grafen Hans Wilczek, dessen großmüthige Spende diese Expedition ermöglichte, einen „ungarischen Magnaten!"

Erlauben Sie mir, diesen Irrthum dahin zu berichtigen, daß Graf Hans Wilczek Deutsch-Oesterreicher im besten, patriotischsten Sinne des Wortes, nebenbei erbliches Mitglied des österreichischen Herrenhauses ist, und als solcher der Verfassungspartei des Hauses angehört!

Es sei beigefügt, daß Graf Hans Wilczek, welcher, wie es damals hieß, 50,000 und nicht 40,000 Fl. ö. W. dem Zwecke erwähnter Polarfahrt widmete, gleichzeitig auch den „Isbjörn", jenen Schooner, mit dessen Ladung er am Cap Nassau ein Lebensmitteldepot für die österreichische Expedition errichtete, auf eigene Kosten gemiethet und ausgerüstet hat.

Wien, 30. Juli 1876.

Ein Deutsch-Oesterreicher.

* * *

Bibliographie.

Vermischtes.

Adolf Mayer, Professor in Heidelberg, Die Quellen der wirthschaftlichen Arbeit in der Natur. Ein Vortrag. (Carl Winter, Heidelberg.)

Ernst von Seidlitz, Schul-Geographie. (Größere Ausgabe.) 16. Auflage. 80 Kartenskizzen und 18 Abbildungen. (Breslau, Ferd. Hirt.)

D. Janne Damm, Praktische Pasigraphie. (Leipzig, Léon Douffet.)

Theodor Prüfer, Der Todtentanz in der Marienkirche zu Berlin und Geschichte und Idee der Todtentanzbilder überhaupt. Mit 6 Tafeln. (Berlin, R. v. Decker.)

Lieferungswerke.

Carl Wolffs historischer Atlas. 19 Karten, zur mittleren und neuen Geschichte. Lieferung II. 3 Mark. (Berlin, Dietrich Reimer.)

Franz Brümmer, Deutsches Dichter-Lexikon. Biographien und Bibliographien. Mittheilungen über deutsche Dichter aller Zeiten. 1—4. Lieferung. (Bis Gaudy.) (Eichstädt und Stuttgart, Krüll.)

Friedr. von Hellwald, Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. (2. vermehrte Auflage.) 3.—6. Lieferung. (Augsburg, Lampart & Co.)

Brockhaus' Conversationslexikon. 12. Auflage. Heft 48—50. (Leipzig, Brockhaus.)

Pierers Conversationslexikon. 6. Aufl. Bd. VI. Decent — Eckstein. (Spaarmann, Leipzig.)

Dr. F. Katter, Entomologische Nachrichten. 2. Jahrgang 1876. Heft 1—7. (Quedlinburg, Ch. Fr. Vieweg.)

Müller & Mothes, Archäologisches Lexikon. Lieferung 12—15. Galiläa — Krone. (Leipzig, Otto Spamer.)

Carl Stieler, Bilder aus Elsaß-Lothringen. Originalzeichnungen von Robert Aßmus. Schnitte von Cloß und Brend'amour. (Stuttgart, Paul Neff.)

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Inserate.

Soeben erschien bei **Hermann Grüning** in **Hamburg** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen oder auch direct gegen Einsendung des Betrages in Freimarken:

Carl Moritz Hoefft, Sichere Heilung der Diphtheritis. Ein therapeutischer Festgruß an die Aerzte der Naturforscher-Versammlung im September 1876 zu Hamburg. Eleg. geh. 50 ₰.

☛ Nicht allein für die Adressaten, sondern für jeden Familienvater und Menschenfreund von dringendstem Interesse. Tausende sind hier in Hamburg durch die Hoefft'sche Methode, welche leicht anzuwenden ist, vor raschem Tode bewahrt geblieben.

Werke von Klaus Groth.

Quickborn.

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von **Otto Speckter.** Preis: broch. 7 *M.* 50 ₰, eleg. geb. mit Goldschn. 9 *M.*

Pracht-Ausgabe davon auf feinstem Velinpapier. Preis: eleg. geb. mit Goldschn. 17 *M.*

Miniatur-Ausgabe. Preis: broch. 4 *M.*, geb. 5 *M.* 25 ₰.

Octav-Ausgabe mit hochdeutscher Uebersetzung. Preis: brochirt 2 *M.* 25 ₰.

Klaus Groth, Rothgeter, Meister Lamp un sin Dochder. Plattdeutsches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. Preis broch 2 *M.*, geb. 2 *M.* 70 ₰.

— — **Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn. Preis geb. 3 *M.***

— — **Trina, zweiter Theil der Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen. Preis** geh. 2 *M.* 25 ₰, geb. 3 *M.*

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin.**

Digitized by Google

Ein Schriftsteller,

vielseitig gebildet, sucht unter bescheidenen Ansprüchen die Redaktion eines belletristischen Journals zu übernehmen oder in die Redaktion eines größeren derartigen Blattes einzutreten. Auch würde derselbe den feuilletonistischen Theil einer politischen Zeitung übernehmen. Gefl. Off. sub X. R. 7. an die Exped. d. Bl.

In J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau ist soeben erschienen:

Die chinesische Auswanderung.

Ein Beitrag zur Cultur- und Handelsgeographie

von

Dr. Friedrich Ratzel,

Docent an der Königl. Polytechnischen Schule in München.

17¾ Bog. gr. 8. Preis 5 M.

Der Verfasser schildert, theils auf Grund eigener Anschauung, theils auf die zuverlässigsten Quellen gestützt, eingehend die Stellung, den Charakter und das Leben und Treiben der Chinesen im Auslande, und bietet dadurch einen wichtigen Beitrag zu der jetzt auf der Tagesordnung stehenden Chinesenfrage.

Im Verlage von F. E. C. Leuckart in Leipzig erschienen:

Richard Wagner

und die

Musik der Zukunft

von

Franz Hüffer.

Elegant geheftet. Preis 3 M.

Richard Wagner

und sein Bühnenfestspiel

Der Ring des Nibelungen.

Eine kritische Studie

von

Otto Gumprecht.

In illustrirten Umschlag geh. 1 M. 50 Pf.

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

Soeben erscheint:

Gründerprocesse.

Eine criminalpolitische Studie

von

Justinus Moeller.

Mit einem Anhang

enthaltend die wichtigsten in jüngster Zeit ergangenen strafrechtlichen Entscheidungen preussischer Gerichtshöfe über die hier einschlägige Materie.

Preis 1 M. 60 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Grimmelshausen-Feier.

Am **17. August d. J.** sind es 200 Jahre, daß

Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen

als Schultheiß der damals bischöflich Straßburgischen und nunmehr badischen **Stadt Renchen** starb und daselbst begraben wurde.

Grimmelshausen darf mit Recht der erste deutsche Romanschriftsteller des 17. Jahrhunderts genannt werden. Sein Hauptwerk, **„Der Simplicissimus"**, schildert uns Land und Leute aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges so treu und trefflich, ist so künstlerisch angelegt, von solch' köstlichem Humor durchweht und so tief aus dem Volke heraus für dasselbe geschrieben, daß das Buch für alle Zeiten als ein kostbarer Schatz der deutschen Literatur gelten wird.

Grimmelshausen hat in seinen Schriften dem deutschen Volk nicht allein einen Spiegel vorgehalten, wie es ist, sondern ihm auch tapfer, mannhaft und als ächter Fortschrittsmann gezeigt, wie es sein solle. Ehren wir daher das Andenken dieses Mannes durch eine **Gedächtnißfeier**, die am

17. August d. J. in Renchen

stattfinden wird, wozu die Unterzeichneten Vorbereitung getroffen haben und hiemit ergebenst einladen.

Renchen, den 28. Juli 1876.

Fiecher, Bürgermeister von Renchen. **L. Eichrodt** in Lahr.
Amand Goegg in Renchen. **Fr. Heßler** in Lahr.

N. S. Die auswärtigen Gäste werden nach den ankommenden Zügen zwischen 8 und 10 Uhr Morgens in der Graf'schen Halle (unmittelbar am Bahnhof) empfangen. Die Gedächtnißfeier findet um 11 Uhr und das Festessen Nachmittags 2 Uhr statt. **Der Ausschuß.**

Bühnenfestspielhaus in Bayreuth.

Aufführungen am 13.—16., 20.—23. und 27.—30. August.

Richard Wagner's Tetralogie:

Der Ring des Nibelungen.

1. Abend: Rheingold.

Personen:

Wotan,	Götter	Hr. Betz von Berlin.
Donner,		Hr. Elmblad von Berlin.
Froh,		Hr. Unger von Bayreuth.
Loge,		Hr. Vogl von München.
Fasolt,	Riesen	Hr. Eilers von Coburg.
Fafner,		Hr. Reichenberg v. Stettin.
Alberich,	Nibelungen	Hr. Hill von Schwerin.
Mime,		Hr. Schlosser v. München.
Fricka,	Göttinnen	Fr. Grün von Coburg.
Freia,		Frl. Haupt von Kassel.
Erda,		Fr. Jaide von Darmstadt.
Woglinde,	Rheintöchter	Frl. Lehmann I v. Berlin.
Wellgunde,		Frl. Lehmann II v. Köln.
Flosshilde,		Frl. Lammert von Berlin.

Nibelungen.

Ort der Handlung: 1. In der Tiefe des Rheines. 2. Freie Gegend auf Bergeshöhen am Rhein. 3. Die unterirdischen Klüfte Nibelheims.

2. Abend: Walküre.

Personen:

Siegmund	Hr. Niemann von Berlin.
Hunding	Hr. Niering von Darmstadt.
Wotan	Hr. Betz von Berlin.
Sieglinde	Frl. Scheffzky von München.
Brunhilde	Fr. Materna von Wien.
Fricka	Fr. Grün von Coburg.

Acht Walküren.

Ort der Handlung: 1. Das Innere der Wohnung Hunding's. 2. Wildes Felsengebirge. 3. Auf dem Brunhildenstein.

3. Abend: Siegfried.

Personen:

Siegfried	Hr. Unger von Bayreuth.
Mime	Hr. Schlosser von München.
Der Wanderer.	
Alberich	Hr. Hill von Schwerin.
Fafner	Hr. Reichenberg von Stettin.
Erda	Fr. Jaide von Darmstadt.
Brunhilde	Fr. Materna von Wien.

Ort der Handlung: 1. Eine Felsenhöhle im Walde. 2. Tiefer Wald. 3. Wilde Gegend am Felsenberg.

4. Abend: Götterdämmerung.

Personen:

Siegfried	Hr. Unger von Bayreuth.
Gunther	Hr. Gura von Leipzig.
Hagen	Hr. Kögl von Hamburg.
Alberich	Hr. Hill von Schwerin.
Brunhilde	Fr. Materna von Wien.
Gutrune	Frl. Weckerlin von München.
Waltraute	Fr. Jaide von Darmstadt.
Die Nornen.	
Die Rheintöchter.	

Mannen. Frauen.

Ort der Handlung: 1. Auf dem Felsen der Walküren. 2. Gunther's Hofhalle am Rhein. Der Walkürenfelsen. 3. Vor Gunther's Halle. 4. Waldige Gegend am Rhein. Gunther's Halle.

⅛-Patronatsschein als Eintrittskarte zur 2. und 3. Aufführung à 300 M. liefert der

Kölner Richard Wagner-Verein.

(Adr.: August Lesimple.)

Einbanddecken

zum 9. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 34. Berlin, den 19. August 1876. Band X.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt. Zur Geschichte der Juden in Wien. Von Walter Rogge. — **Literatur und Kunst:** Max Müllers Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. Von J. Mähly. — Ueber Pariser Argot. Von P. L. — Neue Poesien. Von O. von Leixner. — J. L. Klein. Von Eugen Zabel. — Die Kunstindustrieausstellung in München. Von M. Carriere. III. — Notizen. — Inserate.

Zur Geschichte der Juden in Wien.*)

(1156 bis 1876.)

Von **Walter Rogge.**

Lassen wir die Sage, der zufolge 108 Jahre nach dem Auszuge der Israeliten aus Egypten phönicische Juden nach Wien gekommen sein sollen, oder gar ein reckenhafter Jude Mardoch Wien gegründet hat! Vertiefen wir uns auch nicht weiter in die Untersuchungen Canensinas, des gründlichsten Kenners der Topographie Wiens, der genau nachweisen zu können glaubt, wo in der Römerzeit, durch den Graben vom Castell getrennt; die Judenstadt längs der damaligen Reichshauptstraße, der heutigen Wipplinger Straße, in der die Väter der Stadt tagen, sich hingezogen! So ist und bleibt das erste historische Actenstück für die Geschichte der Juden in Wien das Privilegium aus Regensburg vom 17. September 1156, das Friedrich der Rothbart dem Babenberger Heinrich Jasomirgott ausstellte: „und kann der Herzog von Oestreich (die Markgrafschaft war eben in ein erbliches Herzogthum verwandelt worden) in allen seinen Ländern Juden und öffentliche Wucherer, die das Volk Gawertschin nennt, halten, ohne das Reich dadurch zu schädigen oder zu kränken". Sinn und Meinung des Privilegiums sind klar genug, wenngleich die Glossarien darüber streiten, ob „Gawertschin" Geldwechsler oder Juden bedeutet. Das Recht ward den späteren Herzögen immer von den jeweiligen Kaisern bestätigt, vermehrt um das schöne Privilegium, die Schuldbriefe der Juden zu „tödten", d. h. ungültig zu erklären; wofür die Juden die Verpflichtung auf sich nehmen mußten, den Herzögen ihre Betten zu liefern. Uebrigens war im zwölften Jahrhundert die Zahl der Juden in Oestreich und besonders in Wien nicht groß, die Gemeinden, nicht nur in Prag, sondern auch in Krems, Wiener Neustadt ꝛc. waren viel früher bedeutend. Schon der letzte Babenberger, Friedrich der Streitbare, mußte den Wiener Bürgern zu Liebe verordnen, daß kein Jude ein öffentliches Amt in ihrer Stadt bekleiden dürfe. Allein er brauchte gleich darauf Israeliten als „Kammergrafen" zur Linderung seiner Finanznoth, und so erließ er im August 1238 während der Belagerung von Brescia von dort aus eine Ordnung für die Juden in Wien, die ihn bei Gregor IX. und Innocenz VI. so wie bei der Kirchenversammlung von Lyon in den Ruf brachte, er wolle zu den Moslim oder zu den Israeliten übertreten. Dies Decret stellte die Wiener Juden als „Kammerknechte" in des Kaisers Schutz; schirmte sie gegen Proselytenmacherei und gewaltsame Taufen, so zwar, daß jeder getaufte Jude das Erbrecht verlor; befreite sie von der Feuer- und Wasserprobe und verwies alle wichtigen Anklagen gegen sie vor das Forum des Kaisers; die Rechtsstreitigkeiten der Juden untereinander wurden vor ihre eigenen Glaubensbehörden gewiesen; statt dem Gottesgerichte unterzogen zu werden, sollten sie nach ihrem mosaischen Gesetze schwören. Das Judenstatut Friedrichs des Streitbaren, d. d. Starkenberg 1. Juli 1244, enthielt außerdem noch die Bestimmungen, daß schwere Anklagen gegen Person oder Leben eines Juden nicht durch christliche Zeugen allein erhärtet werden können, wenn nicht ein Jude das Verbrechen bestätigt. Dieses Statut war das erste Gesetz, das die Länder der Wenzels- und der Stephanskrone mit dem eigentlichen Oestreich gemeinsam hatten, denn Bela IV. führte es 1251 in Ungarn, und Ottokar VI. drei Jahre darauf in Böhmen und Mähren ein.

Doch schon unter Papst Clemens IV. trübten sich die Verhältnisse. Der als Legat entsendete Cistercienser Cardinal Guido berief im Mai 1267 ein Concilium, dem 16 Bischöfe und infulirte Prälaten beiwohnten, nach St. Stephan in Wien zusammen, wo 14 scharfe Punkte gegen die Juden beschlossen wurden. Jedweder Umgang zwischen ihnen und den Christen, selbst in den Verhältnissen von Herren zu Dienstboten oder von Aerzten zu Patienten, ja der Besuch gemeinsamer Bäder und Gasthäuser, jeder Verkehr bei Hochzeiten und Festen, eventuell sogar der Handelsverkehr war bei hohen Geld- und Leibesstrafen auf's Strengste verboten. Desgleichen war kein Neubau von oder an Synagogen gestattet, den Juden jede Fähigkeit ein öffentliches Amt zu bekleiden abgesprochen und ihnen eine kennzeichnende Kleidung nebst gehörntem Hute vorgeschrieben. Den Pfarrer, in dessen Bezirk sie sich aufhielten, mußten die Juden durch ungeschmälerte Entrichtung des Zehnten von den Aeckern oder den sonstigen Abgaben dafür entschädigen, daß eigentlich Christen dort wohnen sollten. Bei diesem letzten Punkte blieb es theilweise bis zum Jahre 1865, in welchem erst die Wiener Cultusgemeinde der Erlegung einer Jahressteuer von 160 fl. von dem fürsterzbischöflichen Consistorium enthoben wurde. Im Uebrigen waren die Verhältnisse auch hier mächtiger als die Gesetze. Denn obwohl das Concil ausdrücklich verordnete, daß diese Satzungen alljährlich in den Synoden und Provinzialcollegien, sowie von den Kanzeln aller Pfarrkirchen verlesen und den Laien zu genauer Befolgung eingeschärft würden, klagt schon im October 1274 der Erzbischof von Salzburg, daß die Decrete, die unter dem Cardinal Guido festgestellt, „in dissuetudinem transierunt", außer Uebung gekommen. Ja bereits im Jahre vorher sandte der Bischof von Olmütz einen Bericht über den Zustand der Kirche in Böhmen, Mähren und Oestreich an Gregor X., worin er sich bitter über die ausgedehnten Freiheiten der

*) Nach G. Wolffs „Geschichte der Juden in Wien". (Wien 1876, Hölder.)

Digitized by Google

Juden beschwert: „sie halten sich christliche Ammen, treiben öffentlich Wuchergeschäfte, bekleiden öffentliche Aemter, sind Zolleinnehmer und Münzmeister". Hieran ward auch nichts geändert, als zwei Jahre später der geldbedürftige Rudolph von Habsburg in den Besitz von Oestreich gelangte und Amsche Oppenheimer sein Hauptgläubiger wurde. Erst 1349 brach eine fürchterliche Verfolgung über die Israliten herein, die aber vom Pöbel, nicht von den regierenden Gewalten ausging. Der schwarze Tod wüthete mit so schrecklicher Gewalt, daß an einem Tage 1200 Menschen starben, und die Menge beschuldigte die Juden, die Brunnen vergiftet zu haben. In Krems wurden die Juden von dem Plebs überfallen, so daß sie sich in ihren Häusern verbrannten; in Wien entleibte sich die ganze Gemeinde auf Anrathen des Rabbiners in der Synagoge. Indessen aus dem Jahre 1351 datiren schon wieder Schuldscheine und Hypothekenbriefe der Wiener Israeliten. Ungleich gräßlicher war die Verfolgung im Jahre 1421, weil sich zu dieser der Brodneid eines die Concurrenz hassenden Bürgerthums, die fiscalischen Bedürfnisse der Herrscher und die Geldbedürfnisse des sich für die Hussitenkriege rüstenden Clerus die Hände reichten. Schon seit 1305 waren Juden, wegen angeblichem Unfuge mit heiligen Hostien, in Korneuburg und Klosterneuburg, dann in anderen Städten Niederöstreichs, in Kärnthen, Steiermark und anderwärts verbannt und verjagt worden. Unter gleicher Beschuldigung ließ nun Herzog Albrecht II. am 23. Mai 1420 die armen Juden Niederöstreichs ausweisen, die reichen aber nach Confiscirung ihres Vermögens in's Gefängniß werfen. Hier retteten sich einige durch die Taufe das Leben; die Muthigen entleibten sich mitsammt ihren Angehörigen, die Kinder wurden in Klöster gesteckt, die Ueberlebenden am 12. März 1421 auf der Gänseweide am Erdberg verbrannt. Die Synagoge ward niedergerissen und die Steine wurden zum Universitätsbau verwendet. Jetzt blieben die Juden wirklich einige Zeit aus Wien fern, erst durch die Bulle Nicolaus V. ließ Friedrich III. sich Ende 1451 wieder ausdrücklich ermächtigen, Juden zu halten. Auf diese Bulle berief sich der Kaiser, als nach anderthalb Decennien die niederöstreichischen Stände sofort wieder die Vertreibung der Juden verlangten, wie denn überhaupt seit jener Zeit die Ausweisungsmandate, die sich immer mit chronischen Regelmäßigkeiten in kurzen Fristen wiederholten, Jahrhunderte hindurch eigentlich nur als Schreckschüsse und Gelderpressungsmittel dienten.

Wie alle diese Unterdrückungsversuche an den endlosen Geldcalamitäten des Hofes scheitern mußten, zeigte erst ein derartiger Vorgang unter Maximilian II. Seit 1571 arbeitete dieser Kaiser an der Purificirung des Landes von den Juden. Erst verordnete er, daß alle Wiener Juden in Einem Hause der Himmelpfortgasse untergebracht werden sollten — angeblich waren es nur sieben Familien, was aber nicht so stricte wörtlich zu nehmen ist. Das Haus solle nur Einen Eingang haben; Thür und Fenster müßten wohl verwahrt sein, damit nächtlicher Weile Niemand aus- noch eingehen könne; auch müsse im Hause ein Zuseher sein, der Tag und Nacht beobachte, was die Juden thun und treiben. Ende 1572 ward die Ausweisung verfügt, der aber immer neue Fristenstreckungen folgten. Selbst die wirkliche Aufforderung, das Land zu räumen, wurde um Weihnachten 1575 noch mit dem Zusatze begleitet, ja vorher die Steuern vollständig zu berichtigen: der reiche Jude Kayusun sollte die Schulden der Verstorbenen zahlen. Dazu bemerkte selbst der Kammerpräsident Graf Solm: „iech bin den Juden als lesterer vnseres Heilandes nie genaigt vnd nimm iech ier nie gern an, aber der Jud hat wenig guets, darumb bin iech, es wollen die Herren darob sein, damit die unmündigen Khinder bedacht wehren". Die Juden verschwanden damals auch nicht alle und nur auf ganz kurze Zeit aus Wien; erfahren wir doch aus einem Schreiben des Hofkammer-Präsidenten vom Februar 1581, daß das Silbergeschirr des Hofes für 2000 Thaler, mit 25 Procent verzinslich, an den Juden Veith versetzt war und die seit dem 23. Mai 1578 rückständigen Zinsen auf 1416 fl. aufgelaufen waren.

In dieser Weise ging es weiter fort mit theilweise ausgeführten, aber immer wieder gegen Baarzahlung zurückgenommenen Ausweisungen. Wie die Christen klagten, daß die Juden „ihnen Schweiß und Blut durch unleidliche partiten, Wucher und Finanzerei abnehmen", so beschwerten sich die Stände von Niederöstreich, daß die Juden Niederöstreichs, in Blutsverwandtschaft mit ihren Glaubensgenossen von Pesth und Ofen, der türkischen Herrschaft allen erdenklichen Vorschub leisten. Einmal resolvirte indessen auch die Hofkammer unter dem 27. September 1612 auf diese Verdächtigungen: „Dannenhero und wie diess land mit vorhabender Ausschaffung der Juden in totum und an Discretion schwerlich zu purgiren sein wirdt, sintemalen und ob zwar so die Juden allerhandt Wuchers beschränkt seien, doch danach erscheind, das wir offt denselben in khauff und verkhauff vill nüzlicher als eben unsern Mitchristen genießen khann. Wie denn offen am Tage, daß unter den bürgerlichen Handelsleuten und Cramern eine solche überaus wucherliche große schinderei eingerissen, dass hierdurch fast männiglich Hoch und niederen Standes von ihnen praviert und beschwert wird." Ueberhaupt hatten merkwürdiger Weise die Juden Wiens gerade in der bigotten Ferdinandinischen Aera in Bezug auf religiöse Verfolgungen die meiste Ruhe. Während des dreißigjährigen Krieges hatten die Katholiken zu viel damit zu thun, die Protestanten todtzuschlagen, als daß sie sich viel um die Israeliten kümmern konnten; und dann brauchte man, eben zum Kriegführen, ihr Geld zu nothwendig, als daß man nicht sich hätte begnügen sollen, sie wie Citronen auszupressen. In Einem Jahre (1623) schröpfte man sie um 50,000 fl. außerordentlicher Contribution, mit der Androhung, sonst müßten sie wieder „das gelbe Hütel oder Paretl" (Diminutiv von Barett) tragen. Waren die Bürger empört, daß man den Juden gestatte, eine neue Synagoge, so reich „wie ein förmlichen Tempel" zu bauen, so ging Ferdinand II. über diese Klage zur Tagesordnung über, nachdem die Israeliten 17,000 fl. gezahlt. Wenn selbst der allmächtige Erzbischof Cardinal Khlesel ihre Ausweisung forderte, so begnügte der Kaiser sich 1630 zu befehlen, daß alle Juden in Wien wie in Prag wöchentlich einmal in die Kirche gehen mußten; leisteten sie passiven Widerstand und schliefen während der Predigt ein, so hatten die Kirchendiener den Auftrag, sie durch sanfte Rippenstöße aufzuwecken. Wohl klagten sie daher: „Es ist eine solche Armuth unter uns, daß es einen Stein erbarmen möchte", doch im Uebrigen hatten sie sich kaum zu beschweren. Anfangs 1625 wurden sie nach dem „unterm Wert", der heute unbedingt von den Juden beherrschten Leopoldstadt übersiedelt, selbst gegen Mißhandlungen von Seiten der Kriegsvölker nahmen kaiserliche Verordnungen sie in Schutz. Als am 16. Februar 1637 Ferdinand II. starb, mußten sie seiner Wittwe ein Leibgedinge von 2500 fl. aussetzen; dafür ward die Petition der Wiener Bürgerschaft vom April 1637 um Ausweisung der „vermaledeiten" Juden, die in ihren „viehischen synagogischen Spelunken" den Heiland lästern, ad acta gelegt. Ihre Steuern, hieß es in der Bittschrift, entrichten sie nur vom Schweiße der Christen; durch den Handel mit alten Kleidern verbreiten sie Seuchen; ihr Reich, das sie durch harte Strafen verloren, wollen sie in Wien auf's Neue errichten; sie verschlechtern die Münze, betrügen als Schwärzer den Fiscus und Zoll und Mauth; — früher habe man sie verbannt, weil sie die Brunnen vergiftet, jetzt belohne man sie dafür durch Ertheilung von Aemtern. Das Hauptärgerniß für die Bürger war damals, daß die Juden, die in der fast unbewohnten Leopoldstadt nicht handeln konnten, sich Verkaufsgewölbe in der Stadt anlegten. Der Bürgermeister von Wien nahm sie deshalb in harte Pön; Ferdinand II. aber entschied wenige Monate vor seinem Tode, Weihnachten 1656, die Juden in Wien und Niederöstreich ständen unter seinem Schutze; sie könnten en gros und en détail handeln, ohne Judenzeichen aus- und eingehen, nur dürften sie in den Stadtgewölben nicht wohnen, — dafür hätten sie 35,000 fl. Toleranzsteuer, wovon sie 15,000 fl. in Tuch liefern können, und 4000 fl. jährlichen Tribut zu zahlen.

Digitized by Google

Diese Situation gestaltete sich gründlich zum Schlimmen im, als 1657 der bigotte Leopold I., ein 17jähriger Prinz, der schon von weitem vor jedem Geistlichen das Barett abzog, auf den Thron kam. Nach Erdrückung des Protestantismus ging es über die Juden her. Die Hofkammer, das heutige Finanzministerium, mochte sich wehren so viel sie wollte, die clerikalen Einflüsse, auf deren Seiten die Kaiserin, eine spanische Prinzessin stand, waren zu mächtig. Bischof Kollonitsch von Wiener-Neustadt und die Inquisitions-Hofcommission traten jetzt den Bürgern bei, und am 28. Februar 1670 erschien der kaiserliche Befehl, daß bis Frohnleichnam alle Juden Wien und Niederöstreich verlassen haben müßten. Man zählte damals 477 jüdische Familien auf dem Lande und etwa 3000 Juden in Wien. Gewöhnt an derartige Edicte, glaubten die Juden auch dieses rückgängig machen zu können; allein Geldangebote blieben ebenso wirkungslos wie die nachgesuchte diplomatische Verwendung. Am 28. Juli 1670 war kein Jude mehr in Wien. Die Synagoge ward in eine Kirche, das Talmudhaus in eine Schule verwandelt; die Häuser der Juden wurden um Spottpreise verkauft. Jung und Alt, Männer und Frauen, Kranke und Gebrechliche, Alle mußten zum Wanderstab greifen. Sie zerstreuten sich nach allen Richtungen der Windrose, mehrere zogen nach Berlin, wo der große Kurfürst sie aufnahm. Diese, Hirschel Lazarus, Benedikt Veit und Abraham Rieß waren es, die den Grundstein zu einer jüdischen Gemeinde in Berlin legten. Ihre Häuser in Wien wurden um 110,000 fl. verkauft; doch wurden davon 100,535 fl. für Schulden zurückbehalten. Bischof Kollonitsch ward mit Ordnung dieser ihrer Geldangelegenheiten betraut!

Der Jubel in Wien schien keine Grenzen zu kennen, den heiligen Vater aus Rom wollte die Bürgerschaft sich zur Einweihung der Synagogen-Kirche kommen lassen. Doch dauerte die Freude nicht lange, bis man erkannte, daß man einen Ast abgesägt, auf dem Stadt und Staat gesessen. Es fehlte an arbeitenden Händen, die Consumtion nahm ab, das Leben ward theuer. Die Bürger, welche versprochen hatten, den Ausfall der 14,000 fl. jährlicher Judensteuer zu ersetzen, konnten kaum die eigenen Steuern aufbringen; die Hofkammer sprach dem Kaiser gegenüber die Besorgniß aus, sie wisse nicht mehr, wie sie die kaiserliche Küche und den kaiserlichen Keller versorgen solle. Schon im September 1673 wurden zu Wischau in Mähren Conferenzen zwischen Regierungs-Commissären und Vertretern der Juden eröffnet. Die letzteren verpflichteten sich, für die Wiederaufnahme 300,000 fl. zu erlegen, und sofort wurde wieder die Erlaubniß ertheilt, daß 250 israelitische Familien sich in Wien ansiedeln dürften, von welcher Concession jedoch Anfangs nur sehr spärlich Gebrauch gemacht ward. Wie kurz aber auch ihre Abwesenheit gedauert, es war gewissermaßen ein durchaus neuer Boden, den sie betraten, wie denn schon äußerlich ihr früheres Asyl, die Leopoldstadt, sich jetzt durch eine Jahresabgabe von 10,000 fl., dann durch 6000 fl. das Privilegium erkaufte, daß daselbst keine Israeliten wohnen durften. Politische Rechte, die sie bis dahin unangefochten besessen, wurden ihnen nunmehr streitig gemacht, insbesondere aber jene Autonomie, die sie früher unangetastet besessen, erlangten sie erst nach fast zwei Jahrhunderten wieder. Erst 1815 kamen die Verhandlungen wegen Erlegung der Judensteuern mit dem Wiener Magistrate zum Abschlusse und erst die Staatsgrundgesetze vom December 1867 proclamirten jene Glaubens- und Gewissensfreiheit, sowie die vollständige Gleichberechtigung aller Religionen, die der Wiener Cultusgemeinde gestattete, sich ihre eigenen definitiven Statuten zu geben. An Petitionen der Bürger um Ausweisung der Juden fehlte es auch unter Carl VI. nicht; „es schleichen sich viele Juden ein", berichtete 1725 der Bürgermeister Sr. Majestät, „sie tragen Rosenkränze in der Hand, damit man sie für Christen halte." Andere kommen in die Stadt, angeblich um sich taufen zu lassen. Der Kaiser resolvirte, die letzteren seien durch geschickte Geistliche zu prüfen und sofort abzufassen, wenn sie nicht wirklich Christen werden wollten. Auch an dem guten Willen, dem Concurrenzneide der Bürger gerecht zu werden, fehlte es bei Hofe nicht, wenn nur nicht die ewigen Geldverlegenheiten gewesen wären. So nahm die Regierung einerseits die Juden in Schutz gegen Pöbelaufstände, namentlich im Juli 1700 bei den Excessen gegen Oppenheims Haus und bei den noch bedeutenderen Tumulten vom Januar 1706. Es wurden Truppen zum Einschreiten beordert und die Rädelsführer hingerichtet, auch ward das Standrecht proclamirt. Andrerseits aber wurde auch wieder versucht, die Juden auf den Aussterbeetat zu setzen, indem 1726 ein Gesetz erschien, daß mit Ausnahme des Erstgeborenen alle Judensöhne Cölibatäre bleiben müßten. Gleich darauf indessen, als man ein großes Anlehen bei den Juden ausschrieb, erhielt Löw Wertheimer für die 75,000 fl., die er zahlen mußte, die Erlaubniß in den Kauf, daß sein Buchhalter und sein Cassier heirathen dürften. Als 1703 nach Oppenheims Tode sein Haus bankrott ward, hieß es, daß seine Wittwe ausgewiesen werden solle, worauf die Judenschaft sich an die Regierung mit einer Bitte wendete, der wir folgende charakteristische Stelle entnehmen: „weillen wir ein Geschrey in der Stadt vernohmen, daß sogar dessentwegen ein ordentlicher Ruff durch Trompetenschall und assignirenden getruckten Patenten öffentlich solle vorgenohmen werden und wie es die exemple geben, daß man jederzeit, sonderlich in denen Zeitungen mehr hineinsetzt, als in der Wahrheit besteht." Also schon in den Tagen des „Wiener Diariums" das seitdem so beliebt gewordene Geschrei über die Unwahrhaftigkeit der Zeitungen! Alle solche Gewitter verzogen sich übrigens immer wieder, ohne Schaden anzurichten; so oft die Regierung nämlich bei dem Magistrate anfragte, was denn die Bürgerschaft für die Ausweisung der Juden zahlen wolle, fand sie immer, daß sie sich bei dem Verbleiben derselben in Wien besser stehe.

Im Wesentlichen war bis zur Märzrevolution das Toleranzpatent Josephs II. vom 2. Juni 1782 die Rechtsbasis für die Lage der Juden in Wien. Seine 25 Punkte besagten in der Hauptsache: „Die Juden dürfen weder öffentlichen Gottesdienst noch jüdische Druckereien halten; ihre Zahl soll nicht vermehrt werden; fremde Juden bedürfen der Erlaubniß, um sich gegen Errichtung des Toleranzgeldes, das von Fall zu Fall bestimmt wird, in Wien anzusiedeln; die Toleranz geht nicht auf verheirathete Kinder über; auf dem Lande in Niederöstreich dürfen sie nur wohnen, wenn sie Fabriken errichten; sie dürfen alle Schulen besuchen und alle Gewerbe erlernen, können aber nie Meister und Bürger, dagegen allerdings Großhändler werden; auf Immobilien können sie leihen, jedoch dieselben nicht erstehen; nach zwei Jahren dürfen sie keine Geschäftsbücher in hebräischer Sprache mehr führen; Dienstleute können sie nach Belieben halten; die tolerirten Juden können in der Stadt und allen Vorstädten wohnen; die fremden Juden sind den tolerirten nicht gleich zu halten, dürfen nicht hausiren und nur zur Jahrmarktszeit alle Waaren feil haben, auch sie sind von der Leibmauth befreit und können wohnen, essen, ihre Magazine halten wo sie wollen, aber sie erhalten nur zur Abwicklung ihrer Geschäfte Erlaubniß, sich in Wien aufzuhalten; aufgehoben sind die doppelten Gerichts- und Canzleikosten, alle unterscheidenden Merkmale in der Tracht, das Verbot an Sonn- und Feiertagen Vormittags auszugehen, öffentliche Belustigungsörter nicht zu besuchen u. s. w.; den Großhändlern und Honoratioren so wie ihren Söhnen ist es erlaubt, Degen zu tragen." Wie diese Gesetze umgangen wurden, dafür nur zwei Beispiele. Juden, die nicht in Wien wohnen durften, stellten sich, da Christen keine israelitischen Bedienstete halten durften, unter den Schutz der Tolerirten, die sie, oft gegen hohes Honorar, als Diener, Hofmeister, Lehrer, Erzieher, Buchhalter, Gouvernanten, Kammerjungfern, eintragen ließen. Ein Tolerirter, der einen Herrn sammt Frau als Hofmeister und Gouvernante angemeldet, ließ dieselben später, da seine Kinder zu alt geworden, so daß jener Titel nicht länger aufrecht zu erhalten war, als „Mesufotanschläger" und „Fleischaussalzer" einschreiben, und das Juden-

Digitized by Google

amt ließ sich den Humbug gefallen. Fremde Juden aber erhielten zuerst nur die Erlaubniß, zweimal 24 Stunden in Wien zu bleiben; dann ward der Schein bis zu einer Woche, darauf gegen Zahlung von je 2 fl. auf je dreimal 14 Tage verlängert, sodann aber mußte der Betreffende abreisen. Diejenigen aber, die in Wien mit ihren Familien lebten, gingen einfach zu einer Linie hinaus und zur anderen hinein, oder sie kehrten auch gleich an demselben Thore nach ein paar Schritten wieder um und meldeten sich bei dem Polizeimanne als neu angekommen, der gegen ein Douceur gern ein Auge zudrückte. Der technische Ausdruck für diese Procedur hieß „sich kaschern gehen". Spitzer, jetzt Professor der Mathematik, erzählt noch heute mit großem Hochgenusse, wie sein Vater, der unter diesen Verhältnissen und zwar mit einer Familie von acht Kindern in Wien lebte, ihn einmal als achtjährigen Burschen an die Linie schickte, um sich statt seiner zu „kaschern", weil er selber keine Zeit hatte. Der Knabe ging zur Linie hinaus, kehrte um, drückte dem Polizeimanne gravitätisch sein Trinkgeld in die Hand und erhielt den nothwendigen Schein, nachdem er, ohne Anstand und ohne Anstoß zu erregen, die üblichen Fragen mit würdevollem Ernste dahin beantwortet: „Wie alt?" — „54 Jahre." — „Verheirathet oder ledig?" — „Verheirathet." — „Wie viele Kinder?" — „Acht."

Literatur und Kunst.

Max Müllers Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft.

(Straßburg, Trübner 1876.)

Vergleichen! und wieder vergleichen! Auf jedem Universitätskatalog prangt nun das stolze Wort und jede Facultät kennt seinen Zauber. Was sich nicht vergleichen läßt, ist bald keine Wissenschaft mehr, und wer nicht bis an den Hals im Rüstzeug der Vergleichung steckt und die „vergleichenden" Waffen schwingt, gilt kaum mehr für einen zünftigen Jünger seines Faches, für einen Meister auf keinen Fall. Dasselbe Jahrhundert, das von der Theilung der Arbeit predigt, bringt in dieses Arbeitsfeld ein Element hinein, das die „getheilte" sofort wieder multiplicirt und zu einem riesenhaften Ganzen ausdehnt. Wenn die Naturforscher, beispielsweise die Anatomen, Zoologen, Physiologen, ihre specielle Wissenschaft, und zwar schon ziemlich frühe, mit der Fackel der Vergleichung beleuchteten, so fand man das ganz in der Ordnung; auch die Sprachen boten, besonders seit der epochemachenden Entdeckung einer großartigen, vorher nicht geahnten Verwandtschaft, selbst dem beschränkten Laienverstande hinlängliches Material zur Vergleichung, und es war für ihn nicht nur be-, es war handgreiflich, wie jene unter diesem Gesichtspunkt konnten aufgefaßt werden, er hörte das Wort von der Vergleichung nicht nur, sondern er hatte auch den Glauben daran; als aber vor zwei Jahrzehnten der Begriff von der vergleichenden Mythologie an sein Ohr drang, und zwar von einer das große Gebiet jener indogermanischen Sprachen mathematisch genau deckenden Mythologie, da fing es ihm doch an ein wenig curios und ungläubig zu Muthe zu werden, etwa wie Faust, als er den Ostergesang vernimmt. Aber bei den Gelehrten machte die Sache sofort entschieden Glück. Das neue Evangelium hatte sich auch, man muß es gestehen, mit möglichster Zuversichtlichkeit angekündigt; nicht jungfräulich schüchtern, sondern mit männlich keckem Bewußtsein begann es seinen Siegeslauf, mit jedem Schritt mehrte sich das Geleite begeisterter Thyrsusschwinger, und die Zahl der Kränze und Kränzchen, die nach und nach als „Beisteuer" an den Bogen des Triumphwagens aufgehängt wurden, ist bereits Legion. Evoe, Bacche! Wer nicht mitjubelt, wen seines Nichts durchbohrendes Gefühl in die Ferne bannt, den trifft, wenn nicht mehr, so doch das achselzuckende Mitleid der Schwärmenden. Denn wie kann man seinen Blick der Sonne verschließen wollen, besonders der Sonne, die in jener Mythologie eine so überwältigende Rolle spielt? Wie kann man ungerührt und ungeblendet jene stattliche Schaar jugendschöner Sonnenhelden, einen Karna, Achilleus, Rostem, Suhrab, Sigurd und den „herrlichen Dulder Odysseus" an seinem philisterhaften Blick vorbeiziehen lassen? Wie kann man dem Tosen und Krachen des Donners, dem majestätischen Gebrüll der Gewitterkühe sein Ohr verschließen wollen? Mögen die „Blitzschlangen" auf ein so ungläubig frevelndes Haupt herniederzucken, oder der große „Welt- und Wetterbaum" den Zweifler erschlagen, oder Simson redivivus (denn auch er ist ja ein Sonnenheld mit wallendem Sonnenstrahlenhaar) unter die modernen Philister fahren! . . . Einig sind zwar die verschiedenen vergleichenden Mythologen auch noch nicht (ja, es fehlt viel dazu, so viel, daß ein Nichteingeweihter zu der Vermuthung kommen dürfte, es fehle die Uebereinstimmung sogar in den allerersten Principien) — aber einig doch in dem einen Punkte, daß ihre Wissenschaft eine wahre und wirkliche, daß deren Berechtigung sonnenklar und ihr Stoff gerade so reich sei, wie der der vergleichenden Sprachkunde; der Streit, ob Sonne, ob Morgenröthe, ob Gewitter als primitiver Stoff für mythologische Bildungen anzunehmen sei, beschlage ja eigentlich blos die Quantität, nicht aber die Qualität, das Princip selber, und werde in Minne geschlichtet werden; wie denn Steinthal diese Vermittelung bereits versucht hat. Dieser Gelehrte nimmt nämlich drei Hauptgruppen mythologischer Anschauung an, unter welche sich sämmtliche Götter und göttliche Wesen einreihen lassen. Die erste Gruppe bilden, wie billig, die Lichterscheinungen der Sonne (zu welcher Eros, Aphrodite, die Chariten, die Dioskuren, Helena u. s. w., zu rechnen sind), die zweite umfaßt die Phänomene des Blitzes und Regens (!) (hieher gehört Dionysus, der eigentliche Regengott), die dritte Gruppe reiht sich um die Sonne in ihrer Eigenschaft als ein gegen die Finsterniß kämpfender Held, also die Gewittererscheinungen (Zeus, Apollo, Athene u. s. w.). Und Hermes, der gute Hermes, dessen Urbild bei den Indern als Saramejas wieder aufgefunden sein sollte (eine Entdeckung, die der eigentliche Schöpfer der vergleichenden Mythologie, Adalbert Kuhn, zu den sichersten Ergebnissen der neuen Disciplin zählte), der gute, arme Hermes muß noch zudem, daß von einem großen Sprachgelehrten (G. Curtius) sein legitimer Zusammenhang mit Saramejas angezweifelt wird, eine solche Fülle von Figuren liefern, daß diese allein ein Wachscabinet zu füllen im Stande wären; denn er ist nicht nur der Hund des Windes, sondern auch der Doppelhund Schlaf und Tod, er ist, nach dem einen, Regengott, nach einem andern eine Macht des Lichtes, bei einem dritten „zeugender Naturgeist", ferner „der Kreislauf und Umschwung des Himmels", dann „Zwielicht" und endlich „Sturm". — An dieser Raritätensammlung sind nun allerdings auch die Philologen, nicht blos die vergleichenden Mythologen schuld, aber jene sind durch diese auf die schlüpfrige Bahn gelenkt worden, und bei solchen Resultaten — es gibt deren noch massenhafte, kaum weniger frappante —, wo das gleiche Wesen (wie Friedländer in Königsberg gesagt hat) das Schicksal der bekannten Wolke im „Hamlet" theilt, nämlich bald Kameel, bald Wiesel und bald Walfisch wird, darf man sich allerdings weder wundern, noch ärgern, wenn die classischen Philologen einstweilen lieber keine Poloniusse sein wollen und sich eher abwehrend, zum mindesten kühl gegen die neuen Wissenschaft verhalten wollen. Das gewöhnliche Loos einer solchen ist es nun allerdings auch, ihren Flug anfänglich ein wenig hoch zu nehmen, und, wenn's ihr mit dem ersten Versuch glänzend gelungen ist, sich mehr, als gerade nothwendig wäre, zu fühlen. Jener glänzende Versuch war bekanntlich Prometheus, der Feuererfinder, der aus einem griechischen Titanensohn und Wohlthäter seines Volkes in der vergleichenden Retorte zu einem kosmischen Wesen zurückdestillirt wurde, das eigentlich das Instrument für die Butterbereitung oder die „quirlende Bewegung" bei derselben und dann, in natürlicher Uebertragung und mythologischer Analogie, den Feuerbereiter und so weiter bedeute. Aber nach und nach stellten sich bei den nüchternen unter den Adepten leise

Digitized by Google

Zweifel ein, und diese scheinen dermalen die Siegesgewißheit in Betreff des Prometheus bedeutend herabgestimmt zu haben.

Es ist wieder ein wenig stiller geworden um den Titanensohn herum. Unmöglich wäre es indessen nicht, daß A. Kuhn mit seiner Deutung dennoch Recht hätte, und es ist von Seite der Skeptiker keineswegs wohl gethan ohne Weiteres zu spotten — denn die Acten sind noch lange nicht geschlossen, und die ethische Gestalt des Prometheus, wie sie uns bei den Griechen entgegentritt, würde keineswegs an und für sich schon die Annahme ausschließen, daß demselben Wesen in einer früheren Zeit der Mythenbildung eine Natursymbolik zu Grunde lag. Das ist ja der gewöhnliche Proceß, das der Fortschritt in der Bewegung des Mythus. Denn die Mythologie durchläuft eine Reihe von Entwicklungen wie die Sprache, und nicht nur wie diese, sondern parallel mit ihr; ja, es ist dieselbe treibende Kraft, welche Mythus und Sprache gestaltet und weiter bildet; beider Entwicklungsgesetze sind dieselben. Schon früher ahnte man diesen Zusammenhang und vermochte ihn sogar an einzelnen Erscheinungen und Analogien nachzuweisen, aber eigentlich wissenschaftliche Gestalt hat ihm erst der Mythologe gegeben, zu dessen neuester Schrift wir uns nun wenden wollen, Max Müller in Oxford. Der berühmte Sprachforscher ist deshalb Mythолog geworden, weil für ihn beide Gebiete, das sprachliche und das mythologische, so zu sagen identisch sind. Es ist eines seiner größten Verdienste, diesen Satz mit den verschiedensten Thatsachen illustrirt und durch eine Menge der ansprechendsten Variationen hindurchgeführt zu haben. Müller geht in seinen mythologisch-vergleichenden Anschauungen sehr weit, oft weiter, als die nüchterne Kritik vielleicht billigen kann; manche seiner Behauptungen überrascht durch geniale Kühnheit — und dennoch ist er einer der maßvollsten seiner Fachgenossen, jedenfalls der, dem man am willigsten und liebsten folgt. Allerdings liegt das auch an seiner Darstellung. Er gebietet gleichsam spielend über alle Mittel einer eben so zwingenden, als, man möchte sagen, einschmeichelnden Logik, seine Methode täuscht uns durch allerlei anmuthige Zugaben aus den Gebieten der Erfahrung, des Beispiels u. a. über die Strenge des Schlußverfahrens hinweg, und selbst wo die Philosophie ihr entscheidendes Wort zu sprechen hat, äußert sie sich in so angenehmer Weise, daß man ihr mit wahrem Vergnügen zuhört. Die Aufgabe einer edlen Popularisirung der Wissenschaft ist hier mit wahrhaft glänzender Virtuosität gelöst. Und ob es nur Vituosität ist? Vielleicht, wahrscheinlich mehr.

Diese Sprache wenigstens kann durch bloße Kunst nicht nachgeahmt werden; wodurch sie fesselt ist ein Geheimniß und darum ist sie eben mehr als ein Erzeugniß bloßer Kunstfertigkeit: man kann sagen, sie sei einfach, durchsichtig, plastisch, sie gebe nie mehr und nie weniger, als der Gedanke verlange, sie sei reich an glücklich gewählten Bildern und was sonst noch, aber damit ist das Geheimniß nicht ausgesprochen und der Zauber, der über dieser Darstellung schwebt, nicht erklärt. Man sollte es kaum für möglich halten: eine „Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft" scheint, dem Material nach, nicht gerade Gewähr für fesselnde Behandlung zu bieten. Und doch bürgt selbst der äußere Erfolg dafür. „Zweite unveränderte Auflage" — und zwar in Deutschland; ursprünglich sind diese „Vorlesungen" in England und englisch gehalten worden. Ob die angehängten zwei Essays „über falsche Analogien" und „über Philosophie der Mythologie" ursprünglich und zunächst auch für England bestimmt waren, bleibt dahingestellt. Hätte der Verfasser seine Schrift eine „Einleitung in die vergleichende Mythologie" genannt, so hätte er vielleicht auf eine noch größere Verbreitung hoffen können — denn „Religionswissenschaft" klingt sehr gelehrt, hat einen specifisch theologischen Beigeschmack und scheint für Popularisirung ein wahres „noli me tangere" zu sein. Aber er durfte, nicht nur aus Rücksicht auf das puncto Glaubenssachen difficile englische Publicum, er durfte auch Angesichts der Thatsachen, die er bespricht, nicht von eigentlicher „Mythologie" (im landläufigen Sinn des Wortes), er mußte von „Religionswissenschaft" reden, da er von noch vorhandenen, heutigen Glaubenssystemen spricht. Wer, wie er, nachweisen will (und auch nachgewiesen hat), „daß eine genealogische, mit den Sprachen parallel laufende Classification der Religionen möglich ist", hat es eben nicht mehr mit „Mythologien" zu thun, sonst müßte auch die „christliche Mythologie" als solche figuriren.

Nun wissen wir ja wohl, und auch Müller weiß es und gibt es seinen englischen Zuhörern mit einem zwar vorsichtigen Freimuth, aber immerhin deutlich genug zu verstehen, daß jeder Religion, auch der monotheistischen, eine Dosis von Mythologie — bald mehr, bald minder groß — beigemischt ist, aber bei unseren modernen Religionen ist das mythologische Element, welches eine Mehrzahl göttlicher oder gottähnlicher Wesen zur Voraussetzung hat, zum mindesten sehr zusammengeschrumpft. Müller spricht also auch von dem, was man nicht unpassend „Begriffsreligion" im Gegensatz zur Phantasiereligion genannt hat. Diese drückt den religiösen Inhalt in symbolischen Vorstellungen aus und verleiht gewöhnlich der sinnlichen Anschauung auch durch die Kunst eine gewisse Stetigkeit, während die Begriffsreligion die Producte der Phantasie der Kritik des Verstandes unterwirft und den Glauben wissenschaftlich prüft; der hierdurch entstehende Kampf ist der schwerste, den die Menschheit zu kämpfen hat. Sogar die griechische Mythologie, sonst das Muster für jenen Begriff, kann gewissermaßen als Begriffsreligion gefaßt werden. Bekanntlich wurde durchaus nicht von Allen Alles geglaubt was die Dichter, voran Homer und Hesiod, mit vollster Anwendung dichterischer Licenz, von den griechischen Göttern sagten und sangen: die Philosophen traten mit den Waffen der heftigsten, oft ingrimmigsten Opposition auf die Seite der Vernunft und der Moral im Kampfe gegen den alles Göttliche entwürdigenden Aberglauben, welchen jene „Lehrer des Volkes" zu predigen schienen, und Müller hat vollständig Recht, wenn er der Philosophie einen mächtigen Einfluß auf die Gestaltung der griechischen Volksreligion zuschreibt. Daß dies geschehen konnte, daran war die völlige Abwesenheit einer Priesterkaste Schuld: keine Spur einer Priesterreligion bei den Griechen (ganz anders als bei den Römern) und in Folge davon schon mehrfache Versuche rationeller Mythendeutung (Anaxagoras); ja sogar eine Ahnung vergleichender Mythologie kann einem Aristoteles nicht abgesprochen werden. Er erkannte, daß die Mythen aus ferner Vorzeit stammen, daß darin die ältesten Ideen des Volkes von Gott und Natur niedergelegt seien und daß hinsichtlich jener Vorstellungen die verschiedenen Völker übereinstimmen. Freilich hat er darunter nicht die Glieder einer großen Völkerfamile verstanden, wie die vergleichenden Mythologen unserer Tage; aber gerade darum könnte ihnen sein Ausspruch zur Warnung dienen. Denn wie oft sehen wir unsere Vergleicher ganz unnöthiger Weise bei dieser oder jener Erscheinung einem mythologischen Phantom ursprünglicher Stammesverwandschaft nachjagen und im Schweiß ihres Angesichts seine etymologische Identität bei den verschiedenen Völkern rückconstruiren — während nichts anderes als ein Stück allgemein menschlichen Gutes vorliegt. Da wird die etymologische Schraube, invita Minerva, angelegt, als ob der Satz gar nicht zu Recht bestände, daß der religiöse Proceß, wie er aus dem Bewußtsein und der Freiheit der Menschen entspringt, überall und zu allen Zeiten derselbe ist! Diese Cautel wird auch noch von einer andern Seite her vernachlässigt. Es gibt nämlich noch eine zweite Art vergleichender Mythologie; ihre Jünger schauen weiter aus, sie kennen nicht und wollen nicht kennen die Grenzen der Stammesgemeinschaft; sie sind zu dieser Verallgemeinerung auch vollständig berechtigt, nicht berechtigt sind sie aber, wenn sie bei den verschiedensten Völkern auf ähnliche Einrichtungen, Sitten, Mythen gestoßen sind, dies aus Colportage erklären zu wollen; in erster Linie gilt auch hier das Gesetz, der Productivität des Geistes zuzutrauen, daß er unter ähnlichen Bedingungen aus seiner Gesetzmäßigkeit heraus auch Aehnliches hervorbringen werde. Dies Mittel reicht allerdings nicht für alle Fälle aus: die Sage vom Cyklopen zum Beispiel (Polyphem), welche seiner Zeit W. Grimm bei den verschiedensten Völkern und Racen des Erdkreises nachgewiesen hat, zeigt, bei aller ihr zu Theil gewordenen Variation, ein so bestimmtes charakteristisches Gepräge, daß man hier schlechterdings an nicht anderes als an

Digitized by Google

Colportage wird denken dürfen. Aber es bedarf allerdings eines Vereins geistiger Vorzüge, insbesondere einer vorurtheilsfreien Kritik, um das gefundene Gemeingut richtig zu vertheilen.

Man kann M. Müller nicht vorwerfen, daß er versäumt habe, auf diese Cautelen aufmerksam zu machen, es kommt uns sogar vor, als sei er in seiner neuesten Schrift etwas nüchterner und behutsamer zu Werke gegangen als in seinen (1866 erschienenen) „Essays über vergleichende Religionswissenschaft, Mythologie und Ethologie". Hier fand sich noch die famose Symbolik der Belagerung Trojas als der Belagerung des Ostens durch die Streitkräfte des Westens, das heißt der Sonne, die im Westen täglich ihrer schönsten Schätze beraubt wird! Aehnliche Kühnheiten haben wir in der vorliegenden Schrift nicht entdecken können, wenn auch die solare Theorie (neben der morgenröthlichen) immer noch eine große Rolle spielt, eine größere sogar als man wünscht. So z. B. (vgl. S. 327) „kann (!!) Daphne" wie Müller schon anderswo „gezeigt" hat, „auf das Sanskrit Ahanâ zurückgeleitet werden und Ahanâ bezeichnet im Sanskrit die Morgenröthe. Sobald wir dieses wissen, wird Alles klar" (? doch nicht sonnenklar? dazu fehlt viel, sehr viel!). „Die Geschichte von Phoibos und Daphne ist nichts weiter als eine Beschreibung dessen, was man jeden Tag sehen kann: zuerst das Erscheinen der Morgenröthe, dann das Aufgehen des Sonnengottes, der seiner Braut nacheilt, dann das allmälige Erbleichen der hellen Morgenröthe bei der Berührung mit den feurigen Sonnenstrahlen, und zuletzt ihr Tod oder Verschwinden in dem Schoß ihrer Mutter, der Erde"... Und wenn man in der Nüchternheit seines Verstandes nach der Kleinigkeit fragt, was denn in dieser Deutung dem Lorbeer für eine Rolle zufalle, dem Lorbeer, in welchen die fliehende Daphne verwandelt werde, so erhält man die trockene Antwort: der Lorbeer habe ein wo möglich noch trockeneres, leicht brennendes Holz, verbrannt werden sei aber = vernichtet werden! — Da zupft einen denn doch der alte Epicharm (übrigens selber ein radicaler Mythendeuter) am Ohr und raunt sein: νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν. Und ähnlich ergeht es uns (das heißt den Philologen) mit der Deutung der Pallas Athene „als Morgenröthe, Tochter des Himmels (Zeus), die aus dem Urquell des Lichtes hervorsteigt". Hephästos, der mit der Axt den Kopf des Zeus spaltet, ist bei dieser Operation der „junge, noch nicht ganz aufgegangene Sonnengott", und Athene ist nun entweder die homerische „γλαυκῶπις", denn „die Eule ist der Vogel der Morgenröthe" (?) oder sie ist, unter anderm, die ἀλέα, „die liebliche Wärme des Morgens" u. s. w. Sonst hört man überall nur von der lieblichen Frische des Morgens; der indogermanischen Mythologie war es vorbehalten „de corriger un peu la nature". Mit dieser Jungfrau haben die Mythologen überhaupt kein Glück, sie benimmt sich mit herbster Jungfräulichkeit gegen alle Versuche ihr nahe zu treten. Man denke an den Abstand dieser Müller'schen Deutung von der Theodor Bergks, in welcher man beständig das Wasser rieseln und rauschen hört! Und doch hat Bergks Erklärung die größere Wahrscheinlichkeit für sich; denn mag nun der Schlüssel zu dem Namen der Athene auch im Sanskrit liegen und hier der Morgenröthe näher liegen als dem Wasser — auf griechischem Boden und unter griechischem Himmel hat jedenfalls die Jungfrau eine ganz andere Gestalt angenommen, und hier sind wir bei dem Fleck angekommen, wo die vergleichende Mythologie sterblich, sehr sterblich ist. Es ist ja nicht blos wahrscheinlich, es ist so viel als gewiß, und Erfahrung, Forschung, Philosophie geben vereint ihr Urtheil dahin ab, daß die frühesten Götter der indogermanischen Völkerfamilie (und nicht blos die ihrigen) einer Symbolik, beziehungsweise Personification natürlicher Vorgänge ihre Entstehung verdanken, und daß sie erst später ethische Begriffe repräsentiren; der Proceß des Uebergangs aus der ersten in die zweite Sphäre kann, wie M. Müller selber behauptet, in den indischen Veden noch verfolgt werden: in der griechischen Mythologie tritt er uns aber bereits als durchgemacht entgegen, die Götterfiguren haben in dem Schmelztigel der Vergeistigung ihr rohes Wesen abgestreift, und nur einzelne Schlacken sind als Spuren und Zeichen des Urzustandes hängen geblieben. Und mit diesen Schlacken, aber auch nur mit ihnen, hat sich die nominalistisch vergleichende Mythologie (d. h. diejenige, die mit dem Rüstzeug der Etymologie operirt) zu befassen. Will man aber einem göttlichen Wesen auf den Grund kommen und seine ursprünglichste Bedeutung kennen lernen, so genügt die Etymologie nicht einmal, nicht blos weil sie unsicher, sondern auch weil sie, wenn auch richtig, vieldeutig ist; das ist ja eben die innere Eigenthümlichkeit der Sprachwurzeln, und einer der Punkte, wo Sprache und Mythologie zusammenhängen.

Es ist möglich, daß das Volk, welches sich selber später Hellenen nannte, einige (schwerlich viele) Götternamen von dem gemeinsamen arischen Stammgute nach Europa herüberbrachte, also so und so viele Namen für Naturmächte, aber es hat den Namen nach und nach auch griechischen Inhalt gegeben, griechisches Blut eingegossen und auch ihre äußere Form bis auf den Namen herab gräcisirt. Als die ethische Metamorphose vollzogen war, da war bei den wenigsten der alte Name geblieben. Wenn nun selbst M. Müller zugibt, daß die arischen Völker aus der Zeit vor ihrer Trennung die Namen einiger ihrer Gottheiten, einige Sagen über ihre Götter u. s. w. bewahrt haben, so dürfen wir doch mit Fug und Recht annehmen, daß das Inventar des Gemeinsamen ein sehr bescheidenes werde gewesen sein und sich blos auf die ersten Grundanschauungen des Göttlichen, keineswegs aber auf die Fülle des Götterdetails, das ja z. B. die griechische Mythologie recht eigentlich ausmacht, werde erstreckt haben. So ist gleich der erste der griechischen Götter, Zeus, unbestritten arisches Eigenthum, aber auch er mehr nur dem Namen nach, denn sein Inhalt ist doch schon bei Homer (und drüber hinaus kennen wir den griechischen Zeus nicht) überwiegend ethischer Natur. Oder wie viele inhaltliche Beziehungspunkte hat denn dieser griechische Zeus mit seinem Namensvetter Djaus bei den Indern? Muß er inhaltlich nicht eher mit Indra verglichen werden? Aber wo bleibt dann die etymologische Identität?

Auch des Zeus Großvater (welche Großvaterschaft allerdings auf einer falschen Systematik beruht), auch Uranus findet sich im Indischen wieder als Varunas, das ist unbestritten; aber selbst bei diesem Ur- und Grundbegriff steht doch ein großes Notabene: Bei den Indern ist Varunas entschiedener Himmelsgott, ein persönlich gedachtes, allgemein verehrtes Wesen (was man doch von dem griechischen Uranus nicht sagen kann), dann aber ist Varunas auch der Meergott (die Wolken des Himmels = Wellen des Meeres?) und davon ist an dem griechischen Uranus auch keine Spur hängen geblieben! Die Luftveränderung bewirkt Wunder, nicht nur bei den Menschen, auch bei den Göttern; aus Hochasien nach Europa verpflanzt sind diese, so viel oder wenig ihrer waren, radical verändert worden. Man darf alle die Aehnlichkeiten, Analogien und Identitäten in der Entwicklung der Sprache und der Mythologie, wie sie M. Müller und Andere eben so geistreich als überzeugend nachgewiesen haben, zugeben — jene Behauptung bleibt dennoch zu Recht bestehen. Denn für's erste erstreckt sich jene Identität blos auf den Körper der Sprache, auf das etymologische Element, dann aber hört sie mit Ablauf der sprachlichen Periode, welche M. Müller selber die mythologische genannt hat, auf, und drittens sind, bei großen localen Veränderungen, die Formen des religiösen Bewußtseins mannigfaltiger und wandelbarer, als die Gesetze der Sprache. Natürlich; denn Klima und Boden bestimmen ja den ganzen Volkscharakter, und machen nicht gerade Sprache und Religion, mehr als alles andere, ein Volk als solches aus? Ja, selbst die Sprache, das weniger Wandelbare, wie ungeheuer verändert tritt sie uns auf griechischem Boden entgegen? Was ist aus diesem ursprünglich gleichen Körper geworden? Seine geistige Physiognomie und nicht blos sie, auch seine physiologischen Functionen haben sich dergestalt verwandelt, daß nur der gelehrte Anatom mit bewaffnetem Auge die identischen Grundbestandtheile herauszufinden vermag. Wir denken bei der geistigen Physiognomie vor allem an die Syntax, wie sie sich, im Gegensatz zum Sanskrit, in den pelasgischen Sprachen, vorab im Griechischen, entwickelt hat, und zwar ver-

Digitized by Google

hältnißmäßig sehr früh. Schon bei Homer tritt sie uns in einer Vollkommenheit entgegen, deren Anfang um mehrere Jahrhunderte früher gesetzt werden muß. Wie ärmlich nimmt sich dagegen das an Wucht und Fülle der Flexionsformen so überlegene Sanskrit aus! Man darf wohl sagen, die pelasgische Syntax sei das Eigenthum, die geistige Errungenschaft der pelasgischen Völker; sollte es ihre Mythologie zum größeren und größten Theile nicht auch sein? Der Rest wenigstens, der in eine frühere, in die arische Periode fällt, scheint, arithmetisch genommen, dagegen kaum in Betracht kommen zu können. Und wenn nun sogar die italischen Völker (der eine große Theil dieses pelasgischen Stammes) nach dem Urtheil competentester Kenner eine Mythologie besaßen, welche von der des griechischen Brudervolkes total verschieden war — denn das theilweise, auf künstliche Art bewirkte Zusammenfallen der römischen und griechischen Götterlehre beweist natürlich nichts dagegen — wie steht es dann mit der Berechtigung der vergleichenden arischen Mythologie? Selbst M. Müllers neueste Schrift macht auf uns den Eindruck, daß ihr gelehrter Verfasser seinen in den „Essays" zu lesenden Ausspruch, daß „alle jene Mythengeschichten, welche wir finden auf indischem, griechischem, teutonischem, slavischem Boden, in Form und Charakter identisch seien", jetzt nicht mehr unterschreiben würde; und Jacob Grimms Hoffnung, daß „auch in der Mythologie jenes urgemeinschaftliche Maß der arischen Völkerfamilie werde ausfindig gemacht werden, wie in der Sprache" wird und kann nie in Erfüllung gehen. Im Uebrigen hat Müller seine schon früher ausgesprochenen Ansichten vom Verhältniß der Mythologie zur Sprache nicht nur (und mit Recht) beibehalten, sondern auch theils illustrirt, theils vertieft, nnd diese Auseinandersetzungen gehören zu den schönsten seines an neuen und interessanten Gesichtspunkten so reichen Buches.

Die Mythologie als unvermeidliche Katastrophe im Leben der Sprache, als deren Kinderkrankheit gleichsam, dargethan als „dunkler Schatten, den die Sprache auf den Gedanken wirft"; der Nachweis von dem Einflusse der Geschlechtsbezeichnung (des Genus), der Metapher, der Polyonyma und Synonyma auf mythologische Bildungen — das sind Erörterungen, um deren Feinheit und Wahrheit jeder Forscher den Verfasser beneiden kann. Einzelnes ist allerdings auch auf die Spitze gestellt, so daß es nur, cum grano salis verstanden, auf Wahrheit Anspruch machen darf, so die Behauptung, daß „die ganze Geschichte der Philosophie nur ein Kampf gegen die Mythologie, ein Protest der Gedanken gegen die Sprache sei". Und warum? Weil gewisse Begriffe, um die sich allerdings manche der wichtigsten Streitfragen der Philosophie drehen, sich erst nach und nach aus ihrer ursprünglich materiellen Bedeutung zu einer geistigen entpuppt haben. Es wird das nachgewiesen an dem griechischen Wort ψυχὴ und dem deutschen „Athem". Mit der Entwicklung jener ψυχὴ — welche im ersten Stadium den „Athem", im zweiten die „Lebenskraft", im dritten die „Seele" bedeutete — seien zugleich zwei diametrale philosophische Systeme gegeben: der Materialismus und der Spiritualismus. Nun ist so viel wahr, daß allerdings der Begriff „Seele" eine wahre Kriegsfackel in philosophisch gestimmten Ländern ist; daß er sich aus einem materiellen und greifbaren vergeistigte, liegt in den Entwicklungsgesetzen, ja man darf sagen, in der Naturnothwendigkeit der Sprachgeschichte, aber auch, wenn dies zufällig anders geworden wäre, so hätte das philosophische Denken für den Begriff ψυχὴ ein anderes Wort schaffen müssen, und der Streit wäre somit dennoch ausgebrochen, der Begriff der (unmateriellen, unsterblichen) Seele ist nicht geboren worden aus dem Haupte der Sprache, sondern des Gedankens; dieser behalf sich nur, statt ein neues Wort zu erfinden, mit einem schon vorhandenen. Und er hatte höchst wahrscheinlich Recht; denn hätte er ein neues Wort erfunden, so wäre dieses wieder mit anderen Mängeln behaftet gewesen, wie denn die ganze Sprachentwicklung ein beständiges Ringen des Ausdrucks mit dem Gedanken ist und beide sich im Grunde nie, auch in der vorgeschrittensten Periode nicht, decken.

Wie sollte auch die Sprache Meister werden da, wo nicht einmal der Gedanke, das heißt die geflügelte Sprachpsyche, sich zum Höchsten emporzuschwingen vermag? M. Müller nennt es die „Achillesferse" der Kant'schen Philosophie, daß sie „dem menschlichen Geist das Recht versagte, die Grenzen der Sinnlichkeit zu überschreiten und das Göttliche wahrzunehmen" — welche Philosophie krankt aber nicht an jener Ferse? Wir fürchten sehr, diese „männliche Krankheit" werde der Philosophie eben noch lange und zwar so nothwendig anhaften, als der Sprache die „Kinderkrankheit", genannt Mythologie, die ja auch unser jetziges Sprachalter noch nicht überwunden hat. Ja, jene „männliche" Krankheit wird sehr wahrscheinlich noch über das Mannesalter der Philosophie hinaus, das heißt, so lange dauern, als wir nur durch die trübe Atmosphäre unserer Sinne hindurch in den Aether des reinen Seins schauen dürfen und mittelst unserer substantiellen Gehirnmasse die Welt des Uebersinnlichen reproduciren müssen.

Noch bliebe so Vieles, und so vieles Rühmliche von dem Buche zu sagen übrig, dessen Inhalt wir nicht einmal nothdürftig skizzirt, geschweige denn einläßlich dargelegt haben. Aber der Raum (insbesondere einer Zeitschrift) ist auch ein Gott, und zwar leider kein mythologischer, sondern ein wirklicher und grausamer, ein Moloch, dem wir armen Literaten unsere noch ungeborenen Geisteskinder opfern müssen.

Basel. J. Mähly.

Ueber Pariser Argot.

Das Gebiet der sprachlichen Excentricitäten, das die Sprachforscher in früheren Zeiten nicht genügend beachtet haben, ist neuerdings vielfach zum Gegenstande der ernsthaften wissenschaftlichen Untersuchung gemacht worden. Und mit Recht. Denn in der „Bummelsprache", wie wir einstweilen jene Abart nennen wollen, die gebildete Menschen in gebildeter Gesellschaft aufmerksam vermeiden und die in der Literatur keine berechtigte Stätte hat, — spiegelt sich in gewisser Beziehung der Charakter des Volkes und ist ein großer Schatz guten gesunden Humors und oft bittrer Satire verborgen. Vor nicht langer Zeit hat Dr. Traschel in einem „Glossarium der Berlinischen Wörter und Redensarten" den ersten Versuch gemacht, die sprachlichen Excentricitäten der Hauptstadt des deutschen Reiches zu sammeln; und unser Mitarbeiter und Freund Max von Szeliski hat in der „Gegenwart" (III. Band, Nr. 6 und 7) zahlreiche und sehr interessante Nachträge dazu gegeben. Derselben Arbeit hat sich Lorédan Larchey unterzogen, der in seinem „Dictionnaire de l'argot Parisien"*) alle jene Wörter und Phrasen zusammengestellt hat, denen die Akademie einstweilen die Aufnahme in das Heiligthum der correcten französischen Sprache noch verweigert, die aber nichtsdestoweniger im gewöhnlichen Verkehr sehr gebräuchlich sind und selbst von den Mitgliedern der guten gesellschaftlichen Kreise verstanden, in der Ungezwungenheit bisweilen sogar angewandt werden. Dieses „Argot" wird, wie gesagt, einstweilen noch nicht als vollgültiges Französisch angesehen; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß viele, sehr viele der jetzt noch von der Vornehmheit verpönten Wörter mit der Zeit in die Reihen des akademischen und guten Französisch vorrücken werden. Das „Argot", das sich aus den verschiedensten Berufs- und Gesellschaftsclassen recrutirt, zu dem aus den Ateliers der Künstler, aus den Kneipen der Studenten, den Läden, den Casernen und aus den Diebshöhlen der Gauner beständig neue Mannschaften zuströmen, bildet gleichsam die Ersatzreserve der regulären sprachlichen Armee; für das alternde, aussterbende gute Wort tritt ein Wort des Argot ein und nach verhältnißmäßig kurzer Zeit accomodirt sich dasselbe so vollständig der regulären Sprache, daß man die Unebenbürtigkeit gar nicht mehr bemerkt.

*) Dictionnaire de l'argot Parisien. Paris, F. Polo, libraire-éditeur. 16, rue du Croissant.

Digitized by Google

Gerade bei der französischen Sprache, über welche die Gelehrten des Landes stets mit scharfem Auge gewacht haben, läßt sich das mit besonderer Leichtigkeit feststellen. Molière verhöhnt in den „précieuses ridicules" noch eine ganze Reihe von unfranzösischen Redensarten, welche die „Precieusen" einzuführen suchen. Diese Verspottung ist uns heutzutage ganz unverständlich, weil diese verhöhnten Redensarten seit langen, langen Jahren sich in der französischen Sprache eingebürgert und nichts Auffälliges mehr haben. Im Jahre 1683 waren die jetzt allgemein gebräuchlichen Adjectiva haineux, respectable und das Hauptwort impolitesse noch sprachwidrig und lächerlich, wie bei uns etwa das Wort „Trunkenboldenhaftigkeit". Im Jahre 1726 standen noch Wörter, wie: détresse, encourageant, érudit, inattaquable, improbable, entente ꝛc. auf dem Index. Im Jahre 1803 mußte noch Mercier mit großer Energie dafür plaidiren, daß das heutzutage so gebräuchliche Wort „fusion" von der Akademie acceptirt würde.

So werden aus dem, was unserem Geschlechte noch als Argot gilt, mit der Zeit ohne Frage eine ganze Reihe von Wörtern und Redensarten zum Grade eines regulären, auch in der Schriftsprache stichhaltigen Wortes vorrücken.

Larchey theilt die Bestandtheile des Argot in 7 Gruppen: in die Gruppe der alten Wörter, der Substitutionen, der Veränderungen vorhandener Wörter, der Nachahmungen, der Wortspiele, der Erinnerungen und der importirten Wörter.

Am interessantesten sind die Substitutionen: die Anwendung eines Wortes für ein anderes, z. B. die Vertauschung des Wortes, welches die Wirkung ausdrückt, mit dem der Ursache. Für ein Tanzvergnügen heißt es im Argot „Huteintreiber" oder „Kopfzerschlager". Die Zwiebel heißt die „Thränenreiche". Ferner gibt es die Substitution der Verrichtung: die Kehle heißt der „Schlucker", das Herz der „Puckerer", der Faßbinder der „Herumläufer". Außerdem die Substitution der Erscheinung: die Spitzen werden die „Löchrigen", der Kaffee wie in Wien der „Schwarze", der Wein der „Blaue", der Bischof wegen seiner violetten Farbe die „Pflaume" genannt.

Die Substitutionen aus dem Thier- und Pflanzenreiche haben fast immer eine satirische Färbung. Gerade wie wir im Deutschen einen einfältigen Menschen einen „Gimpel" nennen, hat der Franzose für denselben Begriff das Wort „serin", also „Kanarienvogel". Der Wankelmüthige heißt wie bei uns „Schmetterling" (papillon); der Menschenscheue heißt ebenfalls wie bei uns der „Bär". Für einen Menschen mit mangelhaft entwickeltem Gehirn hat der Pariser die Bezeichnung „Auster"; für eine leichtlebige Dame: „Hirschkuh" (biche), oder „Henne" (cocotte); eine jugendliche Tänzerin heißt „Ratte"; die Erklärung, welche Larchey gibt: „Anspielung auf ihre kleinen behenden Schritte und ihre niedliche Figur", scheint uns nicht erschöpfend zu sein. Auch das zerstörende Element des Nagethiers wird bei der Wahl dieses Wortes mitbestimmend gewesen sein.

Ein hohler Zahn heißt eine „Gewürznelke"; die Perrücke ein „Rasen"; ein unbeständiger Mensch besitzt ein „Artischockenherz". Wie wir für die scharfe Ladung die Umschreibung „blaue Bohne" haben, so haben die Franzosen dafür „Pflaume". Für die Nase haben wir „Gurke" oder „Kartoffel", die Franzosen „Runkelrübe" oder „Trüffel".

Viele andere Substitutionen aus dem gewöhnlichen Leben haben wir mit den Franzosen gemein. Der Hut heißt „Ofenröhre", die Höhlung über dem Schlüsselbeine „Salzfäßchen", das graue Haar „Pfeffer und Salz", angestrengtes Arbeiten, das wir „schanzen" oder „ochsen" nennen, heißt bei ihnen „hacken", „mit der Hacke arbeiten". Die Hand bezeichnen sie mit „Gabel", die Beine mit „Zange" und die Arme mit „Henkel".

Die Veränderungen, welche einige Wörter erleiden um sich dem Argot zu accommodiren, haben offenbar den Zweck, deren Unverständlichkeit für die Profanen herbeizuführen, so daß diese Wörter in ihrer Umgestaltung nur den Eingeweihten sofort zugänglich sind. Gewöhnlich sind es die Endungen der Wörter, welche die Veränderung erleiden. So wird aus dem „épicier" ein „épicemar", aus dem „orfèvre" ein „orphelin", aus „Versailles" „Versigo"; aus dem Gefängniß „Pélagie" „Pelago". Eins der auf diese Weise corrumpirten Wörter ist schon längst in die Reihen der gebildeten Sprachen übergegangen: „rococo" ist auf diese Weise aus „rocaille" entstanden. Aehnliche Willkürlichkeiten haben wir auch in unserer Sprache; in vielen Gymnasien heißt bei uns der oberste Leiter der „Direx" ꝛc.

Sehr scherzhaft sind zum Theil die Wortspiele des Argot. Das Schwein heißt z. B. im Französischen „l'habillé de soie", der „Seidengekleidete", aber auch der „Borstenbekleidete", da „soie" sowohl „Seide" wie „Borste" bedeutet. Für den Portier hat man den Namen „cloporte", das heißt also wörtlich „Kellerassel"; gleichzeitig aber ist es ein Kalauer und „clôt-porte" bedeutet „Thürschließer". Der Theaterregisseur, der die Strafgelder (amendes) einzuziehen hat, heißt scherzhaft „l'amandier fleuri", eigentlich der „blühende Mandelbaum". Für den „Dietrich" hat man den Namen „Bischof", dem alle Thüren offen stehen. Eines der complicirtesten dieser Wortspiele ist die Bezeichnung „Violine" (violon) für „Arrestlocal". Diese Bezeichnung ist daher entstanden, daß der Häscher, der Scharwächter, in früheren Zeiten „archer" hieß; „archet" ist aber bekanntlich der Streichbogen; und deshalb hat man das Gefängniß, zu welchem der „archer" führt, wie das zum „archet" gehörige Instrument die „Violine" genannt.

Eine andere Kategorie von Argot-Wörtern sind die, welche Larchey unter den Titel „Erinnerungen" stellt. Aus Algier haben die französischen Soldaten zahlreiche Ausdrücke mitgebracht, die zunächst im Argot sich festgesetzt haben und von da aus wiederum in die gebildete und anerkannte Sprache vorgedrungen sind. Der Ausdruck „Smalah" für Hausstand und Familie — wir würden etwa sagen „die ganze Bagage" — ist Argot geblieben. „Dagegen ist „razzia" und „mazagran" (schwarzer Kaffee, der aus dem Glase getrunken wird) jetzt schon gutes Schriftfranzösisch.

Die Bühnendichtungen haben ebenfalls ein starkes Contingent gestellt. Der junge weltschmerzliche Romantiker hat von dem Helden des bekannten Dumas'schen Dramas den Namen „Antony" erhalten; der abgefeimte Gauner heißt „Robert Macaire", wie der typische Dieb in dem Drama „L'Auberge des Adrets". Der jüngere Dumas hat die „demi-monde" geschaffen, Sardou den „Benoiton", Victor Hugo den „Gavroche", den frechen Straßenjungen aus den „Misérables". Der „Chauvin", der lächerliche Patriot, ist durch die Charlet'schen Caricaturen typisch geworden. Die Reminiscenzen reichen bis zur Bibel hinauf: der „Philister" scheint aber den Weg über Deutschland nach Frankreich genommen zu haben; ein drolliger Ausdruck ist „potiphardiren" für „Gewalt anthun".

Aus dem Dictionnaire, welches 250 doppelspaltige Seiten füllt, wollen wir hier auf's Gerathewohl einige Wörter des Argot, die uns charakteristisch zu sein scheinen, mit ihren Erklärungen wiedergeben. „Einen Papageien erdrosseln" heißt so viel wie: ein Glas Absynth trinken. Dieses Lieblingsgetränk vieler Pariser erhält bekanntlich durch die Mischung mit Wasser die grünliche Färbung, welche allerdings mit dem Gefieder eines Papageien einige Aehnlichkeit hat. Für die kleinen Löckchen an den Schläfen, die im Deutschen den nicht sehr appetitlichen Namen „Spucklocken" oder auch „Schmachtlocken" führen, in Mädchenpensionaten drastischer mit „Kadettenfänger" bezeichnet und von den erwachseneren Fräuleins „Herrenwinker" genannt werden, haben die Franzosen den ungleich innigeren Ausdruck „Herzensangler" (accroche-coeurs). Für das Entweichen haben die Gefangenen den hochpoetischen Ausdruck gefunden „die Tochter der Luft spielen". Für unsere Redewendung „bei dem rappelts im Oberstübchen", haben die Franzosen eine ganz analoge: „il a une araignée dans le plafond". Die in den Volksküchen vorgesetzte Speise, die aus den verschiedensten Bestandtheilen bunt zusammengewürfelt wird, heißt „arlequin".

Zahllose Ausdrücke gibt es natürlich für den Zustand des Betrunkenseins, für das Sterben und sonstige Unvermeidlichkeiten. Einige Redewendungen wiederholen sich wörtlich oder fast wörtlich in beiden Sprachen, z. B. „benebelt sein", „être dans les brouillards", „einen Stich haben", „avoir une pointe".

Digitized by Google

Sehr ähnlich, zum Theil identisch sind im Deutschen und im Französischen Argot ferner Redensarten wie: „sich einen Buckel lachen", „se donner une bosse de rire"; „Gänsewein" für Wasser, „bouillon de canard"; „böse mit der Bank sein" für „kein Geld haben" (être brouillé avec le directeur de la Monnaie); „das ist starker Toback" (c'est un peu fort de chicorée); die „schönere Hälfte" für das weibliche Geschlecht (la plus belle moitié); „hereinfallen lassen" (le mettre à quelqu'un); „mit langer Nase abziehen" (avoir le nez long) ꝛc.

Die Umschreibungen für das Sterben sind geradezu zahllos. Die gewöhnlichsten sind: „Seine Pfeife zerbrechen" (casser sa pipe) und „seine Gabel verschlucken" (avaler sa fourchette); es kommen aber noch viel abenteuerlichere Varianten vor, z. B. „sein Billard auseinanderschrauben", „sein Gas ausdrehen" ꝛc.

Bisweilen aber zeigt sich auch ein tieferer Sinn; die Bezeichnung des Gehirns als „Compaß" ist gewiß bedeutend; „seinen Compaß verlieren" heißt „verrückt werden". „Ein Parterrebillet nehmen" heißt „an die Erde fallen"; für den Teufel tritt die Bezeichnung „der Bäcker" ein, wegen des Schiebens in den Ofen. Von Jemandem, der sich täuscht, sagt das Argot: „Er steckt sich den Finger bis an den Ellenbogen in das Auge."

Die Namen der Verwandten und Familienmitglieder erhalten im Argot zum Theil eine ganz absonderliche Bedeutung. Die „Mutter" ist die Spelunke, in welcher sich der verfolgte Verbrecher den Augen der Polizei zu entziehen weiß, die „Schwester" ist die Geliebte, — eine ironische Bezeichnung, die diejenigen verhöhnen soll, welche ihre Liebesverhältnisse unter dem Deckmantel einer fingirten Verwandtschaft zu verbergen suchen. Der „Onkel" ist der Wucherer und „meine Tante" das Leihhaus. Die „Wittwe" ist die Guillotine; ein grausiger Humor liegt in der Umschreibung für „guillotinirt werden": „den Kopf durch's Fenster stecken", oder „niesen"; ebenso wie in der Bezeichnung „es riecht nach Tannen" für „sterbenskrank sein", eine Anspielung auf den Geruch des Sarges, und in der Wendung „mit den Beinen voran das Haus verlassen", für „begraben werden".

Im Dictionnaire des Argot finden wir auch eine Erklärung des Wortes „Ente" für falsche Zeitungsnachrichten, die, so viel wir wissen, noch nicht bekannt ist. Das im Jahre 1776 in Paris bei Lacombe erschienene „Industrielle Lexikon" theilt folgende Anekdote mit:

„Die „„Landwirthschaftliche Zeitung"" veröffentlicht ein eigenthümliches Verfahren um wilde Enten zu fangen. Man kocht eine starke und lange Eichel in einem Absud von Sennesblättern und Jalape. Die so zubereitete Eichel bindet man an einen dünnen aber starken Faden in der Mitte fest und wirft sie darauf in's Wasser. Das Ende des Fadens behält man in der Hand und verbirgt sich. Die Ente schwimmt heran und verschluckt die Eichel; diese hat aber in ihrer Zubereitung eine starke purgative Wirkung und kommt sofort wieder zum Vorschein; darauf kommt eine andere Ente und verschluckt diese wiederum, eine dritte, eine vierte und so fort. So reihen sich alle an demselben Faden auf. Man berichtet bei dieser Gelegenheit, daß ein Huissier in der Nähe von Gué-de-Chaussée 20 Enten auf diese Weise aufgereiht habe. Darauf flogen die Enten auf und nahmen den Huissier mit; der Strick riß und der unglückliche Jäger brach ein Bein."

Diese plumpe Erfindung, die mit einigen Modificationen auch in unsern „Münchhausen" übergegangen ist, und den bösen Buben Max und Moritz von Wilhelm Busch bekannt gewesen zu sein scheint, wäre also zum Typus der Zeitungslügen erhoben worden und aus dem Wildentenfang wäre schließlich die gewöhnliche Zeitungsente geworden.

Direct aus dem Deutschen entnommen sind: „Kaiserlick" für Oestreicher. „Les Kaiserlicks ont été étourdis du coup." (Balzac); „Youte" (Jude) mannequin (Männeken), ein verächtlicher Mensch, „le spec", der Speck; „le stuc", das Stück, welches beim gemeinsam verübten Diebstahl dem Einzelnen zufällt; davon „stuquer": theilen.

Es kann nicht unsere Absicht sein, die Tausende von Wörtern und Redensarten auch nur in ihren interessantesten und charakteristischsten Repräsentanten zu mustern. Wir haben nur auf's Gerathewohl einige herausgegriffen und waren darauf angewiesen, diejenigen Redewendungen vor Allem in's Auge zu fassen, die durch ihre Uebertragung in's Deutsche ihren eigenthümlichen Charakter möglichst wenig einbüßen. Schon dadurch und durch die Rücksicht auf die Empfindlichkeit unserer Leser sind wir in unserer Auswahl sehr beschränkt worden; denn die meisten der Ausdrücke im Argot sind von einer wahrhaft entsetzlichen Derbheit und Deutlichkeit. Wir haben daher das Gebiet des Argot nur flüchtig durchstreift; derjenige, der länger auf diesen Seitenpfaden der Sprache verweilen und sie aufmerksam durchforschen will, wird von der Fülle des Humors und der Satire, die sich ihm hier darbietet, überrascht sein.

F. L.

Neue Poesien.

Jordan, Wagner und Freytag haben in unserer modernen Literatur eine neue Erscheinung heraufbeschworen, das Gespenst der Teutomanie, die unseren Tagen fremd und oft feindlich entgegensteht. Die beiden Erstgenannten griffen mit ihren Stoffen in eine gestorbene Welt zurück, die uns, trotz aller Bemühungen sie zu vermenschlichen, ein Räthsel bleiben wird. Das Christenthum, die Zeit der Renaissance und die classische Periode deutschen Schriftthums haben den Strom unseres Geisteslebens in ein neues Bett geleitet, in welchem er nach manchem überwundenen Hemmniß weiter fließen wird. Der Versuch, demselben ein neues Bett zu graben, ist trotz der bedeutendsten schöpferischen Kraft der einzelnen Dichter ein vergebener und nichts mehr als ein interessantes Experiment. Die alte Göttermythe, deren Bibel Sämunds „Edda" ist, gehört zu den tiefsinnigsten Schöpfungen der menschlichen Phantasie und erfaßt, ebenso wie die indische Rigveda, durch den ernsten Geist, der sie beherrscht. Aber vergebens ist das Streben, durch sie die jetzige nationale Denkweise zu unterbrechen und sie zur Grundlage einer neuen Poesie zu machen, die bis in die tiefsten Schichten des Volkes dringen soll. Dennoch hat sich bereits eine Gruppe von Dichtern gebildet, die nach diesem Ziele strebt und die Erscheinungen dieser Art mehren sich, ohne indeß großen Erfolg zu haben. Wie Freytags „Ahnen", deren poetischer Werth unangetastet bleibt, mehrere endlose Romane erweckten, die spurlos vorübergegangen sind, so wurden Jordans und Wagners Schöpfungen die Stammväter eines neuen Geschlechtes.

Marie Hanstein veröffentlichte vor einigen Jahren „Des Knappen Siegwart goldnes Buch" und läßt demselben jetzt „Die Aslaug-Sage"*) folgen. In beiden Werken zwingt uns die Virtuosität, mit der die Dame die alterthümliche Sprache gebraucht, vollste Achtung ab; wir erkennen den Fleiß, den sie angewendet hat, um die Herrschaft über den Sagenstoff zu gewinnen, aber dem Ganzen klebt, trotz mancher poetischer Scene, der gelehrte Bücherstaub an. Das Talent soll die Sprache seiner Zeit schreiben, die Gedanken und Gefühle seiner Zeit denken und fühlen, nur das allein sichert ihm das Verständniß der Mitlebenden. Sollen wir jetzt auf einmal vergessen, was Goethe und Schiller, was Herder und Lessing für die Sprache gethan, sollen wir die Formen, in denen sich unser Geist bewegt hat, auf einmal abwerfen, um ihn in ein fremdes Gewand, das überall klafft, zu zwingen? Soll sich die Poesie ganz von Leben loslösen? Fast jede Blüthe der Literatur stand im innigsten Zusammenhang mit dem ganzen Fühlen und Denken der Zeit, es war in Spanien, in Italien, es war in Frankreich — und vorher in Griechenland und noch früher in Indien so. Sollte dieses Gesetz auf einmal seine Geltung verloren haben? Der moderne Dichter soll seine Zeit nicht mit Achselzucken übersehen, denn gerade weil sie gährt, weil sich überall Extreme gegenüberstehen, vermag er mit seiner Dichtung der Wahrheit zu dienen, ohne deshalb die Schönheit verletzen zu müssen.

„Ein Götter Mährchen Alter Sage neuer Sang" (1. Th. „Das Goldalter", 2. Th. „Das Schuldalter") betitelt sich ein

*) (Berlin, Neuenhahn.)

Digitized by Google

Buch von Wilhelm Paul Graff. „Als Manuscript gedruckt für meine Freunde und Alle, die ich mir als solche wünsche."

Der Autor sendet seinem Buche eine Widmung an Prof. Karl Bartsch voraus, deren bescheidener und liebenswürdiger Ton für ihn einnimmt.

Das Werk, dessen Grundidee einem der ältesten und jedenfalls großartigsten Eddaliede, der „Völuspa" entnommen ist, besteht aus drei Theilen, deren zwei erste vorliegen. Es soll die ganze Göttergeschichte des Nordens umfassen, bis zur Götterdämmerung und zur Wiedergeburt des Allvaters als „Widar" als neuer Gott, der den Fenrirwolf tödtet und nach dem Untergang der alten Welt eine neue schafft. Das Buch ist unbestreitbar die Schöpfung eines echten Poeten, wofür die Schilderung des Wettkampfes zwischen den Zwergen „Blast" und „Loke" oder „Puck" in der zweiten Märe, und die ganze zwölfte: „Der Raben Gesang" ein lebendiges Zeugniß abgeben. Aber zwei Dinge sind es, die den reinen poetischen Genuß schmälern und die im Stoffe selbst begründet sind. Zuerst der Nebel, der über dem Ganzen liegt. Daß die Gottheiten und ihre Geschicke großartige Allegorien oder Symbole sind, die ursprünglich als Reflexe der elementaren Ereignisse in der Phantasie entstanden und erst im Laufe der weiteren Entwicklung sich zu ethischen Personificationen vertieften, das läßt sich mit einer gewissen Sicherheit annehmen. Aber zwischen der Phantasie jener Menschen, die diese Sagen ersonnen haben und der unserigen liegen Jahrtausende; was damals klar war, ist uns verschwommen, was damals unmittelbar gewirkt hat, das wird uns erst durch die Reflexion verständlich.

Der groteske Humor, der in vielen Gestalten und Episoden liegt, berührt uns selten anmuthend. Unser Schönheitssinn ist noch heute das Resultat des Antiken und Nationalen, das Kind von Faust und Helena, und wir Deutschen werden wohl kaum jemals diese Schule, durch die unsere größten Dichter und Denker gegangen sind, vergessen.

So bleibt denn auch das „Göttermährchen" ein rühmenswerther Versuch, der uns Achtung für den Autor einflößt, aber uns doch nie und nimmer überzeugen kann, daß der Quell, in welchem sich die moderne Poesie gesund baden kann, in jenen Liederresten einer verschwundenen Cultur gesucht werden müsse.

Von den vielen Bänden lyrischer Gedichte, die uns die letzte Zeit beschert hat, können wir nur einige erwähnen. Die schlechten Poeten zu besprechen ist eine zu wenig lockende Aufgabe. „Sang und Drang" nennt sich eine Liedersammlung von Friedrich Volker (Aarau, Sauerländer). Die besten der Gedichte entstammen einer feinen Nachempfindung des Volksliedes. Der Autor hat sich etwas bewahrt, was dem Culturmenschen des 19. Jahrh. leider fast immer zu früh verloren geht, das Bewußtsein des Zusammenhanges mit der Natur. Seine Gedichte sind kein Mosaik literarischer Reminiscenzen, sondern tragen den Stempel eigenen Schaffens. Die Form ist meistens gelungen und zeichnet sich durch ihre Einfachheit aus. Der Kreis der Gedanken und Gefühle ist kein neuer und kein großer, aber der Autor strebt nach Vertiefung und vermeidet die klingende Phrase. Viele Lieder zeugen für echte tiefe Religiosität, ohne jemals durch pietistischen Anstrich abzustoßen, — die Empfindung ist schlicht und flößt nie einen Zweifel an ihrer Wahrheit ein. Als die gelungensten Schöpfungen heben wir hervor „Böse Zeit" (S. 14), „Am Meer", „Im Norden" (S. 30. 31), „Dahin" (S. 38), „Noch einmal Röslein und Wandern". Manches Lied leidet an Unklarheiten, wie „Heisterbach", andere an seltsamen Reimen, wie „Höchstes Glück", dessen letzte Strophe heißt:

„Und freudig mache kund
Der armen Erden,
Das Glück zu lieben — und
Geliebt zu werden.

„Und" als Reimwort ist nicht besonders hübsch.

Einen sehr originellen Gedanken hatte ein Autor, Carl Schultz (Schwerin, Stiller), der ein Heft „Liederproben" unter folgendem Motto in die Welt sendet:

„Proben! Weiter nichts als Proben?
Höchst verwunderlich!"
Sind die Proben nur zu loben,
Warum schmält ihr mich?
Schickt alltäglich doch der Kaufmann
Proben in die Welt,
Heimlich hoffend, daß darauf man
Waare nachbestellt.

Die 58 Seiten des bescheidenen Büchleins enthalten manches formschöne und auch gedankenreiche Gedicht, besonders in der letzten Abtheilung „Natur", aus der ich auf „Aus dem unscheinbaren Keime" hinweise. Sangbarkeit fehlt durchweg, die Reflexion überwiegt.

Von Georg von Oertzen liegt wieder eine Sammlung von Liedern vor: „Stimmen des Lebens" (Wien, Carl Gerolds Sohn). Der Autor hat einen Fehler, seine Fruchtbarkeit. Der Grund dazu ist in seinem Improvisationstalente zu suchen, dem sich ein an Rückert erinnerndes Reimgenie gesellt. Oft weckt bekanntlich der gleiche Ausklang der Worte einen schlummernden Gedanken, aber sehr oft muß der Reim den Mangel einer Idee verbergen, und das ist bei Oertzen der Fall. In „Klage der Priester" (S. 193) heißt es:

„Spenden die Seelen, durstig gehoben,
Widmen ein Leben zum Blühen bereit,
Aus dem gefühllosen Aether droben
Strahlt kein Gruß, der die Knospe befreit."

Abgesehen von der unsichern Metrik, klingt das Ganze nach etwas, aber „die durstig gehobenen Seelen" sind mir ein Räthsel. Die „Apologie des Satirikers" (S. 136) zeichnet sich durch originelle Reime aus, „Daseins, Papaseins", „Bosheit, los seid", „Art ist, offenbart ist". Das ganze Gedicht ist aber sehr flach.

S. 130 finden wir eine Strophe, die lautet:

„Sieht dich ein Unkraut giftig an,
Greif zu und reiß es aus,
Doch wer kein Unkraut leiden kann,
Der bindet keinen Strauß."

Das „Doch" der dritten Zeile ist entweder ein vollkommenes Räthsel oder eine Gedankenlosigkeit.

Derartige Plattheiten könnten hunderte citirt werden, oft sehr schön klingend und brillant gereimt. Doch mitten unter dem vielen Werthlosen begegnet man einzelnen vorzüglichen Gedichten, die einen schönen Gedanken in edler Form aussprechen, besonders zwei S. 108 „Lange Jahre sind es" und S. 163 „Der Tod kommt zweimal". Herr von Oertzen kennt gewiß die Erzählung von dem persischen Herrscher, der stets eine Bibliothek mitführte, bis daraus ein kleines Büchlein, das Beste enthaltend, wurde. Aus den vier oder fünf Bänden seiner Gedichte ließe sich ein niedliches Büchlein machen, das sich bleibende Geltung verschaffen könnte.

„Liebesgürtel" ist die Sammlung hochdeutscher Gedichte des verstorbenen Franz Stelzhammer betitelt (2. Aufl., Leipzig, Heckenast). Die Bedeutung dieses östreichischen Poeten liegt in seinen Dichtungen in obderennsischer Mundart, obwohl viele derselben für uns zu weich und sentimental sind: Empfindungen des Culturmenschen in der Sprache des Dialekts. Aber in andern ist es dem Dichter gelungen, echte Volkslieder zu schaffen, einfach und naiv im Gedanken, klar und plastisch im bildlichen Ausdruck. — Die vorliegende Sammlung hat etwas Veraltetes für uns, wie ein Bild unserer Eltern aus den Zwanziger Jahren. Trotz des Menschlichen, das in den Zügen liegt und das wir ja verstehen müssen, muthet uns das Ganze fremd an. Die Empfindung hat etwas Weichliches und wird im Schmerz oft sauertöpfisch*). Nur wenige Lieder sind in der Form streng, wie „Ach könnt' ich mir indessen" (S. 101), „Für mein suchend Auge" (176) und besonders „Nur einmal noch", dessen erste Strophe ich hier anführe.

*) Die Ironie, in die Heine z. B. echten Humor und Anmuth legt, treffen wir auch hier, aber sie tritt in einer philisterhaften Weise auf.

Digitized by Google

Nur einmal noch möcht' ich empfinden
So heiß, wie ich empfunden habe,
Nur einmal noch ein Herz mir binden,
Wie ich sie einst gebunden habe;
Nur einmal noch möcht' ich erleben
So einen Tag, wie einst vielhundert,
Wo ich im Nehmen und im Geben
Des eignen Herzens Kraft bewundert.

Den vielen Verehrern der Dialektpoesien Stelzhammers wird das Buch interessant und willkommen sein.

Echt frauenmäßig im gewöhnlichen Sinne des Wortes sind die Gedichte von Anna Stirn geb. Nivière, sehr unglücklich, wehmüthig, naturschwärmend, sentimental. (Haide-Blumen, 2. Aufl., Kassel, Ernst Hühn.) Das Bändchen kann jungen Damen von 15—17 Jahren unbedenklich in die Hände gegeben werden. Der Grund der mittelmäßigen Leistung findet sich sehr klar in einem äußerst zierlichen Bändchen, das den interessanten Titel „Meeresstille und glückliche Fahrt" trägt und Julius Gräfe zum Autor hat (Leipzig, Hartknoch). Der Dichter sagt in seinen Aphorismen (S. 111):

Es gibt so manche Dichterkraft,
Die nie etwas Vollkommnes schafft.
Warum?

Man ist natürlich sehr gespannt und erhält die befriedigende Auskunft

— Es fehlt ihr die Gelegenheit
Und auch nicht selten an der Zeit.

Wir wünschen dem Autor Gelegenheit.

Der Humor und die Satire sind seltene Gäste bei den deutschen Dichtern. Unsere ernsten Talente, und das zu sein ist die erste Bedingung für einen Humoristen, werden pathetisch und sagen die Weisheit mit gerunzelter Stirne; was wir „Humorist" nennen, ist meist ein Mittelding zwischen Harlekin und Flachkopf, und unsere Satiriker sind selten „ungezogene Lieblinge der Grazien", deren stärkste Hiebe mit einer solchen Anmuth und Eleganz geführt werden, daß man sie mit Bewunderung fürchtet. Unseren Satirikern fehlt mit geringer Ausnahme die weltmännische Bildung und der sittliche Muth; ihre Angriffe sind plump und ihr poetisches Talent meist Null.

Ein „Tannhäuser der Aeltere" hat ein Spottgedicht in 18 Capiteln, „Pilgerfahrt", veröffentlicht (Zürich, Verlags-Magazin), das gegen Papst, Papstthum, gegen Bischöfe und Cardinäle und einiges Andere zu Felde zieht, aber abgesehen davon, daß der Witz meistens matt ist, fehlt dem Ton des Ganzen jeder Schliff. Diese Satire ist ein hölzernes Schwert, das zerbricht, wenn es geschwungen wird, und höchstens blaue Flecke, aber keine Wunden verursacht, und eine Satire, die das nicht thut, die nicht tödtlich wirkt, ist überhaupt ein sehr unnützes Ding.

Einen freundlichen Empfang von Seite der Leserwelt verdienen „Durstige Lieder" von Julius Meyer (2. Aufl. Leipzig, Bidder). In diesen Sängen liegt der echte, tolle Kneiphumor, der mit vollstem Bewußtsein göttlichen Blödsinn schwatzt, aber uns empfinden läßt, daß der Autor ein Mann von Geist und eine echte Dichternatur ist.

Der Charakter der Lieder erinnert bald an Hafis, bald an Scheffel, bald an W. Busch, ohne daß sie als Nachahmungen bezeichnet werden könnten.

In der ersten Abtheilung „Durstiges an sich" imponirt die „Philosophisch-geschichtliche Studie" (S. 13), aus der ich einige Verse citire.

Hauptphilosophieerfinder
War ein arbeitsscheuer Inder:
„Diese Welt ist schlecht", sprach Buddha,
„Alles ist faul und kaput da,
„Eins ist Noth, daran gebricht's:
„Nichts und nichts und wieder Nichts."
Sprach's und saß in einer Wüste,
Dankte nicht, wenn man ihn grüßte,
Ganz verloren in Beschauung,
Schlaf und Essen und Verdauung.
Da er Nichts als Ziel genommen,
Hat er gar nichts 'rausbekommen.

So entwickelt der Autor in Kürze sämmtliche Philosophien bis auf Schopenhauer.

S. 17 zeigt er „die gräulichen Folgen mangelhafter Grundsätze" an historischen Beispielen, wie:

Belsazzer, Fürst von Babylon,
Ging stets zu Bett um elfe schon,
Drum ward er auch um Mitternacht
Im Schlafe heimlich umgebracht.
Hätt' er gekneipt ein Stündchen noch,
Der Esel lebte heute noch.

In der Abtheilung „Geschichtliches" ist „Vercingetorix" (S. 30) vortrefflich, ebenso die Schilderung der Völkerwanderung, deren Grund der Durst war:

Und so in steter Regung
Die Sache weiter gung,
Und diese Suffbewegung
Heißt Völkerwanderung.

Die besten der Lieder können sich Scheffels Dichtungen dieser Art getrost zur Seite stellen.

H. von Leixner.

J. L. Klein.

Der Tod, welcher am 2. August dieses Jahres im israelischen Krankenhause zu Berlin Julius Leopold Klein dahinraffte, hat der deutschen Wissenschaft einen Gelehrten von ungewöhnlicher Vielseitigkeit des Wissens, der deutschen Poesie einen Dichter von origineller Schöpferkraft der Phantasie entrissen. Wohl stand das schriftstellerische Wirken des Verstorbenen auf jener einsamen Höhe, bis zu welcher die Gunst der Menge nicht hinanreicht, aber die deutsche Literatur ist durch ihn mit bleibenden und durchaus eigenartigen Erzeugnissen bereichert worden. Eigentlich populär ist Klein nur vorübergehend durch die Theaterrecensionen geworden, welche er seit den vierziger Jahren für einzelne Berliner Blätter schrieb. Doch wenn auch diese Berichte glänzende Virtuosenstücke des Geistes waren, so sind sie doch naturgemäß verschwindende Leistungen, sobald man sie mit den dramatischen Werken und der großen, leider nicht einmal bis zur Hälfte vollendeten Geschichte des Dramas vergleicht, welche wir dem Verewigten verdanken. Diese Schriften verleihen Klein eine hervorragende Bedeutung, indem wir aus ihnen einen Mann bewundern lernen, der ein Dramatiker von der Genialität Grabbes und Hebbels und zugleich ein Literarhistoriker und Kritiker ersten Ranges war. Die Eigenthümlichkeit seines Wesens machte es unmöglich, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sein originelles Wirken hinzulenken, und er mußte sich mit den Anerkennungen einer verhältnißmäßig kleinen Schaar von Kennern und Fachmännern begnügen. Aber diese werden sich keinen Augenblick bedenken, ihm in der deutschen Walhalla, wenn auch keine Statue in Lebensgröße, wie sie den Koryphäen unserer Nationalliteratur gebührt, so doch eine Büste an bevorzugter Stelle zu errichten.

Klein war vor Allem dasjenige, was Goethe in seinem Alter mit Vorliebe eine „Natur" nannte, d. h. eine feste, in sich abgeschlossene Persönlichkeit, die sich aus der Gleichartigkeit unserer modernen Literatur und Kunst als charakteristische Ausnahmserscheinung erhob und schon in Folge dessen eine größere Beachtung verdient hätte, als ihr in der That zu Theil wurde. Seine ganze Art und Weise, die Dinge zu betrachten, sein unnachahmlicher Stil, ja jede seiner witzigen und sarkastischen Bemerkungen trug ein so eigenthümliches Gepräge, daß man in unserer Zeit der schablonenhaften Nachahmung an diesen unmit-

Digitized by Google

telbaren Offenbarungen einer ebenso reich wie tief angelegten Natur seine herzliche Freude haben mußte. Freilich schlug diese Originalität nicht selten in Bizarrerie um. Wo man eine ruhige Erörterung erwartete, da improvisirte Klein oft ein humoristisches Fangballspielen und gefiel sich in allen möglichen Abschweifungen und Uebertreibungen. Aber vielleicht hat sich der Reichthum seines Geistes niemals glänzender, als in diesen köstlichen Capriccios gezeigt. Wenigstens wußte er in solchen Momenten, wenn ihn die Begeisterung für seine Ideale erfaßte, und ihm die Gedanken und Bilder von allen Seiten zuströmten, durch seine hinreißende Beredtsamkeit jeden Leser zu seinem Gesinnungsgenossen zu machen. Aber wie seine gelehrten Arbeiten im schrankenlosen Erguß von der Hauptsache abschweiften und wegen ihres maßlosen Umfangs die Gebildeten zurückschreckten, so verschmähten seine Dramen jede Rücksichtnahme auf die vorhandenen theatralischen Zustände und setzten eine ideale Bühne voraus, für welche es in allen Zeiten an Schauspielern und Publicum fehlen wird.

J. L. Klein wurde im Jahre 1810 zu Wiskolz in Ungarn geboren. Einer sorgfältigen Erziehung hatte er seine frühe Bekanntschaft mit der deutschen Literatur, namentlich mit Schiller, zu verdanken. Mit 15 Jahren bezog er die Universität zu Wien, wo er sich mit philologischen, geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Studien beschäftigte. Plötzlich ging er nach Berlin, um Medicin zu studiren. Hier promovirte er und legte auch seine Staatsprüfung ab, ohne indeß jemals zu prakticiren. Von größeren Reisen ist namentlich ein einjähriger Aufenthalt in Italien und ein Ausflug nach Griechenland für seinen Bildungsgang von Bedeutung gewesen.

Die „Geschichte des Dramas" ist ein in der Bücherwelt vielleicht ohne Beispiel dastehendes Werk. Ursprünglich auf vier Bände angelegt, erweiterte sich der Stoff unter den Händen des Verfassers in so riesenhafter Weise, daß die drei ersten Bände allein das griechische, römische, indische und chinesische Drama behandelten, während das italienische Drama den vierten bis siebenten, das spanische den achten bis elften Band umfaßt. Der zuletzt erschienene zwölfte Band gelangt nach einer ausführlichen historischen Einleitung nicht einmal bis zu den eigentlichen Vorgängern Shakespeares. Tief zu bedauern bleibt es, daß es dem rüstigen Forscher nicht vergönnt war, sein Werk bis zur Betrachtung des Shakespearedramas zu fördern, auf welche alle früheren Erörterungen bereits hinwiesen. Es dürfte kaum zu viel gesagt sein, wenn man behauptet, daß Klein der größte lebende Kenner des unvergleichlichen Britten war, und daß die von ihm in Aussicht gestellte Analyse der Werke des süßen „Schwans von Avon" unsere Aesthetik um eine Fülle der feinsten Bemerkungen reicher gemacht hätte. Kleins glühende Verehrung für Shakespeare entsprang aus keinem lediglich philologischen, philosophischen oder sachlichen Verständniß, sondern aus einem außerordentlichen Talente des dichterischen Anempfindens, aus einer geistigen Verwandtschaft, wie sie bei einem gelehrten Forscher vielleicht niemals wieder vorhanden gewesen ist. Einzelne gelegentlich eingestreute Bemerkungen über das Drama Shakespeares sind ein wahrer Triumph der ästhetischen Kritik und lassen den Verlust in seiner Schwere schmerzlich empfinden. Aber auch ohne diese Krönung ist das Ganze ein ehrfurchtgebietender Bau. Akt für Akt, Scene für Scene geht Klein die einzelnen Dramen durch und setzt auf diese Weise seine Leser in den Stand, die Berechtigung seiner jedesmaligen Kritik zu prüfen. Dies ist allerdings um so nothwendiger, als Klein nicht selten zu Ansichten kommt, welche die traditionelle Forschung theilweise auf den Kopf stellen. Seine Behauptung, daß Aeschylus eine höhere dramatische Bedeutung für sich in Anspruch zu nehmen habe, als Sophokles, erregte einen Sturm in der philologischen Welt, wurde jedoch so glänzend begründet, daß ausgezeichnete Forscher wie Boeckh dieselbe als richtig anerkannten. Ebenso originell ist der Versuch Kleins, dem Buddhismus einen bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung des indischen Theaters zuerkennen zu wollen. Eine wahre Fundgrube literar-historischer Forschung bildet die Geschichte des italienischen Dramas, namentlich in der älteren Periode, welche Klein in den allerengsten Zusammenhang mit Shakespeare zu bringen weiß. War die Betrachtung des spanischen Dramas nicht so bahnbrechend, wie diejenige des italienischen, so lag dies an der trefflichen Vorarbeit, welche A. F. v. Schack in seinem classischen Werke über diesen Gegenstand geboten hatte. Es galt hier weniger, neue Entdeckungen zu machen, als die überlieferten Resultate zu prüfen, zu berichtigen und zu vervollständigen. Von ganz besonderem Werth ist das umfassende Werk für Fachmänner endlich dadurch geworden, daß Klein bei seiner Wanderung durch die verschiedenen Dramengebiete eine Menge ästhetischer Fragen aufwirft, deren Beantwortung eine vortreffliche angewandte Poetik und Dramaturgie bildet. Durch den gewaltigen Umfang verlor das ganze Unternehmen allerdings den ursprünglichen Charakter eines handlichen Nationalwerkes und wurde zu einem literar-historischen Archiv, welches fast nur von Denjenigen, die wieder Bücher schreiben, benutzt wird, das aber den Kreisen der allgemeinen Bildung höchstens dem Namen nach bekannt ist. Ein schwerer Uebelstand für die Benutzung des Werkes sind namentlich die Extrablätter, welche Klein nach dem keineswegs nachahmenswerthen Vorgange Jean Pauls in den Text einlegt, sobald ihm eine beliebige Tagesfrage durch den Kopf schießt. Diese seitenlangen Auseinandersetzungen, welche nicht im geringsten Zusammenhang mit dem eigentlich behandelten Thema stehen, sprühen allerdings alle von Geist, ermüden jedoch auf die Dauer in so außerordentlicher Weise, daß der Leser das Buch abgespannt aus der Hand legt. Es ist nicht Jedermanns Sache, sich bei der Betrachtung des spanischen Dramas eine längere Vorlesung über deutsche Sprache halten, oder sich bei der Analyse der Alfieri'schen Dramen von dem preußischen Zündnadelgewehr allerlei schöne Dinge erzählen zu lassen. Leider vermochte es Klein im Verlaufe seiner Arbeit immer weniger, dergleichen überflüssige Einlagen zu unterdrücken, welche wesentlich zu der übermäßigen Anschwellung des Werkes beigetragen haben. Ungetheilte Bewunderung wird man jedoch neben der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinn des Verfassers auch seinem Bienenfleiße entgegenbringen, der es ermöglichte, die zwölf Bände seines Werkes in dem verhältnißmäßig so kurzen Zeitraum seit 1865 herauszugeben. Schon allein die mechanische Arbeit des Schreibens muß in Erstaunen setzen.

Die dramatischen Werke, welche in den Jahren 1871—74 in acht Bänden erschienen, zeigen Klein auf der Bahn jener Kraftdramatiker, welche sich von Lenz und Klinger bis Hebbel und Grabbe durch unsere Literatur ziehen. Ohne Frage hat unsere öffentliche Kritik, wie die Gesammtheit unserer Nation, über dieses dichterische Vermächtniß Kleins noch nicht das letzte Wort gesprochen. Im wunderlichen Gegensatze zu dem außerordentlichen Lobe, welches Kritiker, wie Frenzel und Honegger, diesen Dichtungen gezollt haben, sind die Versuche der Bühnenaufführung einzelner Dramen, wie der „Zenobia" in Berlin und der „Herzogin" in München, als gescheitert zu betrachten. Doch ist die Wahl dieser Stücke zum Zweck der Einführung des genialen Dichters in unser Bühnenrepertoire mit Recht eine unglückliche genannt worden. Mit dem neuesten und besten Drama von Klein „Heliodora", welches am meisten einheitlich und den Anforderungen der Bühne entsprechend componirt ist, hat noch keine Bühne einen Versuch gemacht, ebenso wenig mit dem geistreichen Lustspiele „Voltaire", dessen Titelheld in einen interessanten Gegensatz zu Shakespeare gebracht ist. Kaum dem Namen nach ist den Literaturfreunden Kleins Trilogie „Maria von Medici" (1841), „Guines" (1842) und „Richelieu" (1874) bekannt, die ein so fesselndes Bild aus der Zeit des ancien régime entwirft, oder das Trauerspiel „Moreto", welches die drei größten spanischen Dramatiker, Calderon, Lope und Moreto, zusammenführt. Daß sich Klein in einzelnen Dramen zu sehr auf das Vorbild der Shakespeare'schen Historien stützt, wie in „Strafford", „Herzog Albrecht" und „Maria" oder sich auch einmal ein krasses Tendenzstück, wie „Cavalier und Arbeiter" erlaubt, kann uns in der Erkenntniß nicht irre machen, daß hier von einem außerordentlichen Talente ein bis jetzt noch nicht gehobener dichterischer Schatz hinterlassen worden sei. Steht seine Muse nicht selten auf der äußersten Grenze des Erhabenen, und will sie den Ossa

Digitized by Google

auf den Olymp thürmen, so erweist sie sich doch noch häufiger als eine echte Herzenskündigerin, die das funkelnde Gold der Poesie in verschwenderischer Weise ausstreuet. Unsere Zeit, welche eine bedenkliche Vorliebe für das Süßliche und Schwächliche hat, kann das Studium einer so herkulischen Dichternatur, wie sie Klein besaß, nur von Nutzen sein. Der Schwulst und die Uebertreibungen in seinen Dramen waren nicht künstlich gemacht, sondern nur die nothwendige Kehrseite einer seltenen Begabung, die in einer unruhig bewegten Welt der Leidenschaft lebte und eine Phantasie von außerordentlicher Fruchtbarkeit besaß.

Erst spät wurden dem Dichter, dessen Leben, nach dem biblischen Worte zu urtheilen, schön gewesen sein muß, da es aus Mühe und Arbeit bestand, öffentliche Anerkennungen zu Theil. König Ludwig von Bayern trat in eine Correspondenz mit ihm und ermunterte ihn zur Vollendung jener erwähnten Trilogie aus der französischen Rococcozeit, während ihm die Schillerstiftung eine Pension gewährte. In unermüdlicher Hingabe an sein großes Werk, dessen Beendigung er nicht erleben sollte, wirkte er still und abgeschlossen, sein Arbeitszimmer fast nur mit der königlichen Bibliothek vertauschend, wo der greise Forscher eine Art enfant terrible war. Hoffentlich wird der kritische Unverstand, welcher dem Verstorbenen so manche Stunde verbittert hat, nunmehr einsehen, daß wir in Klein, trotz aller seiner Fehler, einen ausgezeichneten Gelehrten und Dichter verloren haben, von dem wir mit Stolz sagen können: Er war unser!

Eugen Zabel.

Die Kunstindustrieausstellung in München.

III.

Der behagliche Bayer, der leichtlebige Wiener, der gemüthliche Schwabe, der verständige Franke und Sachse, der witzige Berliner, der überhaupt straffere Norddeutsche, sie gehören zusammen um ein reiches Culturleben zu führen. So hat Wien die Musik gepflegt, und Haydn, Mozart, Beethoven stehn wahrlich den Dichtern und Philosophen wie Lessing, Herder, Kant und Fichte nicht nach; Schiller und Goethe vermitteln Nord und Süd. Und so können wir in der Ausstellung wohl sagen, daß Preußen an kriegerischer Energie wie an Pflege der Wissenschaft und Schulbildung den Bayern und Oestreichern vorangegangen, daß diese aber durch Kunstsinn und Geschmack sich auszeichnen und dadurch hier den Preis davontragen. Die Schönheit ist aber auch ein sittigendes Element des Lebens, und das „Billig und schlecht" muß aufhören wo sie erstrebt wird, eher tritt da das „Kostbare" ein, und das dominirt in München. Es hängt damit zusammen, daß von idealer Höhe aus die Kunst bei uns in's Leben trat, statt wie früher aus dem Volksboden hervorzuwachsen. Wenn künstlerische und industrielle Kräfte sich verbinden, so erzeugen sie bereits Prachtstücke, die es mit gar vielen aus den guten Zeiten aufnehmen können, aber es sind Luxusgegenstände oder die Werke stehn doch nur dem Reichthum zu Gebot; das Rechte ist, wenn zugleich Alles, was zum Gebrauch des täglichen Lebens gehört und den Hausrath des Mittelstandes bildet, das Zweckmäßige mit dem Wohlgefälligen verbindet, wie wir das durch die Ausgrabungen einer antiken Provinzialstadt am Vesuv kennen gelernt. Das müssen wir anstreben, das Stilvolle und Gediegne im Alltäglichen!

Ein Rückgang in Deutschland nach dem Sieg, während das geschlagne Frankreich sich aufraffte, um durch fleißige, geschmackvolle Arbeit die Milliarden wieder zu gewinnen und in zwei Jahren seinen Triumph auf dem Felde friedlicher Gewerbthätigkeit zu feiern, ist wohl erklärlich, wenn auch bedauerlich. Das Glück hat immer seine Gefahren. Wir haben nicht zuerst von fremder Obmacht überwältigt uns dann siegreich erhoben, der Krieg ward sogleich in das Land des Angreifers übertragen, die Schlachten wurden gewonnen, die Kosten wurden reichlich erstattet, und das Reich ward aufgerichtet. In geistiger Hinsicht ließ uns der Kampf mit Rom nicht zur Ruhe und zu der damit leicht verbundenen Erschlaffung kommen; auf wirthschaftlichem Gebiet aber reizte das Glück zu schwindelhaften Unternehmungen; über Nacht ohne Arbeit reich zu werden gelüstete nun Tausende, die Börsengründer hätten bei einer soliden Volksstimmung keine Geschäfte gemacht, aber die Menge ließ sich gern bethören und Jeder meinte so klug zu sein, daß er vor dem großen Krach das Seine in's Trockne bringen werde. Aber der Krach kam wie ein Dieb in der Nacht. Der Socialismus hatte die Umstände benutzt, er hatte die Arbeiter zu Lohnsteigerungen getrieben und vom Sparen abgerathen; Alles ist theurer geworden und die Arbeiter haben nichts gewonnen, sondern verloren: denn der Schneider muß ja was er mehr einnimmt auch dem mehr fordernden Schuster, Fleischer, Bierwirth wieder zahlen, und so produciren wir schlechter und zu höherem Preis als Frankreich, das die Schwindelperiode nicht hatte, das aber auf seiner Tradition solider und geschmackvoller Arbeit fußt, und wir haben Mühe und Noth um die Concurrenz auf dem Weltmarkt auszuhalten, Verlornes wieder zu gewinnen. Dazu gehört auch, daß die Irrlehre der Selbstsucht und des Materialismus überwunden wird. Es ist wirklich gut, daß wir sobald inne werden, wie faul und bitter ihre Früchte sind. Sagt nur, daß der Kampf um's Dasein die einzige Moral sei, und ihr rechtfertigt nicht blos die Ausbeutung des Schwachen durch den Starken, der Arbeiter durch das Capital, sondern auch den betrügerischen Schein, die Beschwindelung durch Gaunerei wie die schlechte Production, die sich für gut ausgibt. Sagt nur, das sinnliche Leben sei das nur allein wirkliche, das ideale eine Täuschung, und verschwenderische Genußsucht in den oberen und unteren Ständen, Mißgunst, Groll, Verstimmung wo sie versagt ist, und damit die drohende Gefahr eines Classenkampfes, zu dem die Commune in Paris das Vorspiel war, pocht an die Pforte Deutschlands. Gewissen, Religion, sittliche Weltordnung hat die neumodische Afterweisheit ja in's Fabelbuch geschrieben; es gibt ja nur die Materie und ihren Mechanismus, sehe Jeder wie er möglichst wenig arbeite und möglichst viel genieße! Merkt man es, daß dieser Weg zur Verwesung oder zur Selbstzerfleischung des Volkes führt, nun so biete man ihm statt der Dogmatik des Aberglaubens und des Unglaubens die Kopf und Herz befriedigende und befreiende Wahrheit, und gehe Jeder in seinem Kreis mit dem Beispiel tüchtiger Arbeit und hülfreicher Liebe voran!

Solid und geschmackvoll! Darin liegt auch was wir Stil nennen. Die Form eines Geräthes soll seinem Zweck entsprechen und ihn aussprechen, Schönheit ist angeschaute Zweckmäßigkeit in gefälliger Form. Diese aber soll dem Material gemäß sein, nicht dem Holz oder Thon zumuthen was die Leistungsfähigkeit des Goldes ist, das Gold nicht wie Leder oder Stein behandeln. Endlich die Verzierung verwerthe die eigenthümlichen Vorzüge des Materials, sie überlade und verhülle die Grundform nicht, noch störe sie den Gebrauch, sie diene dazu, Sinn und Bedeutung des Gegenstandes, den sie schmückt, klar zu veranschaulichen. Von diesem Gesichtspunkte aus will ich einige Winke in die Ausstellung werfen; eine Aufzählung vieler Dinge kann ja den auswärtigen Leser nur ermüden, und es bleibt mein Refrain: Ausstellungen soll man sehen, Musik hören, Wein trinken; — schreiben, sich etwas sagen lassen, das sind traurige Nothbehelfe.

Stil ist Zusammenstimmung des Mannigfaltigen zur Einheit; so definirt man auch das Schöne. Nur darum heimeln die Gelasse uns an, die förmlich als Zimmer eingerichtet sind, von Bembe und Pallenbach in Mainz und Cöln, von Bamberger und Schanzel in Wien, von Pösenbacher und Steinmetz in München, von Opler in Hannover, von Thompson, Pohl und Vogts in Berlin. Nicht blos die Prachtgemächer des Kaisers und der Kaiserin von Oestreich kommen hier in Betracht, die Storck für die Wiener Weltausstellung durch das dortige Kunstgewerbe hergerichtet; das des Kaisers voll ernster Würde, das der Kaiserin voll anmuthiger Heiterkeit, indem Tapeten, Möbel, Kamin, Plafond zu einem Gesammtton sich verbinden; — nur der Spiegel im Salon des Kaisers fällt aus der Rolle; — auch das bürgerliche Stübchen von Steinmetz in München übt seine Anziehungskraft. Und die kahle weiße Wand ist nicht einmal schön, das

Digitized by Google

Holzgetäfel unverziert, Tisch und Gedecke schlicht; aber es harmonirt Alles mit einander. Hier wie in Renaissance- und Rococoboudoirs liegt manchmal die Eierschale der Nachahmung noch auf den Köpfen der Werkmeister; zu den kleinen runden Fensterglaspatzen wieder zu greifen, nachdem wir billige große Glasscheiben haben, kommt mir dürftig vor. Im Ganzen aber nehmen Hunderte und aber Hunderte hier den Eindruck mit, worauf es für eine ordentliche Zimmereinrichtung im vermöglichen Hause ankommt: daß Form und Farbe der mannigfaltigen Gegenstände aus Einem Gusse, daß Vorhänge und Tapeten, Sophaüberzüge und Schreine nicht eintönig, nicht zufällig verschieden, sondern wohlgefällig übereinstimmend seien.

Betrachten wir Einzelnes, so sind wir in der Beleuchtung den Alten weit voraus, aber vor ihren Candelabern und Lampen müssen wir immer noch die Segel streichen. Viele Lampen sind ausgestellt, aber gerade die Vielfältigkeit der Gestalt beweist das unsichere Tasten, welches das Rechte noch nicht gefunden hat. Am widerwärtigsten ist die dickbäuchige Urnenform des Fußes, vollends wenn man sie aus Porzellan macht und dann das Metall darauf setzt. Der Fuß soll tragen, also schaft- oder säulenartig sein, er soll für's Tragen handlich und beweglich erscheinen; auf ihm wie die Blume auf dem Stengel ruhe der Flüssigkeitsbehälter und blühe die Flamme empor!

Nehmen wir das Material, z. B. Leder, Porzellan, Gold, Glas. Das Leder ist Decke, ist Fläche. Einen Schreibtisch damit zu überziehen, als ob er ganz von Leder wäre, hat keinen Sinn, aber vor dem Schreibenden auf der Platte ist es am Ort; Tintenfässer macht man nicht aus Leder; ledern ist es sie so scheinen zu lassen. Als Büchereinband läßt es sich pressen, läßt es sich farbig zusammenfügen, aber da soll es herrschen, und gar viele Aussteller überladen es mit Metallschmuck. Ein „Deutsches Reichsalbum" (!) derb wie ein feuerfester Geldschrank, ein „Rembrandt-Album" eisenbeschlagen wie ein Reisekoffer, ich weiß nicht was sie sollen. Aber die Buchbinderarbeit wo sie Maß hält und den guten Mustern der Renaissance den Lederstil abgelernt hat, bietet viel Erfreuliches. — Das Porzellan ist nicht blos für den Arbeiter ein geschmeidiger Stoff, der zu leichter, duftiger Behandlung reizt, und in derberer Masse geht ja seine halbe Durchsichtigkeit verloren; während des Brennens verziehn und werfen sich auch die Formen, und es ist sehr schwer, die regelmäßige gerade oder krumme Linie herzustellen. Indem also der Arbeiter den Bedingungen des Materials sich fügt, gelangt er dazu den einfachen Zug der Linien zu gliedern, Ausbiegungen, geschweifte, wellige Formen zu wählen, die dem zuvorkommen, was der Thon im Ofen leidet; und etwas Vergoldung, eine leichte Bemalung, die dem Figürlichen einen Farbenschimmer des Lebens gibt, oder die Fläche schmückt ohne den Porzellanton als solchen zu überdecken, ist hier am Ort und kann kleine Schäden des Brennens verdecken. So übt man den Porzellanstil in Sevres wie in Meißen, ja Semper hat das Rococo in Bauten und Möbeln mit ihm in eine ursprüngliche Verbindung gesetzt. Die Arbeiten der Berliner Porzellanfabrik wollen durch eine kalte Größe imponiren und lassen kalt; sie imitiren hie und da den Marmor, wie der im Rococo das Porzellan nachahmte. Ich füge hier an, daß Mettlach mit seinen Töpfergeräthen sich bewährt, aber auch gegen frühere Ausstellungen nicht viel Neues geboten hat. Hier ist ein Feld, wo bis zum gewöhnlichen Hafner herab das Zweckmäßige in wohlgefälliger Form auch für die Hütte des Armen bereitet werden soll.

Noch viel leichter ist das Glas, und den Glasstil in Form und Schliff hat vor Allen Lobmayer in Wien wiedergefunden. Er kann mit den alten Venetianern in die Schranken treten. Das Derbe, Schwere ist überwunden, man schneidet sich nicht mehr in die dem Weinglas eingeschliffenen Kanten, es lädt zum Trinken ein, und die Gestalt wie die Ornamente der Becher und Schalen verkünden ihren Zweck und erfreuen das Auge; das meine am meisten, wenn sie ganz klar sind; doch auch die schwarzen, farbigen Streifen, auch der purpurne oder grüne Farbenton behaupten ihr Recht, und neuerdings ist es gelungen, jenes Lichtspiel des Perlmutterglanzes oder der Seifenblasen, das antike Gläser im Lauf der Jahrhunderte angenommen, auch dem neuen Gefäß zu geben. Offenbar stehen dem Fabrikanten tüchtige künstlerische Kräfte zur Seite. Anderwärts finden wir so vorzügliche Architekten wie Hansen in Wien, Egle in Stuttgart als die Zeichner der Möbel erwähnt; Bildhauer und Maler sind neben den Baumeistern bei Wiener und Münchner Arbeiten als die Erfinder genannt; es ist ein großer Fortschritt, daß sie eine Ehre darin finden und einen Erwerb zugleich. Als die Nymphenburger Porzellanfabrik noch königlich war, verdankte sie ihre Vorzüge den Entwürfen von E. Neureuther und Moritz Schwind; ein Jagdservice des ersteren und als Schmuckhalterin die Nixe mit dem Goldhaar und dem Goldfadennetze des anderen waren in jeder Beziehung stilgemäß.

Von den Goldfeldern Australiens und Californiens hatte man eine Entwerthung seiner Münzen gefürchtet, aber das Gegentheil, die des Silbers ist eingetreten, des Goldes hat sich die Industrie in ausgedehntestem Maße bemächtigt. Und ich muß gestehn, daß die Vergolder mit Rahmen und Blumentischen einen größern Luxus treiben als eigentlich schön ist; und gar dieses goldstrotzende Schnitzwerk einiger Pianinos ist doch nur das Wohlgefallen der Protzenhaftigkeit. Der Goldschmuck will nicht mehr mit Massenhaftigkeit prunken, sondern durch die zierliche Feinheit des Metalls und seine Farbe, die gleichmäßig zur Geltung kommen, durch die Kunst der Arbeit werthvoll erscheinen; Edelsteine und Email beleben seinen Glanz, wo es selber herrscht, und herrschen sie, so gibt es ihnen die beste Fassung. Das Riemen- und Schnallenzeug, zu dem unsere Goldschmiede so lang das edle Metall herabwürdigten, ist auf der Ausstellung verschwunden; die Antike ist wieder in ihr Recht eingetreten, Hanau und München üben in ihrem Geiste wieder den Goldstil, aber auch hier steht Wien und in Wien Bacher voran. In Silber prangen Berliner Tafelaufsätze. Doch will mich bedünken, daß man auch da im figürlichen Schmuck des Guten zu viel thut, wenn z. B. ein Candelaberfuß sich in ein Figurengewimmel auflöst. Die silbernen Prachtschilde würden gewonnen haben, wenn sie statt des bloßen Metallglanzes und der plastischen Behandlung auch den matten Ton, die Gravirung, das Email herangezogen hätten, wie der rheinische von Wagner und Fischer es gethan. Auch die Bronce kann von der Polychromie größern Gebrauch machen.

Schmiedekunst, Kunstschlosserei wachen wieder auf; Thore, Gitter, Beschläge zeigen sich wieder im Formenspiel der Renaissance und verwerthen die Natur des Eisens; auch der Eisenguß in der Ofenglocke wie der Veranda und den Treppen, die von ihr in den Garten führen, und in kleinen Geräthen. Die Breslauer Baubank, die Werkstätten von Lauchhammer, Wasseralfingen, Ilsenburg, von Milde in Wien zeichnen sich aus.

Weberei und Stickerei haben wieder gelernt, daß sie Flächen flächenhaft verzieren, daß wir beim Teppich nicht auf plastisch in Licht und Schatten modellirte Blumen und Früchte treten, noch auf dem Kissen uns einem Menschen in's Gesicht oder einem Hunde auf den Schwanz setzen wollen. Ein anmuthiges Linienspiel in mannigfaltigen Farben soll uns anlocken seinen Verschlingungen zu folgen, soll uns durch seine Harmonie erfreuen. Die Teppiche von Haas in Wien, von Leisler in Hanau zeigen, daß die Muster der Orientalen nicht vergeblich betrachtet werden, die in diesen Dingen mit Farbensinn und Materialverständniß begabt und in der Ueberlieferung der Jahrtausende geschult sind.

Wie in Wien das Kunstmuseum und theoretisch arbeitende Männer, ein Falke, Teirich, Eitelsberger mit schöpferischen Künstlern auf die Fabrikanten, die Handwerker ihren segensreichen Einfluß üben, so nenne ich für Nürnberg den Bildhauer und Maler August Kreling, der zwanzig Jahre lang der dortigen Kunstschule vorgestanden und das heranwachsende Geschlecht für die Aufgaben der Gegenwart erzogen hat. Sein silberner Tafelaufsatz für Cramer-Klett kann sich neben Jamnitzer, dem Nürnberger Meister des 16. Jahrhunderts, sehen lassen; phantasiereich erfunden und zierlich ausgeführt, nirgends leer und nirgends überladen muthet er dem Material nichts Falsches zu und ent-

Digitized by Google

faltet das in ihm liegende Vermögen. Ein großes Büffet für den König von Bayern wird ebenso dem Holze gerecht, verwendet im wohlgegliederten Aufbau Schnitzerei und eingelegte Verzierung zu tüchtiger Wirkung. Von Münchnern in der Kleinkunst zeichnen sich die metallnen Kästchen, die Schreibtischgeräthe von F. Miller aus. Hier war auch Fortner ein berühmter Meister im Ciseliren.

Unter den Arbeiten überhaupt, die von Künstlern entworfen und mit künstlerisch gebildeten Kräften ausgeführt, stehen die von Seitz oben an. Man stelle das Album, welches die bayrische Armee ihrem Führer, dem Prinzen Karl verehrt hat, zu den „Werken unserer Väter", in die beste Kunstkammer und es wird Stand halten. Auf dem goldschimmernden Grunde die Waffen von Stahl, die Arabeskeneinfassung von Elfenbein, die Schlachtbilder, das Email in der Mitte, das Alles macht einen prachtvoll harmonischen Eindruck. Tafelaufsätze, Schmuckkästchen, Pocale reihen sich an; nur bei einem der letztern stört die Ueberladung; er wird dadurch unhandlich und der dicke Kranz weißer Rosen erschwert das Trinken. Auch ältere Meister haben den Elfenbeinbecher mit Figuren überladen, und ein Rehbock auf den Hinterfüßen in Dornen, dem man den Kopf abnehmen und den Leib mit Wein füllen soll, ist stillos, wiewohl er zu den kostbarsten Schaustücken der Vorzeit gehört; die Kernform muß zweckentsprechend anschaulich sein, die verzierende Kunst ihr sich anschmiegen.

Die in einer Prachthalle und in anstoßenden Sälen und Cabinetten aufgestellten „Werke unserer Väter" zu besprechen hieße eine deutsche Kunstgeschichte schreiben, und was die Kleinkünste betrifft, so wird man nicht leicht wieder eine solche geordnete Fülle des Mannigfaltigen zusammen sehn. Der vortreffliche Katalog von Professor Kühn dient zum Führer und gibt hie und da auch dem flüchtigen Besucher gute Winke, ohne aufdringlich zu sein; er wird auch für sich als ein Repertorium für das in Deutschland auf diesem Gebiet Geleistete gelten können. Ich erwähne daher nur einiges Wenige. Die Sammlung beginnt mit mir zweifelhaften Sachen. Das eine Stück ist die Berliner Pyxis (runde elfenbeinerne Hostienbüchse) mit dem Relief von Christus und den Aposteln; der Heiland jugendlich apollinisch, Alles noch ganz antik gehalten, wohl aus dem 5. Jahrhundert, aber darum schwerlich deutschen, sondern griechischen Ursprungs. Das andere ist ein Block mit drei Gesichtern; daß sie die drei Nornen „Anibet, Vorbat, Vilbet" als ältestes bajuwarisches Bildwerk darstellen, ist doch die Ansicht von Freund Sepp, der sie in einer Kirchenmauer bei seinem Gut Wessobrunn fand, und wohl des Wessobrunner Gebets gedachte, das auch Heidnisches christlich verwerthet. Sliemann würde in der einen seine eulenköpfige Athene sehen. Aber dann stellt uns ein Reliquiar aus fossilem Bein mit nordischen Linienverzierungen und phantastischen Thierköpfen auf heimisch geschichtlichen Boden, und Tassilo's Kelch repräsentirt die Karolingerzeit. Wir durchwandern die Periode des romanischen und gothischen Stils mit den mannigfaltigsten Kirchengeräthen, auch dem Salzburger gehenkelten Kelch sammt den Saugeröhrchen, mittelst deren auch die Laien den Abendmahlswein tranken. Wir kommen zur Renaissance und zur Herrschaft der weltlichen Richtung, und finden hier in Prachtharnischen und Gewehren, in Tafelaufsätzen und Schmucksachen, in Porzellan und Elfenbein, in Holzschnitzereien, Buchdruck und Büchereinbänden, in Möbeln und Gobelins eine so reiche Fülle des Interessanten, daß jeder Besuch uns neue Reize erschließt. Und da will ich denn nur den Münchner Meister nennen, der hier zu einem der ersten auf seinem Gebiet emporsteigt, Hans Mielich. Man hatte Zeichnungen von seiner Hand, welche die besten Schmucksachen des bayrischen Fürstenhauses als gemaltes Inventar abbilden; man sagte: die Originalarbeiten seien von Benvenuto Cellini; sie sind aber nach Hans Mielichs Entwürfen in München gearbeitet. Becher, Krystallschalen in edelster Fassung; das Kleinod des großen Schrankes, ein silbernes monstranzartiges Reliquiarium mit Emailverzierung von höchster Feinheit, all' das weist auf ihn und seine Schule. In Paris, in Madrid zeigt man Prachtharnische der Könige als die unübertrefflichen Werke französischer und spanischer Renaissance; sie sind aber in Augsburger Werkstätten gearbeitet; und eine dort von Colman ausgeführte derartige Rüstung ist von Dresden aus hier aufgestellt. Ein besonderer Schrank aber enthält aus unserem Kupferstichcabinet die Originalzeichnungen von Hans Mielichs Hand zu einem der französischen Königsharnische sammt dem Helm. Mielich malte auch die Illustrationen zu den vier Foliobänden, welche die stattliche Handschrift von Orlando di Lassos Bußpsalmen enthalten; er verstand durch phantasievolle Form und harmonische Farbe gleichmäßig zu wirken. Er ist seit Jahren den Kennern vertraut, Bayern und Deutschland können stolz auf ihn sein. **M. Carriere.**

Notizen.

„Richard Wagner." Eine musikalische Reise in das Reich der Zukunft von Filippo Dr. Filippi hat F. Furchheim übertragen (Leipzig, H. Hartung & Sohn, 1876) und daran hat er Recht gethan; denn die sechs, im Ganzen nur 113 Seiten zählenden Briefe des gelehrten Kritikers der sehr mächtigen Mailänder Perseveranza sind wohl dazu angethan, auch als Buch zu interessiren. Der Kritiker der Tagespresse muß mit dem Tagespublicum in Beziehung bleiben, und zwar kann er das auf zweifache, sehr verschiedene Weise. Entweder nivellisirt er sich mit demselben und nimmt nur einen vornehmen, gelehrten (oder poetischen) Ton an — das ist der gewöhnliche Fall, oder er befleißigt sich im Gegentheil des ungenierten Alltagstons seines Leserdurchschnittes und versucht es, als schlichter Werkeltagsmann seine aristokratischen Gesinnungen einzuschmuggeln — das ist der seltenere Fall. In ihm befand sich z. B. Heine, als er jene Aufsätze für die Augsburger Allgemeine schrieb, welche man noch immer wieder mit Vergnügen in dessen „Salon" durchläuft. Mehr noch träfe das Beispiel von Hektor Berlioz als Berichterstatter der Débats zu. Dr. Filippi gehört auch zu dieser Classe, nur wolle man ihn nicht gleich mit Heine und Berlioz vergleichen! Eine der verdienstvollsten literarischen Erscheinungen Italiens auf dem Gebiete des musikalischen Feuilletons ist er ohne Zweifel, und es ist das Buch ein Symptom der musikalischen Annäherung Italiens und Deutschlands, der beiden bevorzugtesten Musiknationen der Erde. Nach 50 Jahren unbeschränktem Schmähens auf die italienische Musik, zu dem Schindler, der ami de Beethoven, sein faustischer Wagner, durch seine Tiraden den Ton angegeben hatte, reichen die Gescholtenen uns von allen Seiten die Hände. Verdi, Boito, Pennisi da Calanna sprechen durch Compositionen und sonst es offen aus, daß sie uns freudig anerkennen. Der gelehrte Dr. Filippi versteht sich auf den Unterhaltungston ausgezeichnet. Alles weiß er hineinzuziehen, was ihm begegnet, stets überrascht er durch Wechsel und Laune, nirgends erscheint er etwa steif oder langweilig. Dabei aber verfolgt er seine bestimmten Ziele und weiß uns diesen zuzuführen, ohne daß wir es merken. In der That ist es erstaunlich, auf was alles Filippi kommt! Auf seine Unterhaltungen mit den Billetverkäufern der Bahnen, auf die runden deutschen Frauengesichter, den weimarischen Leibhusaren, die beiden unvermeidlichen Damen zur Rechten und Linken Liszts, die preußischen Pickelhauben, die weißen Cravatten zu den weniger weißen Hemden und dicken Stiefeln der Geschmückten ꝛc. ꝛc.; immer zu rechter Zeit und am passenden Orte. Man legt das Buch nicht aus der Hand, hat man es erst in die Hand genommen; und ist man damit zu Ende, so wirft man es nicht gesättigt bei Seite, sondern hat seine Freude daran, wie inmitten eines fremden, der deutschen Musik abholden und auf ihre eigene so fanatisch stolzen Volkes eine Feder so objectiv empfänglich für jene bleiben konnte. Filippi erzählt, daß er als Student Verdi's Rigoletto gegen zahlreiche Feinde vertheidigt habe, jetzt erzählt das Buch, wie er für Wagner Partei ergreift. Als 1870 nämlich in Weimar der fliegende Holländer, Lohegrin, Tannhäuser und die Meistersinger vom 19. bis 29. Juni aufgeführt wurden (mit Frau Mallinger, Fräulein Brandt, Gunz, Nachbauer, Nieman, Milde, Scaria und unter Leitung Lassens), da reiste er dorthin und was er hier hörte, sah und erlebte, das berichtet er. Seine Analysen sind so meisterhaft unterhaltend, daß sie sich gar nicht überschlagen lassen. **A. H.**

Digitized by Google

Inserate.

Ein Schriftsteller,

vielseitig gebildet, sucht unter bescheidenen Ansprüchen die Redaktion eines belletristischen Journals zu übernehmen oder in die Redaktion eines größeren derartigen Blattes einzutreten. Auch würde derselbe den feuilletonistischen Theil einer politischen Zeitung übernehmen. Gefl. Off. sub X. R. 7. an die Exped. d. Bl.

Für Badereisende nach
HELGOLAND, FÖHR & SYLT.

Verlag v. Otto Meissner in Hamburg:

HELGOLAND.
Nordseestudien
von **E. HALLIER.**
Preis 3 M.

Die
NORDFRIESISCHEN INSELN
vormals und jetzt.
Von **G. WEIGELT.**
2. Auflage. Mit 2 Karten. 3 M.

Verlag von C. F. Simon in Stuttgart.

Dramaturgische Blätter.
Beiträge zur Kenntniß des modernen Theaters in Deutschland und Frankreich
von **Paul Lindau.**
2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 9 M.

Vergnügungsreisen.
Gelegentliche Aufzeichnungen
von **Paul Lindau.**
Elegant geheftet. Preis 2 M. 50 Pf.

Inhalt: **Am Rhein! Am Rhein!** — Rolandseck, Ems, Stolzenfels. Eine Pfingstreise. (Mai 1864.) **In Coblenz.** — Begegnung des Königs Wilhelm von Preußen mit dem Sultan Abdul Aziz. (Juli 1867.) **In Eisenach.** — Bei Fritz Reuter zu Gast. (September 1869.) **Auf Wilhelmshöhe.** — Ankunft des gefangenen Kaisers Napoleon. (September 1870.) **Schandau.** — Sommerferien. (Mai 1872.) **In Bremen und Wilhelmshafen.** — Mit den Gesetzgebern des Deutschen Reichs. (Juni 1873.) **In Versailles.** — Gambetta in der Nationalversammlung. (Juli 1873.) **In Wien.** — Bei Hans Makart und Johann Strauß. (November 1874.) **Am Plötzensee.** — Bei einem Wirthe wundermild. (März 1875.)

„Trichinen."
Lustspiel
von
Leo von Nantikow.
Vorräthig bei **L. Mau** in Posen.
Gegen 30 Pf. (Briefmarken) erfolgt freie Zusendung.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstrasse.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Theater von Paul Lindau.

Erster Theil.
(Zweite Auflage.)
Marion. — In diplomatischer Sendung. Maria und Magdalena.

Zweiter Theil.
Diana, Schauspiel in fünf Acten.
Ein Erfolg, Lustspiel in vier Acten.
Letzteres mit einer Vorrede in Form einer Widmung an den K. K. Hofschauspieler Adolf Sonnenthal in Wien.

Preis pro Band in 8. elegant geheftet 4 M. 50 Pf.

Feldflüchters.
Plattdütsch Leeder un Läuschen in Mecklenbörger Mundort
von **Eduard Hobein.**
Miniatur-Ausgabe. Elegant geh. 2 M.
Geb. mit Goldschnitt 3 M.

Don Juan d'Austria.
Ein
geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von
Albert Lindner.
Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 M.

BÆDEKER'S REISEHANDBÜCHER.

Belgien und Holland. 13. Aufl. **1875.** 5 M. — **Mittel- und Nord-Deutschland.** 17. Aufl. **1876.** 6 M. — **Süd-Deutschland und Oesterreich.** 17. Aufl. **1876.** 7 M. — **Deutschland und Oesterreich** complet in einem Bande. 15. Aufl. **1872.** 10 M. — **Oesterreich-Ungarn.** 16. Aufl. **1873.** 4 M. — **Südbaiern und die oesterr. Alpenländer: Tirol, Salzburg etc.** 17. Aufl. **1876.** 5 M. — **Ober-Italien.** 7. Aufl. **1874.** 6 M. — **Mittel-Italien.** 4. Aufl. **1874.** 6 M. — **Unter-Italien.** 5. Aufl. **1876.** 6 M. — **London.** 5. Aufl. **1875.** 5 M. — **Palaestina und Syrien. 1875.** 15 M. — **Paris.** 8. Aufl. **1876.** 5 M. — **Rheinlande.** 19. Aufl. **1876.** 5 M. — **Schweiz.** 16. Aufl. **1875.** 6 M. — **Conversations-Buch** in 4 Sprachen. 22. Aufl. 3 M.

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

Soeben erschien:

Stilleben auf Sylt.
Von
Julius Rodenberg.
Eleganteste Ausstattung. Preis 4 M.
Eleg. geb. 5 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von F. E. C. Leuckart in Leipzig.

Richard Wagner
und sein Bühnenfestspiel
„Der Ring des Nibelungen."
Eine kritische Studie
von
Otto Gumprecht.
In illustrirtem Umschlag geheftet.
Preis 1 M. 50 Pf.

Richard Wagner
und
die Musik der Zukunft
von
Franz Hüffer.
Elegant geheftet. Preis 3 M.

Soeben erschien:

Oesterreich und Preußen
im
Befreiungskriege.

Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813
von
Wilhelm Oncken.
Erster Band.
29 Bogen. gr. 8. Preis brochirt 9 M.

Der Verfasser hat in diesem Werke unternommen, die bisher geheim gebliebene Geschichte der deutschen Politik des Jahres 1813, von welcher Gneisenau schrieb: „Die Nachwelt wird erstaunen, wenn dereinst die geheime Geschichte dieses Krieges erscheinen kann"; aus den Urkunden darzustellen. Seine Quellen sind die Akten des königlichen geheimen Staatsarchivs zu Berlin und des kaiserlich-königlichen Haus-, Hof- und Staatsarchivs zu Wien. Die ersteren waren bisher nur zum kleinsten Theil, die letzteren noch gar nicht benutzt, und gerade diese boten nach jeder Richtung ebenso überraschende als erschöpfende Aufschlüsse in ganz ungeahntem Reichthum dar. Ein Anhang enthält den Wortlaut ausgewählter Akten des österreichischen Archivs, die im Texte benutzt sind.

Der zweite (Schluß-) Band wird baldigst nachfolgen.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Einbanddecken zum 9. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag und Expedition der „Gegenwart".
Georg Stilke.

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 35. Berlin, den 26. August 1876. Band X.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zu den Wahlen. Von Politicus. — **Literatur und Kunst:** Das Bayreuther Festspiel. Von H. Ehrlich. — Goethes Beziehungen zur Geologie. Von A. Callenberg. (Schluß.) — „Aus Halbasien." Von O. v. Leixner. — Historische Revue. Von W. Pierson. — Naturwissenschaftliche Revue. Von Carus Sterne. — Die Literatur der Neuprovenzalen. Von M. von Szeliski. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Zu den Wahlen.

Preußen und bald darauf das deutsche Reich stehen vor allgemeinen Neuwahlen für ihre Volksvertretungen, denen die Verfassungen beider eine dreijährige Mandatsdauer beigelegt haben. Wenn das preußische Abgeordnetenhaus und der deutsche Reichstag nicht bis zum letzten Augenblicke ihrer verfassungsmäßigen Existenz bestehen bleiben, sondern eine Auflösung des einen wie des andern vor Ablauf der ihnen zugemessenen drei Jahre in den Absichten der Regierung liegt, so handelt es sich dabei nur um einen formalen Act ohne politische Bedeutung: es soll dadurch lediglich eine frühere Anberaumung des Termines für die Neuwahlen und eine solche Zeitlage der Sessionen beider Körperschaften ermöglicht werden, wie sie um der Erfüllung bekannter Verfassungsbestimmungen wegen diesmal noch nothwendig ist. Man ist übrigens bei uns schon hinreichend vertraut mit dem Formenwesen des constitutionellen Lebens, um bei solchem Formenzwang an dem Worte „Auflösung" selbst dann keinen Anstand zu nehmen, wenn zwischen der Regierung und der parlamentarischen Mehrheit eine nicht ganz oberflächliche Verstimmung Platz gegriffen hat. Darum, weil den Neuwahlen zum preußischen Abgeordnetenhause und deutschen Reichstage eine „Auflösung" beider Körperschaften vorhergehen wird, steht die Wahlbewegung nirgendwo unter einem erhöhten Drucke; sie vollzieht sich vielmehr überall in der ruhigsten Weise; ja eher läßt sich über ein zu langsames Schwinden der Gleichgültigkeit der Wählerschaft bei dem schnellen Herannahen des ersten Wahltermins Klage führen.

In unserer raschlebigen Zeit, wo es sich ereignen kann, daß ein Krieg, der für die Geschicke einer großen Nation eine in saecula saeculorum maßgebende Entscheidung herbeiführt, in zwei Sommermonaten begonnen und beendigt wird, darf Niemand zu sagen sich vermessen, ob nach zwei oder gar vier Monaten Europa noch mit demselben Vertrauen wie heute zu dem Friedensbogen emporblicken wird, den das gute Einvernehmen der drei Kaisermächte, bald matter bald satter gefärbt, am politischen Himmel aufgerichtet hat, oder ob das in dem Wetterloche zwischen dem adriatischen und schwarzen Meere brauende Kriegsgewölk, von welchem sich lösend schon jetzt einige Fetzen ab und zu ihre Schatten über uns dahinhuschen lassen, einen größeren Abschnitt des Horizonts überzogen haben wird. Indessen für die Vorbereitung der Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause und zum deutschen Reichstage scheint ein Ausblick auf die „hohe Politik" kein weiteres Interesse zu haben; wenigstens sind wir nirgendwo weder in den Besprechungen der Wählerschaften noch in den Wahlartikeln der Presse, der Annahme begegnet, als ob das Wahlgeschäft von irgend welchen Vorkommnissen auf dem Gebiet der äußeren Politik im geringsten beeinflußt werden möchte. Diese Ruhe kann dem leitenden Staatsmanne in seiner sommerlichen Muße nur zur Erquickung gereichen; sie beweist, daß das preußische und deutsche Volk nach irgend welcher „Action" seiner Regierung in der großen Frage der Zeit kein Verlangen trägt, sondern sich zufriedenen Sinnes dessen bescheidet, wenn die Macht des deutschen Reiches voll und rückhaltslos für die Erhaltung des europäischen Friedens eingesetzt wird. Da keine gegentheiligen Informationen vorliegen, muß man bis auf Weiteres annehmen, daß diese Auffassung des deutschen Reiches als der „Friedensmacht" im eminenten Sinne des Wortes auch die des deutschen Kaisers und seines Kanzlers ist.

Scheidet somit jede Bezugnahme auf Fragen der äußeren Politik bei der Vorbereitung der Wahlen aus, insofern es nicht gerade um solche Wahlkreise sich handelt, wo „fremde Nationalitäten", oder was sich dafür hält, ihre Lösung vom deutschen Reiche heischen, so bleibt nach wie vor als die erste aller Fragen, nach deren grundsätzlicher Beantwortung die tiefgehendste Scheidung innerhalb der preußischen und der deutschen Volksvertretung stattfindet, das Verhältniß von Staat und Kirche bestehen. Fast ein Drittheil der Volksvertretung wird durch die Fortdauer des „Culturkampfes" der Regierung gegenüber in eine geschlossene Opposition gedrängt, wie man wohl sagen kann, da innerhalb der Centrumsfraction genau dieselben weitschichtigen Unterschiede in der Auffassung innerer Fragen, die unter die Antinomie: Staat und Kirche sich nicht begreifen lassen, wie im Schoße jeder „Kampfpartei" vertreten sind, welche sich zur Vertheidigung oder Eroberung eines „Rechtsbodens" zusammenschart, währenddessen die Auseinandersetzung über sonstige brennende Fragen bis zum Ausgange des Kampfes vertagt wird. Dieses Verhältniß hat sich im Laufe der letzten Legislaturperiode nicht verändert. Der „Culturkampf" hat nur den acuten Charakter, den er in seinem ersten Stadium trug, allmälig verloren und einen chronischen angenommen. Der unversöhnliche Gegensatz, in welchem der Ultramontanismus mit seinem Anspruch auf Beherrschung der Welt durch die Machtmittel der Kirche, gegenüber einem nach nationaler Entwickelung, d. h. nach freier Gestaltung seiner eigenthümlichen Anlagen, drängenden Volksthum sich befindet, kann nicht innerhalb eines einzelnen Staatswesens, noch durch Staatsgesetze bewältigt, er kann nur innerhalb der gesammten

Digitized by Google

Culturentwickelung der Menschheit überwunden werden, da er ja nicht blos innerhalb des einzelnen Staates und Volkes Wirrsal und Zerrissenheit, sondern auch zwischen den einzelnen Staaten und Völkern Verwickelungen und Kriege anstiftet. Innerhalb des deutschen Reiches verharren die vom Ultramontanismus beherrschten Massen der nationalen Entwickelung gegenüber fortwährend in starrer Kälte; sie liegen ihm wie Blei in den Gliedern und, wo sie überwiegen, da tritt dann auch in dem betreffenden Theile Gliederstarre ein und stockt der gesunde Umlauf der Ideen, von welchem das Volksleben frisch erhalten wird. Es ist zum Wohle des Vaterlandes nicht genug, daß diese, obgleich Söhne derselben Mutter, doch als „Fremdlinge in unserem Hause" sich fühlenden Ultramontanen sich äußerlich ruhig verhalten; es ist ein Ziel, des Schweißes der Edlen werth, sie von dem geistigen Banne zu erlösen, der den freien Aufschwung ihrer Seele hemmt. Und hier haben Erziehung und Unterricht eine hohe Aufgabe im Dienste der Nation und des Staates zu erfüllen. Was soll dazu aber jenes aus tactischen Erwägungen hervorgegangene, an der Stelle, die ihm allein Verwirklichung verschaffen könnte, übrigens gutem Vernehmen nach abgelehnte Project, durch einige Zugeständnisse an die römisch-katholische Kirche zwischen den deutschen Ultramontanen und dem preußischen Staate einen Modus vivendi herbeizuführen? Daß die Ultramontanen, wo sie zu schwach sind, einen Abgeordneten ihrer eigenen Partei durchzusetzen, ihre Stimmen am liebsten einem Gesinnungsgenossen des Herrn v. Kleist-Retzow zuwenden werden, versteht sich ohnehin von selbst. Um den Zuwachs, welchen die „Deutschconservativen" durch derartige Unterstützung erhalten, sind sie nicht zu beneiden, da ihnen dadurch ihre Position einer Regierung gegenüber nur verschlechtert wird, an deren Spitze ein Staatsmann steht, welcher das berühmte Wort: „nach Canossa gehen wir nicht", aussprach. Zu den Hauptaufgaben der nächsten Legislaturperiode in Preußen gehört das Unterrichtsgesetz. Dieser Umstand allein schon würde genügen, um den Gedanken ad absurdum zu führen, daß eine preußische Regierung, die durch den steten Hinblick auf das Reich angewiesen wird, mit den lebendigen Kräften der Nation in Fühlung zu bleiben, weil aus ihnen allein das Reich selber seine Macht schöpft, gerade bei der Berathung des Unterrichtsgesetzes eine clerikal-conservative Majorität an ihrer Seite haben soll.

Daß Fürst Bismarck am liebsten mit einer conservativ-liberalen Majorität arbeiten möchte, weil diese bequemer als die gegenwärtige Majorität ist, die nur durch Compromisse mit solchen Liberalen erzielt werden kann, welche aus spröderem Stoff geformt sind, begreift sich leicht. Die Verhandlungen, die zur Erzielung solcher Compromisse geführt werden müssen, sagen dem in großen Linien sich bewegenden Reichskanzler nicht zu; sie mögen ihm für seine Person oft langweilig und verdrießlich sein; darum kann aber doch noch nicht behauptet werden, daß irgend ein berechtigtes Staats- oder Reichsinteresse darunter Schaden gelitten hätte. Die Zustimmung der Mehrheit der Volksvertretung zu einer Regierungsvorlage hat doch nicht blos den Zweck, daß damit einer formalen Bestimmung der Verfassungsurkunde genügt wird; die Volksvertretung ist bei uns mehr als das Corps legislatif einer cäsarischen Scheinconstitution; sie soll bei der Gesetzgebung den Volkswillen zum Ausdruck bringen; sie soll die Volksstimme sein, welche sich erhebt, um bei der höchsten Staatsleitung einseitigen Regierungsinteressen gegenüber, die oft nur in Bequemlichkeitsmaximen untergeordneter Organe bestehen, das Volksinteresse zur Geltung zu bringen. Das preußische Abgeordnetenhaus und der deutsche Reichstag sind seit nunmehr zehn Jahren selbst bei einem nur mäßigen Entgegenkommen von Seiten der Regierung stets bereit gewesen, dieselbe bei allen Werken der Gesetzgebung zu unterstützen, welche auf die Förderung der nationalen und staatlichen Entwicklung oder auf die Abwehr ihr feindlicher Einflüsse gerichtet waren; sie haben sich nur dann ablehnend verhalten, wenn die Annahme begründet erschien, daß die Regierung auf Grund einseitiger Information oder in übertriebener Begünstigung von Regierungs- oder Standesinteressen für sie „unannehmbare" Forderungen erhob. Die Ablehnung derartiger Forderungen bei der Strafgesetznovelle hat während der letzten Reichstagssession bekanntlich zu einer Spannung zwischen dem Reichskanzler und der Mehrheit des Reichstags Anlaß gegeben, die alsbald in heftigen Angriffen sogenannter officiöser Blätter gegen diese Mehrheit ihren publicistischen Ausdruck fand. Die Session schloß dann freilich unter freundlichen Worten des Reichskanzlers, die indessen sich auch so deuten lassen, als ob nur, um ein gedeihliches Zusammenwirken auf legislativem Gebiete für die Dauer des gegenwärtigen Reichstages nicht zu gefährden, im Parlament jede weitere Verwickelung vermieden werden, daß für die Wahlen dagegen Alles vorbehalten bleiben sollte. Wenn im Abgeordnetenhause zu verschiedenen Malen heftige Auseinandersetzungen zwischen dem Minister des Innern und Rednern der Fortschrittspartei stattgefunden haben, so hätte dem doch kaum eine besondere Tragweite beigelegt werden können, wären nicht jene Differenzen aus der Reichstagssession der Hintergrund gewesen, vor welchem im Abgeordnetenhause agirt wurde. Daß die Candidaten der Fortschrittspartei es sich auch bei den nächsten Wahlen werden gefallen lassen müssen, von conservativen Candidaten, die sich als der Regierung „genehm" oder „erwünscht" den Wählern vorstellen, bekämpft zu werden, darüber sind die Mitglieder dieser Fraction noch keinen Augenblick im Zweifel gewesen. Die Fortschrittsfraction sollte aber nur darum vor dem ganzen Lande am Schlusse der Session den Stempel der Regierungsfeindlichkeit aufgedrückt erhalten, damit die Nationalliberalen sich scheuen möchten, mit so bösen Leuten bei den nächsten Wahlen gemeinsame Sache zu machen und dafür nach rechts hin bei den Frei- und Neuconservativen Fühlung suchen, mit diesen über Compromißwahlen sich verständigen möchten. Es ist müßig darüber zu streiten, ob dieser Plan geglückt wäre, wenn nicht zwischen den streitenden Parteien die „Deutschconservativen" ihr Banner aufgepflanzt und alle ehrlichen Conservativen zur Sammlung aufgefordert hätten, wenn nicht — trotz der die Kirchengesetze betreffenden Revisionsklausel des „deutsch-conservativen Programms" — Blätter, welche der Regierung nahe stehen, für diese Partei Stimmung zu machen gesucht, wenn nicht schließlich die „Provinzialcorrespondenz" der Fortschrittspartei einen Sündenspiegel vorgehalten hätte, in welchem zu ihrem großen Erstaunen nicht wenige Nationalliberale ihr politisches Vorleben als ein höchst verkehrtes und verwerfliches dargestellt fanden.

Man sollte doch meinen, daß die Indemnität, welche im Jahre 1866 die preußische Regierung für die budgetlose Verwaltung der Vorjahre nachgesucht hat, beweist, auf welcher Seite in dem Streite, der die „Conflictszeit" erfüllte, das Recht, auf welcher das Unrecht gewesen ist. Wer die Männer, die damals für das Recht des Landes gelitten und gestritten haben, heute deswegen dem Volke als unwerth, von ihm zu Vertretern gewählt zu werden, kennzeichnet, der hat damit am allerwenigsten der Regierung einen guten Dienst geleistet. Die schärfsten Aeußerungen in jenen erregten Zeiten sind von einem preußischen Abgeordneten gefallen, der heute zum rechten Flügel der Nationalliberalen zählt und von der Regierung zu hohen Vertrauensstellungen berufen worden ist. Und wollte man über die Nationalliberalen aus den „neuen Provinzen" die schwarzen Bücher einsehen, die bei ihren verflossenen Regierungen geführt worden sind, so würden dieselben, träte die preußische Regierung auch hier als Rechtsnachfolgerin der hannoverschen, kurhessischen, nassauischen ein, wohl mit dem Merkmal ganz besonderer Staatsgefährlichkeit auszuzeichnen sein. Man unterlasse es doch, Erinnerungen aus einer Zeit heraufzubeschwören, die wenn irgend eine das deutsche Volk mit Freude zu den überwundenen zählt.

Was bleibt denn nun aber von neuerdings Vorgekommenem übrig, das die nationalliberale Fraction bewegen könnte, sich als eine „Kampfpartei" gegen die Fortschrittsfraction zu

Digitized by Google

organisiren: lediglich das mehrmalige Verharren der letzteren in der Negation, wo die nationalliberale Fraction mit den Conservativen für die Regierung stimmte. Genau derselbe Umstand des abweichenden Votums würde aber auch gegen ein Zusammengehen mit den Conservativen sprechen, die doch außerdem noch eine ganz andere politische Ahnenreihe zählen! Ausschlag geben könnte ceteris paribus daher nur der Wunsch der Regierung, eine conservativ-liberale Mehrheit an ihrer Seite zu sehen. Welche persönliche Berechtigung dieser Wunsch für den leitenden Staatsmann auch haben mag, es würde seine Erfüllung doch keinen nennenswerthen Vortheil für das Volksinteresse mit sich führen und diesem müssen, wo wie bei uns Regierungs- und Standesinteressen von oben her schon so ausgiebige Berücksichtigung finden, liberale Volksvertreter, die diesen Namen nicht blos als Decoration betrachten, vor Allem sich widmen. Von irgend welcher Gegenleistung der Regierung ist ja nicht im entferntesten die Rede. Wenn ein Theil der liberalen Partei aufgefordert wird, seine Selbstständigkeit daran zu geben und sich zum Bestandtheil einer „Regierungsmajorität" zu machen, so wird im Namen der Regierung durchaus nicht verheißen, sie werde fortan ihre Vorlagen so formuliren, daß diese Liberalen ihre eigene Auffassung darin bethätigt finden können. Die Verheißung wendet sich nur an die Person des einzelnen Abgeordneten, der zur Regierungsmehrheit sich anmeldet, daß seine Wahl nämlich von Seiten der Regierung nicht bekämpft, sondern unterstützt werden würde. Man wird einräumen müssen, daß kaum eine Tactik hätte ersonnen werden können, die mehr Abstoßung und weniger Anziehung auf die zu Gewinnenden geübt hätte.

Die verschiedenen Schattirungen, welche die liberale Partei im Lande aufweist, schließen in keiner Weise aus, daß sich dieselbe als ein zielverwandtes, großes Ganzes fühlt, welches zudem in einem gemeinsamen Boden wurzelt. Man hat als solchen das deutsche Bürgerthum bezeichnet und in der That ist dieses der Hauptträger der liberalen Ideen, wobei natürlich niemals ausgeschlossen war, daß sich unter den Vorkämpfern derselben Träger altadeliger Namen befunden haben, wie andererseits unter den Conservativen ja auch Meyer, Müller und Schulze mit und ohne „von" eine mehr oder minder hervorragende Rolle spielen. Wir möchten die liberale Partei indessen lieber als die große Gemeinschaft Derjenigen bezeichnen, welche fordern, daß der Staat so regiert werde, wie es dem allgemeinen Wohle am besten entspricht, und welche deswegen von irgend welcher vorzugsweisen Berücksichtigung der Interessen eines Standes oder einer Berufsclasse nichts wissen wollen. Der Gegensatz zu den Conservativen tritt dabei gut hervor, denn diese „conserviren" die überlieferten Zustände nur darum und insoweit, als sie ihren Berufs- oder Standesinteressen eine vorzugsweise Berücksichtigung sichern. Wer für Privilegien schwärmt, auf den wird auch die Werbetrommel der Conservativen einen lockenden Reiz üben.

Die liberale Partei im Lande hat keinen Grund, die meist blos tactischen Gesichtspunkte, welche für die verschiedene Haltung der beiden liberalen Fractionen in der einen oder andern Frage maßgebend gewesen sind, durch eine nachträgliche erhitzte Polemik zu trennenden Programmpunkten zu vertiefen; sie ist ja überhaupt nicht in zwei „Fractionen" getheilt, sondern besteht aus so zahlreichen, ganz unmerklich ineinander übergehenden und sich über einander lagernden Schattirungen, daß man sie nur als ein Ganzes betrachten kann, welches je nach dem Thema der Discussion bald so, bald so sich innerlich gruppirt. Für die nächsten Wahlen liegt nun kein dominirendes Thema vor, nach welchem die liberale Partei im Lande sich fractionsweise nach rechts und nach links sondern könnte; vielmehr besteht allseitig der Wunsch nach einem geschlossenen Zusammengehen, um den gemeinsamen politischen Besitzstand zu erhalten und womöglich zu vermehren. Treten nicht noch ganz besondere Umstände dazwischen, so wird daher, wie bei den Wahlen des Jahres 1873 auch diesmal, zunächst zum preußischen Abgeordnetenhause, in denjenigen Wahlbezirken, wo die liberale Partei für sich die Mehrheit hat, die Aufstellung gemeinsamer Candidaten stattfinden, wobei je nach dem localen Stimmenverhältniß die Auswahl nach der Farbe zu treffen ist. Wo es nur unter Verbindung mit den Conservativen möglich ist, die Wahl eines Polen, Ultramontanen oder Socialdemokraten zu verhindern, wird natürlich auch mit den conservativen Wählern ein Compromiß zu vereinbaren gesucht werden. Es ist nicht wohl anzunehmen, daß die Zusammensetzung des preußischen Abgeordnetenhauses eine erhebliche Veränderung in Bezug auf das Stimmenverhältniß der Parteien erleiden wird. Und dasselbe darf, worüber schon ein interessantes Prognostikon von Seiten des Herrn Cultusminister Dr. Falk gestellt worden ist, auch vom deutschen Reichstage gelten. Vorausgesetzt ist dabei natürlich, daß bei den Liberalen Jedermann seine Schuldigkeit thue, mit welcher Mahnung zu schließen gestattet sein mag.

Politicus.

Literatur und Kunst.

Das Bayreuther Festspiel.

Von **H. Ehrlich.**

Ein kunstweltgeschichtliches Ereigniß hat stattgefunden, das muß man anerkennen; aber ein einheitliches Gesammturtheil über das Werk auszusprechen ist fast unmöglich für Jeden, der nicht mit voraus bestimmter Bewunderung oder Verwerfung nach Bayreuth gekommen ist. Denn wie soll man ein solches einheitliches Urtheil bilden, wenn die Erinnerung im Geiste die verschiedenartigsten, sich geradezu bekämpfenden Eindrücke wach ruft, Eindrücke des Großen, Erhabenen, Hochkünstlerischen, und wieder des Kleinlichen, Verkehrten, ja Kunstfeindlichen, und wenn sie noch dazu zeigt, daß gerade dieses, nicht jenes von der Schule als das Richtige, als die Grundlage der neuen Kunst verkündigt und gepriesen wird, und ohne daß der Schöpfer des Großen und Erhabenen solche Auffassung zurückweist? Wir müssen diese Eindrücke hier alle schildern, um unsere Ueberzeugung, unser Urtheil zu begründen, klar und fest auszusprechen. Wagner hat durch das „Festspiel" die Nothwendigkeit der Umwälzung des ganzen Theater- und Opernwesens unwiderleglich erweisen wollen. Hierzu mußte er vor Allem ein Gebäude nach seinen eigenen Ideen und Angaben ausführen, ein Gebäude, das da beweisen sollte, wie das Kunstwerk nur dann vollständig aufgefaßt werden kann, wenn durch die ganze Einrichtung des Schauplatzes die Aufmerksamkeit der Hörer auf die Darstellung concentrirt bleiben muß, wenn Alles, was störend wirkte, oder nur wirken könnte, von vornherein ganz ausgeschlossen bleibt. Der Grundsatz ist vollkommen richtig, wenn auch der wahrhaft kunstbegeisterte Hörer sich nicht so leicht durch Aeußerlichkeiten stören läßt (das bewies die weihevolle Aufnahme des „Tristan" in Berlin), und anderseits der nicht Begeisterte durch den Gedanken, daß er nunmehr nur bewundern soll, sich doch nur in eine künstliche Stimmung versetzt. Doch solche Nebenbetrachtungen dürfen die Bewunderung für die höchst geniale Schöpfung des Wagner-Theaters nicht beeinträchtigen.

Der Zuschauerraum besteht aus 30 ganz amphitheatralisch geordneten Bänken mit etwa 1400 Sitzen; hinter diesen erhebt sich die Fürstengalerie, welche die ganze Breite des Hintergrundes einnimmt, über dieser befindet sich noch eine kleine Galerie für die Freibillete.

Digitized by Google

Vortrefflich ist die Einrichtung des Orchesters; dieses befindet sich in einem tiefer liegenden Raume zwischen der Bühne und den Zuschauern, diesen ganz verborgen vermittelst einer sinnreichen einfachen halb gebogenen Schall- und Schirmwand. Der Vortheil dieser Einrichtung ist ein dreifacher. Die Klangwirkung ist auch bei der starken Besetzung des Orchesters keine lärmende, immer eine sonore; der Zuschauer kann seine Blicke immer ganz ungehemmt auf die Bühne richten; die Stimme der Sänger dringt von allen Seiten in gleicher Stärke nach dem Zuhörerraume.

Die Bühne mit ihren Decorationen, Maschinen und sonstigen Apparaten ist ein merkwürdiges Werk für sich. Sie ist eingerichtet, jedes kleinste Ereigniß, fast jedes Wort der Darstellung mit decorativen Nüancen zu begleiten. Natürliche Wasserdämpfe in einem eigenen Maschinenhause erzeugt, und durch Röhren geleitet, stellen den dichten Rauch der Nibelungenschmiede und das Schnaufen des Lindwurmes im „Siegfried" dar; den brennenden Felsen der Brunhilde umlodern natürliche Flammen; die Rheintöchter schwimmen auf — durch ihre langen Kleider verdeckten — Gestellen natürlich auf und ab, schießen in die Höhe und Tiefe, ohne daß man irgend eine Maschinerie bemerkt. Und doch haben alle die großen Vorrichtungen die gespannten Erwartungen nicht erfüllt, nicht weil sie etwa nicht ausgezeichnet ausgeführt waren, sondern weil das an sich richtige Princip der Nachahmung der Natur in der absoluten Durchführung das Gegentheil des beabsichtigten Resultats herbeiführte. Diese strenge Nachahmung zeigte erst recht deutlich, daß die Natur nicht ganz nachzuahmen ist, daß überall der Phantasie des Beschauers ein gewisser Spielraum gewahrt bleiben muß, und daß, wo dieser zu sehr eingeengt wird, nur die Sinne thätig bleiben, bis auch sie zuletzt ermüden und immer neuer Reizmittel des Schaugepränges bedürfen.

Wenn jede Gemüthsbewegung der Darsteller in der Decoration wiedergegeben werden soll, so wird die Aufmerksamkeit des Beschauers gar leicht auf Nebendinge abgeleitet; die Phantasie muß die da oben hängende Wolke noch dunkler, die Flammen noch blendender sehen, als sie in der That sind; kein Maler wird jene grauer darstellen, und die eigens zur Erhaltung der Flamme angeschafften Blasebälge werden doch nie das ersetzen, was unsere Einbildungskraft hinzuthut, wenn nur die Anregung zur richtigen Anschauung gegeben ist; dagegen wird bei solchen peinlich sorgfältigen Anordnungen für jedes einzelne Nebending die mindeste Störung immer den Genuß des Kunstwerks mehr beeinträchtigen, als ihn das vollendetste Gelingen solcher Kleinigkeiten befördern kann. Und selbst dieses Gelingen übt manchmal eine zweifelhafte Wirkung. Der große Lindwurm mit seinem Dampfschnauben und seinem fürchterlichen Schweife, aus welchem zuerst Fafner mit einem Sprachrohre sang, und der, nachdem ihn Siegfried getödtet, eine halbe Stunde lang ganz natürlich mit heraushängender Zunge und verdrehten Augen dalag, konnte eigentlich nur schaubudenartig erscheinen. Auch die letzte Scene der Götterdämmerung, in welcher Brunhilde mit (nicht auf) ihrem Rosse in die Flammen sprang, die Wogen des Rheines die Ufer überfluthen, den Brand löschend, Hagen in den Rhein stürzt, um den Ring zu holen, von den Nixen hinabgezogen wird, während im Hintergrunde die Walhalla in der Götterdämmerung erscheint, wird niemals bei der Darstellung den künstlerischen Eindruck hervorbringen, den sie beim Lesen erzeugt. Die Wogen des Rheines werden immer gemalte, von Menschen und Maschinen in Bewegung gesetzte Leinwand bleiben, und die Hagen-Puppe, welche die Nixen vor sich hertreiben, könnte ganz wegbleiben; es genügt, daß der Mörder in die Fluth springt. Auch der Aufwand von charakteristischer Beleuchtung, die bei jeder einzelnen Scene auf die Darsteller fällt, wirkt zuletzt abspannend.

Soviel von der inneren, der künstlerischen Einrichtung des Theaters, jetzt noch einige Worte von der äußeren, rein mechanischen, insoweit sie für Menschen unserer Zeit berechnet ist, welche menschlichen Zuständen unterworfen sind. Es liegt auf einem freien Platze, von welchem man durch überall offene und oben gedeckte Gänge direct in den Zuschauerraum gelangt. Es ist also nur bei schlechtem Wetter oder im Winter unnahbar. Hätte es während der Vorstellungen nur Ein Mal stark geregnet, so mußten die Besucher von 4—10 Uhr auf ihren Sitzen verharren; haben sie doch selbst bei dem herrlichen Wetter, sobald die kühlere Abendluft zu wehen begann, nur in der Restauration Zuflucht finden können. Zuletzt nahm auch jeder seinen Oberrock mit auf den Platz. Mich dünkt, ein wahrer Kunsttempel müßte heute dem Besucher die Möglichkeit bieten, in seinen Räumen zu verweilen. Das Wagnertheater ist (für mich wenigstens) als Bauwerk ein Abbild der Dichtungen und musikalischen Schöpfungen des Meisters: Genial in der Idee, großartig und vielfach neu in den Entwürfen, in der Ausführung eine seltsame Vereinigung von Wunderbarem und Wunderlichem, Herrlichem und Unerträglichem.

Ueber den Inhalt des Textes und über das Musikalische habe ich in den „Vorstudien" ausführlich gesprochen. Hier will ich nur vor Allem zu meiner großen Freude in Bezug auf „Siegfried" bekennen, daß ich im Irrthum war, als mir dieses Musikdrama beim Studium der Partitur weniger bedeutend erschien, daß die Aufführung mir außerordentliche Schönheiten geoffenbart und mir wieder gezeigt hat, welch kolossales Genie in einem Manne steckt, der das, was auf dem Papier befremdlich erscheint, schon in seinem Innern so genau hört, wie es dann später dem erstaunten Hörer klingt. Die beiden Schwertlieder Siegfrieds sind von einer wahrhaft Händel'schen Großheit und Macht; und wie Wagner die geheimnißvollen Naturlaute, das Rauschen und Wehen des Waldes, die in einander fallenden Vogelstimmen musikalisch wiedergibt, das ist sein Eigen! Die Schönheiten des Duetts zwischen Siegfried und Brunhilde überwiegen bei weitem die Längen, welche das Lesen der Partitur bietet. Von den Herrlichkeiten der „Götterdämmerung" habe ich bereits gesprochen.

Sowie nun mein Urtheil über all' das Große am Festspiele sich während der Vorstellungen nur bestätigt hat, so muß ich jetzt anderseits noch stärker betonen, wie Vieles in dem Werke sehr bedenklich ist, wie in manchen Scenen die dramatische Anlage unhaltbar, die Musik unerträglich ist. Dieser Wotan, der die Verträge nie halten will, die er nicht brechen darf; der Versprechen mit Hintergedanken ertheilt, und dann die anfährt, welche seinem Versprechen trauten; der sich zu allen Listen hergibt und dann ganz unglücklich ist, wenn man ihn darauf ertappt, (der selbst gesteht: „leicht entriß mir Fricka das Geständniß meines Trugs"); der nur immer wüthet oder jammert, dieser Wotan ist ein Zerrbild, den nur Betz' herrlicher Gesang und maßvolle Darstellung erträglich gestalten konnte. Und die Rolle, welche die andern Götter im „Rheingold" spielen, ist auch eine recht sonderbare; sie drohen erst den Riesen; dann stehen sie eine halbe Stunde stumm da, während Loge sich mit den Riesen berräth, dann lassen sie (und Wotan) von diesen Riesen Freia und ihre Mutter entführen, ohne ein Wort zu sagen; sie benehmen sich doch gar zu puppenartig! — Aber die stärkste Zumuthung an alle die Gefühle, die noch jedem gebildeten Menschen als die wahren und natürlichen galten — und wenn er auch noch so frei dachte über die conventionelle Moral — und die stärksten Faustschläge auf alle dramatischen Gesetze bringt der erste Act der „Götterdämmerung": Siegfried verläßt Brunhilde mit allen Betheuerungen wahrster Liebe, und läßt ihr den Nibelungenring als Pfand seiner Treue. In der nächsten Scene bietet ihm Gutrune einen Zaubertrank; er setzt ihn an die Lippen mit dem Gedanken an die ferne Geliebte. Kaum hat er getrunken, da vergißt er Alles, geberdet sich wie ein Toller gegenüber Gutrunen (von etwaiger Uebertreibung des Darstellers kann keine Rede sein, da dieser seit Jahr und Tag unter der unmittelbaren Leitung des Meisters studirt) und verspricht ihrem Bruder, die Jungfrau auf dem brennenden Felsen für ihn zu gewinnen. Er eilt auch zu dieser in Gunthers Gestalt; als sie sich gegen sein Verlangen sträubt, faßt er sie hart, sie wehrt sich, entflieht, er folgt ihr, faßt sie wieder und entreißt ihr zuletzt den Ring; sie sinkt mit einem furchtbaren Schrei zu Boden. Etwas Widerwärtigeres als diese Scene kann nicht geboten werden. Wohl weiß ich, daß manche Wagner-Jünger auch das wunderschön finden; für sie geht ja

Digitized by Google

auf der Bühne noch lange nicht genug vor. Ich aber sage: Nie und nimmer darf die Entfaltung roher Kraft, die rein physische Ueberlegenheit des Mannes über das Weib, Gegenstand dramatischer Darstellung sein, wenn die Bühne nicht eine Stätte der Verwilderung werden soll. Man rede ja nicht etwa von übernatürlichen Gestalten und deren Gebahren! Da oben auf der Bühne stehen nur natürliche Menschen; unsere Augen sehen nur diese; und je größer ihre Leiber, um desto widerwärtiger erscheinen solche Kraftübungen. Gegenüber diesen verschwindet fast die sehr sonderbare Verwicklung, daß Siegfried erst dem Hagen erzählt, wie er oben auf dem Flammenfelsen gewesen sei, und daß er gleich darauf Brunhilde bestreitet, den Ring ihr genommen zu haben, und sich nur an den Kampf mit dem Lindwurm erinnert! — Der Wahrheit gemäß muß nunmehr auch bekannt werden, daß von dieser Scene ab das Drama in edlerer Weise weiter schreitet, und daß der dritte Act ergreifend wirkt, bis zur letzten Scene, die immer beim Lesen, wo die Phantasie des Lesers sich alle Gebilde hervorzaubert, schöner erscheinen wird, als bei der Darstellung.

Was diese letztere betrifft, so kann man sie als eine fast durchwegs ausgezeichnete bezeichnen; es gehört wahrlich eine nicht genug zu preisende Hingebung der Künstler dazu, um solche Partien, welche die denkbar höchsten Anforderungen an die Stimme und physische Ausdauer stellen, zu studiren und durchzuführen.

Im „Rheingold" erfreuten zuerst die Damen Fräulein Lilli und Marie Lehmann und Fräulein Lammert als Rheintöchter durch ihren lieblichen Gesang; Frau Grün als Fricka vertrat ihre Rolle vortrefflich, die andern Partien sind an sich weniger hervortretend; unter den Künstlern glänzten in diesem Drama Herr Vogl (aus München) als Loge, der wirklich ganz Ausgezeichnetes leistete, dann die Herren Hill (Alberich) und Schlosser (Mime). Herr Hill bot eine ganz vollendete Leistung in Gesang und Spiel; von Herrn Schlosser werden wir noch später mit der gebührenden Hochachtung reden. Herr Eilers gestaltete seine Tolle des Riesen Fasolt zu einer wirksamen und dankbaren. Herr Betz (Wotan) und die Herren Gura (Donner), Unger (Froh) und Reichenberg (Fafner) trugen endlich das Ihre bei zum Gelingen des Ganzen. In der Walkyre traten vor Allem Niemann (Siegmund) und Betz (Wotan) in den Vordergrund. Wie der erstere an dem Abende sang und darstellte, das wird jedem Hörer unvergeßlich bleiben. Ihnen standen Frau Materna (Brunhilde), Fräulein Scheffsky (Sieglinde) und Frau Grün (Fricka) würdig zur Seite. Der Chor der acht Walkyren, unter dem sich die drei Rheintöchter-Damen und Frau Jachmann-Wagner befanden, klang prachtvoll. Im „Siegfried" glänzte Herr Unger in der Titelrolle. Der noch junge Künstler gebietet über sehr schöne Mittel, seine Darstellung wird sich bei größerer Bühnengewohnheit gewiß noch vervollkommnen; immerhin hat er Bedeutendes geleistet. Ein Unicum in seiner Art war der „Mime" des Herrn Schlosser; der Künstler gab diesem verwachsenen tückisch-dummen Zwerge ein wahrhaft poetisches Gepräge; der krumme schleifende Gang, der lauernde Blick, die Hinterlist in seinen Reden, die Exaltation, als er sich schon als Herr des Ringes und Beherrscher der Nibelungen sieht, während Siegfried noch an dem Schwerte schmiedet, mit welchem der Lindwurm erlegt werden soll; Alles das war mit einer dämonischen Wahrheit gegeben, ohne die mindeste Uebertreibung. Von jenem Abende an wird Herr Schlosser zu den allerbedeutensten Künstlern gezählt werden.

Frau Haide aus Darmstadt als „Erda" entwickelte eine sehr schöne Stimme mit vortrefflicher Declamation. Herr Reichenberg bekundete in der sehr kleinen Rolle des Fafner, der mit einem Sprachrohr aus dem Bauche des Drachen singt, lobenswerthes Maßhalten. In der „Götterdämmerung" zeigte sich Frau Materna im vollsten Glanze ihrer großartigen unverwüstlichen Mittel; Herr Unger als Siegfried war vortrefflich, Herr Gura (Gunther) und Herr Siehr (Hagen) führten ihre Partien mit Geschick und Sicherheit aus. Die drei Nornen fanden in Frau Jachmann-Wagner, Fräulein Scheffsky und Frau Grim vortreffliche Darstellerinnen, und die drei Rheintöchter sangen wieder lieblich und frisch. Herr Hill hatte zwar nur ein kleines (prachtvolles) Duett mit Hagen; aber aus jeder Note war der denkende, echt dramatische Sänger zu erkennen. Das Orchester unter Hans Richters, des Wiener Hofcapellmeisters, Leitung war über alles Lob erhaben. Was der Dirigent im Einstudiren dieser Musikdramen und in der Leitung an den vier Abenden geleistet hat, das zeugt ebenso von großer Künstlerschaft wie von stählernen Nerven; ihm und den Mitgliedern des Orchesters gebührt der wärmste Dank aller Hörer! Ohne ihre Aufopferung und Leistung war solch ein Erfolg nicht möglich. —

Und großartig war dieser Erfolg, das ist nicht wegzuleugnen; großartig, aber auch eigenthümlich bezeichnend! Die Versammlung bestand zu neun Zehntheilen aus entschiedenen Verehrern Wagners, unter ihnen alle die Jünger, welche Alles, was der Meister dichtet, componirt, schreibt, redet oder sonst von sich gibt, ganz unfehlbar und allein schön finden. Nun! wann war der Beifall am stärksten? Etwa bei den Stellen, wo alle Harmonie und Melodie sich in jenen Tönen auflöste, die manchmal fast klingen, als improvisirte Jeder auf der Bühne und im Orchester für sich und die den Commentaristen am meisten Schwelgen verursachen? am meisten Wagnerisch erscheinen? Nein! sondern dort, wo der Meister unwillkürlich mit einer Zehe wenigstens in der Tradition steckt. Zuerst im „Rheingold" bei der wunderschönen melodischen Erzählung Loges, wie Alles auf Erden Weibes Schönheit und Liebe am höchsten stellt. Dann mit allgemeinem Entzücken nach dem ersten Acte der „Walkyre", in welchem das himmlische Liebeslied und das herrliche Duett ertönt waren; dagegen war dieser Beifall nach dem zweiten Acte des Walkyre mit seinem niederdrückenden Wotan-Gejammer, trotz aller Versuche der Erhitzung, nur ein kühler, um dann nach dem dritten Acte, nach dem prachtvollen Walkyrenchor, und dem noch herrlicheren Feuerzauber wieder stürmisch loszubrechen. Donnernd brauste er durch den Saal nach dem ersten Acte des Siegfried, das war eine Huldigung an den Componisten, die hoch stand über jeder Parteinahme! Auch am Schlusse der „Götterdämmerung," in welcher Siegfrieds Tod und der Trauermarsch als unvergängliche Kleinodien glänzen. Also überall, wo das sogenannt absolut Musikalische, die Form, doch noch ein wenig mitwirkte, war der Enthusiasmus am höchsten, nicht wo philosophische Prinzipien und Betrachtungen in Musik gesetzt waren.

Das Publicum bot außerordentliches Interesse; und noch keinem Menschen ist es wohl je gelungen, und wird es wohl je mehr gelingen, einen solchen Zusammenfluß hervorragender Vertreter aller Classen und Stände, die nur um seines Werkes willen kamen, um sich zu concentriren. Neben Sr. Maj. dem Deutschen Kaiser, der während der ersten zwei Tage hier verweilte und überall mit herzlichstem Jubel begrüßt ward, beehrten viele regierenden Fürsten die Vorstellungen. Ferner waren viele östreichische Cavaliere und Finanzbarone anwesend, auch die preußische Aristokratie hatte ihre Vertreter gesendet. Alle Hof-Intendanten und -Capellmeister, zahllose Musiker aller Schattirungen, wogten umher. Von den Schwesterkünsten war die Malerei ziemlich stark, die Dichtkunst nur sehr spärlich vertreten. Die anwesenden Schriftsteller waren meistens so zu sagen ex officio gekommen. Alle Besucher aber (mit verschwindenden Ausnahmen) stimmten dahin überein, daß eine großartige kunstweltgeschichtliche Schöpfung vor uns getreten sei. — Soviel vom Festspiele selbst; jetzt muß ich der Nachspiele gedenken, weil diese nicht etwa so nebenher gingen, daß man sie mit Stillschweigen übergehen dürfte, sondern vielmehr in der Weise hervortreten, und von der entschiedenen Jüngerpartei zu Demonstrationen benützt wurden, als müßten sie dem Kunstwerke erst die rechte Weihe geben. Nach dem letzten Acte der „Götterdämmerung" erhob sich der Redacteur eines Berliner Börsenblattes, und forderte die Versammlung auf, dem Meister als Dank ein dreifaches Hoch zu bringen, was auch geschah. Dann trat Richard Wagner hervor und hielt eine kurze Rede, die zu Mißverständnissen Anlaß gab, weil sie, abgesehen von dem Inhalte, in einem Tone gesprochen ward, dem man nichts von jener Gemüthsbe-

Digitized by Google

wegung anhörte, die bei einem Künstler, der nach 25jährigem Ringen, durch Aufopferung der Anhänger und Freunde, seine höchsten Ziele erreicht hat, vorausgesetzt werden durfte. Am andern Abend fand ein Festbankett in der Restauration statt, bei welchem der Meister erklärte, mißverstanden worden zu sein; er habe nicht gemeint, von ihm erst ginge die Kunst aus, wohl aber glaube er, eine neue Kunst angeregt oder geschaffen zu haben, eine deutsche nationale; die Franzosen haben nur eine französische nationale, die Italiener in ihrer Oper nur eine italienische, nur die Deutschen hätten eine aus allen Nationalitäten zusammengesetzte, die meistens auf übersetzten Texten beruhte. Meister Wagner hat vergessen, daß in Paris die Zauberflöte und Figaros Hochzeit vor 8 oder 10 Jahren die größten Einnahmen erzielten, daß wir ohne Uebersetzung weder Don Juan, noch Glucks Opern geben könnten, und daß der Freischütz und Fidelio auch einigermaßen zu den deutschen Kunstwerken gerechnet werden dürften. Auch hat Meister Wagner ganz vergessen, daß wenn die Italiener gar so national dächten, der Lohengrin nicht in Bologna zur Aufführung kommen und enthusiastisch aufgenommen werden konnte. Doch solch kleine Excentritäten muß man beim Dichtercomponisten des Tristan und des Festspiels mit in den Kauf nehmen. Ein Anderes jedoch ist es, wenn seine Parteigänger unter seinen Augen auftreten und Reden halten dürfen, worin sie das Wagner'sche Drama als Richtschnur der künftigen Tragödie, Sieglinde als das höchste Weib, als den Inbegriff aller wahren Liebe preisen. Das Geschrei und Gejohle der Jünger im Saale bei dieser Rede des Herrn Professor Nohl lieferte zwar den Beweis, daß er für sie das Richtige getroffen, daß ihre Tendenzen in seinen Worten gipfelten: Nicht der Künstler, nicht der Gebildete können das Kunstwerk erfassen, sondern der „Mensch" (wörtlich!), das ist des Jünger-Pudels Kern! Nicht die große Kunst im Tristan und im Nibelungen, nicht das, was man vom Meister lernen kann durch Fleiß, Studium, im Schweiße künstlerischer Arbeit zieht die meisten dieser johlenden Jünger an (die Ausnahmen bestätigen die Regel), sondern die socialen Theorien, die sie aus seinen Dramen ziehen, und zu deren Befolgung es keiner Kunstleistung, keines Genies, nur der Abwesenheit jedes sittlichen Bewußtseins bedarf. Es ist gar so hübsch, bei jeder Frau als eine Art von verfolgter Wälsung zu paradiren, auf Sieglinden hinzuweisen, die freie Liebe als Grundlage der Kunst darzustellen. Und es gibt ja auch Frauen genug, welche diese Kunst verstehen. Nur ist sie nicht neu, nicht erst in Wagner'schen Schöpfungen zu suchen. In längst verschollenen Ablegern der Romantiker, in Schlegels Lucinde, auch theilweise in Heinses Ardinghello, und in sonstigen Allotriis jener Zeit waren die Principien schon lange ausgeführt. Ja, Einer von der Schule, an dessen verschollenen Namen ich mich hier in Bayreuth nicht erinnern kann, von dem aber Haym in seiner Geschichte der romantischen Schule und Schasler in seiner Aesthetik erzählen, hat eine ästhetische „Lebenskunst" auf Grundlage solcher Principien geschrieben. Auch Byron vertrat ja diese Kunst, mit welchem Genie dichtete er! und welche Gestalten schuf er mitunter! In seinem Corsaren Conrad, in der Gülnare, welche Kraft, welche Leidenschaft! Die Verirrungen eines großen Genies haben vollkommenes Recht, mit anderem Maßstabe gemessen zu werden, als die gewöhnlicher Menschen. Aber wohlgemerkt! Der gewaltige Unterschied zwischen diesen Verirrungen der Genies und den Nachäffungen der Genielosigkeit muß scharf aufrecht gehalten werden! Nie und nimmer darf der Conflict mit der Moral, die Schuld als das Moralische hingestellt werden, die Befreiung des sinnlichen „Willens" vom „Conventionellen" als ethisches Kunstgesetz gelten. Wie hätte der alte Schopenhauer die Faust geballt und geschimpft, wenn er erlebte, was unreife Jungen alles aus ihm herauslesen wollen! Doch genug, ich will mit einem offenen Glaubensbekenntnisse schließen: So lange ich schreiben kann, werde ich meine Ueberzeugung verfechten: daß Wagner eine große Erscheinung ist, daß nur ein Gewaltiger den ersten Act vom „Siegfried" und den letzten Act der „Götterdämmerung" erdenken und ausführen konnte; seine Schöpfungen sind für mich keine Wegweiser in der Kunst, aber Marksteine eines Mächtigen. Aber die Folgerungen, welche die Partei aus seinen Dramen ziehen will, die Grundsätze für Kunst und Leben, die man leider aus manchen seiner Schriften schöpfen könnte, werde ich mit aller Kraft bekämpfen bis zum letzten Federstrich.

Goethes Beziehungen zur Geologie.

(Schluß.)

Das Interesse, welches Goethe an dem wissenschaftlichen Streite der Geologen nahm, regte jedoch nicht nur die nach wissenschaftlicher Wahrheit strebende Seite seines Geistes an, sondern brachte sogar auch sein dichterisches Blut in Wallung. In der Zeit seiner größten Aufregung gegen die Plutonisten dichtete er einige Scenen von der „classischen Walpurgisnacht" (II. Th. Faust), in welchen er die Ansichten und Hypothesen der Vulkanisten auf allegorische Weise verspottet, aber auch den Neptunisten für ihre schroffsten Anschauungen einige wohlgemeinte Rathschläge ertheilt.

Goethe sagt selbst von diesem Kunstproducte:

„Was darin von Piquen vorkommt, habe ich von den besonderen Gegenständen abgelöst und in's allgemeine gespielt, daß es zwar dem Leser nicht an Beziehungen fehlen, aber niemand wissen wird, worauf es eigentlich gemeint ist."

Jetzt, wo einem das ganze Material des geologischen Streites zu Gebote steht, dürfte dies doch der Fall sein. Wir finden am oberen Peneios dieselben abenteuerlichen Gestalten wie in den pharsalischen Feldern. Wir treffen hier die unbeweglichen Sphinxe, welche sich in der Folge als Vertreter des Stillstands erweisen; neben ihnen gelagert die schnarrenden Greife mit ihren Arbeitern und Schatzsammlern, den Ameisen. Doch es sind auch höher begabte Kunstgebilde da, die Sirenen, welche sich sofort als treue Verehrer des Neptunismus zu erkennen geben: denn freudetrunken wollen sie sich in des Peneios schäumende Fluthen stürzen und dem unseligen Volke, worunter die Vulkanisten zu verstehen sind, ein hohes Lied des Wassers anstimmen.

Da plötzlich wird die vulkanische Thätigkeit durch ein Erdbeben eingeführt und, zu Tode erschrocken, fordern daher die Sirenen ihre Kameraden zu eiliger Flucht auf mit den Worten:

„Schäumend kehrt die Welle wieder,
Fließt nicht mehr im Bett darnieder;
Grund erbebt, das Wasser straucht,
Kies und Ufer berstend raucht.
Flüchten wir! kommt alle, kommt!
Niemand, dem das Wunder frommt".

In dem letzten Vers ist offenbar auf das unterirdische Feuer angespielt, dessen verheerende, wunderbare Thätigkeit niemandem zum Nutzen gereicht, ebensowenig wie seine Einführung in die Wissenschaft.

Es erhebt sich nun in der Folge ein Berg, über dessen vulkanischen Ursprung der Dichter sich lustig macht. Er führt nämlich einen eignen Gott des Erdbebens ein, den Seismos, einen griesgrämigen Alten, der in der Tiefe brummt und poltert und der sich nun mit großem Getöse und dem mürrischen aber siegesgewissen Ausrufe nach oben durchbricht:

„Einmal noch mit Kraft geschoben,
Mit den Schultern brav gehoben,
So gelangen wir nach oben,
Wo uns alles weichen muß".

Und nun entwickelt er seine vulkanische Theorie von der Entstehung der Welt. Er sagt:

Digitized by Google

„Das hab ich ganz allein vermittelt,
Man wird mir's endlich zugestehn:
Und hätt' ich nicht gerüttelt und geschüttelt,
Wie wäre diese Welt so schön? . . .
Wie ständen Eure Berge droben
In prächtig reinem Aetherblau,
Hätt' ich sie nicht hervorgeschoben
Zu malerisch entzückter Schau?"

Trotz dieser selbstgefälligen Erklärung, und obgleich die Sphinxe die vulkanische Erhebung nicht leugnen können, deuten sie doch durch ihr hartnäckiges Verweilen an, daß sie sich daran nicht kehren, sondern derartige Erscheinungen als einzelstehende Spätlingsbildungen erklären, welche durchaus nicht dazu berechtigten, die ganze Entstehung der Erdoberfläche auf vulkanische Weise zu deuten.

Jetzt bemerken die Greife im Innern des Berges Gänge Goldes und überall eingesprengte Goldblättchen, die natürlich auch plutonischen Ursprungs sind, wie Goethe spottet. Daher befehlen sie ihren Dienern, den Schatz zu sammeln; und die Worte:

„Allemsig müßt ihr sein, Nur mit dem Gold herein!
Ihr Wimmelschaaren! Den Berg laßt fahren."

deuten auf die abenteuerliche und wenig wissenschaftliche Zwecke verfolgende Richtung gewisser Naturforscher hin.

Auf Wunsch des nun, bei Schließung des Berges, wieder verschwindenden Seismos, seinen Berg auch belebt und bewohnt zu sehen, kommen aus den Spalten der Felsen kleine Pygmäen und die ihnen dienstbaren Daktylen lebenslustig hervor und vertreten in dem sich nun entspinnenden Kampfe mit den Reihern die Vorkämpfer des Vulkanismus, während diese, als Wasservögel, die Vertheidiger des Neptunismus sind. Im Pygmäenstaate herrscht ein patriarchalischer Despotismus, es befehlen hier die ältesten, erfahrensten Häupter, wie die Autoritäten in der Wissenschaft, wo ja auch die herrschende Lehre mit äußerster Strenge die abweichenden Meinungen unterdrückt. Diesen Druck sprechen auch die Daktylen aus, nachdem sich die Pygmäen, ihre Herren, mit den von ihnen, den Dienern, herbeigeschafften Waffen entfernt haben, um die Reiher zu bekämpfen. Sie sagen nämlich:

„Wer wird uns retten! Sie schmieden Ketten.
Wir schaffen's Eisen, Uns loszureißen
Ist noch nicht zeitig.
Drum seid geschmeidig!"

Ebenso wagen auch nicht alle Naturforscher, trotzdem sie durch wichtige Entdeckungen das Material zur Bekämpfung der Gegner herbeigeschafft, gefangen und befangen durch die von Autoritäten sanctionirten Lehren, gegen diese aufzutreten oder sich doch wenigstens von der Knechtschaft derselben loszureißen.

Die Pygmäen haben unterdessen wirklich die Reiher erschlagen und sich ihrer Zierde bemächtigt, wodurch also angedeutet wird, daß die Neptunisten von den Plutonisten zu Boden geworfen und ihres Kopfschmuckes beraubt worden sind. Mit dieser Zierde dürften vielleicht Alexander von Humboldt und Leopold von Buch gemeint sein, welche, wie bekannt, in das plutonistische Heerlager hinübergezogen wurden und wodurch den Neptunisten ein schwerer Schlag beigebracht wurde. Wie dem auch sei, der Rachegesang der vorbeiziehenden Kraniche des Ibikus verkündet schon, daß die Neptunisten die Niederlage ihrer Gefährten furchtbar rächen werden.

Der Fortschritt der Handlung wird hier durch das Auftreten Mephistos unterbrochen, welcher sich in dem zerklüfteten Gestein des neu entstandenen Berges verirrt hat und nun seinen Unwillen über diese vulkanische Spätlingsbildung in den Worten äußert:

„So toll hätt' ich mir's nicht gedacht.
Ein solch' Gebirg' in einer Nacht!
Das heiß' ich frischen Hexenritt;
Die bringen ihren Blocksberg mit!"

Der Aerger Mephistos, der hier sehr treffend dem Hohn Goethes über jede rasche, gewaltsame Entstehung von Gebilden der Natur Ausdruck gibt, wird jedoch sogleich gestillt durch die Bergnymphe Oreas, welche auf dem auf nassem Wege entstandenen Felsen des Pindus thronend, ihm ermuthigend zuruft:

„Schon stand ich unerschüttert so,
Als über mich Pompejus floh.
Daneben das Gebild des Wahns
Verschwindet schon beim Kräh'n des Hahns.
Dergleichen Märchen sah ich oft entstehn
Und plötzlich wieder untergehn".

Die Oreas, welche den ruhigen Aufbau der Natur aus sich selbst vertritt, widerlegt also hier die Entstehungsmethode der Vulkanisten als Hirngespinnst der Phantasie.

In den Gebüschen des Naturfelsens trifft Mephisto auf Homunkulus, welchen der Dichter als auf nassem Wege entstehend einführt, und welcher jetzt, in seinem Drange, „wirklich zu entstehn", zwei Naturphilosophen auf der Spur ist, in deren Reden Goethe seinen Widerwillen gegen alle Naturspeculationen zu erkennen gibt.

Diese beiden, nun auftretenden Philosophen sind Thales als Vertreter des Neptunismus und Anaxagores als Vulkanist.

Der letztere beklagt sich über die Hartnäckigkeit des Thales, welcher sich durch die angeführten Gründe nicht von der Richtigkeit seiner, des Anaxagores, Theorie überzeugen könne. So ruft er vorwurfsvoll aus:

„Dein starrer Sinn will sich nicht beugen".

worauf ihm Thales sinnbildlich erwidert:

„Die Welle beugt sich jedem Winde gern,
Doch hält sie sich von schroffen Felsen fern."

Er möchte wohl, Anaxagores zu Liebe, der Lehre desselben Glauben schenken, wenn sie nur nicht gar zu schroff seiner Ansicht gegenüber stände. Hierin sieht man deutlich die Anschauung Goethes wieder, wie er sie in seinem „geologischen Bekenntnisse" ausspricht, wo er sagt:

„Ich kann meine Sinnesart nicht ändern zu Lieb einer Lehre, die von einer entgegengesetzten Anschauung ausgeht, wo von nichts Festem und Regelmäßigen mehr die Rede ist, sondern von zufälligen unzusammenhängenden Ereignissen."

Nun begründet Anaxagores seine Ansicht, indem er sagt, daß Thales nie im Stande sein würde, solch' einen Berg, wie der eben entstandene, in einer Nacht hervorzubringen, worauf ihn Thales sofort mit der treffenden Antwort schlägt:

„Nie war Natur und ihr lebend'ges Fließen
Auf Tag und Nacht und Stunden angewiesen;
Sie bildet regelnd jegliche Gestalt
Und selbst im Großen ist es nicht Gewalt."

Doch Anaxagores läßt sich so leichten Kaufs nicht aus dem Felde schlagen; er behauptet, solch' gewaltige Erscheinungen könnten nur durch „plutonisch" grimmig' Feuer, durch „äolischer Dünste Knallkraft" erzeugt werden. Dann ergötzt er sich an dem lustigen Gewimmel der Myrmidonen und trägt dem Homunkulus, den er dem Anschein nach für einen Feuergeist hält, die Herrschaft über dies Völkchen an. Homunkulus, der wohl weiß, daß er auf die den Plutonisten eigene tumultuarische Weise nicht zum Entstehen gelangen kann, und der sich ohnedies als auf nassem Wege entstehendes Wesen zu Thales hingezogen fühlt, fragt diesen, was er thun solle. Thales gibt ihm den Rath, sich in keine Verbindung mit den Pygmäen einzulassen, da deren Untergang bevorstände. Wirklich nahen jetzt die Kraniche des Ibykus in hellen Haufen, stürzen sich mit spitzen Schnäbeln und scharfen Krallen auf das Pygmäenvolk und vernichten dieses vollständig.

Digitized by Google

Dies bedeutet die Rache und den endlichen Sieg der ruhigen, allmälig vor sich gehenden Entwicklung der Natur über die revolutionistische Entstehungstheorie der Vulkanisten.

Um aber den letzteren noch eine vollkommenere Verspottung zu Theil werden zu lassen und seiner eignen Ansicht plastisch Ausdruck zu geben, führt Goethe die von den Vulkanisten eifrig angenommene und auf ihre Weise erklärte Erscheinung der Meteorsteine ein, von welchen dieselben glaubten, sie würden aus den Mondvulkanen herabgeschleudert.

Anaxagores, den schmählichen Untergang der Pygmäen bejammernd, wendet sich um Schutz flehend znr Mondgöttin. In seiner fieberhaften Aufregung wähnt er, der Mond steige zu ihm herab, und so bittet er ihn dringend, doch einzuhalten, damit er nicht Land uud Meer durch seine Berührung vernichte. Doch der Mond kommt, wie er meint, immer näher; er steigt zur Erde herab, und mit dem Ausrufe:

„Das lichte Schild hat sich verdunkelt,
Auf einmal reißt's und blitzt und funkelt!
Welch' ein Gerassel! welch' ein Zischen!
Ein Donnern, Windsgethüm dazwischen! —
Demüthig zu des Thrones Stufen
Verzeiht! ich hab's hervorgerufen."

stürzt Anaxagores auf's Antlitz.

In diesem Paroxismus soll auf die Art hingewiesen werden, wie viele in der Wissenschaft die Erscheinungen mit aufgeregter Phantasie anblicken und ihnen so einen abenteuerlichen Ursprung verleihen. Auch Thales hat etwas Absonderliches verspürt, doch kann er sich kein klares Bild davon machen, wie ja auch die Neptunisten den Ursprung der Meteorsteine nicht zu erklären vermögen, mithin vorläufig diese Frage offen lassen. Soviel aber weiß Thales, daß Anaxagores gefaselt hat, und daß der Mond noch an seinem alten Platze steht. Da reißt ihn Homunkulus, welcher der ganzen Sache unparteiisch beigewohnt hat, aus seiner Ungewißheit, indem er ihm zuruft:

„Schaut hin nach der Pygmäen Sitz!
Der Berg war rund, jetzt ist er spitz.
Ich spürt ein ungeheures Prallen.
Der Fels war aus dem Mond gefallen.
Gleich hat er, ohne nachzufragen,
So Freund und Feind gequetscht, erschlagen."

Hierin spricht Goethe seine endgültige Ansicht aus:

Indem er nochmals durch das Fallen des Berges aus dem Monde den Vulkanisten gezeigt hat, daß die Erdoberfläche ebensogut aus Meteorsteinfällen als durch das von unten wirkende Feuer gebildet sein könne, drückt er durch den Tod der Pygmäen und der Kraniche, d. h. den Untergang der Plutonisten und der Neptunisten, aus, daß, obgleich er sich der rationellsten Lehre, dem Neptunismns, angeschlossen habe, er dennoch glaube, daß auch diese nicht die absolut richtige sei, sondern daß beide Theorien in ihrer augenblicklichen Gestalt untergehen und einem neuen besseren System Platz machen würden.

A. Callenberg.

„Aus Halbasien."

Die Weltkenntniß des gebildeten Europäers, des Deutschen und Italieners, des Franzosen und Engländers nimmt von Westen nach Osten hin ab. Je näher ein Volk der Grenze Asiens liegt, desto unklarer und verworrener sind die Begriffe über dasselbe, und meistens werden einige Wahrheiten von einer Fülle der abenteuerlichsten Anschauungen erstickt. Wenn dann in der Presse oder in Parlamenten die Lage jener östlichen Völker zur Sprache kommt, wenn man von dem Elend und der sittlichen Verrottung der polnischen Landbewohner, von den Judenmassacres aus Rumänien hört, so schüttelt man den Kopf und begreift oft die Möglichkeit solcher Ereignisse und Zustände nicht. Kein Land ist so sehr zur Hochschule ethnographischer Studien geworden, als Oestreich. Die hohe Austria ist ja die „Völkeramme", wie Hamerling sie nennt und hat sich „mit vielen Vätern" eingelassen. Je weiter östlich man in dieses Land eindringt, desto größer wird das Gewirre von Völkern und Völkchen, und oft leben mehrere Stämme in buntem Gemisch, durch Sprache, Sitte und Erscheinung streng geschieden, auf demselben Boden zusammen oder eigentlich nebeneinander, denn nicht selten scheidet sie noch eine Feindschaft, die, von der Väter Zeiten als Erbe überkommen, wenig von der alten Herbheit verloren hat. Der östreichische Russine haßt den Polen — das Sprichwort hat diese Empfindung in ein geflügeltes Wort gebannt, „Tscho lach to vrach", „was Pole, das Feind", und beide haben Abneigung gegen den Magyaren, und vereinigen sich doch wieder mit ihm gegen den Deutschen. Und dennoch ist nur dieser das Blut in Austrias Körper, denn er führt Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft in alle Theile des polyglotten Landes, aber daneben auch die Bureaukratie, die oft in Bezug auf Unzuverlässigkeit, hochfahriges Wesen und Unverstand für die wirklichen Bedürfnisse der Bewohner Ostöstreichs sogar heute noch Unglaubliches leistet. Galizien, Bukowina, die rumänischen und serbischen Landstriche Oestreichs haben mit den Stammesbrüdern außerhalb der Grenzen Eines gemein, die Halbcultur. Neben Erinnerungen an eine bessere Zeit eine traurige Gegenwart, Luxus oben, Elend unten; Mangel an dem Bürgerthum, dem Träger einer sich ruhig entwickelnden Cultur; dazu einen tiefen Stand der Volksbildung und der Landwirthschaft. Neben Städten, deren Hauptstraßen den Stempel des Großstädtischen tragen, wie in Warschau und Lemberg, unsägliches Elend, und unbeschreiblicher Schmutz auf dem flachen Lande — kurz die Barbarei neben dem Raffinement.

Carl Emil Franzos hat bei Duncker und Humblot in Leipzig ein Werk unter dem Titel „Aus Halbasien" erscheinen lassen, zwei Bände Culturschilderungen aus Galizien, der Bukowina, aus Südrußland und Rumänien. Die Aufsätze haben schon bei ihrem Erscheinen in verschiedenen Zeitungen die öffentliche Aufmerksamkeit erregt. Der junge Autor trat in die literarische Welt nicht mit dem gewohnten Erröthen ein, sondern mit einem starken Selbstgefühl. Die fremdartige Scenerie der geschilderten Ereignisse, die Bestimmtheit mit der einzelne Gestalten gezeichnet waren, und das Gepräge der Wahrscheinlichkeit, alles das erregte lebhaftestes Interesse. Aber erst jetzt ist ein Urtheil über Franzos möglich.

Der Titel des Buches zeigt Geist; die Bezeichnung „Halbasien" ist ebenso kurz als schlagend und wird in der Einleitung (Bd. I S. I—XXIII) begründet. Die Stoffe der Schilderungen sind die verschiedensten. Wir begleiten den Autor auf einer Fahrt von Wien nach Czernowitz, und feiern mit ihm das Fest der Gründung der jüngsten Etappe deutschen Geistes. Dann schildert er uns die rumänischen Frauen, das Weib des armen Bauers, auf deren Schultern die Last der schwersten Arbeit ruht und die mit 40 Jahren eine häßliche verschrumpfte Greisin ist, voll von Aberglauben und dumpfer Bigotterie und voll Liebe zu Spirituosen; dann die vornehme Bojarin, gehüllt in die kostbarsten Kleider aus Paris, in jeder Beziehung das Ideal der Halbbildung, nur für die Gesellschaft und nie für das Haus und die Familie geschaffen, von krankhafter Sucht nach Vergnügungen gepeitscht, ohne jede Ahnung von ehelicher Treue und Pflicht, die übrigens der Herr Gemahl gar nicht fordert. Es sind erschreckliche Bilder, die leider auch wahr sind — und als bezeichnende Charakteristica eines absterbenden Volkes gelten können.

Und dennoch leben auch dort Menschen, und daß sie es sind, daß sie noch nicht ganz verthiert sind, das ist oft ihr Unglück. Einen solchen Fall schildert Franzos in „Jancu, der Richter" auf ergreifende Weise. Jancu war zweiter Sohn eines nicht ganz unvermögenden Bauers, mußte aber als solcher

Digitized by Google

sein Brod als Knecht verdienen und ging nach dem Tode des Vaters in die Stadt, wo er Diener bei einem Fürsten wurde, mit dem er auch Deutschland und Frankreich bereiste. Treu und ehrlich diente er seinem Herrn, und als er heimkam fand er den Bruder todt und erbte nun das große Gut. „Ein Hauswesen ohne Frau ist wie eine Schenke ohne Schnaps", sagt ein rumänisches Sprichwort. Jancu heirathet die Xenia, ein stilles, fleißiges Mädchen, die er heiß liebte. Sie arbeitete und stand ihm wacker zur Seite, pflichtgetreu, aber nie besonders zärtlich. Ein Kind setzte seinem Glück die Krone auf. Und er wurde immer wohlhabender und man wählte ihn zum Richter, trotz seiner jungen Jahre. Auf einmal aber stürzt Alles zusammen. Sein Weib liebt einen Knecht, Alexa; dieser kauft Gift von der alten Zigeunerin, der Mariula, und Xenia mischt es in eine Speise. Jancu aber hatte keinen Hunger und nur das Kind ißt davon und stirbt in Krämpfen. Er erfährt Alles durch das Zigeunerweib. Noch zweifelt er. „Ich gehe heim," so läßt ihn Franzos vor den Richtern sprechen, „lade meine Pistolen, lasse den zweiten Knecht einspannen und sage meinem Weibe: „„Ich komme erst zur Bestattung wieder."" Aber beim nächsten Feldwirthshaus lasse ich halten und gehe dann heim durch die Sturmnacht. Das Fenster der Schlafkammer ist matt erleuchtet, ich trete heran, es ist nur der Lichtschein, der vom Katafalk durch die offene Thüre fällt. Und" — der Erzähler stockt, dann schreit er mit entsetzlich heiserer Stimme auf — „fünf Schritte von der Leiche sind die Beiden beisammen gewesen! — Ich seh's, drücke die Scheibe ein, ziele und schieße, erst sie, dann er, — blitzschnell — Beide verröcheln in ihrem Blute. Dann gehe ich hinein, zerre seine Leiche fort, damit Niemand den ungeheuren Frevel dieser Beiden gewahrt. Und dann stehe ich lange und starre auf die Leichen Da kichert's neben mir: „„Brav, Jancu, brav."" Die Mariula hatte sich hereingeschlichen. Da habe ich sie erwürgt, weil auch sie schuldig war. Dann bin ich zum Thodika (einem Freunde) gegangen. — Und nun bitte ich, wäre es nicht möglich, daß mir aus Gnade die Todesstrafe wird?" Es war nicht möglich. Jancu wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in Okna verurtheilt.

Solche Stoffe, wo in tief verletzten Menschen wilde Leidenschaften losbrechen, um unerhörte Frevel zu strafen, sind die eigentliche Domäne von Franzos. Er bestrebt sich großer Einfachheit im Stile und zeichnet mit wenigen aber energischen Strichen den Conflict. Dabei versteht er es durch seine Schilderung der Staffage, den Leser langsam in jene Stimmung zu bringen, die er für das Mitleben seiner Stoffe als nothwendig erkennt. Am besten ist es im „Richter von Biala" gelungen, der in jeder Beziehung vorzüglichsten Arbeit der beiden vorliegenden Bände. Diese Skizze entrollt ein so merkwürdig phantastisches Lebensbild, daß man an dessen Wahrheit zweifeln würde, hätte es der Autor nicht verstanden, Alles durch feine realistische Züge zu beleben. Iwon — so heißt der Held der Erzählung — schildert, wie er Richter geworden ist. Abgesehen von dem fesselnden Inhalt ist die Selbstdarstellung des Berichterstatters von jener scharf umgrenzten Charakteristik, die nur ein wirkliches Talent in seine Gestalten zu legen im Stande ist.

Für die östreichischen Verhältnisse vor zwei Jahrzehnten sind die beiden Skizzen „Auch ein Hochverräther" und „Kossuth Jagden" höchst bezeichnend. Ebenso „Der lateinische Kanonier". Bekanntlich wurden Hunderte von jungen Achtundvierzigern, oft Menschen von feinster Bildung und bester Geburt, zur Strafe dafür, daß sie jung waren und Ideale hatten, „unter das Fuhrwesen gesteckt" — wie der in Oestreich gebräuchliche Ausdruck lautet — eine der niedrigsten Truppengattungen. „Der lateinische Kanonier" gehört zu diesen armen Menschenkindern, die sich in langsamen Kampfe aufzehrten, aber in der rohesten Umgebung noch den geretteten Idealen treu blieben und die Reste ihrer zertrümmerten Bildung als einzigen Trost bewahrten. Diese Gestalt trägt ganz das Gepräge der Echtheit, denn auch der Schreiber dieser Zeilen hat als Knabe mehrere dieser Unglücklichen kennen gelernt, die im geistigen Cayenne zu Grunde gegangen sind.

In einer Kritik über Franzos entsinne ich mich die Behauptung gelesen zu haben, er sei ein Ethnograph, dem der Novellist hülfreich zur Seite stehe. Dem ist nicht so. Franzos ist in erster Linie Novellist, dem der Ethnograph die Localfarben leiht. Sein Auge ist das des Dichters und obwohl er die meisten Verhältnisse, die er schildert, — die meisten, nicht alle — kennt, so hat er sie doch nie mit dem kalten Auge des Forschers, sondern stets mit dem phantasiebegabten Blick des Poeten betrachtet. Schon daß er die Landschaft eine so große Rolle spielen läßt, und sie in künstlerischer Weise als stimmungsvolle Decoration verwendet, spricht dafür. — Franzos ist einer der begabtesten jüngeren Erzähler Deutschlands — der Osten hat seine Phantasie belebt, aber dem Westen, zuerst Deutschland, verdankt er seine Bildung. Er ist nicht unbeeinflußt durch die Schule, die sich um Sacher-Masoch gebildet hat und der Byr, Vacano und theilweise Schlägl angehören, aber er ist tiefer angelegt als die zwei letztern und hat das Zeug zu einem ernsten Poeten, nicht nur formell, sondern auch inhaltlich. Aber es ist zu viel, wenn man Franzos als eine absolut originelle Erscheinung hinstellt. Das unbedeutende Talent kann man aus Wohlwollen loben, dem wirklichen gegenüber wird der ehrlich gemeinte Tadel zur Pflicht, und aus diesem Grunde verschweigen wir auch unsere Bedenken nicht. Der Autor hätte eine strengere Sichtung vornehmen sollen; wenn er die von uns genannten Novellen und novellistischen Skizzen vereint hätte, ohne zu fordern, daß man sein Buch als ethnographische Quelle betrachte, würde er die Literatur mit einem Buche von poetischem Werthe bereichert haben. So aber ist in den zwei Bänden gar Vieles, was als Feuilleton vortrefflich, aber eben nur als solches im Zusammenhang mit der Tagesgeschichte seinen Werth besaß. Zu diesem Mangel an scharfer Selbstkritik gesellt sich ein Zug, der damit in psychologischen Zusammenhange steht. Jedes Talent hat das Recht der Selbstachtung und des Selbstbewußtseins. Aber dieses Recht hat eine scharfgezogene Grenze, ist diese überschritten, so tritt die Coquetterie mit sich selbst ein, die gefährlichste Krankheit für den geistigen Organismus eines werdenden Talentes. Das „Vorwort" und die „Vorrede" haben Stellen, die einer liebenswürdigen Verbeugung gleichen, die der Autor mit verbindlichem Lächeln seinem eigenen Spiegelbilde macht. Das wirkt auf den Leser nicht angenehm und fordert energischen Widerspruch heraus.

Abhängig von dieser Schwäche und beeinflußt durch die Art der Production, die auf Vergeßlichkeit des Lesers berechnet ist, erscheint uns ein weiterer Zug. Franzos hat die Gabe, hübsche Pointen zu finden. Man freut sich an diesen witzigen Bemerkungen, so lange sie absichtslos eingestreut erscheinen. Aber der Autor wiederholt sie und spielt mit ihnen mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, und bringt sie so oft an als möglich, wodurch sie für den Leser des Buches jenen Werth verlieren, den sie für den Leser des Feuilletons hatten. Dieses Verfahren streift an Manier, von der Franzos auch im Stil nicht freizusprechen ist. Sein „Richter von Biala", der die Vorzüge des Dichters im besten Lichte erscheinen läßt, beginnt mit den Worten: „Er ist todt. Todt ist er. Nämlich mein Freund Iwon Megaga." Solche Züge wirken wie eine Runzel in einem jugendfrischen Gesichte.

Jedes Talent hat ernste Pflichten gegen sich und die erste ist, alle Auswüchse unbarmherzig zu beschneiden, damit die belebenden Säfte nicht unnütz vergeudet werden. Wenn sich Franzos von diesen Fehlern befreit und wenn es ihm gelingt zu vergessen, daß er mit seinem ersten Buche großen Erfolg gehabt hat, so sind wir überzeugt, daß er uns noch mit schönen Gaben seines Talentes erfreuen wird.

O. v. Leixner.

Digitized by Google

Historische Revue.

Von W. Pierson.

Max Duncker. „Aus der Zeit Friedrichs des Gr. und Friedr. Wilhelms III." (Leipzig. Duncker und Humblot, 1876. 579 S. 8°.)
Ferdinand Fischer. Preußen am Abschlusse der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Rückblicke auf das Jahr 1849. (Berlin. G. Reimer, 1876. 833 S. Großoct.)

Das alte Wort, die Geschichte sei eine „fable convenue", ist ganz so ungerecht nicht, wie zu wünschen wäre. Wie erschrecklich groß ist doch die Zahl der historischen Thatsachen, welche Jahrhunderte lang für richtig galten und die dann eines schönen Tages als Irrthümer dargethan wurden; wie groß ist diese Zahl, wenn wir nur an die Ergebnisse der Forschung in den letztverflossenen Decennien denken! Und wie viel Falsches mag noch unenthüllt sein! In den Familienarchiven, zumal der fürstlichen Häuser, liegt ohne Zweifel so manches Zeugniß begraben, das uns, wenn es reden dürfte, von Personen oder Ereignissen der Vergangenheit ein weit anderes Bild, als das überlieferte, geben würde. Und leider in den meisten Fällen wohl ein weniger vortheilhaftes.

Die Staatsarchive sind leichter zugänglich; aber es fehlt viel daran, daß all' das historische Material, welches sie bergen, von der Forschung bereits gehörig ausgebeutet wäre. Dazu ist die Masse des Stoffes zu groß und die Zeit, seitdem er freigegeben worden, zu kurz. Ueberdies herrscht bei den verschiedenen Regierungen ein verschiedenes Maß von Liberalität auch in diesem Punkte; die einen sind mehr, die anderen sind weniger lichtfreundlich.

Die preußische Regierung ist es glücklicherweise in hinreichendem Maße, und so dürfen wir hoffen, daß der berühmte Geschichtsforscher, der jetzt an der Spitze der preußischen Archivverwaltung steht, noch gar Manches an den Tag fördern wird, was dazu dienen kann, unsere Kenntnisse und Vorstellungen von Dingen preußischer Vergangenheit erheblich zu erweitern oder zu berichtigen.

Auch was Sybels nicht minder berühmter Vorgänger im Amte auf diesem Gebiete geleistet, ist dankenswerth. In einer Reihe von Abhandlungen — gesammelt unter dem Titel: „Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III." — erörtert Max Duncker Gegenstände, die zum Theil nicht blos den Fachgelehrten, sondern auch weitere Kreise interessiren und gelangt zu Resultaten, von denen einige bedeutend genug sind, vermerkt zu werden.

Dies gilt am meisten von der Abhandlung, in welcher die Größe des Kriegsschadens, den Preußen in dem Zeitraum von 1806 bis 13 durch Frankreich erlitt, untersucht wird. Duncker weist nach, daß Napoleon bis zum Frühjahr 1813 aus Preußen einen Betrag an Geld und Geldeswerth gezogen hat, den man mindestens auf zwei Milliarden Francs schätzen muß.

Auch die einzelnen Posten, aus denen diese Summe erwächst, haben ihr Bemerkenswerthes. Sie kennzeichnen die Rücksichtslosigkeit des französischen Raubsystems, und wenn man hinzunimmt, daß Preußen damals ein Staat von ca. 2800 Quadratmeilen mit fünf Millionen Einwohnern war, nicht den siebenten Theil der Bevölkerung und schwerlich den zwölften Theil des Wohlstandes des Frankreich v. J. 1870 besaß, so wird man die Beschädigung, welche die Deutschen im letzten Kriege den Franzosen angethan, vergleichsweise geringfügig nennen müssen.

Die Rechnung lautet so:

Vom October 1806 bis zum November 1808 hat Preußen durch Frankreich eingebüßt:

	Frcs.	Cent.
an Lieferungen und Leistungen	813,527,422.	50.
an baargezahlten Contributionen . . .	141,270,222.	82.
an Staatseinkünften, die in französische Cassen flossen	59,064,796.	92.
Latus	1,013,862,442.	24.
Transport	1,013,862,442.	24.
an Gehalten für preußische Beamte, die Napoleon vertragsmäßig zahlen sollte, aber nicht zahlte	14,321,097.	19.
durch schlechtere Ausbringung der Münzen von Seiten der französischen Verwaltung	6,430,870.	—.
durch Confiscation des Eigenthums preußischer Staatsinstitute	87,221,171.	18.
an confiscirten Waisenhaus- und Pupillengeldern	7,538,636.	89.
	1,129,374,217.	50.

Dazu vom November 1808 bis zum Frühjahr 1813:

an Contribution	103,914,318.	58.
an Lieferungen	94,628,574.	—.
Kosten des Durchzugs und Rückzugs der französischen Armee i. J. 1812 . .	309,430,000.	—.
Insgesammt:	1,175,321,061.	8.

Es sind aber die vorhandenen Nachweisungen keineswegs vollständig; erhebliche Leistungen sind überhaupt nicht zum Ansatz gebracht worden; auch hat Duncker für die vorstehende Berechnung unter den überlieferten Angaben durchgängig die niedrigsten angenommen. Er durfte also jenen gesammten Kriegsschaden mit vollem Rechte auf rund zwei Milliarden schätzen. Wohl gemerkt, den directen!

Auch die diplomatischen Verhältnisse Preußens während der französischen Occupation werden mit ungemeiner Gründlichkeit behandelt und vermittelst neuen Materials in volleres und richtigeres Licht gestellt. Es bleibt nun kein Zweifel mehr, daß Friedrich Wilhelm III. durchaus Recht hatte, wenn er bis zur York'schen Convention alle Anträge der Kriegspartei, mit seinem Ueberwinder zu brechen, ablehnte und sein Joch geduldig trug. Er hätte sich und Preußen unfehlbar vollends in's Verderben gestürzt, wenn er 1809 oder 1811 gegen Napoleon aufgestanden wäre; an Lust und Muth gebrach es ihm nicht, aber es fehlte sowohl in Wien wie in Petersburg der gute Wille zu seiner Unterstützung.

Neues enthält ferner der Aufsatz über „die Mission des Obersten von dem Knesebeck nach Petersburg" i. J. 1812. Es wird dargethan, daß Knesebecks spätere Erzählung, er habe dem Zaren jenen Feldzugsplan angerathen, der dann mit so großem Glücke ausgeführt wurde, der Wahrheit geradezu in's Gesicht schlägt. Genau das Gegentheil ist der Fall gewesen. Knesebeck hat — wozu er auch beauftragt war — dem Zaren auf's Eifrigste vom Kriege abgeredet, weil Preußen dann in der traurigen Nothwendigkeit war, sich mit Frankreich gegen Rußland zu verbinden. Und nicht er, sondern der Kaiser Alexander hat den (von Pfuel und andern Deutschen entworfenen) Plan, durch Zurückweichen die feindliche Armee tief in's Innere Rußlands zu locken, zur Sprache gebracht und vertheidigt. Knesebeck war, als er diese grobe Unwahrheit niederschrieb, bereits ein hoher Siebziger; nehmen wir zur Ehre des Generalfeldmarschalls an, daß er damals schon kindisch geworden war.

Soviel von den Forschungen, die sich auf die Zeit Friedrich Wilhelms III. richten. Was Duncker aus der Zeit Friedrichs d. Gr. Neues ermittelt hat, ist von geringerem Belang. Die Schlacht bei Kollin wird beschrieben und die Frage erörtert: Wer war an ihrem Verluste schuld? Die Antwort lautete bis jetzt: Einigermaßen Friedrich selbst. Und anders wird sie auch in Zukunft nicht lauten. Nur wird man den Antheil der Schuld, der auf einige der Generäle fällt, hinfort gerechter vertheilen.

Endlich der Aufsatz über „die Besitzergreifung von Westpreußen". Es soll darin gezeigt werden, daß Friedrich dieser Erwerbung nicht nachgetrachtet, daß, wie hoch er auch deren Werth für seinen Staat anschlug, er dennoch die Hände nicht darnach gestreckt hat. Mir scheint, Duncker hat hier allzuviel beweisen wollen. Was er wirklich beweist, ist, daß Friedrich mit größter Vorsicht und Umsicht zu Werke ging, und daß Rußland nur sehr

Digitized by Google

ungern, und zuletzt eben nur der Noth gehorchend, sich entschloß, Polen, welches es schon als seine ausschließliche Beute betrachtet hatte, mit Andern zu theilen. Wir wußten dies bereits früher, aber wir wußten es nicht so genau, wie jetzt nach Duncker's Ausführungen.

Wir sind gespannt darauf, was nächstens aus seiner Feder kommen wird. Möchte es die Zeit nach 1815 betreffen! Diese genauer zu kennen, thut uns am meisten noth. —

Ich bin kein grundsätzlicher Feind von dicken Büchern; es gibt welche, die mir gar nicht dick genug sein können. Das sind solche, wie man sie hin und wieder in schlecht verwalteten Büchereien und Archiven findet, in Schweinsleder oder Holz, oder gar in beschriebenes Pergament gebunden, in's Fach schlagend und doch noch von keinem Fachgenossen aufgestöbert. Auch Urkundenwerke, Wörterbücher, überhaupt wissenschaftliche Sammlungen mögen dickleibig sein, obgleich handliche Form sich mit gelehrtem Inhalt ganz gut verträgt. Aber Bücher unserer Zeit und für's große Publicum der gebildeten Laien geschrieben, dürfen nicht dickleibig sein, wenn ich sie nicht von vornherein mit ungünstigem Auge betrachten soll. Ich habe zu oft die Erfahrung gemacht, daß sie mehr oder weniger langweilig sind.

Wer mit einem fünfzig und mehr Bogen starken Bande das große Publicum angeht, muß indeß wohl überzeugt sein, daß das, was er bietet, wirklich sehr lesenswerth sei. Bereitet seine Arbeit uns wenig Vergnügen, so bringt sie uns vielleicht doch viel Nutzen. Bei Ferdinand Fischers neuestem Buche — Preußen im Jahre 1849 — ist dies in der That der Fall. Der Verfasser hat jene Zeit als reifer Mann mit erlebt und an ihren Ereignissen politisch handelnd theilgenommen; so ist er für Manches, was er erzählt, Augenzeuge gewesen. Dann hat er mit großem Fleiße die politische Literatur des Jahres 1849, soweit sie Preußen betrifft, und die meisten anderen Drucksachen, die zu seinem Gegenstande in Beziehung stehen, durchforscht, und verfügt so über einen sehr ansehnlichen Vorrath von Detailwissen. Die Acten, die er sich in langjährigem Sammeln angelegt, hat er jetzt veröffentlicht; will Jemand über die politischen Verhältnisse und Begebenheiten in Preußen um die genannte Zeit, über das Parteiwesen, die Stimmungen bei Hofe und in den verschiedenen Volksclassen, auch über die hervorragendsten Persönlichkeiten auf der politischen Bühne jener Zeit Auskunft und Belehrung haben, ohne selbst auf die Quellen — Landtagsacten, Gesetzsammlungen, Flugschriften, diplomatische Berichte u. s. w. — zurückgehen zu mögen, hier findet er, was er sucht.

Aber sehr erquicklich ist die Lectüre freilich nicht. Schon der Stoff hat wenig Anziehendes; Widerwärtiges hat er desto mehr. Diese klägliche Politik Friedrich Wilhelms IV. von dem Umzuge und der Proclamation am 21. März 1848 bis zur Teplitzer Reise im September 1849, und auf Seiten des Volkes erst die Excesse nach links, dann die Excesse nach rechts, nirgends ein großartiger Charakter; das Meiste grotesk oder kleinlich, überspannt oder dürftig, erfreulich im Grunde nur die Haltung der Armee und des Prinzen von Preußen.

Es hätte großer historiographischer Kunst bedurft, um einen solchen Stoff recht genießbar zu machen. Diese Kunst besitzt Ferdinand Fischer nicht. In oft ermüdender Breite zieht sich seine Darstellung hin, und die Gruppirung ist nicht eben vortheilhaft.

Eher ist es ihm gelungen, was schwer genug hält, möglichst objectiv zu schildern. Sein Standpunkt ist der liberale, doch übersieht oder beschönigt er darum nicht die Fehler und Mängel seiner Partei; im Ganzen kommt die Wahrheit bei ihm zu ihrem Rechte. Ausgenommen in einem Punkte, der allerdings sehr wichtig ist, in dem Urtheil über Friedrich Wilhelm IV. Der Charakter dieses Fürsten steht bei ihm in viel zu günstigem Lichte. Pietät ist gewiß eine hohe Tugend, aber rücksichtslose Wahrheitsliebe bleibt immer die erste Pflicht des Historikers; er soll sie mit jener zu vereinigen suchen, allein wo dies nicht möglich, da muß er den Muth haben, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Doch vielleicht glaubt Herr Fischer es wirklich, wenn er z. B. sagt: „Nicht Schwäche war es, sondern religiöser Sinn, was den König am 19. März 1848 zum Zurückziehen der Truppen veranlaßte."

Als einen Hauptgrund, weshalb er seine Arbeit veröffentliche, gibt der Verfasser im Vorwort den Wunsch an, Manches, was schon jetzt dem Gedächtnisse der Gegenwart entschwunden sei, in der Erinnerung wieder herzustellen. In der That bringt er Vieles, was des Aufbewahrens werth ist, z. B. einige Notizen über die Teplitzer Reise (auf S. 771). Auch das Ritual des Treubundes (auf S. 175) war wenigstens mir neu; diese Stelle interessirt wohl auch Andere, ich setze sie deshalb her: „Das Ritual der Arbeit und der Aufnahme war dem des Freimaurerordens sehr ähnlich. Bei der Aufnahme war in der festlich geschmückten Bundeshalle hinter dem Altare die Wand mit schwarzweißen Fahnen geziert. Auf dem Altare standen drei Armleuchter mit Kerzen, an seinem Fuße befand sich ein ruhender Löwe. Hinter dem Altare an der Wand war eine Rose befestigt, welche mit ihren Blättern ein Herz umgab, darüber schwebte der preußische Adler, der in seinen Fängen ein Band hielt, worauf die Worte: „„Mit Gott für König und Vaterland"" standen. Der Vorsitzende saß hinter dem Altare. Nachdem er die Sitzung mit feierlichen Worten, welche die Anwesenden nachsprachen, eröffnet hatte, forderte er den Wachthabenden auf, den künftigen Mitgliedern zu verkünden, daß der Augenblick ihrer Aufnahme gekommen sei. Die Aufzunehmenden ordneten sich in der Vorhalle zwei und zwei, zum Zeichen der Eintracht. Der Wachthabende klopfte demnächst an die Pforte und der Vorsitzende rief: „„In Ordnung, meine Freunde und Bundesgenossen!"" Alle Anwesenden erhoben sich und der Vorsitzende forderte den Wachthabenden auf, nachzusehen, wer da sei. Der Ceremonienmeister erwiederte: „„Es sind Treue, die um Einlaß und Aufnahme bitten."" Die Pforten wurden nun geöffnet und unter Gesang traten die Aufzunehmenden ein und wurden zum Altare geführt. Nachdem ihnen von den Bundesmitgliedern ein dumpfes „„Willkommen"" zugerufen worden war, redete sie der Vorsitzende an. Seine Worte waren im Ritual vorgeschrieben. Zugleich las er ihnen das abzulegende Gelübde vor, worin der constitutionellen Monarchie unter der erblichen Regierungsfolge des Hauses Hohenzollern unverbrüchliche Treue versprochen wurde und worin man sich verpflichtete, auf des Königs Ruf als treuer Preuße das Vaterland mit Gut und Blut zu vertheidigen und dessen Selbstständigkeit und Wohlfahrt zu schützen. Nachdem das Gelübde abgelegt und abermaliger Gesang und Zuruf der Bundesmitglieder erfolgt war, wurden die Symbole, die Rose und der Löwe, erklärt und darauf mit Gebet und Gesang die Arbeit geschlossen."

Auf S. 725 wird ein Gedicht aus jener Zeit mitgetheilt, welches die philiströse Gesinnung eines großen Theiles des Mittelstandes bezeichnet; es ist noch heute treffend, wie Jedermann bei den Landtagswahlen wird bemerken können:

„Da soll ich nun am Wahltermine,
Nachdem mein Name laut genannt,
Den Wahlmann wählen mit entschloßner Miene,
Und Allen gleich wird meine Wahl bekannt.
Das ist gefährlich, raubt mir manchen Kunden,
Und mein Verdienst ist schon gering.
Wer hat den dummen Modus doch erfunden?
Solch' Wählen ist ein böses Ding.

Der Nachbar links kauft bei mir seinen Braten,
Von dem zur Rechten hol' ich Wein und Rum,
Und Jener, weiß ich, geht mit Demokraten,
Der Andre mit Reactionären um.
Wähl' ich nun rechts, behalt' ich meine Waare,
Und wähl' ich links, bekomm' ich schlechten Wein;
Wer dacht' es, daß von unserm Freiheitsjahre
Das die Errungenschaften sollten sein?

Mit keinem Nachbar möcht' ich's gern verderben,
Ich trank mit beiden manches Fläschchen leer,
Und beide, wünsch' ich, muß ich einmal sterben,
Erzeigten mir vereint die letzte Ehr'.

Digitized by Google

Drum laß' ich Andre lieber heute wählen
Und melde zum Termin mich krank;
Die Nachbarn können mir's hernach erzählen,
Ob rechts, ob links die Wage sank."

Es sind noch mehr interessante Stellen in dem Buche, die theils zu denken, theils zu lachen geben. Aber weit öfter gähnt man oder ärgert sich. Doch das Gähnen und der Aerger sind unter Umständen gesund und heilsam. Man muß nicht blos die Geschichte seiner Triumphe, sondern auch die Geschichte seiner Mißerfolge im Kopfe haben.

Naturwissenschaftliche Revue.

Von **Carus Sterne.**

Ein Versuch, uns über die letzten Ursachen der Dinge aufzuklären, verdient ohne Zweifel in einer Uebersicht der neuerschienenen und für weitere Kreise berechneten naturwissenschaftlichen Bücher an erster Stelle erwähnt zu werden. Einen solchen Versuch stellt das Buch des Professor Philipp Spiller: Die Urkraft des Weltalls nach ihrem Wesen und Wirken auf allen Naturgebieten (Berlin 1876, Stuhr'sche Buchhandlung) dar. Wir dürfen annehmen, daß der Verfasser den Titel nicht ohne einiges Bedenken niedergeschrieben haben wird, denn was er Urkraft nennt, ist eigentlich das Gegentheil von dem, was die Physiker sonst als Kraft bezeichnen, nämlich das Dasein des sogenannten Weltäthers, eines überaus feinen Stoffes, mit welchem die ganze Welt, auch die anscheinend leeren Weltzwischenräume durchsättigt sind, so daß die Sonnen, Planeten und Nebelflecke, mit Allem was darin und darum ist, im Aether schwimmen, wie die Infusorien in einem Wassertropfen. In diesem Aether, von dem man nicht viel mehr sagen kann, als daß „er ist", weil ohne ihn nichts zu denken und zu erklären möglich scheint, haben die Physiker längst das eigentliche „Nervenfluidum" des Weltalls erkannt, durch welches die Sonnen ihre Planeten erleuchten und wärmen und das Leben auf ihnen wecken und erhalten, so daß das Wort der Bibel: „In ihm leben und weben und sind wir" darauf paßt. Der Verfasser geht aber ferner darauf aus, zu zeigen, daß man die Bedeutung dieses Allerweltsstoffes bedeutend unterschätze, wenn man ihn nur so als Zwischenträger und Medium betrachte, da in ihm vielmehr der letzte Grund aller Bewegungen, aller Formbildungen und alles Werdens in der Natur liege. Der Weltäther sei das langgesuchte, unsichtbare X der Welt, die Weltseele, Gott, wie das schon die alten indischen und einige bei ihnen in die Schule gegangene griechische Philosophen geahnt haben, ohne es näher begründen oder gar beweisen zu können. Beweisen, ja da liegt der Stein des Anstoßes, denn da die Existenz des Weltäthers selbst nur eine unbeweisbare Hypothese ist, etwa wie die Existenz der Atome und Molecüle, ohne welche auch kein moderner Naturforscher mehr rechnen kann, so scheint die Absicht, auf diese Hypothese eine zweite zu thürmen, doch sehr gewagt. Aber es ist schon ein großer Gewinn, einen solchen Gedankenbau ausgeführt zu sehen, um ihn nachdenken zu können, besonders wenn uns aus in der Sache liegenden Gründen klar wird, daß ein unmittelbares Wahrnehmen dieses ätherischen Stoffes mit den Sinnen ein Ding der Unmöglichkeit ist. Wir empfinden seine Bewegungen im Lichte, wir fühlen sie als Wärme, vielleicht als Schmerz, ihn selbst ruhend sehen zu wollen, lernen wir als widersinnig kennen.

In der Allerfüllung des Raumes mit diesem feinen Stoffe sieht nun Prof. Spiller die Grundkraft der sogenannten allgemeinen Schwere gegeben und behauptet, ein auf die gröbere Materie geübter Aetherdruck sei die Ursache, welche die formlos im Raum gestreuete Masse zu Kugeln geballt und dadurch heiß und leuchtend gemacht habe, um die damit in ihren kleinsten Theilchen erzeugten Schwingungen dann selbst durch das All zu verbreiten und auf entfernten, früher ebenso entstandenen Welten besondere Prozesse anzuregen. Die sogenannte allgemeine Anziehungskraft, die Centrifugalkraft, chemische, elektrische, magnetische Wirkungen werden uns als Aetherprozesse gedeutet; das Leben ist eine zeitweise incarnirte Aetherthätigkeit, die Seele ein im Organismus abgegrenzter, gefangen gehaltener Theil der großen Weltseele, wie schon Heraklit gelehrt hatte. Es ist dringend zu wünschen, daß des Verfassers Aufstellungen und Rechnungen von Physikern, Mathematikern und Philosophen stichhaltig befunden werden möchten, denn dann würden wir mit einem Male wissen, was die Welt im Innersten zusammenhält.

Welch' ein Palladium jenes Buch alsdann werden würde, kann wohl Niemand besser würdigen, als Ihr Berichterstatter in diesem Augenblicke, sofern er nämlich zweitens über eine Broschüre des Professor Dr. Friedrich Pfaff „Ueber die Entstehung der Welt und der Naturgesetze". (Frankfurt a/M. 1876, Zimmer'sche Buchhandlung) berichten soll. Herr Prof. Pfaff setzt darin die Naturforscher auf die äußerste, in den Abgrund des Nichts hinausragende Klippe der Forschung, er jagt sie geradenwegs an den Anfang der Welt und des Lebens und verlangt erbarmungslos hic Rhodus, hic salta: hier sage uns haarklein, wie es zugegangen, und wenn du das nicht vermagst, dann kniee nieder und bete an. Das Manöver ist wohl berechnet, um wie in einem nach den Kunstregeln ausgeführten Kesseltreiben den Haufen in den Schoß einer alleinseligmachenden Kirche zu drängen, aber wozu solche Gewaltmaßregeln? Wenn die Welt und das Leben jetzt ohne übernatürliche Einwirkung fortdauern können, wie der Herr Prof. Pfaff zuzugeben scheint, da er so eilig darüber hinweggeht und auf den Anfang losstürmt, so könnten beide doch am Ende auf dieselbe Weise entstanden sein, wie wir sie noch heute, die Welten durch das Fernrohr, die Organismen durch das Mikroskop entstehen sehen. Da erscheint mir Prof. Spillers Lehre doch unvergleichbar ehrlicher, wenn sie sagt: in diesem Lichtstrahl, in jenem elektrischen Funken, in jedem Nervenzucken äußert sich die Weltseele, hier bete an, denn wir sind in ihrem Schoße, sie in uns. Freilich strengt es viel weniger den Kopf an, zu glauben, die Welt sei aus Nichts und die Menschen aus jener Lehmsorte erschaffen, die man dem Pausanias bei Panope in Phokis mit der Erläuterung vorwies, daß sie schon vorher nach Menschenfleisch rieche, so daß die Transsubstantiation nicht gar so gewaltig schwer gewesen wäre.

Ueber das in diesen Schriften nur obenhin berührte Räthsel des Lebens und über das „geheime Gesetz", auf welches die Aehnlichkeiten der einzelnen Gestalten hindeuten, will uns eine neue provisorische Hypothese Aufschluß geben, welche der Philosoph unter den deutschen Zoologen, Professor Ernst Häckel, an Stelle der ihm nicht genügenden Theorie Darwins (der Pangenesis) aufstellt und in einer kürzlich erschienenen Broschüre (Die Perigenesis der Plastidule oder die Weltenzeugung der Lebenstheilchen. Mit einer Tafel. Berlin 1876, Georg Reimer) begründet hat. Darwin legt zur Erklärung der Erblichkeit ursprünglicher, wie erworbener Körpereigenthümlichkeiten das Gewicht darauf, daß jedesmal eine Quintessenz der gesammten Organisation bei den Eltern materiell auf das Eichen übertragen werde; Häckel will lieber den gesammten Lebensprozeß als eine complicirte Wellenbewegung, die durch äußere Einwirkungen übertragbare, formelle Abänderungen erfährt, auffassen, so daß der Stammbaum des Lebens sich bildlich als eine verzweigte Wellenbewegung darstellen ließe, die fortschreitend immer complicirter ausfällt. Es würde sich fragen, ob diese fortschreitende Veränderung des ursprünglichen Rhythmus bei der individuellen Entwicklung sich treu wiederholend gedacht werden müßte; wenn dem so wäre, fürchte ich, daß diese scharfsinnige Hypothese dem allgemeineren Verständniß größere Schwierigkeiten bereiten würde, als die vielleicht etwas zu grobsinnlich von Darwin dargelegte Pangenesis. Es scheint in der Sache zu liegen, daß die eigenartige Molecularbewegung der lebenden Materie mit ihrer chemischen Zusammensetzung genau Schritt halten müßte und in diesem Sinne würden beide Hypothesen eng zusammengehen; andernfalls würde die allerdings wohl irrige Meinung entstehen können,

Digitized by Google

Häckel wolle die aufgegebene Lebenskraft aus morphologischen Gründen neu beleben. Jedenfalls liefert das kleine, tausend Gedanken wachrufende Schriftchen wieder einen glänzenden Beleg von der nie rastenden Arbeit ihres Urhebers an den großen Räthseln der Welt und des Lebens, wie alle seine Werke, den gewaltigen Unterschied vor Augen bringend, der da besteht, zwischen dem Naturforscher und dem Naturaliensammler, dessen Lebensziel die Entdeckung neuer Curiositäten und dessen Stolz eine gute Diagnose ist.

Wenn Häckel in Folge der glänzenden Bestätigungen, die sein biogenetisches Grundgesetz und seine Gastræa-Theorie von einem Tage zum andern, selbst bei den widerwilligsten Beobachtern finden, nunmehr längst auf seine Neider lächelnd herabblicken kann, so macht uns der Verfasser der „Gedanken und Studien über den Vulcanismus" (mit dreizehn lithographischen Tafeln. Graz, Leykam-Josephsthal), Rudolph Falb, leider immer noch den Eindruck eines „Predigers in der Wüste", und diesem Umstande müssen wir das sehr bittere Vorwort zu Gute halten, mit welchem wir empfangen werden. Referent gehört nicht zu den Schuldbewußten, die es sich zu Herzen nehmen sollen, er hat im Gegentheile die Falb'sche Erdbeben-Theorie bald nach ihrer Aufstellung (1869) in einer ausführlichen Darlegung hoffnungsvoll begrüßt und kann sich mithin aufrichtig freuen, daß die junge Lehre in den letzten Jahren mehrere Feuerproben bestens bestanden hat. Falb hatte nämlich, wie einst Empedokles, auf Grund seiner Theorie mehrere Erschütterungen und Vulcanergüsse glücklich voraussagen können, so im Juni 1873 bei dem Erdbeben von Belluno in Oberitalien und einen Ausbruch des Aetna für die letzten Tage des August 1874, und die „Neue freie Presse" in Wien hat ihn beauftragt, den letzteren von ihm vorausgesagten Ausbruch an Ort und Stelle zu beobachten und feuilletonistisch zu schildern. Die von dort unter dem unmittelbaren Eindrucke der bedeutenden Lavaausbrüche und neuen Kraterbildungen, geschriebenen Artikel, die hier mit farbigen Aufnahmen des ganzen Schauplatzes und Schauspiels begleitet werden konnten und die Schilderung des Erdbebens von Belluno, dessen Wiederholungsvoraussage ihm nach dem Eintreffen ein huldigendes Sonett eintrug, bilden den epischen Theil des Buches, der Jedermann interessiren dürfte, während der didaktische und polemische Theil nur den Fachgenossen ausreichende Befriedigung gewähren möchte. Der Verfasser hat sich nämlich nicht nur seiner directen Gegner zu erwehren, sondern auch Anderer, welche seine Vulcanentheorie für eine Nachahmung der etwas früher von dem französischen Naturforscher Perrey aufgestellten, ausgeben möchten. Den Grundgedanken, daß die Anziehung von Sonne und Mond bei den periodischen Erdbeben betheiligt sein möchten, hat mehr als ein Naturforscher gehabt, unter andern Prof. Spiller, aber keiner hat diese Theorie consequent durchgearbeitet, wie Falb, dessen Ansichten außerdem in vielen Punkten der Perrey'schen diametral gegenüberstehen. Falbs Erklärung der vulcanischen Vorgänge lautet: „Gas- und Lava-Emissionen in Spalten der mindestens zehn Meilen dicken Kruste, hervorgerufen durch die Abkühlung des Erdkerns, periodisch beeinflußt durch die Anziehung von Sonne und Mond — — — erschüttern durch Explosionen und Durchbruch die überlagernden Schichten (Erdbeben) und werden, wo sich Wasser findet, derartig verstärkt, daß sie bis an die Oberfläche der Erde gelangen (Vulcan-Ausbrüche)." In diesen wenigen Worten scheint in der That die wahrscheinlichste Erklärung des ziemlich verwickelten Phänomens gegeben zu sein, und können wir nur wünschen, daß sie recht viele Leser verlocken mögen, die weitere Begründung der, durch die gefährlichsten aller Experimente, durch Prophezeiungen eintretender Paroxysmen gestützten Theorie an den Originalquellen zu studiren.

Wenn uns Falbs Studien tief in die Eingeweide der Erde zu blicken einladen, so empfangen wir in einem andern neuen Buche (Die Höhlen und die Ureinwohner Europas. Von Professor W. Boyd Dawkins. Aus dem Englischen von Dr. J. W. Spengel. Mit farbigem Titelbild und 129 Holzschnitten. Leipzig und Heidelberg 1876, O. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung) einen Führer für die kleineren Grübchen und Risse der Erdoberfläche, die wir Höhlen nennen, so weit sich in denselben ein Theil der Urgeschichte Europas abgespielt und dort seine Spuren zurückgelassen hat. Der sehr verdienstvolle Uebersetzer hat dem durchgehend wissenschaftlichen Charakter des Werkes gemäß, den Originaltitel Cavehunting durch den obigen ersetzen zu sollen geglaubt, und doch hatte auch der Originaltitel seine gute Berechtigung, denn es handelt sich hier nicht nur wirklich um eine mit der Leidenschaft des Sportsman geübte Jagd auf vorgeschichtliche Thiere und Menschen, auch ein zu der höchsten Virtuosität entwickeltes Spurendeuten und Ausgraben, wenn nicht der Füchse, so doch der alten Horste von Hyänen und anderem Raubzeuge, sondern auch noch ganz besonders um Ermittelung des Ansehens, welches Jagd und Jägerei ehemals gehabt haben. Die Höhlenuntersuchung liefert die Anfänge der europäischen Geschichte im Allgemeinen und die Urgeschichte des edlen Waidwerks im Besondern, so daß der Titel Höhlenjagd eigentlich zu beziehungsreich war, um ersetzt werden zu können. Zur Anempfehlung und Charakteristik des Buches könnten wir auf das Vorwort des Professor O. Fraas, der ja selber ein großer Höhlenjäger „vor dem Herrn" ist, verweisen, und können in der That auch nur wiederholen, daß das Buch den Rang einer classischen Leistung auf diesem Felde einnimmt, und sich sehr vortheilhaft durch die nüchterne und gewissenhafte Prüfung der Funde von den oft phantastisch ausgeputzten Berichten der französischen und belgischen Höhlenjäger unterscheidet. Auf der einen Seite kann es wie ein zuverlässiges Lehrbuch dieses sich glücklicherweise immer mehr ausbreitenden Forschungszweiges betrachtet werden, weil es ausführliche Rathschläge über das bei solchen Nachgrabungen einzuschlagende Verfahren, über die Beobachtung der Factoren, auf die es vorzugsweise ankommt, Beispiele zur Deutung schwieriger Fälle, Anleitung zur Conservation der Funde u. s. w. enthält. Andrerseits bietet es anziehende Schilderungen der wichtigsten von dem Verfasser selbst gemachten Untersuchungen, wie besonders die des Helle-Pott, der Feenkammer von Caldy, der bis in's sechste Jahrhundert unsrer Zeitrechnung bewohnten Viktoria-Höhle bei Settle, der sonst interessanten Hyänenhorste in der Wookey-Höhle und vieler andern. In der Hauptsache kommt der Verfasser zu demselben Schlusse, wie die meisten Forscher, daß wir es bei den älteren Höhlenbewohnern mit einem brachycephalen Volke zu thun haben, welches erst später von den mit Hausthieren und Ackerbau nach Europa kommenden dolichocephalen Ariern nach Westen und Norden gedrängt wurde, und wahrscheinlich in Südwesteuropa und im nördlichen Eismeer noch fortlebt. Uebersetzer und Verleger haben sich durch Veranstaltung der deutschen Ausgabe dieses zeitgemäßen Werkes in hohem Grade verdient gemacht, denn wenn auch den eigentlichen Interessenten meist das Orginal verständlich sein dürfte, so bietet doch immerhin auch das prähistorische „Jägerlatein" seine Schwierigkeiten, welche zu überwinden doch Manchem schwer fallen würde.

Die meisten der hierher gehörigen Werke aus dem Englischen und Schwedischen sind uns durch weibliche Dolmetscher (A. Passow, J. Mestorf) in mustergültiger Weise zugänglich gemacht worden und einem weiblichen Interpreten auf einem andern, ebenfalls die Naturwissenschaften nur berührenden Felde möchte ich heute noch einige Worte der Sympathie und Bewunderung widmen, der Leiterin des Albert-Vereins für Krankenpflege, die unsere Literatur um ein Buch bereichert hat, welches ich höher schätze, als Predigtsammlungen und Gesangbücher. Es sind die Erfahrungen ihres selbstgewählten Berufes der Entsagung zum Wohl leidender Mitmenschen, welche die Verfasserin als Lehrgang für angehende Krankenpflegerinnen in dem Buche: Die Krankenpflege. Theoretische und praktische Anweisungen. Mit 25 Abbildurgen. (Leipzig 1876, J. J. Weber) niedergelegt hat. Sie hat wohl in ihrer Praxis die Bemerkung machen müssen, daß die von Aerzten verfaßten Werke dieser Richtung nicht immer dem Verständniß junger Mädchen genügend angepaßt sind, und daß überhaupt Niemand die Unterrichts-Bedürfnisse der angehenden Krankenpflegerin so gut beurtheilen kann, als Jemand, der diesen Beruf selbst erwählt hat. Die Verfasserin gibt daher nach einer Einleitung über den „Dienst" am Kran-

Digitized by Google

kenbette und im Krankenhause einen wohlgelungenen Abriß der Anatomie und Physiologie des Menschenkörpers, soweit dessen Kenntniß unumgänglich erscheint, dann eine Anleitung zu den erforderlichen Beobachtungen für den Gebrauch des Arztes und zu den technischen, medicinischen und chirurgischen Hülfsleistungen, endlich im Anhange nähere Nachrichten über den Albert-Verein, der sich die hochverdienstliche Aufgabe gestellt, Pflegerinnen praktisch und theoretisch auszubilden, und für welche dieses Buch zunächst als Lehrcursus dienen solle. Solche dem Dienste der selbstlosesten Menschenliebe gewidmeten Werke haben, wie auch Gutes fortzeugend Gutes gebiert, die unbeabsichtigte Nebenwirkung, an dem Fortschreiten der Menschheit verzweifelnde Pessimisten wieder mit derselben auszusöhnen.

Die Literatur der Neuprovenzalen.

Von **M. von Szeliski.**

Man erinnert sich vielleicht in Deutschland noch der Feste, welche in den sechziger Jahren bald in Nordspanien, bald in Südfrankreich gefeiert wurden: der Verbrüderungsfeste der Catalanen und der Provenzalen. Durch sie erfuhr die Welt, daß in Europa noch eine Nation existire, welche seit dem 15. Jahrhundert von der Karte verschwunden gewesen war und die man einst die provenzalische oder richtiger die Nation der Langue d'Oc genannt hatte. Es war das eine Entdeckung, welche um so größeres Interesse erwecken mußte, als sie in dem uniformirten und centralisirten kaiserlichen Frankreich gemacht wurde.

Wortführer jener neuerstandenen provenzalischen Nation war Frédéric Mistral, der Dichter des von der französischen Akademie gekrönten provenzalischen Gedichtes „Mirèio" und des gleichfalls in provenzalischer Sprache geschriebenen „Calendau".

Was auf jenen Festen gesprochen und gesungen wurde, tönte damals kaum über die Grenzen der Festversammlungsorte hinaus. Wenn auch vereinzelte französische Schriftsteller Lärm schlugen und das Haupt jener neuprovenzalischen Renaissance, Frédéric Mistral, mehr oder weniger direct des Mangels an Patriotismus oder des Verraths an Frankreich anklagten, so sah doch das große Publicum, wie heute noch, die ganze Bewegung als eine unbedeutende, als eine träumerisch ungefährliche an. Es wußte und weiß im Allgemeinen noch nicht recht, um was es sich handelt, wenn man von der neuprovenzalischen Renaissance, von dem dieselbe tragenden Felibrige, den Felibre und ihrem Capoulié Mistral, von den Jo Flourau, dem Armana Prouvençau und ähnlichen mit unfranzösischen Namen bezeichneten Dingen spricht.

Die „Revue des deux mondes" hat allerdings in zwanzig Jahren einmal ausführlich und zweimal beiläufig Gelegenheit genommen, in vorsichtiger Weise von den provenzalischen Dichtern und Strudelköpfen zu sprechen. Sie hat, indem sie — wie recht und billig — dem Auslande gegenüber den Schein der schönsten Eintracht im Hause Frankreichs möglichst zu wahren suchte, jene jungen Leute ermahnt, es nicht zu arg zu treiben, immer hübsch an die gemeinsame Mutter, die „grande France" zu denken und nie das große Vaterland über dem kleinen zu vergessen. Der Verfasser dieser vorsichtigen und, wie anzuerkennen ist, politisch geschickt componirten Artikel, Saint-René Taillandier, hat neuerdings (Revue des deux mondes, Dezember 1875) nach dem Erscheinen von Frédéric Mistral's jüngstem Buch: „Lis Isclo d'Or" das früher Gesagte recapitulirt und den immer kecker werdenden Provenzalen nochmals väterlich an's Herz gelegt.

Freilich mit wenig Erfolg, wie es scheint, da er von einem Wortführer der Felibre, dem Grafen Ch.(rétien) de V.(illeneuve)-E.(sclapon) in einem der angesehensten Blätter des Südens, dem in Montpellier erscheinenden „Messager du Midi" (Nummern vom 5. und 6. Januar 1876) unbarmherzig heruntergemacht wird.

Wir Deutsche besitzen eine vortreffliche kleine Broschüre: „Die provenzalische Poesie der Gegenwart" von Dr. Eduard Boehmer*), Professor der romanischen Sprachen an der Universität Straßburg, — in welcher Alles, was an neuprovenzalischer Literatur im Jahre 1869 vorhanden war, gewissenhaft benutzt und vermerkt ist. Diese fleißige kleine Arbeit ist, soviel mir bekannt, die beste, welche bis jetzt über diesen Gegenstand in deutscher Sprache veröffentlicht worden ist.

Sie hat in Folge dessen, wie ich nebenbei bemerke, das Geschick gehabt, von einem Franzosen übersetzt zu werden, der zwar der Sache der Felibre wohlmeinend und auch gerecht gegen die Verdienste deutscher Forscher auf dem Gebiete provenzalischer Dichtung ist, aber leider aus mangelhafter Kenntniß der deutschen Sprache den wackern Professor Boehmer Dinge sagen läßt, die derselbe nicht einmal geträumt haben kann. Noch mehr, — man gibt ihm auch noch die übliche Einleitung mit auf den Weg, durch die der französische Leser in aller Geschwindigkeit über die schwarze Seele dieses „agent de la Prusse" orientirt wird.

Boehmer hatte nämlich vor dem Kriege den Auftrag erhalten, — so verräth die Redaction der „Revue**) der preußischen Regierung — die Provence und den ganzen Süden zu bereisen, die dortige literarische Bewegung zu studiren und zu sehen, ob nicht Deutschland irgend einen Nutzen daraus ziehen könnte. Aber — „le patriotisme à toute épreuve des Felibres réduisit à néant ces misérables manoeuvres" und der „envoyé prussien" mußte sich begnügen eine Broschüre zu veröffentlichen, welcher die schlaue Redaction das bedeutungsvolle Attribut ertheilt: „renfermant une partie de ses observations".

Seit Veröffentlichung dieser sehr knapp gehaltenen Broschüre, deren Bekanntwerden in weiteren Kreisen durch den bald darauf ausbrechenden Krieg beeinträchtigt wurde, hat meines Wissens in Deutschland nur noch ein Jesuit, der Pater W. Kreiten in den „Stimmen aus Maria-Laach" (Jahrgang 1875, Heft 1—10) die Bewegung und Literatur der Felibre einer eingehenden Betrachtung unterzogen. Und zwar geschieht dies vom „katholischen Standpunkte" aus, einem Standpunkte also, der nicht geeignet sein dürfte dem großen Publicum der Gebildeten einen vollen Begriff von jener Literatur zu geben.

Die französischen Journale beschäftigen sich absichtlich oder unabsichtlich nicht mit ihr oder hängen ihr wenigstens ein Mäntelchen um; wie dies speciell seitens der ausgesprochenen Freunde der jungen Literatur, z. B. Michel Bréal (im „Temps") und Gaston Paris (im „Journal des Débats") geschehen ist.

In den letzten fünf Jahren hat nun die provenzalische Renaissance an Kraft und Umfang gewonnen und ihren Charakter derartig ausgebildet, daß sie einer neuen und eingehenderen Betrachtung werth erscheint.

Suchen wir zunächst die Geschichte der äußeren Entwicklung in kurzen Zügen darzulegen; die eingehendere Charakteristik der Dichter, und die Würdigung ihrer Werke bleibt einem andern Aufsatze vorbehalten.

I.

Die Provence, deren Sprache zur Zeit der Troubadours die Sprache des ganzen gebildeten Europa werden zu wollen schien, bildete bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts einen staatlichen Verband von vielen edlen Herren und freien Städten unter dem mehr oder minder autoritätvollen Regiment eines Grafen der Provence, der meistens zu Arles Hof hielt, und zuweilen auch den Königstitel führte. Nach dem Erlöschen des Mannsstammes der Grafen von Barcelona und der Provence, unter denen sich die provenzalische Dichtkunst zu ihrer höchsten Blüthe entwickelt, aber freilich auch durch die Albigenserkriege den Todesstoß erhalten hatte, kam durch die Vermählung der Tochter Raimund Berengar's des Großen mit Karl von Anjou die Grafschaft an das Haus Anjou. Es folgte die Epoche der Päpste in Avignon, der Königin Johanna und darauf das Regiment der zweiten

*) Halle, E. Barthel 1870.

**) Revue de Marseille et de Provence; Februar, März 1875.

Digitized by Google

Familie Anjou, an welche Johanna die Provence legirt hatte. Der letzte Fürst aus dieser Familie war der gute König René, dessen Andenken noch heute im Herzen des Volks lebt und dem 1823 in seiner einstigen Hauptstadt Aix eine Bildsäule errichtet worden ist. Nach seinem Tode ging der Besitz der Provence auf kurze Zeit an seinen Neffen Charles du Maine und von diesem an Ludwig XI., König von Frankreich, über.

„Einst waren wir ein Volk; in Aix der König saß,
Von uns kam das Gesetz, das Recht und Unrecht maß,
Die Sprache wahrten wir, die uns Natur gegeben.
Der Sonntag Nachmittag sah leicht dahin uns schweben
Im Farandolenreih'n: es klingt das Tambourin,
Es schlägt der Fuß den Tact, der Frauen Augen glühn.
Doch eines Tages schien das stille Glück langweilig.
„„Gehn wir in Frankreich auf!"" so wünscht man. „Vorwärts!"
Eilig
Packt man als Hauptfranzos die alten Sitten ein
Und schiebt sie allesammt in den Kamin hinein.
Fahrt wohl, auf ewig wohl der Ahnenschar Gedächtniß,
Die Liebe froher Kunst, der Troubadours Vermächtniß,
Der Consuln Federhut, der freien Städte Macht,
Du Rechtlichkeit, die nie den Freund um's Geld gebracht,
Du Tugendglück von einst — fahrt wohl! Ihr seid nun Mythen;
Statt Grafen sieht jetzt Aix den Souspräfect gebieten." *) —

Die Provence behielt in dieser durch ihre Generalstaaten gebilligten Vereinigung eine große Selbstständigkeit; und so oft einer der französischen Könige dieselbe antastete, entbrannten die wildesten Aufstände und Kämpfe, in denen nicht immer die freiheitliebenden Provenzalen den Kürzeren zogen. Zwar unterjochte Ludwig XIV. eine der stolzen Städte nach der andern und zog durch ihre Mauerbreschen wie ein Sieger in Feindesland ein; aber der Unabhängigkeitsgeist der Kinder des Südens beugte sich nicht. Sie verachteten und haßten die Francimands und stießen den aus ihrer Gemeinschaft, der mit jenen eine Verbindung einging.

Ein vor kurzem verstorbener provenzalischer Historiker**) charakterisirt die Provinz, wie sie gegen Ende des 18. Jahrhunderts war, in folgender Weise:

„Obwohl drei Jahrhunderte vergangen waren seit der Vereinigung der Provence mit der französischen Monarchie, so betrachtete sich doch diese Provinz noch als unabhängig und als geschieden von dem übrigen Frankreich. Sie fuhr fort, sich wie ein freies Land zu benehmen. Das französische Idiom war zwar das einzige officielle, das einzige, das man vor den Gerichten, in der öffentlichen Verwaltung, bei Notariatsacten, in allen bürgerlichen Documenten anwenden durfte; aber außerhalb dieses Bereichs fand es sich so gut wie gar nicht vor und war in den Flecken und auf dem Lande fast gänzlich unbekannt. Die provenzalische Sprache herrschte von Alters her unumschränkt in dem Familienleben und hatte keine Nebenbuhlerin in den Angelegenheiten des gewöhnlichen Lebens. Fast immer wandten selbst die hochgestelltesten Leute in den Beziehungen zu ihresgleichen oder zu ihren Untergebenen nur eine Sprache an: die provenzalische. So wahr ist es, daß die Sprache eines Volkes, welches lange Zeit unabhängig gewesen, von allen Werken der Menschen dasjenige ist, welches am längsten lebt."

1789 noch sprach der große Provenzale Mirabeau von der „Nation provencale"; er verlangte in der Sitzung der „Etats de Provence", daß diese états nicht willkürlich durch den König und seine Minister, sondern nach dem Willen der provenzalischen Nation zusammengesetzt werden sollten. Denn diese dürfe mit Recht verlangen gehört zu werden und frei zu wählen:

„Man citire nicht jenes Testament" (von Charles du Maine), so rief der Redner, „welches Menschen wie ein Stück Erbgut vermachte. In nichts Anderem sehe ich den Rechtstitel für unsere Verbindung mit der Krone Frankreichs als in freier Wahl, ausgeübt durch ein Volk, das von seinen Rechten Gebrauch macht."

Man kennt die dem großen Revolutionsherde Paris feindliche Rolle, welche der Süden Frankreichs am Ende des vorigen Jahrhunderts spielte; man kennt die entsetzlichen Episoden jener Zeit, als Collaut d'Herbois, Barras und andere Helden des Schreckens, Marseille, Lyon, Nimes, Toulon wegen ihres Widerstandes gegen Paris zu bändigen und zu strafen unternahmen. Toulons Bürger riefen die Engländer; der alte Racenhaß, der in den Albigenserkriegen sich so blutig bethätigt hatte, schien wieder erwacht.

In dem großen Fieber des Kaiserreichs traten diese Regungen der Abneigung gegen den Norden in den Hintergrund; sie verschwanden aber nicht völlig, sondern zuckten von Zeit zu Zeit immer wieder empor: zunächst zur Zeit des „weißen Schreckens", dann unter dem letzten Bourbonenkönig, unter Louis Philipp und endlich zur neusten Zeit, — wenn auch heute nur in abgeschwächtester Form.

Das Bewußtsein, einst einen national-provenzalischen Staat gebildet zu haben, war dem Volke der Provence seit der großen Revolution fast ganz entschwunden. Der Epoche des so gerne kosmopolitische Ideen in den Vordergrund stellenden zweiten Kaiserreichs war es vorbehalten, dieses Bewußtsein auf's Neue erweckt zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

*) F. Mistral, Lis Isclo d'Or, Avignon 1876: Lou Roucas de Sisife p. 131.

**) Augustin Fabre: Histoire de Provence, Tome IV, p. 340 sq.

Notizen.

Zu Budapest tagt vom 3.—12. Sept. der achte internationale „Congreß vorhistorischer Anthropologie und Archäologie" — zu gleicher Zeit mit dem „Statistischen Congreß". Ersterer hält seine Sitzungen im Prunksaale des Nationalmuseums. Ihm zu Ehren haben Generaldirector Franz von Pulßky und Abt Dr. Florian Römer eine Ausstellung der prähistorischen Schätze Ungarns veranstaltet, die sehr reich ausfiel. Besonders die Kupferperiode — im übrigen Europa durch kaum 50 Stücke — ist hier durch mehr als 120 Stücke vertreten. Auch Graf Edmund Zichy Sohn hat Interessantes beigesteuert, z. B. ein halb Dutzend Höhlenbärenschädel. Die Anmeldungen erfolgen schon zahlreich aus Deutschland, England, Frankreich, nicht minder aus America. Den Katalog redigirt der Museumsbeamte J. Hampel.

Offene Briefe und Antworten.

Hochgeehrte Redaction!

Gestatten Sie mir einen kleinen Irrthum Ihres geschätzten Blattes zu berichtigen. Der wunderliche Dichter, welchem in dem letzten der „Sommerlichen Briefe" Beachtung geschenkt wird, ist nicht königlich preußischer Seminarlehrer, sondern Pastor. Es dürfte für die Leser der „Gegenwart" gewiß nicht ohne Interesse sein zu erfahren, daß Herr G. A. B. Schmidt-Sommerfeld bereits in dem ersten Jahre des jetzigen Cultusministeriums nach etwa zweijähriger Amtsthätigkeit am Seminar zu M. aus dem Stande der Seminarlehrer auszuscheiden veranlaßt worden ist.

Mit der ergebensten Bitte, diese Zeilen in der „Gegenwart" zum Abdruck bringen zu lassen, zeichnet mit der vorzüglichsten Hochachtung

Oranienburg, den 8. August 1876. A. B.
Seminarlehrer.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

Inserate.

Für Gelehrte und Buchhändler!

Gegen mäßiges Honorar ertheilt literarische u. bibliographische Auskunft über das **gesammte Gebiet der schönen Literatur**, besonders der ältern deutschen,

Antiquar H. Hayn,
Breslau, alte Sandstr. 8,

auf Grund seiner großen Collectionen, welche allein an **100,000 genaue Titelaufnahmen seltener und kostbarer Bücher** (meist mit Preisen), ferner das vollständige bibliographische Material aller deutschen belletrist. Schriftsteller seit **Seb. Brandt** enthalten.

Leipziger Theaterschule.

Oper u. Schauspiel: Theorie u. Praxis.

Neue Curse:

1. October. — Prospecte gratis.

Aufnahme auch zu jeder Zeit.

Bureau: Reichstr. 13. **Die Direction.**

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Wanderstudien aus der Schweiz

von **Ed. Osenbrüggen.** Fünfter Band. 8. in eleg. Umschlag. br. 4 *M.*

Inhalt: I. Thun und seine Excursionsgebiete; II. Freiburg; III. Aemter und Titel; IV. Das Schächenthal; V. Eine Landsgemeinde; VI. Die Rosenstadt (Rapperswyl); VII. Der moderne Rigi.

Verlag von **C. Bauder** in **Schaffhausen.**

Im Verlage von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Felix Dahn,

Ein Kampf um Rom.

Historischer Roman
aus der Zeit der Völkerwanderung.

Band 2. Preis 5 *M.* Band 3 ist unter der Presse.

Selten hat wohl ein Roman so großes Aufsehen erregt, und in allen Kreisen so vollen Beifall gefunden als dieser. In vollendeter Form gewährt er ein ebenso ansprechendes als vollständiges und treues Bild jener hochinteressanten Zeit der Berührung des Germanenthums mit dem sinkenden Römerreich; zeichnet in scharfen Umrissen die Charaktere der Männer und Frauen, die in ihr die bedeutendsten Rollen spielten, und giebt in poesievoller farbenprächtiger Weise eine Darstellung der germanischen Alterthümer und des Culturlebens der römisch-byzantinischen Zeit. So gewährt er neben spannender Unterhaltung einen reichen Bildungsstoff.

In Zeit von wenig Wochen wurde bereits eine zweite Auflage des ersten Bandes nöthig.

Im Verlage der **Vereinsbuchdruckerei** in **Graz** ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Byzantinische Geschichten

von
Aug. Fr. Gfrörer.

Aus seinem Nachlasse herausgegeben, ergänzt und fortgesetzt
von
Dr. J. B. Weiß,
Univ.-Prof. in Graz.

Band I. II. III.

Preis des einzelnen Bandes 8⁰, elegant broschirt 9 *M.*

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Um

Meines Lebenstages Mittag.

„Nel mezzo del cammin di nostra vita."

Terzinen
von
Wilhelm Jensen.

Ein Band kl. 8., sehr eleg. ausgestattet, mit Ornament-Vignetten und Fleurons auf Velinpapier, broch. 2 *M.*

Eleg. in engl. Leinen, mit Gold- und Schwarzdruck und Goldschnitt 3 *M.*

Richard Wagner's Musikwerke
für Orchester und Pianoforte.

Eine Faustouverture f. gr. Orch. Part. *M.* 6.—, Stimmen	*M.* 9.—.
Arrang. f. 2 Pianoforte zu 8 Hdn. von H. Hauser	*M.* 5.—.
Arrang. f. Pianoforte von H. v. Bülow	*M.* 2.50.
Polonaise f. Pianoforte z. 4 Hdn. D-dur. N. A.	*M.* 1.—.
Sonate f. Pianoforte. B-dur. N. A.	*M.* 2.50.
Menuett aus der Sonate B-dur (Perles musicales. No. 84)	*M.* —.50.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Deutsche Warte für Gesundheitspflege Eisenach.

Auf vielfache Anfragen in Betreff **unseres neuen Mehles:**

„Kraft und Stoff"

machen wir hiermit bekannt, daß für dauernde **gewissenhafte** Zusammenstellung der Name des Herrn **Stadt-Apothekers C. Kanoldt** in **Gotha** bürgt, dem die Zubereitung obliegt. In diesem **Hülsenfrüchte-Mehle** in Verbindung mit Weizen sind die stickstofffreien und stickstoffhaltigen Bestandtheile **nach dem Procentverhältnisse im Blute sorgfältig gemischt**; so führt es dem Körper die zum Gedeihen nothwendigen Eiweißstoffe zu, wie sie wenige Nahrungsmittel aufweisen. Der **hohe Nährwerth der Hülsenfrüchte-Mehle** ist neuerdings von einer wissenschaftlichen Autorität in der „Gartenlaube" in eingehender Weise dargelegt worden. — Von dem unangenehmen Beigeschmack der rohen Hülsenfrüchte vollständig befreit, **zubereitet in ¼ Stunde**, läßt **Kraft und Stoff** in **Schmackhaftigkeit** und **Verdaulichkeit** nichts zu wünschen übrig, sodaß wir es wegen seines **hohen Nährwerthes** nicht nur jedem Gesunden, sondern auch **dem Genesenden, den Bleichsüchtigen und allen Kindern vom ersten Alter an** warm empfehlen können. Gerade in letzter Hinsicht dürfen wir uns auf das Zeugniß des Herrn **Medicinalrath Dr. Carl Hassenstein** in **Gotha** und auf die Anerkennung des Herrn **Sanitätsrath Dr. Bruch** in **Cöln** berufen. — Den Preis haben wir so billig als nur möglich gestellt (**1 *M.* 30 ₰ für 1 Pfund = 36 Portionen**), um dieses ausgezeichnete Präparat als ein **Volks-Nahrungsmittel** verdienter Maßen zu verbreiten, **gegenüber der 4 mal so theuern und lange nicht so sorgfältig zubereiteten Revalenta arabica.**

Wir sind bereit, zu seiner Kenntnißnahme gegen Einsendung von 1 *M.* 50 ₰ ein Pfund-Packet **an Jedermann franco** zu übersenden. Ausführliche Prospecte, enthaltend die leichte und mannigfache Zubereitungsweise, geben wir gratis aus. — **Verkaufsstellen unserer diätetischen Nahrungsmittel** werden in allen größern Städten errichtet.

Die erste Nummer der **„Mittheilungen der Deutschen Warte für Gesundheitspflege"** gibt ausführlichen Bericht über unsere weitern Unternehmungen; dieselbe steht gratis und franco zu Diensten.

Deutsche Warte für Gesundheitspflege zu Eisenach.

Einbanddecken

zum 9. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Veit & Comp. in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. **Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.** **Druck von B. G. Teubner in Leipzig.**

Digitized by Google

№ 36. Berlin, den 2. September 1876. Band X.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Charakteristik der Arbeiterparteien. I. Von R. D. — Literatur und Kunst: Schwäbische Volkslieder. Von Schmidt-Weißenfels. — Maria Magdalena. Eine ästhetische Studie von Fr. Helbig. — Sommerliche Briefe. Bayreuth. Von Paul Lindau. — Die hundertjährige Republik. Von E. L. — Die Literatur der Neuprovenzalen. Von M. von Szeliski. II. (Fortsetzung.) — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Zur Charakteristik der Arbeiterparteien.

I.

Deutschland.

Wir haben uns bereits im Allgemeinen über den gegenwärtigen Stand der socialen Bewegung in Europa ausgesprochen. Schreiten wir nun dazu, die charakteristischen Merkmale der einzelnen großen Gruppen zu beleuchten.

Deutschland ist derjenige Staat, wo die Arbeiterbewegung an Bedeutung und Umfang am weitesten vorgeschritten ist. Die Ursachen dieser Thatsache lassen sich nur erkennen, wenn man einen prüfenden Blick auf die Geschichte der Entwicklung der deutschen Arbeiterparteien wirft.

Die socialistischen Nachklänge der Bewegung des Jahres 1848, jener Epoche, welche nicht einmal alle, den Aufschwung der modernen bürgerlichen Gesellschaft hemmenden Schranken beseitigen konnte, sind bei unserer Darstellung von keinem Interesse. Auch die in die Zeit des Wiedererwachens des deutschen Volksgeistes oder vielmehr der Wiederaufnahme der durch die Reaction unterbrochenen nationalen Bestrebungen fallende Periode der Arbeiterfortbildungsvereine hatte wenig gemein mit der die Massen ergreifenden Arbeiteragitation. Denn in keinem dieser Vereine war eine Thätigkeit zu bemerken, die auf ein selbstständiges Handeln der Arbeiter oder gar auf einen Gegensatz zwischen Capital und Arbeit hätte schließen lassen.

Die eigentliche Arbeiterbewegung in Deutschland beginnt daher erst mit dem Auftreten Ferdinand Lassalles. Dieser außerordentliche Mensch sollte der Bewegung eine Richtung und ein Gepräge geben, das sie, im Vergleiche zu den Arbeiterparteien anderer Länder, noch heute vortheilhaft auszeichnet, wenn auch die Elemente, welche sich später geltend machten, die ursprüngliche Richtung zuweilen veränderten und dadurch schädlichen Einflüssen Raum gaben.

Ludwig Büchner sagte im Mai 1863 über die deutsche Arbeiterbewegung: Der wichtigste Charakterzug derselben besteht darin, daß sie weniger an die Phantasie und an das Gefühl, als an den Verstand und das Denken appellirt und daß sie ihre Agitation mit trockenen Ziffern einleitet.

Damals machten sich allerdings noch nicht jene Dutzendführer breit, welche der Unbildung schmeicheln, die niedrigen Leidenschaften aufstacheln und die sich einbilden für das Wohl der Menschheit zu kämpfen und zu leiden, wenn sie wegen gewöhnlicher Schimpfereien oder wegen persönlicher Beleidigung der obersten Träger der Staatsgewalt zur Verantwortung gezogen werden.

Folgende Erscheinungen kennzeichnen den Grundzug der Arbeiterbewegung in Deutschland:

Wir sehen die Arbeiter von vornherein losgelöst von dem Sectenwesen, das den ersten Abschnitt der socialen Bewegung in Frankreich ausfüllt. (Die Irrfahrten einer emancipirten Gräfin und ihrer Getreuen, die aus Lassalle einen neuen Heiligen machen wollten, können wohl nicht ernst genommen werden.)

Der Boden der abstracten Doctrinen ist verlassen. Die gegebenen Verhältnisse dienen als Basis aller Aufstellungen, welche dadurch den Keim der Entwicklung in sich tragen. Die politische Agitation ist von dem Gedanken getragen, daß die gesellschaftlichen Elemente und Fragen das politische Leben beherrschen.

Heinrich Heine hatte in einem Briefe an Varnhagen von Lassalle gesagt, daß er eine neue Zeit, eine Welt repräsentire, die sich geltend machen wolle und die mit den Träumen und Illusionen der Vergangenheit gebrochen habe.

Der Einfluß einer solchen Persönlichkeit auf die Arbeiterbewegung war in jedem Falle günstiger als die Einwirkungen jener Demokraten, die, abgesehen von ihrer Verbissenheit und Voreingenommenheit, sich von ihren particularistischen Traditionen und Verschrobenheiten nicht losmachen können und — insbesondere, wenn sie im Exil gewesen sind — zumeist kein Verständniß für die Gegenwart besitzen und mit denselben Phrasen paradiren, mit denen sie vor einigen Jahrzehnten die Welt zu erlösen glaubten.

Einer jener wenigen Freunde Lassalles, die denselben nicht nachträglich verunglimpft haben, hat die agitatorische Thätigkeit des Schöpfers der deutschen Arbeiterpartei mit nachstehenden Sätzen geschildert:

„Es lag Lassalle daran, Schritt zu halten mit der Entwicklung der socialen Thatsachen. ... Seine positive That war die Anregung zur Gründung eines Vereines, der in seinem ganzen Wesen das Prinzip der Solidarität der Interessen darstellen sollte. Daher die Empfehlung einer einheitlichen Organisation und einer strammen Disciplin, wo der Einzelne im Ganzen aufgeht und die localen Interessen verschwinden. Die zeitraubenden Vereinsspielereien, die Nergeleien des individuellen Meinens und Besserwissens, die Wichtigthuereien und die davon untrennbare Erziehung von zahlreichen, untereinander rivalisirenden und sich gegenseitig befehdenden Halb-, Viertel- und Achtelgrößen, alle jene in den heutigen Gesellschaftszuständen wurzelnden Erscheinungen sollten in der großen Organisation der arbeitenden Classe möglichst ausgemerzt werden, da bei dem Kampf für die Verwirklichung des Prinzips der Solidarität die Träger desselben mit gutem Beispiele vorangehen müssen.

Digitized by Google

Diese selbstständige Partei sollte, so lange der Kampf zwischen der bürgerlichen Gesellschaft und den Vertretern des Feudalismus und Particularismus noch nicht beendigt sei, die Liberalen in solchen Fragen unterstützen, wo ein gemeinsames Interesse vorliege. —

In socialer Beziehung knüpfte Lassalle ebenfalls an die bestehende Entwicklung an, die dem Associationswesen immer größere Bahnen eröffnet. Wenn aber allen Arbeitern durch die Association geholfen werden solle, so müsse die Möglichkeit geboten werden, die ganzen Gewerke in Associationen aufzunehmen.

Nichts lag ihm ferner als die Erregung von Classenhaß. Er hatte gesagt: „„Alle tüchtigen Elemente der Bourgeoisie müssen sich zu uns halten, sie selbst muß ihre Intelligenz dazu hergeben, Euch die Fesseln von den Füßen zu feilen. Ihr dürft die Bourgeoisie nicht hassen, sie ist das Product der Zustände. Ihr selbst würdet an deren Stelle nicht anders handeln. Haltet Euch nicht an die Personen, sondern an die Dinge und sucht diese zu ändern. Ich will die friedliche Entwicklung ermöglichen und wilden proletarischen Aufständen vorbeugen.““

Es muß erwähnt werden, daß zu derselben Zeit, wo die Arbeiterbewegung in Deutschland in Fluß kam, der Drang nach nationaler Einigung einen intensiven Charakter angenommen hatte. Ueber die Art und Weise der Durchführung der nationalen Einigung war man indessen vielfach im Unklaren. Es gab damals sehr populäre Volksmänner, welche die an ihren eigenen Widersprüchen zu Grunde gegangene Reichsverfassung des Jahres 1849 wieder von den Todten auferwecken wollten. Die Jugend sehnte sich nach Thaten, sie war enttäuscht, als sie nichts als Resolutionen zu hören bekam. Viele von diesen Enttäuschten gehörten nun zu den ersten Parteigängern Lassalles.

Man weiß, daß dieser seine Mitwirkung an der Gründung der Arbeiterpartei davon abhängig machte, daß sein Programm in Frankfurt a. M. acceptirt werde.

Lassalle hätte kein schlechteres Terrain für seine Entscheidungsschlacht wählen können. Er durfte ein Verständniß für seine Ideen weder erwarten von dem verknöcherten Spießbürgerthum der alten Bundeshauptstadt, die soeben nur mit schwerem Herzen sich dazu entschlossen hatte, die Gewerbefreiheit einzuführen, noch von den in den Anschauungen des Kleinmeisterthums aufgewachsenen Arbeitern. In der geschlossenen Versammlung der Arbeitervereine des Maingaues wurde Lassalles Stimme im Tumult erstickt. Wenige Tage später beendigte er seine Rede in einer öffentlichen Versammlung, die sich mit großer Majorität für ihn aussprach. Wer hatte nun diese Entscheidung herbeigeführt? Keineswegs die „Reife“ der Arbeiter, wie sich Lassalle wenigstens damals noch einbildete. Es waren die mißvergnügten Turner, zumeist junge Kaufleute und Beamte. Sie hatten vergebens „Thaten“ von den Liberalen erwartet und sie stimmten nun für jenen Mann, der ihnen begreiflich machte, daß die politische Freiheit nur erkämpft werde, wenn ein Classeninteresse dahinter stehe. Die Blätter jener Tage haben über die damaligen Vorgänge viel Unrichtiges gemeldet, aber die Thatsache haben sie richtig referirt, daß beim Siege Lassalles die Mitglieder der Frankfurter Turngemeinde den Saal strategisch besetzt hatten und die Gegner einschüchterten.

Der Allgemeine deutsche Arbeiterverein repräsentirte sich zunächst als politische Partei in den Resolutionen über den Aufstand in Polen und die schleswig-holsteinische Frage. Diese Resolutionen waren von den Schlagworten, mit denen man früher und auch jetzt noch häufig die Massen ködert, frei. Sie waren mehr eine kritische Erörterung, als eine Manifestation des Parteigeistes. Besonders in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit zeigte Lassalle viel politischen Scharfblick. Er war fast der Einzige, der damals den Gang der Dinge mit voller Bestimmtheit voraussagte und sich von den Tiraden des Sechsunddreißigerausschusses und den Proclamationen des Augustenburgers auch nicht einen Augenblick irre machen ließ. Lassalle machte daraus kein Hehl, daß Preußen Schleswig-Holstein werde annectiren müssen, was den Demokraten der alten Schule, die sich ihm angeschlossen hatten, keineswegs gefiel. Ihr Dogma von dem „Selbstbestimmungsrechte der Völker“ wurde durch solche Manifestationen erschüttert, oder mindestens wesentlichen Modificationen unterworfen. Hatte doch Lassalle früher bereits ausgesprochen, daß ein Culturstaat das Recht habe, sich Ländergebiete zu assimiliren, die auf einer geringeren Stufe der Entwicklung ständen.

Lassalles Tod verhinderte den Ausbruch des Conflictes von dieser Seite. Denn andererseits hatte bereits sein föderalistischer Secretär gegen den „Dictator“ die Fahne der Rebellion erhoben. —

Bis dahin hatte die Partei wohl eine sehr eifrige, aber dafür sehr geringe Anhängerzahl. Sie sollte jetzt größere Dimensionen erlangen, nahm aber dabei gleichzeitig Elemente auf, die sie nothwendig von der ursprünglichen Richtung abbringen mußten.

Der kühne und nnermüdliche Lassalle war vom Schauplatze verschwunden und die privilegirten Demokraten präsentirten sich sofort als die eigentlichen Urheber der Arbeiterbewegung und machten Versuche, derselben eine „demokratische“ Basis zu geben. Unumwunden wurde gesagt, Lassalle habe die Bewegung gefälscht und borussificirt. Dies sei nur deshalb nicht früher erklärt worden, weil Lassalle sich im Kampfe mit den herrschenden Classen befunden.

Der Krieg im Inneren des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins begann; Marx, Engels, Liebknecht und Genossen erklärten alsbald Dr. v. Schweitzer zum „Verräther“, weil er schrieb: „Preußische Bajonette oder deutsche Proletarierfäuste werden die deutsche Frage lösen.“ Der harmlose testamentarische Nachfolger Ferdinand Lassalles, B. Becker, wurde in Berlin in Anklagezustand versetzt. Er hatte im Kampfgewühle sich des Ausdrucks bedient: „Marx soll sich mit seinen internationalen Associationen einbalsamiren und als toll gewordener Häring in den Schornstein hängen lassen.“ Liebknecht stellte nun in Berlin den Antrag: „Die Gemeinde beschließt, Becker als Lügner, infamen Verleumder und hoffnungslos unheilbaren Idioten aus dem Vereine auszuschließen.“ Becker konnte sich nur kurze Zeit an der Spitze der Partei erhalten. Der thätigere und geistvollere Schweitzer überwand mehrere Jahre hindurch die gegen ihn gerichteten Angriffe; sein agitatorisches Talent führte einen Aufschwung der Partei herbei, und er hielt bis zu seinem Ausscheiden fest an den Grundlagen und der Richtung, welche sich der Verein vorgezeichnet hatte.

In der ersten Zeit des Kampfes gegen den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein waren die Anhänger von Marx nur ein Generalstab ohne Armee. Liebknecht bekehrte daher die sächsischen Volksparteiler zum Socialismus. Bebel, ehemals Anhänger von Schultze-Delitzsch, machte sich an die Bekehrung der sächsischen und süddeutschen Arbeitervereine, die dem alten Verbande der deutschen Arbeiterbildungsvereine angehörten. Dieselben zögerten auch nicht länger als die Blätter die Kunde brachten, daß die Wiener Arbeiterschaft für die Socialdemokratie gewonnen worden sei.

In Nürnberg und Eisenach constituirte sich die zweite Fraction der deutschen Arbeiterpartei. Sie verschärfte den Conflict im Allgemeinen deutschen Arbeiterverein, führte aber gleichzeitig dem Socialismus frische Massen in die Arme.

Der Gegensatz gegen den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein und die von ihm verfolgte Richtung kam sofort zur Geltung in Organisation, Taktik und Ausdrucksweise. Die Organisation wurde eine föderalistische, indem sie den einzelnen Vereinen die volle Autonomie sicherte. Mit den Particularisten wurde dadurch Fühlung behalten, daß man fortwährend gegen Preußen loszog. In socialer Beziehung erklärte man sich für das am kürzesten formulirte Programm der „Internationale“, das indessen nur einige allgemeine Sätze enthielt. Nur in den Congreßresolutionen der „Internationale“

Digitized by Google

figuriren die Abschaffung des Erbrechts, des Privateigenthums an Grund und Boden ꝛc.

Carl Marx wurde gewissermaßen der Protector der neuen Partei. Er hatte soeben den ersten Theil seines Werkes „das Capital" erscheinen lassen und darin den Smith'schen Satz, daß Capital aufgehäufte Arbeit sei, in die socialistische Anschauungsweise übertragen. Was Smith im Hinblicke auf die entstehende moderne Gesellschaft sagte, das brachte Marx in Anwendung im Hinblicke auf den Gegensatz von Capital und Arbeit, der nach den Lehren des Socialismns sich aus der entwickelten modernen Gesellschaft erzeugt hat.

Als Organisator und Agitator erlangte Marx keine Bedeutung.

Der Kampf, den nun beide Fractionen gegen einander führten, hatte zunächst das eine Resultat, daß beide Theile sich anstrengten, neue Anhänger zu werben. Der Allgemeine deutsche Arbeiterverein hatte dabei stets einen bedeutenden Vorsprung. Das Ziffernverhältniß blieb auch dasselbe, als Schweitzer weniger durch seine Fehler als durch die Rivalität und den Egoismus seiner Unterführer verdrängt worden war. Aber in anderer Beziehung ging allmälig eine Aenderung vor. Beide Theile fingen an, sich an Derbheit in der Ausdrucksweise zu überbieten. Der Allgemeine deutsche Arbeiterverein wollte an Radicalismus nicht hinter den Internationalen bleiben. Die Sprache der socialistischen Presse wurde immer roher. Es gab eine Zeit, wo der „Volksstaat" den Wohlerzogenen spielte und dem „Socialdemokraten" in Berlin Anstand lernen wollte.

Beide Parteien hatten sich für die Organisirung von Gewerkschaften ausgesprochen. In diesen finden sich zunächst die Massen zusammen, da nur naheliegende Fragen und Interessen berührt werden, indem man bessere Arbeitsbedingungen zu erringen sucht. Die „internationale" Fraction that es nun nicht anders, als daß sie auch „internationale" Gewerkschaften gründete, ein Unternehmen, das jämmerlich scheiterte und scheitern mußte.

Die letzten Reichstagswahlen hatten die Stärke der socialdemokratischen Parteien klar gelegt. Das große Publicum und ebenso die Behörden des Staates machten von diesem Augenblicke an keinen Unterschied mehr zwischen den beiden Fractionen.

Die Agitation der verschrobenen demokratischen und particularistischen Elemente der „Eisenacher" hatte der Gesammtbewegung einen reichsfeindlichen Stempel aufgedrückt, wenn auch die im Jahre 1870 bei den deutschen Socialisten aufgetauchte Franzosenleckerei im eigenen Lager auf Widerstand gestoßen war.

Die nicht aufklärende, sondern maßlos aufreizende, mit den früher ausgesprochenen Prinzipien in Widerspruch stehende Sprachweise der socialistischen Presse brachte zwar die Massen rascher in Bewegung, verhinderte aber den Zufluß an geistigen Kräften und provocirte das Eingreifen der Behörden. Jedoch darf bei diesem Anlasse nicht unerwähnt bleiben, daß die plumpen Hände, deren sich in vielen Fällen die Staatsgewalt bei ihren Maßnahmen bediente, nur dazu beigetragen haben, den Charakter der socialistischen Bewegung zu verschärfen.

Diese Verhältnisse und der Umstand, daß bei den letzten Reichstagswahlen die bedeutenderen Wortführer beider Fractionen der Arbeiterpartei in's Parlament gewählt wurden, somit an der ersten Grenze ihres persönlichen Ehrgeizes anlangten (für weitere Candidaturen mußte man schon zu halben „Bourgeois" oder sehr untergeordneten Worthelden greifen), haben die Einigung der socialistischen Partei und damit eine Erhöhung ihrer Expansivkraft herbeigeführt. Der in Hamburg bestehende oppositionelle Verein ist viel zu klein, um diese Thatsache abschwächen zu können. Er hat noch keinen Führer gefunden und seine Opposition beschränkt sich auch lediglich auf Fragen der Parteitaktik und der Organisation. Die sogenannten Hirsch-Duncker'schen Gewerkschaften entwickeln keine lebendige Action, daher ihre gänzliche Ohnmacht gegenüber der socialistischen Bewegung. Wir glauben deren Charakter nun zur Genüge gekennzeichnet zu haben und wagen es nur noch die Hoffnung auszusprechen, daß die Gesetzgebung auf socialem Gebiete Alles thun möge, was dazu dienen kann, die sociale Bewegung in Deutschland in Bahnen zu lenken, in denen sie an der Fortentwicklung des Reiches in gedeihlicher Weise mitwirken kann.

K. P.

Literatur und Kunst.

Schwäbische Volkslieder.

Von **Schmidt-Weißenfels.**

In Süddeutschland ist das Liedersingen eine viel stärkere und mehr charakteristische Eigenthümlichkeit des Volks als in Norddeutschland; es ist geradezu Bedürfniß der großen Masse, welche sich von den Rücksichten auf städtisch-gesellschaftliche Anstandsvorschriften wenig berührt fühlt und sich in ihrem Empfinden und Gebahren giebt wie sie ist. Gern thuen sich die Männer auf dem Lande — und um speciell von Württemberg zu reden, so ist dort Alles außerhalb Stuttgarts, und selbst hier noch vielfach, im Charakter des Ländlichen — zu einem Gesangverein zusammen und ziehen dann Sonn- und Feiertags in ein benachbartes Dorf, um sich bei Aepfel- und Birnenmost harmlos an den einstudirten Chorgesängen schwäbischer Volkslieder zu vergnügen. Es sind dieselben freilich in diesen Vorträgen, namentlich durch Silchers Compositionen, aus ihrer ursprünglichen melodiösen Einfachheit schon zu einer mehr künstlerischen Vervollkommnung gebracht worden. Aber die Burschen machen nicht leicht einen der beliebten Ausflüge in die schöne Natur des Landes, ohne solche echte Volkslieder in der schwäbischen Mundart und ungeschult in ununterbrochener Folge, mit wie ohne „Zopf", loszulassen. Nichts Ungewöhnliches auch, im Eisenbahnwagen den württembergischen Soldaten, der auf Urlaub geht, die Zeit der Fahrt durch ungenirtesten Sologesang solcher Lieder sich vertreiben zu hören. Man kann nicht behaupten, daß das Eine wie das Andere zu den Genüssen zu rechnen sei für denjenigen, der unfreiwillig diesen Ausbrüchen voller Herzen oder Köpfe beiwohnen muß; denn der Volksgesang ist an sich überall eintönig und wird in diesen Fällen gewöhnlich ohne Ansprüche auf Wohlklang und Kunst nur zur eigenen Beglückung geleistet. Reizvoller ist es schon, Sonntags oder Abends nach der Arbeit die Bauermädel zu belauschen, wenn sie Arm in Arm den Rain im Felde, nahe beim Dorfe, abwandeln und sich dabei bescheiden, mit heller Stimme und natürlichem Sinn für das Schöne, der auch der einfachsten Weiblichkeit eigen ist, ihre Lieder zu singen. Verlegen fallen sie in ein Piano, wenn der Fremdling ihnen neugierig in die Gesichter guckt, um wie im Lerchenschlag aufzujubeln, wenn die Gefahr wieder vorüber ist.

Von hohem Interesse ist es, bei einem Volke, wie dem schwäbischen, welches so viele noch unverfälschte Eigenthümlichkeiten gegenüber der sonstigen und sich erweiternden Verflachung deutschen Volksthums aufzuweisen vermag, seine Lieder zum Vergleich mit seinem Charakter und seiner Innenwelt zu nehmen. In ihnen, insoweit sie echte Perlen sind, die nicht nachträglich von der Kunst ihre Fassung erhielten oder für den Salongebrauch fälschlich in den Mund der Bauern gelegt wurden, spiegeln sich Empfindungen und Denkweise eines so urwüchsig gebliebenen Stammes in einfachen und doch farbenreichen Bildern.

In seinen Grundzügen hat natürlich das schwäbische Volkslied die Eigenschaften gemein mit der Volksdichtung überhaupt. Immer ist dieselbe einfach und ungesucht im Inhalt, wie in der Form und in der Sangweise. Sie hält sich an das Nächste und Natürliche, an den Ausdruck der alten Sitten, vermeidet die Reflexion und empfindsame Naturschilderungen, erzählt die Be-

Digitized by Google

gebenheit schlicht und eigentlich sehr prosaisch, und schildert die Personen in durchaus realistischer Art. Die Pointe liegt in dem seelenvollen Klang, der aus der Tiefe des Volksgemüths vernehmbar wird, in der dramatischen Entwickelung einer Darstellung und in der Art, wie sich die Moral die Tonart in den einzelnen Liedern sucht. Häufig wird die Pointe auch gar nicht ausgesprochen, sondern ergibt sich von selbst aus dem Gedankengange der Dichtung, oder aber wird durch Wiederholung einer besonderen Verszeile markirt. Die Sprache ist diejenige, wie sie im Munde geführt wird, und einfachster Art sind die Verse, oft völlig regellos und willkürlich gebaut. Irgend ein geweckter Kopf oder ein lebhaft angeregtes Gemüth hat das Lied erdacht und gereimt; es ist hier und da zum Vortrag gebracht worden und hat gefallen, weil es der Anschauungs- und Bildungsweise der besonderen Genossen, engerer Kreise oder der Gesammtheit entsprach, die dann wohl Einzelnes darin nach ihrem Geschmack abänderten, das Bild faßlicher, die Ausdrücke mundgerechter machten. So pflanzte sich immer weiter das Lied im Volksmunde fort, ohne daß sein Autor jemals genannt und gekannt wurde, ja ohne daß er selber von der Zukunft seines Werkes, und wie es sich nach und nach weitergestaltete, meist etwas erfuhr. Sehr häufig mahnen aber besondere Strophen an den Ursprung, z. B. „Wer hat denn dieses Lied erdacht? Zwei Grenadiere auf der Wacht", oder „Ein Waidmann in der Nacht". Ferner findet man verschiedene Texte desselben Sinnes in verschiedenen Gegenden des Landes, die von diesem unmittelbaren Antheil des Volks an seinen Dichtungen Zeugniß geben. In den Sammlungen von Brentano (Wunderhorn), von Simrock, Uhland, Hoffmann von Fallersleben, Fiedler, und besonders interessant in derjenigen blos schwäbischer Volkslieder von Ernst Meier sind solche Veränderungen und Textverschiedenheiten vieler Volkslieder sorgfältig verzeichnet. Ja, dieselben werden dann auch oft in die höhere Gesellschaftsregion importirt und nach deren Ansprüchen durch Kunstdichter umgeformt. So liegt Hauffs bekanntem Liede „Morgenroth, Morgenroth — Leuchtest mir zu frühem Tod", das in Schwaben volksthümliche Original: „Ach wie bald, ach wie bald — Verliert die Schönheit ihr Gestalt" zu Grunde, und ähnliche Verfeinerungen sind mit vielen anderen Volksliedern vorgegangen. Umgekehrt sind dann auch Versuche gemacht worden, Kunstdichtungen durch Anpassen an den einfacheren Geschmack der Menge und in deren Mundart in das Volk zu bringen, ohne daß ihnen jedoch der Charakter wirklicher Volkslieder auch im günstigen Falle zuzusprechen wäre.

Bringt man die schwäbischen Volkslieder in nähere Beziehung zum schwäbischen Volkscharakter, so geben sie zunächst durch ihren Inhalt zu erkennen, wie wenig Sentimentalität und Verdüsterung, wie überwiegend Heiterkeit, gemüthvolle Beschaulichkeit und Schalkhaftigkeit den Grundzug dieses Charakters bilden. Selbst in den ernsten Balladen, in denen der Tod eine Rolle spielt, wird der tragische Fall durchweg als ein natürliches Vorkommniß im Menschenleben behandelt, über welches man sich weiter nicht in Jammer ausläßt. Die fromme Legende mahnt daran, daß im Volke ein tiefer religiöser Sinn vorherrschend ist. Als die romantische Person erscheint in den älteren Dichtungen vorzugsweise der Ritter und der Graf in einer Liebesgeschichte; das Ringlein wird darin mit Vorliebe in seiner symbolischen Bedeutung behandelt. Auch der Jägersmann tritt gern noch in einem Schimmer der Romantik auf, wogegen der Soldat, der Knabe, der Bauernbursch, der Knecht und die Mädchen sich zumeist nur den realen Verhältnissen des Lebens gegenüber befinden und im vollen Licht der Wirklichkeit ihre Handlungen begehen und ihre Empfindungen austönen. Eifersucht, Verführung, Untreue, Liebesleid ist der Hauptinhalt der Lieder. Auffällig ist aber die Armuth an historischen Liedern und Sagen, trotzdem Schwaben doch gerade für Beides ungemein reichen Boden bietet. Während sonach das Volk in seiner Innenwelt davon sehr wenig berührt sein muß, hat gerade die Kunstdichtung sich mit Glück und Eifer dieses Stoffes bemächtigt. Daß auch, z. B. im Gegensatz zu Preußen, zu Oestreich, selbst zu Bayern, ein localer Patriotismus politischer Richtung nur unbedeutend das Gemüth des schwäbischen Volks von jeher bewegt hat — obwohl namentlich der Altwürttemberger einen großen Stammesstolz besaß und besitzt — dies beweisen die Soldatenlieder, die doch am ehesten die Formen für derartigen Inhalt hätten darbieten müssen. Kaum eine Spur von specifisch württembergischen Ehrgeiz oder militärischem Selbstbewußtsein tritt in diesen Gedichten zu Tage, die doch Soldaten gemacht haben und die noch heute von den Soldaten des Landes gesungen werden — Beweis genug, wie wenig volksthümlich der particularistische Militarismus des deutschen Kleinstaats und dessen nur dynastische Politik gewesen. Entsprechend dem schwäbischen Volksgefühl im vorigen Jahrhundert drückt sich in den Soldatenliedern aus jener Zeit vielmehr Respect und Sympathie für den alten Fritz und seine preußische Armee aus. Farbenreicher sind dieselben dann aus der Napoleonischen Zeit, namentlich aus dem russischen Feldzug, in dem auch die Württemberger zu Tausenden hingeopfert wurden. Doch der Protector des von ihm geschaffenen württembergischen Königreichs wird darin immer nur als strafwürdiger Erbfeind behandelt:

Hochmuth wird von Gott bestraft,
Denn es steht geschrieben:
Kaiser der Napoleon
Der muß unterliegen.
Engeland und Spanien
Thun Victoria singen.
Frankreich muß verrissen sein,
Sonst gibt's keinen Frieden.

Unter dem jungen württembergischen Kronprinzen Wilhelm die Franzosen besiegen zu helfen, mit allen andern Deutschen zusammen, dies gewährt dann auch den Württembergern Genugthuung. Sie fühlen sich durchaus immer nur als Deutsche:

Der General schickt seinen Trompeter hinein, (nach Paris)
Was Napoleon sich bildet ein,
Ob er nicht Frankreich wolle ergeben?
Er soll sich resolviren.
Wir Deutsche stehen so stark davor,
Wir wollen's bombardiren.

Eine viel ausgeprägtere nationale Tendenz tragen die neueren Lieder an sich, die gegen Napoleon III. und auf die deutschen Hoffnungen während des Krieges von 1870 gedichtet wurden. Im Uebrigen sieht der Schwabe den Soldatenstand zumeist als einen Rückzug aus einer Verzweiflung über unglückliche Liebe an, oder er begrüßt ihn auch wohl als ein Mittel, dem feudalen Bauernthum zu entrinnen, welches ihn noch heute im Oberlande und Schwarzwald als jüngeren Sohn des Gutshofes eigenthumslos läßt:

Sollt ich einem Bauern dienen
Und mein Brod im Schweiß verdienen,
Bruder, nein, das will ich nicht!
Lieber will ich bei Kanonen,
Im Gezelt und Lager wohnen,
Wo das Stück wie Donner kracht,
Liebe Brüder, gute Nacht!

Ermunternde Abschiedslieder bei der in einzelnen Theilen Württembergs sehr stark betriebenen Auswanderung nach America sind dort nicht minder verbreitet. Der Grund dazu ist nicht verhehlt:

Denn die Freiheit ist verloren
In dem ganzen Europa,
Darum, Brüder, laßt uns reisen
Nach America, la la la.

oder:

Hier hat man täglich seine Noth
Und kaum ein Stücklein schwarzes Brot;
Vollauf zu leben hat man da
Im schönen Land America.

Digitized by Google

Im Handwerkerstand wieder bietet die Wanderzeit mit ihren Abenteuern und Freuden den Inhalt zahlreicher Lieder. Dem Leben entspricht es, daß ein Handwerk das andere verspottet. Der Jäger preist so seinen Stand, aber auch der Wilderer seine Lust, sich den Rehbock verbotener Weise zu erlegen. Humorvoll werden Leid und Sorge im Ehestand behandelt, die Zanksucht der Frau und die Lüderlichkeit des Mannes; mit Vorliebe auch häusliche Scenen, die aus der Untreue des Weibes entspringen. Der Bauer kommt z. B. vom Feld nach Haus, ei, ei! Im Hofe da stehen Pferde eins, zwei, drei; „Gelt", ruft er sein Weib, „Du Luder, jetzt kommst herfür!" — Lieber Mann, sagt sie, was willst von mir? Das sind ja meine Milchkühe, die Mutter schickt sie Dir. — „Milchkühe mit Sattelgeschirr? O Wind, Wind, Wind!

Ich bin ein armer Ehemann
Wie's viele andere sind."

So findet der Bauer dann ferner Säbel in der Stube — Bratspieß, meint sie, wären's; auch Mäntel — für Grastücher gibt sie sie aus; Stiefel — Milchhäfen, behauptet sie; endlich die Reiter selbst im Bett — Milchmägde sollen es nach ihren Worten sein. Da nimmt der Bauer das Ellenmaß, ei, ei! Und gab der Bäurin Prügel eins, zwei, drei.

„Gelt, Du Luder, jetzt kommst herfür!"
Lieber Mann, was willst von mir?
Und gab der Bäurin Prügel
Drei oder vier.

Lange nicht so jähzornig wie der Bayer, ist der Schwabe doch schnell erbittert und schimpft alsdann seine Flüche hervor; thut als wolle er alles „verschlagen", wenn's nicht nach seinem Kopf gehen soll, bis er sich bald darauf doch wieder beruhigt. Auch in den Volksliedern bringt er in seinem Zorn gleich Alles um. Oder als Freund von viel Essen und viel Trinken — Saufen, heißt's nur im Volksmund — lobt er sich Schweinefleisch, Kraut und Salat und seinen Landwein, und malt sich den Himmel mit den Genüssen solcher Mahlzeiten und Schoppen. Denn viel essen und trinken können ist ihm Ehre, ein Rausch keine Schande:

Und wenn i gestorben bin,
Woll mir der Herr Meßner singa:
Du bist der Sauf-aus,
Mit Dir ist's jetzt aus,
Du liegst in deinem Grabe darinna!

oder:

Mit dem Hanswurstel will i au no raufa;
Er sait: er könn' besser saufa.
Wir wöllen's probira
Beim Wein und beim Bier,
Wem es besser schmeckt, mir oder dir.

Dann wieder zeigt er Reue über sein verschwendetes Leben, oder lobt seine Zufriedenheit mit sich und sein Gottvertrauen.

Die Liebe zur Natur und die zum andern Geschlecht bildet natürlich in unzähligen Stimmungen den Gegenstand der meisten Volkslieder und so herzig und schlicht tönt sie sich in ihnen aus, daß sie den Grundcharakter eines Volkes, welches ein lebhaft und gern bewegtes Gemüthsleben führt, reich illustriren. Eine gesunde Sinnlichkeit, die sich auch in heuchlerischer Prüderie nicht zu maskiren sucht, kennzeichnet die Jugend und ihre Liebesverhältnisse und das Ziel der Wünsche wird in falscher Scham nicht verheimlicht. Auch darin sind die Volkslieder charakteristisch. Sie geben die Innigkeit der Geständnisse, die Neckerei und das Schmollen, die Versöhnung und die Eifersucht wieder, wie sie in diesen Verhältnissen zum Ausdruck gelangen; aber ungescheut und ungeschminkt auch die sinnliche Lust, welche das Liebesleben begleitet.

Der Mann hat oftmals durch üble Erfahrungen in der Liebe oder aus Sorge um's Brod das Lieben und Heirathen abgeschworen, verachtet die Mädchen und fühlt sich glücklich im Junggesellendasein; aber das Mädchen ohne Schatz und ohne Aussichten auf die Ehe macht sich argen Kummer darüber. Ist es auf der Kirmeß gewesen und hat es dort sein Verlassensein schmerzlich empfunden, so singt es wohl:

Mei Muoter mag mi net
Und kein Schatz han i net,
Ei, warum stirb i net?
Was thu-r i da?

Noch die alte Jungfer kann ihre Sehnsucht nach einem Manne nicht unterdrücken. Die jungen Mädel aber, die im Hause sitzen, wählen in Gedanken den Mann, bei dem sie sich einmal das angenehmste Leben wünschen, oder träumen überhaupt davon, unter die Haube zu kommen. Spinn, mahnt die Mutter im Schwarzwald, damit sie ihrer Tochter durch den Verkauf des Linnens Schuh oder Kleid, Strümpfe oder Schürze kaufen könne. Das ist dem Töchterchen wohl ganz lieb; aber es geht ihm mit der Arbeit doch nicht gut vom Fleck, als bis ihm die Mutter endlich sagt:

Spinn, spinn, meine liebe Tochter,
Dann kauf i Dir en Mann . . . .

da ruft sie freudig aus:

Ja, ja, liebe Muoter,
Da bist Du recht dran.
Dann kann ich spinna, dann mag ich spinna,
Dann thut mir mein Finger ja nimmer so weh.
Dann kann ich spinna, dann mag ich spinna,
Dann g'schieht mir kein Arbeit mehr schwer!

Kürzer, treffender, aber auch derber, drücken sich alle diese verschiedenen Stimmungen des Volksgemüths, alle diese Wünsche, Hoffnungen und Neigungen, in den sogenannten „Schelmeliedle" aus, ein mit den bayrischen Schnaderhüpfeln verwandtes, viel verbreitetes, in immer neuen Improvisationen sich vermehrendes Geschlecht. Frisch und stark klingt sich darin der Naturlaut aus und in diesen kurzen Verslein ohne Kunst spiegeln sich Denkweise und Sitten des schwäbischen Volks in der mannigfaltigsten und ergötzlichsten Art. Da macht sich der Saufaus Lust:

Wann i lüderlich bin,
Was geht's ander' Leut an?
Frau Wirthin, schenk sie ein,
Daß i austrinka kann.

Die Gewerksstände necken sich:

Und dreizehnt halb Schneider
Wiegen vierzehnt halb Pfund,
Und wenn sie's net wägen,
So sind sie net g'sund.

Altbeliebt ist die Beziehung handwerksmäßiger Verrichtungen zum Liebesleben und die Erotik macht sich darin oft am allerderbsten Luft:

Mei Vater ist a Jäger
Und a Jäger der bin i,
Mei Vater schießt dia Hirsche
Und dia Mädle dia schieß i.

Die Mädel mit ihren Mängeln und Untugenden zu necken, sind die Schelmeliedle besonders bestimmt; sie sind die Xenien, die sich das Volk zuwirft:

Ei Mädle, Deine Wade,
Dia g'fallet mir so — Heidildum,
Ei Mädle, Deine Wade,
Dia gefallet mir so wohl.

Digitized by Google

Wenn i Deine Wade sieh,
Moin i, i sieh en Besestiel;
Ei Mädle, Deine Wade,
Dia g'fallet mir so wohl.

Oder:

Du hoffährtigs Mädle
Was bild'st Du Dir ein?
Du hast a paar Batza
Und dia sind net Dein.

Verliebte Wünsche umschwirren fort und fort die Bauernmädchen; aber auch der boshafte Spott verfolgt sie, wenn sie in diesen Kämpfen zu deutlich den Kürzeren gezogen haben:

Gestern Abend hat a Mädle
So jämmerlich g'weint:
Sia sei koine Jungfer mehr
Hat sia gemeint.
Aber Du lieb's Mädle,
Des ist mir nix neu's,
Solche gibt's mehr als wie
Ratten und Mäus.

Man wird natürlich aus all solchen erotischen Auslassungen, die ja echt volksthümlich sind, keinen falschen Schluß auf die Sittlichkeit der Gesammtheit der schwäbischen Mädchen ziehen dürfen. Wie sie durchweg ja in hohem Maße durch ihr bescheidenes, natürliches Wesen dem Bilde echter deutscher Sittsamkeit entsprechen, so charakterisirt das Volkslied in seiner Naivetät unverfälscht den Sinn für Liebe, der dem südlicheren Volksstamm lebhaftes Bedürfniß ist, und der sich in einzelnen Personen, wie überall, bis zur Selbstvergessenheit mächtig zeigt. Auf dem Lande gelten, wie schon erwähnt, überhaupt nicht die prüden Begriffe von Tugend, ohne daß deshalb die Tugend an sich nicht ebenso rein und keusch inmitten ihrer Kämpfe mit der sinnlichen Begehrlichkeit bliebe. Sie unterliegt aber auch, und das Volkslied läßt sich nicht nehmen auszusprechen, wie das Volk darüber denkt und fühlt. Es lobt weniger die guten, die inneren Eigenschaften, als daß es die sinnlich wahrnehmbaren sich zum Gegenstand nimmt. Im Volke ist nur diese Auffassung die verständlichste; vom Realismus fort erhebt sich der Sinn in die Region natürlicher Ideen. Wenn das Volkslied dabei die ganze Scala des Liebelebens bis zu den Verirrungen und Enttäuschungen durchläuft, so knüpft es eben nur an Fälle an, die überall vorkommen und in den Augen des Volks als Einzelerscheinungen auffielen, indessen zur Beurtheilung der allgemeinen Sittlichkeit an und für sich nicht als Maßstab dienen können.

In dieser Auffassung erscheint auch die Erotik der einfachen Mädchen des Volks lediglich als natürlicher Ausdruck des Volksthums. Sie nehmen die Liebe nicht als unverständliches platonisches Herzensbedürfniß, sondern als sinnliche Vermittlung zum inneren und äußeren Glück.

Das Mädchen erinnert sich des letzten Tanzes mit dem „Schätzle" und beglückt sich mit der Versicherung, daß er sie am besten im Kreise geschwenkt; er hat ihr einen Kuß gegeben „und der hat mi geschmeckt", so sehr, daß sie nach dem nächsten sehnsüchtig begehrt.

In alledem spricht sich nur unverfälscht aus, was Empfinden und Gedanken des Volks in allen Kreisen sind. Wie es sich ausspricht, das gibt aber die Charakteristik eines bestimmten Volksthums und in dieser Beziehung muß der Werth geschätzt werden, den der Schatz der echten schwäbischen Volksdichtung darstellt.

Maria Magdalena.

Eine ästhetische Studie.

Die Frau, welcher bekanntlich Goethe beim Wettritt nach des Bösen Haus einen Vorsprung von tausend Schritten gibt, hat schon um dieser liebenswürdigen Schwäche ihrer Natur willen stets ein größeres Anrecht auf Gnade sich erworben. Es war vor Allem die christliche Kirche, welche ihr dieses Vorrecht im reichen Maße verschaffte. Großmüthig öffnete sie der Gefallenen Beichtstuhl und Kloster. Und sie gewann dabei, denn sie eroberte sich an diesen Frauen „mit schmerzvollen Herzen" und zermartertem Gewissen ihre gläubigsten Anhänger. Sie waren der Demuth, dem Glauben, der Askese in gleicher Weise wie der unternehmenden Liebe weit zugängiger und zugethaner als die gewöhnlichen Durchschnittsnaturen, die ängstlich sich auf geradem Wege hielten. Warum also sie nicht aufnehmen unter den Mantel der christlichen Liebe? War ihnen doch Gnade von Anfang an verhießen. „Gehe hin und sündige nicht wieder; Dein Glaube hat Dir geholfen!" Dies Wort des Herrn hat ihnen denn auch die Kirche in verschwenderischer Weise zu Gute kommen lassen. Selbst ihre Heiligen waren vordem oft arge Sünderinnen gewesen. Der große Glaube hatte die große Sünde ausgeglichen, tiefe Reue, harte Buße, fromme Worte hatten das Uebrige noch dazu gethan und am Herdfeuer der christlichen Liebe wandt sich um das geläuterte Haupt der Strahlenschein geheiligten Märtyrthums. Das Vor- und Musterbild dieser reingewaschenen Sünderinnen ist die biblische Figur der Maria Magdalena.

Sie ist jedoch zu dieser typischen Bedeutung erst im Wege der kirchlichen, nachbiblischen Legendenbildung gekommen. In den Evangelien findet sich ihre Erscheinung nicht in einheitlicher Gestalt vorgezeichnet. Das für den ihr geweihten Kalendertag bestimmte Evangelium ist das Capitel sieben des Evangeliums Lucas. Dort heißt es nun: „Es war ein Weib in der Stadt, die war eine Sünderin. Da die vernahm, daß er (Jesus) zu Tische saß in des Pharisäers Haus, brachte sie ein Glas mit Salbe und trat hinten zu seinen Füßen und weinete und fing an seine Füße zu netzen mit Thränen und mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen und küssete sie und salbte sie mit Salben." Als dann der Hauswirth, Simon der Pharisäer, sich darüber verwundert, daß er dies Weib zu sich lasse, von der er als Prophet doch wissen müsse, daß sie eine Sünderin sei, antwortete ihm Jesus mit dem Gleichniß von dem Wucherer, der seinen Schuldnern die Schulden erläßt und unter diesen doch naturgemäß die größere Liebe da zu erwarten habe, wo er am meisten verschenkt hat. Das sei denn auch der Fall bei dem Weibe, die ihm weit mehr dargereicht habe als er, Simon. Denn er habe ihm noch nicht einmal Wasser gegeben zu seinen Füßen, jene aber habe seine Füße mit ihren Thränen genetzt und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet; er habe noch nicht einmal sein Haupt mit Oel gesalbt, diese sogar seine Füße mit köstlicher Narde. „Derohalben", fährt dann der Meister fort, „sage ich Dir: Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt; welchem aber wenig vergeben wird, der liebet wenig." Dann wendet er sich zu der Sünderin selbst und spricht: „Dir sind deine Sünden vergeben. Dein Glaube hat dir geholfen. Gehe hin mit Frieden!" Den Namen dieses Weibes verschweigt der Evangelist. Erst im darauffolgenden Capitel wird erzählt, daß unter etlichen Weibern, die Jesus auf der Weiterreise im Lande von bösen Geistern und Krankheiten geheilt habe, sich auch Maria, die da heißt Magdalena, befunden habe. Aus ihr seien sieben Teufel ausgefahren. Diese Maria Magdalena ist mit jenem salbenspendenden Weibe nicht für identisch erklärt. Während nun Matthäus auch von einer Maria Magdalena berichtet, aus der sieben Teufel ausgetrieben worden seien, erzählt er übereinstimmend mit Marcus weiter von einem Weibe, die im Hause Simonis des Aussätzigen die Salbung des Herrn vorgenommen habe. Dieses von den genannten Evangelisten ebenfalls nicht mit Namen bezeichnete Weib salbte aber nicht wie jene Sünderin bei Matthäus die

Digitized by Google

Füße, sondern goß die Salbe auf das Haupt. Sie verrichtet diese Handlung auch nicht um ihrer Sünden willen, sondern aus Verehrung für den Meister, deshalb ruft ihre That auch nicht die Gnade verkündende Rede des Meisters hervor, sondern nur das Murren der Jünger über die Verschwendung der kostbaren Narde. Erst Johannes gibt diesem Weibe einen Namen, indem er sie als die Schwester des Lazarus und der Martha, Namens Maria bezeichnet und bei der Erzählung die Lucas'sche Variante des Füßewaschens und Haarabtrocknens einmischt.

Die christliche Legende hat nun diese von verschiedenen Personen getragenen Einzelhandlungen zusammengefaßt und auf eine Person übertragen, eben jene Schwester des Lazarus. Sie erscheint ihr als jene Sünderin, die dem Herrn die Füße salbt, sie mit ihren Thränen benetzt und mit ihren Haaren wieder trocknet, die er dann wegen ihrer Reue und gläubigen Verehrung als entsühnt entläßt und von ihr dann später die sieben Teufel, welche in der christlichen Ethik als die sieben Todsünden figuriren, austreiben läßt. Sie ist dann wieder dieselbe Maria Magdalena, welche Jesus auf seinem letzten Gange begleitet, mit den beiden anderen Marien, der Mutter Christi und deren Schwester, unter dem Kreuze steht und die dann weiter Spezereien kauft, um den Leichnam des Herrn zu salben, das Grab geöffnet und leer findet, weinend von zwei Engeln, dann von Jesus selbst begrüßt wird und dessen Auferstehung den Jüngern verkündet.

Die Legende verfolgt dann ihre Spur noch weiter. Sie läßt sie in Ephesus als Märtyrerin sterben, dort begraben werden und ihre Gebeine unter Kaiser Leo im Jahre 890 (!) nach Constantinopel übersiedeln.

In den geistlichen Schauspielen des Mittelalters wird die Sinnlichkeit, die üppige Weltlust als charakteristisches Moment der Magdalenenfigur festgehalten und dabei in einen drastischen Gegensatz zu dem einfach stillen, tugendhaften Wesen ihrer Schwester Martha gebracht. In Begleitung gleichgearteter Genossinnen singt sie ein „üppig" Lied auf die Freuden der Welt. „Ihre Genüsse," heißt es darin, „sind süß und angenehm; ich will ihnen huldigen, unbesorgt um alles Uebrige; ich will meines Leibes pflegen und ihn schmücken." Sie kauft sich bei den Krämern Schminke, die „ihre Wänglein röthe" und wohlriechende Salbe für ihren Leib. Der Refrain des Liedes ist eine dreiste Herausforderung: „Seht mich an, junger Mann, laßt mich Euch gefallen." Dann erscheint ein Engel und verkündet das Nahen des Meisters, der die Sünden der Welt vergebe. Magdalena hört nicht auf die Botschaft, sondern beginnt immer wieder von Neuem ihr üppiges Weltlied; selbst noch als der Bote des Himmels zum zweiten und dritten Male wiederkehrt. In einem anderen Stücke übernimmt ihre Schwester Martha das Amt der Warnerin, erfährt aber dabei eine ziemlich schnöde Abfertigung. Ich weiß wohl, sagt ihr die im frivolen Tanze sich bewegende Schwester, das ist Dein größtes Leid, daß Du einst nicht so fröhlich gewesen bist wie ich. Nun bist Du alt und grau; Dein Leib ward Dir von Alter kalt. „Geh hin, spinn Deinen Rocken, daß Dich der Teufel pocke."

Auf die dritte Warnung folgt dann immer die innre Umkehr der Magdalene in rascher und ziemlich unvermittelter Weise. Sie erhebt bittre Klagen über ihr vergangenes sündenvolles Leben, scheucht die herbeigelockten Liebhaber, legt Trauerkleider an und kauft jetzt köstliches Salböl nicht mehr für sich, sondern für den Meister und Herrn, von dem ihr der Engel gesagt, daß er sie erlösen werde von ihren Sünden. Sie wirft sich dem Nahenden zu Füßen. „Jesus, Trost der Seele mein," ruft sie ihn an, „laß mich Dir empfohlen sein. Ich bin eine große Sünderin. Ich habe gesündigt allzuviel, über alles Maß und Ziel. Es thut mir das aber innerlich leid; erzeige mir Deine Barmherzigkeit und löse mich von der Missethat, dazu mich die Welt gebracht hat. Ich will fortan die Sünde lassen und in Deiner Lehre bestehn." Hierauf folgt die Sündenvergebung in den Worten der evangelischen Ueberlieferung.

Es ist selbstverständlich, daß in der eigentlich antiken Welt ein solcher Charakter nicht denkbar ist. Das Leben in der Sinnlichkeit war hier noch naturgemäß. Der Zustand war kein sündiger, er war naiv. Der Magdalenencharakter verdankt vielmehr seine Entstehung erst dem Christenthume. So war es auch die christliche Kunst, die seinen Cult wesentlich mit förderte. Es wimmelt in der Malerei von „büßenden Magdalenen". Aber gerade auf dem bekanntesten und berühmtesten aller Magdalenenbilder, dem Correggios, kommt eigentlich das Charakteristische der Figur am wenigsten zur Erscheinung. Zwar ist dieser üppig volle Leib der in einem stillen Waldthale vor einem aufgeschlagenen Buche liegenden Schönen „zum Sündigen" wie geschaffen, aber die Merkmale eines solchen, wenn auch bereits der Vergangenheit angehörigen Zustandes, treten nirgends hervor. In diesem sanften Gesicht prägt sich weder sinnliche Erregtheit, noch Reue und Zerknirschung aus. Alles darauf und rings umher athmet Ruhe und Frieden. Wenn die Sünde in dieser Seele wirklich einmal Eingang fand, so ist sie auch bereits überwunden, auch über das Stadium der Reue hinaus überwunden und in das letzte einer ruhigen innern Beschaulichkeit übergetreten. Und doch erinnert das neben der Figur stehende Salbengefäß daran, daß wir es in der That mit der biblischen Maria Magdalena zu thun haben.

Auf dem ebenfalls in der Dresdner Gallerie befindlichen Bilde von Batoni prägt sich das Magdalenenhafte weit stärker aus. An die Stelle der Harmonie, Ruhe und Ordnung tritt hier eine für die Sündhaftigkeit charakteristische Unordnung, Lotterigkeit und Unruhe der Contraste. In der ganzen Coquetterie der Lage, in dem schlotternden Busen, den scharf contourirten Gliedmaßen des immer noch reizenden Körpers treten die Spuren der Sünde lebhaft zu Tage. Dazu stimmt auch die äußere Scenerie. Es ist kein stilles einsames Waldthal, in dem die Sünderin ihre Buße vollzieht, sondern eine mit ausgedörrten Schädeln und Knochen ornamentirte Todtenhöhle. Auch hier wie auf einem ähnlichen Bilde von Adrian Werfft ergibt sich die Sünderin der rettenden Lectüre. Der spanische Maler Ribera, ein Liebhaber gräßlicher Motive, versetzt die Sünderin an den Rand ihres eigenen offenen Grabes, wie sie knieend das weiße Todtenhemd aus der Hand eines Engels empfängt. Bei Anderen, wie bei Rubens und Franciscini, treffen wir sie auf der Grenzscheide zwischen ihrem alten und neuen Leben, bei der Einkehr ihrer innern Umkehr. Sie hat ihren Schmuck von sich geworfen; Perlen und Geschmeide sammt dem Sinnenschmeichler, dem Spiegel, liegen verstreut oder zertrümmert am Boden; das thränenfeuchte Auge richtet sich nach oben.

Daß das Magdalenenthum denn auch in der Profandichtung sich eingebürgert hat, darf uns wohl kein Wunder nehmen. Es erscheint in den verschiedenartigsten Metamorphosen. Da entäußert sich eine Lady Milford ihres mit der Sünde eroberten Schmuckes und zieht von der Erkenntniß wahrer Liebe geläutert in die selbstgewählte Entbehrung. „In deine Arme werf ich mich, Tugend; nimm sie auf deine reuige Tochter — Nichts als mein Herz begleite mich in die stolze Verweisung." Da klammert sich Gretchen im Faust an den Glauben, sucht Erbarmen und Gnade in ihrer Noth bei der Mater dolorosa und wird — gerettet. Und wieviel Thränendrüsen setzte einst nicht jene Kotzebue'sche Eulalia (in „Menschenhaß und Reue") sammt ihren vielfachen Nachbildern in Bewegung, die sich durch Reue, selbstgeschaffene Entbehrung und werkthätige Barmherzigkeit die Verzeihung und das abgewendete Herz des betrogenen Gatten wieder eroberte. Während diese Alle noch in den Fußtapfen ihres biblischen Vorbilds stehen, verzichtete die romantische Schule mit dem Prototyp der Schlegel'schen Lucinde schon auf die Auflösung des Magdalenenproblems. Sie setzte an die Stelle der gemeinen oder christlichen eine rein ästhetische Ethik, und feierte mit dithyrambischer Begeisterung die künstlerisch drapirte „schöne Situation". Indem sie in der Liebe die harmonische Verschmelzung des Geistigen und Sinnlichen, die Einheit des ganzen Menschen erkannte, konnte sie natürlich eine Ertödtung des Sinnlichen durch die Ueberhebung des Geistes nicht zulassen. Und als dann der hinzutretende Mysticismus daraus gar die „himmlische Venus" gebar, war nunmehr eine sittliche Rettung gar nicht mehr vonnöthen. Auch die „Emancipirten des Fleisches" kamen leicht über

Digitized by Google

die sittliche Klippe hinweg. Diese Magdalenen der Emancipation, welche die ganze neuere Literatur, namentlich soweit sie von Frauenhänden getragen wird, durchirren, entsühnen sich selbst, indem sie den Fluch von sich ab und auf die unnatürlichen Verhältnisse des modernen Culturlebens wälzen. Mit bittrer Ironie verfolgt Hebbel in seinem Drama „Maria Magdalena" die Consequenzen dieses Gedankens. Obwohl es den Namen der biblischen Magdalena auf dem Titel führt, erscheint es dennoch eher wie eine Satire auf die altbiblische Trägerin dieses Namens. Es ist nicht die Kränkung des innern sittlichen Bewußtseins, es ist vielmehr die Kränkung des äußern bürgerlichen Ehrbegriffs, um welche sich die bewegenden Angeln des Stücks drehen. Diese Ehre, die gute Meinung der Welt sich zu retten, wenn auch nur dem Scheine nach sich zu retten, da in Wirklichkeit ja das Verlorene nicht wieder zurückgebracht werden kann, das ist der leitende Gedankenträger, den diese Hebbel'sche Clara-Magdalena, die Tischlerstochter, ebenso beherrscht, wie die Personen ihrer ganze Umgebung. Auch nachdem sich die Unmöglichkeit herausgestellt hat, diesen Schein zu retten, ist es wiederum nicht der Magdalenische Gedanke der innern Buße und Reue, welcher nunmehr eintritt, sondern eben nur eine neue That der Scheinrettung — der Selbstmord.

In der That kann aber auch unsere moderne Zeit das Problem des Magdalenenthums nicht mehr wohl in der Weise wie früher lösen. Klöster und Beichtstuhl sind wenigstens der protestantischen Welt entrückt, aber auch in der katholischen haben sie an Macht verloren. So sind es fast nur noch die Geisteskinder der frommen Gräfin Hahn-Hahn, die an der Hand ihrer schwärmerischen Mutter nach einem wildbewegten Leben zuletzt in der entsühnenden Luft stiller Kreuzgänge sich regeneriren. Selbst der frommgläubige Sänger der einst so gefeierten Amaranth hat für die sündige Ghismonda, die freilich mit der Wollust noch den Unglauben verband, nur ein unversöhnliches Anathem.

Zwar scheint uns A. Meißner in seinen „Pariser Elegien" wenigstens in Bezug auf die dortigen Gesellschaftszustände eines Andern zu belehren, aber wenn er da auch singt:

Sünderinnen von Fach', wie Magdalena und Andre,
Stürmten den Himmel dereinst, wär' es jetzt minder der Fall?
Unter erotischem Pfühle liegt schön das sammt'ne Gebetbuch
Und ein blinkendes Kreuz ziert eine schneeige Brust.
Tanz sogar und Gebet sind nicht so entsetzlich geschieden,
Wie ein Philister vielleicht, ein oberflächlicher, meint;

so besteht doch ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen alten und neuen Magdalenen, indem hier zwischen Sünde und Reugebet nicht wie bei jenen ein Nacheinander, sondern ein höchst eigenthümliches Nebeneinander besteht.

Auf dem Boden derselben Gesellschaftszustände entsprangen auch jene Cameliendamen nach dem Muster von A. Dumas Sohn, die bei aller Frivolität und sittlichen Verwilderung doch ein „gutes Herz" besitzen und sich bewahrt haben, das sie zur Resignation auf ein seitheriges schuldiges Leben im Großen gegen ein unschuldiges Leben im Kleinen befähigt und sie in den Stand setzt, ihre weit verzettelte Liebe auch einmal zu concentriren. Auf sie findet in der That jenes biblische: „Sie hat viel geliebt, darum wird ihr viel vergeben" seine wirklich treue Anwendung. Vor ihnen schreitet nicht das Gespenst der Reue händeringend einher, vielmehr bewegen sie sich mit der Naivetät der Unschuld auf dem schlüpfrigen Boden ihres schuldvollen Lebens, und nicht der Glaube ist es, der die sittliche Einrenkung der aus den Fugen gegangenen Seele übernimmt, sondern wieder nur die Liebe. „Sie liebt Dich sehr, Armand, das gute Mädchen", heißt es am Schlusse jenes ebenso berühmt als berüchtigt gewordenen Dumas'schen Dramas. „Schlummre in Frieden, Marguerita, Dir wird verziehen, denn Du hast viel geliebt." Daß diese modernen Magdalenen schließlich fast sämmtlich am gebrochenen Herzen, oder medicinisch genauer ausgedrückt, an der Schwindsucht sterben, scheint dabei doch wohl mehr eine Folge ihres frühern ausschweifenden Lebens zu sein, als eine Folge ihrer letzten Entsagung.

Daß eine andere Species dieser Gattung statt in's Kloster in die Ehe tritt, um dort ihre sittliche Wiedergeburt zu feiern, darf uns sicher da nicht auffallen, wo die Ehe selbst als eine sittliche Fessel, als eine widerrechtliche Beschränkung der persönlichen Freiheit begriffen wird.

Deutsche, von einem tiefern Sittengesetz geleitete Dichter, wie z. B. Berthold Auerbach in seinem Romane „Auf der Höhe", suchen ihren schönen Sünderinnen den verlorenen sittlichen Halt im Wege der innern Beschaulichkeit, durch philosophische Reflexion und seelische Selbstbekenntnisse wieder zu erobern. Sie suchen dazu für ihre Heldinnen stille entlegene Alpenthäler, einsame Sommerfrischen auf und kommen darin ihrem biblischen Vorbilde wieder ziemlich nahe. Sie verflüchtigen sich dabei ganz in's Absolute, sie gehen zuletzt ganz auf in dem von ihrem geistigen Vater bevorzugten philosophischen Systeme. So gipfeln bei Auerbach-Spinoza die Reflexionen seiner Gräfin Irma in den Worten: „Ich fühl's, ich lebe in der Ewigkeit. Ich bin in Gott." — —

Indeß hat die neuere deutsche Literatur auch eine poetische Wiedergeburt des alten Magdalenenoriginals selbst wiederholt unternommen. So taucht sie namentlich in verschiedenen Dramen der Neuzeit auf, welche sich die Figur des Judas Ischarioth zum Helden erkoren haben. Sie steht hier gemeiniglich in intimen Beziehungen zu diesem Sündesverwandten. Er ist ihr Verführer gewesen. Nach dem harten Gesetz Judas soll sie — wie wir das in einem Drama von Gensichen lesen — um dieser Versündigung willen gesteinigt werden, wird aber durch Christi Vermittlung gerettet. Ihm wendet sich nun fortan ihr Herz in schwärmerischer Verehrung zu. Sie will nun ihren Leib, der sich „von Natur der Hölle eignet", zum Tempel Gottes weihen. Vergebens sucht ihr Judas diesen „unglückseligen Wahn" wieder auszureden. Sie verschmäht ihn und es ist ganz im Stile moderner Emancipationstheoretiker, wenn er dabei ausruft: „Manch schöner-jungfräulicher Mädchenleib wird solcher Schwärmerei zum Opfer fallen und Du, die erste aller Schwärmerinnen, wirst als ein unerreichtes Ideal gepriesen werden, als Vorbild gelten, wie man methodisch sich ermorden soll."

Auch in dem Drama „Ischarioth" von Elise Schmidt, das seiner Zeit eine gewisse Berühmtheit erlangte, haben neben der Armuth die Liebe des Judas und seine weltverachtenden, stets materialistisch-atheistisch gefärbten Lehren Magdalena zur Hetäre gestempelt. Sie geht auf des Judas eignes Geheiß zu Pilatus, dem allmächtigen Herrn in Juda, und wird dessen Geliebte in der Nebenabsicht, ihn zu beherrschen und damit Gewinn für ihr Volk zu erzielen. Sie erreicht dies nicht, fühlt Reue, wendet sich zu dem neuen Propheten, der eben unter dem Hosiannahrufen des Volkes in Jerusalem seinen Einzug hält, und wird in Folge dessen von Pilatus verstoßen. Sie flieht in die Wildniß, dort kommt über sie die Erkenntniß und die Reue. Sie ist voll Verzweiflung. Da naht ihr der neue Messias mit Worten des Trostes. Sie gewinnt tiefe ideale Verehrung für ihn, bezwingt durch ehrliche Arbeit die sündigen Gedanken und „umklammert in nächtigem Gebet und Händeringen den ewigen Gott". So innerlich geläutert hat sie Kraft gewonnen, den erneuten Andrängen des Judas Trotz zu bieten. Eine begeisterte Anhängerin des neuen Propheten zieht sie nach dessen Kreuzestode in die Wüste. „Laß meine übrige Zeit ein Dankgebet sein," ruft sie der Schwester Martha scheidend zu, „ein reiner Ton, herausgerissen aus der verstimmten Melodie des Menschenlebens."

Luise von Plönnies läßt in ihrem mehr von Ideen als realen Figuren getragenen „geistlichen" Drama Maria Magdalena die Genannte sich sogar zur griechischen Helena wandeln. Das Kind einer griechischen Mutter und eines jüdischen Vaters empfindet sie, Wittwe eines ungeliebten Mannes geworden, einen tiefen Sehnsuchtsdrang nach der mütterlichen Heimat, wo nicht beschränkt von starren Satzungen der freie Cultus der Schönheitsgöttin blüht. Sie wirft den Wittwenschleier ab und folgt unter den Verwünschungen ihrer Familie einem schönen Griechen in das Land ihrer Mutter. Dort richtet sie, zur „Helena" umgewandelt, mit ihrer Alle bezaubernden Schönheit gewaltiges Unheil an. Dadurch in dem Glauben an die Wahrheit dieses Schön-

Digitized by Google

heitscultus beirrt, geht sie in Folge eines Ausspruches des von ihr befragten Orakels wieder zurück nach Judäa. Dort gewinnt sie den wahren Glauben und wird von Christus, dessen Träger, entsühnt. Sie harrt bei ihm aus bis zur letzten Stunde, wird Zeugin seiner Auferstehung und zieht als „Lebensbotin" hinaus in die Welt.

Gerade die neueste Zeit hat uns eine der bedeutendsten Bearbeitungen der Magdalenenlegende gebracht. Es ist dies das Drama „Maria von Magdala" von Julius Löwe*), der schon in seinem Drama „Ruth" einen biblischen Stoff mit Glück bearbeitet hatte. Das Stück ist etwas zu breit veranlagt, führt zu viel Personal in die Scene und vertieft sich in zu viel abseits der eigentlichen Handlung liegendes Detail, ist aber durchgehends von großer, poetisch verklärter, vornehmer Auffassung und es ist namentlich auch mit die Absicht dieser Skizze, auf dasselbe aufmerksam zu machen.

Wir erfahren da, daß Maria, die wunderschöne Tochter einer armen Hirtenfamilie in Galiläa von dem Griechen Ptolemäus, dem Hauptmann der fürstlichen Leibwache am Hofe des Herodes Antipas, der ihr die Welt seiner Wunder erschloß und sie mit allem Zauber heidnischer Schönheit berauschte, verführt und verlassen worden ist. Als die Verstoßene arm und elend in die elterliche Hütte zurückkehrt, trifft sie der Fluch des Vaters, nur die Mutter nimmt sie verzeihend auf in ihrem Herzen und schützt sie auch wider den Bruder, einen strenggläubigen Hebräer, der die Unreine aus dem Vaterhause verstoßen will. „Zeige mir Bruder", ruft die Geächtete, „eine Buße. Es muß Gnade sein für eine Menschenseele, die zu Gott will." Der Bruder weist sie nach der Wüste, die Mutter aber lenkt ihr Hoffen auf den verheißenen Messias, den sie einst als Kind in der Krippe zu Bethlehem geschaut.

Sie vergräbt sich in die Einsamkeit. Da trifft auf die an sich und ihrem alten Gotte Verzweifelnde, die eben ihren Verführer schnöde entließ, Johannes der Täufer und verkündet ihr das Nahen des Herrn. Als sie dann mit jenem zugleich sich am lastervollen Hofe des Antipas gefangen befindet — ihre Gefangennahme ist ein Act der Eifersucht der ehebrecherischen Herodias, der Gemahlin des Antipas, welche dem Ptolemäus nachstellt — sucht sie die verbuhlte Fürstin zu bekehren und bietet zuletzt ihr eigen Haupt für das des Täufers. „Tödtest Du ihn", ruft sie, nachdem ihre Lehre vergeblich war, ihr zu, „stirbt doch die Wahrheit nicht. Hundert Häupter wachsen nach."

Aber mit dem Tode des Johannes bricht auch rasch das Verhängniß über das in Sünden vergrabene Herrscherhaus herein. Herodes Antipas, der Brudermörder, flucht der eigenen Gattin als der Anstifterin des Mordes. Diese selbst verliert die Selbstbeherrschung. Jenes Kind, um dessentwillen ihr früherer Gatte Herodes einst die furchtbare Blutschuld des bethlehemitischen Kindermordes über sein Geschlecht gebracht, lebt noch und ist zum wunderwirkenden Messias geworden. Es pocht vernichtend an des Hauses Pforte. Auch Ptolemäus bekennt jetzt offen sich zu ihm. Er lernte „durch Magdalena die Gottheit ahnen". Johannes, der Jünger, bringt der Mutter Mariens die Botschaft, daß Christus, dessen Füße diese in Demuth gesalbt und sie mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet, ihr die Sünde ihres einstigen Wandels um ihres Glaubens willen vergeben habe. Auch der Verführer Ptolemäus naht der wieder Freigewordenen schamvoll, gebeugten Hauptes, Entsühnung suchend. Maria reicht ihm versöhnt die Hand. Auch sie ist mit ersehen zur Trägerin des christlichen Erlösungswerkes — ein fast zertrümmertes Gefäß hat Er mit neuer Kraft erfüllt. Das ganze hohe Wesen seiner die Menschheit bräutlich umfassenden Lehre ist ihrem Geiste in tiefem Verständnisse aufgegangen. Sie gibt derselben einen prophetischen Ausdruck: „Gott ist uns Bruder worden, Allmacht Schwester — die Weisheit spielt mit uns — ein stilles Meer der Liebe — alle Sterne spiegeln sein Bild — in ihm versunken ruh' ich."

Wir sind hier gewissermaßen wieder bei Auerbach angekommen. Auch diese Löwe'sche Fassung hat, wenn sie auch noch den christlichen Namen und Rahmen trägt, etwas Pantheistisches.

Diese Lösung des Magdalenenproblems ist nicht blos die modernste, sie ist, so däucht es uns, auch wohl die poetisch höchste. In dem Aufgehen in dem großen welterlösenden Liebesgedanken, in dem Einswerden mit der Gottheit verflüchtigt sich die kleine menschliche Sinnenschuld. Der einzelne disharmonische Klang löst sich auf in der Harmonie des Weltalls.

Fr. Helbig.

*) Gotha, Perthes 1876.

Sommerliche Briefe.

Bayreuth.

Ihr Wunsch, meine Verehrteste, ist mir Befehl. Sie sind ja so bescheiden! Was verlangen Sie denn von mir? „Da Sie den Bayreuther Aufführungen mit Aufmerksamkeit beigewohnt haben" — schreiben Sie — „so wird es Ihnen eine Kleinigkeit sein, mir auf die folgenden Fragen, deren Beantwortung mich interessirt, Bescheid zu geben: Wie war es in Bayreuth? Ich meine, wie war die Gesellschaft, die sich dort zusammengefunden hatte? Merkte man, daß viel bedeutende Menschen vereinigt waren? War die Temperatur geistreicher als wo anders? Platzten — ich hasse das Wort „platzen", aber es geht ja doch nicht anders — platzten also die Geister auf einander, hörte man viel treffende Urtheile, schlagfertige Witze, tiefsinnige Bemerkungen? Wurde gesprüht? Und wie waren die Toiletten? Hatten sich die Damen für Sonne oder für Gasbeleuchtung gepudert? Welche Damen waren die schönsten und die geschmackvollsten? Waren die Confessionen gleich vertheilt, dominirte das christliche Germanenthum oder that sich das Judenthum in der Musik hervor? Um welche Zeit pflegte man sich die Seidel an den Kopf zu werfen? Und welchen Eindruck haben Sie von dem Kunstwerke empfangen? Billigen Sie die philosophische Idee, die dem Ganzen zu Grunde liegt? Was halten Sie überhaupt von der Verneinung des Willens? Sind Sie der Ansicht, daß die Auflösung der alten Opernform in den recitirenden dramatischen Gesang mit orchestraler stimmunggebender Begleitung wirklich zukunftsreich ist? Glauben Sie, daß nun wirklich eine neue nationale Kunst geschaffen ist? Welchen Rang wird der „Ring der Nibelungen" unter den deutschen Kunstwerken einnehmen? Und wie denken Sie sich das Verhältniß Wagners zu Beethoven, Alexander dem Großen, dem Papst Gregor und Bismarck? Was finden Sie überhaupt bedeutender, Bayreuth oder Sedan? Auf der beifolgenden Postkarte bitte ich Sie mir zu antworten und bin einstweilen mit freundlichem Gruße ꝛc. ꝛc."

Mit wahrem Vergnügen versuche ich Ihren gütigen Befehlen zu folgen und werde also in diesem Briefe mich ausschließlich mit Bayreuth in seiner culturhistorischen, philosophischen und künstlerischen Bedeutung befassen. Die Postkarte sende ich Ihnen daher beifolgend zurück, da ich Postkarten nur sehr selten und ungern benutze.

Ich will damit gegen die Einrichtung selbst durchaus nichts einwenden. Zu geschäftlichen Notizen, zu Bestellungen an Handwerker ꝛc. sind diese Karten ja sehr praktisch. Ueberhaupt sind die Verbesserungen im Postverkehr ganz unvergleichlich, und Stephan gehört zu den wenigen wunderthätigen Heiligen, an die ich wirklich glaube. Aber nichts ist vollkommen auf dieser Welt, klagt schon Heine.

„Am Fuß verwundbar war der Sohn der Thetis
Und Alexander Dumas ist ein Metis."

Also auch Stephan ist nicht vollkommen. Die Hetzjagd, die er z. B. gegen gute, allgemein verständliche, längst eingebürgerte Fremdwörter eröffnet hat, ist mir nicht recht begreiflich. Ich be-

Digitized by Google

trachte die Bereicherung der deutschen Sprache durch das Wort „Einschreibbrief" als einen mäßigen Gewinn. Aber was hat das auf sich, wenn man bedenkt, welche segensreichen Reformen der Mann durchgesetzt hat! Da verzeiht man ihm auch manche Absonderlichkeit und manche Schwäche.

Für segensreich halte ich auch die Postkarte — aber ebenfalls nur unter gewissen Beschränkungen.

Ich könnte Ihnen da gleich eine schöne Geschichte von einer Postkarte erzählen, um Ihnen den Beweis zu geben, daß derartige Dinge doch nur mit Vorsicht zu gebrauchen sind, daß glückliche Ehen dadurch gesprengt, Väter entehrt, Mütter verlassen, Nachkommenschaften vermindert werden, aber das würde mich, — da ich, wie gesagt und wie Sie auch schon bemerkt haben werden, ausschließlich mit Bayreuth mich beschäftigen will — zu weit führen.

Ueberhaupt mit dem „zu weit führen" ist es so eine Sache. Da hatte ich einen Freund. Er war Beamter, Lehrer — Schwimmlehrer, wenn Sie nichts dagegen haben. Du lieber Gott, jedes Handwerk nährt seinen Mann; und wenn man an einen Schwimmlehrer denkt, braucht man ja nicht gleich an allerhand Entkleidungen zu denken. Ueberdies ist Ihnen ja nicht unbekannt, welche wichtige Rolle das Nackte in der Kunst spielt. „Alles hienieden ist nackt," sagt Musset, „Alles — nur nicht die Heuchelei." Sie brauchen also die Augen nicht gleich niederzuschlagen, obwohl Sie das, wie Sie wissen, ganz vortrefflich kleidet.

Ich werde nie vergessen, wie Sie zum erstenmale die Lider senkten. Sie schenkten mir aus Ihrem großen Bouquet eine kleine Theerose und den Dank, denn ich stammeln wollte, wehrten Sie, indem Sie verschämt zu Boden blickten, mit den schüchternen Worten ab: „Danken Sie mir lieber öffentlich! Es würde den Meinigen Spaß machen, wenn sie von mir in der Zeitung etwas lesen könnten." Und als ich Ihnen sagte, daß ich rechtschaffene Familien zu erfreuen für eine der Hauptaufgaben des Schriftstellers hielte, schenkten Sie mir zur Belohnung noch eine kleine Theerose, und ich nannte Sie deshalb „Tante Theeröschen", denn wir waren ganz unter uns.

„Au!" versetzten Sie mit der Ihnen innewohnenden Anmuth.

Bei diesem Aufschrei Ihres tödtlich verletzten ästhetischen Gewissens vergegenwärtigte sich mir mit einer unheimlichen Deutlichkeit eine Situation, in der ich denselben Schmerzensruf dem Publicum einer ersten Vorstellung entlockt hatte. Das „Au" mit dem langgezogenen „u" ging mir durch Mark und Bein; und ich bin die Angst nicht los geworden, diesen fürchterlichen Laut noch einmal hören zu müssen. Sie machen sich keine Vorstellung davon, wie viel schlechte Witze Ihnen durch diese Angst erspart worden sind.

In dieser Beziehung sind die Musiker besser daran; selbst bei den gefährlichsten musikalischen Kalauern hat man niemals „Au" schreien hören. In der Musik macht sich das auch ganz anders. Da nennt man es nicht „Kalauer", sondern „Reminiscenz", „Assonanz", „Leitmotiv" oder so ähnlich. Wissen Sie denn überhaupt, was ein Leitmotiv ist? Ein Leitmotiv ist der musikalische Ausdruck irgend einer häufig wiederkehrenden individuellen Schrulle, einer sich beständig wiederholenden auffälligen Eigenheit oder Angewöhnung. Wenn Sie sich das klar machen wollen, brauchen Sie die Sache aus dem musikalischen blos auf ein anderes Gebiet zu übertragen. Der humpelnde Schloßverwalter in „Preciosa" hat z. B. auch sein Leitmotiv: „Donnerwetter, Parapluie! Seit der letzten Retirade ꝛc.", gerade wie der Papst das seinige: „anathema sit", „der sei verflucht!"

So ein kleines Donnerwetter würde uns bei der unerträglichen Hitze der letzten Tage übrigens sehr wohl gethan haben. Es war furchtbar drückend und schwül, nnd als ich in dem überheißen finsteren Raume den musikalisch verdunkelten Zwiegesprächen zwischen Wotan und anderen Leuten, die ich nicht kenne, lauschen mußte, ging mir zum erstenmal das Verständniß für den etwas sonderbaren Wunsch auf, den der verstorbene Aquarellist Eduard Hildebrandt dereinst einem meiner Freunde gegenüber geäußert hatte. Es war in Japan, zur heißesten Zeit des Jahres. Die Beiden, Hildebrandt und unser gemeinschaftlicher Freund, saßen in halb bewußtloser Trägheit schweigsam rauchend auf der Veranda, widerstandsunfähig gegen den gleichmäßig beharrlichen Angriff der unerbittlichen Sonnenstrahlen. Seit einer halben Stunde hatten sie kein Wort gewechselt. Da seufzte Hildebrandt tief auf, und Alles, was er empfand, die Qualen, die er erduldete, die Sehnsucht, die er fühlte — Alles das drängte er zusammen in den einen Satz: „was gäbe ich jetzt wohl für ein paar gesunde norddeutsche Frostbeulen!"

Jetzt leuchtet mir die tiefe Wahrheit dieses bescheidenen Wortes ein. Es ist erstaunlich, wie sehr sich in der völligen Entbehrung die Ansprüche vermindern. Ich habe Situationen kennen gelernt, in denen mir der von einem Berliner Schusterjungen gepfiffene Gassenhauer: „An der Magd, an der Frau, an der Bank vorbei" eine wahre Erfrischung gewesen wäre. „Auf die Prämisse kommt's an", sagt der kluge Narciß. So weiß ich, daß ich, als ich einst nach einer langen Fußwanderung genöthigt war in einem Heuschober zu übernachten, auf dem wenig comfortablen Lager vom Paradiese des Mahomet träumte, während ich neulich in einem guten, anständigen Bette einen fürchterlichen Traum hatte.

Um nicht von dem Thema, das ich mir gestellt habe, abzuweichen, will ich Ihnen denselben erzählen. Ich träumte also: Ich befand mich in einer trostlosen Gegend. Es war eine ganz eigenthümliche Landschaft. Betrachtete man sie genauer, so gewahrte man mächtig imponirende Schönheiten: stolze Berge, herrliche Bäume, rauschende Wasser. Aber trotz alledem war das Ganze unerfreulich, unharmonisch, unheimlich trübe. An dem glühend gräulich gelben Himmel, von dem aller Farbenreiz abgestrichen war, stand uninteressant und träge die große heiße Sonne. Die Luft war so dick, daß der feurige Ball nicht mehr blendete und wie eine Waggonlaterne erster Classe aussah. Es war schwül und drückend und langweilig. Eine unsagbare Ungemüthlichkeit beherrschte Alles.

In dieser freudlosen Umgebung war außer mir, dem Träumenden, nur Ein lebendes Wesen: ein großer, ungemüthlicher Mann. Er schien einen großen Monolog zu halten. Da ich zum Glück ziemlich weit von ihm entfernt war, so konnte ich das, was er sich erzählte, nicht verstehen; ich vernahm nur verschiedene Arten eines eigenthümlichen Gelächters, mit denen er abwechselnd seinen Vortrag begleitete: „haha!" oder „hehe!" oder „hihi!" oder „hoho". Ich hatte in den letzten Tagen allerhand über „Leitmotive" gehört und gelesen, und die Eindrücke, die ich im wachen Zustande gehabt, machten sich in meinem Traume geltend. Ich sagte mir: der Mann lacht Leitmotive. Außerdem begleitete er seine Rede mit einem sehr lebhaften Geberdenspiel, während die Rede selbst ohne alle Betonung, ohne Pause, ohne Gliederung dahinlief. Aha! sagte ich mir, das ist das neue System! Der Mann verlegt den Ausdruck aus dem Tone des Wortes in die Falten des Gesichts!

Und der Sonderling kam näher und näher. Ich wollte mich abwenden, aber er packte mich, schob mich in eine Ecke der Landschaft, placirte sich vor mir, so daß ich mich nicht vom Flecke rühren konnte, stellte mich mit einem Worte wie ein Jagdhund ein Stück Wild und sprach zu mir: „Jetzt halte ich Sie jeder Fluchtversuch wäre überflüssig ich muß Ihnen erst meine Geschichte — hoho! — auserzählen nachdem also den drei Mädchen — haha! — der Ring — hehe! — abgenommen ist gelangt dieser Ring — hehe! — in unrechte Hände und auch der neue Besitzer — hihi! — desselben soll seiner — hehe! — nicht froh werden denn unrecht Gut gedeiht nicht aber wozu soll ich Ihnen die ganze Geschichte — hoho! — noch erzählen vom neuen Besitzer — hihi! — geht der Ring — hehe! — wieder in andere Hände über bis ihn schließlich die drei Mädchen — haha! — wiedererhalten unterbrechen Sie mich nicht ich weiß was Sie sagen wollen Sie scheinen die Interpunction in meiner Rede zu vermissen aber es war die höchste Zeit daß mit diesem Zopfe aufgeräumt wurde die Auflösung des bisherigen Satzbaus in den neuen unendlichen Satz das ist der Stil der Zukunft Sie haben gesehen was ich kann denn bemerken Sie wohl daß ich noch nicht

Digitized by Google

ein einziges mal Athem geschöpft habe an Ihnen ist es jetzt zu wollen und wenn Sie wollen so haben wir jetzt einen Stil . . ."

Da wachte ich mit einem Angstschrei auf. Der Schweiß stand mir auf der Stirn. Mein erster Blick fiel auf einen Band Lessing, in dem ich am Abende noch gelesen hatte. Ich war vom Alpe befreit. Einstweilen, sagte ich mir, wollen wir es doch noch bei diesem Stile bewenden lassen, wollen uns noch an diesem Vorbilde der Wahrheit und Klarheit zu bilden suchen und den unendlichen Satz später Geborenen überlassen. Einstweilen —

Aber da fällt mir ein, daß ich Ihnen nur von Bayreuth erzählen wollte. Nun, meine Verehrteste, wenn Sie zwischen den Zeilen lesen können, so werden Sie bemerken, daß ich Ihre Wünsche schon erfüllt, und daß ich die in Bayreuth empfangenen Eindrücke vollständig wiedergegeben habe. Fassen Sie das Ganze nicht in dem lieblosen Worte zusammen: „eine unbefriedigende Mystification" — das wäre, ernsthaft gesprochen, viel zu grausam, wäre geradezu ungerecht. Von den wunderbaren Schönheiten hat Sie schon unser musikalischer Berichterstatter unterrichtet. Ich brauche darauf nicht zurückzukommen. Außerdem ist es jetzt 10 Uhr Abends. Ich habe vor einer Stunde soupirt, muß morgen wieder frühstücken, und der Arzt hat mir verboten, zwischen meinen Mahlzeiten zu arbeiten.

Ihr

Paul Lindau.

Die Hundertjährige Republik.

Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's von John H. Becker. Mit einer Einleitung von Friedrich v. Hellwald. Augsburg, Lampart & Co., 1876.

Der Heiligenschein, welchen in Deutschland Jahrzehnte lang die Begeisterung der Unwissenheit und die politische Phrase um die Vereinigten Staaten gewoben hatten, ist von der Entwicklung der letzten Jahre gar grausam und rasch zerstört worden. Die neuerdings sich häufenden Enthüllungen von Bestechlichkeit und Corruption, selbst in den allerhöchsten Beamtenkreisen, haben sogar dem bisher gläubigsten und urtheilslosesten Republicaner den Glauben an die Unübertrefflichkeit der „großen Musterrepublik", an „das Land der Freiheit", „den jungen transatlantischen Riesen" geraubt, und zur Zeit denkt der „geknechtete Europäer" weniger als je daran, sein Heil unter dem Sternenbanner, in der „Heimat der Freien und Braven" zu suchen.

Wenn auch schon seit einem Menschenalter nüchterne Kritiker und ernste Geschichtforscher die inneren Gebrechen des americanischen politischen und socialen Lebens nachzuweisen bemüht waren, das deutsche Volk, welches drüben jene Uebelstände nicht erblickte, unter welchen es hier lebt oder leidet, glaubte einfach nicht an die Wahrheit und Berechtigung solcher Kritik und schwatzte gedankenlos die geistlosen Tiraden deutscher Conjecturalpolitiker und americanischer Zeitungsschreiber nach, welche sich bei jedem unabhängigen Urtheil darüber beschweren, daß der Verfasser zu sehr die Schattenseiten in den Vordergrund stelle, während er die Lichtseiten geflissentlich übersehe. Wie sehr dieser Gemeinplatz Cours gewonnen hat, und wie wenig er in seiner Hohlheit selbst in den gebildetsten Kreisen empfunden wird, zeigt sogar das Beispiel eines so bedeutenden und wohlunterrichteten Staatsmannes wie Carl Schurz, der am 8. Juni 1875 in einer in Berlin gehaltenen Rede für eine ähnliche Aeußerung gläubige Zuhörer fand, indem er diesem Licht- resp. Schattenspiel die täglich mehr sinkende Achtung des Auslandes vor den Vereinigten Staaten zuschreibt.

Der gegenwärtige Augenblick eignet sich vorzüglich zum Rückblick und zur Berichtigung der einseitigen Urtheile über America. Auch der gläubigsten Seele beginnt die Erkenntniß zu tagen, daß es mit der freien Form allein nicht gethan ist, daß ihr ein freier Inhalt, ein tüchtiger Kern entsprechen muß, um sie zu erhalten, und daß man in Deutschland trotz aller wirklichen oder übertriebenen Uebelstände wenigstens nicht hinter der sittlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten und hinter der Theilnahme am öffentlichen Leben zurücksteht. Das oben angezeigte Buch trifft deshalb auf eine ihm günstige Stimmung. Es hat sich vorgenommen, von dem selbstgemachten Götzen den falschen Heiligenschein herunter zu reißen und thut das namentlich für die jüngste Vergangenheit, den Winter 1874 auf 75, in gründlicher Weise. Der Verfasser kennt Land und Leute aus persönlicher Anschauung und langjähriger Erfahrung; der Muth und die Offenheit, mit welchen er für seine Ansichten eintritt, verdienen, gegenüber den Verdächtigungen und der Verketzerungssucht namentlich seiner americanischen Landsleute, gerechte Anerkennung; die von ihm berichteten Thatsachen sind wahr, soweit seine Beobachtung und Beurtheilung geht, und seine Schlußfolgerungen sind nirgends übertrieben.

Den werthvollsten Theil des Buches bilden die ausführlichen Schilderungen über die gegenwärtigen Arbeitsverhältnisse, die materiellen Zustände und die Ursachen der Verschlechterung der Lage des kleinen Mannes, die Unbeständigkeit der Arbeit sowie die Lage der Agricultur- und Montandistricte. Alle diese Verhältnisse sind mit dem Auge eines alten Praktikers beobachtet und geschildert und deshalb für den deutschen Leser von ganz besonderem Interesse, weil sie ihm die Mittel an die Hand geben, selbst Vergleiche anzustellen und sich namentlich für die Zuträglichkeit oder Unzuträglichkeit der Einwanderung zu entscheiden. Was der Verfasser über den Raubbau der Americaner, die leichtsinnige Ausrodung der Wälder, überhaupt die Discontirung der reichen natürlichen Hülfsquellen des Landes auf Jahrzehnte hinaus sagt, ist für jeden Volks- und Landwirth beherzigenswerth und verdient namentlich in den betreffenden deutschen Kreisen näher bekannt nnd beherzigt zu werden. Wenn der Verfasser auch darin Recht hat, daß die Wohlthaten der Heimstättebill für den deutschen Einwanderer nur auf dem Papiere stehen, so ist das Land doch verhältnißmäßig noch sehr billig und deshalb die Begründung einer Existenz für einen gesunden Mann lange nicht so schwer, als der Verfasser sie (für die Gegenwart wenigstens) darstellt. In der Zusammenfassung der verschiedenen Farben und Töne zu einem Gesammtbilde liegt Herrn Beckers größtes Verdienst auf diesem Gebiete, und gerade daß er keinen der maßgebenden Factoren ausgelassen, sondern in das richtige Verhältniß zum Ganzen gebracht hat, zeichnet ihn von seinen Vorgängern aus. Schutzzoll und Freihandel in ihren Wirkungen auf die ländliche Arbeit, Producenten und Consumenten in ihren verschiedenen Interessenkreisen, Eisenbahnen und Grangers, die europäische und chinesische Einwanderung in ihrer Rückäußerung auf die ältere Bevölkerung finden die ihrer Bedeutung entsprechende Würdigung.

Was der Verfasser dagegen über die geschichtliche Entwicklung des Landes, die Corruption und die Lage des Südens sagt, ist schon lange vor ihm von Anderen, z. B. Kapp und Holst, viel besser, sachlicher, eingehender und überzeugender begründet worden. Er bringt zwar manche neue Materialien bei, welche das Quantum unserer Kenntnisse über die Vereinigten Staaten bereichern; allein neue Gesichtspunkte, neue Thatsachen, welche unsern Standpunkt in der Beurtheilung der americanischen Politik beeinflussen oder erweitern könnten, gibt er nicht. Die Bedeutung der Baumwolle und der Cotton gin für die Sklaverei und den Aufschwung des Südens hat M. Kapp schon 1854 viel packender und übersichtlicher dargestellt, und die Fundamente des constitutionellen americanischen Lebens sind von Holst bereits 1872 so eingehend und verständlich charakterisirt worden, daß man Beckers Excurse auf diesem Gebiet, ohne irgend etwas zu verlieren, füglich überschlagen kann. Ueberhaupt scheint es diesem ganz unbekannt zu sein, daß wir, selbst abgesehen von diesen Arbeiten, seit Anfang der fünfziger Jahre eine ganze Literatur über die Vereinigten Staaten besitzen, welche im Gegensatz zu den Tendenzlügen und Schönfärbereien, namentlich der Auswanderungsinteressenten und der politisch Unzufriedenen, zuerst

Digitized by Google

anfing, eine nüchterne Kritik an die politischen und socialen Zustände der Vereinigten Staaten zu legen. Ich nenne hier u. A. die „Atlantischen Studien", 8 Bände, frühere Jahrgänge des „Ausland", G. A. Wislicenus „Aus Amerika", Julius Fröbel „Aus Amerika", A. Douais „Land und Leute in der Union" und die zahlreichen geschichtlichen Werke der bereits erwähnten Historiker Kapp und Holst.

Was der Verfasser endlich über das häusliche Leben, die Erziehung der Kinder, die Schulen und die gegenseitige Stellung der Geschlechter sagt, ist zwar an sich nicht unrichtig und kommt alle Tage und überall vor; allein es erschöpft das Thema nicht und veranlaßt durch diese seine Unvollständigkeit nur zu falschen Schlüssen. Wir lernen hier blos das auf der Oberfläche sich umhertreibende Element der Bevölkerung, die Bewohner des Boardinghauses, die gewöhnlichen Besucher der Kirchen und Pikniks kennen, aber von den gebildeten, geistig und sittlich hochstehenden Classen der Gesellschaft erzählt das vorliegende Buch nichts. Gerade diese auf die nördlichen und mittleren Staaten vertheilten Classen nehmen mit der ganzen Welt und auch mit Deutschland den Kampf auf, in ihrer Durchschnittsbildung, Bürgertugend und Rechtschaffenheit, in Wohlstand und häuslichem Glück, kurz in allen Elementen staatlicher und socialer Größe. Sie thun mehr für Bildungszwecke und Veredelung des Lebens, für Kunst, Wissenschaft und höhere Geselligkeit, als die Angehörigen irgend einer anderen Nation — und haben sich bei jeder Gelegenheit durch einen uneigennützigen Patriotismus ausgezeichnet. Bei der Corruption der öffentlichen Beamten und dem niedrigen Niveau des politischen Lebens würde der verhältnißmäßig große Fortschritt des Landes gar nicht erklärlich sein, wenn der nationale Gedanke nicht von den besseren Classen des Volkes selbst hoch gehalten würde. Dieser nationale Gedanke aber ist die vom Puritanismus aus England über's Meer getragene geistige und wirthschaftliche Autonomie des Individuums, welche, man mag gegen einige ihrer unangenehmen Auswüchse auch noch so mißgestimmt sein, in genau einem Jahrhundert einen ganzen Continent der Civilisation erobert hat. Eine solche grandiose Leistung sollte kein Beurtheiler der Vereinigten Staaten außer Acht lassen, wenn er ihren bisherigen Entwickelungsgang die Revue passiren läßt und daran Schlußfolgerungen für die Zukunft knüpft. So Recht darum auch Herr Becker in seiner Zeichnung der Zustände des Winters 1874 auf 75 haben mag, so läßt er doch die richtige historische Perspective außer Acht, wenn er nach ihrer Vergangenheit und Zukunft construirt. Ist es denn reiner Zufall, daß gerade im Norden Americas ein neuer, mächtiger Staat entstanden ist, welcher den Künsten des Friedens in erster Linie dient? Die Länder am La Plata und in anderen Theilen Südamericas sind von der Natur viel mehr bevorzugt, als die meisten Theile der Union, und doch beschränken sie sich auf einen verhältnißmäßig nur schmalen Küstensaum. In den Vereinigten Staaten ist die Aufgabe ihres ersten Säculums mit der Unterwerfung der Natur, der Besitznahme des ganzen Landes glänzend gelöst. Ihr zweites Jahrhundert stellt ihnen ein schwereres Ziel: die geistige Durchdringung, Behauptung und Veredelung des also Gewonnenen. Ob sie es zu erreichen im Stande sein werden, ist heut zu Tage allerdings wohl fraglich, indessen darf man die Hoffnung endlichen Gelingens nicht aufgeben, da gerade die besseren und unabhängigen Volksclassen, von dem zu ihren Füßen sich ausdehnenden Abgrund erschreckt, in sich gehen und in und aus sich die Heilung des Uebels zu suchen anfangen. Nur soviel ist jetzt schon sicher, daß, wenn die Besserung eintritt, sie nicht von unten, aus dem Volke, sondern von oben, aus den besseren und gebildeteren Kreisen kommen wird. Bei dem Ueberwiegen der centrifugalen Kraft ist es schwer, dort einen Mittelpunkt, den Boden zu finden, auf welchem man steht; ist dieser aber erst gewonnen, arbeiten die verschiedenen Geister erst in einer Richtung, auf ein und dasselbe Ziel los, so ist auch das Schlimmste überwunden und begründete Aussicht auf Heilung der inneren Schäden vorhanden.

Doch wie dem auch sei, und wie wenig man auch mit Herrn Beckers Abstractionen der Philosophie und Conjecturalpolitik übereinstimmen mag, sein Buch ist äußerst lehrreich und anregend, weshalb es dem wißbegierigen deutschen Leser, wenn es einen solchen in americanischen Dingen überhaupt gibt, nicht warm genug empfohlen werden kann. Von einzelnen kleinen Fehlern sei nur auf den einen hingewiesen, daß es „Vereinigte Staaten von America", nicht von Nordamerika heißt und daß der Sklavenhandel gesetzlich 1808, nicht 1810 aufhörte.

Warum Herr v. Hellwald eine vierzig Seiten lange Einleitung zu dem Buche geschrieben hat, wird nicht recht klar und zudem ist das, was er sagt, mit großer Vorsicht aufzunehmen. Der allgemeinen Angabe z B., daß Deutsche, welche sich während ihres Aufenthalts drüben zu einer politischen Bedeutung aufgeschwungen, hier durch Wort und Schrift das falsche Bild von den Vereinigten Staaten befestigt und vermehrt hätten, steht die Thatsache gegenüber, daß, um hier nur die hervorragenderen zu nennen die Herren Böhme, Löwe, Wislicenus, Kapp, Holst, Riatte und Wiß gerade das Gegentheil von dem gethan haben, dessen sie Herr v. Hellwald beschuldigt. Wenn Poltrons à la Hecker hier den gläubigen Demokraten den Rücken volllügen von den americanischen Herrlichkeiten, so kann sie Herr v. Hellwald doch schon deshalb nicht gemeint haben, weil sie nach kurzem Gastspiel wieder zurückgekehrt sind. Die Bemerkungen über Presse und Deutschthum in Nordamerica sind äußerst oberflächlich zusammengestellt und geben durchaus kein Bild von der eigentlichen Sachlage. Wenn nun Herr v. Hellwald ein untergeordnetes deutsches Blättchen, das „Washingtoner Journal", als Muster einer americanischen den deutschen Zeitungen gegenüberstellt, so begeht er einfach eine Ungerechtigkeit. Dies Washingtoner Journal steht kaum auf der Stufe des kleinsten Käseblättchens, des entlegendsten Wochenblattes einer unbedeutenden Landstadt. Was aber Reichthum des Inhalts, Neuigkeit der Mittheilungen und den Fleiß der Redaction betrifft, so können die größeren deutsch-americanischen Zeitungen, wie „Westliche Post", „Illinois Staatszeitung" und „New-Yorker Staatszeitung" (die übrigens nicht 16—17,000, wie Herr v. Hellwald behauptet, sondern mehr als 40,000 Abonnenten hat) und das „Belletristische Journal" (gleichfalls nicht 135,000 Abonnenten, Herr v. Hellwald, sondern höchstens 40,000!) kühn mit den größeren deutschen Zeitungen wetteifern. Hier wäre ein Vergleich am Platze gewesen! Und was soll man erst zu den S. XVI abgedruckten Anzeigen der in den neuen Niederlassungen des Westens vegetirenden Presse sagen? Sie sind gemein, würdelos, ja ekelhaft; aber unsere Revolverpresse, die in den großen Städten veröffentlicht wird, ist leider noch bedeutend gemeiner und niederträchtiger. Jedenfalls aber sind die americanischen Zeitungen strebsamer, reichhaltiger und weniger knapp und knickerig redigirt. Natürlich ist das Zeitungswesen in America ein Geschäft (S. XVII); aber wo ist es dieses nicht? Herr v. Hellwald muß viel freie Zeit haben, daß er die albernen Schnurrpfeifereien einzelner kleiner Winkelblättchen wörtlich wieder abdruckt. Hat denn jeder kleine Pinscher, der Einen auf der Straße anbellt, das Recht darauf, der öffentlichen Aufmerksamkeit anempfohlen zu werden? Solche untergeordnete und geistlose Persönlichkeiten gehören denn doch nicht in ein ernstes Buch.

L. E.

Die Literatur der Neuprovenzalen.

Von **M. von Szeliski.**

(Fortsetzung.)

II.

Das Gebiet welches die Provenzalen bewohnen, das Sprachgebiet der Langue d'Oc in Frankreich würde von dem der Franzosen im eigentlichen Sinne des Worts durch eine Linie zu trennen sein, welche von der Girondemündung über den Puy de Dôme nach Grenoble liefe; der Armanau Prouvençau von 1863

Digitized by Google

(S. 29) gibt die Bevölkerung dieses Gebiets als 10,191,554 Köpfe stark an. Das stimmt ungefähr mit der Schätzung der „occitanischen Nation", welche B. Böckh in seiner Abhandlung: „Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten"*) aufstellt. Französische zuverlässige Quellen existiren hierüber nicht, da die französische Regierung es bis vor kurzem vermieden hat, irgend welche Ermittelungen über die Sprachstatistik Frankreichs machen zu lassen. Doch sind neuerdings zwei verdienstvolle Forscher auf dem Gebiete der catalanischen und provenzalischen Literatur und Geschichte, Charles de Tourtoulon und O. Bringuier,**) beauftragt worden, die Sprachgrenzen zwischen Langue d'Oc und Langue d'Oil festzustellen.

Die Resultate, welche man hierbei gewinnen wird, dürften wesentlich von der Anschauung abweichen, welche noch 1860 der Vertreter Frankreichs auf dem statistischen Congresse zu London äußerte: „Wir nehmen nicht an, daß man in Frankreich nicht französisch spreche."***) Die deutsche Sprache genirt zwar jetzt das französische Gouvernement nicht mehr; es bleiben aber noch als nicht ausschließlich französisch sprechende Gebiete: die Bretagne, die Provence und das Gebiet der Basken.

Die competenten Sprachforscher sind darüber einig, daß das Provenzalische ebensowenig wie das Spanische und Italienische ein französisches Patois, sondern vielmehr eine selbstständige Sprache sei, deren moderne Form zum Altprovenzalischen in demselben Verhältniß stehe wie das Neu- zu dem Altfranzösischen. Provenzalisch und Catalanisch sind Dialecte einer einzigen Sprache, der Langue d'Oc, und die Gebiete dieser beiden Dialecte bildeten einstmals ein politisch zusammengehöriges Reich. Die in diesem Reiche zu hoher Blüthe gelangte Poesie sank seit den Zeiten der Albigenserkriege mehr und mehr herab; die Italiener, die Spanier und dann die Franzosen übernahmen der Reihe nach an Stelle der Troubadours die Führung in der romanischen Dichtkunst.

Die Poesie der Provenzalen war wie in Todesschlaf versunken. Im 16. Jahrhundert erst trat wieder ein wahrer Nachkomme der Troubadours auf, Louis Bellaud de la Bellaudière, gleichsam um zu zeigen, daß die provenzalische Muse noch nicht gestorben sei. Nach ihm herrschte wieder zwei Jahrhunderte Schweigen, bis Saboly durch seine kindlich poetischen Weihnachtslieder von neuem die Herzen der Provenzalen für ihre Sprache und Literatur erwärmte. Was half es ihm aber, daß jedes Kind in der Provence seine Gesänge auswendig kannte und kennt? Er, wie mancher andere treffliche Dichter konnte froh sein, wenn sie in ihrer Provinz zur Geltung kamen; ihren inzwischen zu immer höheren Stufen des Ruhmes emporsteigenden französischen Kunstgenossen konnten sie den Rang nicht streitig machen. —

Wie es im ersten Viertel dieses Jahrhunderts mit dem Verhältniß der französischen zur provenzalischen Sprache bestellt war, davon gibt ein anonymer Grammatiker, der im Jahre 1826 eine „Grammaire Française expliquée au moyen de la langue provencale"†) erscheinen ließ, in seiner Vorrede ein ebenso absichtsloses als glaubwürdiges Zeugniß. Er will versuchen, seinen Landsleuten, den Provenzalen, das Erlernen der französischen Sprache zu erleichtern und macht dieselben darauf aufmerksam, wie schmählich es sei, nicht die Sprache seines Landes zu kennen. Doch gleichzeitig entschuldigt er sie, indem er bemerkt: „Frankreich, ein einiges Ganzes in politischer Beziehung, ist weit davon entfernt, dieselbe Einheit bezüglich der Sitten und besonders der Sprache zu haben. Mit Ausnahme von 15 oder 16 Departements, in denen die französische Sprache wirklich die gebräuchliche ist, ist sie in allen andern nicht viel mehr als die Sprache der Salons, oder wie man meines Erachtens sehr richtig bemerkt hat, die Sprache der „„Herren"" und der „„Damen"". — Obgleich das Französische sich von Tag zu Tag mehr in Marseille verbreitet und obgleich dieselbe Erscheinung in Aix, in Toulon und in anderen Städten der Provence beobachtet werden kann, so ist es darum doch nicht weniger wahr, daß das Provenzalische die Sprache der ungeheueren Mehrheit der Bewohner dieser Provinz ist und noch sehr lange Zeit sein wird. Man kann leicht von dieser Wahrheit sich in Marseille überführen, ohne Widerspruch derjenigen provenzalischen Stadt, wo die französische Sprache am meisten gesprochen wird. Verläßt man Marseilles Stadtbezirk, so hört man nur noch provenzalisch sprechen. Und in der Stadt selbst, mit Ausnahme der von den höheren Classen bewohnten Quartiere, ist es dieselbe Sprache, die wir allenthalben vernehmen."

Diese Bemerkungen sind heute noch fast ebenso zutreffend, wie vor 50 Jahren. —

Um dieselbe Zeit, um welche dieser Grammatiker schrieb, gab der Coiffeur Jansemin zu Agen, seine „Papillotos" im Gascogner Dialect heraus und damit einen neuen Anstoß zum literarischen Wiedererwachen Südfrankreichs. Im Jahr 1852 ertheilte die französische Akademie dem Volksdichter den großen Preis und eine für ihn geschlagene Medaille; im Mai des Jahres 1870 (er starb 1864) wurde ihm in seiner Vaterstadt Agen eine Bildsäule errichtet, bei deren Enthüllung das Haupt des provenzalischen Dichterbundes der Felibre eine begeisterte Ode sprach.

„Dank euch," so ruft Mistral den Gascognern zu, „Dank euch, die ihr zuerst eure alte edle Sprache wieder zu Ehren gebracht habt! Abgestumpft, unserer Individualität beraubt durch die freche, gleichmacherische Elle von Paris (despersouna per la toueso insoulento de Paris) und untergehend in der wehklagenden Menge, riefen wir euch an: „„Helft uns"". Und von Bordeaux bis Marseille hat Agen uns einen solchen Strom von Poesie ausgegossen, daß wir Alle von ihm mit Licht erfüllt sind."*)

Auf Jansemin folgte, wenn auch äußerlich ohne Zusammenhang mit ihm, so doch wohl indirect durch ihn angeregt, die speciell provenzalische Literaturbewegung. Gleich jenem ging der Urheber derselben, Joseph Roumanille, aus dem niedern Volke hervor. Sein Vater war Gärtner in Saint-Remy; er selbst erst Lehrer, dann Buchdrucker, und endlich Buchhändler, als welcher er noch jetzt ein blühendes Geschäft, dessen Specialität die neuprovenzalische Literatur ist, in Avignon betreibt.

Saint-René Taillandier erzählt in seinem Wahrheit und Dichtung mischenden Essay über Roumanille, Mistral und Aubanel,**) ersterer sei auf den Gedanken, provenzalisch zu dichten, durch den Umstand gebracht worden, daß seine alte Mutter nicht französisch verstand, der Sohn aber ihr an den langen Winterabenden gern etwas vorlesen und ihr auch das verständlich machen wollte, was er selbst schuf. Was zu jener Zeit in provenzalischer Sprache geschrieben wurde, war zum größten Theil niedrig, ausgelassen, wenn nicht zotig. Roumanille faßte also den Plan, seine Muttersprache zu läutern und zu heben, um denen, die in ihr dachten und sprachen, den unteren Volksclassen, eine gesunde und reine Lectüre bieten zu können. Er betrachtete mithin — nach Saint-René Taillandier — seine Mission mehr als eine moralische denn als eine literarische.

Mit dem Erscheinen der ersten Gedichtsammlung Roumanille's: „li Margarideto" (die Tausendschönchen, 1847) begann es sich in der Provence zu regen; es war als ob tausende gefesselte Zungen gelöst worden seien durch Jenen, der zum ersten Mal seit langer Zeit wieder die verachtete Muttersprache zum Ausdruck reiner Gefühle und wahrhaft poetischer Gedanken angewandt hatte. Mit einem Schlage sah sich Roumanille als Lehrer und Führer in den Mittelpunkt eines Poetenschwarms versetzt, in dem sich Männer aller Classen, jedes Alters tummelten. Im Jahre 1852 konnte er eine vortreffliche Auswahl der ihm inzwischen zugeflogenen provenzalischen Gedichte unter dem Titel: „Li Prouvençalo" erscheinen lassen.

Saint-René Taillandier, der zu dieser Sammlung eine programmartige Vorrede schrieb, vergleicht die literarische Erregung, welche sich der provenzalischen Geister bemächtigt hatte, mit dem

*) Berlin, 1869.

**) Ist vor kurzem verstorben.

***) Vergl. darüber Boehmer: „Provenzalische Poesie der Gegenwart" S. 1, 2 und Anmerkungen.

†) Marseille 1826, Camoin.

*) Lis Isclo d'Or: En l'oumour de Jansemin, p. 110.

**) Revue des deux Mondes 1859: „La nouvelle poésie provençale."

Digitized by Google

ansteckenden Taumel des Farandolenreihens; Alt und Jung, Hoch und Niedrig scharen sich, wie von einem Zauber beherrscht, tanzend und singend zu einander.

Moritz Hartmann, der zu jener Zeit in der Provence weilte, hat zwei Gedichte aus „Li Prouvençalo" übersetzt und in seinem „Tagebuch aus Languedoc und Provence" mitgetheilt. Er meinte damals: „Eine große Productionskraft könnte dem aussterbenden Romano-Provenzalischen vielleicht für einige Zeit das Leben fristen — aber diese fehlt."

Unter den Dichtern der Sammlung „Li Prouvençalo" hatten sich besonders bemerklich gemacht: Theodor Aubanel und Frédéric Mistral. Mit ihnen und noch einigen andern gründete Roumanille im Jahre 1854 auf dem Schloß zu Fontségugne den Bund der Felibre, das Felibrige.*) Zweck desselben war: der Miéjour, dem ganzen Süden Frankreichs seine Sprache, seine Sitten, seine nationale Ehre und seinen Rang auf dem Gebiete der Intelligenz und Kunst zu wahren.

Die Mitglieder, Anfangs 50, alle Classen der Gesellschaft und alle politischen Parteien repräsentirend, theilen sich in 7 Abtheilungen; ihr Haupt (capoulié) ist Frédéric Mistral.

Die Felibre — ein Wort, das etwa den Sinn von maître-ès arts, Meister der freien Künste hat und von dem alten griechischen φίλαβρος, Freund des Schönen, herkommen soll — vereinigen sich von Zeit zu Zeit zu den Jou Flourau, einer Art literarischer Festkämpfe, bei welchen über die Angelegenheiten des Bundes, über das Erreichte und das zu Erreichende berathen wird, wo man Gedichte vorliest, Preise vertheilt und viel von der provenzalischen Nation und den Brüdern von Catalonien spricht.

Beiläufig bemerke ich, daß diese provenzalischen Jo Flourau nichts mit den französischen Jeux Floraux zu thun haben, die in Toulouse abgehalten werden. Zwar sind letztere ihrer Entstehungsgeschichte und ihrem ursprünglichen Charakter nach rein provenzalisch; augenblicklich aber hat nur französische Poesie, trotz der lebhaften Recriminationen der Neuprovenzalen, zu ihnen Zutritt.

Das Felibrige in seiner Gesammtheit gibt seit 1855 eine kleine jährlich in Kalenderform erscheinende Revue, den „Armana Prouvençau" heraus, welche Beiträge aller Art und die ausführliche Chronik der Bundesbestrebungen enthält.

Nachdem die jungen Dichter einige Zeit nach Gründung des Felibriges sich um ihre Heimath durch eine neue vermehrte Ausgabe der von Jedermann in der Provence gesungenen Sabolyschen „Nouvè" (Weihnachtslieder) verdient gemacht hatten, erschien im Jahr 1859 ihres Anführers Mistral herrliches erzählendes Gedicht „Mirèio". Es würde seinen Verfasser unter die bedeutendsten Dichter Frankreichs erhoben haben, auch wenn es nicht von der Akademie als „ouvrage utile aux moeurs" gekrönt worden wäre. Der neuprovenzalischen Renaissance wurde erst durch „Mirèio" die eigentliche Grundlage gegeben. Gounod hat den Stoff des Gedichts zu einer Oper benutzt, deren Partitur dem ehemaligen König Georg V. von Hannover gewidmet ist. Diese Oper hat freilich das Geschick des Königs getheilt: sie ist fast ganz von der Bühne verschwunden.

Da es sich hier zunächst nur um die äußere Entwicklungsgeschichte der neuprovenzalischen Literatur handelt, so habe ich an dieser Stelle von Mistrals Werk nur das hervorzuheben, was die Bahnen charakterisirt, auf denen die durch den großartigen Erfolg Mirèios mächtig geförderte Bewegung der Felibre vorwärts schritt.

Die Noten, welche der ersten Ausgabe des Gedichtes beigegeben waren, enthielten eine offene Kriegserklärung an die französische Sprache. Mistral schrieb:

„Wenn wir die literarische Vergangenheit bei Seite lassen, welche die provenzalische Sprache der Aufmerksamkeit der Geschichte und der Dankbarkeit der Civilisation würdig gemacht hat, so will es uns doch als im höchsten Grade ungerecht erscheinen, daß man ein Idiom als Patois behandelt und als solches verachtet, welches von zahlreichen, in hohem Grade ehrenwerthen, intelligenten und dichterisch beanlagten Völkerschaften gesprochen wird; und das unter dem Vorwande, daß über diesem Idiom eine höhere Sprache der Verwaltung, des Handels, der Wissenschaft existire. So obenhin die provenzalische Sprache als Patois behandeln, ist wie die Beschimpfung, welche der schlechte Reiche dem armen Lazarus, welche der Sieger dem Besiegten anthut ... Aber was besagt eine Beschimpfung? Ist sie ein Beweis? Wenn das wäre, so könnte die schöne Sprache Italiens sich unverzüglich darauf gefaßt machen, von den Oestreichern zu einem Patois decretirt zu werden. — Ein anderes — in Paris wenigstens — nicht weniger verbreitetes Vorurtheil ist der Glaube an ein nahe bevorstehendes Erlöschen der verschiedenen Idiome der Provinz. Diejenigen, die nicht im Süden und vor Allem nicht in der Mitte unserer Landbevölkerung gelebt haben, können sich keine Vorstellung machen von der Unvereinbarlichkeit, der Unzulänglichkeit, der Armuth der Sprache des Nordens gegenüber den Sitten, den Bedürfnissen und der Beanlagung der Kinder des Südens. Die französische Sprache, in die Provence verpflanzt, macht einen Eindruck, wie ihn abgelegte Kleidungsstücke eines Pariser Stutzers machen würden, welche man für die robusten Schultern eines sonnverbrannten Schnitters zurecht gestutzt hätte.

„Geboren unter einem regnerischen Klimat, affectirt ernsthaft, zugesteift für die Etiquette der Höfe, vor Allem gemodelt für den Gebrauch der gebildeten Classen — ist diese Sprache ganz natürlich den freien Manieren, der überschäumenden Natur, den ländlichen Sitten, der lebhaften und bilderreichen Ausdrucksweise der Provenzalen antipathisch, und wird es immer sein."

Dieses noch weiter ausgeführte Armuthszeugniß, das Mistral der französischen Sprache ertheilte, war ein keckes Unterfangen, welches nicht verfehlte, den entsprechenden Zorn auf Seiten der „Francimands", der Männer des Nordens, hervorzurufen.

Saint-René Taillandier schrieb im Hinblick hierauf und auf die analogen Bestrebungen der andern Felibre, er müsse trotz seiner Sympathie für die wiederhergestellte Poesie der Provence, dem Hauptvertreter dieser Poesie die ernstesten Vorhaltungen machen: die Entwicklung der neuen Schule sei auf offenbare Irrwege gerathen. Er habe, als die Bewegung begann, sie ermuthigt und nur die Hoffnung ausgesprochen, daß das kleine Vaterland nicht das große vergessen lassen werde. „Doch heute läßt allerdings das kleine Vaterland das große vergessen, und um den Dialect einiger Cantone zu verherrlichen, behandelt man die Sprache unseres edlen Landes, die durch so viel Meisterwerke zum höchsten Ansehen gebracht worden ist, mit Verachtung."

Mistral hat, wahrscheinlich in der Freude über den Triumph, den ihm Paris bereitete, bei der in kurzer Zeit erfolgenden zweiten Auflage der „Mirèio" jenen allzuheftigen Ausfall gegen die französische Sprache fortgelassen; was Taillandier in seinem letzten Artikel über die neuprovenzalische Poesie*) mit Befriedigung constatirt. Aber der Dichter scheint an seinem Kritiker in der bereits oben erwähnten, vor dem Standbilde Jansemins gesprochenen Ode eine kleine Revanche genommen zu haben. Den patriotischen Jansemin schildernd, spricht er: „Wenn irgend so ein Einschläferer, der eintönigen Mode zu Gefallen, zu ihm sprach: „„Dichter, dein Ton ist heute mißtönend, höre auf zu gasconniren. Die große Sache des Fortschritts verlangt es,"" — dann antwortete er: „„Das kleine Vaterland kommt wohl vor dem großen! Franzos? (Francimand?) Niemals!""

Der „Einschläferer" (marchand d'endormo, frz. endormeur) dürfte wohl Saint-René Taillandier sein, da seine Worte vom kleinen und großen Vaterlande citirt sind; und Mistral ist's, der in Jansemin spricht.

(Fortsetzung folgt.)

*) Armana Prouvençau 1863, p. 108: estatut dóu felibrige.

*) Revue des deux Mondes, 1. December 1875.

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

An den Herausgeber der „Gegenwart".

C. 19. August 1876.

Wenn der gelehrte Verfasser des „Dictionnaire de l'argot Parisien" den Umstand, daß man das Gefängniß als violon (Violine) bezeichnete, daraus ableiten will, daß der Häscher oder Scharwächter, welcher die Leute arretirt, früher „archer" hieß und „archet" den Fidelbogen bedeutet (siehe „Gegenwart" Nummer 34, S. 120, Sp. 2), so befindet er sich hierbei meiner unmaßgeblichen Meinung nach im Irrthum. Dies geht schon daraus hervor, daß auch im Deutschen und in anderen europäischen Sprachen „Violine" Gefängniß bedeutet, während hier die Verbindung mit den französischen archet und archer nicht hergestellt werden kann.

Die „Violine" war, so lange Folter und Leibesstrafen bestanden, ein bekanntes strafrechtliches Instrument. Sie bestand aus einem Brett, in welchem sich mehrere Löcher befanden, wie ja das obere Brett auch bei der musikalischen Violine deren hat. Man konnte das Brett auseinander nehmen, um durch diese Löcher den Kopf, die Arme oder die Beine des Deliquenten zu stecken, und dann das Ganze wieder zuschrauben, so daß dann der Deliquent mit Hals, Hand und Fußgelenken gepackt war und der Kopf, die Hände und die Füße auf der dem Publicum zugewandten Außenseite des Brettes herausahen. In dieser Verfassung wurde der Missethäter auch öffentlich ausgestellt. Dies geschah auf dem Pranger, welcher in Frankreich „Pilori", in Niederdeutschland „Kaak" und am Rhein „Drilles" genannt wird. Mit fortschreitender Cultur wurde die „Violine" und der „Kaak" abgeschafft, (letzterer steht noch z. B. auf dem Marktplatz der alten Hansestadt Lübeck); an die Stelle der „Violine" trat das Gefängniß, und der Name übertrug sich von der Hauptsache auf das Surrogat. In den ostasiatischen Ländern, namentlich in China, ist noch ein Marterinstrument im Gebrauch, welches der vormals in Europa allgemein üblichen Violine sehr ähnlich ist; und in Tyrol malt man heimlich den Leuten, welche ihr Vieh schlecht halten, zum Spott und Schabernack eine Violine auf die Stallwand.

Genehmigen Sie ꝛc.

Antiquarius.

* * *

Hochgeehrte Redaktion!

Im dem Artikel „Pariser Argot" in Nr. 34 Ihres geschätzten Blattes theilten Sie mit, daß Larchey im „Dictionnaire de l'argot Parisien" die Entstehung des Ausdrucks canard, Ente = falsche Nachricht, erfundene Geschichte, aus einer Anekdote des „Industriellen Lexikons" von 1776 herleitet. Dazu möchte ich bemerken, daß diese Bedeutung des Wortes „Ente" doch wohl erheblich älter ist. Denn schon in dem 1696 zu Hamburg erschienenen Roman „Schelmuffsky's Wahrhafftige, Kuriöse und sehr Gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande, in hochdeutscher Frau Muttersprache eigenhändig und sehr artig an den Tag gegeben von E. S. Schelmerode 1696 (Nachdruck Leipzig 1848)" liest man auf Seite 11: „So wußte ich allemalen so eine artige Lug-Ente vorzubringen."

Berlin, 25. August 1876. **M. H.**

Bibliographie.

Schöne Literatur.

Wernher der Gärtner, Maier Helmbrecht. Die älteste deutsche Dorfgeschichte. Aus dem Mittelhochdeutschen von Carl Pannier. (Cöthen, Otto Schulze.)

Carl Neumann-Strela, Bunte Reihe. Novelletten und Humoresken. (Berlin, Liebel.)

Georg von Dyherrn, Tang und Algen. Aus der Flut des Lebens. Erzählungen. (Leipzig, Alfred Krüger.)

Hans Hopfen, Verfehlte Liebe. Roman in 2 Bänden. (Stuttgart, Hallberger.)

Charlotte Ernst, Das Bild der Gouvernante. Erzählung. (Norden, Dietr. Soltau.)

Lebensbild der heimgegangenen Maria Nathusius, geb. Scheele. 2. Auflage. 3 Bände. (Halle, Jul. Fricke.)

H. Blumenthal, Liederkranz. (Moskau, A. Lang.)

Wilhelm Henzen, Die Lügen des Herzens. Schauspiel in 4 Acten. (München.)

Victor Mock, Der türkische Generalconsul. Lustspiel in 3 Aufzügen. (Leizig, Oswald Mutze.)

Thomas Moores Lalla Rukh. Uebersetzt von Alexander Schmidt. (Berlin, R. v. Decker.)

Vermischtes.

Heinrich von Hurter, „Friedrich von Hurter, k. k. Hofrath und Reichshistoriograph, und seine Zeit 1787—1844." Band I. (Graz, Vereinsbuchdruckerei.)

H. Scheube, Die Frauen des 18. Jahrhunderts. Culturgeschichtliche Zeit- und Lebensbilder. Band I. Von Ludwig XIV. bis Friedrich des Großen. (Berlin, Wedekind und Schwieger.)

Dr. Joseph Kuhl, Die Anfänge des Menschengeschlechts und sein einheitlicher Ursprung. 2. Theil. Die Farbigen. (Leipzig, Lesimple.)

Dr. Friedrich Ratzel, Die chinesische Auswanderung. Ein Beitrag zur Cultur- und Handelsgeographie. (Breslau, J. U. Kern.)

Eduard Osenbrüggen, Wanderstudien aus der Schweiz. V. Bd. (Schaffhausen, C. Baader.)

Ludovicus Pfeiffer, Monographia pneumonopomorum viventium. (Cassel, Theodor Fischer.)

Georg v. Widdern, Hauptmann à la suite, Befehlsorganisation, Befehlsführung, Armee-Aufklärungsdienst. Mit 3 Karten. (Gera, Reisewitz.)

Wilhelm Fielitz, Studien zu Schillers Dramen. (Leipzig, B. G. Teubner.)

Rudolf Medem, Grundzüge einer exacten Psychologie. Heft I. Die Mechanik des Empfindens. (Leipzig, Erich Koschny.)

Adolf Horwicz, Zur Entwicklungsgeschichte des Willens. Ein Vortrag. (Magdeburg, Faber.)

Bruno Bucher, Geschichte der technischen Künste. Lieferung IX: Kupferstich. (Stuttgart, Spemann.)

Joh. Most, Die Bastille am Plötzensee. Blätter aus meinem Gefängnißtagebuch. (Braunschweig, W. Bracke jr.)

Emil König, Schwarze Kabinette. (Ebda.)

Hans von Wolzogen, Thematischer Leitfaden durch die Musik zu Rich. Wagners Festspiel. (Leipzig, Edwin Schlömp.)

Dr. C. Mehlis, Götterglaube und Nibelungenring. Festgabe zu Wagners Festspiel. (Dürkheim u. Leipzig, G. L. Lang.)

Berichtigung.

S. 132. Sp. 1. Z. 1. v. u. ist das Wort „nur" wegzulassen.

„ „ „ 2. „ 23. v. u. ist zu lesen „aus ihrer Mitte" statt „und ihre Mutter".

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

Inserate.

Zur Sedan-Feier
als
patriotisches Festgeschenk
empfohlen:

VIONVILLE.

Ein Heldengedicht in drei Gesängen
von
E. v. Wildenbruch.
II. Auflage.

8. Eleg. broch. 1 ℳ 50 ₰, geb. mit Goldschnitt 2 ℳ 25 ₰.

Dies Gedicht, **dessen Widmung Se. Maj. der Kaiser und König, nach Anhörung desselben vom Verfasser selbst, entgegengenommen hat,** feiert in drei, den drei Episoden des grossen Tages möglichst historisch treu nacherzählten Gesängen (I. Kampf der Brandenburger, II. Reiterschlacht von Mars la Tour, III. Kampf der Westphalen) die siegreichen Träger der blutigen Handlung mit vaterländischer und dichterischer Begeisterung.

Wildenbruch's Vionville gehört zu den wenigen patriotischen Gesängen über die grossen Ereignisse von 1870 u. 1871, welche sich einer vorzüglichen Aufnahme von Seiten des Publikums und der Presse zu erfreuen hatten.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin,**
NW., 32. Louisenstrasse.

Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Paul Lindau,
Kleine Geschichten.

2 Bände. broch. 8 ℳ. — In 1 Band in Leinwand elegant gebunden 9 ℳ.

Inhalt:

I. Band. Stecknadeln. — Josephine. Nini. Ninon. Geschichte einer jungen Französin.
II. Band. Ein aufgefangener Brief. — In Folge einer Wette. — Der Tod der Frau Baronin.

Im unterzeichneten Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen u. Leihbibliotheken vorräthig:

Schlag zwölf Uhr.

Roman
von
Hans Wachenhusen.

2 Bde. 8. Eleg. brosch. Preis 9 ℳ.

Verlags-Buchhandlung
von
S. Schottlaender in Breslau.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist eben erschienen:

Führer
durch das
Museum vaterländischer Alterthümer
in Stockholm.
Im Auftrage d. k. Akademie ausgearbeitet von
Oscar Montelius.
Uebersetzt von **J. Mestorf.**
Mit 162 Holzschnitten. 3 ℳ.

Soeben erschien und ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes:

Aus Italien.

Sieben Monate in Kunst u. Natur
von
Alfred Graf Adelmann.
Gr. 8. Eleganteste Ausstattung. 5 ℳ.

Was ein junges, frisches Gemüth in dem herrlichen Lande Schönes in Kunst und Natur genossen, erlebt, begeistert gefühlt hat, ist in dem Werke, durch das der warme Hauch freudigen Geniessens zieht, in lebendiger, schöner und edler Sprache wiedergegeben. Es wird Jeden fesseln, sei es nun, dass er die Reize dieses einzigen Landes schon kenne, oder sie zu schauen beabsichtige.

Verlag von Richter & Kappler in Stuttgart.

VERITAS.
(Leipzig.)

Auskunftsbüreau mit Rathertheilung in Fragen der Wissenschaft, Literatur, Kunst, Gewerbe und des geselligen Verkehrs. Strengste Verschwiegenheit. Pünktliche Besorgung. Empfohlen von der „Illustrirten Zeitung." Jeder allgemeinen Frage ist 1 ℳ, Personalerkundigungen aber 2 ℳ nebst der Vergütung für das Porto beizulegen. Adresse: **Auskunftsbüreau Veritas in Leipzig.** Vorsteher: Dr. **O. Henne-am Rhyn.**

Ein neues Werk von Johannes Scherr.

Soeben erschien bei **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** und ist in jeder Buchhandlung vorräthig:

Größenwahn.

Vier Kapitel aus der Geschichte menschlicher Narrheit.
Mit Zwischensätzen.
Von
Johannes Scherr.

Ein starker Band von 30 Bogen groß 8. Preis 7 ℳ 50 ₰; elegant gebunden 9 ℳ.

Inhalt:

Präludium. — Mutter Eva. — Jan Bockelson, der Schneiderkönig. — Die Gekreuzigte. Geschichte einer Heilandin. — Das rothe Quartal.

Zwischensätze: Die Geschichte von Ambrosius Gigax, dem Ordnungsfanatiker. — Die frohe Botschaft aus Zora-Zitze. — Ein literarischer Dialog.

Feierabendhaus für Lehrerinnen und Erzieherinnen.

BAZAR.

Der **Bazar** zur Errichtung eines **Feierabendhauses** wird am 19. Oktober in dem von den städtischen Behörden bewilligten **Festsaale des Rathhauses** eröffnet werden.

Das Unternehmen, zu dessen Förderung der Bazar bestimmt ist, geht dahin, hilfsbedürftigen Lehrerinnen eine sichere Zufluchtsstätte für das Alter zu bereiten; ansehnliche Mittel sind erforderlich, um dieses Werk zur Ausführung zu bringen.

Gestützt auf die allseitige lebhafte Theilnahme, welche unserm Unternehmen schon jetzt bewiesen worden ist, gestatten wir uns, die herzliche Bitte auszusprechen, uns durch recht reichliche Anmeldung und Zusendung von Geschenken baldmöglichst erfreuen zu wollen, damit wir in den Stand gesetzt werden, den schönen Saal des Rathhauses, dem Zweck entsprechend, in würdiger Weise auszustatten.

Die Unterzeichneten sind gern bereit, Gaben in Empfang zu nehmen, und werden für jede Spende, auch für die kleinste, aufrichtig dankbar sein.

Berlin, im August 1876.

Fr. Geh. Rath **Angelstein,** Oranienburgerstr. 67.
Fr. **Guthilde Axmann,** Dorotheenstr. 54.
Fr. Geh. Medizinalrath **Bardeleben,** Matthäikirchstr. 29.
Fr. Professor **Reinhold Begas,** Stülerstr. 4.
Fr. **George Beer,** Alsenstr. 8.
Fr. Dr. **Caspary,** Charlottenstr. 84.
Fr. **Elise Engel,** Linkstr. 27.
Fr. Stadtbaurath **Gerstenberg,** Köpnickerstr. 29.
Fr. Direktor **Heyl,** Bismarckstr. 2.
Fr. Justizrath **Heilborn,** Breitestr. 28.
Frl. **Elisabeth Heilborn,** Kurfürstenstr. 164.
Fr. Commerzienrath **Heckmann,** Schlesischestr. 20. 21.
Frl. **Cäcilie Itzinger,** Potsdamerstr. 11.
Frl. **Renate Itzinger,** Potsdamerstr. 11.
Fr. **Eva von Krause,** Wilhelmstr. 66.
Fr. Stadtgerichtsrath **Kramer,** Kurfürstenstr. 164.
Frl. **Marie Kramer,** Schöneberger Ufer 16.
Fr. Professor **Kaselowsky,** Schönebergerstr. 9.
Fr. Geh. Rath **Kießling,** Sigismundstr. 2.
Fr. Stadtrath **Löwe,** Victoriastr. 13.
Fr. Rechtsanwalt **Lewald,** Matthäikirchstr. 28.
Fr. **Betty Lee,** geb. **Reinecke,** Leipzigerplatz 16.17.
Fr. **Levi,** geb. **Radziejewska,** Unterwasserstr. 6.
Fr. Rechtsanwalt **Levin,** Unter den Linden 15.
Fr. **Caroline Meyer,** Margarethenstr. 18.
Fr. **Sophie Molenaar,** Königin-Augustastr. 88.
Fr. Commerzienrath **Manheimer,** Bellevuestr. 8.
Fr. **Anna Meyer,** geb. **Gerson,** Leipzigerplatz 8.
Fr. **Poschmann,** Kurfürstenstr. 168.
Fr. **Clara Seligmann,** Victoriastr. 4a.
Fr. **Cäcilie Salomon,** Roonstr. 4.
Fr. **Friedrich Spielhagen,** Hohenzollernstr. 12.
Fr. Hofrath **Spielhagen,** Michaelkirchstr. 3.
Fr. **Anna Valentin,** Chausseestr. 99.
Fr. **Anna Wallich,** Burgstr. 29.
Fr. **Wawrosky,** Victoriastr. 25.
Hr. Dr. **Straßmann,** Stadtverordneten-Vorsteher, Wallner-Theaterstr. 39.
Hr. Stadtbaurath **Gerstenberg,** Köpnickerstr. 29.
Hr. Direktor **Heyl,** Bismarckstr. 2.
Hr. **E. F. Oppermann,** Anhaltstr. 2.
Hr. **Hoppenworth** sen., Kurstr. 89.

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 37. Berlin, den 9. September 1876. Band X.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die liberalen Parteien und die bevorstehenden Wahlen. Von einem Fortschrittsmann. — **Literatur und Kunst:** Macaulay als Redner und Staatsmann. Von A. Lammers. — Hamerlings „Aspasia". Von Fritz Mauthner. — Barthold Georg Niebuhr. Von Carl Schulz. — Die Literatur der Neuprovenzalen. Von M. von Szeliski. III. IV. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Die hohe Schule. Lustspiel in 4 Aufzügen von Gustav von Moser und Julius Rosen. Besprochen von Paul Lindau. — Inserate.

Die liberalen Parteien und die bevorstehenden Wahlen.

Von einem **Fortschrittsmann.**

Angesichts der großen Wahlbewegung, in deren Mitte das preußische Volk und die deutsche Nation augenblicklich sich befindet und welcher ein „Politikus" in einer der letzten Nummern der „Gegenwart" eine längere Besprechung gewidmet, dürfte es gewiß nicht unangemessen sein, an das Wesen und den Ursprung der Fortschrittspartei zu erinnern, deren bisherige anerkannt maßvolle Opposition von dem Organe des preußischen Ministeriums, oder um nicht über das Ziel hinauszuschießen, des Ministers des Innern in weit heftigerer Weise bekämpft wird als selbst die staats- und gesellschaftsfeindlichen Parteien des Ultramontanismus und des Socialismus. Namentlich die Angriffe, welche die „Provinzialcorrespondenz" gegen die Fortschrittspartei in die Welt geschleudert hat und die in dem Vorwurf des mangelnden Patriotismus gipfelten, haben die gute Folge gehabt, die beiden großen Flügel der liberalen Partei auf ihren gemeinsamen Ursprung zurückzuweisen, auf das von der fortschrittlichen Wahlcorrespondenz jüngst wieder zum Abdruck gebrachte Wahlprogramm vom 9. Juni 1861, das nach dem Abschluß der Vincke'schen Aera das Fundament für eine neue Parteibildung zu legen bestimmt war. Die Initiative zu diesem Programm der Fortschrittspartei ging bekanntlich von der kleinen Fraction Jung-Litthauen aus, etwa 20 Mitglieder des damaligen Abgeordnetenhauses, die sich aus Veranlassung einer Abstimmung in der deutschen Frage von der Fraction Vincke getrennt hatten, und einigen nicht zur Volksvertretung gehörigen Einwohnern Berlins von bewährter Freisinnigkeit, darunter Virchow und Twesten. Das „Programm der deutschen Forschrittspartei" hatte, wie Waldeck in einer von ihm theilweise dictirten Vorrede zu einer einige Jahre später erschienenen Broschüre über die Militärfrage auseinandersetzte, „nicht die Bestimmung, die demokratische Partei aufzuheben, oder deren Grundsätze zu verlassen, was ja nicht in der Möglichkeit gelegen haben würde, sondern nur die nächsten Zielpunkte der neuen Sitzung für alle entschiedenen Liberalen festzustellen, natürlich basirt auf das damalige constitutionell-liberale System, und ohne irgendwie einen vollständigen Abschluß zu geben, ohne aber auch die in politischen Dingen unzulässige Principienlosigkeit und Unentschiedenheit begünstigen zu wollen. Im Gegentheil sprach der Tadel der bisherigen liberalen Mehrheit und die Forderung einer Reform des Herrenhauses deutlich genug die Entschiedenheit dieser Partei aus".

In der That kann man auch heute noch den Charakter der Fortschrittspartei dahin definiren, daß sie diejenige Partei ist, welche in erster Linie die Entwicklung und Durchführung des Verfassungs- und Rechtsstaats im deutschen Reiche verlangt und dieser Forderung selbst die sogenannten nationalen Rücksichten untergeordnet wissen will. Daß übrigens auch die deutsche Fortschrittspartei auf nationalem Boden steht, geht schon aus ihrem Namen und aus ihrem Ursprunge deutlich hervor. Aber allerdings ist diese Partei, die in directester Weise einerseits an die Traditionen der alten parlamentarischen Demokratie des Revolutionsjahres 1848 anknüpft, andererseits an die Tendenzen des Nationalvereins, vorzugsweise eine Rechts- und Freiheitspartei, welche den Scheinconstitutionalismus, d. h. den mit Verantwortlichkeit der Volksrepräsentanten und der Beobachtung äußerer constitutionellen Formen gedeckten Absolutismus, entschieden perhorrescirt und ausreichende Garantien für die politische und religiöse Freiheit aller Bürger in der Verfassung und in den Gesetzen niedergelegt, in der Verwaltung durchgeführt haben will.

Waldeck schloß sich nicht sofort der durch das Programm vom 9. Juni 1861 eingeleiteten neuen Parteibildung an, weil der Passus über die deutsche Frage seiner Meinung nach unklar gefaßt war und ihm nicht unbedenklich erschien. Es ist gewiß nicht ohne Interesse denselben in der Erinnerung der Zeitgenossen aufzufrischen, da er gewissermaßen eine Rechtfertigung für die Bildung der nationalliberalen Partei enthält. In wesentlicher Uebereinstimmung mit dem Programm des Nationalvereins erklärte nämlich das Programm der Fortschrittspartei:

„Bei den großen und tiefgreifenden Umwälzungen in dem Staatensysteme Europas haben wir aber nicht minder die klare Einsicht gewonnen, daß die Existenz und die Größe Preußens abhängt von einer festen Einigung Deutschlands, die ohne eine starke Centralgewalt in den Händen Preußens und ohne gemeinsame deutsche Volksvertretung nicht gedacht werden kann."

Erst später trat der Veteran der preußischen Demokratie der neuen Partei bei, deren Programm für den Ausbau des Verfassungsstaates im Wesentlichen alle jene Forderungen sich aneignete, die er selbst unmittelbar nach der Märzrevolution vor den Berliner Wählern als die Lebensbedingungen einer aufrichtig durchgeführten constitutionellen Verfassung hingestellt hatte. Freilich trug das neue Parteiprogramm von vornherein den Charakter eines Compromisses an sich, wie schon die Weglassung der alten demokratischen Forderung des allgemeinen gleichen Stimmrechts bewies, da der Kampf für die Fortentwicklung der Verfassung nur auf dem Boden des bestehenden Staatsrechtes sich bewegen sollte und mußte.

Einer der ersten Unterzeichner des fortschrittlichen Pro-

Digitized by Google

gramms, der Abgeordnete Hoppe — gegenwärtig Geschäftsführer des Centralwahlcomités der Fortschrittspartei — läßt sich in einer Skizze über die denkwürdige Session des Abgeordnetenhauses im August und September des Jahres 1866 über den Charakter dieses Programms in nachstehender bemerkenswerther Weise aus:

„... Aber schon dieses Programm war unter dem von verschiedenen Standpunkten ausgehenden Widerspruch oder der Enthaltung mehrerer bedeutender Männer der Opposition zu Stande gekommen; es war aus vielfachen Nachgiebigkeiten entstanden, und hatte zum Zweck einer Wahlagitation erst nach und nach immer mehr Unterschriften gefunden und Stimmen in sich vereinigt, welche damals noch nicht ahnten, bis zu welcher Schärfe des Conflicts sie mit einander würden ausharren müssen. Ein solches Programm hatte nicht länger als fünf Jahre vorhalten können, auch wenn sich die Zustände so entwickelt hätten, wie man sie 1861 dachte, denn schon bei Ausführung mehrerer der darin erwähnten Reformen hätten sich die Gesichtspunkte und Parteien verschieben müssen."

Die durch die Ereignisse bedingte Parteientwicklung deutet der genannte Abgeordnete ebenfalls bereits an, indem er fortfährt: „Aber auch dieses Glück der verhältnißmäßig ruhigen Reformgesetzgebung war weder dem Lande noch dem Fortschrittsprogramm gegönnt, schneller und schneller in immer steigenden Verhältnissen entwickelte sich der große Streit um die Verfassung und aller in ihr niedergelegten Grundsätze des Rechtsstaates, und als im Februar d. J. (1866) die dritte Session der achten Legislaturperiode zu Ende ging, war die Fortschrittspartei des preußischen Abgeordnetenhauses nicht mehr, was sie nach den Wahlen von 1861 gewesen war."

Hatte schon während der sogenannten Conflictszeit das Programm der Fortschrittspartei eigentlich nur als Sammelpunkt für die Fortschrittspartei gelten können, als ein allgemeines Feldzeichen, welches nicht einmal für alle Parteigenossen dieselbe Bedeutung hatte, so verlor es unter dem Eindruck der Ereignisse von 1866 naturgemäß sogar den Werth eines die liberalen Parteien umschließenden Bandes und fast nur noch der Name, welchen den treu bleibende Stamm zum Unterschiede von den austretenden Genossen festhielt, erinnerte an den Ursprung der unter einem liberalen Ministerium unternommenen neuen Parteibildung. Wenn indeß die Anfänge der nationalliberalen Partei in jene Session von 1866 — oder vielleicht noch früher bis zu den Forkenbeck'schen Amendements zum Militärgesetze — zurückreichen, die eigentliche Trennung der großen liberalen Partei, welche in den sechziger Jahren fast die gesammte Volksvertretung umfaßte, vollzog sich erst im constituirenden Reichstage, und es zeugt von der bodenlosen Ungeschicktheit der Graf Eulenburg'schen literarischen Dienstmannen, daß in den Hetzartikeln gegen die Fortschrittspartei dieser Umstand gänzlich ignorirt wird. Erst der Streit um die Norddeutsche Bundesverfassung rief die strenge Scheidung zwischen Fortschrittspartei und nationalliberale Partei hervor, die später in dem sogenannten Antrage der Abgeordneten Waldeck, Virchow, Hoverbeck auch einen programmmäßig formulirten Ausdruck fand.

Es liegt außerhalb des Bereichs der Aufgabe, die wir uns gestellt, die Bedeutung und Tragweite dieser Scheidung, die im preußischen Abgeordnetenhause durch den Hinzutritt der Abgeordneten aus den neuen Provinzen, im Reichstage durch die Mitglieder aus den andern deutschen Staaten bis zu einem prinzipiellen Gegensatz verschärft wurde, hier näher zu entwickeln und weiter zu verfolgen. Für das Ziel, das wir uns gesteckt, genügt der Nachweis, daß das Programm der Fortschrittspartei, wie es schon in der Conflictszeit seine ursprüngliche Bedeutung nicht beibehielt, heute kaum noch den Rahmen mehr abgibt für die alte, unter diesem Namen fortbestehende Partei, deren Zusammenhang lediglich in ihren alten Traditionen wurzelt. Freilich sind diese Traditionen nicht immer mächtig genug gewesen, um die äußere Lockerung — die Ausscheidung einer Anzahl von Mitgliedern — und die innere Trennung — die verschiedene Abstimmung bei Prinzipienfragen — zu verhüten, im Allgemeinen aber wird der Fortschrittspartei das Zeugniß gegeben werden müssen, daß sie auch ohne streng formulirtes Programm mit Würde und Entschiedenheit die Forderungen des Rechts- und Freiheitsstaates stets vertreten hat. Auch in der nationalliberalen Partei sind Männer genug vorhanden, welche die Forderungen des Rechts und der Volksfreiheit als wesentliche Complemente für die nationale Einheit betrachten, aber nicht immer waren sie einsichtig genug, um die Grenze zwischen den Anforderungen des Verfassungsstaats und den Rücksichten auf den leitenden Staatsmann, bezw. des Ministeriums innezuhalten, oder sie waren nicht im Stande, die große Schaar von Genossen aus den verschiedensten Lagern, die sich unter der nationalen Flagge um sie versammelt, zusammenzuhalten. Wir unterschätzen auch keineswegs die Verdienste, die sich namentlich in der letzten Reichstagssession die nationalliberale Partei erworben hat, um die reactionären Zumuthungen mit Erfolg abzuwehren.

Nicht zu verkennen ist aber, daß beide Flügel der großen liberalen Partei, welche als der Kern, d. h. die große Mehrheit des deutschen Bürgerthums, zu welchem wir recht eigentlich die fleißige Arbeiterbevölkerung unseres Vaterlandes rechnen, betrachtet werden müssen, eine große Unterlassungssünde begangen haben, indem sie versäumten, das ursprünglich gemeinsame Programm, welches unter ganz anderen Voraussetzungen und Verhältnissen ergangen war, zu erweitern und zu präcisiren. Unter dem Eindruck der großen Ereignisse des Jahres 1870 genügte allerdings noch die Berufung auf das allgemeine Programm, um die Mehrheit der deutschen Nation und des preußischen Volkes in den alten Lagern zu sammeln und liberale Majoritäten in die Volksvertretungen zu entsenden, und 1873 bildete bekanntlich der sogenannte Culturkampf die Signatur der Wahlen, der in seiner ferneren Entwicklung die große Masse der katholischen Bevölkerung, die sich früher ebenfalls in Demokraten oder Liberale und Conservative gesondert, von den übrigen Parteien gleichsam ausschied.

Die Verschiedenheit der Anschauungen innerhalb der liberalen Partei kam immerhin in den Parlamenten noch zum Ausdruck, drang aber durchaus nicht in das Bewußtsein der Wähler. Unter diesen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, wenn den liberalen Parteien sowohl im Abgeordnetenhause wie im Reichstage allmälig die Initiative ganz abhanden gekommen ist; wenn ihr höchster Triumph darin gipfelt, allzu reactionäre Regierungsvorlagen — Strafgesetznovelle — zu verwerfen. Mit einem gewissen Triumph verkündigen nicht selten nationalliberale Organe, daß im Lande ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Fortschrittspartei und Nationalliberalismus nicht bekannt sei; sie übersehen, daß dieser grundsatzlose Liberalismus, zu dem sie sich Glück wünschen, nur dazu dient, dem politischen Indifferentismus Vorschub zu leisten, so daß schließlich die politischen Wahlen um bloße Personenfragen sich drehen. Durch ihre vornehme Behandlung der socialen Frage, indem sie gegenüber der mächtigen Arbeiterbewegung unserer Zeit eine ignorirende oder gar ablehnende Haltung beobachteten, haben die liberalen Parteien einen großen Theil der arbeitenden Bevölkerung sich entfremdet und in das socialistische, d. h. staatsfeindliche Lager gedrängt, in welchem die Classengegensätze systematisch groß gezogen werden. Der socialistischen Organisation, welche auf die scharfe aus Wahrheit und Dichtung geschickt zusammengefaßte Kritik der gegenwärtigen staatlichen Zustände ein utopistisches Staatsideal aufbaut, schließt sich in noch größerer Geschlossenheit die ultramontane Organisation an, welche die im Culturkampfe seitens der Staatsregierung und der sie bedingungslos unterstützenden liberalen Parteien begangenen Mißgriffe benutzt, um die katholische Bevölkerung fast ohne Unterschied besonderer politischen Meinungen in den Dienst der römischen Hierarchie zu bannen, also für den Ausbau des constitutionellen Staats vorübergehend ganz unfruchtbar zu machen. Die Unklarheit vieler im Grunde des Herzens liberalen Wähler über die Grundbedingungen des Rechts- und

Digitized by Google

Freiheitsstaats, den politischen Indifferentismus, der dadurch in weiten Kreisen begünstigt wird, benutzen die unter den verschiedensten Namen auftretenden Interessentengruppen, zu denen nicht blos die sogenannten Agrarier, die Steuer- und Wirthschaftsreformer, sondern auch die neu gebildeten „Deutsch-Conservativen" gehören, um unter Aneignung liberal klingender Formeln in die von den liberalen Parteien selbstgeschaffenen Lücken sich einzuschleichen und bei den Wahlen eine möglichst zahlreiche Vertretung ihrer Sonderinteressen zu gewinnen. Daß die ihrem innersten Wesen nach streng conservative Regierung solche Bestrebungen, die nur in unmittelbarer Abhängigkeit von ihr selbst gedeihen können, unterstützt, ist schon aus dem natürlichen Grunde erklärlich, daß jede Regierung naturgemäß danach strebt, sich auf eine solche Majorität zu stützen, von der sie keine Bedingungen anzunehmen braucht.

Es ist überaus bezeichnend, wenn gegenüber der Ankündigungen der Parteien Bismarck sans und avec phrase, welche in den Organen der Regierung ganz offen angegriffen werden und welche den bisherigen Gang der Gesetzgebung aufzuhalten drohen, in der liberalen Presse und zwar sowohl in den Organen der Fortschrittspartei als in denen der nationalliberalen Partei das Zusammengehen der beiden Flügel der nationalliberalen Partei auf's Eindringlichste empfohlen wird, um zu verhindern, daß bei den bevorstehenden Wahlen die bisherige liberale Majorität erschüttert werde, was z. B. im Reichstage schon bei dem Verlust von neun liberalen Mandaten der Fall sein würde. Das Selbstbewußtsein ist selbst in fortschrittlichen Kreisen so weit gesunken, daß an eine Eroberung über den gegenwärtigen Besitzstand hinaus kaum noch gedacht wird.

Die Bildung einer compacten, d. h. selbstbewußten, grundsätzlich liberalen Majorität ist aber unerläßlich, wenn die Fortentwicklung unserer Verfassungsinstitutionen und Gesetzgebung im freiheitlichen Sinne, wenn die Ausbildung des Verfassungsstaates im deutschen Reiche und damit die Existenz des Reiches selbst nicht in ernstester Weise gefährdet werden sollen. In der Hand der liberalen Partei aber liegt es allein, dieser sonst unvermeidlichen Gefahr vorzubeugen, und sich eine ununterbrochene Vertretung in dem Parlamente zu sichern. Die liberalen Parteien bedürfen einer geschlossenen Organisation, die vor Beginn einer jeden Wahlperiode innerhalb der Grenzen des allgemeinen Parteiprogrammes in einer der Situation entsprechenden Platform ihren Ausdruck finden muß. In dieser Platform, die vor allen Dingen in knappster Form und in durchsichtig klarer Weise zu allen brennenden Fragen des Tages Stellung zu nehmen hat, ist der Rahmen für die Parteiorganisation gefunden; nur darf dieselbe nicht von den Führern der parlamentarischen Partei einseitig festgestellt werden. Eine wirkliche lebendige, bewußte Theilnahme der Parteigenossen wird nur dann erzielt, wenn alle denkenden, bewußten Anhänger der Partei aufgerufen werden, an der Feststellung der „Platform" mitzuwirken, was am besten durch Berufung einer allgemeinen Delegirtenversammlung an einen bestimmten Ort — wir denken durchaus nicht an Berlin — geschieht. Man wende nicht ein, daß der Zusammentritt einer solchen Delegirtenversammlung, welche allerdings die Bildung localer Wahlvereine voraussetzt, mit allzugroßen Schwierigkeiten, mit Opfern an Geld und Zeit verbunden ist. Was die ultramontane Partei, was die Socialisten, die in diesem Jahre in Gotha wieder einen Congreß abgehalten haben, zu leisten vermögen, werden die liberalen Parteien, die legitimen Vertreter des deutschen Bürgerthums, wohl auch zu Stande bringen können. Die Delegirten, die Apostel der liberalen Platform, werden naturgemäß die Träger der Wahlbewegung werden, die dadurch von ihrer bisherigen Unklarheit und Verschwommenheit verlieren und am meisten dazu beitragen wird, die große Masse der indifferenten Wähler aus ihrer Lethargie aufzurütteln und zur Theilnahme am öffentlichen Leben, zunächst an den Wahlen zu spornen. Der Verfasser dieses Aufsatzes, obgleich dem linken Flügel der Fortschrittspartei angehörend, ist einem Zusammengehen mit der nationalliberalen Partei durchaus nicht abgeneigt; er würde sich aber erst dann von einem solchen Früchte versprechen können, wenn beide Flügel der liberalen Partei auf Grund einer bestimmten, der Situation angemessenen Platform sich organisiren würden, deren Grundsätze in das Bewußtsein der Anhänger eingedrungen sind. Wenn dies erst der Fall sein wird — und auf das Ziel hinzuwirken scheint uns die Hauptaufgabe der bevorstehenden Wahlen — dann werden die vereinigten Liberalen nie mehr den Ansturm und Widerstand der vereinigten Socialisten, Ultramontanen, Ministeriellen und Reactionäre aller Nüancen zu fürchten haben; sie werden, durch die Erkenntniß und das Bewußtsein der großen Mehrheit der Nation getragen, auch in den Volksvertretungen über eine unerschütterliche, compacte Mehrheit gebieten, die im Stande ist, aus der bloßen Abwehr reactionärer Zumuthungen und der Geltendmachung unberechtigter Sonderinteressen zu zu einer thatkräftigen Initiative im freiheitlichen Sinne überzugehen und in erster Linie das nächste Ziel zu erstreben: die Einsetzung einer solchen Regierung, welche mit der Mehrheit der Volksvertretung in principiellem Einvernehmen sich befindet.

Literatur und Kunst.

Macaulay als Redner und Staatsmann.*)

Die Höhe, auf welcher wir den Schriftsteller Macaulay sehen, hat er als Redner nicht ganz erreicht. In letzterer Hinsicht gestand er selbst seinem Zeitgenossen Brougham den Vortritt zu, dessen großer Aerger es doch war, daß Macaulay ihn unter den Mitarbeitern der „Edinburgh Review" ausstach, sobald er sich nur zeigte. Ebenso konnte der Letztere als Staatsmann wohl schon deshalb nicht bis zum ersten Range vordringen, weil der politische Ehrgeiz in ihm von dem literarischen überwältigt und niedergehalten wurde. Gleichwohl hat er sich auch in der praktischen Politik und in der Parlamentsberedtsamkeit hinlänglich hervorgethan, um einen Versuch zu lohnen, aus dem reichen Stoffe seiner Lebensbeschreibung durch George Otto Trevelyan die dahin gehörigen Aufschlüsse kurz zusammenzustellen.

Beim Redner spielt das Aeußere bekanntlich eine Rolle, die es beim Staatsmann in weit geringerem Grade und beim Schriftsteller gar nicht spielt. Schicken wir daher etwas über Macaulays Erscheinung voran. Sein Neffe meint, er sei nie besser beschrieben worden als in der Einleitung zu einer ephemeren Zeitschrift, welche er mit andern Studenten zu Cambridge herausgab. „Herein trat ein junger Mensch von kurzer männlicher Figur, wunderbar aufrecht, ein schlechtes Halstuch um und eine Hand in der Westentasche. Regelmäßiger Schönheit konnte er sich kaum rühmen; aber man pflegt ihre Abwesenheit ja eben nicht zu beklagen in einem Gesicht, das viel Geist oder Humor oder beide zugleich ausspricht." Macaulay hatte ein massives Haupt und ziemlich grobgeschnittene starke Züge, aber so ständig erhellt von jeder frohen oder edlen Erregung, daß wenig darauf ankam, wenn sein Antlitz in der Ruhe auch mehr ansprechend als hübsch erschien. Wer ihn an einem Tische sitzend sich unterhalten sah, dem gefiel er gewiß vollkommen; stand er auf so zeigte sich, daß seine Statur zu kurz und dick war. Als Lady Lyndhurst ihm in Holland House zum ersten Mal begegnete, im September 1831, sagte sie: „Mr. Macaulay, Sie sehen so ganz anders aus, als ich erwartete. Ich dachte, Sie wären dunkel und schlank, aber Sie sind ja hell, und wirklich, Mr. Macaulay, Sie sind fett." Er saß und stand jederzeit strack, voll und breit;

*) Siehe Nr. 26, 1876 „Macaulay als Schriftsteller".

Digitized by Google

der Bildhauer Woolner, von dem die Statue in Cambridge ist, hat nach dieser Seite hin leider den hervorstechendsten Zug seiner äußeren Erscheinung verfehlt. Er kleidete sich nachlässig, aber nicht schlecht. Sein Zeug saß übel, aber es war von gutem Stoff, und seine Garderobe stets enorm überfüllt. In seinen späteren Jahren legte er sich eine unerschöpfliche Sammlung hübscher gestickter Westen zu, die er mit viel Wohlgefallen zu betrachten pflegte. Alle äußeren Dinge behandelte er mit merkwürdigem Ungeschick. Als er einmal wegen einer verletzten Hand zum Barbier schicken mußte, und dieser auf die Frage nach der Bezahlung antwortete, er möge ihm geben was er immer dem gebe, der ihn rasire, sagte Macaulay: „Dann müßte ich Ihnen eine große Schramme über jede Backe ziehen." Körperlich war überhaupt wohl kaum einer seiner Landsleute in gleich günstiger Lage so unentwickelt wie er. Er konnte weder schwimmen, noch rudern, noch fahren, noch Schlittschuh laufen, noch schießen, und empfand darüber nicht das leiseste Bedauern. Selten bestieg er ein Pferd und niemals von freien Stücken. Zu der Zeit, wo er als Mitglied des Cabinets in Windsor bei der Königin zu thun hatte, erfuhr er, daß ein Reitpferd zu seiner Verfügung stehe. „Wenn Ihre Majestät mich reiten zu sehen wünscht," war seine Antwort, „so muß sie einen Elephanten vorführen lassen." Der Prinz von Wales könnte ihn jetzt damit beim Worte nehmen. Die einzige Leibesübung, von der man behaupten kann, daß er sich in ihr auszeichnete, war das Wandeln durch dichtes Straßengedränge mit den Augen auf ein Buch geheftet. Man konnte ihn erblicken, wie er über Oxford Street und Cheapside spazierte, beinahe so schnell gehend wie andere Leute gehen, und bedeutend schneller lesend als irgend ein Anderer konnte. Als Fußgänger war er in der That über dem Durchschnitt. So lange er seine volle Kraft behielt, war er zu Hause so gut wie draußen stets auf den Beinen. Seine Gewohnheit beständig herumzulaufen entwickelte in ihm eine solche Fähigkeit das Material zu unterscheiden, auf welches seine Füße traten, daß er es durch doppelte Matten und einen dicken Teppich heraus erkannte.

Macaulays Persönlichkeit hatte demnach weder etwas Imponierendes noch etwas besonders Anziehendes oder Pikantes. Sie stand seiner Wirksamkeit als Redner höchstens nicht geradezu im Wege; unterstützen konnte sie dieselbe nicht.

Was dann ferner seine Mittheilungsgabe betrifft, das was die Engländer mit einem nicht völlig übersetzbaren Worte the delivery nennen, so war es damit eher umgekehrt. Ein unendliches Bedürfniß mündlicher Mittheilung beherrschte ihn von Jugend auf dergestalt, daß er seine Laufbahn mit der Redseligkeit begann, in welche die der meisten Menschen ausläuft, wenn die concentrirte innere Arbeit des Geistes mit dem Alter aufhört. Sprechen war die einzige nicht hinlänglich in Schranken gehaltene Leidenschaft, welche wir an ihm kennen. Aber sie befriedigte sich schon im häuslichen Kreise reichlich; er brauchte nicht einmal eine Frau zu nehmen, um ein stets williges Opfer für seine Gesprächsergüsse zur Hand zu haben, da seine Schwestern sich nur zu gern von ihm vorerzählen ließen; und wie ihn dann die ersten Beiträge zur „Edinburgh Review" berühmt gemacht hatten, öffneten sich ihm die Salons von Holland House, Bowood und manchem anderen Sitze der auserlesensten damaligen Gesellschaft, um ihn bald zu ihren anziehendsten Besuchern zu zählen. Sein Ruf als „Sprecher" stieg eben so hoch wie sein Ruf als Schriftsteller. Dies hat, möchte ich glauben, das Verlangen nach eigentlich rednerischen Lorbeern schon vorab in ihm abgestumpft. Das Bewußtsein einer etwas gewöhnlichen äußern Erscheinung, verbunden mit einem nicht geringen Stolze, trieb ihn, seine Triumphe am liebsten im Schoße seiner Familie zu suchen, wo er nicht erst aufzufallen brauchte, um zu gefallen. Was dann noch an Erfolgshunger übrig blieb, sättigte die halb politische, halb literarische Geselligkeit seines Kreises. Empfänglich wie er ohne Zweifel für sociale Beliebtheit war, gab er doch früh dem häuslichen Verkehr den Vorzug vor jedem anderen, und es ist charakteristisch, wie er schon in seinen zwanziger Jahren an den gefeiertsten Schöngeistern seiner Zeit, Jeffrey und Sidney Smith, nichts höher zu rühmen fand, als daß sie ihre Unterhaltungsgabe auch den Ihrigen daheim verschwenderisch zugute kommen ließen.

Ohne diese Abstumpfung des vorwärts drängenden Triebes hätte ein Mann von Macaulays Anlagen und Eigenschaften es als Redner weiter bringen müssen. Weit genug brachte er es ja auch so. Sein erstes zweimaliges Auftreten im Unterhause während der Session von 1830 rief allerdings noch keinen erheblicheren Eindruck hervor. Aber als er am 2. März 1831 für die Tags vorher von Lord John Russell eingebrachte Reformbill gesprochen hatte, ließ der Präsident ihn zu sich rufen und versicherte ihm, er habe das Haus noch nie in solcher Aufregung gesehen. Das will denn doch etwas sagen! Wie Macaulay selbst damals die Aussichten auf rhetorischen Erfolg im Hause der Gemeinen ansah, hatte er einen Monat früher seinem Freunde Whewell auseinander gesetzt: „Ich bin ungeduldig auf Praeds Debüt. Das Unterhaus ist eine Stätte, auf der ich Niemandem im Voraus Erfolg garantiren möchte. Ich zweifle sogar hinsichtlich Jeffreys. Es ist die eigenthümlichste Hörerschaft der Welt. Wenn ein Mann gut schreibt, vor Gericht gut redet, oder in Volksversammlungen oder in einem Debattirclub, so wird er im Hause der Gemeinen deshalb eher Unglück haben als Glück. Ein Platz, auf welchem es Walpole glückte und Addison durchfiel, Dundas Erfolg hatte und Burke Mißerfolg, wo Peel jetzt sich geltend zu machen weiß, aber Mackintosh nicht, wo Erskine und Scarlett die Mitglieder in die Speiseräume jagten, wo Lawrence und Jekyll, so ziemlich die witzigsten Leute ihrer Zeit, für langweilig gelten, — das ist gewiß ein sonderbarer Platz. Und doch fühle ich den Geist des Hauses Gewalt über mich gewinnen. Ich fange an gern zu haben, was den Andern um mich herum gefällt, und zu mißbilligen was ihnen mißfällt. Canning pflegte zu sagen, daß das Haus als ein Ganzes mehr Geschmack habe als irgend eines seiner Mitglieder, und ich bin sehr geneigt ihm Recht zu geben."

Drei Jahre lang tauchte Macaulay in der That vollkommen unter in dem Element, das ihn aufgenommen hatte, war vor Allem Parlamentsmitglied und in zweiter Linie Whig. Wäre es so geblieben, so kann man kaum an seiner Erringung der höchsten parlamentarischen Macht zweifeln. Der strenge und überaus urtheilsfähige Jeffrey äußerte sich über eine Nacht aus der zweiten Lesung der Reformbill so: „Keine sehr eindrucksvolle Debatte; mit einer einzigen Ausnahme, aber freilich einer glänzenden. Ich meine Macaulay, der seine früheren Leistungen in Gedrungenheit, Feuer und Kraft überbot, und die Wirkung wesentlich erhöhte durch einen stetigeren und anmuthenderen Vortrag. Die Rede wurde ungeheuer beklatscht, wie sie verdiente, und stellt ihn, denke ich, an die Spitze der großen Redner, wenn nicht der Debatter des Hauses." Ein anderes Mal fand er ihn dann wiederum noch besser. Lord Cockburn nannte Macaulays Rede nicht minder die beste während der drei letzten Abende der zweiten Lesung, und Sir James Mackintosh schrieb aus dem Büchersaal des Unterhauses: „Macaulay und Stanley haben die beiden besten Reden gehalten, die im Parlament je vorgekommen sind", indem er hinzufügte, man müsse in ihnen die Führer der nächsten Generation erkennen, wo nicht schon der gegenwärtigen.

Dieses Ziel sollte der erstgenannte von den beiden jedoch nicht erreichen. Es zog ihn so weit an, daß er verschmähte sich durch seine Feder ein unabhängig machendes Einkommen und Vermögen zu erwerben, und lieber zuerst von einem ihm wohlwollenden Toryminister ein kleineres Amt annahm, dann von der Whigregierung der früheren dreißiger Jahre erst einen Posten in einem Ministerium, darauf einen Sitz im Hohen Rath von Indien zu Calcutta; — hiermit aber trat auch schon die entscheidende Wendung ein, welche ihn von der Politik in die Literatur zurückwarf. In der gedanken- und studienreichen Muße seines vierjährigen Aufenthalts unter den Tropen erblaßte der Glanz, der die Führerschaft im Unterhause und den Platz an der Spitze der Regierung in den Augen des jungen Whigpolitikers umgab, und jener dauerhaftere Nimbus, welchen schriftstellerische Unsterblichkeit um's Haupt webt, trug in seiner Seele den Sieg davon. Als er im Jahre 1838 nach Europa zurück-

Digitized by Google

kehrte, war er so gut wie entschlossen, seine Ansprüche auf Ruhm durch ein großes Geschichtswerk zu begründen und nicht durch den Wettlauf mit Brougham, Palmerston und Russell.

Mit der Politik und dem Parlamentsleben war es deshalb noch nicht gleich völlig vorbei. Er trat noch zwei Mal sogar in's Cabinet, 1839 als Kriegsminister, 1846 als Generalzahlmeister. Aber wie beidemale die Whigregierung nicht lange dauerte, war Macaulay fast froher als die triumphirenden Tories. Das dritte Mal, im Januar 1852, ließ er sich nicht wieder verlocken. Auch dem Unterhause gehörte er seit seiner Rückkehr aus Ostindien nicht mehr ununterbrochen an. Edinburg hatte ihm einen seiner Sitze anvertraut, entzog ihm denselben aber bei den Neuwahlen von 1847. Als es fünf Jahre später sein Unrecht an dem berühmtesten zeitgenössischen Träger eines schottischen Namens wieder gutmachte, konnte es nur noch für ein paar Jahre und für seltene Anwesenheit im Hause sein, da eben zu derselben Zeit das Herzleiden ausbrach, welches Macaulay nach achtehalb Jahren überwiegender Kränklichkeit Ende 1859 hinwegraffte. Einzelne bedeutende rednerische Erfolge werden uns auch aus dieser Zeit noch von ihm berichtet; so namentlich der vom 1. Juni 1853, wo eine Rede von ihm noch in der dritten Lesung den schon so gut wie durchgegangenen Toryantrag auf Ausschließung des Master of the Roles vom Unterhause umwarf, — ein sehr gewöhnlicher Gegenstand, aber ein äußerst ungewöhnlicher Triumph parlamentarischer Redekraft. Im August 1857 verpflanzte Lord Palmerston ihn in's Oberhaus. Zum Sprechen ist Lord Macaulay dort indessen nicht mehr gekommen; ein paarmal war er dazu gerüstet, aber die Gelegenheit entschlüpfte dem geschwächten Selbstvertrauen des Greises.

Trevelyan hat einige Zeitungsberichterstatter aus jener Zeit veranlaßt, sich über seines Oheims rednerische Eigenthümlichkeit zu äußern. Am besten hat sie vielleicht Einer, der nicht erst befragt zu werden brauchte, in einer Schilderung jenes denkwürdigen Ereignisses vom 1. Juni 1853 charakterisirt: „Ein Wasserfall von Worten, — das ist die einzig richtige Beschreibung von Macaulays Stil, wenn er einmal warm geworden ist. Und was für Worte! Es war noch nicht vier Uhr Nachmittags; das Mittagsfrühstück kaum verdaut; und die ruhigen, zurückhaltenden Gentlemen vor Vergnügen so wild, wie ein Opernhaus nach der Grisi um zehn. Ihr zweifelt? Seht die Abstimmung: 224 Stimmen gegen 123; und doch hättet ihr, ehe Macaulay gesprochen hatte, fünfzig gegen eins wetten mögen, Lord Hotham werde seinen Antrag durchsetzen. Nach jener Rede flog derselbe so zu sagen kopfüber zur Thür hinaus."

Anziehenden äußern Manieren, darüber sind die von Trevelyan vernommenen Kenner einig, dankte Macaulays Reputation und Autorität im Hause der Gemeinen nichts; was er von Gesten gebrauchte war gerade nicht gewinnend. Seine Stimme war voll und laut, aber ohne die Modulation, das Anschwellen und Sinken durchgebildeter Sprecher. Dagegen waren die Reden meist sorgsam vorbereitet und kamen ohne Weglassung eines einzigen Wortes heraus. Sie waren jedoch durchaus nicht etwa auswendig gelernt; er sprach ebenso fließend und correct in Improvisationen des Augenblicks. Was ihn beredt machte, war die Fülle seines auf Mittheilung angelegten, wohlausgerüsteten Geistes. „Gewalt des Gedankens, der Sprache und der Manier", sagt ein Reporter der „Daily News", „war sein Hauptcharakterzug. Der Zuhörer hatte das Gefühl, als höre er Vorstellungen und Worte in des Redners Schlund gurgelnd um den Vorrang kämpfen. In seinen Reden gab es keine Abstufungen oder Wellen. Er stürzte sich Hals über Kopf mitten in die Sache hinein und hielt seinen lauten, hallenden Schritt bis an's Ende inne ohne Halt und Pause. Diese Vehemenz und Fülle machte Macaulay zum Schrecken der Berichterstatter; wenn er einen Gegenstand behandelte, mit dem sie nicht bereits vertraut waren, so rauschten die Namen, Daten und Titel unaufhaltsam über sie hinweg. Er sprach nie gedehnt; er besaß die Gabe jedes großen Redners, in kurzer Zeit viel vorzubringen."

Es wird hiernach keines weiteren Beweises bedürfen, wenn ich sage, daß Macaulay die specifische Größe des Redners nicht besaß, sondern daß sein großer Geist, sein unvergleichliches Formtalent sich nur auch in der parlamentarischen Arena nicht ganz verleugnen konnte. Was der Schriftsteller mit dem Redner gemein hat, besaß er in einer Vollkommenheit wie nur wenige Menschen überhaupt jemals. Wo die Auszeichnung des einen sich von der des andern trennt, hatte er mit zu entschiedener Vorliebe immer auf's Neue den Weg der schriftlichen Mittheilung eingeschlagen, als daß er gleichzeitig die Bahn der mündlichen Mittheilung unter den Ersten am Ziel hätte durchmessen können.

Parallel mit der Rückkehr zu schriftstellerischer Thätigkeit ging bei ihm die Abwendung von der praktischen Politik, aus der er sich in die Historie zurückzog. Er war durchaus nicht ohne Geschmack und Talent für den Betrieb öffentlicher Verwaltungsgeschäfte. Als Bankerottrichter, womit er unter Lord Lyndhursts Patronage seine etwas desultorische amtliche Laufbahn begann, floß ihm die Arbeit flott genug von der Hand, wiewohl gerade die juristische Praxis ihm am wenigsten behagte. Als Kriegsminister besorgte er, was seines Amtes war, mit unzweifelhaftem Geschick und Erfolg. Die hervorragendsten Dienste aber leistete er dem Gemeinwesen wohl in Calcutta. Dort fielen ihm namentlich zwei Aufgaben zu: ein Strafgesetzbuch zu schaffen, und das Erziehungssystem des Landes zu reformiren. Der ersteren entledigte er sich mit Hülfe einiger tüchtiger Fachmänner so ausgezeichnet, daß kundige Kritik das Werk noch über eins der jüngsten und muthmaßlich vollkommensten Strafgesetzbücher stellt, daß des Norddeutschen Bundes nämlich. Ebenso wichtig war seine Entscheidung zu Gunsten eines umfassenden Unterrichts junger Hindus in der englischen Sprache als dem Schlüssel alles modernen Wissens, im Gegensatz zu der Unterstützung einer weit kleineren Zahl beim Studium der orientalischen Sprachen und Literaturen. Was seine Geschäftsbegabung unleugbar belegt, ist die sorgfältige Fernhaltung alles schriftstellerischen Schmucks aus den amtlichen Aufsätzen oder Depeschen, welche er anzufertigen hatte. Es kostete ihm keine Mühe jenen nüchternen und ernsten rein sachlichen Ton anzuschlagen, der im amtlichen Verkehr allein am Platze ist und allein volle Wirkung thut.

Indessen hat Macaulay sich kaum jemals auch nur wochenweise auf Amtsgeschäfte beschränkt. Während der früheren Jahre in England schrieb er nebenher alljährlich mehrere große Aufsätze für die „Edinburgh Review"; in seinem Garten zu Calcutta brachte er Tag für Tag mehrere Stunden, die ihm ohne Zweifel nicht blos die schönsten, sondern auch die wichtigsten des Tages dünkten, mit seinen geliebten Classikern zu; und nur als er nach der Heimkehr einige Zeit den Kriegsminister spielte, mag er die gleichzeitige Arbeit an einem volle Concentration erheischenden großen Geschichtswerk zu schwer gefunden haben. Darum mied er ja eben je länger desto mehr Amt und Parlamentssitz. In der Klarheit über sich selbst, welche der vierjährige ostindische Aufenthalt ihm gab, vergegenwärtigte er sich die streitenden Reize von Politik und Literatur folgendermaßen:

„Ich wundere mich oft," schrieb er seinem Freunde Ellis, „welche sonderbare Berückung Menschen, die etwas Besseres thun könnten, verleitet, ihre Gesundheit, ihren Verstand, ihre Thatkraft an solche Zwecke zu verschwenden, wie die meisten Politiker sie verfolgen. Ich verstehe vollkommen, wenn ein Mann, der sich auf's Debattiren versteht, aber der als Mitarbeiter einer Zeitschrift keine irgend hervorragende Rolle spielen würde, Stanley zum Beispiel, den einzigen Weg einschlägt, auf welchem er zur Auszeichnung gelangen kann. Aber daß ein Mann, vor welchem die Pfade der Literatur und der Politik gleichmäßig offen liegen, der auf jedem der beiden hoffen mag sich hervorzuthun, die Politik wählen und die Literatur aufgeben sollte, däucht mir Tollheit. Auf dieser Seite ist Gesundheit, Muße, Seelenfrieden, das Suchen nach Wahrheit, alle Genüsse der Freundschaft und des Geistesverkehrs; auf jener beinahe sicherer Ruin der Constitution, beständige Arbeit, beständige Sorge. Jedes Freundschaftsverhältniß wird precär, sobald ein Mann sich in die Politik mischt. Er wird zwar gegen die Schmähungen, welche sein Loos sind, am Ende abgehärtet, aber nur durch eine sehr rauhe Zucht.

Digitized by Google

Und wofür läßt sich Einer, der aufstehen und zu Bette gehen könnte nach seinem Wohlgefallen, jedem Studium sich widmen, jeden Genuß sich verschaffen, jeden Platz der Welt besuchen, — wofür läßt er sich zum Gefangenen machen, als ob er im Schuldthurm säße? elf Monate im Jahr in eine Viertelstunde Umkreis von Charingcroß bannen? Nacht um Nacht zehn bis zwölf Stunden festhalten in einer verpesteten Luft, um Reden anzuhören, von denen neun Zehntel unter dem Werthe des ersten besten Zeitungsartikels sind? Wofür bequemt er sich, Tag auf Tag den Morgen über der Themse anbrechen zu sehen, und dann mit brennenden Schläfen heimzuschwanken in sein Bett? Ist es für Ruhm? Wer wollte den Ruhm von Charles Townshend nicht gern hingeben für denjenigen David Humes, den Ruhm von Lord Nord für denjenigen Gibbons, den Ruhm Lord Chathams für denjenigen von Samuel Johnson? Wer kann auf Burkes Leben blicken und das Bedauern unterdrücken, daß er in politischen Bestrebungen Gesundheit und Stimmung verlor, anstatt irgend ein großes dauerhaftes Buch zu schreiben? Wer kann die Briefe an Atticus lesen ohne zu fühlen, daß Cicero ein unendlich glücklicherer und besserer Mensch und um nichts weniger berühmt geworden sein würde, hätte er uns nicht so viele Reden, aber mehr „akademische Fragen" und „tusculanische Erörterungen" hinterlassen, — hätte er die Zeit, welche er im Zanke mit Vatinius und Clodius verbrachte, benutzt um eine Geschichte Roms zu schreiben, welche die des Livius in den Schatten schob?"

Die Einseitigkeit dieser Betrachtung ist dem, der sie anstellte, selbst nicht entgangen; in London, fügte er hinzu, möchten seine Empfindungen wohl auch etwas andere sein, als die hier ausgesprochenen in Calcutta. Allein daß er auch in Calcutta wirklich so empfand, daß der Grundton nachher in London durchaus kein wesentlich verschiedener wurde, spricht eben für die überwiegende Richtung seines Geistes auf Literatur und Historie. Das Pathos des praktischen Politikers fehlte ihm. Sein Ehrgeiz ging nicht dahin, Ideen von Menschenglück oder öffentlicher Ordnung zu realisiren. Er verkehrte nicht ungern mit einer Mehrzahl geistreicher und bedeutender Leute, aber unentbehrlich war ihm nur der bewundernd und liebevoll an ihm hangende eigne häusliche Kreis, und völlig fremd war ihm das Vergnügen, das minder aristokratische Naturen in dem öffentlichen Umgang mit Vielen finden, auf die sie nicht blos wirken, von denen sie auch lernen und ihrerseits sich anregen lassen wollen. Macaulay ist ein erfolgreicher Parlamentsredner und ist Minister gewesen, aber es läßt sich keine einzige Maßregel herausgreifen, welche er hauptsächlich vorgeschlagen oder betrieben hätte. Er ließ in dieser Beziehung die Dinge an sich herankommen, stets bereit seinen Mann zu stehen, wenn es sich nur nicht um eigentliche Initiative handelte. Daher lag ihm auch der Kleinbetrieb des öffentlichen Lebens so ausnehmend fern, der doch ganz unentbehrlich ist für die Durchsetzung selbst der größten und einleuchtendsten Pläne. Es fiel ihm niemals ein, in eine Zeitung zu schreiben oder einen anderen Vortrag zu praktischen Zwecken zu halten als auf den feierlichsten nationalen Stätten bei völlig regelrechtem Anlaß und Hergang, oder seine Bekannten und Anhänger in Bewegung zu setzen, daß sie ihm dies oder das zu Stande bringen helfen. Im Mittelpunkt der Whigpartei, umgeben von den großen Kämpfern für Unterhausreform, für freihändlerische Zölle, für friedfertige äußere Politik, hielt er sich kühl und vornehm fern von jeder directen Theilnahme an der Werbung um die Gunst der Massen. Er vertheidigte das gute Recht der Agitation in einem freien volksthümlichen Staatswesen schlagender als Cobden oder Bright, aber er verschmähte ebenso spröde es zu benutzen wie der steifste alte Toryjurist. Er hatte eben keinen Werth für die Leistungen, an welche er seine Kräfte zu setzen gewohnt war. Er war lebenslang ein Einzelkämpfer; ein literarisch-politischer Achilles, kein moderner Feldherr oder Generalstabschef auf dem Felde der Politik.

Nur wenn Macaulay die Kunst des wirksamen Schreibens niemals in sich entdeckt hätte, wenn der Zufall ihn gleich an der Schwelle des Erwerbs- und Berufslebens gepackt hätte, um ihn Hals über Kopf in die parlamentarische Praxis zu schleudern, ohne daß dann auch eine länger dauernde Entfernung von London ihn zum Bewußtsein seiner eigentlichen Bestimmung gebracht haben würde; oder in dem anderen Falle, daß zu seiner Zeit der literarische Erwerb noch ebenso unsicher und niedrig geschätzt gewesen wäre wie in den Tagen Burkes, möchte die Politik ihn ganz oder vorzugsweise haben hinnehmen und festhalten können. Wie hoch er dann bei seiner ebenso gewaltigen als zu harmonischer Entwicklung angelegten Geisteskraft gestiegen wäre, läßt sich nur ahnen. Vielleicht ist den Engländern in ihren praktischen Interessen damit etwas verloren gegangen, Aber in ihrem Besitzstand an unverlierbaren Geistesschätzen sind sie hiefür mehr als entschädigt worden, und der übrigen Welt und Nachwelt ist es sogar reiner Gewinn.

A. Lammers.

Hamerlings „Aspasia".

Dieser Roman erschien als Festgabe zu Weihnachten 1875.

Wir saßen in dem eleganten Salon einer der Heldin wahlverwandten Dame, welche mit einschmeichelnder Stimme das letzte Capitel vorlas; nebenan sangen die Kinder mittelloser Eltern, denen ein fröhlicher Christabend bereitet worden war, alterthümliche Weihnachtslieder mit slavischen Texten. Die Vorleserin lehnte in einem unbequemen Fauteuil von reinsten Renaissanceformen unter einem Gaslüstre in egyptischem Stil; rechts von ihr blickte unsere liebe Frau von Milo verwundert nach dem widerwillig betenden Knaben von Guarnerio, links prangte an der Wand unsere liebe Frau di san Sisto neben Kaulbachs Arbues über blühenden Blumen, deren Heimat in den Thälern des Himalaya und auf den Höhen der Alpen zu suchen wäre. Die Vorlesung nahte ihrem Ende; die schöne Vorleserin sprach noch mit ungeduldiger Hast die Schlußworte der personificirten Akropolis: „Erhaben bin ich über das wechselnde Loos der Menschen und ihr kleinliches Elend. Ich leuchte durch die Jahrhunderte. Ich bin immer wieder da. Ich bin wie das zaubervolle Licht über den Bergen von Hellas, und wie der ewige Glanz der Gewässer in seinen Golfen!" — — Dann warf sie das Buch auf den Flügel, wo schon in gefälliger Unordnung Overbecks „Pompeji", das „Journal amusant" und Schopenhauers „Vierfache Wurzel des zureichenden Grundes" über einem Haufen von Noten lagen, von deren Titeln nur ein Lied von Sebastian Bach und ein neuer Wiener Walzer sichtbar waren. Dieser Wirrwarr von Jahrhunderten und Gegensätzen mochte durch das Gefällige seiner Unordnung noch so anmuthig berühren, bei der Erinnerung an das Zeitalter der Parthenonbauer, der Antigonedichter, der Zeusbildner schrumpfte dennoch das freundliche Bild der weitumfassenden Lexikoncultur unserer Gegenwart zu seiner wahren Kleinheit zusammen.

So zersplittert, so formlos ist unsere eitle Lexikonbildung geworden, daß wir kaum mehr den Mangel eines modernen Ideals fühlen, daß wir bald mehr bei der Lampe historischen Wissens als bei dem Sonnenlichte unseres Tages sehen, daß unsere größten Talente mit kühler Unbefangenheit ihre Stoffe und Formen aus fremden Gräbern der Geschichte holen dürfen, wenn sie ihrem Volke eine neue Dichtung schenken. Darum wird auch dessen Urtheil über ein neues Geschenk seiner dichterischen Freunde niemals einstimmig klingen, denn unsere Gelehrtendichter schaffen emsig mit oder ohne Bewußtsein an einem gefährlichen Werke, an einer exclusiven Literatur für Literatoren und solche, die es werden wollen, sie setzen dem Volke anstatt des Brotes Caviar, nichts als Caviar und immer wieder Caviar vor, sie dürfen sich darum nicht wundern, wenn wir, die ungelehrten Deutschen, endlich müde werden, wenn wir unbefriedigt einfache Nahrung fordern.

So denken wir; freilich aber gibt es viele Tausende gebildeterer Menschen, Tausende Bücherleser, Bücherkäufer und „Töchter höherer Stände", welche mit Erfolg ein Dutzend von gelehrten Schulclassen absolvirt haben, Leute, in deren lexikalisch

Digitized by Google

überfülltem, mehr oder weniger geräumigem Kopfe nun bunte Bildungsreminiscenzen ihren Spuk treiben, kurz es lebt außer uns noch das ehrenwerthe Geschlecht der Bildungsphilister. Der Bildungsphilister ist der würdigste und verständnißinnigste Leser unserer Literatorenliteratur, zugleich der dankbarste, denn es freut ihn, daß wir's so herrlich weit gebracht; er findet die gelehrte Dichtung schon deshalb schön, weil er stolz darauf ist, ihre Sprache zu verstehen; er weiß sehr wohl die griechischen Worte zu deuten, welche mit edelmännischer Würde den „gemeinen Mann", d. h. die Allgemeinheit von einer „Aspasia" zurückschrecken, er labt sich mit lächelnder Ueberlegenheit an so vertrauten Worten wie: Daduch, Symposiarch, Chorage, Asphodilos und — Ithyphaller.' Der Bildungsphilister geräth in freudige Aufregung, wenn er in der fortlaufenden Erzählung eines deutschen Romans auf wohlbekannte Stellen aus Sophokles, aus Aristophanes, aus Thukydides, aus Plato und Plutarch stößt, und diese Stellen mit der Fertigkeit eines Mosaikkünstlers zu Verzierung des Bildes benutzt wurden; und wenn er gar den großen Dichter bei der Schöpfungsarbeit der Antigone belauschen darf, wenn die Entstehung des unsterblichen Erosgesanges in so moderner Weise vor sich geht, daß Sophokles das hingeworfene Wort einer Freundin durch schelmische Aufnahme in den Chorgesang vor dem versammelten Griechenland wiederhallen läßt; wenn die technischen Baugeheimnisse des Parthenon uns in kunsthistorischen Gesprächen mit der vollen Detailkenntniß der heutigen Wissenschaft mitgetheilt werden; wenn der alte Baumeister Iktinos schon im fünften Jahrhunderte vor Christi Geburt mit dem sarkastischen Wort: „Also Säulen von Lehm, von Teig oder Butter?" — die späteren, landläufigen Erklärungen der jonischen Capitälsform abfertigt, wenn die überlieferte liebenswürdige Fabel von der Erfindung des „epochemachenden" korinthischen Capitäls vor seinen Augen zur schönen lebendigen Wirklichkeit wird: dann schwelgt der Bildungsphilister in der Fülle seiner mühsam erworbenen Gymnasialweisheit und dankt dem Dichter für so distinguirten Genuß.

Wir Andern freilich, die wir keine Veranlassung fühlen uns so hoher „Gebildetheit" zu rühmen, wir sind blind für derartige Vorzüge und hofften mit Recht auf eine voraussetzungslose Dichtung, auf eine neue poetische That unseres verehrten Robert Hamerling; unsere Hoffnung wurde nicht vollständig erfüllt. Waren wir aber auch durch den eingestandenen Mangel an historischer Bildung verhindert, den Roman mit uneingeschränkter Freude zu begrüßen, so verlangt doch die Persönlichkeit des Dichters, daß wir uns im Urtheil auf seinen Standpunkt zu versetzen suchen; der Autor des „Ahasver in Rom", der Sänger der „Venus im Exil" hat ein zu dauerndes Recht auf unsere Dankbarkeit, als daß wir nicht ihm zu Liebe einige Lectionen über griechisches Alterthum sollten vertragen können.

Nun verdient er neuen Dank für die Wahl seiner Heldin; Aspasia, eine der idealsten Frauenerscheinungen der Menschengeschichte, ein geniales Weib von unantastbarem Lebenslauf, steht bei Hamerling zum ersten Male auf dem gebührenden Marmorpiedestal, während sie bisher als eine der zweideutigsten Heroinen, bald von feindlichen, bald von faunisch bewundernden Schriftstellern immer im Lichte einer vererbten Geschichtsfälschung erschienen war. Um den Enthusiasmus zu begreifen, den dieses unvergleichliche Weib noch heute durch die Entfernung von Jahrtausenden auszuüben vermag, müßte man bedenken, daß unser ganzes hochmüthiges Geschlecht seit der Renaissance immer bewußter und ehrfurchtsvoller vor der hoheitsvollen Harmonie sich beugt, welche als sogenanntes perikleisches Zeitalter einst Athen zum ewigen Lehrer von Wort und Bild geformt hat, daß dieses sogenannte perikleische Zeitalter keinem glücklichen Zufalle, sondern einer planvollen Leitung seine Existenz verdankt, daß diese Leitung direct von Einem Menschen, dem „Olympier" Perikles, indirect von dessen „Hera", von dem „Salon" der wahrhaft göttlichen Aspasia ausging. Die grenzenlose Ungezogenheit, mit welcher zeitgenössische politische Gegner — worauf der „ungezogene Liebling der Grazien" Aristophanes — die hohe Frau behandelten; die kritiklosen Fraubasereien, mit welchen die Geschichtsanekdotensammler der Kaiserzeit ihr reines Bild besudelten, das waren die Fundamente, auf denen später eine christianisirte, schönheitsscheue Geschichtsschreibung einen Pranger für die angebliche Hetäre Aspasia aufbaute. Umsonst hat einmal der alte, liebe Wieland eine Lanze für sie gebrochen; man kannte ihn und sein Faible für schöne Sünderinnen, man blieb bei dem alten Vorurtheil, bis in unsern Tagen der Historiker (Adolf Schmidt) und der Dichter gleichzeitig für die bestverleumdete Griechin eintraten. Eine unbeachtete Thatsache sei hier nebenbei erwähnt, die bezeichnend ist für die Lieblingsmaterie menschlicher Klatschsucht. Es war ja dieselbe Clique, eine Bande von altgriechischen Junkern, Oberpriestern und Radicalen, welche ihre Pfeile gegen Aspasia, gegen Perikles und ihre Freunde richtete. Dieselbe Clique beschuldigte den Perikles des Diebstahls, den Phidias des Diebstahls, den Sokrates der Verführung, dieselbe Clique, welche die Aspasia der Hetärie und Kuppelei angeklagt hat. Machtlos prallten aber die Beschuldigungen von den Männern ab, man hält es kaum der Mühe werth, sie zu vertheidigen, nur das Weib, Aspasia, ist trotz einer feierlichen Freisprechung durch die Geschworenen des hellenischen Volkes noch heute auf der Anklagebank der Alterthumsforscher.

Die Ehrenrettung seiner Heldin wäre an sich kein dichterisches Verdienst Hamerlings, wenn es ihm nicht gelungen wäre, seinen Stoff mit einer einfachen Elasticität zu componiren, die den höchsten Maßstab, den seines Stoffes selbst, aushält. „Durfte hellenisches Leben anders dargestellt werden als mit hellenischer Einfachheit?" In dieser überflüssigen Frage des überflüssigen Vorwortes liegt die Absicht des Dichters deutlich ausgesprochen und seine Absicht hat er in der Composition, aber auch nur in dieser, vollständig erreicht.

Im geistigen Mittelpunkte des athenischen Volkes, im Atelier des Phidias*), treffen die beiden echtesten Griechenseelen, Perikles und Aspasia, zum ersten Male zusammen; es ist der entscheidende Augenblick, in welchem die sieghafte Erscheinung des schönsten Weibes den Plan ihres Lebens beginnen darf, den Cultus der Schönheit zum Ziele der Menschheit zu machen. Einen Bruch mit dem Ueberlieferten, die Unterwerfung unter ihr Ideal fordert und erlangt Aspasia von Allen, die ihr nahen; Perikles, bald ihr Geliebter und endlich ihr Gatte, wird Athen nicht mehr durch Waffengewalt zur Herrschaft über Griechenland erheben, er wird Athen zu der schönsten, und so zu der ersten Stadt machen. Phidias und seine Schüler lassen ab von der übermenschlichen Strenge ihrer Gebilde, sie schaffen ihre Götter menschlicher, damit die Menschen göttlicher werden; die großartigen alten Formen der Tragödie des Aeschylos werden durchbrochen und Sophokles wird etwas Neues auf die Bühne bringen, das Leid des Menschen und die Liebe des Weibes; sogar der häßliche grillenhafte Sokrates — die gelungenste Figur des Romans, eine Quelle feinsten Ergötzens für den Kenner griechischer Philosophie — sogar der verbummelte Wahrheitssucher bringt in täppischer Weise den Charitinnen sein Opfer. Athen blüht auf; keine romantischen kühlen Ritter des Geistes sind die großen Förderer seiner Blüthe, auch nicht orgiastische Prediger einer Emancipation des Fleisches, — nein, harmonisch soll die Freiheit herrschen, das rein Menschliche mit hoher Liebe umfassen, das Dunkle, das Uebermenschliche wie das Thierische mit gleichem Hasse verfolgen. Schon rühren sich die Beschützer des Dunklen, des Barbarischen; die alten Priester der formlosen Fetischgötter können den neuen Tempeln und den neuen Menschengöttern ihre Schönheit und die Gunst des Volkes nicht verzeihen, die gemeinen, sklavischen Griechenweiber, die bisherige Frau des Perikles, die leidige Telesippe, und ihre Freundin, die altjungferliche Elpinike,

*) Hamerling nennt ihn Pheidias, wie er überhaupt nach dem Vorgange der Philologen die griechische Form der Namen restaurirt; ob aber das Volk dabei gewinnt, wenn es an Stelle der eingebürgerten latinisirten Form der griechischen, hebräischen, persischen Eigennamen nun griechische, hebräische und persische Lautverbindungen neulernen muß, das wäre eine wohl aufzuwerfende Frage. Der Bildungsphilister ist auf Seite der Philologen.

Digitized by Google

beneiden die „Ausländerin", die „Modedame", die „Coquette" um den Zauber, mit welchem Aspasia die Männer in ihrem Dienste zwingt; die graubärtigen „Marathonkämpfer", die säbelrasselnde Militärpartei und ihre Generäle wühlen gegen die neue Aera des Genusses, weil sie nur bei Manövern (den gymnischen Spielen) und im Kriege zu brauchen sind; in geheimen Conventikeln agitiren, in Schmähgedichten witzeln, von den Rednerbühnen donnern die vereinigten Reactionäre gegen den Bund der Stürmer und Dränger. Umsonst! Zu fest steht die Herrschaft des Olympiers Perikles über die Athener, zu willig beugt sich der Olympier unter den Geist seiner Aspasia. Die Schönheit siegt; und während in Athen zur Freude von Hellas und zur Bewunderung aller Nachwelt das Symbol des vollendet Schönen, die Akropolis, ihre schwungvolle Säulenordnung emporstreckt, erreicht auch der Schöpfer des Schönsten, Perikles, vollendetes Menschenglück in den Armen des vollendetsten Weibes. Die Menschheit hat — zur stilistischen Qual des Berichters — ihren Superlativ erreicht.

Aber die Sonne duldet kein Weißes! Die Größe des Paares ist nicht frei von menschlichen Zügen; Aspasia ist von zwei Städten Griechenlands beleidigt worden und Perikles läßt die Athener Kriege beginnen, um seinem Weibe eine kleinliche Genugthuung zu verschaffen. Wenig würden die Folgen solcher Thaten den Perikles kümmern; aber die Entwickelung ihrer Charaktere treibt sie bald von einander hinweg. Aspasia schreitet weiter auf ihrer Bahn nach dem Ziele rücksichtsloser Anmuth; Perikles steht zu treu zu ihr, um Manches nicht zu verzeihen, was dem Manne zu vergessen schwer fällt. Daß Aspasia dem Bildhauer den Anblick ihres Leibes gönnt, um ihn nach der Natur formen zu lehren, daß sie in Männerkleidung die Turnschule der Knaben besucht, daß sie in heimlichem Einverständniß mit Sophokles sich hinter den Coulissen herumtreibt und öffentlich — ein Weib in Griechenland! — Komödie spielt, — das Alles hat Perikles auf sich genommen, als er eine Aspasia liebte. Sie jedoch geht zu weit, und er ist ein Anderer geworden. Sie wendet sich von Sophokles bald ab und findet Gefallen an Euripides, sie führt die Kunst der Ueberfeinerung, d. h. dem Verfall entgegen. Und so wie Euripides an Stelle des Größeren, so tritt der Schwätzer Protagoras an Stelle des Sokrates, und die geschickten Bildner der Nippes werden die Schule des Phidias verdrängen. Perikles ahnt den Verfall und wird ernst und immer ernster; noch liebt er Aspasien, aber in seine Seele ist der melancholische Geist einer neuen Zeit eingezogen, er ist ein Wahrheitsucher geworden gleich seinem häßlichen Freunde, er genießt die Liebe nicht mehr unbefangen wie ein Grieche, er fragt wie ein christgermanischer Ingomar nach ihrer Definition.

Eines Tages sah er die neue Liebe eines jungen Barbarenpaares, die sentimentale Liebe der künftigen Geschlechter. Da spricht Perikles: „Es ist als ob dieses Paar sagen wollte: Tretet ab, ihr Beide, von der Bühne, und räumet uns den Platz!" — Noch einmal blickte Aspasia dem Perikles eine Zeit lang in's nachdenklich-ernste Gesicht. Dann sagte sie: „Du bist kein Grieche mehr!" —

Und der schönste Traum der Menschheit ist ausgeträumt; die Priester und die Pest siegen, Phidias stirbt, Perikles stirbt, „einsam saß beim Todtenlager des großen Hellenen, regungslos und marmorbleich, Aspasia." —

Hamerling ist weit entfernt von jener Ruhe der Stimmung, welche Goethe zu dem letzten hellenischen Dichter gemacht hat; er wird zum berufenen Sänger des Hellenismus durch das Unhellenischeste, durch Sehnsucht, durch classisch geformte Sehnsucht nach den alten Göttern. Um so größer erscheint seine Kunst, das Todte zu neuem Leben zu beschwören, die philologischen Schatten mit Fleisch und Blut auszustatten. Selten wohl ist es einem modernen Dichter gelungen, so fremde Geschicke mit dem ganzen Scheine des Lebens vorüberziehen zu lassen; in großen einfachen Gruppen, wie die Gestalten des Parthenonfrieses, schreiten die Menschen seines perikleischen Zeitalters einher, und wenn uns der allzureiche Dichter hier und dort in eine Sackgasse führt, die wir bald wieder in der Richtung des großen Zuges verlassen müssen, so danken wir ihm noch dafür in Erinnerung an die verborgene Pracht, die wir dort erschauten. Noch einmal, selten sind einem modernen Dichter so lebende Bilder gelungen, wie z. B. das zehnte, zwölfte, das dreiundzwanzigste Capitel, die „Trinkkönigin", der „jonische Honigmond" und das „Dionysosfest". Und wohl niemals noch hat ein moderner Dichter die bedenklichsten Situationen mit so keuscher Nacktheit zu schildern vermocht; wie die Broncestatue des „betenden Knaben" im Berliner Museum keusch ist, weil sie von ihrer Nacktheit nichts weiß, die mediceische Venus aber frivol, weil sie durch die Stellung der Hände ein fehlendes Gewand ersetzen will, so ist Hamerlings Poesie gewandlos und keusch. Sie verdeckt nichts, — wenn nicht etwa durch das durchsichtige Gewand der Fremdworte.

Und so wären wir ja pedantisch wieder bei diesem Zuge von gelehrter Fremdheit angelangt, dem einzigen bedeutenden Moment, das uns die Freude an einem neuen Dichterwerk verkümmerte; ein Etwas wie populär gefaßte Noten und Excurse zieht steif mitten durch die Sprache des Dichters und erinnert von Blatt zu Blatt an jenes erste unruhige Gefühl der Zuhörer, als in dem erwähnten Salon vom Geschmacke unserer Uebercultur die Dame den damals neuen Roman uns vorlas. Die schöne Vorleserin ist ein empfindliches Thermometer für die natürliche Wärme einer dichterischen Wirkung; sonst mochte sie nach einem Kunstgenuß den Eindruck sich nie durch Debatten trüben lassen, heute forderte sie zur Urtheilsfällung selbst heraus. Und als der Professor und wir Ungelehrte immer heftiger zu streiten begannen, da legte sie uns lächelnd einen Ring mit geschnittenem Stein zur Betrachtung vor. Mit unglaublicher, mühevoller Fertigkeit hatte der Künstler in einen Sardonyx das Bild einer hundertblättrigen Rose eingegraben, der Professor konnte sich vor Entzücken nicht fassen. Die schöne Vorleserin aber schritt zu ihrem Blumentisch, der zur Weihnachtszeit einen blühenden Rosenstock tragen mußte, und brach mit ihrem feinsten Lächeln eine volle duftende Rose und fragte: „Stein oder Blume? Welche Rose von beiden ist Ihnen lieber?"

Fritz Mauthner.

Barthold Georg Niebuhr.

Der 27. August d. J. war der hundertjährige Geburtstag Niebuhrs. Ein Mann, der sich so hervorragende Verdienste um die Wissenschaft erworben hat, und von dem ein so tiefgreifender und nachhaltiger Einfluß ausgegangen ist, wie das bei Niebuhr der Fall gewesen, wird zwar in der wissenschaftlichen Welt nie der Vergessenheit anheimfallen. Und wer, wie er, zugleich als Staatsmann in einer ewig denkwürdigen Zeit seinen Namen in so ehrenvoller Weise verflochten hat mit den Geschicken unseres Vaterlandes, der wird auch in der Geschichte fortleben, und sein Name wird stets zugleich mit denen der Besten der Nation genannt werden. Dennoch ist es nicht allein nicht überflüssig, den hundertjährigen Gedenktag seiner Geburt zum Anlaß zu nehmen, um die Bedeutung dieses ausgezeichneten Mannes in möglichst weiten Kreisen wieder in Erinnerung zu bringen, es ist vielmehr auch eine heilige Pflicht der Pietät, an einem Tage, der uns wie ein Gedenkstein zum Stillestehen auffordert, nicht vorüber zu gehen, ohne uns lebendig zu vergegenwärtigen, was der Mann uns gewesen ist, und was wir ihm zu danken haben.

In diesem Sinne mögen auch die nachfolgenden Zeilen aufgenommen werden. Sie sollen nicht eine erschöpfende und abschließende Würdigung der Persönlichkeit und der Verdienste Niebuhrs geben, so wenig wie sie durch neue Aufschlüsse glänzen sollen. Es ist vielmehr blos darauf abgesehen, Wohlbekanntes und allgemein Feststehendes kurz zusammenzufassen und dadurch wieder in der Erinnerung aufzufrischen.

Niebuhr gehört nicht durch Geburt unserem Vaterlande an. Geboren am 27. August 1776 zu Kopenhagen, trat er, nachdem er von 1794 an in Kiel studirt, dann als Secretär in verschie-

Digitized by Google

denen Stellungen fungirt und endlich zu seiner weiteren Ausbildung sich zwei Jahre in London und Edinburg aufgehalten hatte, im Jahre 1800 in den dänischen Staatsdienst und avancirte im Jahre 1804 zum ersten Director der königlichen Bank.

Bald zog er die Aufmerksamkeit der preußischen Regierung auf sich. Ihren andauernden Bemühungen gelang es endlich im Jahre 1806, ihn zur Annahme des ehrenvollen Rufes nach Preußen zu bewegen, obgleich er sich nur sehr schwer von seinem Vaterlande trennen konnte.

Im September 1806 verließ er Kopenhagen und kam am 5. October in Berlin an, um vorläufig als Mitdirector der ersten Bank und zugleich bei der Seehandlung Verwendung zu finden. Von dem Augenblicke an hat er dem neuen Vaterlande seine ganze Kraft zugewendet und ist ihm auch unter den schwierigsten Verhältnissen treu geblieben. Gleich von vorn herein sollte er Gelegenheit erhalten, seine selbstlose Hingabe in glänzendem Lichte zu zeigen. Kaum eingetreten in seine neue Stellung, mußte er in Folge der Schlacht bei Jena und Auerstädt mit den Behörden die Flucht antreten, die zuletzt bis Memel fortgesetzt wurde. Nach der Schlacht bei Friedland, in Folge deren man die Cassen nach Riga abzugehen beorderte, und es den Beamten frei stellte, zu bleiben oder sich einzuschiffen, glaubte Niebuhr keine Möglichkeit mehr zu sehen, dem unglücklichen Lande ferner nützen zu können, und bat um seine Entlassung, war aber sofort bereit, bis zuletzt auszuhalten, als er sich überzeugte, wie werth seine Dienste gehalten wurden.

Das in ihn gesetzte hohe Vertrauen hat er in der Folge glänzend zu rechtfertigen gewußt. In wie hohem Maße nach dem Tilsiter Frieden, wo die Finanzsachen für den zur Zahlung wahrhaft unerschwinglicher Kriegskosten verpflichteten preußischen Staat geradezu eine Existenzfrage bildeten, seine Geschäftstüchtigkeit anerkannt und geschätzt wurde, beweisen die Anstrengungen, die gemacht wurden, um ihn trotz seiner wiederholten Anträge auf Entlassung aus dem Staatsdienst darin festzuhalten, und das aufrichtige Bedauern, mit dem ihm diese Entlassung endlich im im Jahre 1810 bewilligt wurde, als sich die Unmöglichkeit herausstellte, ihn in dieser Sache anderen Sinnes zu machen. Namentlich mußte man auch anerkennen, daß die Gründe seines Austrittes aus dem Staatsdienste höchst ehrenwerthe seien.

Es war nämlich Niebuhr nach seinem ganzen Charakter absolut unmöglich, sich zum Werkzeug von Plänen herzugeben, die er nicht billigen konnte. Nun erschienen ihm aber die finanziellen Grundsätze der damaligen Administration für das Land verderblich zu sein. Worauf sich das bezog, und ob er dabei im Rechte war, kann hierbei unerörtert bleiben. Worauf es hier allein ankommt, ist der Charakterzug, daß er sich nicht entschließen konnte, etwas ausführen zu helfen, was gegen seine Ueberzeugung war. Er äußerte damals, er fühle in sich eine doppelte Fähigkeit, die eine, leiten zu können, die andere, Pläne auszuführen, welche mit seinen Ansichten übereinstimmten; aber er tauge nicht dazu, etwas auszuführen, was nicht mit seiner Ueberzeugung übereinstimme.

Er erhielt die Stelle eines Historiographen an Johannes v. Müllers Stelle, und zwar mit der ehrenwerthen Weisung, daß er dem Minister Hardenberg und dem Finanzministerium mit Rath und Gutachten wenn nöthig an die Hand gehen werde.

Er hatte nun volle Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten, und damit war ihm einer der sehnlichsten Wünsche seiner Jugend erfüllt. Wissenschaftlichen Arbeiten hatte er schon von frühster Zeit her mit großem Eifer obgelegen, und sein Riesengedächtniß, das nie etwas vergaß, was er einmal gelesen, war ihm hierbei in ausgezeichneter Weise zu Hülfe gekommen. Nachdem er schon in dänische Staatsdienste getreten, wurde ihm noch eine Professur an der Universität Kiel angeboten, und er wäre wohl befähigt gewesen, sie zu versehen. Er betrachtete aber diese Berufung als eine Bevorzugung, die er in seiner Bescheidenheit damals noch ablehnen zu müssen glaubte, um einem namhaften Gelehrten in seiner Laufbahn nicht hinderlich zu sein. So blieb er zunächst Geschäftsmann, blieb aber immer zugleich Mann der Wissenschaft und fand in der regen Beschäftigung mit derselben seine beste Erholung und Erfrischung von geistiger und körperlicher Abspannung.

In demselben Jahre nun, wo er volle Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten erhalten, wurde die Berliner Universität eröffnet, und es erging an ihn die Aufforderung, sich mit Vorlesungen an derselben zu betheiligen. Er las über römische Geschichte. Die Zeit, in welcher er sich zu den Vorlesungen vorbereitete, sie ausarbeitete, vor einem zahlreichen und zugleich höchst gewählten Publicum hielt, und sie nachher zum Druck fertig machte, war der Anfang einer der glücklichsten Epochen seines Lebens. Aus diesen Vorlesungen erwuchs das epochemachende Geschichtswerk, dessen Vollendung er bald als die Hauptaufgabe seines Lebens ansah.

Es war ihm nicht beschieden, dieses Ziel zu erreichen. Zunächst wurde ihm seine Muße bald wieder gestört. Als die Freiheitskriege ausbrachen, ließ es ihn nicht daheim. Er wollte als Freiwilliger in ein Regiment eintreten, folgte dann aber einem Rufe in's Hauptquartier der Verbündeten zu erneuter politischer Thätigkeit. Nach dem Kriege verlor er im Jahre 1815 seine Frau, was ihn so erschütterte, daß er längere Zeit zur Arbeit unfähig war. In den Jahren 1816 bis 1823 war er Gesandter in Rom. Der Aufenthalt in Italien und die unmittelbare Anschauung der Ueberreste des Alterthums war für die Läuterung seiner wissenschaftlichen Ansichten zwar äußerst fruchtbar, doch wurde der Fortschritt seines Werkes insofern äußerlich aufgehalten, als ihm dadurch die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Umarbeitung der noch als unfertig erkannten Erstlingsarbeit zum Bewußtsein kam. Im Vollgefühle der eminenten Schwierigkeit dieser Arbeit, durch welche ziemlich dunkle Gebiete aufgehellt werden sollten, hat er das Werk zwar nie aus den Augen verloren, doch erst als Professor in Bonn sich entschließen können, es ernstlich in Angriff zu nehmen. Nachdem er den ersten Band völlig umarbeitet herausgegeben, so daß von der ursprünglichen Arbeit nur noch wenig erhalten geblieben war, wurde das Manuscript des zweiten Bandes durch einen in seinem Hause ausgebrochenen Brand zerstört und mußte auf Grund der erhaltenen Vorarbeiten erneuert werden, was, Dank dem ihm trefflich zu Statten kommenden seltenen Gedächtniß, binnen sieben Wochen geschah. An der Vollendung des Werkes verhinderte ihn ein frühzeitiger Tod, der ihn am 2. Januar 1831 ereilte. Der dritte Band seiner römischen Geschichte ist aus dem Nachlasse des Verewigten von J. Classen herausgegeben.

Die Wirkung, die Niebuhr sowohl durch seine mündlichen Vorträge, als durch sein schriftliches Werk ausgeübt hat, war eine ganz außerordentliche. Bei Beginn seiner Vorlesungen im Jahre 1810 rechnete er nur auf einen Zuhörerkreis von Studenten. Sehr bald aber gesellten sich demselben die angesehensten Männer Berlins hinzu, von denen man nur Schleiermacher und Savigny zu nennen braucht, um diese Thatsache im rechten Lichte erscheinen zu lassen. Es war, als ob die römische Geschichte mit einem Zauberstabe berührt worden wäre, so viel des Todten war lebendig gemacht, so viel Neues war an das Licht gezogen worden, ja so sehr war überhaupt eine neue Vorstellung erweckt worden, was Geschichtsforschung sei.

Niebuhr selbst äußert über die Geschichtsschreibung früherer Zeiten, daß die Unterwerfung des Geistes und Urtheils unter den überlieferten Buchstaben der alten Schriftsteller es als eine ruchlose Vermessenheit mit Entsetzen betrachtet haben würde, die Glaublichkeit der alten Schriftsteller und den Werth ihrer Zeugnisse prüfen zu wollen. Er hat nun zwar nicht zuerst den Muth gehabt, in dieser Beziehung zu verneinen und zu zerstören, wohl aber ist er es gewesen, der zuerst mit der kritischen Arbeit zugleich das Aufbauen zu verbinden gewußt hat. Indem er sich die Aufgabe gestellt, im Unterschiede von Gibbon die römische Geschichte von ihren dunkelsten Zeiten an darzustellen und diese Darstellung bis in die hellen Zeiten fortzuführen, war es sein Ziel, die ältesten Zustände in ihrer lebendigen Wahrheit zu erkennen. Seine Geschichtsdarstellung sollte sich zu der antiken Welt nicht verhalten wie eine Landkarte zu einem Lande, auch nicht einmal wie eine gezeichnete Landschaft zu einer wirklichen,

Digitized by Google

sie sollte uns vielmehr die antike Zeit gleichsam in voller Gegenständlichkeit vor die Seele stellen, so daß sie an Klarheit und Bestimmtheit der Gegenwart nicht nachstünde. Das war das hohe Ziel, das er sich steckte, und ihm ist er mit allen Mitteln des Scharfsinnes und der umfassendsten, reichsten Gelehrsamkeit nachgezogen.

Demgemäß machte er auch eine höchst folgenreiche und fruchtbare Unterscheidung hinsichtlich der Quellenschriftsteller, denen wir unsere Kunde von der älteren römischen Geschichte verdanken. Er unterschied zwischen dem Gehalt der geschichtlichen Wahrheit, die sie aus den sogenannten Annalisten geschöpft, und dem Firniß unechter Ausschmückung, mit dem jene Wahrheit von ihnen überzogen und verdeckt sei. Diesen Firniß zu erkennen und zu beseitigen, meinte er, müsse dem geübten Auge des Kritikers gelingen. Dazu müsse es sich in Bezug auf die ältesten Zeiten wie das des Gefangenen im Kerker an das Dunkel gewöhnen und sich dadurch in Stand setzen, Dinge zu erkennen und zu unterscheiden, die dem gewöhnlichen Beobachter verborgen blieben.

So hat er denn zur Begründung einer ganz neuen Methode der historischen Forschung und Geschichtsschreibung sehr wesentlich beigetragen. In Bezug auf die römische Geschichte hat man sich bis auf Mommsen fast ausschließlich darauf beschränkt, die von Niebuhr gelieferten Ergebnisse zu prüfen, zu sichten und weiter auszubilden oder auch zu variiren. Seine Ansichten bildeten für die zahlreichen Untersuchungen dieser Art den Ausgangspunkt.

Erst durch Mommsen ist, wie Peter in seinen „Studien zur römischen Geschichte" sagt, jener Zauberstab von Neuem in Bewegung gesetzt und durch ihm die Geschichte wieder etwas Neues geworden. Es sind ihr eine Menge neuer Gebiete oder doch Gebietsstrecken gewonnen, und es ist ihr ein neuer Geist und damit eine neue Gestalt verliehen worden. Namentlich hat er in Inschriften und in der Sprachforschung, von welcher Niebuhr, obgleich selbst ein bedeutender Sprachkenner, doch nach dem damaligen Stande der Wissenschaft noch keinen auch nur annähernd ähnlichen Gebrauch machen konnte, neue Quellen der Erkenntniß entdeckt und flüssig gemacht, ebenso in Denkmälern aller Art, aber auch in den allgemein benutzten Schriftstellern, von denen er bisher übersehene Stellen an's Licht gezogen, am meisten aber dadurch, wie er diesen außerordentlichen Reichthum an Material in Zusammenhang zu bringen und fruchtbar zu machen gewußt hat. Dazu gesellt sich bei ihm eine wahrhaft glänzende Darstellung, die neben allen andern Vorzügen ganz besonders den einer Klarheit und Plastik hat, durch welche die römische Geschichte auf wahrhaft bewunderungswürdige Weise in das Licht der Gegenwart gerückt wird.

Gerade in letzter Beziehung nun ist ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen Niebuhr und Mommsen hervorzuheben. Niebuhr hat den erzählenden Abschnitten untersuchende und begründende zur Seite gestellt, Mommsen hat diese Trennung zwischen Erzählung und Vermittlung derselben mit den Forderungen der Wissenschaft beseitigt und so den Stoff vollständig verinnerlicht und mit dem geistigen Erwerb der Gegenwart durchdrungen, wodurch erst ein der Wissenschaft der Gegenwart entsprechendes Ganze geschaffen worden ist.

Wie nun aber die so überaus glänzende Darstellung Mommsens doch auch ihre Kehrseite hat, wo sie sich weniger als ein Muster historischen Stils von classischer Läuterung ausnimmt, als vielmehr an die Erzeugnisse der Tagesliteratur erinnert, wie sie in Zeiten politischer Leidenschaften mit leicht hingeworfenen Kraftausdrücken Effecte zu erzielen suchen, so haben umgekehrt die Mängel der Niebuhr'schen Darstellung wieder ihre lichte Kehrseite. Bei ihm ist jedes Wort der Ausdruck einer im Läuterungsfeuer sittlicher Auffassung so vollkommen gereinigten Ueberzeugung, daß er ohne Bedenken hat sagen können, er sei bereit, für jedes seiner Worte den Kopf auf den Block zu legen. Dieser tiefe sittliche Ernst, von welchem alle seine Anschauungen auf das Vollkommenste durchdrungen waren, verlieh auch seinen akademischen Vorträgen eine Weihe, daß sich seine Zuhörer gestehen mußten, nicht blos einen großen Maßstab für die Würde wissenschaftlicher Leistungen erhalten zu haben, sondern auch in ihrem sittlichen Wesen gehoben und geläutert worden zu sein.

Daß seine schriftstellerische Thätigkeit einen verhältnißmäßig doch nur geringen Umfang gehabt hat, hängt nicht blos damit zusammen, daß sein Leben nicht ausschließlich gelehrten Studien gewidmet sein konnte, sondern auch sehr wesentlich damit, daß sich Vieles in seinem Geiste ohne jede Unterstützung der Feder zu einem Ganzen ausbaute, was ihm bis in alle Einzelheiten jederzeit völlig gegenwärtig war, und daß er darum weniger als Andere das Bedürfniß fühlte, es sich durch schriftliche Aufzeichnung präsent zu erhalten. So ist es denn gekommen, daß er reiche Schätze des Wissens, welche für die Welt von ungemeinem Werth gewesen sein würden, mit sich in's Grab genommen hat.

Carl Schulz.

Die Literatur der Neuprovenzalen.

Von **M. von Szeliski.**

(Fortsetzung.)

III.

Im Jahre 1867 suchten spanische Politiker und Schriftsteller, die durch den Bürgerkrieg aus ihrer Heimat vertrieben worden waren, Zuflucht in Avignon. Einer von ihnen, der Catalane Victor Balaguer, der in den Cortes eine Rolle gespielt hat, zur Zeit des Königs Amadeus Minister gewesen ist, und in allerneuester Zeit als hervorragender Führer der catalonischen Föderalisten wieder hat von sich reden machen, hatte in seinem Lande ähnliche Bestrebungen vertreten, wie sie in der Provence von Roumanille, Mistral und Aubanel befördert wurden, und so war die Freundschaft bald geknüpft. Man erinnerte sich der alten staatlichen, der sprachlichen Zusammengehörigkeit, und der Freude über das erneute brüderliche Verhältniß wurde von beiden Seiten lebhaft Ausdruck gegeben.

Dem Dichter Victor Balaguer widmete Mistral sein Gedicht „la Coumtesso" (die Gräfin), welches zuerst im „Armana" für 1867 erschien und bei den Gegnern der provenzalischen Bewegung den heftigsten Anstoß erregte.

Mag hier ein Uebersetzungsversuch seinen Platz finden; das Gedicht ist das schönste und prägnanteste von denen, die Mistrals provenzalisch-patriotischen Gefühlen Ausdruck geben:

Die Gräfin.*)

I.

Eine Gräfin kenn' ich; keine
Gleicht an Schönheit ihr und Muth,
Denn es stammt die Edle, Reine
Her aus kaiserlichem Blut.
Doch verhüllt von feuchtem Scheine
Ist jetzt ihrer Augen Gluth.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Hatte hundert starke Städte,
Zwanzig Häfen wohl am Meer,
Vor den Thoren Olivete
Silberblättrig, segenschwer;
Nimmer wurden ihre Beete
Von der Erde Früchten leer.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

*) Die erste Strophe des Originals lautet:

Sabe, iéu, uno Coumtesso
Qu'es dóu sang emperiau
En bèuta coume en autesso
Cren degun, ni liuen ni aut;
E pamens uno tristesso
De sis iue nèblo l'uiau.
Ah! se me sabien entèndre!
Ah! se me voulien segui!

Digitized by Google

Hatte wohl für Pflug und Spaten
Gottgesegnetes Gefild,
Schnee'ge Berg', aus deren Schatten
Wonn'ge Kühlung Sommers quillt,
Einen Strom für ihre Matten,
Einen Wind, der weht so wild.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Und sie kränzt' auf ihrem Schlosse
Sich mit Oelzweig, Aehren, Wein;
Wilde Färsen, edle Rosse
Grasten ihr am Wiesenrain.
Nichts wollt' sie vom Nachbartrosse,
Stolz genügt' sie sich allein.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Froh sang sie auf dem Balcone
Bis die Sonne niederging,
Und ein Jeder an dem Tone
Ihrer süßen Stimme hing.
Keiner lauscht dem Singen, ohne
Daß vor Liebe er verging.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Dichter ließen da nicht warten,
Schaarten sich zu reichem Kreis,
Schmachtend schon Bewerber harrten
Wenn die Flur vom Reif noch weiß.
Doch dem Demant gleich, dem harten,
Schätzt sie sich zu hohem Preis.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

In ein Kleid von Sonnenstrahlen
War die Schöne leicht verhüllt,
War wie Frühroth, das den fahlen
Himmel rings mit Glanz erfüllt.
Aber dunkle Schatten stahlen
Uns der hohen Fürstin Bild!
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

II.

Denn die Schwester, böse Schwester
Deren Gier das Erb' erregt,
Schließt sie in ein Kloster. Fester
Ist kein Kasten zugehegt:
Dumpf die Klag' verhallen läßt er,
Die an seine Wände schlägt.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Schwarz gewandet sind dort drinnen
Alle gleich, ob jung, ob alt.
Von dem Haupte weißes Linnen
Langer Schleier niederwallt;
Glockenschlag lenkt Thun und Sinnen,
Der für alle gleich erschallt.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Dort gibt's keine Wettgesänge,
Nur das Messeglöckchen schellt.
Keiner frischen Stimme Klänge
Hallen: Stumm ist alle Welt.
Heuchler, Alte sind in Menge,
Denen kaum ein Zahn noch hält.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Wahre, goldne Weizenähre,
Vor der Sichel dich! Hab' Acht! —
Und als läge schon die Hehre
Tiefversenkt in Todesnacht,
Singt man Vespern; mit der Scheere
Raubt man ihr der Haare Pracht.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Doch die Schwester läßt sie klagen;
Sie ist jetzt die Herrscherin.
Die Barbarin hat zerschlagen
Ihr voll Neid das Tambourin,
Nimmt ihr, was die Gärten tragen,
Nimmt des Weingelands Gewinn.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Hat für todt sie ausgegeben.
Hoffend bleibt der Ritter Herz,
Die noch der Gefangnen leben,
Wenn zersprengt auch allerwärts.
Nichts hat sie, den Muth zu heben,
Thränen nur für ihren Schmerz.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

III.

Die, die noch Erinn'rung wahren,
Denen Muth im Herzen haust,
Die, um deren Hütte Sparren
Der Mistral verheerend saust,
Denen Ruhm werth und Gefahren,
Volkeserste, stark an Faust. —
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Rufend: „Fort! Macht Platz, ihr Schergen!"
Stürmten an wir, Jung und Alt!
In den Thälern, auf den Bergen
Banner wehten, Schlachtruf hallt'!
Nichts könnt' vor dem Sturmwind bergen,
Ha! das Kloster sänke bald!
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Nieder rissen wir die Wände,
Wo die Nonne Tag und Nacht,
Tag und Nacht ringt ihre Hände
Und verweint der Augen Pracht;
Trotz der Schwester Grimm zum Ende
Würden erdgleich sie gemacht!
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Würden hängen, uns zu rächen,
Die Aebtissin an das Thor,
Würden dann zur Gräfin sprechen:
Alter Glanz, o komm hervor!
Mit der Trauer laßt uns brechen,
Frohsinn, Frohsinn steig empor.
Ach! wenn sie verstehn mich könnten!
Ach! wenn sie doch folgten mir!

Als die politischen Ereignisse Victor Balaguer gestattet hatten in sein Vaterland zurückzukehren, drückten seine catalanischen Freunde und Parteigenossen den Felibre ihren Dank für die ihm gewährte Gastfreundschaft durch Uebersendung einer silbernen Schaale aus. Diese Schaale, von antiker Form, wird getragen von einem Palmenstamm, an welchem zwei jugendschöne Frauengestalten — Catalanien und die Provence — mit verschlungenen Händen stehen. Um die Schaale herum läuft die

Digitized by Google

catalanische Inschrift: Record ofert per patricis Catalans als felibres Provenzals per la hospitalitat donada al poeta catala Victor Balaguer 1867.

Auf dem Fuße liest man zwei Verse von Balaguer:

Morta diuhen qu'es
Mès jo la crech viva
(Sie sagen, sie sei gestorben
Ich aber glaube an ihr Leben)

und den Refrain des soeben mitgetheilten Mistral'schen Gedichtes:

Ah! se me sabien entèndre
Ah! se me voulien segui.

Wie einst bei unsern Burschenschaften das Trinkhorn unter dem Gesange:

„Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus",

so geht bei den Versammlungen der Felibre diese Schaale unter dem Absingen eines von Mistral gedichteten Liedes im Kreise herum. Da auch Saint-René Taillandier dieses Gedicht als „Chant devenu populaire en Proveme" anerkennt, so sei es gleichfalls in einem Uebersetzungsversuch mitgetheilt. Es lautet:

„Die Bundesschaale." *)

Provencalen, seht den Becher:
Catalanien sandt' ihn her!
Füllt mit Heimatswein ihn, Zecher
Trinkt ihn nacheinander leer.
Heil'ge Schaale,
Schäume, strahle
Aus in deiner Fluth
Alle Gluth,
Die in dir ruht,
Gib uns der Starken Muth!

Wir sind stolzen Volkes Glieder,
Doch vielleicht die Letzten schon;
Sinken die Felibre nieder,
Sinkt auch unsere Nation.
Heil'ge Schaale u. s. w.

Sind vielleicht am alten Holze
Neue Triebe, frisch bezweigt,
Sind die Pfeiler, dem der stolze
Vaterlandesbau entsteigt.
Heil'ge Schaale u. s. w.

Gib uns Hoffnung, Jugendträume,
Gib, daß uns Erinn'rung frommt
Des Vergangnen! Goldig säume
Uns den Blick in's Jahr, das kommt!
Heilge Schaale u. s. w.

Gib uns, daß wir nie vergessen,
Was das Wahre, Gute werth;
Laß uns jenes Glück ermessen
Das des Grabes spotten lehrt.
Heil'ge Schaale u. s. w.

Gib uns, daß mit süßer Weise
Wir besingen was da lebt;
Dichtkunst ist die Götterspeise,
Die uns auf zum Himmel hebt.
Heil'ge Schaale u. s. w.

Auf den Ruhm des Vaterlandes,
Catalanen, trinkt von fern,
Eingedenk des Bruderbandes,
Mit uns wie am Tisch des Herrn;
Heil'ge Schaale,
Schäume, strahle
Aus in deiner Fluth
Alle Gluth,
Die in dir ruht,
Gib uns der Starken Muth!

Im Mai des Jahres 1868 sandte das Felibrige eine Deputation zu den Blumenspielen in Barcelona; und im September kamen die Catalanen nach der Provence, um in Saint-Rémy ihre Bruderschaft von Neuem zu feiern. In dem Hoch, das Mistral hier ausbrachte, bezeichnete er die Aufgabe der provenzalischen Bewegung mit folgenden Worten*):

„Wir wollen, daß unser Volk lerne, daß unsere Väter sich immer als eine besondere Race betrachtet haben. Wissen soll es, daß unsere Vorfahren sich frei und mit Würde an das edle Frankreich angeschlossen haben; mit Würde, das heißt: seine Sprache wahrend, seine Sitten und Gebräuche und seinen nationalen Namen. Es soll wissen, unser Volk, daß, als es gewollt hat, die Sprache die es spricht, die poetische und literarische Sprache Europas gewesen, die Sprache der Liebe, der heitern Kunst, der municipalen Freiheit, der Civilisation. Das ist es, braves Volk, was wir dich lehren wollen: nicht zu erröthen vor irgend wem wie ein Besiegter, dich nicht zu schämen deiner Geschichte, nicht zu schämen deines Vaterlandes, deinen Rang wieder einzunehmen, deinen ersten Rang unter den Völkern des Südens. Und wenn jeder Provenzale und jeder Catalane auf diese Art seine Ehre wieder gewonnen hat, dann werdet ihr sehen, wie unsere Dörfer wieder Städte werden; und wo jetzt nur der Staub der Provinz liegt, werdet ihr die Künste sich aufschwingen, die Literatur wachsen, große Männer erstehen, eine Nation in Blüthe sehn!"

In der Ode an die catalanischen Sänger, in welcher er erklärt, daß die Provenzalen nach dem Willen der göttlichen Vorsehung „einmüthig, offen und ehrlich" zum „großen Frankreich" gehörten, wie die Catalanen „mit Freuden" zum „hochherzigen Spanien", — in derselben bei jenen Festen gesprochenen Ode singt er bereits:

‚Es kehrt, ich sag' es euch, dereinst der Tag zurück,
Der auch der kleinsten Stadt gibt alter Freiheit Glück;
In Lieb' die Stämme einig bleiben.
Streckt jemals ein Tyrann die schwarze Kralle vor,
Die Stämme schnellen all' empor
Den frechen Räuber zu vertreiben."

Also eine förderative Vereinigung der verschiedenen Stämme innerhalb und unter dem Namen Frankreichs.

Die „Revue des deux mondes" mußte von jenen Festen zu Saint-Rémy, zu welchen Napoleon III. eine goldene Medaille sandte, anerkennen, daß sie mehr als eine bloße Vereinigung von Freunden der Dichtkunst und Wissenschaft, die Complimente und Toaste austauschen, gewesen seien; daß sie eine volksthümliche Feier waren, an der vor Allem auch die Kirche, wie bei den Festlichkeiten des Mittelalters, mit all' ihrem Pomp theilgenommen habe.

Im Jahre 1868 schrieb Saint-René Taillandier: „Dieses Fest zu Saint-Rémy zeigt in der That, daß die provenzalische Renaissance nicht eine eitle Spielerei ist, da sie solche Echos jen-

*) Erste Strophe des Originals:

Prouvençau, veici la coupo
Que nous vèn di Catalan:
A-de-rèng beguen en troupo
Lou vin pur de noste plant.
Coupo santo
E versanto
Vuejo à plen bord,
Vuejo abord
Lis estrambord
E l'enavans di fort!

*) Boehmer, a. a. O. S. 24. Armana 1869, p. 84.

Digitized by Google

seits der Pyrenäen erweckt; es zeigt aber auch, wie sehr die provenzalische Renaissance unseres Südens von der provenzalischen Renaissance Catalaniens verschieden ist." Catalanien habe politische Zwecke, es sei föderalistisch gesonnen und wolle sich von Spanien ablösen. Die Provence habe nie dergleichen im Auge gehabt und werde es aus tausend Gründen auch nie im Auge haben.

Von diesen tausend Gründen einige gute anzuführen hält der Kritiker für überflüssig. Der einzige Grund, den er anführt, ist schlecht. Er sagt: „Man spricht nicht so von Massillon, von Vauvenargues, von Mirabeau, Thiers, Guizot und Mignet, wenn man im Geheimen das hegt, was unsere deutschen Nachbarn particularistische Ideen nennen."

Die angeführten Geistesheroen stammen nun aber sämmtlich aus dem Süden und werden von den Provenzalen als ebensoviele personificirte Beweise für den geistigen und moralischen Werth des Südens in Anspruch genommen; die Chronik des Armana sowie andere Schriften der Felibre geben hierüber hinreichenden Aufschluß.

IV.

Im Jahre 1867 veröffentlichte Mistral ein zweites Gedicht in 12 Gesängen: „Calendau". Es ist das eine große Allegorie, über deren dichterischen Werth man hier und da streiten kann, deren hohe Schönheiten — vorzüglich in allen das Leben der Provence betreffenden Schilderungen — jedoch zahlreich genug sind, um auch diese Schöpfung zu einem Werke von Bedeutung zu machen.

Im „Calendau" werden die Erlebnisse eines jungen provenzalischen Fischers (Calendau) und der letzten Prinzessin aus dem altedlen Geschlechte der Fürsten von Baux erzählt. Calendau befreit seine Prinzessin von der Gemeinschaft mit einem Räuberhauptmann, in die sie, durch Betrug verlockt, hineingerathen ist. Man kann nicht umhin, diese Composition als Allegorie zu betrachten, da die ganze Fabel auf unwirklichen Grundlagen aufgebaut, die handelnden Personen nicht Menschen von Fleisch und Blut, sondern nur Schattenrisse sind, in denen Epochen, Bestrebungen und Ideale sich gleichsam personificiren. Da nun hierbei die Deutung des Fischers Calendau auf das Volk des Südens, und die der Prinzessin Esterelle auf die glänzende Provence der Vergangenheit zu nahe liegt, um von der Hand gewiesen zu werden, so ist man geneigt, in dem Grafen Sévéran, dem Räuber, die allegorische Personification Frankreichs zu sehen, zumal da für eine solche Annahme außer den Anspielungen im Gedichte auch der Geist spricht, der aus den Anmerkungen weht.

In einer längeren Note zum 1. Gesange des „Calendau" sucht Mistral nachzuweisen, daß der Albigenserkrieg weniger ein religiöser als ein Racekampf des Nordens gegen den Süden gewesen sei. Der Süden habe das instinctiv richtig aufgefaßt und daher, obwohl gut katholisch, sich einmüthig gegen den von der Kirche bewaffneten Norden erhoben.

Freilich sei er Mangels guter Führung erlegen. „Es scheint," sagt der Dichter, „daß das so kommen mußte, damit das alte Gallien zum modernen Frankreich werde. Nur hätten die Völker des Südens vorgezogen, daß das in einer freundlicheren Weise geschehen und hätten gewünscht, daß die Fusion nicht über den Föderativstaat hinausgegangen wäre. Es ist immer ein großes Unglück, wenn in Folge von Ueberrumpelung die Civilisation der Barbarei weichen muß; und der Triumph der Francimands verzögerte den Fortschritt um zwei Jahrhunderte .... 1486 schloß sich unser Vaterland frei an Frankreich an, nicht wie ein untergeordneter Theil an den Hauptkörper, sondern wie ein Hauptkörper an den andern .... So kommt es denn — obgleich die französischen Historiker gemeinhin unsere Sache verdammen, daß, wenn wir in den provenzalischen Chroniken die trauervollen Schilderungen von diesem ungleichen Kampfe lesen, wenn wir lesen, wie unsere Ländereien verwüstet, unsere Städte geplündert, wie das Volk in den Kirchen niedergemetzelt, der glänzende Adel des Landes, der treffliche Graf von Toulouse beraubt und erniedrigt wurden, wenn wir lesen, wie mannhaft unsere Väter unter dem begeisterten Schlachtrufe: Tolosa! Marselha, Avinhon, Provensa! Widerstand leisteten, — daß dann es uns unmöglich ist, nicht in unserem Blut bewegt zu sein und nicht mit Lucian zu wiederholen: „Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni!" —

All' diesen Unzweideutigkeiten gegenüber verliert — geschickt genug — die französische Presse kein Wort. Man lobt das Gedicht und thut so, als ob man von der Allegorie keine Ahnung hätte. Bezeichnend hierfür ist die Notiz in der „Revue des deux mondes":

„Auf der einen Seite das Mittelalter und das 18. Jahrhundert, auf der andern die Corruption der hohen Classen und die gesunde Kraft des Volks der Provinz einander gegenüberzustellen, ist die doppelte Absicht des Autors." Damit ist „Calendau' abgethan.

Es bedurfte provenzalischer Rücksichtslosigkeit oder Freimuths, um einen streitbaren Kämpen aus dieser Reservirtheit der französischen Kritik heraustreten zu lassen. Eugen Garcin, Provenzale, Felibre und einst Freund Mistrals, ließ 1868 sein Buch: „Les Français du Nord et du Midi"*) erscheinen, in welchem er den Führer der provenzalischen Literaturbewegung, Frédéric Mistral, offen des Hochverraths an der Einheit Frankreichs anklagte. Zwar verspottet er die „nationalité inattendue" der Provenzalen und meint, Mistral wolle nur aus Eitelkeit diese Nationalität und ihre Sprache wieder aufleben lassen, weil seine Schmeichler ihn mit den Sprachschaffern Homer und Dante verglichen hätten; zwar erklärt er dies provenzalische Idiom mit Elie Reclus für unfähig der Reflexion, also unbrauchbar für die Wissenschaft. Aber dennoch sieht er in diesen Bestrebungen eine drohende Gefahr, welche er andeutet durch den Hinweis auf die Worte eines französischen Historikers: „Wenn jemals die Einheit Frankreichs vermindert werden könnte, so würden es die Provinzen der Langue d'Oc und die Gegenden um Bordeaux sein, in welchen die darauf zielende Bewegung begänne."

In seiner späteren Schrift „Croisade du Provençal contre le Français" erklärt Garcin rundweg: „Mistrals Theorien machen den Legitimisten Hoffnung, denn sie streiten für die alten Provinzialzustände; sie haben andrerseits viel Verführerisches für die Republicaner, da sie den Bundesstaat anzustreben scheinen. Deshalb schlägt sein System in der Provence, in Catalanien, Wurzel, selbst in den Cirkeln von Paris. Seine Gedanken werden Legion, und aus diesem Grunde treten wir auf, ihn zu bekämpfen."

Immer mehr Boden gewann die Bewegung in der Provence. Die junge Dichterschule, welche zunächst, dem Hange der Provenzalen zur Lyrik folgend, gleich den alten Troubadours nur Lieder und immer wieder Lieder in die Welt gesandt, hatte begonnen, sich zu ernster Arbeit zu sammeln. Man warf sich mit Eifer auf das Studium der romanischen Sprachen, auf die Geschichte der Provence und Catalaniens, auf die Literatur dieser Länder, auf das Studium ihrer Sitten, Gebräuche und Ueberlieferungen — kurzum, man organisirte sich.

Bald liefen von allen Seiten historische Arbeiten, Sammlungen alter Dialectdichtungen, Wörterbücher und Grammatiken, Localstudien aller Art ein — ihrer größeren Anzahl nach freilich in französischer Sprache, wenn auch in provenzalischem Sinne geschrieben.

Doch allmälig begann man sich auch in der Anwendung des Idioms für die Prosa zu üben, und Mistral, Roumanille, Roumieux, Vidal u. A. bewiesen, daß ihre Sprache ebenso biegsam und melodisch in Prosa wie in Versen sei.

Der Krieg von 1870 kam und der Patriotismus „à toute épreuve" der Felibre und Felibressen — auch Frauen gehören zum Bunde — ließ es an mannhaften Gesängen gegen die wilden Völkerschaften der „Houlans" und der „Prussiens" nicht fehlen. Und auch im Uebrigen thaten sie wohl ebenso gut ihre Pflicht wie die andern Bürger Frankreichs.

*) Paris, Didier 1868.

Digitized by Google

Aber selbst in die Aeußerungen des patriotischen Zornes gegen die das Land überströmende Invasion, in die Klänge des Schmerzes über das unendliche Wehe, das wie eine Strafe des Himmels über das stolze Frankreich hereingebrochen war — selbst in sie mischt sich hie und da ein Ton, der französischen Ohren nicht angenehm erklingen muß.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die hohe Schule.

Lustspiel in 4 Aufzügen von Gustav von Moser und Julius Rosen.

Das Publicum, das sich bei vielen Einzelheiten des neuen Lustspiels vortrefflich unterhalten hat, von dem Ganzen aber wenig befriedigt gewesen ist, hat, wie ich glaube, das richtige Urtheil gesprochen. Die Verfasser haben Goethes ironischen Rath: „Gebt Ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken" ernsthaft genommen und wörtlich befolgt. Es macht den Eindruck, als ob das Ganze nur der Einzelheiten wegen da sei, als ob man hier nur nach einem Rahmen für eine Anzahl gelungener Kleinigkeiten und guter Einfälle gesucht habe, als ob die Geschichte nur ersonnen sei, um ein Asyl für obdachlose Späße, von denen man sich eine gute Theaterwirkung versprechen durfte, herzustellen. Man merkt beständig, daß die Verfasser das Bedürfniß haben, etwas unterzubringen; sie sind gleichsam nur die Quartiermacher. Die komischen Scenen ergeben sich nicht aus der Handlung, sondern es ist umgekehrt zu den schon vorhandenen Scenen und Situationen das Nothdach einer Handlung construirt worden. Daher denn auch die Wirkung des Einzelnen und die Wirkungslosigkeit des Ganzen.

Um nun die einzelnen Scherze, die vermuthlich zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Stimmungen und aus verschiedenen Anlässen entstanden sind, ungefähr einheitlich mit einander abzustimmen und in den gemeinsamen Rahmen eines Stückes einzuspannen, sind oft mühselige Vorbereitungen erforderlich geworden. Wir müssen daher, um bis zur Pointe vorzudringen, oft einen halben Act und mehr über uns ergehen lassen; die Pointe kommt dann allerdings, aber die vorbereitende Geschichte ist viel zu lang. Sie würde geradezu langweilig sein, wenn man ihr sofort anmerkte, daß sie weiter nichts bezweckt, als jene Pointe herbeizuführen. Das haben die Verfasser auch gefühlt; sie haben daher alles Mögliche gethan, um die Vorbereitungen zu verdecken, um sie pikant zu machen und ihnen anscheinend eine Wichtigkeit beizulegen, die denselben ihrem Wesen und ihrer Bestimmung nach gar nicht gebührt. Da wird Zuflucht genommen zu dem Geheimnißvollen und Räthselhaften, das einstweilen nur spannen, nur interessiren soll. Thut man aber den Verfassern den Gefallen und interessirt man sich wirklich dafür, so folgt bald die Enttäuschung; denn schließlich kommt die nüchterne Wahrheit doch heraus: wir merken, daß das Geheimnißvolle gar keinen Zweck hatte, daß es sich für die Verfasser nur darum handelte, uns unbemerkt zu der Situation hinüberzuführen, von welcher sie sich bei ihrer Kenntniß des Theaters mit Sicherheit eine Wirkung versprechen durften; das Geheimnißvolle wird sofort wieder abgethan und die Aufklärung ist ganz unbefriedigend und gleichgültig. Die Lösung entspricht nicht im Entferntesten dem Pathos und der Feierlichkeit, mit der das Räthsel aufgegeben wurde. Es ist nichts dahinter. Das mysteriöse Brimborium war eben nur ein Kunstgriff, um das Publicum über die Vorbereitungen hinwegzutäuschen.

Die Zauberkünstler, die sich „Professoren der höheren Magie" zu nennen pflegen, haben die Eigenthümlichkeit, mehrere Kunststücke gleichzeitig anzufangen und, während sie ihre Künste ausüben, das Publicum durch einen zwar nicht ganz correcten, aber für einen Liebhaber der deutschen Sprache immerhin höchst amüsanten Dialog beständig zu unterhalten. Sie erreichen durch ihr fehlerhaftes Deutsch und durch ihre abgetragenen Scherze, daß die Aufmerksamkeit des Publicums von den Vorbereitungen zu dem Kunststück, das uns alsbald überraschen soll, abgelenkt wird; und während man über die Frage: „hat einer von die geehrten Herrschaften vielleicht eine gefüllte Astrallampe bei sich?" lächelt, wird das Taschentuch, das vorher verlangt war, in das Brödchen prakticirt, aus dem es der Künstler eine Minute später herausschneiden wird. Moser und Rosen mögen mir es nicht verübeln, wenn ich während der „hohen Schule" an diesen bekannten Kunstgriff der Tausendkünstler öfter gedacht habe.

Aber die Ansprüche des Publicums, das einem Lustspiel beiwohnt, sind denn doch andere als die der Zuschauer, welche der Prestidigitateur vor sich versammelt. Im Lustspiel läßt sich das Publikum auf die Dauer nicht narren. Für den Augenblick gibt es sich allerdings gefangen, wenn man es zur rechten Zeit immer wieder zum Lachen zu bringen weiß. Aber nur für den Augenblick! Wenn es in ruhigerer Stimmung nach dem Schluß der Vorstellung das Haus verläßt und das Facit des Abends zieht, — dann kommt die durch das momentane Lachen immer in den Hintergrund gedrängte Verstimmung zum Vorschein, und sie rächt sich. Dann hört man die grausame Verurtheilung: „Es war ja Manches ganz hübsch, ja; aber es ist doch nichts an dem Ganzen."

Aus der Art und Weise, wie ich mir die Entstehung der „hohen Schule" denke, aus der Zusammenfügung verschiedener wirkungsvoller Scenen zu dem Zwecke einen Theaterabend zu füllen, erkläre ich mir auch die Zerfahrenheit der Handlung. Jede einzelne Scene besitzt ihre kleine, nicht eben angenehme Selbstständigkeit für sich, führt ihr kleines Dasein aus der Hand in den Mund. Von einem organischen Bande, an das sich die Scenen reihen sollen, ist gar nicht die Rede. Die Scenen werden durch winzige Fädchen miteinander verbunden. Es ist keine Composition, es ist Apposition.

Aus demselben Grundübel, an dem das Stück krankt, folgt ferner die Aufopferung der Charaktere zu Gunsten der einzelnen Situationen. Wie schon die ganze Handlung den Situationen dienstbar gemacht wurde und sich nach diesen recken und strecken mußte, so und noch in erhöhtem Maße die einzelnen Factoren der Situation: die in der Situation erscheinenden Figuren, die kaum Charaktere genannt werden können.

Wenn also der Vorhang zum letzten Male fällt, so bleibt im Gemüth des Zuschauers nicht viel mehr haften als die Erinnerung an einige vergnügliche Einzelheiten. Mir ist es daher auch selten so schwer geworden, die Geschichte eines Lustspiels nachzuerzählen, wie diesmal. Das Stück heißt: „die hohe Schule" — und dieser Ausdruck ist genau in demselben Sinne gebraucht, wie die französischen Lustspieldichter des 17. und 18. Jahrhunderts auf den Titeln vieler ihrer Stücke das Wort „école" angewandt haben. (L'école des maris, l'école des femmes, etc.)

Wenn ich das Motiv recht verstanden habe, so wollen die Verfasser nachweisen, daß die schulgerechten Principien, nach denen man im voraus sein Leben und den Umgang mit den Menschen sich zurechtlegen will, Nichtigkeit und Thorheit seien. Das wäre eigentlich nur dann zutreffend, wenn diese Principien an sich nichtige und thörichte sind, wenn sie bei der Uebertragung in die Wirklichkeit mißverstanden, verkehrt angewandt oder übertrieben werden, wie dies hier allerdings der Fall ist. Die Professoren der hohen Schule in dem Moser-Rosen'schen Stück haben ihre bestimmten Normen, nach denen sie sich nicht nur selbst richten, sondern die sie überhaupt als maßgebend hinstellen, mit denen sie ihre Freunde vertraut machen, deren Befolgung sie diesen anempfehlen.

Da ist z. B. der beschränkte Commerzienrath Achilles Zimmer, der sich auf seine Lebenserfahrung Gott weiß was einbildet und in der That ein so kurzsichtiger Narr ist wie nur einer. Was er in der hohen Schule des Lebens gelernt hat ist: die Frau muß zu dem Manne in Bewunderung aufblicken.

Seine Frau Constanze ist ihm nun aber geistig weit überlegen und sieht ihm über den Kopf hinweg. Es ist pure Gutmüthigkeit der Verfasser, wenn sie diesem einfältigen Kopfe die Protuberanzen der ominösen Hörner zuguterletzt noch ersparen. Hätte das Stück nur noch ein paar Scenen mehr, der Commerzienrath würde dem Geschick des Königs

Digitized by Google

Marke schwerlich entgehen. Auch diese Frau hat in der „hohen Schule" mancherlei gelernt: sie docirt, daß die Frau den Mann tyranniſiren muß, daß der Hausfreund dagegen die Verpflichtung habe, dem Ehegatten in allem Möglichen zu Dienſten zu ſein, mit ihm Schach zu ſpielen, ihm allerhand kleine Gefälligkeiten zu erweiſen und ſich bei Jedermann im Hauſe beliebt zu machen. Conſtanze hat unbedingt Molière geleſen und weiß, was Henriette in den „gelehrten Frauen" ſagt:

Un amant fait sa cour où s'attache son coeur:
Il veut de tout le monde y gagner la faveur;
Et, pour n'avoir personne à sa flamme contraire,
Jusqu'au chien du logis il s'efforce de plaire.

Die Probe auf dieſe Lebensregeln wird nun von Anderen gemacht. Ein junger Ehemann behandelt ſeine Frau, wie der Commerzienrath es wünſcht, die junge Frau behandelt ihren Mann nach den Vorſchriften von Conſtanze; und die Folge davon iſt, daß die jungen Leute, die ſich ſehr lieb haben, ſich entzweien, und daß das Glück der jungen Ehe ernſthaft gefährdet wird. Der Hausfreund, der Conſtanzes guten Rath befolgen will, brauchte bei der Geneigtheit der Gattin und bei der unglaublichen Beſchränktheit des Gatten eigentlich nicht viel Umſtände zu machen, um zum Ziele zu gelangen. Die Rückſicht auf die Empfindlichkeit des deutſchen Publicums hat die Verfaſſer überdies veranlaßt, den Hausfreund, der gerade auf ſein Ziel losgeht, unmittelbar bevor er es erreicht, rechts abſchwenken zu laſſen zum Pfade der Tugend.

Man muß ſich Mühe geben, um dieſen Kern der Handlung aus dem Luſtſpiel herauszuſchälen. Was die Verfaſſer gewollt haben, erſieht man eigentlich nur aus dem Titel. In dem Stück ſelbſt verſchwindet das Motiv vollſtändig inmitten der hübſchen Ueberflüſſigkeiten, die vor Allem die Theilnahme des Zuſchauers beanſpruchen. Man freut ſich eben nur noch über das Nebenſächliche; eine Hauptſache iſt gar nicht mehr da. Man könnte nur Act für Act und Scene für Scene erzählen, was vorfällt, um den Bericht über die Handlung zu erſtatten.

Wozu die Wichtigthuerei und das geheimnißvolle Auftreten des Fremden? Weshalb wird uns erzählt, daß er am Tage nicht ausgeht, daß dagegen am Abend ſein Haus in heller Beleuchtung ſtrahlt, daß dann zauberiſche Töne erklingen, daß er mitten in der Nacht einſame Spaziergänge macht? Wozu das Alles? Lediglich um Spannung hervorzurufen? Und wozu das Duell? Lediglich um einige Male das Lachen zu erzwingen? Wozu die plötzliche Heirathswuth der verſchrobenen Alten? Wozu das Alles? Des Fragens wäre kein Ende. Es hat mit der „hohen Schule" auch nicht das Geringſte zu ſchaffen.

Es gehörte das ganze Geſchick der beiden erfahrenen und gewandten Theaterdichter Moſer und Roſen dazu, um trotz der Fehler im Hauptſächlichen dennoch nicht mit Unehren den Kampfplatz zu verlaſſen. In der Technik iſt die „hohe Schule" trotz alledem eine geſchickte Arbeit, und es iſt erſtaunlich, wie viel noch mit dem Wenigen hat erreicht werden können.

Die erſten Acte ſind der Natur der Sache nach die beſten. Moſer iſt überhaupt im Einführen glücklicher als im Ausführen. So lange das Publikum in dem Glauben ſich befindet, daß die hübſchen Situationen, über die es lacht, ihm den Weg zu einer Handlung bahnen, die ſich ſpäter offenbaren wird, ſo lange iſt der Erfolg geſichert; die Verſtimmung tritt erſt dann ein, wenn man nachträglich bemerkt, daß die Situationen keinen andern Zweck hatten, als das augenblickliche Lachen hervorzubringen, daß ſie nicht Wege ſind, ſondern ſchon Ziele.

Moſers Dialog iſt auch in dieſem Stücke wie in ſeinen früheren luſtig, aber nicht eben geiſtvoll; wir müſſen ſogar eine beträchtliche Portion von Gemeinplätzen mit in den Kauf nehmen. In Summa haben Moſer und Roſen jeder für ſich ſchon beſſere Sachen geliefert, als hier beide zuſammen Und dieſes nicht eben erfreuliche Reſultat gibt mir die Veranlaſſung, die Frage der Mitarbeiterſchaft noch kurz zu berühren. Vielleicht nimmt mein Freund Guſtav von Moſer die Gelegenheit wahr, ſich über dieſe intereſſante Frage ſelbſt in der „Gegenwart" auszuſprechen, wozu ich ihn hiermit ausdrücklich provocirt haben will.

Die geiſtigen Compagniegeſchäfte blühen und gedeihen ſeit langen Jahren in Frankreich. Dort ſind aber auch die Bedingungen dafür ungleich günſtiger als hier. In Frankreich leben faſt alle ſchaffenden Künſtler und Schriftſteller in derſelben Stadt; ſie haben daher Gelegenheit, geſellſchaftlich miteinander zuſammenzutreffen und der Austauſch von Ideen ergibt ſich da von ſelbſt. Die Franzoſen neigen ihrer ganzen Natur nach mehr zum Specialiſten als wir. Es kommt dazu, daß, um beim Theater zu bleiben, das Mißverhältniß zwiſchen den Dichtern, welche Stücke ſchreiben und denen, die nicht nur Stücke ſchreiben, ſondern dieſelben auch zur Aufführung zu bringen vermögen, ein noch ſtärkeres iſt als bei uns. Thatſächlich wird das franzöſiſche Repertoire nur von einer verſchwindend geringen Anzahl von Schriftſtellern beherrſcht, und das, was dieſe wenigen ſchreiben, genügt dem Bedürfniß der Theater nahezu vollſtändig. Die talentvollen unbekannten Dichter haben daher nur ſehr wenig Chance, mit ihren Productionen ſchnell auf die Bühne zu gelangen und das, was ſie als Anfänger allein kaum erreichen würden, ſuchen ſie dadurch durchzuſetzen, daß ſie ſich mit einem ſchon bekannten repertoireſtändigen Dichter verbünden. So hat namentlich Scribe einer ganzen Reihe von Dichtern den Weg zur Bühne gebahnt.

Bei uns in Deutſchland iſt aber kein Ueberfluß an dramatiſchen Schriftſtellern, die brauchbare Stücke ſchreiben können; und wenn noch ein paar Dutzend neuer guter Stücke jedes Jahr kämen, es würde noch immer Platz ſein. Der deutſche Schriftſteller iſt nicht wie der franzöſiſche auf den einen Mittelpunkt angewieſen; unſere Dichter leben zerſtreut in allen vier Himmelsgegenden. Außerdem haben wir Alle den vielleicht unberechtigten aber nicht weg zu leugnenden Ehrgeiz, unſere Arbeiten allein zu erledigen und zwar genau ſo, wie ſie unſerm Geſchmacke behagen. Ein Erfolg macht uns nur dann die volle Freude, wenn wir uns mit gutem Gewiſſen ſagen dürfen, daß wir denſelben uns allein zu verdanken haben; und für den Mißerfolg tröſtet uns das Bewußtſein, daß ein Anderer mit darunter zu leiden hat, nur mäßig. Eine Aſſociation erſcheint uns nur möglich etwa bei der Poſſe, die ihrem ganzen Weſen nach die Negation der einheitlichen Kunſtſchöpfung iſt. Es kann Jemand ein ausgeſprochenes Talent für burleske Situationen, für poſſenhafte Charaktere, für derben Witz haben und doch nicht im Stande ſein, auch nur ein mittelmäßiges Couplet fertig zu bringen; und umgekehrt kann ein Schriftſteller ausgezeichnete Couplets ſchreiben, ohne die geringſte Begabung für die Bühne zu beſitzen. Sobald aber das Kunſtwerk Anſpruch auf Einheitlichkeit, auf Geſchloſſenheit in der Compoſition, auf Durchführung der Charaktere, auf Sorgfalt und Eigenart im Dialoge macht, hört für uns das Verſtändniß für getheilte Arbeit auf. Wir begreifen gar nicht, wie zwei Leute gemeinſam an einem dichteriſchen Werke arbeiten können, wenn die Betheiligung der Beiden an der geiſtigen Arbeit eine ungefähr gleiche ſein ſoll. Es müſſen ſich, ſo meine ich, bei jedem Anlaß erhebliche Differenzen, die ſich aus der Verſchiedenheit der Individualitäten ergeben, zwiſchen den Beiden geltend machen; das, was dieſem wirkungsvoll erſcheint, mag jener als geſchmacklos verurtheilen. Kurz und gut, ich habe keine rechte Vorſtellung davon, wie ſich die Arbeit an einem Luſtſpiele zwiſchen zwei verſchiedenen Schriftſtellern vertheilen läßt; und ich denke mir, daß man bei einer ſolchen getheilten Arbeit während des Arbeitens nicht die volle Freude am Schaffen, die Unbefangenheit und Vertrauensſeligkeit haben kann. Ein winziges Gewächs, das man auf ſeinem eigenen Beete zieht, macht mehr Freude als die ſchönſte Camelie, die man kauft oder zum Geſchenk erhält. Es liegt mir ſehr fern, die Frage der Mitarbeiterſchaft hier eingehend zu beſprechen, ich habe ſie eben nur aufwerfen wollen, um einem Competenteren, Guſtav von Moſer, die Veranlaſſung zu bieten, uns mit den Geheimniſſen ſeiner Werkſtatt vertraut zu machen.

Einen Vortheil hat die Mitarbeiterſchaft allerdings. Alles, was das Publicum und die Kritik am Stücke rügen, kann der Eine der Betheiligten dem Andern in die Schuhe ſchieben; und ſo mögen auch Moſer und Roſen, jeder für ſich, davon überzeugt ſein, daß das Unangenehme, was ich dem Stück nachgeſagt, immer nur dem Andern gelten ſoll, daß an dem Guten aber, das ich ihrer Arbeit nachrühmen durfte, die Beiden ihr volles Theil haben.

Paul Lindau.

Alle auf den Inhalt dieſer Zeitſchrift bezüglichen Poſtſendungen ſind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Louiſenſtraße 32.

Digitized by Google

Inserate.

Feuilletonisten, welche spannende, kurze Novellen, Humoresken, sowie flotte Feuilletons druckfertig haben, belieben ihre Adresse mit kurzer Angabe des Inhalts, sowie ihre Bedingungen gegen baar sub **J. V. 5182** an **Rudolf Mosse, Berlin** S.W. zu senden.

Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Paul Lindau,

Kleine Geschichten.

2 Bände. broch. 8 M. — In 1 Band in Leinwand elegant gebunden 9 M.

Inhalt:

I. Band. Stecknadeln. — Josephine. Nini. Ninon. Geschichte einer jungen Französin.
II. Band. Ein aufgefangener Brief. — In Folge einer Wette. — Der Tod der Frau Baronin.

Delius'

SHAKSPERE

IV. (Stereotyp-) Auflage

2 starke Bände, brochirt: 16 M. In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 M.

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]

Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen:

Die Idee der Entwickelung.

II. Theil.

Eine social-philosophische Darstellung von

Leopold Jacoby.

10 Bogen. 8. Preis 4 M.

Das Buch stellt den philosophischen Zusammenhang des Darwinismus und Socialismus dar und bildet in der Kunstform eines Vortrages den ersten Versuch einer Fortführung der socialen Idee auf wissenschaftlicher Grundlage.

E. Neuenhahn, Buchhandlung, Berlin, Kommandantenstraße 77/79.

In einigen Tagen erscheint und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen entgegen:

Nüchterne

Briefe aus Bayreuth

von

Paul Lindau.

Elegant broschirt. Preis: 1 M.

Verlags-Buchhandlung

von

S. Schottlaender in Breslau.

Die

Fabrik von Heinrich Lemcke

in Bahrenfeld bei Hamburg

(Zollvereinsgebiet)

empfiehlt ihre feinen und hochfeinen, sowie

importirten Havanna- etc. Cigarren

in den Preisen von 36 bis 1000 M. pro Mille.

Preiscourante gratis und franco.

Verkauf an Private von 1/10 an.

Im Verlage von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig** erscheint:

Bibliothek

indogermanischer Grammatiken.

Bd. I. **Grundzüge der Lautphysiologie** zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogermanischen Sprachen von E. Sievers. 8. X, S. 150. 1876. Brosch. Pr. n. 3 M.
„ II. **Indische Grammatik** v. W. D. Whitney.
„ III. **Iranische Grammatik** v. H. Hübschmann.
„ IV. **Griechische Grammatik** v. G. Meyer.
„ V. **Italische Grammatik** v. F. Bücheler.
„ VI. **Deutsche Grammatik** v. E. Sievers.
„ VII. **Irische Grammatik** v. E. Windisch.
„ VIII. **Litauische Grammatik** v. A. Leskien.
„ IX. **Slavische Grammatik** v. A. Leskien.

Diese indogermanischen Grammatiken sollen, auf den Resultaten der vergleichenden Sprachwissenschaft fussend, strengwissenschaftlich, jedoch in compendiöser Fassung (ca. 30 Bogen nicht überschreitend) und ohne allzugrosse Voraussetzungen in den Stand der grammatischen Wissenschaft in den einzelnen Sprachen einführen. Die Sammlung wird nach gleichmässigem Plan in rascher Folge erscheinen.

Es wird Subscription auf die ganze Sammlung angenommen, doch wird jeder Band auch einzeln verkäuflich sein.

Die Verlagshandlung.

Binnen Kurzem erscheint in unserm Verlage:

Das Bühnenfestspiel in Bayreuth.

Kritische Studie

von

Gustav Engel.

Preis 1 M.

E. A. Challier & Co. in Berlin.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Emil Naumann,

Prof., Dr. u. Kgl. Hofkirchenmusikdirektor.

Italienische Tondichter von Palästrina bis auf die Gegenwart. 8. 36 Bgn. Preis geh. 8 M., fein geb. 10 M.

Früher erschienen:

Deutsche Tondichter von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart. 2. Aufl. 8. 26 Bgn. Preis geh. 5 M., geb. 6 M.

—— 3. Aufl. gr. 8. Pracht-Ausgabe mit 6 Photographien. Preis geh. 12 M., fein in Goldschnitt geb. 15 M.

Berlin. Verlag von **Robert Oppenheim.**

Im Verlag der Unterzeichneten sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Streitfragen und Erinnerungen

von

Hans Hopfen.

8. Brosch. 7 M.

In kaleidoscopischer Manier bietet der bekannte Verfasser Skizzen, in liebevollster Weise der Erinnerung an verstorbene und noch lebende Berühmtheiten geweiht, und ebenso Betrachtungen über literarische und Tagesereignisse, die in jüngster Zeit das Interesse der gesammten gebildeten Welt in Anspruch nahmen. Der Stil und die Art und Weise der Behandlung gegebener Stoffe Seitens Hans Hopfens ist bekannt und zumal bei den Streitfragen weiß er die Beweisführung in die witzigste und eleganteste Form zu kleiden.

Stuttgart, Mai 1876.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Unter der Presse befindet sich und erscheint Ende September:

Dr. Strousberg

und sein Wirken

von ihm selbst geschildert.

1 Band. 8. ca. 30 Bogen. Preis 6 M.

Berlin, den 31. August 1876.

Die Verlagsbuchhandlung von J. Guttentag (D. Collin).

Bestellungen werden von jeder Buchhandlung schon jetzt entgegengenommen.

Die Kunst und die Wissenschaft.

Zwei Statuen

von hervorragender Schönheit

vom

Bildhauer **A. Tondeur**

sind in zwei Größen neu erschienen.

Die großen Statuen

sind fast lebensgroß (145 ctm. hoch) und werden von Elfenbeinmasse, von Gyps und auch mit Wachsfarbeanstrich für's Freie geliefert.

Die kleinen Statuen

sind 46 ctm. hoch, sehr hübsch für den Schreibtisch und werden nur von Elfenbeinmasse geliefert (nicht von Gyps).

Vollständiges Preisverzeichniß der ausgewählten Bildwerke der Gyps- u. Elfenbeinmasse-Kunstgießerei, mit Abbildungen, auf Verlangen gratis.

Gebrüder Michaeli, Berlin,

Unter den Linden 12.

Redaction und Expedition, Berlin NW., Louisenstraße 32. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von M. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 38. Berlin, den 16. September 1876. Band X.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Consulargerichtsbarkeit in der Türkei. Von Karl Braun. — **Literatur und Kunst:** Wimmerle und Wusele oder der Ring des Saturn. Ein Ferienabenteuer von Johannes Scherr. — Jenseits der Alpen. Von Ernst Lehmann. — Lord Byron als Prosaiker. Von Eduard Engel. — Die Literatur der Neuprovenzalen. Von M. von Szeliski. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Die beiden Waisen." Von A. D'Ennery und Cormon. Besprochen von Paul Lindau. — Inserate.

Die Konsulargerichtsbarkeit in der Türkei.

Von **Karl Braun.**

Während in allen andern europäischen Staaten der Fremde dem Rechte und dem Richter des Landes, in welchem er sich aufhält, unterworfen ist, herrscht in der Türkei, vermöge des Herkommens und der mit den europäischen Mächten (und den Vereinigten Staaten von America) abgeschlossenen Capitulationen und Handels- und Friedensverträge, der entgegengesetzte Grundsatz.

Die Unterthanen der sogen. „befreundeten Mächte" — so nennt man diejenigen, mit welchen solche Verträge oder Capitulationen in Kraft stehen — sind sowohl im Civil- als auch im Criminalverfahren bis zu einem gewissen Grade dem türkischen Richter entzogen; nicht blos, wenn Unterthanen einer und derselben Macht unter einander streiten, sondern auch in den sogenannten „gemischten Prozessen", d. h. wenn der Streit zwischen den Unterthanen verschiedener Mächte geführt wird, gehört die Sache nicht vor die türkischen Orts- und Landgerichte, sondern vor das betreffende Consulat, und zwar, wenn die streitenden Theile zwei verschiedenen Nationen angehören, vor den Consul des Angeschuldigten oder des Verklagten. In Strafsachen aber hat außerdem, wenn ein türkischer Richter gegen einen Unterthan der Mächte wegen Verbrechens gegen den türkischen Staat oder türkische Unterthanen einschreitet, der Gesandte, oder der Consul der gedachten Macht, oder die von einem derselben committirte Person weitgehende Assistenz- und Einmischungsrechte. Zeitweise hat man den letzteren sogar Betheiligung bei Fällung des Erkenntnisses vindicirt. Jedenfalls aber sind sie befugt, dem Verfahren beizuwohnen, den ordnungsmäßigen Gang desselben zu überwachen, Bemerkungen zu machen, Anträge zu stellen ꝛc. In der Praxis aber hat man dieses Recht activer Assistenz, welches sich nach dem Wortlaute der Capitulationen auf Untersuchungen gegen einen Ausländer wegen Verbrechen und Vergehen zum Nachtheile eines türkischen Unterthanen beschränkt, vielfach auf alle Fälle ausgedehnt, in welchem ein Ausländer irgendwie betheiligt ist, also auch auf Untersuchungen gegen einen türkischen Unterthanen wegen eines Verbrechens gegen einen Ausländer; auch in diesem Falle pflegt man den Consul, welchem der Geschädigte zugehört, zu den Verhandlungen einzuladen, wenn er es wünscht, und thatsächlich pflegen die Consuln auch in denjenigen Sachen, in welchen ihnen zwar die Gerichtsbarkeit nicht zusteht, aber ein Angehöriger ihrer Nation betheiligt ist, einen erheblichen Einfluß auf den türkischen Richter zu üben.

In Egypten war die Praxis noch viel weiter gegangen. Dort konnte ein Angehöriger der Capitulationsmächte überhaupt nicht vor den türkischen Richter geladen werden; vielmehr hing die Zuständigkeit der Consulargerichte sowohl in Straf- wie in Civilsachen lediglich von der Nationalität des Verklagten oder des Angeschuldigten ab, mochte der Beschädigte oder der Kläger ein Ausländer sein, oder ein Inländer. Dies hat jedoch, was Egypten anlangt, mit dem 1. Januar 1876 aufgehört. Seitdem gehören nur noch diejenigen Prozesse, in welchen beide Parteien der betreffenden einen Nation angehören, vor den Consul; gehören sie aber verschiedenen Nationen an, so geht die Sache an die neu constituirten und auch mit europäischen Richtern besetzten egyptischen Landesgerichte, welchen auch ein Theil der bisher den Consulargerichten zugehörigen Strafsachen überwiesen ist.

Sodann genießen in der Türkei die Consuln zwar nicht das volle Recht der Exterritorialität, aber doch Vorrechte und Privilegien, welche ihnen, wenn blos die allgemeinen Regeln des Völkerrechts maßgebend wären, nicht zustehen würden. Sie sind nicht den Ortsgerichten unterworfen, sondern stehen unmittelbar unter der Hohen Pforte. Ihre Person ist von der Schuldhaft, ihr Vermögen von der Beschlagnahme ausgenommen u. s. w.

Endlich sprechen die Consuln Recht nicht nach den Gesetzen des Landes, bei welchen sie accreditirt sind, sondern nach den Gesetzen des Landes, das sie ernannt hat, und die Berufung von ihren Erkenntnissen geht nicht an irgend ein in der Türkei eingesetztes Gericht, sondern an ein heimisches Obergericht.

Neben dem ausländischen Rechte gilt auch die ausländische Prozeßordnung, welche natürlich auf Personen und Zustände in der Türkei passen, wie die Faust auf das Auge.

Es ist jedoch noch immer als ein Vorzug zu betrachten, wenn der betreffende christliche Staat seine Consulate angewiesen hat, nach welchen Gesetzen und Prozeßvorschriften sie zu erkennen haben, und wenn der Instanzenzug in irgend einer Weise geregelt ist. Es gibt auch Staaten, bei welchen dies durchaus nicht der Fall ist. Rußland z. B. hat es bis jetzt nicht für nöthig erachtet, solche Vorschriften zu erlassen. Es existirt keinerlei russisches Gesetz über die Befugnisse und Pflichten des rechtsprechenden Consuls in der Türkei, über die Formen, welche derselbe in dem Straf- und Civilverfahren zu beobachten, und über die Gesetze, welche er seinen Erkenntnissen zu Grunde zu legen hat. Unter diesen Umständen ist es be-

Digitized by Google

greiflich, wenn die Angehörigen anderer Staaten gerade gegen die russische Consular-Jurisdiction die lebhaftesten Beschwerden führen. „Es ist", sagte mir ein französischer Kaufmann in Constantinopel, „gegen einen Russen in der Türkei überhaupt kein Recht zu bekommen; und wenn ich, was ich nicht gerne sagen möchte, behauptete, der russische Consul richte nach Willkür, so könnte man mir daraus keinen Vorwurf machen, so lange man mir verheimlicht, nach welchen Gesetzen er procedirt und richtet, und so lange man mir damit die Möglichkeit entzieht, zu controliren oder controliren zu lassen, ob er diese seine Gesetze richtig auslegt und anwendet, und zu appelliren, wenn er sie unrichtig anwendet." Ich habe mich bei einem russischen Beamten über diese Beschwerde informirt. Er gab zu, daß solche Vorschriften und Gesetze für die russischen Consuln in der Türkei nicht existiren. Zur Entschuldigung gleichsam führte er jedoch an, es existire ein Consular-Reglement für Persien, und das pflege man, jedoch ohne daß dies befohlen sei, auch in der Türkei utiliter anzuwenden.

Dies sind die gegenwärtigen Zustände in der Türkei. Ich glaube, es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß dieselben weder dem Interesse der Mächte und ihrer Angehörigen, noch dem der Türkei, noch endlich den Anforderungen der Civilisation entsprechen.

Außer der Türkei selbst sind es heute noch 14 Staaten, welche auf türkischem Boden Prozesse und Untersuchungen instruiren und Recht sprechen, nämlich 1. Deutschland, 2. Oestreich, 3. England, 4. Frankreich, 5. Italien, 6. Dänemark, 7. die Niederlande, 8. Belgien, 9. Spanien, 10. Griechenland, 11. Portugal, 12. Rußland, 13. Schweden und Norwegen, 14. die Vereinigten Staaten von America. Statt einer einheitlichen Justizhoheit, haben wir also fünfzehn verschiedene Jurisdictionen, welche entweder nach den verschiedensten, fast allen dortigen Einwohnern unbekannten und sogar unverständlichen Gesetzen, oder ohne alles Gesetz, d. h. nach eigenem subjectiven Gutdünken, oder, wenn man es etwas härter ausdrücken will, nach Willkür verfahren und erkennen. Dagegen ist die durch Reichsgesetze auf eine gewisse Ordnung und Gegenseitigkeit reducirte Buntscheckigkeit der deutschen Territorialgesetzgebung und Territorialrechtsprechung ein wahrhaft mustergültiger und einheitlicher Zustand. In der Türkei wird nicht Recht gesprochen Namens der einheitlichen, einheimischen Staatsgewalt, sondern Namens vierzehn verschiedener auswärtigen Mächte. Diese vierzehn verschiedenen Rechtsprechungen sind weder unter sich, noch mit der türkischen (der fünfzehnten) durch irgend ein gemeinsames Band verbunden. Sie stehen in keinerlei organischen Zusammenhang mit einander. Sie sind einander nicht coordinirt und nicht subordinirt. Sie kümmern sich nicht um einander. Eine jede operirt auf ihrer Insel für sich. Und diese Insel ist noch dazu eine Fiction. Sie ist nicht von einem Meere umgeben, sie ist nicht territorial oder geographisch umschrieben. Sie hat keine Grenzen, oder vielmehr ihre Grenzen wechseln alltäglich; denn an die Stelle der Einwohnerschaft eines bestimmten Gerichtssprengels ist die bloße Nationalangehörigkeit getreten; und da man die Menschen noch nicht je nach ihrer Staatszugehörigkeit mit verschiedenen Farben angestrichen hat, so sind diese ewig wechselnden Grenzen auch im einzelnen gegebenen Augenblick kaum zu erkennen. Namentlich in der Türkei, wo die verschiedenen Nationen so sehr durcheinander fluthen, ist es schwer, prima vista von einem Menschen zu sagen, ob er ein Unterthan des Padischah ist oder nicht, und wenn nicht, welchem der vierzehn andern Staaten er denn zugehört. Die wenigsten dieser Leute pflegen sich bei ihrem Consul anzumelden, oder eintragen zu lassen. Wollen sie Klage erheben, dann behaupten sie, werden sie verklagt, dann leugnen sie, dem Lande des Consuls anzugehören. Oft haben sie gar keine Papiere, oft verleugnen sie dieselben. Standesbeamte gibt es dort auch nicht. Da kann es denn an positiven und an negativen Competenzconflicten nicht fehlen.

Ich will nur ein paar Beispiele anführen.

Der Kaufmann S. in S. soll Schulden halber belangt oder exequirt werden. Es steht nur fest, daß er kein türkischer Unterthan ist; der Klang seines Namens ist kosmopolitisch. Der Kläger, ein Deutscher, hat deutsch mit ihm unterhandelt. Er klagt also beim deutschen Consul. Allein hier sagt S., er sei Oestreicher, und der Kläger kann nicht beweisen, daß S. ein „deutscher Reichsangehöriger oder Schutzbefohlener" sei. Er wendet sich daher mit seiner Klage an den östreichischen Consul. Dieser Consul kennt den S., aber nicht von der vortheilhaftesten Seite. Er hat nie anders gehört, als derselbe sei Italiener. Er spricht das Italienische, wie wenigstens der Consul glaubt, der kein Italienisch versteht, richtiger als das Deutsche, welches bei ihm mit einem russischen Odeur behaftet ist. Der östreichische Consul erklärt sich für incompetent. Entscheidnngsgründe: „Lassen's mich aus mit diesem italienischen Zigeuner, mit dem will ich nichts zu schaffen haben; a Lump is er, aber kan Oestreicher u. s. w." So geht die Sache weiter, so lange bis es der Kläger müde wird und es vorzieht, auf seine Forderung zu verzichten. Denn bekanntlich ist nichts schwieriger, als einen Vagabunden an seinem Domicil zu verklagen.

Das ist der negative Competenzconflict.

Und nun der positive: Beide Consuln, sagen wir etwa der deutsche und der östreichische Consul, wollen gleichzeitig Herrn Wühlhuber einstecken, weil derselbe Herrn Heulmeier angeschossen hat und weil ihn der deutsche Consul für einen Deutschen und der östreichische für einen Oestreicher hält. Während die Consuln sich zu verständigen suchen, zieht es Herr Wühlhuber vor zu verschwinden, und von Wiederfinden ist in der Türkei keine Rede.

Aber auch wenn die Nationalität vollkommen außer Zweifel steht, welche Schwierigkeiten, welche Verwickelungen, welche Verzögerung und welche Verwirrung, in Civil- sowohl wie in Criminalsachen, namentlich wenn der Thäter oder der Debitoren mehrere sind!

Man stelle sich vor: Es ist in Pera bei einem italienischen Juwelier eingebrochen worden, wie dies in neuerer Zeit vorkommt, seitdem der Krieg die Unordnung und Verwirrung auch bis zur Hauptstadt getragen. Als die Thäter werden ein türkischer, ein russischer und ein französischer Unterthan bezeichnet. Der türkische Richter, der russische und der französische Consul vertragen sich vielleicht in der Hauptstadt besser miteinander als in der Provinz. Sie conferiren unter sich, wer zugreifen soll. Man entscheidet sich für den französischen Consul. Dieser steckt seinen Landsmann ein. Allein der französische Inculpat beweist ein glänzendes Alibi. Nun sieht man sich nach dem russischen und dem türkischen Unterthan um. Beide sind inzwischen verschwunden. Der Eine hat in einem tatarischen Dorfe Unterkunft gefunden, wo ihn kein Mensch sucht. Der Andere ist nach Armenien zurückgekehrt, wo er Alexi heißt, während er in Constantinopel Gregorio gerufen wurde, und kein Mensch weiß, wie er wirklich heißt.

Werden aber wirklich, was nicht wahrscheinlich, alle drei gleichzeitig gegriffen, so gibt es drei Untersuchungen, welche einander gegenseitig behindern, und drei verschiedene Richter fällen in einer Sache drei verschiedene Erkenntnisse, welche schwerlich miteinander stimmen.

Fassen wir einen civilrechtlichen Fall in das Auge: Ein Preuße, ein Sachse, ein Franzose und ein Engländer haben ein gemeinschaftliches Geschäft mit einem Russen entrirt. Der Russe glaubt sich benachtheiligt und klagt gegen die Andern. Er muß drei verschiedene Klagen anstellen, beim deutschen, beim französischen und beim englischen Consul; und bei jedem Verklagten wird ein anderes Recht angewandt. Der Eine wird nach Common Law, der Andere nach dem Code civil, der Dritte nach preußischem Allgemeinen Landrechte und der Vierte nach dem am 2. Januar 1863 für das Königreich Sachsen publicirten bürgerlichen Gesetzbuch gerichtet. Wenn der Vertrag, um gültig zu sein, nach preußischem Recht der schriftlichen Form bedurfte und nach sächsischem nicht, so wird die Klage gegen den preußischen Verklagten abgewiesen werden; die gegen

Digitized by Google

den sächsischen Verklagten wird vielleicht zu einer Verurtheilung führen; und der russische Kläger wird Gelegenheit haben, über die Unergründlichkeit solcher Rechtsprechung nachzudenken.

Jedenfalls ist die Möglichkeit, daß in derselben Sache ganz verschiedene Erkenntnisse ergehen, nicht ausgeschlossen, sondern sehr nahe liegend, und vielleicht trifft kein einziges das Richtige. Denn die Vorschriften der westeuropäischen Gesetzbücher passen nicht für die türkischen Zustände; und der Gesetzgeber hat schwerlich daran gedacht, diese zunächst für das Inland berechneten Gesetze auch in der Türkei zur Anwendung gelangen zu lassen. Niemand, welcher in der Türkei einen Vertrag abschließt, kann wissen, nach welchem Gesetz er von dem Richter beurtheilt wird. Denn diese Frage hängt davon ab, wem die Rolle des Verklagten zu Theil wird. Niemand weiß im voraus, nach welcher Prozeßordnung verfahren, nach welcher Beweistheorie erkannt wird.

Hat aber der Kläger ein obsiegliches Urtheil, z. B. auf Räumung eines Hauses, erstritten, im Laufe des Prozesses ist aber z. B. der Besitz des Hauses von dem deutschen Wühlhuber auf den Franzosen Jolivet übergegangen, so hilft das Erkenntniß gar nichts; vielmehr muß dann der Kläger bei dem französischen Consul eine neue Klage gegen Jolivet anstrengen, und vielleicht wird er damit abgewiesen, weil die Sache in der That nach dem Code Napoleon einer andern rechtlichen Beurtheilung unterliegt.

Wenn überhaupt eine Berufung von dem Erkenntniß des Consuls statthaft ist, so geht dieselbe an irgend ein Obergericht des einheimischen Landes. Von dem deutschen Consul appellirt man nach Stettin, von dem französischen nach Aix, von dem italienischen nach Ancona. Man kann aber doch schwerlich von den betreffenden heimischen Richtern, welche die Türkei niemals gesehen haben, verlangen, daß sie der dortigen Zustände kundig genug sind, um über Thatfragen richtig zu entscheiden. Das sind mannigfache Mißstände.

Aber immer wieder wird man auf den Hauptmißstand zurückgeführt, und dieser liegt in der Vielköpfigkeit der Justizhoheit, welche sich in der Türkei auf fünfzehn Häupter vertheilt, die so wenig miteinander stimmen, wie die bekannten Uhren Kaiser Karls V. Diese Vielköpfigkeit muß nothwendig ohne Aufhören Wirrwarr, Reibung, Conflicte erzeugen. Ist ja doch der Krimkrieg zunächst daraus entstanden, daß zwei verschiedenen Mächten, Rußland und Frankreich, capitulations- und tractatmäßige Rechte an den heiligen Stätten in Jerusalem und Bethlehem zustanden. Für ein und dasselbe Object zwei Patrone, welche natürlich in diametral entgegengesetztem Interesse verfuhren!

Endlich aber wird es auch nicht überflüssig sein, nach der Stellung und Befähigung der Richter zu fragen. Es ist möglich, daß an irgend einem Orte die richterlichen Functionen thatsächlich am meisten die Wirksamkeit des Consuls in Anspruch nehmen. Principiell aber ist der Consul in erster Linie nicht Richter, sondern Beistand und Berather, Schützer und Anwalt seiner Landsleute. Diese Stellung ist ihm namentlich auch in den Capitulationen zugetheilt hinsichtlich der Prozesse zwischen seinen Schutzbefohlenen und Unterthanen des Sultans, in welchen er bei dem türkischen Gerichte für die ersteren auftritt.

Der spanische Rechtsgelehrte Ribeira dos Santos sagt in seinem Werke über das Consulat: „Der Consul ist der Berather, Vertheidiger und Beschützer seiner Landsleute; er ist die letzte Zuflucht für den Unglücklichen, der im fremden Lande verweilet." Wenn er das aber ist und sein soll, kann er dann auch der Richter dieser Landsleute sein? Ist die Rolle der Partei, des Anwalts in Civil- und des Vertheidigers in Criminalsachen vereinbar mit der eines Richters?

Ich habe mich in der Türkei mit dort wohnenden Angehörigen der verschiedensten europäischen Nationen unterhalten über die Frage der Consulargerichtsbarkeit. Alle ohne Ausnahme waren der Meinung, daß in sog. „gemischten Prozessen", in welchen der Verklagte ein Schutzbefohlener des Consuls und der Kläger der Unterthan einer andern Macht ist, ausnahmsweise die Rolle des Verklagten oder des Angeschuldigten eine dankbarere sei, als die des Klägers oder des Denuncianten. Deutsche und Franzosen wetteifern miteinander in solchen Beschwerden wider den Consul der andern Nation, und die Einen, wie die Andern sagen: „Natürlich ist bei Dem seit 1870 kein Recht mehr zu bekommen." Sie sagen das beide geradezu mit den nämlichen Worten. Vielleicht haben sie unrecht. Aber es ist die herrschende Meinung, und die letztere ist eine Folge der Zwitterstellung des mit Gerichtsbarkeit ausgestatteten Consuls, eine Folge der Eifersucht zwischen den Nationen.

Der Abg. Dr. Friedrich Kapp, welcher auf diesem Gebiete reiche Erfahrungen und gründliche Studien gemacht hat, sagte bei Berathung des Gesetzes vom 30. März 1874 über die Consularjurisdiction in Egypten, falschverstandener Patriotismus, landsmannschaftliche Kameraderie und Mangel an juristischer Bildung pflegen auf die Rechtsprechung der Consuln einen verderblichen Einfluß auszuüben.

Was die juristische Bildung anlangt, so finden wir dieselbe im vollsten Maße bei den Berufsconsuln (consules missi) des deutschen Reiches in der Türkei. Ich nenne unsern Generalconsul in Constantinopel als glänzendes Beispiel.

Anders steht es mit den kaufmännischen Consuln in der Türkei, mit den consules electi. Ich lernte den deutschen Consul in S. kennen. Er war ein trefflicher Mann, nur verstand er von der deutschen Sprache wenig und vom deutschen Recht gar nichts. Von dem Consul in A. sagten mir dort wohnende glaubhafte Deutsche, er bediene sich nur der französischen Sprache und sei der deutschen Gesetze vollkommen unkundig. Wie es da mit der Rechtsprechung steht, ist leicht zu ermessen. Dem auswärtigen Amt ist deshalb kein Vorwurf zu machen. So lange ihm nicht genügende Mittel für Bestellung von Berufsconsuln zur Verfügung gestellt sind, muß es sich, wie man zu sagen pflegt, „nach der Decke strecken".

In Egypten hat man, wie gesagt, den Versuch gemacht, für einen Theil der Straffachen und für die sog. „gemischten Prozesse" die Consulargerichtsbarkeit durch Landesgerichte mit internationaler Besetzung zu ersetzen. Die drei Gerichte erster Instanz (in Alexandria, in Cairo und in Zagaziz) sind mit je drei egyptischen und je vier europäischen Richtern besetzt, der Appellhof in Alexandria mit vier egyptischen und sieben europäischen Richtern. Es ist, während diese Einrichtung in Berathung war, namentlich in den Jahren 1874 und 1875, von den betreffenden europäischen Regierungen und Volksvertretungen allgemein anerkannt worden, daß die bisherige Consulargerichtsbarkeit, welche in Egypten thatsächlich eine noch weit ausgedehntere Competenz hatte, als in der Türkei, weder dem europäischen noch dem egyptischen Interesse und am allerwenigsten den wahren Zwecken der Rechtspflege entspreche. Man hat daher den Versuch gemacht, an deren Stelle Landesgerichte treten zu lassen, welche theils mit eingeborenen, theils mit europäischen Richtern besetzt sind, und zwar in der Art, daß die letzteren die Majorität bilden. Diese Institution ist vorläufig nur auf die Dauer von fünf Jahren geschaffen; nach Ablauf dieser Zeit steht es den europäischen Mächten frei, zu der früheren Einrichtung zurückzukehren. Das Ganze charakterisirt sich also als ein Versuch, der die Probe bestehen muß, widrigenfalls man ihn wieder fallen läßt. Die Probe zu bestehen ist allerdings schwierig, wenigstens nach einer Richtung. Egypten befindet sich in Finanznöthen, fast eben so stark, wie die Türkei. Indessen macht es energische Anstrengungen, sich aus denselben zu retten, und es wird darin durch den Reichthum des Landes unterstützt. Vorläufig aber hat die Finanznoth einen bedauerlichen Rückschlag auf die neu und einheitlich geregelte Gerichtsbarkeit gehabt.

Nach Art. 10 des zwischen der Regierung von Egypten und den Capitulationsmächten vereinbarten Reglements von 1873, welches die Grundlage der Gerichtsorganisation für sog. „gemischte Prozesse" bildet, sind die Regierung,

Digitized by Google

die einzelnen Administrationszweige, die Dairas (Domänen) Seiner Hoheit des Khedive und selbst die Mitglieder seiner Familie in Prozessen, welche sie, sei es als Kläger oder als Verklagte, gegen fremde Unterthanen führen, der Competenz dieser Gerichte unterworfen. Auf Grund dessen ist kürzlich eine Verurtheilung gegen den Khedive oder vielmehr gegen dessen Dairas ergangen, welche er anzufechten versucht und deren Vollstreckung er durch einen sog. „Act der Gesetzgebung", welcher in wohlerworbene Rechte eingreift, zu vereiteln bestrebt ist. Alles das geschieht wahrscheinlich, weil es an Geld fehlt. Ist letzteres wieder vorhanden, so wird es wohl gelingen, die Störung zu beseitigen und Garantien gegen deren Wiederkehr zu errichten. So wird die Finanzreform durch die Justizreform nothwendig gemacht, und umgekehrt die letztere durch die erstere gekräftigt werden. Soweit bis jetzt die Nachrichten reichen, hat im Uebrigen die Rechtsprechung in Egypten unendlich gewonnen; namentlich erkennen dies auch die dort wohnhaften Westeuropäer an.

Ich bin nun der Meinung, daß die Einführung solcher internationalen Gerichte auch in der Türkei außerordentlich heilsam wäre. Sie würde einen Theil der Ursachen beseitigen, welche dieses von der Natur so gut und von den Menschen so schlecht behandelte Land der Zerrüttung und dem Untergange nahe bringen. Sie würde zugleich die rechtliche Gleichstellung der Rajah vorbereiten, indem sie, woran es vor Allem fehlt, das Grundeigenthum sicher stellt und die Osmanli zwingt, mit den Europäern zu cooperiren.

Bei der Vereinbarung mit Egypten ist es gelungen, den neuen Landesgerichten die Entscheidung der gemischten Prozesse auch in Grundeigenthumsfragen zu vindiciren. Leider nur mit einigen sehr bedenklichen Ausnahmen, so z. B. zu Gunsten der Wakufs, d. i. der Güter der Moscheen, der Stiftungen, der todten Hand.

In der Türkei müßte man, wenn man die Hauptquelle der rechtlichen und wirthschaftlichen Zerrüttung dieses Landes verstopfen will, diesen neuen Landesgerichten alle Streitigkeiten über Fragen des Grundeigenthums zuweisen, einerlei welcher Nation, welcher Religion und welcher Rasse die streitenden Theile angehören, einerlei, ob es sich um Privateigenthum, oder um Güter des Fiscus oder des Wakuf handelt. Natürlich müßte eine trigonometrische Vermessung des Landes und eine mit westeuropäischer Sorgfalt durchgeführte Katastrirung des Grundeigenthums vorgenommen und an die Stelle des Zehnten und sonstiger unsinniger Abgaben, welche die Landwirthschaft ruiniren, eine mäßige und unabänderlich fixirte Grundsteuer gesetzt werden. Ebenso müßte man Grund- und Hypothekenbücher einrichten und deren Führung den genannten neuen Landesgerichten anvertrauen.

In der Türkei fehlt es nicht an Christen, aber es fehlt an Bauern, d. h. an freien selbstbewußten Bauern mit freiem geschützten Grundeigenthum. Die Rajah wird nicht an ihrem Glauben, sondern an ihrer Landwirthschaft geschädigt. Ihr Eigenthum genießt keinen Rechtsschutz, und die Früchte ihres Fleißes werden durch Zehnten und sonstige feudale Abgaben verschlungen. In Folge dessen will Niemand mehr arbeiten und die fruchtbarsten Thäler verwandeln sich in Wüsten und Weiden, in Einöden und Sümpfe. Ist das Grundeigenthum entlastet und gesichert, sind Richter da, die es schützen: dann werden sich schon die Ansiedler finden, sowohl unter den Einheimischen als unter den Fremden. Der Ackerbau wird dem Nasen- und Ohrenabschneiden vorgezogen werden. Das Land wird sich wieder bevölkern. Um die zahlreichen Eisenbahnstationen, welche jetzt in der Wildniß liegen, werden sich Ackerbaucolonien bilden. Die Bahn, welche jetzt nicht die Betriebskosten aufbringt, wird sich rentiren. Die Staatsfinanzen werden sich bessern. Die todte Hand wird verschwinden. Der stolze und träge Sohn Osmans wird sich mit der Arbeit befreunden. Alle die Mißstände, welche jetzt mit der Consulargerichtsbarkeit verbunden sind, werden beseitigt.

Wollte man aber die Consulargerichtsbarkeit beibehalten, dann müßte man lauter Berufsconsuln anstellen und ihnen Privilegien im Sinne der Exterritorialität erwirken. Sonst geht's nicht. Also, man wähle!

Ich weiß, daß mein Vorschlag Widerspruch findet. Allein ich glaube, es lohnt der Mühe, denselben zu discutiren. Bei einer solchen Discussion würde sich auch vielleicht zeigen, wer wirklich der Türkei und ihrer Rajah-Bevölkerung helfen will, und wer solche blos als Spielball politischer Intriguen mißbraucht, während er von „Christenthum" und „Humanität" spricht.

Literatur und Kunst.

Wimmerle und Wusele

oder

Der Ring des Saturn.

Ein Ferienabenteuer

von

Johannes Scherr.

Es regnete mit christlich-germanischer Innigkeit, wie sich unser hochverehrter Mitcurgast, der Herr Hofoberprediger, ausgedrückt haben würde. Ich meinestheils schreibe nur: es regnete so wässerig, daß ich besagten Herrn leibhaft vor mir zu sehen glaubte, wie er seinen hochwürdigen Karpfenmund — ein weniger höflicher Mensch als ich würde geradezu sagen: sein Karpfenmaul — auseinanderfaltete, um in Homilienform uns zu belehren, daß in der langweiligst aus allen Zeitungen herausgähnenden orientalischen Frage die Interessen Deutschlands und Rußlands identisch und untrennbar seien. Als resignirter Curist schloß ich das Fenster, ließ regnen, was da regnen mochte, und warf mich wieder mit Entschlossenheit in Dahns vierbändigen „Kampf um Rom", um den ich weiß nicht mehr wievielten Gothenkönig zu Tode tödten zu sehen. Einer unserer großen Kritiker von heute, denen nur unmaßgeblich zu rathen wäre, daß sie sich etwas besser hinter den Ohren abtrocknen möchten, bevor sie zu orakeln beginnen — hat decretirt, besagter Vierbänder sei der beste aller historischen Romane. Demzufolge hab' ich pflichtschuldig durch alle vier Bände mich durchgehauen, denn mit simpelm Lesen reicht man in diesem Waffengetümmel nicht aus. Im Uebrigen war es eine recht freundliche Ueberraschung für mich, mitten unter allen den Lanzen und Schwertern einen lieben alten Bekannten aus Scotts Ivanhoe zu begegnen, der schönen Rebekka, so beim Spindler Esther, beim Dahn dagegen Miriam heißt. Ohne diese schwarzhaarige, gluthaugige, von Edelmuth und Entsagungsheroismus förmlich strotzende Tochter des Löwen vom Stamme Juda geht es nun einmal in einem richtigen historischen Roman nicht ab und vollends in dem „besten aller historischen Romane" mußte sie nothwendig mitaufmarschiren, um sich gelegentlich für den geliebten Christenjüngling, welcher diesmal nicht Wilfried oder Dagobert, sondern zur Abwechselung Totila heißt, umbringen zu lassen.

Ich schickte mich an, über das Bedenkliche und Gefährliche typischer Figuren sogar für wirkliche Poeten — denn ein solcher ist ja doch wohl Dahn — in etlichen Dutzenden von Paragraphen zu ästhetisiren, als die Thüre meines Zimmers aufging und zwei absonderliche Gestalten hereintraten.

In der vorderen erkannte ich meinen Landsmann und Jugendfreund Wimmerle, von Handwerk ein königlich württembergischer Ober-Ober, nämlich Oberpräceptor, von Wuchs ein exotisches Knollgewächs, von Gesinnung ein „Bettelpreuße", wie er jedem, der es hören wollte, mit Stolz zu erklären liebte. Denn er ging in seinem Heimatlande gegen alle „Reichsfeinde" tapfer an, betete täglich dreimal den nationalliberalen Rosenkranz, hatte eine heimliche, bereits auf 48 Gesänge angeschwollene Bismarckias

Digitized by Google

gehexametrisirt und reifte sichtbar der Reichstagsmitgliedschaft entgegen. Er ist ein zwar kleiner, aber desto breiterer Mann, und maßen er, seit 30 und mehr Jahren beständig auf Freiersfüßen wandelnd, sich immer modisch trägt, so hatte er heute auf seinem gewaltigen Globus von Kopf ein unendlich langes und dünnes Stück Ofenrohr von Seidefilz sitzen, wie es die neueste Herrenmode verlangt. Als Ganzes genommen, glich er auf und eben einer wandelnden Riesenkartoffel, welcher man einen schwarzen Trichter aufgestülpt hat. Sein Sprechen ist ein Wimmern. Addirt man die Stimmen von drei ausgewachsenen Mäusen zusammen, so ergibt sich als Facit das Sprachorgan meines ober-oberlichen Freundes.

Repräsentirte der gute Wimmerle die Kugelform, so stellte sein Begleiter die gerade Linie dar. Eine richtige Hopfenstange von Mensch. Er mußte sich, um den Thürrahmen zu passiren, etwas bücken, was er augenscheinlich nur widerwillig that. Denn in der ganzen Erscheinung des jungen Mannes sprach sich ein Größebewußtsein aus, ein Größebewußtsein, das um keine Linie kleiner war, als er selbst, also sieben Fuß lang. Wenn man ihn zu seiner vollen Höhe aufgerichtet dastehen sah, mußte man ihn sofort für einen kecken Mann halten, weil er es wagte, auf so dünnen Beinen zu stehen und zu gehen. Er war comme il faut in einen hellen Sommeranzug gekleidet, aber „genial-nachlässig", d. h. etwas schmierfinkisch. Auf seinem kleinen, auf langem Halse weit aus den Schultern ragenden Kopfe trug er ein wahres Ungeheuer von schwarzem Schlapphut, dessen Krämpe die rechte Seite seines nicht unschönen Gesichtes völlig beschattete, während in der hochaufragenden Kipfe noch mindestens ein Halbdutzend Köpfe Platz gehabt hätte.

Auf den ersten Blick hatte ich in dem Fremdling das Zukunftsgenie erkannt. Der märchenhafte Hut vollends stimmte mich, der ich in den letzten Tagen so viel vom Bayreuther Bühnenfestspiel hatte hören müssen, ganz urzeitlich und germanisch-gebrüder-grimmig, ja völlig stabreimerlich, daß es mir nur so herausschoß: „Von wannen, o Wanderer, im Wodanshut wallst Du? Aus Walhall oder Wahnfried, wabernd in Wonnsal? Willst Du wirken mir Wissen, ob Wagner wohlauf, der Wagalawaier?"

„Was Wagner?" entgegnete der Fremde schneidend, und, im wörtlichen Sinne, hoch herab: „Wagner? Bah! Ueberwundener Standpunkt, verschüttetes Bier, ausgetretener Schuh .... bin Woselli!"

Sprach's, schritt an mir vorüber, warf sich auf das Sopha wie einer, so von seinem Eigenthum Besitz nimmt, reckte und streckte sich und versank in die unergründliche Tiefe seiner Gedanken.

Ich sah den Wimmerle fragend an. Er stellte sich auf die Zehenspitzen und flüsterte mir an den Ellbogen: „Eigentlich heißt er Wusele und ist ein Landsmann von uns, in Sindelfingen bei Böblingen geboren, glaub' ich. Im Uebrigen ein „hinausgeschmissener" Stiftler, also von Haus aus etwas Bedeutendes."

(NB. Der Ober-Ober war selber ein „hinausgeschmissener".)

„Ist der Kerl aus der Anstalt droben in Pirminsberg entsprungen?" fragt' ich.

„Behüte! Wo denken Sie hin? Ein Mann von solcher Zukunft! Reines Weltgenie! Er dichtet, tonsetzt, zimmert, meiselt, malt, maschinenbaut, beleuchtungskünstelt und feuerwerkt an einem Ewigkeitskunstkoloß, an einer Universalmusiktragödie, betitelt: Der Ring des Saturnus. Er selbst hat es mir gesagt."

„Einer der in Bayreuth Uebergeschnappten also? Wo haben Sie ihn denn aufgegabelt?"

„Hinten in der Quellschlucht. Aber Sie thun dem herrlichen Jüngling bitteres Unrecht. Er ist kein Narr, herrentgegen — (bei diesem Worte fühlte ich mich heimatlichst angeschwabt und angeschwäbelt) — herrentgegen ein Genius, ein Dämon, wenn Sie wollen, der den großen Wagner weit überwagnern wird."

„Kommen denn auch Sie kerzengerade aus Bayreuths Biergau, will-sagen aus Nibel- und Narrenheim?"

„Wie so? Sie wissen ja, daß ich seit Wochen hinten in Pfäfers bade. Vorgestern langte unser Titan Wusele dort an, um in der Quellschlucht Naturlautestudien zu machen. Das Wüthen der durch den gigantesken Felsspalt brausenden Tamina sollte ihm das Leitmotiv" ....

„Leitmotiv?" schrie Don Woselli, aus dem Abgrund seiner Schöpfungsgedanken auftauchend — „Leitmotiv? Miserable Wagnerei! Ich werde Hau- und Stoßmotive, Zerr- und Zwickmotive finden, ich!"

Schrie's und tauchte wieder unter.

Das Abenteuer fing an mich zu belustigen.

„Also ein Zerr- oder Zwickmotiv," sagte der begeisterte Wimmerle beschwichtigend — „für die kolossale Weltuntergangsschlußscene, allwo der alte Saturn seinen Ring abschüttelt."

„Sollte er so rabiat sein?"

„Gewiß, der Wusele wird ihn schon dazu bringen. Aber was ich sagen wollte, ja, sehen Sie, in der erhöhten Stimmung, in welche mich gestern mein epochemachender Fund versetzt hatte, war ich so recht willig und fähig, den ungeheuren Plan, in welchen unser großer Landsmann mich einen Einblick thun ließ, zu verstehen. Reines Weltgenie, sag' ich Ihnen. O, Tübinger Stift, was will es heißen, daß Schelling und Hegel und Strauß aus dir hervorgegangen sind, verglichen mit der Thatsache, daß der Wusele aus dir herausgeschmissen worden ist!"

„Tausend Contrabässe, fünfhundert Baßtuben, ebenso viele Contrafagotte und zweihundert Pauken rasaunen los," rollte es dumpf unter dem Wodanshut hervor. „Dazu die Entladung von zwölf Batterien Vierunddreißigpfünder, Glockengestürme von allen verfügbaren Thürmen, Wehgeheul der Menschheit, Gedonner des Vesuves, des Aetna, Stromboli und Hekla —"

„Um Gotteswillen, wozu das Alles?" fragte ich entsetzt.

„Wozu, Sterblicher? Gürte Deine Lenden, ich will Dich fragen und Du antworte mir."

„Immer zugefragt, edler Don."

Aber das Weltgenie war wieder zusammengeklappt wie ein Taschenmesser und in den mehrbesagten Abgrund versunken.

Derweil hatte Herr Wimmerle ein Packet, welches er unter dem Arme getragen, auf einen Stuhl gelegt und auseinandergeschlagen. Mit einer gewissen Feierlichkeit entzog er der Papierhülle einen Gegenstand, welcher sich bei näherem Zusehen als ein um und über verrosteter Eisensporn darstellte, wie die Reiter im 15. oder 16. Jahrhundert solche getragen haben.

„Rathen Sie mal, was das ist?" fragte Wimmerle wichtig, mir das alte Ding darreichend.

„Nun — versetzte ich, indem ich vergeblich versuchte, das eingerostete Spornrad mit seinen bedrohlich langen Stacheln zum Drehen zu bringen — was anders, als ein alter Reitersporn?"

„Erlauben Sie, doch noch etwas anderes, etwas viel anderes."

„Was denn?"

„Ein Sporn Ulrichs von Hutten."

„Warum nicht gar?"

„Sie glauben nicht an die Echtheit der Reliquie?"

„Fällt mir nicht ein."

„Wollen Sie leugnen, daß der Hutten im Juli des Jahres 1523 die Bäder von Pfäfers, welche sich dazumal in der Quellschlucht selbst befanden, gebraucht habe?"

„Warum sollt' ich das leugnen?"

„Gut, also die Prämisse ist festgestellt, wie ja auch daran kein Zweifel sein kann, daß dieser Sporn da ganz entschieden die Sporenform jener Zeit trägt. Ferner: der Sporn ist ganz nahe bei der Stelle, wo der arme Ulrich vor Zeiten gebadet hat, aufgefunden worden, so zu sagen durch mich selbst oder wenigstens in meiner Anwesenheit, und zwar im Bette der Tamina, welche man dieser Tage theilweise abgeleitet hatte, um eine Reparatur an der Fassung der Therme vorzunehmen. Weiter: Sie wissen, daß anno 1523 die Curgäste von Pfäfers auf senkrecht hängenden Leitern in die Badschlucht hinabsteigen mußten. So mußte auch Hutten thun, und bei dieser Gelegenheit oder auch beim Wiederhinaufklettern ist ihm ein Sporn losgegangen und in die Tamina gefallen. Ergo" —

„Elendes, wässeriges Element," schnob der wiederaufgetauchte Titan — „Wasser-Wagner, Wagner-Wasser. Ich werde in und

Digitized by Google

mit der Luft arbeiten, dem reinidealischen, ätherischen Element. Wellenmädchen auf Schwingen rüsten, pfui, gemeiner Puppentheaterapparat. Meine Lufthuldinnen werden fliegen."

„Aber wie wollen Sie denn das machen, Don Woselli?" fragte ich. „Denken Sie doch an unser schwäbisches Volkslied, worin gesungen ist:

„Der Schneider von Ulm
Hat's Fliegen probirt,
Da hat ihn der Teufel
In d' Donau nei gführt."

Der Pluralis majestaticus in Person hätte nicht majestätischer auf mich herabsehen können, als es der Wusele that, indem er entgegnete: „Wir werden Unsere Luftmädchen fliegen lassen. Schon seh' ich Luftblase, Windhose und Sturmtrude vogelleicht den Kulm umkreisen. Doch, ha, ließe sich in den Töchtern der Luft nicht noch ein tieferer und zugleich aus dem vollen, tollen Leben der Gegenwart herausgegriffener Tiefsinn zur Erscheinung bringen? Könnte nicht Hausse und Baisse, Mine und Contremine den das Vor-Vorspiel einleitenden Lufttanz fliegen, wie?"

„Grandiose Idee!" schrie Herr Wimmerle, den Huttensporn auf den Stuhl legend, um die Hände zum Klatschen frei zu haben. Dann, bemerkend, daß das Weltgenie wieder in's Schöpfungschaos hinabgestiegen, führte er seinen vorhin abgebrochenen Satz zu Ende: „Ergo und Summa Summarum, ich habe einen Sporn Ulrichs von Hutten aufgefunden und bin stolz auf diesen Fund."

„Die gründlichste Beweisführung von der Welt, lieber Freund. Ich denke, Sie stiften Ihren Huttensporn nach Berlin, damit er neben den berühmten moabitischen und etruskischen Alterthümern einen seiner würdigen Platz finde."

„Nach Berlin soll diese edle Reliquie allerdings und ich selber werde sie hinbringen. Aber Moab und Etruskien sind keine ihrer würdigen Nachbarn. Ich habe ihr eine viel höhere Bestimmung zugedacht."

„Was, eine noch höhere als diese, im Bunde mit den moabitischen und etruskischen Töpfen ein glänzendes Zeugniß für die untrügliche Gründlichkeit deutscher Forschung abzugeben?"

„In der That, eine noch höhere. Errathen Sie?"

„Nein."

„Su—su—su—surreli, si—si—si—surrelei!" rief Woselli aus, mit den Armen wabernd, wedelnd, wuselnd. „Ich hab's! Von allen Lautzeichen der Sprache entspricht am vollständigsten der S-Laut dem Luftelement. Ich setze das S auf den musicalischen Weltthron, Säuseln, summen, surren, sausen! Phänomenales Motiv! Surrelei, surreli, sausese, säuselum!"

Herr Wimmerle blickte mit dem Ausdruck jüngerhaftester Bewunderung auf seinen großen Fund und sagte: „Sehen Sie, er ist mitten drin in seinen riesigen Schöpfungsthaten. Was jedennoch meinen Freund angeht, so muß ich Ihnen schon sagen, wohin ich damit will, da Sie es nicht verrathen können."

„Wohin denn, Sie Ritter vom verrosteten Sporn, mit dem alten Eisen?"

„Wohin anders als zu Sr. Durchlaucht dem Fürsten Reichskanzler?"

„O, Wimmerle!"

„Was ist daran Verwunderliches? Ich meine denn doch, jeder reichstreue Deutsche müßte sich darüber freuen, so der große Kanzler in seiner das wehrhafte Reich so schön symbolisirenden Kürassiruniform fürder mit dem Huttensporn an der Ferse in den Culturkampf reitet."

„Aber, Liebster, man kann dem Reichskanzler doch wohl nicht zumuthen, mit einem Sporn aufzutreten oder aufzureiten. Der Schwarzalb von Meppen würde den einfersig bespornten Culturkämpfer nicht übel bewitzeln."

„Herrgott, das ist wahr. Daran hab' ich nicht gedacht", sagte der Spornfinder ganz verblüfft, und niedergeschlagen fügte er hinzu: „Meine Absicht war eine so warmpatriotische, mein Wollen ein so ganz nationalliberales. Unser Phrasenwörterbuch wäre um ein reichstreues Wort bereichert worden. Und dann — wir sind ja Sünder allzumal — durfte ich auch die Hoffnung hegen, daß, wenn Se. Durchlaucht den Huttensporn angeschnallt hätte, der Name des Finders Wimmerle an einem der Zacken des Spornrades hängen geblieben und mit in die Weltgeschichte hinübergetragen worden wäre. Das Alles ist nun dahin, unwiderbringlich verloren."

„Ei, wenn Ihnen nur an der Berühmtheit gelegen ist, Bester, so weiß ich einen Ausweg aus Ihrer Klemme. Schicken Sie den Huttensporn sammt der Geschichte seiner Findung an die Gelehrten des Kladderadatsch und Sie können sicher sein, daß diese Herren ein phänomenales Zwickmotiv daraus zu machen verstehen werden. Säuselum, surrelei"....

„Schofle Bayreuther Schwindelbude!" grollte es aus der Sophaecke. „In's Urnichts schwindest du dahin vor dem Riesentempel, den die Natur höchstselbst aufgeführt hat, um Meiner Schöpfung zur Darstellungsbühne zu dienen."

„Horch auf, Israel, es ergeht eine Offenbarung", sagte der Wimmerle andächtig.

Der Meister drehte wüthend seinen Wotanshut und schleuderte Lapidarworte zwischen dem Doppelgatter seiner Zähne hervor: —

„Der Rigi die Bühne — der Halbkreis der Alpen vom Glärnisch bis zum Pilatus der Zuschauerraum. — Die Berner Kolosse vom Finsteraarhorn bis zur Jungfrau die Fürstengalerie. — Der Bürgistock das Dirigentenpult — der Vierwaldstättersee die Orchestra."

„Ist diese nicht ein Bißchen zu naß?" wagte ich einzuwerfen.

„Ich lege sie trocken."

„In der That, ein Riesentheater! Neu und groß ganz und gar. Die Ausrüstung der Bühne und die Inscenirung des Stückes werden freilich etzliches kosten."

„Meinen Sie, Ich, welcher nicht wie der bereits in Verstoß gekommene Wagner eine blos deutsche Kunst zu schaffen vermag, sondern die Weltkunst, die Harmonie der Sphären schafft, Ich werde keinen Louisd'or finden?"

„O, gewiß. Wenn und wo hätte es Ihresgleichen an Louisd'ors gefehlt? Auch könnte sich ja das berühmte Dreikaiserbündniß, von welchem es bislang heißen könnte „Viel Lärm um nichts!" bei dieser Gelegenheit einmal wirklich nützlich machen. Endlich wissen Sie ja wohl, daß die reiche Judenheit, wenn man ihr ein recht unverschämtes Hepp-Hepp-Pamphlet in's Gesicht wirft, ihre Geldschränke eilends aufthut, um Massen von Patronatsscheinen zu kaufen. Probiren Sie das auch, mit der Juden- sowohl als mit der Christenheit. Der deutsche Philister will geprügelt sein, wenn er in die Tasche greifen soll."

„Ich werde ihn hauen."

„Thun Sie das, Don Woselli. Je frecher der Schwindel auftritt, desto mehr imponirt er der Menge bis hoch, bis zu allerhöchst hinauf. Davon wußten unsere Mozart und Beethoven, unsere Lessing und Schiller in ihrer dummen Ehrlichkeit und Einfachheit leider nichts und darum ist es ihnen auch so elend ergangen im Leben. Sie haben keine fürstlichen Freunde gefunden auf ihren rauhen Wegen. Nur nicht sparsam mit äußersten Zumuthungen, edler Don! Dehnen Sie den Kautschuk Ihrer Folterworte und Marterweisen zu drei-, vier- und fünfstündigen Acten und Sie werden hinlänglich viele Narren finden, die das aushalten und nachher so thun, als raseten sie im Entzücken über den endlich glücklich abgetriebenen Kunstbandwurm."

„Sie wollten wohl Lindwurm sagen," bemerkte Herr Wimmerle.

„Meinetwegen auch Lindwurm. Aber nun wissen wir immer noch nichts von dem Inhalt und dem Verlaufe der Weltmusiktragödie, an welcher unser gigantischer junger Meister schafft. Wie ist es denn damit? Was soll es mit dem Ring des Saturn?"

„Ha!" schnaubte der Gigant, sprang auf und fuhr wie ein Kreisel im Zimmer herum. „Ha, kann ich das Chaos gestalten, das mir im Hirne wogt und wallt, kann ich den Urnebel ballen, den Urschleim gerinnen machen, Ewiges in die Zeitlichkeit, Un-

Digitized by Google

endliches in die Endlichkeit zwingen, kann ich schaffen, bevor ich mir das richtige Stimmungshaus, die richtige Stimmungsvilla, die richtigen Stimmungsgemächer, die richtigen Stimmungsmöbel, und die richtigen Stimmungscostüme angeschafft habe?"

„Du lieber Gott, ich erinnere mich, daß der Mozart in seiner Schlichtheit einmal sagte: „„Meine besten musikalischen Gedanken hab' ich beim Kegelschieben gehabt.""

„Mozart? Bah! Ich verbitt' es mir entschieden, daß so ein ordinärer Kirchweihgeiger in meiner Gegenwart genannt werde."

„Edler Don, wären Sie nicht so zu sagen mein Gast, so würde ich Ihnen so etwas wie eine entschiedene Ohrfeige verabreichen, woraus Sie dann eines der Hau- und Stoßmotive Ihrer Riesenoper machen könnten."

Er überhörte diese landsmännische Gemüthlichkeitsbezeugung oder schien sie zu überhören, indem er noch rascher durch das Zimmer stürmte, die Arme verwerfend und die Augen in Schöpferwahnsinn rollend.

„Ich sage der Welt, Ich Woselli," schrie er, „eine eigene Equipage, ein eigenes Dampfroß, ein eigenes Dampfschiff muß der Künstler haben, der auf der Höhe von des Dampfjahrhunderts Dampfkessel stehen will — sausesa, susesum."

„Aber der Ring des Saturnus?" fragte Herr Wimmerle in bescheiden bittendem Tone.

„Anfang und Ende stehen fest, aere perennius. Was dazwischen liegt, werde ich, sobald mir ein beliebiger König oder Kaiser die namhaft gemachten Stimmungsmittel gegeben haben wird, mit dem Zauberstab meines Genies aus dem Nirwana in das Sansara herüberwinken. Das Vor-Vorspiel hebt an mit dem Flug der Luftmädchen um den Rigikulm. Ihr Gesang wird die Idee der Luftigkeit zur höchsten Tonerscheinung bringen — säuselum, surresaus. Die Schlußkatastrophe wird ein Spektakel sein, von dessen Wildheit und Wuth ein weichlicher Wagner selbst bei seinen wahnwitzigsten Wagnernissen kein Wähnen hatte. Das Weltall tanzt einen Wirbeltanz. Sonne, Mond und Sterne verfallen in Epilepsie. Das Meer röchelt in Todesängsten und speit die bekannte Seeschlange gen Himmel. Der Ring des Saturn löst sich von den Planeten. Langsam, feierlich, majestätisch, so — (er veranschaulichte mit der Bewegung seiner Arme die des Saturnringes) — senkt er sich herab, immer tiefer, immer schwerer — (er machte die Senkung nach) — und, quatsch! quetscht er die Erde mit Allem, was darauf, zu einem ungeheuren" —

„Heiliges Donnerwetter, mein Hut!" wimmerte der Ober-Ober in schneidendem Fistelton.

Der Meister fuhr von dem zu einer Unform zusammengequetschen Ofenrohr, auf welches er sich langsam, feierlich, majestätisch niedergesenkt hatte, empor und ließ sich in Schrecken auf den nebenan stehenden Stuhl fallen. Aber mit einem erzcharakteristischen Naturschrei sprang er schleunigst wieder auf und zwirbelte im Zimmer herum, die linke Hand auf jene Stelle pressend, in welche sich nicht langsam und feierlich, sondern rasch und schmerzhaft der Huttensporn emporgesenkt hatte.

Ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hell hinauslachen. Der Wimmerle versuchte zuerst eine mitleidige Miene aufzusetzen, konnte sich aber doch des Kicherns nicht erwehren.

Der Meister schoß uns einen Blick zu, welcher uns von rechtswegen hätte versteinern sollen. Maßen er das aber nicht that, sahen wir, wie der große Woselli sich zur Thür hinausdrehte, die Linke noch immer an der verletzten Körperstelle und mit der erhobenen Rechten die Drohung uns zuwinkend, der Ring des Saturns werde uns seiner Zeit schon finden und zerquetschen — surrelei, sausesum.

Jenseits der Alpen.

Transalpinische Studien von Wilhelm Lang; Erinnerungen an Italien von Emilio Castelar, deutsch von Julius Schanz. Leipzig 1875.

Emilio Castelars Erinnerungen an Italien und Wilhelm Langs Transalpinische Studien regen besonders bei vergleichsweisem Lesen auf das Mannichfaltigste an, und das nicht nur durch die Verschiedenheit der Behandlung, die den großen spanischen Politiker von dem deutschen Publicisten unterscheidet, sondern noch mehr durch die weitgehenden Gesichtspunkte, die sich bei näherem Nachdenken über den Inhalt der bezeichneten Bände unwillkürlich aufdrängen. Der in der Uebersetzung von Julius Schanz recht gut wiedergegebene grotesk anschauliche Stil Emilo Castelars gruppirt in bunt kaleidoskopischen Bildern um die Zustände der Gegenwart alle jene denkwürdigen Ereignisse einer Jahrtausend reichen Vergangenheit, die Italiens Hauptstadt noch heute als Mittelpunkt der Welt erscheinen und Rom als die ewige Roma von sterblichen Lippen preisen lassen. Vor Castelars glühender Phantasie erstehen die verfallenen Ruinen wieder zu prächtigen Palästen; die öde Campagna, die verwilderten Gärten des Sallust schaut er in alter Schönheit; Neapels Straßen und Gestade füllen sich ihm mit den herrlichen Menschen des alten Hellas, von denen die griechischen Künstler das bewundernswerthe Ebenmaß ihrer Gestalten entlehnten. Endlich erscheint seinem geistigen Auge der gewaltigste aller Italiener, Michelangelo, wie er „den Genius des Capitols, nachdem er, eingewiegt von den Bußgesängen des Mittelalters, tausend Jahre im Staube gelegen, wieder aufrichtet und die Ruinen auf die Schultern nimmt, um ihnen den Athem seines Geistes einzuhauchen und auf die Mauern des katholischen Roms die kolossalen Bilder des antiken Roms zu malen."

Man würde in Langs Studien vergeblich nach einem gleich plastischen Bilde oder gar nach einem ganzen Abschnitte, wie dem Castelars über die Sixtinische Capelle suchen. Der nüchterne Deutsche malt die Dinge nicht, er secirt sie. Die Aufsätze über die Petrussage, Dante, Savonarola und die Gedichte Michelangelos machen dem Scharfsinn des Verf. in gleicher Weise Ehre wie die Charakteristik der Dichter Manzoni und Niccolini, während die Artikel über den Politiker La Farina und den italienischen Nationalverein, Cavour und die deutsche und italienische Einheit durch neue in weiteren Kreisen kaum bekannte Thatsachen überraschen werden. All' diese Arbeiten suchen dem Werden der Dinge auf die Spur zu kommen; es sind treffliche Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der italienischen Cultur, nur verrathen sie leider denselben Mangel in der Auffassung des inneren geschichtlichen Zusammenhangs, der, meiner bescheidenen Meinung nach, die bei weitem größere Mehrzahl, ja fast alle über Italien geschriebenen Werke kennzeichnet.

Es versteht sich von selbst, daß von einer Reihe einzelner, die verschiedensten Gegenstände behandelnder Studien niemals die Composition eines in sich geschlossenen schriftstellerischen Werkes erwartet werden darf; allein nicht den inneren Zusammenhang der verschiedenen Abschnitte vermisse ich in Langs Untersuchungen, sondern den richtigen, geistigen Mittelpunkt, die Aufzeigung der Quellen, in der die Macht der gesammten italienischen Cultur ihren Ursprung findet.

Man gestatte eine nähere Erklärung.

Bei Betrachtung der europäischen Cultur pflegen wir die Begriffe „Antik und Modern" als scharfe Gegensätze gegenüberzustellen; zwischen beide tritt der Begriff des „Mittelalterlichen" als drittes am wenigsten berücksichtigtes Mittelglied. Mit diesen drei Bezeichnungen vertheilen wir die geschichtlichen Begebenheiten nach den Zeiträumen, in denen sie sich zugetragen, ohne jedoch jedem einzelnen der drei Ausdrücke eine klare, in sich abgeschlossene Anschauung unterlegen zu können. Vielmehr gehen bei näherer Untersuchung der culturgeschichtlichen Daten die genannten Zeitbegriffe ganz allmälig in einander über, weil die Ereignisse eine bis auf die Gegenwart fortlaufende ununterbrochene Kette bilden,

Digitized by Google

deren innerer Zusammenhang nur aus dem Mangel an Aufmerksamkeit oder durch lückenhafte Kenntniß übersehen werden kann. Der einzige Goethe hat in seinem „Antik und Modern" überschriebenen Aufsatze zum wenigsten einen sachlichen Unterschied festzuhalten versucht: nach ihm verdient alles das den Namen „Antik", was aus einem natürlichen Bedürfnisse mit Leichtigkeit hervorgebracht wird, während „Modern" alles das geheißen werden sollte, dem ein Zwang oder irgend eine nicht durch den Gegenstand unbedingt geforderte Reflexion vorhergeht. In diesem Sinne ist ihm Shakespeare eben so sehr ein Grieche wie Raphael, und er würde jeden, auch den Menschen der Zukunft, so nennen, der sich frei und wahr seiner Natur gemäß nach allen Seiten hin zu entwickeln vermöchte. Aus dem hier Angedeuteten ersieht man schon: der Goethe'sche Begriff des Antiken hat mit dem gleichnamigen Zeitbegriffe unserer Geschichtsschreiber nichts gemein; denn für sie heißt nur das Antik, was vor dem Eintritt des Christenthums in die europäische Welt geschah, während dem Dichter der Iphigenie und des Tasso das Griechenthum als einziges geschichtliches Beispiel für die Verwirklichung harmonisch entwickelter Menschheit zugleich Maßstab des für die Zukunft Erreichbaren wurde. Allerdings liegt dieser Goethe'schen Auffassung ein großer Irrthum nahe genug: auch hat man nicht versäumt, ihn nach Möglichkeit auszubreiten; dieser Irrthum besteht in dem durch die kosmopolitische Anschauung des achtzehnten Jahrhunderts arg unterschätzten Gewichte des nationalen Elementes. Bei dem Studium und der Bewunderung der altgriechischen Welt vergaß man ganz und gar, daß der seinen natürlichen Anlagen und Lebensbedingungen gemäß entwickelte Nordländer von dem unter ganz anderen klimatischen und geschichtlichen Verhältnissen erzogenen Südländer in jeder Beziehung verschieden sei. Fast gewaltsam sollte der Deutsche nach italischem und griechischem Muster umgewandelt werden, während der Italiener, ich möchte beinahe sagen, von Romulus bis auf den heutigen Tag sich selbst getreu blieb und niemals etwas anderes sein wollte als eben ein Italiener. So verschieden die im Laufe der Jahrtausende auf die italischen Länder einstürmenden Ereignisse auch gewesen sind, ihre Bewohner haben sich dennoch von ihnen nur so weit beeinflussen lassen, als ihre Eigenart es gestattete, und niemals haben sie ihr angeborenes Wesen für ein fremdes einzutauschen auch nur versucht. Dadurch entwickelte sich Italien naturgemäß weiter; man kann es mit einem Baume vergleichen, dem mancherlei Früchte eincoulirt wurden, dessen Wurzel und Stamm aber niemals in einer sein Dasein gefährdenden Weise angegriffen ward. Selbst das Christenthum, was war es bei seinem Erscheinen in Europa? Lang erzählt in seinem Aufsatze über die Petrussage: die christliche Urgemeinde zu Jerusalem gründete durch die Anhänger des Paulus eine Tochtergemeinde zu Rom; dieser neuen Kirche gegenüber trat der ursprüngliche Mittelpunkt des Christenthums sehr bald in den Hintergrund. Ich frage: worin hatte das seine Ursache? In nichts anderem als in der staunenswerth schnellen Romanisirung der neuen Religion. Aus der christlichen Gemeinde zu Rom wurde fast im Umdrehen die römische Kirche; aus dem römischen Bischof der Papst. Die christliche Priesterschaft zu Rom übernahm als Erbtheil Macht und Ideen der römischen Imperatorenherrschaft; ihr Oberhaupt prunkte mit dem Cäsarentitel „Pontifex Maximus".

Mag dieses christliche Cäsarenthum immerhin die Sorgen weltlicher Gewalt den irdischen Machthabern überlassen haben; deshalb hörte es nicht auf, die irdischen Dinge von einer durch ihr göttliches Richteramt unnahbar gewordenen Stelle zu beherrschen. Die deutschen Könige, mit deren Führerschaft sich im Bewußtsein germanischen Volksthums die Sage der alten Götter Wodan und Donar verband, wurden die Willensvollstrecker des als einziger Hort national-italienischer Cultur dastehenden Papstes in ihren eigenen deutschen Landen. Selbst wer Jakob Grimms bedeutsamem Urtheile, daß zur Zeit christlicher Bekehrung der altgermanische Glaube bereits lebensunfähig gewesen sei, rückhaltlos beistimmt, wird doch das Eine nicht verkennen können: die Folgen des sich verbreitenden Christenthums hätten, wenn es etwa anstatt vom Süden vom Norden her eingedrungen wäre, eine bei weitem von der jetzigen verschiedene Gestalt angenommen. Die auf alle Gebiete des Lebens ausgedehnte Ausrottung germanischer Art und Sitte hatte mit der Religion Jesu durchaus nichts gemein, vielmehr war die letztere nur der Vorwand, unter dem, oft mit Feuer und Schwert, die römisch-italische Civilisation von deutschen Landen Besitz nahm. So hatte denn die deutsche Natur mit zwei gewaltigen Feinden zu ringen, bevor sie wieder ihrer selbst froh werden konnte: mit dem überirdischen, jeder gesunden Sinnlichkeit abholden Elemente des judäischen Christenthumes und mit dem auf ganz andere klimatische, geschichtliche und sociale Verhältnisse beruhenden Romanismus; die Auflehnung gegen das erstere ist das Werk Luthers und der Reformation; eine Befreiung von der Herrschaft des letzteren ist die Aufgabe des lebenden deutschen Geschlechtes. Wer die Entwicklung deutscher Kunst und Literatur verfolgt, wird etwa von der Zeit Karls des Großen bis in die erste Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in all ihren Productionen etwas Gequältes, Unnatürliches finden; die ganze Epoche vergegenwärtigt uns bereits das, was gewöhnlich nur den folgenden Zeiträumen zugeschrieben zu werden pflegt: kurz und gut das, was wir eben modern nennen. Dieses Moderne, unserer Natur Widersprechende, ist uns nach einer kurzen echt deutschen durch Dürer und Hans Sachs bezeichneten Culturblüthe, wenn auch in dem zweiten fremdländischen Elemente, dem Romanischen, bis auf unsere Tage geblieben. Das Bewußtsein von seiner Existenz veranlaßte Goethe zu dem merkwürdigen Ausspruche: die von Lessing, Schiller und seiner eigenen erhabenen Persönlichkeit vertretene Kunst sei nur eine Vorstufe zu jener echt deutsch-volksthümlichen, die nach den vorher nothwendigen Umwälzungen unseres staatlichen Lebens mit Sicherheit zu erwarten sei. Goethe erkannte sehr wohl, was ihn nach Italien trieb: nicht sein vermeintliches südliches Naturell, sondern seine echt deutsche Wahrheitsliebe. Er hatte das Bewußtsein, daß er jenseits der Alpen das finden würde, was uns fehlte und theilweise noch bis auf den heutigen Tag fehlt: eine in sich geschlossene, folgerichtige und naturgemäße volksthümliche Entwicklung.

Italien wußte im Gegensatze zu Deutschland durchaus nichts von jenem inneren Bruche der menschlichen Natur, den die Geschichtsschreiber als besonderes Kennzeichen des Modernen zu betrachten pflegen. Das überirdische christliche Element, dessen wir oben erwähnten, hatte dort zwar zu einer seelischen Vertiefung beigetragen, deren die Kunst allerdings erst nach Jahrhunderten vollkommen mächtig wurde, allein der Fortgang einer gesunden, volksthümlichen Entwicklung war durch die römische Kirche vollkommen unberührt geblieben. Dante, Michelangelo und Raphael knüpften nicht, gleich den Heroen der deutschen Geistesepoche des achtzehnten Jahrhunderts, an durchaus fremde und unvolksthümliche Muster an, als sie von den Meisterwerken des alten Hellas und Roms ausgingen: nein, diese Italiener setzten nur eine Cultur fort, die von ähnlichen Anschauungen und klimatischen Bedingungen ausgegangen war. Die unter dem Schutze des Papstthums entstandenen Madonnen Raphaels sind im Grunde genommen nicht weniger heidnisch als die Götterbilder des griechischen Phidias, und Michelangelo führte nur das zur großartigsten Vollendung, was altrömische Bildhauer, auf hellenische Muster fortbauend, in Folge der mangelhaften ästhetisch-römischen Bildung vergebens erstrebt hatten. Im Süden besteht der Unterschied zwischen Antik und Modern nicht. Die Blüthe der italienischen Cultur heißt nicht Virgil und Horaz, sondern sie zeigt sich in den großen Italienern des sechszehnten Jahrhunderts; zu ihnen verhalten sich die altrömischen Größen, wie zu Schiller und Goethe die deutschen Gedichte des Mittelalters.

Der mit den Worten „Antik und Modern" bezeichnete Gegensatz ist also nicht der einer vorchristlichen und nachchristlichen Cultur, sondern der des germanischen und romanischen Lebens während eines langen Zeitabschnittes, in welchem die von Rom ausgehende Bildung so vollkommen die europäische Welt beherrschte, daß sie durch Unterdrückung germanischer Eigenart die geistig unterjochte germanische Menschheit mit sich selbst in Zwiespalt versetzte. Die Geschichtsschreibung der Zukunft, die nicht, wie die der Ver-

Digitized by Google

gangenheit, nur die Thatsachen festzustellen, sondern die eine aus der andern abzuleiten und zu entwickeln haben wird, wird demgemäß die bisherige Eintheilung der europäischen Menschheitsgeschichte (nicht „Weltgeschichte", denn dieser Titel trifft nach den neueren ethnographischen Entdeckungen nicht mehr zu und klingt anmaßend) in „Alterthum", „Mittelalter" und „Neuzeit" gegen eine Eintheilung in eine Geschichte der „griechischen", „romanischen" und „germanischen" Cultur vertauschen müssen. Freilich wird bis zur Ausführung einer solchen die geschichtlichen Entwicklungen wahrhaft folgerichtig schildernden Culturgeschichte wohl noch mehr als ein halbes Jahrhundert vergehen. Noch mancherlei Einzeluntersuchungen, wie die Langs und Castelars, werden als Vorarbeiten dafür nothwendig sein. Hoffen wir, daß für die Folge solche Monographien mehr im Geiste der zukünftigen als der vergangenen Geschichtsbetrachtung unternommen werden mögen. Ziemt es doch vor allem der strebsam forschungsreichen Gegenwart an Stelle inhaltslos gewordener Begriffe die vorurtheilslose Betrachtung für eine erkenntnißreiche Zukunft zu eröffnen.

Ernst Lehmann.

Lord Byron der Prosaiker.*)

Von **Eduard Engel.**

Wer von Lord Byron spricht, meint selbstverständlich nur den großen Dichter, den Schöpfer des weltschmerzlichen Childe Harold, des Corsaren, des Kain und des Don Juan. Schon aus Schülerchrestomathien ist man bekannt mit dem schmerzlichen Abschiedsliede des Frühgereiften an sein trotz allem zur Schau getragenen Hasse geliebtes Vaterland:

— „Adieu, adieu! my native shore
Fades o'er the waters blue —"

oder mit dem thränenvollen Lebewohl an seine Gattin:

— „Fare thee well! and if for ever, —
Still for ever, fare thee well! —"

Wem vollends trotz der schwierigen Sprache des Don Juan die ganze Schönheit dieses unerschöpflichen Sprühfeuers aufgegangen ist, der wird Goethes Urtheil gern unterschreiben, welcher diesem einzig dastehenden Epos gegenüber sagte: „Lord Byrons Talent ist incommensurabel .... Mit einer Zeile des Don Juan kann man das ganze Befreite Jerusalem vergiften."

Ein ähnliches Interesse, wie es sich bei Byrons größtem und verständnißvollstem Bewunderer so unverhohlen zeigte, ward dem britischen Dichter von der ganzen gebildeten Welt seit seinem ersten literarischen Versuche in nie zuvor bei einem Sterblichen gesehener Weise entgegengetragen. War es Anfangs die reine Freude an der Melodie seiner Sprache, die Bewunderung der Großartigkeit seiner Ideen und der Zauber seiner blendenden Phantasie, so gesellte sich bald, theils mit theils ohne Zuthun Byrons, zu dieser objectiven Begeisterung für den Dichter auch das lebhafteste Interesse für das äußere Wesen des Menschen. Wer so farbenreich und unmittelbar die geheimnißvollen Schrecknisse des orientalischen Lebens zu schildern verstanden, so tief in die schaurigsten Abgründe menschlicher Verzweiflung hinabgetaucht, mußte an sich selbst Erfahrungen gemacht haben, die nicht umhin konnten, zuerst Theilnahme, dann frivole Neugierde hervorzurufen. Daher schreibt sich jene reichlich mit Lügen versetzte, legendenhafte Tradition von den Thaten des unstät auf der Erde wandernden Dichters, zu welcher auch von deutschen Literarhistorikern nicht unwesentliche Beiträge geliefert worden sind.

Noch heute schwankt sein Charakterbild in allen Literaturgeschichten, und es gewährt wirklich den Anschein, als ob den Verfassern die einzig lautere Quelle zu Byrons Biographie unzugänglich gewesen sei. Diese Quelle besteht in seiner überaus reichhaltigen Prosa, niedergelegt in Tagebuchblättern, abgerissenen Notizen und Betrachtungen, sowie besonders in einer Briefsammlung, wie sie umfassender kaum von einem zweiten großen Dichter vorliegen möchte.

Wenn auch Hermann Grimm in seinem bekannten Essay „Lord Byron und Leigh Hunt" den Werth der biographischen Prosa Lord Byrons herabzusetzen geneigt ist, so wird doch schwerlich Jemand, der ohne vorgefaßte Meinung einmal die zwei stattlichen Folianten der „Letters and Journals of Lord Byron by Thomas Moore" gelesen hat, bezüglich dieses Werkes in Grimms Urtheil über Briefwechsel von Dichtern im Allgemeinen mit einstimmen: „Niemals, auch wo die interessantesten Facta mitgetheilt wurden, wo ich mit der größten Begierde weiter las, habe ich am Schlusse das Buch anders als mit dem Gefühle der Verstimmung niedergelegt." — Ich glaube übrigens nicht, daß Grimm dieses Gefühl, welches er selbst als kein normales bezeichnet, auch nach der Lectüre der beiden Bände von Byrons Prosa gehabt habe; denn sie enthalten nur wenig von dem tadelnswerthen Genus des überflüssigen, literarischen „Klatsches" und sind namentlich himmelweit verschieden von den Arbeiten der modernen deutschen Alexandriner, die unsern größten geistigen Heroen bis in ihre kleinsten, intimsten Angelegenheiten nachspüren und dann als Resultat — Wäschezettel an's Licht fördern.

Lord Byrons Prosa ist, ganz abgesehen von ihrem bleibenden literarischen Werthe, die einzige Quelle für des Dichters wahrheitsgetreue Biographie, sie ist eine vollständige Autobiographie, die von den Universitätstagen zu Cambridge und der Entstehungszeit der schüchternen Erstlingsgedichte „Hours of Idleness" — bis zum April des Jahres 1824 reicht, in welchem Byron auf fremder Erde ein frühes, aber ruhmreiches Ende fand.

Das Bild, welches der Leser der dichterischen Schöpfungen Byrons sich von ihrem Verfasser auszumalen nur zu leicht geneigt ist, kann natürlich kein wahres sein, da gerade die eigenthümlichsten Werke Byrons, seine poetischen Erzählungen Giaour, Corsair, Lara, Bride of Abydos, Parisina alles Andere sind, nur nicht Spiegelbilder des Lebens des Dichters selber. Die Zeit, in der Byron diese wildromantischen Geschichten schrieb, 1813—1815, war gerade die, in welcher er als der gefeierte Held des Tages, der Verfasser des zur blitzschnellen Berühmtheit gelangten Childe Harold's Pilgrimage und als der angestaunte „Löwe" aller fashionablen Salons von London dastand und wahrlich am allerwenigsten Aehnlichkeit mit den Helden jener Werke bot.

Die Biographien, welche bald nach des Dichters Tode in großer Anzahl erschienen, wie die von Lake, Brydges, Galt, Trelawney u. s. w., enthalten ein so buntes Durcheinander von Wahrem und Falschem, daß daraus ein höchst trübes Bild von dem Dichter hervorgeht. Leider hatten diese Biographien lange genug Gelegenheit, in England wie in Deutschland Meinung zu machen, — und das, was heute die gebildete Welt von Byron weiß oder zu wissen glaubt, stammt aus denselben unlauteren Quellen des Klatsches, aus denen selbst Goethe seiner Zeit die Ueberzeugung von einem durch Byron in Florenz verübten Morde und ähnliche Schaudergeschichtchen geschöpft hat.

Erst im Jahre 1830 erschien das erwähnte Buch von Thomas Moore, von welchem man hätte erwarten sollen, daß es alle jene Ammenmärchen, die sich an die Gestalt Byrons geheftet hatten, verscheuchen würde. Aber seine überaus voluminöse, wenig übersichtliche Form machte das Bekanntwerden in weiteren Kreisen, besonders in denen der festländischen Leser, beinahe zur Unmöglichkeit. So nahm die Byronlegende ihren ungestörten Fortgang, nur noch übertrieben durch ungescheut hervortretende böswillige Verleumdung und die immer größer werdende zeitliche Entfernung. Wer aber ein Interesse daran nimmt, den wahren Charakter des unbestritten größten Dichters des Jahrhunderts in reinem Lichte zu erblicken, muß nothwendig zu der eigenen Biographie Byrons, zu seiner Prosa die Zuflucht nehmen.

Bewundert man mit vollem Recht die geradezu unerreichte Herrschaft Byrons über die Sprache in seinen poetischen Werken,

*) Siehe E. Engel: Lord Byron, Eine Autobiographie. (Berlin 1876, Stuhr'sche Buchhandlung.)

Digitized by Google

die souveräne Nichtachtung aller Schwierigkeiten von Metrum, Reimverschlingung und Tonfall, so wächst jene Bewunderung, wenn man sieht, mit welcher graziösen Leichtigkeit, mit welcher Schärfe des Ausdrucks und Anmuth des Periodenbaues er in seinen Briefen wie Tagebüchern die Prosa bemeistert. Gute englische Prosa zu schreiben wird von den Engländern selbst noch höher geschätzt als der kunstvollste Versbau, und ein Macaulay steht darum in sprachlicher Beziehung kaum den besten Dichtern in der Achtung seiner Landsleute nach.

Was am meisten bei Lord Byrons Briefen auffällt, ist die vollendete Form des allerersten, sonst nur als Brouillon verwendeten Entwurfs. Zum mühsamen Revidiren fand der rastlos Schaffende, von dem Ringen seines dichterischen Genius und vom heißbewegten Leben unaufhörlich in Anspruch Genommene keine Muße. Byron hat einmal, übrigens auch in einem Briefe, von seiner dichterischen Thätigkeit gesagt: „Ich bin wie der Tiger; wie der nach einem vergeblichen Sprunge auf sein Opfer sich scheu wieder in seine Dschungeln zurückzieht, so geht's auch mir mit meinen Versuchen." — Dasselbe gilt auch von seiner Prosa: alle rifacciamenti, alles geistreichelnde Flickwerk war ihm verhaßt, und darum gewinnen seine Tagebücher und Briefe an innerlicher Authenticität, an unmittelbarer, ungesuchter Lebenswahrheit. Glücklicherweise übrigens hat ihn die kühne Manier seiner Prosa nicht verhindert, den ersten Entwürfen seiner poetischen Werke die peinlichste, feilende Sorgfalt angedeihen zu lassen, bevor er sie an seinen Verleger Murray schickte.

Die Briefe Lord Byrons und seine Tagebücher aus den Jahren 1814—1822 verdienen allgemein bekannt zu werden, nicht nur wegen der Reichhaltigkeit an feinen Beobachtungen über die geistige Bewegung seiner Zeit, cujus pars magna fuit, — sondern namentlich auch wegen des hellen Tageslichtes, welches sie auf manche von seinen geistigen Erben absichtlich verdunkelte Seite seines stürmischen Lebens werfen. Liest man doch in jeder Literaturgeschichte z. B. von dem schlechten Verhältniß des Dichters zu seiner Mutter, von seiner Härte und Kälte gegen sie, seiner Gleichgültigkeit noch nach ihrem Tode, — und doch lehrt ein Blick auf seine ersten Briefe, besonders aus den Jahren 1809—1811, wie er nicht nur sorgfältig die strengsten Formen der kindlichen Achtung erfüllte, sondern auch eine tiefe Zärtlichkeit für die ihn an Leidenschaftlichkeit des Temperaments noch übertreffende Mutter an den Tag legte.

Man darf sich natürlich nicht daran stoßen, daß er die Mutter unterweilen mit „Madam" oder „Dear Madam" anredet; das war bei ihm nichts als ein etwas burschikoser „fun", oder auch der damals herrschende „gute Ton", herübergenommen aus der vornapoleonischen Zeit, wie er ja auch in continentalen Ländern durchaus nichts Seltenes war, — jedenfalls nichts Schlechteres als das „Sie", mit welchem bei uns noch heute viele Eltern von den Kindern sich anreden lassen.

Von der Reise im Orient schrieb Byron an seine Mutter häufiger als an alle Freunde zusammengenommen; seine Reisebriefe fangen übrigens größtentheils mit „My dear mother" an und sind sichtlich bemüht, die um das Schicksal des noch blutjungen Sohnes besorgte Mutter zu beruhigen.

Auch in den wenigen Briefen des jungen Lord an seine Freunde und Nachbarsleute aus jener Zeit kehrt wiederholt die Bitte wieder, sie möchten der Mutter nur die Angriffe der Kritik auf seine ersten Gedichte sowie den literarischen Sturm verhehlen, oder in dem richtigen Lichte darstellen, den seine Satire English bards etc. auf die ganze englische Federwelt erregt hatte.

Die letzten Worte Lord Byrons an seine Mutter nach seiner Rückkehr aus Griechenland waren das liebevolle Postscriptum seines Briefes aus London vom 23. Juli 1811: „Du wirst jedenfalls Newstead-Abbey als Dein Haus betrachten, nicht als meins, und mich nur als einen Gast." — Wenige Tage darauf starb Mrs. Gordon-Byron und der verwaiste Sohn schrieb an einen Studienfreund: „Ich fühle, wie wahr der alte Gemeinplatz, daß wir nur eine Mutter haben."

Von höchstem Interesse sind natürlich diejenigen Stellen seiner Briefe und Tagebücher, in denen der Dichter die Geschichte seiner unglücklichen Ehe mit Annabella Milbanke schildert. Nur wer Byrons Prosa aus den Jahren 1815 und 1816 gelesen hat, kann den furchtbaren Umschwung in seinem Gemüth begreifen, der ihn noch in den ersten Tagen, nachdem Lady Byron ihn verlassen, unter überströmenden Thränen das berühmte „Fare thee well! and if for ever — —" aber wenige Monate darauf die vernichtenden Verse schreiben ließ, in denen er seine frühere Gattin, die Mutter seines eben geborenen Töchterchens, nennt:

„The moral Clytaemnestra of thy lord!"

„Moralische Klytämnestra Deines Gatten."

Noch viele Jahre später, während seines beglückten Aufenthalts in Italien, kommt Lord Byron des Oeftern auf jene schmerzlichen Stunden seines Lebens in seiner Prosa zu sprechen, und an mehreren Stellen der Tagebücher finden sich die tieferen Motive zu den schönsten Stanzen des III. und IV. Canto des Childe Harold. Wie wunderbar berühren sich z. B. die Worte seines geheimen Tagebuches:

„Man wird mir einst Gerechtigkeit widerfahren lassen, — aber erst dann, wann die Hand, die diese Zeilen schreibt, so kalt sein wird wie die Herzen, die mich im Leben verwundeten!" —

mit seinen vielcitirten Versen: „But I have lived and have not lived in vain!" ff.

Die nicht direct zur Veröffentlichung bestimmte Prosa Byrons zeigt, wie ernst ihm jener treffende Vergleich seiner Gattin mit einer „moralischen Klytämnestra" gewesen; — nennt er doch seine Tochter einmal in einem Briefe „die kleine Elektra meines Mycene".

Auch viele andere der schneidigsten Vorwürfe gegen die Gattin, mit denen er spricht von dem „bezeichnenden, studirten, boshaften Stillschweigen", den „Janus-spirit with the significant eye — Which learns to lie with silence" — finden sich fast wörtlich in seiner Tagebuchprosa vorgezeichnet.

Da über keine Phase in Lord Byrons Leben die traditionellen Erzählungen weiter auseinander gehen als über seine ehelichen Verhältnisse, so ist es gerade für diese verhängnißvolle Epoche doppelt wichtig bei dem Fehlen jeder andern beglaubigten Quelle, auf des Dichters eigene Aufzeichnungen zurückzugehen. Manches wird der scharfsinnige Leser auch aus dem ersten Canto des Don Juan, aus dem Skandal zwischen Don José und Donna Ines, herausfinden, aber da sich hier Wahrheit und Dichtung seltsam durchdringen, dürfte die unten folgende Episode einer Novelle in Prosa von Lord Byron von Werth sein. Jedenfalls ist dieselbe unvergleichlich zuverlässiger als das jeder Begründung entbehrende, ekelhafte Geschwätz einer Beecher-Stowe (der Schwester des berüchtigten Seelenbräutigams Henry Ward Beecher), welches jenseits wie diesseits des Ozeans eine Unzahl von Lügen über Lord Byron in Umlauf gesetzt hat.

Die Novelle ist im jokosen Stil der spanischen Picaro-Erzählungen gehalten. Unter erfundenen Namen berichtet Lord Byron über die Hergänge bei seiner Ehescheidung mit beißendem, ingrimmigem Humor. Das Manuscript schickte er an Thomas Moore aus Ravenna unter dem 3. September 1821, — also in einer durch den Zwischenraum von $5^1/_2$ Jahren sehr beruhigten, zu objectivem Urtheil befähigten Stimmung. Das Begleitschreiben enthält die bemerkenswerthen Worte: „— — Es ist eine kurze und getreue Chronik über einen Monat oder darüber, — zum Theil nicht sehr discret, aber doch hinlänglich offenherzig."

Diese einzige zusammenhängende Probe von Lord Byrons novellistischer Prosa lautet:

— — „Wenige Stunden nachher waren wir wieder sehr gute Freunde, und einige Tage darauf reiste sie mit meinem Söhnchen nach Aragonien, um ihren Eltern einen Besuch abzustatten. Ich begleitetete sie nicht unmittelbar, da ich kurz zuvor in Aragonien gewesen war, sondern verabredete mit ihr, in wenigen Wochen mich bei der Familie auf deren maurischem Landsitz einzustellen.

„Während ihrer Reise empfing ich einen sehr zärtlichen Brief von Donna Josefa, worin sie mich über ihre und meines Sohnes Gesundheit beruhigte. Nach ihrer Ankunft auf jenem Landsitz schrieb sie mir einen noch zärtlicheren Brief und drang

Digitized by Google

in den innigsten, beinahe närrischen*) Ausdrücken in mich, unverzüglich zu mir zu eilen.

„Eben war ich im Begriff, mich zur Reise nach Sevilla anzuschicken, — da erhielt ich einen dritten Brief und zwar diesmal von ihrem Vater, Don José de Cardozo, worin er mich auf die höflichste Weise von der Welt aufforderte, — meine Ehe aufzulösen. — Ich antwortete mit gleicher Höflichkeit, daß ich an dergleichen gar nicht dächte.

„Ein vierter Brief — von Donna Josefa, in dem sie mir mittheilte, daß ihres Vaters Brief auf ihr ausdrückliches Verlangen geschrieben sei. Mit umgehender Post fragte ich nach den Gründen. Sie antwortete per Expreßboten, daß Gründe mit der ganzen Sache nichts zu thun hätten, sie mir also auch keine anzugeben brauchte, — übrigens sei sie ein ausgezeichnetes, tiefgekränktes Weib.

„Ich fragte nun, warum sie mir denn jene beiden vorhergehenden, zärtlichen Briefe geschrieben und mich gebeten hätte, nach Aragonien zu kommen. Die Antwort lautete, das habe sie gethan, weil sie mich für verrückt hielte. Da ich demnach nicht fähig wäre, mir die nöthige Sorgfalt angedeihen zu lassen, so möchte ich getrost mich auf den Weg zu ihr machen; Don José de Cardozo würde mir ohne Schwierigkeit den Zutritt gestatten und ich könnte sicher darauf rechnen, die zärtlichste Gattin und — eine Zwangsjacke vorzufinden.**)

„Auf diese Probe ihrer Zärtlichkeit hatte ich weiter keine Antwort, als daß ich nochmals um Aufklärung über ihren Entschluß bat. Die Erwiderung lautete, Aufklärung werde man nur der heiligen Inquisition geben.

„Mittlerweile war unser häuslicher Zwist zum Gegenstand des allgemeinen Gespräches geworden; und die Welt, welche ja immer höchst gerecht urtheilt, nicht nur in Aragonien, sondern desgleichen auch in Andalusien, entschied dahin, daß ich nicht allein zu tadeln sei, — nein, daß in ganz Spanien Keiner so viel Tadel verdiene wie ich. Man nahm an, daß ich alle möglichen und unmöglichen Verbrechen begangen hätte, und kaum eine geringere Strafe als ein Auto-da-fé stände mir bevor.

„Daß aber ja Niemand sich beikommen lasse, zu sagen, daß Freunde im Unglück uns verlassen, — ganz das Gegentheil trat ein. Meine Freunde bestürmten mich mit ihrer Mißbilligung, trösteten und beriethen mich mit ihrer Verurtheilung, — sie sagten mir Alles, was man gesagt hatte oder sagen könnte, — sie schüttelten die Köpfe, — ermahnten mich, — beklagten mich mit Thränen in den Augen und — gingen Mittag essen." — —

Thomas Moore, der Mitvollstrecker des Testamentes des Dichters, fügt in seiner ihn selbst anklagenden Naivetät hinzu: „Es handelte sich um ein Manuscript von ungefähr hundert Seiten." — Mag man nun auch über die discretionäre Gewalt, die sich Moore bei der Veröffentlichung von Byrons Prosa herausnahm, noch so milde urtheilen; mag man, wie z. B. Hermann Grimm, betheuern, man würde im gegebenen Falle ebenso wie Moore gehandelt haben, — so viel steht jedenfalls fest, daß die willkürliche Unterdrückung des Manuscripts einer längeren Prosanovelle Byrons ein wahrer Frevel an des Dichters Genius ist.

Da Thomas Moore in seinen zwei mächtigen Bänden so manches weniger Werthvolle aus Byrons Prosa mit reichen Händen spendet, namentlich alle die Briefe ausführlichst gibt, in denen Lord Byron ihm artige Dinge gesagt hat, — da er außerdem verschiedene Stellen aus Tagebüchern und Briefen über Lord Byrons Eheverhältnisse beibringt, die uns durch die Halbheit, mit der der Herausgeber dabei verfährt, gerade da im Dunkeln lassen, wo es auf die größte Klarheit ankommt, — so kann man mit Recht aus dem Verbrennen dieser biographisch wie literarisch unschätzbaren Novelle dem kleinlichen Freunde des großen Dichters einen brennenden Vorwurf machen. Abgesehen von den Aufschlüssen über die einzig wahren Motive zu Byrons Ehescheidung, an denen am letzten Ende weniger gelegen sein könnte, hätte jene Novelle die kostbare Gelegenheit geboten, des Dichters Vielseitigkeit auch auf einem sonst nicht mit der Absicht der Veröffentlichung cultivirten Gebiete zu bewundern. Die Verbrennung solcher und ähnlicher Manuscripte mit Byrons Prosa bleibt eine Heliogabalusthat, die durch alle Schönrednerei des früheren Anakreontikers und späteren Kryptokatholiken Moore nicht entschuldigt werden kann!

Während der Zeit seines Aufenthaltes in Italien ließ Lord Byron sich am ungenirtesten in seinen prosaischen Aufzeichnungen über innerste Stimmungen und Ansichten aus. Für uns Deutsche sind namentlich werthvoll seine Tagebuchnotizen über die zeitgenössische deutsche Literatur, von deren Erscheinungen in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts ihn vornehmlich Grillparzers Dramen anzogen. Er stellte dem östreichischen Dichter ein glänzendes Prognostikon und meinte, die Nachwelt werde sich schon daran gewöhnen müssen, diesen schwierigen Namen auszusprechen. Grillparzers Sappho weiß er gar nicht genug zu bewundern und gesteht zu seiner geheimen Beschämung, daß er kein Deutsch verstehe, um dieses Werk oder Goethes Dichtungen im Urtext zu lesen. Dagegen gratulirt er bei der Dedication seines „Sardanapalus", in einem launigen Briefe an Goethe, dem „Dichterfürsten", wie auch er ihn nennt, zu seinem melodiösen Namen, der ihm die Unsterblichkeit erleichtere.

Byrons Briefe an die Gräfin Guiccioli liegen noch nicht vor. Nur wenige Bruchstücke in italienischer Sprache, welcher er vollkommen, auch im eleganten schriftlichen Ausdruck, mächtig war, zeugen von der tiefen Leidenschaft, die die letzten Lebensjahre des Dichters zu seinen bewegtesten machte.*) Kaum glaubt man denselben feurigen, für Rücksichten unzugänglichen Mann zu hören, wenn man die milden, weichherzigen Worte in der Sprache seiner Teresa an diese liest:

„Tu sei, e sarai sempre mio primo pensier. — — Ti prego, ti supplico calmarti, e credere che non posso cessare ad amarti che colla vita. — — Io parto, per salvarti, e lascio un paese divenuto insopportabile senza di te. — — Tu parli del dolor — io lo sento, ma mi mancano le parole. Non basta lasciarti, — non basta partire dall' Italia col cuore lacerato, dopo aver passato tutti i giorni dopo la tua partenza nella solitudine, ammalato di corpo e di anima, — ma ho anche a sopportare i tuoi rimproveri, senza replicarti e senza meritarli. — Addio, — in quella parola è compresa la morte della mia felicità."

Aber er kann seinen Entschluß, Italien zu verlassen, nicht ausführen, ohne die Heißgeliebte noch einmal zu sehen: „Io non ho potuto trovare forza di anima per lasciare il paese dove tu sei, senza vederti almeno un' altra volta, — forse dipenderà da te, se mai ti lascio più. — Io sono cittadino del mondo — tutti i paesi sono iguali per me. Tu sei stata sempre (dopo che ci siamo conosciuti) l' unico oggetto dei miei pensieri. — — Hai deciso che io debbo ritornare a Ravenna — tornarò — e farò — e sarò ciò che tu vuoi. Non posso dirti di più." —

Wenn ein Dichter wie Lord Byron, wohl in dem Bewußtsein des frühen Todes, welches häufig genug aus seinen Briefen und Tagebüchern hervorklingt, mehr als je ein Anderer bemüht war, der Nachwelt Klarheit über seinen Lebensgang zu hinterlassen, so sollte man meinen, die Biographen und Kritiker würden es sich angelegen sein lassen, solche Mitwirkung für ihre Zwecke freudigst anzunehmen. Leider aber wird intra muros extraque gar viel darin gesündigt, daß man den Menschen Byron lediglich aus seinen poetischen Werken oder aus den sich widersprechenden Nachrichten unglaubwürdiger Zeitgenossen zu schildern versucht, — statt sich geradeswegs an seine eigenen Prosanotizen zu

*) Lady Byrons Brief an ihren Gemahl unter den oben geschilderten Verhältnissen begann in der That mit den Worten: „My dear duck!" und schloß: „Your pippin."

**) Lady Byron ließ ihren Gemahl von zwei Aerzten — auf Wahnsinn untersuchen.

*) Byrons letzte Worte waren: „Io lascio qualche cosa cara nel mondo."

Digitized by Google

halten, in denen so reiche Aufschlüsse über das Seelenleben und die äußern Schicksale des seltenen Mannes zu finden sind.

Vielleicht tragen diese Blätter dazu bei, die Blicke wieder auf die vernachlässigte oder unbekannte Prosa Lord Byrons zu lenken, welche neben der interessantesten Lectüre rein literarisch betrachtet, und neben der besten Belehrung über die innere Entwicklung der poetischen Werke des Dichters — auch zugleich in fast ununterbrochener chronologischer Reihenfolge die wahrste Schilderung dieses so wenig begriffenen Charakters enthält, — eine an historischem Werthe von Goethes „Wahrheit und Dichtung" nicht übertroffene Autobiographie.

Die Literatur der Neuprovenzalen.

Von **M. von Szeliski.**

(Fortsetzung.)

Eines der schönsten Gedichte Mistrals und auch wohl eines der schönsten in der ganzen durch den Krieg hervorgerufenen poetischen Literatur Frankreichs ist der „Bußpsalm".*)

Er hebt patriotisch genug an:

Herr, deines Grimmes Blitze lenken
Sich uns auf's Haupt!
Des Kiels beraubt
Will unser Schifflein schon sich senken
Im Sturme, Nachts,
Am Fels zerkracht's.**)

Herr, durch das Eisen der Barbaren
Läßt du uns mäh'n,
Kein Halm bleibt steh'n!
Die Wichte, deren Hort wir waren,
Sehn zu von weit
Bei unsrem Leid!

O Herr, du beugst uns wie die Weide!
Wie sprödes Holz
Bricht unser Stolz!
Nicht einer ist, der uns beneide,
Die gestern doch
Sich blähten noch!

O Herr, im Kriege muß verarmen
Das Vaterland!
Zwietrachtentbrannt
Ist Alles. Ohne dein Erbarmen
Schlägt auf sich los
Bald Klein und Groß.

O Herr, du hast uns schwer geschlagen!
Verwirrt, voll Graun
Wir um uns schaun.
Du heißt uns unsrer Macht entsagen
Und eingestehn
Unsre Vergehn!

Nun folgt das Sündenbekenntniß: Wir haben deine Gebote mißachtet, haben alle Tugenden vernichtet; wir haben deine Tempel geschlossen und über deinen heiligen Christus gespottet. Nicht an dich, nur an das brutale Interesse, an den „Fortschritt" wollten wir glauben. Wir haben mit den falschen Weisen deine Bibel verlacht, allen Respect unter die Füße getreten und uns selbst als Götter aufgerichtet.

Auf den ergreifend schönen dritten Theil, in welchem der Dichter Gott um Gnade anruft im Namen Derer, die für das Vaterland gefallen, im Namen der Mütter, die nie wieder ihre Söhne sehen werden, im Namen der Wittwen, die weinend ein Kind unter dem Herzen tragen, im Namen der Armen, der Elenden — auf diesen Theil, in welchem der Dichter nur Mensch und Franzose ist, folgt nun aber der letzte Theil, in welchem der Provenzale spricht:

O Herr, halt' ein mit deinem Schlagen!
Vom Zorn laß ab;
Blick' hier herab,
Und hör' doch endlich wie sie klagen,
Die blutbedeckt
Sind hingestreckt!

Herr, wenn der freche Häuserhaufen*),
Der stets uns lenkt,
In Fesseln zwängt,
Dein Zornesmaß macht überlaufen
Und freventlich
Verleugnet dich,

O Herr, dann die Provence schone!
Was sie verbricht
Ist Bosheit nicht.
Voll Reue nahn wir deinem Throne,
Verzeih' in Huld
Uns früh're Schuld.

Herr, mach' zu Menschen uns, wir flehen,
Von Sklaverei
Mach' du uns frei!
Denn wir sind Söhne Roms und gehen
Mit frommem Sinn
Durch's Leben hin.

O Herr, nicht wir zuerst sind schuldvoll,
Send' uns in's Thal
Des Friedens Strahl.
O Herr, sei unsrer Sache huldvoll,
Dann leben wir
Voll Lieb' zu dir!

Dieses Gedicht ist im November 1870 geschrieben; die Commune hatte also noch nicht einmal dazu beigetragen, den Zorn des Dichters gegen die „Babilouno umeliado" („das gedemüthigte Babylon"), wie er Paris an einer andern Stelle nennt, zu entflammen.

Der Armana für 1870 schrieb bereits: „Der ganze Süden beginnt zu murren: „„Decentralisation!"" Das kraftvolle Catalanien, allen seinen Schwestern vorauseilend, ruft laut: „„Föderation"". — „Aber Alles kommt zu seiner Zeit und an seinem Ort," setzt der provenzalische Moniteur beruhigend hinzu, und erzählt zunächst nur von der Begründung einer „Société pour l'étude des langues romanes" und der Publication der „Revue des langues romanes".

Der während des Krieges erscheinende Armana für 1871 zieht aus den Niederlagen die Lehre, daß man Frankreich durch Befreiung der Provinzen aus dem Pariser Joch wieder erheben müsse; die gleiche, noch etwas verschärfte Forderung erhebt der Dichter Arnavielle im Armana für 1873, indem er neben der provinziellen Selbstverwaltung vor Allem die Befreiung der provenzalischen Sprache, d. h. ihre Einführung in die Schule und daraus sich ergebende Wiedereinführung in das öffentliche Leben, verlangt.

In dieser Weise geht es weiter, meistens Variationen über das Wort Mistrals: „Und läge auch ein Volk in Sklaverei

*) Lou Saume de la Penitènci; Lis Isclo d'Or p. 116 sq.

**) Erste Strophe des Originals:

Segnour, à la fin ta coulèro
Largo si tron
Sus nòsti front;
E dins la niue nosto galèro
Pico d'à pro
Contro li ro.

*) Im Original: „la ciéuta rebello".

Digitized by Google

niedergestreckt: hat es seine Sprache, so hat es den Schlüssel, der es von seinen Ketten befreit."

Se tèn sa lengo, tèn la clau
Que di cadeno lou delièro.

V.

Die letzten Jahre 1874 und 1875 haben, wenn es dessen noch bedürfte, jeden Zweifel daran getilgt, daß die Felibre durchaus nicht blos provenzalische Verse machen und von dem historischen Ruhme der Provence schwärmen, sondern auch praktische Ziele erreichen wollen.

In geschickter Weise benutzte man die Feier zu Ehren Petrarcas am 18. Juli 1874, an der Franzosen, Spanier und Italiener — unter diesen der Ritter Nigra — theilnahmen, die Feier zu Ehren Sabolys, die Feste zu Montpellier und Forcalquier, um die Idee des Felibrige zu verherrlichen und ihr immer mehr Boden in der großen Masse zu gewinnen.

Man erhebt sich allenthalben gegen die „oupressioun toujour que mai cressènto dóu centre parisen (die immer mehr wachsende Bedrückung seitens des Pariser Centrums); man kämpft mit Unterstützung französischer Gelehrten wie Michel Bréal, für die Einführung der provenzalischen Sprache in den Primärunterricht; man überreicht der Nationalversammlung Petitionen, in welchen man die Errichtung von Lehrstühlen der romanischen Sprachen verlangt, man fordert Zulassung der provenzalischen Sprache als Prüfungsgegenstand (fremde Sprache) zum Baccalaureatsexamen, man sucht auf die Geistlichkeit und die Lehrer zu Gunsten des provenzalischen Idioms einzuwirken, — kurzum man versäumt nichts, um das Umsichgreifen der französischen Sprache zu beschränken und das der provenzalischen zu befördern. Mistral hebt in seiner in Montpellier gehaltenen Rede*) hervor, daß die Fortschritte, welche die Felibre-Bewegung in den gebildeten Kreisen mache, über alle Erwartung groß seien, daß man aber die volle Kraft einsetzen müsse, um in den, allen modernen und unruhigen Einflüssen ausgesetzten Städten die provenzalische Sprache bei den niederen Ständen zu erhalten.

Der Erfolg wächst und mit ihm steigert sich die Kühnheit und Offenheit des Ausdruckes bei den Kundgebungen der Felibre.

Bei den Festen zu Forcalquier richtete Theodor Aubanel, der Dichter der „Miougrano entreduberto" (die aufbrechende Granate), neben Mistral und Roumanille unstreitig der bedeutendste neuprovenzalische Dichter, folgende Apostrophe an die Franzosen des Nordens**):

„Merket auf, Ihr Regierenden, Ihr, die Ihr Herren der Schule und Herren der Menschen seid! Merket auf, Ihr Regierenden und wisset, daß, so hochstehend und so mächtig Ihr auch sein mögt, die provenzalische Sprache doch noch über euch ist! Wisset, daß wir ein großes Volk sind und daß es nicht mehr an der Zeit ist, uns zu verachten. 30 Departements sprechen unsere Sprache; von einem Meere zum andern, von den Pyrenäen bis zu den Alpen, von den Ebenen der Crau bis zu denen des Limousin läßt dieselbe Liebe unser Herz höher schlagen, die Liebe zu dem Boden, auf dem wir geboren sind, die Liebe zu unserer Muttersprache. Wisset, daß Ihr eher den Mistral anhalten werdet, wenn er braust, und die Durance, wenn sie aus ihrem Bette tritt, als die provenzalische Sprache in ihrem Triumph; wisset, daß Ihr längst versunken sein werdet, wenn die ewig junge provenzalische Sprache noch von Euch mit Mitleiden sprechen wird."

„Delirium!" sagt Saint-René Taillandier.

„Ihr habt vielleicht Furcht, o Ihr Regierer," so fährt Aubanel fort, „Furcht vor diesem Phantom, das die Einfältigen und die Böswilligen von Zeit zu Zeit vor Euren geblendeten Augen emporsteigen lassen. Ihr habt Furcht, nicht wahr, daß wir Separatisten seien? Wir Separatisten! Nicht doch, die Anklage würde mich lächeln lassen, wenn sie mich nicht erzittern ließe! Nein! Die Provenzalen — habe ich noch nöthig, es zu versichern — gehören dem großen Frankreich an und werden ihm stets angehören! Und weil wir es lieben, dieses gesegnete Frankreich, so wie die Jahrhunderte und Gott es gestaltet haben, so wollen wir, daß in Erinnerung an die Vorfahren und an die glorreiche Vergangenheit der Bretone frei die bretonische, der Baske die baskische, der Provenzale die provenzalische Sprache spreche."

Diesen Absatz hat Saint-René Taillandier seinen Lesern nicht mitgetheilt.

(Schluß folgt.)

*) Armana 1876.

**) Discours de Teodor Aubanel, président di Jo flourau tengu dins la vilo coumtalo de Fourcauquié per li festo de Nosto-Damo de Prouvènco. 1875, Avignoun.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die beiden Waisen."

Von A. D'Ennery und Cormon.

Ein grämlicher grauer Herbsttag im Zwielicht, eine Fahrt über den Mühlendamm und der unerfreuliche Anblick eines leeren Theaters — es gibt kaum günstigere Vorbedingungen für die Verstimmung, mit welcher die traurige Geschichte von den „beiden Waisen" gehört sein will.

Es ist eine außerordentlich traurige Geschichte, die uns mit obligater Orchesterbegleitung vorgetragen wird. Richard Wagners Lehre von der Bedeutung des Orchesters für die Stimmung ist nicht unbemerkt verhallt. Jedesmal, wenn ein guter Mensch auftritt, erklingen die sanftesten Töne; erscheint aber einer von den Bösewichtern, so lassen die Contrabässe ihr unangenehmstes Schrumschrum ertönen. In Augenblicken der Erwartung vernimmt man das spannende Tremolo, bei zärtlichen Gefühlen wird die Sourdine auf die Saiten gelegt und das Horn wird gestopft. Es ist sehr schön. Da die musikalische Illustrirung gewöhnlich nicht als Begleitung, sondern als Vorbereitung verwerthet wird, so gewährt sie den Vorzug, uns vor unangenehmen Ueberraschungen zu bewahren. Hören wir, wie auf einmal im Orchester inmitten einer ruhigen Situation ein schriller Accord losgelassen wird, und sich ein unheimliches Gebrumm erhebt, so sagen wir uns: „Aha, jetzt kommt etwas Unangenehmes." Und richtig, es kommt dann auch etwas Unangenehmes. Ach, zu oft läßt das Orchester seinen Wehruf erschallen, denn ach, die armen Waisen haben zu viel Pech! Man höre:

Zwei junge Mädchen, Henriette und Louise geheißen, die ihre sämmtlichen Eltern verloren haben, wollen sich im Jahre 1789 „unmittelbar vor Ausbruch der Revolution" — die Zeit der Handlung ist von den Verfassern ganz genau bestimmt — nach Paris zu einem Anverwandten begeben, welcher Martin heißt und Piquet spielt. Die eine der beiden Waisen ist nicht nur Waise, sondern auch blind, wogegen die andere sehr schöne Augen hat; und dies wird von einem Marquis de Presles wohlgefällig bemerkt. Ein Marquis unmittelbar vor Ausbruch der Revolution — man kann sich das Scheusal vorstellen! Von der Sittenlosigkeit dieser Leute macht man sich heutzutage ja gar keine Vorstellung mehr. Ein junges Mädchen sehen, das unlautere Verlangen hegen, sie zu besitzen, die unanständigsten Mittel anwenden, um in den Besitz zu gelangen, — das war diesen Edelleuten unmittelbar vor Ausbruch der Revolution ein Kinderspiel. Mit Abscheu erfüllt sich unser Herz, und eine Zeit wird kommen — aber ich will den Ereignissen nicht vorgreifen.

Also mein Marquis sagt zu seinem verruchten Kammerdiener: „Es werden zwei junge Damen ankommen, die eine ist blind, die andere ist es nicht. Diese Andere wirst Du mir aufgreifen und in mein wonniges Lusthaus schleppen. Vergreif Dich nicht." Der verruchte Kammerdiener begibt sich also an Ort und Stelle, findet den Bürger Martin, der seine Verwandten erwartet und schlägt ihm eine Partie Piquet vor. Dieser

Digitized by Google

Lockung vermag der schwache Mann nicht zu widerstehen; sie gehen in die naheliegende Schenke, und unter dem Vorwande Piquet zu spielen, wird Martin betrunken gemacht. Diese Schenke wird von sehr unangenehmen Menschen frequentirt. Namentlich auch von der Familie Frochart, die aus zwei höchst abscheulichen Mitgliedern und aus einem anständigen Menschen besteht, der aber leider ein Krüppel ist.

Jetzt fängt die Sache an sich zu compliciren und ich bitte dringend um Aufmerksamkeit. Die Wittwe Frochart ist ihres Zeichens Bettlerin. Man kann dies auf der Stelle erkennen, denn sie ist sehr häßlich angezogen, sehr schmutzig geschminkt und ihre struppigen Haare fallen über die Stirn bis zu den Mundwinkeln herab. So frisiren sich nur die Bettlerinnen. Durch die lichten Stellen gewahrt man zwei großgeschminkte funkelnde Augen, die auf nichts Gutes deuten. Diese peinliche Mutter hat also zwei Söhne; der älteste schlachtet ganz nach der Mutter, er ist so eine Art Bauernfänger unmittelbar vor Ausbruch der Revolution. Er faulenzt, trinkt sehr viel, stiehlt theils selbst, theils durch Andere, und prügelt, wenn er nichts Besseres zu thun hat, seinen Bruder. Vor einigen Jahren hat er sich diesem Vergnügen so rückhaltslos hingegeben, daß der Bruder, Pierre, dabei das Bein gebrochen hat, in Folge dessen er beständig „Krüppel" genannt wird. Krüppelchen scheint ein sehr guter Mensch zu sein, denn er arbeitet und schleift Messer.

Selten habe ich mich über meinen Scharfsinn mehr gefreut, als bei dieser Vorstellung. Als ich nämlich die großen Messer erblickte, die der Mann schliff, sagte ich mir gleich: „Mit einem dieser geschliffenen Messer wird noch irgend eine große Sache gemacht werden." Und richtig, in dem Augenblicke — aber ich will den Ereignissen nicht vorgreifen.

Während also Frau Frochart, ihr böser Sohn Jacques und der Bürger Martin mit dem verruchten Kammerdiener in der Schenke zechen und spielen, verkündet ein lärmendes Zwischenspiel die Ankunft der Post mit den beiden Waisen und die eintretende Dunkelheit. Sie erzählen sich etwas, ich weiß nicht mehr genau, was, aber es muß wohl rührend gewesen sein, denn meine Nachbarin fühlte nach ihrem Taschentuch. Während dem betritt noch ein anderes Mädchen die Bühne; es ist Marianne.

Marianne ist sehr aufgeregt. „Wohin soll ich flüchten? Ich bin die Geliebte von Jacques, von dem bösen Jacques Frochart; er hat mich dazu verleitet, meine Herrschaft zu bestehlen, man ist mir auf der Spur, es gibt keinen Gott, ich werde mich in die Fluthen stürzen."

Das hören die beiden Waisen. Eine von ihnen sagt zu Mariannen: „Es gibt doch einen Gott"; und das gläubige Orchester bestätigt dies.

Da kommt Jacques, der Mariannen den höchsten Widerwillen einflößt. Dieses Gefühl wird leider von Jacques nicht getheilt, im Gegentheil, er will sie mit sich nehmen; aber Marianne richtet sich auf und ruft: „Ich werde die Fesseln brechen." Didel didel, dum dum, schrum schrum, versetzt das Orchester mit solcher Bestimmtheit, daß es thöricht wäre, an der Energie des jungen Mädchens fürder noch zu zweifeln. Die Patrouille erscheint und Marianne bricht die Fesseln. Um sich der unehrenhaften Umarmung zu entziehen, denuncirt sie sich als Diebin und wird verhaftet. Tief erschüttert von diesem Schauspiel, das meine Nachbarin veranlaßte, den Zipfel ihres Tuches aus der Tasche hervorzuziehen, stehen die beiden Waisen da. Nicht lange, denn der verruchte Kammerdiener kommt alsbald mit seinen Spießgesellen, und vertrauensvoll geht Henriette ihm entgegen und fragt: „Sind Sie vielleicht Herr Martin?" „Jawohl", versetzt der boshafte Mensch. „Aber Sie haben sich sehr verändert", und ehe sie sich's versehen, — tadam! tadam! —, wird ihr ein ganz schwarzes Tuch über den Kopf geworfen und sie wird fortgeschleppt. Trararara tra!

Die Blinde bleibt ihrem Schmerze allein überlassen, bis sie in der alten bösen Frochart eine bedenkliche Gesellschaft erhält. Louise, die, weil sie blind ist, die verdächtig herabfallenden Haare und die darunter hervorlugenden unheimlichen Augen nicht sehen kann, hält die Frau Frochart für eine ganz gute Frau und erzählt ihr ihre Leiden. Aber wie nun erst die Augen der garstigen Dame zu blinzeln anfangen! „Eine Waise, unbekannt, hübsch und blind," sagt sie, „das habe ich mir ja immer für mein Geschäft gewünscht", und nun heuchelt sie Theilnahme, verspricht Louisen, ihr behülflich zu sein, die Schwester wiederzufinden und sagt, sie wäre eine ehrliche „Wittwe". Krüppelchen freut sich: „Mir ist, als wäre ich nun nicht mehr so allein auf der Welt." Damit schließt das erste Bild unmittelbar vor Ausbruch der Revolution.

Die Verfasser sind gebildete und unterrichtete Leute; sie verlangen zu constatiren, daß sie ganz genau Bescheid wissen, wie es in Frankreich damals aussah und so wird uns denn im zweiten Tableau ein culturhistorisches Bild entrollt. Ein Nachtfest in Neuilly. Der Sect fließt nur so in Strömen, aber von Moral keine Spur. Die Herren mit weißen Perrücken und schwarzen Schnurrbärtchen, in hellblauen und rosaseidenen Gewändern mit Schnallenschuhen und Galanteriedegen an der Seite, die Damen mit Schleppkleidern und Reifröcken, ebenfalls gepudert, das Schönpflästerchen auf der rosigen Wange — aber ach, keine Grundsätze! Ja, die Verfasser kennen die Geschichte ihres Vaterlandes, sie kennen sie bis in die geringfügigsten Details; denn es tritt ein Chevalier auf, der eben aus dem Theater gekommen ist, wo man Beaumarchais' „tollen Tag" (Figaros Hochzeit) gegeben hat. So versetzen uns die gelehrten Verfasser mit kleinen geistvollen Zügen sofort in die Zeit unmittelbar vor der Revolution. Der Chevalier Roger gehört noch zu den Besseren; er sagt, daß der Boden unter den Füßen schwanke, daß sich große Ereignisse vorbereiten; aber eine der leichten Damen überrascht uns durch den geistvollen Gedanken: „Einstweilen wollen wir auf dem Vulkan tanzen; mag nach uns die Welt untergehen." Die Welt geht nicht unter, aber getanzt wird allerdings. Kaum hat sich das Corps de Ballet zurückgezogen, so wird von den Dienern ein längliches schwarzes Packet angebracht, in dem wir mit Recht die ohnmächtige Waise vermuthen. Das Orchester spielt wehmüthig: Duda, duda, duda, duda. Das schwarze Tuch wird abgenommen, Henriette erwacht und schlägt die Augen auf. Hadi hada, hadi hada! „Wo bin ich? Ha, ich errathe Alles! Schämt Euch! Unter all diesen Edelleuten nicht ein einziger Mann von Ehre." Traderidera. „O doch," sagt der Chevalier, „ich schütze Dich." „Das wollen wir mal sehen", sagt der Marquis und — Tradra! — sie ziehen die Degen, der Chevalier ersticht den Marquis und nimmt Henrietten mit sich.

Der zweite Act spielt drei Monate später. Wir machen die Bekanntschaft des neu ernannten Polizeiministers. Es ist ein energischer Mann, der eine Frau hat, welche an einem geheimen Kummer leidet; sie hat nämlich — aber ich will den Ereignissen nicht vorgreifen.

Dieser Polizeiminister ist ein Verwandter des Chevalier und hat für diesen auch eine gute Partie gefunden; aber der Chevalier will nicht nur glücklich scheinen, sondern er will auch glücklich sein, und da er das Mädchen aus dem Volke, die Waise, die er zu sich genommen hat, liebt, so will er keine andere heirathen. Darauf wird der Polizeiminister sehr grob und geht ab. Er wird durch seine Frau mit dem geheimen Kummer vortheilhaft ersetzt. Wir erfahren nun auch die Ursachen des geheimen Kummers. Sie hat ein kaum gebornes Wesen gehabt, hat es aussetzen müssen auf den Stufen von Notredame und fragt sich beständig: „Lebt es? Flucht es?" Dies kaum geborne Wesen nämlich. Dabei regt sie sich so auf, daß ihr Gatte, als er wieder die Bühne betritt, Verdacht schöpft. „Chevalier," sagt er zu seinem Verwandten, nachdem die Polizeiministerin sich entfernt hat, „hier stimmt etwas nicht. Was ist mit meiner Frau vorgefallen?"

„I wie soll ich denn das wissen?" sagt der Chevalier.

„Vergeblich suchen Sie mir die Wahrheit vorzuenthalten," sagt der Polizeiminister, „denn ich habe ein großes Buch, wo Alles drin steht." Er klingelt und sagt zu dem Beamten: „Holen Sie mir die geheimen Archive." Das Buch wird gebracht, der Polizeiminister, der Linières heißt, blättert unter dem Buchstaben „L"; und richtig, da steht es, „Diana de Linières". „Jetzt hab ich's," sagt er zum Chevalier: „Sehen Sie, hier steht die ganze Sache."

„Wo denn?" fragt der Chevalier, und ehe der Polizeiminister sich's versehen, reißt der Chevalier das verdächtige Blatt aus dem Archive heraus. Nun weiß er wieder nichts. „Was haben Sie gethan?" ruft der Minister. „Ich vertheidigte Ihre eigne Ehre", versetzt der Chevalier. Tradela, tradela, tradelidelideli. Der Vorhang fällt.

Das vierte Bild führt uns auf den Platz vor der Kirche St. Sulpice. Es ist Winter, die Glocken läuten, die Gläubigen betreten das Gotteshaus. Da kommt die böse Bettlerin an mit der armen Blinden. Ach du lieber Himmel, hat sich das arme Kind verändert! Ihre langen blonden falschen Haare fallen in üppigen Wellen bis zur Hüfte herab. Sie sieht furchtbar reducirt aus und muß in den Straßen singen, um für die Alte Geld zu verdienen. Wie die Wagner'schen Helden ihr Leitmotiv, so hat auch sie nur ihr einziges Lied, das sie übrigens mit gutem Erfolge vorträgt, denn das Geschäft blüht. Die Bettlerin verdient in dem einen Acte schlecht gerechnet 8—10 Thaler. Jeder Vorübergehende schenkt dem jungen unglücklichen Mädchen größere oder geringere Summen. Die Frau Polizeiministerin, die wie die geborne Lerche jeden Sonntag

Digitized by Google

zweimal in die Kirche geht, spendet ihr ein Goldstück; der Arzt, der sie auf der Straße untersucht und ihr sagt: „Ich werde Dich wahrscheinlich heilen", schenkt ihr einen harten Thaler. Alles das nimmt die Wittwe Frochart ihr in garstiger Weise ab und verjubelt es mit dem Böjewicht Jacques.

Inzwischen hat sich zwischen dem Krüppel und Louisen ein etwas zärtliches Verhältniß herausgebildet. Jacques bemerkt das und sagt zum Krüppel: „Das Mädel gefällt mir, ich verbiete Dir, an sie zu denken."

„Weshalb?" sagt der Krüppel.

„Weil ich Dir sonst die Rippen zerbrechen werde." Er geht.

Der Krüppel sagt: „Tödte mich, Jacques, aber sie zu lieben verbieten kannst Du mir nicht!" worauf das Orchester einsetzt und der Vorhang fällt.

Sehr bewegt ist das fünfte Bild. Der Chevalier hat Henrietten eingemiethet. In allen Ehren. Er will sie heirathen, aber Henriette will nicht, denn sie hat noch eine Aufgabe zu erfüllen, nämlich die, ihre Schwester aufzufinden. Das sagt sie auch der Frau Polizeiministerin, die die Waise aufsucht.

„Wie heißt Ihre Schwester?"

„Sie heißt Louise."

„O wie theuer ist mir dieser Name."

„Das mag sein. Ich bin nämlich gar nicht ihre Schwester, mein Vater war ein rechtschaffner Mann, hatte aber gar kein Geld und da er mich als Kind nicht hungern lassen wollte, beschloß er mich auszusetzen. (Hier zog meine Nachbarin ihr Tuch ganz hervor.) Es war eine harte Winternacht; mein Vater trug mich auf die Stufen von Notredame und siehe da — als er mich hinsetzen wollte, bemerkte er, daß vor ihm schon Jemand da gewesen war und dasselbe Geschäft verrichtet hatte. Er fand ein kleines Kind, das man in einen Korb gelegt hatte, und das rührte ihn. Er nahm mich also wieder mit nach Hause und nahm auch das fremde Kind mit sich; und anstatt mich los zu werden, bekam meine Mutter Zwillinge. Als das Kind aufgewickelt wurde, hatte es einige Rollen Gold bei sich."

„O Gott! O Gott! Louise, Louise, sie ist es!" ruft die Polizeiministerin aus.

In dem Augenblicke ertönt auf der Straße das Leitmotiv der Blinden.

„Ja sie ist es," ruft Henriette, „die da singt, das ist meine geliebte Schwester." Sie reißt das Fenster auf, schließt es wieder, da sie bemerkt, daß sie doch nicht auf diesem Wege zu ihr gelangen kann und stürzt zur Thür. In diesem Augenblick tritt der Polizeiminister ein und läßt Henrietten verhaften, während die Polizeiministerin gegen eine der zahlreichen Ohnmachten kämpft.

„Sie bleiben, Madame", ruft der grimmige Beamte.

„Gatte, Mann, Mensch, ich beschwöre Dich, laß mich — fort zu ihr!"

„Zu wem?"

Der Vorhang will den Ereignissen nicht vorgreifen und fällt. Meine Nachbarin trocknet sich die Augen.

Nach all diesen Schrecknissen fühlen die Verfasser das Bedürfniß, die Handlung nach einem angenehmeren Ort zu verlegen nnd sie führen uns nach der Salpetrière, dem Asyl für Wahnsinnige und dem Gefängniß für ehrlose Mädchen. Hier ist Henriette untergebracht und in diesem Gefängniß befindet sich auch Marianne, die sich damals das Leben nehmen wollte. Sie hat sich inzwischen sehr gut aufgeführt, und die Oberin hat es durchgesetzt, daß sie begnadigt worden ist; in wenigen Stunden wird sie auf freien Fuß gesetzt werden. Die unglückliche Henriette befindet sich unter denen, die nach der Strafcolonie deportirt werden sollen. In dem Hospital finden wir ferner einen alten Bekannten wieder, den Doctor mit dem harten Thaler, der die Consultation auf der Straße abgehalten hatte. Diesem Doctor erzählt Henriette, daß sie eine blinde Schwester hat, und der Doctor erräth mit Feinheit instinctiv, daß dies jedenfalls das junge Mädchen sei, welches die Wittwe Frochart mit sich herumschleppe. Aber ach, die beiden Schwestern sollen noch immer nicht miteinander zusammenkommen, denn inzwischen treten die Beamten auf, welche die zur Deportation bestimmten Mädchen abholen sollen. Diese werden einzeln bei ihren Namen aufgerufen; eine fehlt, Henriette Gerard. Der Beamte sieht sich um. Henriette windet sich vor Verzweiflung. „Wo ist Henriette Gerard?" fragt er. Da tritt die begnadigte Marianne hervor und sagt: „Ich bin es." (Meine Nachbarin schluchzt immer mehr.) Nun kommt aber die Oberin, welche die Sache controliren soll; als die falsche Henriette ihr vorgeführt wird, stutzt sie natürlich. Ich möchte überhaupt den Menschen kennen lernen, der in einer solchen Situation nicht stutzte. Schließlich siegt die Tugend und die Oberin lügt. „Ja", sagt sie, „Marianne ist die richtige Henriette", und sich zu dem Doctor neigend, haucht sie: „Doctor, Doctor, das war meine erste Lüge."

„Die Ihnen der Himmel vergeben wird", versetzt der Doctor gerührt; und der Vorhang fällt, während das Orchester feierlich: braderadera, braderadera, braderadera anstimmt. Ich betrachte meine Nachbarin, „und ihre Thränen fließen, wie Bächlein auf den Wiesen".

Das vorletzte Bild führt uns in die intimen Gemächer der Frau Frochart. Da steht in der Ecke der Schleifkarren des Krüppels und wieder sehen wir die beiden großen Messer. Louise will nicht mehr betteln, sie will lieber hungern; aber der böse Jacques beschließt sie zu heirathen, um sie solchergestalt zum Betteln zwingen zu können. Trotzig zieht sich Louise in ihre Privatspelunke zurück, mit dem Vorhaben, während der Nacht zu entfliehen. Inzwischen kommt Henriette, welche Nachforschungen wegen ihrer Schwester bei Frau Frochart halten will. Es passirt irgend etwas, das Henriette veranlaßt, die Besinnung zu verlieren, und während diese ohnmächtig daliegt, kriecht Louise aus ihrem Schlupfwinkel hervor, um zu entfliehen. Bei dieser Gelegenheit stolpert sie über die ohnmächtig daliegende Schwester. Henriette kommt aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich, sie will mit Louisen entfliehen, aber die Frocharts, die zurückgekommen sind, vertreten ihr den Weg.

„Henriette bleibt bei uns", sagt Jacques.

„Nein," ruft der Krüppel, der sich nun zu einer männlichen That aufrafft, „es ist eine Erbärmlichkeit, ein Mädchen, das sich nicht wehren kann, zurückzuhalten."

„Mach keine dummen Sachen," versetzt Jacques, „es gibt in unserer Familie Mörder", und Jacques stößt seinem Bruder eines von den großen blanken Messern in den Rücken.

Das andere Messer nimmt nun der Krüppel und sagt: „Du hättest besser treffen sollen, so", worauf er ihm dieses blanke Messer in die Brust stößt. Jacques fällt nach rechts, der Krüppel nach links, beide hauchen ihr Leben aus.

„Zur Rechten sah man wie zur Linken
Je einen Frochart herunterſinken."

Was meine Nachbarin an Thränen vergossen, es ist nicht zu sagen; sie ließ das Tuch auch während des Zwischenactes gar nicht mehr von den Augen.

Im letzten Bilde löst sich nun Alles auf. Der Minister erfährt, daß seine Frau vor der Verheirathung eine kleine Unannehmlichkeit gehabt hat und daß diese in Gestalt des blinden Mädchens sich noch unter den Lebenden befindet. Darauf verheirathet er die eine Waise mit dem Chevalier und nimmt unmittelbar vor Ausbruch der Revolution die andere an Kindesstatt an.

„Und deswegen hat man nun so geweint", sagte meine Nachbarin, indem sie das thränenbefeuchtete Tuch auswrang.

Das ist also die Geschichte der beiden Waisen. Der sehr talentvolle D'Ennery, einer der beiden Verfasser, von dem etwa dreihundert große Dramen mit Erfolg auf den Pariser Theatern zur Aufführung gekommen sind, unter anoeren auch das durch die Birch-Pfeiffer'sche Bearbeitung in Deutschland allgemein bekannte „Muttersegen, oder die neue Fanchon", hat, wenn mich nicht Alles täuscht, sich mit diesem Schauerdrama einen kleinen Scherz erlaubt. Er hat einmal sehen wollen, was man an Ungeheuerlichkeiten, an schroffen Effecten und brutalen Wirkungen innerhalb des knappen Raumes eines Theaterabends zusammenhäufen kann, und wie weit die Naivetät des Publicums geht. Der Scherz ist gelungen; ob aber eine genügende Veranlassung vorlag, uns denselben mit den Prätensionen eines ernsthaften Stückes darzubieten, — das erlaube ich mir zu bezweifeln.

Paul Lindau.

R. H. in W. Ueber die Kunstausstellung wird für unser Blatt Herr Professor Gustav Floerke aus Weimar berichten. Seine Aufsätze haben bei Gelegenheit der vorigen Ausstellung so ungetheilten Beifall gefunden, daß wir uns veranlaßt gesehen haben, uns diesen liebenswürdigen Mitarbeiter wiederum zu sichern.

O. L. in R. Manuscripte und Alles, was die Redaction angeht, können sie ruhig Lindenstr. 110 adressiren, es geht dann sogar rascher. Die Expedition ist Louisenstr. 32.

Digitized by Google

Inserate.

Ein Schriftsteller,

vielseitig gebildet, sucht unter bescheidenen Ansprüchen die Redaktion eines belletristischen Journals zu übernehmen oder in die Redaktion eines größeren derartigen Blattes einzutreten. Auch würde derselbe den feuilletonistischen Theil einer politischen Zeitung übernehmen. Gefl. Off. sub **X. R. 7.** an die Exped. d. Bl.

Als Konfirmationsgabe
der edelsten und sinnigsten Art erschien soeben in **Julius Imme's Verlag (E. Bichteler) Hofbuchhandlung** in Berlin, Königgrätzerstr. 30, und ist direkt sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Der Führer auf dem Lebenswege
von
Dr. Fr. Reiche.
Zwölfte (Pracht-) Auflage. In Prachtbd.
mit Goldschnitt und Titelbild Preis 6 *M.*
Elfte (Miniatur-) Auflage.
Elegant geb. mit Goldschnitt. Preis 3 *M.*

In **Julius Imme's Verlag (E. Bichteler) Hofbuchhandlung** in Berlin, Königgrätzerstraße 30, soeben erschienen und direkt sowie durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lie, der Geisterseher, Bilder aus Nordland (Norwegen). Aus dem Norweg. übersetzt von **Emil J. Jonas.** Mit Porträt des Verfassers. 8 Bg. Preis *M.* 2. 50. Eleg. geb. *M.* 3. 50. mit Goldschn. *M.* 3. 70.

Diese höchst spannende Novelle hat in Dänemark und Norwegen ungemeines Aufsehen gemacht und in kurzer Zeit **fünf Auflagen** erlebt.

Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Paul Lindau,
Kleine Geschichten.
2 Bände. broch. 8 *M.* — In 1 Band in Leinwand elegant gebunden 9 *M.*

Inhalt:
I. Band. Stecknadeln. — Josephine. Nini. Ninon. Geschichte einer jungen Französin.
II. Band. Ein aufgefangener Brief. — In Folge einer Wette. — Der Tod der Frau Baronin.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:
Nüchterne
Briefe aus Bayreuth
von
Paul Lindau.
Motto:
Laie: Ich bin kein Kenner und ich will
Von der Musik nur Freude und Vergnügen.
Bezaubert sie mich nicht, so bin ich still.
Rufe von allen Seiten: Sie werden gleich die schönsten Keile kriegen.
Julius Stettenheim, „Berliner Wespen".
Elegant broschirt. Preis: 1 *M.*
Verlags-Buchhandlung
von
S. Schottlaender in Breslau.

Die Kunst und die Wissenschaft.
Zwei Statuen
von hervorragender Schönheit
vom
Bildhauer **A. Tondeur**
sind in zwei Größen neu erschienen.

Die großen Statuen
sind fast lebensgroß (145 ctm. hoch) und werden von Elfenbeinmasse, von Gyps und auch mit Wachsfarbeanstrich für's Freie geliefert.
Die kleinen Statuen
sind 46 ctm. hoch, sehr hübsch für den Schreibtisch und werden nur von Elfenbeinmasse geliefert (nicht von Gyps).
Vollständiges Preisverzeichniß der ausgewähltesten Bildwerke der Gyps- u. Elfenbeinmasse-Kunstgießerei, mit Abbildungen, auf Verlangen gratis.
Gebrüder Micheli, Berlin,
Unter den Linden 12.

Feierabendhaus für Lehrerinnen und Erzieherinnen.

BAZAR.

Der **Bazar** zur Errichtung eines **Feierabendhauses** wird am 19. Oktober in dem von den städtischen Behörden bewilligten **Festsaale des Rathhauses** eröffnet werden.

Das Unternehmen, zu dessen Förderung der Bazar bestimmt ist, geht dahin, hilfsbedürftigen Lehrerinnen eine sichere Zufluchtsstätte für das Alter zu bereiten; ansehnliche Mittel sind erforderlich, um dieses Werk zur Ausführung zu bringen.

Gestützt auf die allseitige lebhafte Theilnahme, welche unserm Unternehmen schon jetzt bewiesen worden ist, gestatten wir uns, die herzliche Bitte auszusprechen, uns durch recht reichliche Anmeldung und Zusendung von Geschenken baldmöglichst erfreuen zu wollen, damit wir in den Stand gesetzt werden, den schönen Saal des Rathhauses, dem Zweck entsprechend, in würdiger Weise auszustatten.

Die Unterzeichneten sind gern bereit, Gaben in Empfang zu nehmen, und werden für jede Spende, auch für die kleinste, aufrichtig dankbar sein.

Berlin, im August 1876.

Fr. Geh. Rath **Angelstein,** Oranienburgerstr. 67.
Fr. **Guthilde Axander,** Dorotheenstr. 54.
Fr. Geh. Medizinalrath **Bardeleben,** Matthäikirchstr. 29.
Fr. Professor **Reinhold Begas,** Stülerstr. 4.
Fr. **George Beer,** Alsenstr. 8.
Fr. Dr. **Caspary,** Charlottenstr. 84.
Fr. **Elise Engel,** Linkstr. 27.
Fr. Stadtbaurath **Gerstenberg,** Köpnickerstr. 29.
Fr. Direktor **Heyl,** Bismarckstr. 2.
Fr. Justizrath **Heilborn,** Breitestr. 28.
Frl. **Elisabeth Heilborn,** Kurfürstenstr. 164.
Fr. Commerzienrath **Heckmann,** Schlesischestr. 20. 21.
Frl. **Cäcilie Itzinger,** Potsdamerstr. 11.
Frl. **Renate Itzinger,** Potsdamerstr. 11.
Fr. **Eva von Krause,** Wilhelmstr. 66.
Fr. Stadtgerichtsrath **Kramer,** Kurfürstenstr. 164.
Frl. **Marie Kramer,** Schöneberger Ufer 16.
Fr. Professor **Kaselowsky,** Schönebergerstr. 9.
Fr. Geh. Rath **Kießling,** Sigismundstr. 2.
Fr. Stadtrath **Löwe,** Victoriastr. 13.
Fr. Rechtsanwalt **Lewald,** Matthäikirchstr. 28.
Fr. **Betty Leo,** geb. **Reinecke,** Leipzigerplatz 16. 17.
Fr. **Levi,** geb. **Radziejewska,** Unterwasserstr. 6.
Fr. Rechtsanwalt **Levin,** Unter den Linden 15.
Fr. **Caroline Meyer,** Margarethenstr. 18.
Fr. **Sophie Molenaar,** Königin-Augustastr. 38.
Fr. Commerzienrath **Manheimer,** Bellevuestr. 8.
Fr. **Anna Meyer,** geb. **Gerson,** Leipzigerplatz 8.
Fr. **Poschmann,** Kurfürstenstr. 168.
Fr. **Clara Seligmann,** Victoriastr. 4a.
Fr. **Cäcilie Salomon,** Roonstr. 4.
Fr. **Friedrich Spielhagen,** Hohenzollernstr. 12.
Fr. Hofrath **Spielhagen,** Michaelkirchstr. 3.
Fr. **Anna Valentin,** Chausseestr. 99.
Fr. **Anna Wallich,** Burgstr. 29.
Fr. **Waworsky,** Victoriastr. 25.
Hr. Dr. **Straßmann,** Stadtverordneten-Vorsteher, Wallner-Theaterstr. 39.
Hr. Stadtbaurath **Gerstenberg,** Köpnickerstr. 29.
Hr. Direktor **Heyl,** Bismarckstr. 2.
Hr. **E. F. Oppermann,** Anhaltstr. 2.
Hr. **Hoppenworth** sen., Kurstr. 39.

VERITAS.
(Leipzig.)
Auskunftsbüreau mit Rathertheilung in Fragen der Wissenschaft, Literatur, Kunst, Gewerbe und des geselligen Verkehrs. Strengste Verschwiegenheit. Pünktliche Besorgung. Empfohlen von der „Illustrirten Zeitung." Jeder allgemeinen Frage ist 1 *M.*, Personalerkundigungen aber 2 *M.* nebst der Vergütung für das Porto beizulegen. Adresse: Auskunftsbüreau Veritas in Leipzig. Vorsteher: Dr. O. Henne-am Rhyn.

Soeben erschien:
Das deutsche Schulwesen
nach seiner historischen Entwickelung und den Forderungen der Gegenwart. Vom Standpunkte der Staats- und Gemeindeverwaltung sowie der Nationalökonomie dargestellt und beleuchtet. Von Bürgermeister Dr. H. A. Mascher. Preis 4 *M.*

Inhalt: I. Gestaltung des deutschen Schulwesens bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. II. Gestaltung des Preußischen Schulwesens bis zur Gegenwart. III. Forderungen der Zeit an die Weitergestaltung des deutschen Schulwesens. IV. Gestaltung des Preußischen Real- und Bürgerschulwesens. V. Das bürgerliche Leben der Gegenwart. VI. Unterrichtsgegenstände, Ziele, Leiter, Lehrer u. Kosten der deutschen Bürgerschule.

Gegen Einsendung des Betrages expedirt die Verlagshandlung franco per Post.
Eisenach. Verlag von **J. Bacmeister.**

Commissions-Verlag
übernimmt und vertreibt thätigst
Carl Minde in Leipzig.

Hierzu eine Beilage von der Verlagshandlung Paul Neff in Stuttgart.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N. W., Louisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 39. Berlin, den 23. September 1876. Band X.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Begründung eines deutschen Patentrechtes. Von Wolfgang Eras. — Die americanische Doctorfabrik. Der Nassauer Gemeinschaden. Americanische Gesellschaftsskizze von Eduard Wollny. — **Literatur und Kunst:** Das Pfaffenthum in der neuern holländischen Dichtkunst. Von Albert Haeger. — Neuerfundene Sprachen. Pigeon-English. Von Hermann Kindt. — Die Literatur der Neuprovenzalen. Von M. von Szeliski. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Neue Aufführungen. Eine neue Posse. Besprochen von P. L. — Notizen. — Inserate.

Die Begründung eines deutschen Patentrechts.

Von **Wolfgang Eras.**

I.

Durch vielfaches Wiederholen einer und derselben irrigen Behauptung erreicht man schließlich, daß sie geglaubt wird, — wenn nicht von anderer Seite ein eben so kräftiger Protest mit gleicher Zähigkeit erfolgt. Da klagen die Schutzzöllner, die Zünftler, die Agrarier und mit ihnen der größte Theil aller mißvergnügten Politiker seit Jahr und Tag: „unsere deutsche Wirthschaftsgesetzgebung sei durch den überwiegenden Einfluß der radicalen Freihändler verpfuscht worden", und diese Phrase wird mit einer Sicherheit, Energie und Betriebsamkeit wiederholt, daß sie sich zum Dogma zu verknöchern droht! . . .

Wenn man die Schutzzöllner hört, so möchte man glauben, unser Zolltarif sei ein reiner Finanztarif, bestehend aus einzelnen wenigen einträglichen Positionen — ein Abklatsch des englischen, — und unsere „Freihändler" hätten ihn seit der Gründung des Nordbundes so traurig verunstaltet. Thatsächlich enthält aber der, seit Abschluß des deutsch-französischen Vertrages nur wenig veränderte Tarif nahezu zweihundert hauptsächlich nach protectionistischen Rücksichten bemessene Zölle. — Wenn man die Zünftler klagen hört, so sollte man meinen, in Deutschland sei jede „gewerbliche Ordnung" überhaupt durch die bösen Freihändler abgeschafft, und doch kann sich Jedermann leicht davon überzeugen, daß die Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 noch immer ein Gesetz von recht ansehnlichem Umfange ist. — Die Agrarier endlich werden nicht müde, die Freihändler haftbar zu machen für alle Mißbräuche, die mit der sogenannten „Actienfreiheit" getrieben worden sind; das Gesetz vom 11. Juni 1870 aber, an dessen Zustandekommen die „Freihändler" durchaus keinen hervorragenden Antheil haben, unterscheidet sich nur sehr wenig von den Gesetzgebungsacten anderer Culturstaaten über die Actiengesellschaften und Commanditgesellschaften auf Actien; es ist kein Ausbund von Freisinnigkeit; aber ein wirklich „gutes" Actiengesetz, ein solches, das Mißbräuchen vorbeugt, ohne der Capitalsassociation schwere Fesseln anzulegen, soll eben noch erdacht und gemacht werden: — bei uns, wie in England und Frankreich.

Mögen unsere Wirthschaftsgesetze noch so reformbedürftig sein, mögen sich in der That bei deren Anwendung in den letzten Jahren arge Uebelstände herausgestellt haben: die Freihandelspartei muß unbedingt freigesprochen werden von der Anklage, den hier vorzugsweise in Betracht kommenden gesetzlichen Bestimmungen ihren Stempel aufgedrückt zu haben.

Ach, die guten Freihändler der alten Schule waren weder im norddeutschen Parlament noch im deutschen Reichstag die Ausschlag gebenden Leute, welche sie nach der Eingangs erwähnten Beschuldigung unserer wirthschaftlich-reactionären Parteien gewesen zu sein scheinen! Das zeigt sich am besten an den Gesetzen, die in den letzten Jahren behufs Begründung eines sogenannten „geistigen Eigenthumsschutzes" ergangen sind. Im Jahre 1870 bereits (am gleichen Tage mit dem viel berufenen Actiengesetze) erschien das Gesetz über das Urheberrecht an Schriftwerken, Abbildungen, musikalischen Compositionen und dramatischen Werken. Durch die Reichsgesetze vom 9., 10. und 11. Januar wurde die Codification des Urheberrechts weiter geführt in Bezug auf Muster, Modelle und Photographien. Alle diese Gesetze sind ganz und gar nicht nach dem Herzen der alten Freihändler; wären diese im Reichstage in der Majorität gewesen, so würden die betreffenden Gesetzgebungsacte entweder gar nicht zu Stande gekommen sein, oder doch eine wesentlich andere Gestalt angenommen haben; daß sie zu Stande gekommen sind, zeigt zur Evidenz, daß die Freihändler überhaupt nicht in der Lage waren, im Reichstage eine Dictatur auszuüben, und beim Ausbau der Reichsverfassung nur in so weit ihre Grundsätze Terrain gewinnen sahen, als dieselben schon längst Gemeingut aller liberalen Politiker geworden waren. Ein besonderes Verschulden der Freihändler anzunehmen, wie es heute so vielfach beliebt wird, ist also völlig unzulässig. Quod erat demonstrandum.

II.

Das überschriftlich bezeichnete Thema, oder richtiger die Frage: bedarf es überhaupt eines Patentschutzes zur Anregung von Erfindungen? bildete lange Zeit einen Lieblingsgegenstand der Erörterung im Kreise liberaler Volkswirthe. Eine große Anzahl tüchtiger Gelehrten hatte sich gegen Erfindungspatente ausgesprochen. Michel Chevalier sagt: „Patente sind Fesseln für die Freiheit eines freien Volkes, selten Belohnungen für Erfindungen, meist Vorwände für Erpressungen und Quälereien." Bolley und Kronauer, die Professoren der chemischen und mechanischen Technologie an der polytechnischen Hochschule zu Zürich, sprachen sich in ihren Gutachten 1861 und 1869 gegen den Patentschutz aus. Von 47 preußischen Handelskammern votirten noch 1862 31 gegen die Beibehaltung eines Patentschutzes für Erfindungen, und die preußische Regierung lehnte 1863 beim Bundestage in Frankfurt a. M. ihre Betheiligung an der Vorbereitung eines deutschen Patentgesetzes ab, so lange

Digitized by Google

die „Principienfrage“ unentschieden sei. Auch im Nordbunde zielte eine Vorlage des Bundeskanzlers an den Bundesrath zunächst auf gänzliche Verwerfung der Erfinderpatente ab. (Die Verfassung erklärte in Art. 4 unter Nr. 5 die Bundesgesetzgebung lediglich für competent in Betreff der Erfindungspatente, verhieß aber keineswegs, wie manchmal angenommen wird, grundrechtlich einen Patentschutz für Erfindungen). Erst durch den Gang, den die legislotorische Bearbeitung des Rechts an geistigem Eigenthum in anderen Disciplinen nahm, wurde der Erlaß eines deutschen Patentgesetzes zur Nothwendigkeit.

Das Capitel vom geistigen Eigenthume ist in der That in vielen Partien ein höchst dunkeles und strittiges. Die begriffliche Feststellung schon bereitet Schwierigkeiten. Wenn Jemand zu einem wissenschaftlichen Forschungsresultat oder zu einer brauchbaren Idee gelangt ist, so fällt der Moment der Nutzbarmachung mit der „Enteignung“ zusammen, während das dingliche Eigenthum nutzbar bleibt eben nur so lange, als man es zu eigen besitzt. Einen geschäftlichen Nutzen zieht der geistige Eigenthümer gewissermaßen erst dann aus seinem Eigenthum, wenn er Andere in den Besitz oder Mitbesitz desselben einsetzt. Der Schutz des „geistigen“ Eigenthums (solches als ein factisches Rechtsinstitut vorausgesetzt) bereitet daher dem Gesetzgeber weit größere Schwierigkeiten, als der Schutz des dinglichen Eigenthums. Wenn einem in Frankreich reisenden Engländer Objecte seines dinglichen Eigenthums beschädigt oder geraubt werden, so ist der Prozeß ein sehr einfacher. Wenn dem französischen Componisten durch einen deutschen Verleger Melodien gestohlen worden, so setzt das Klagbarwerden des Beschädigten die Existenz besonderer internationaler Schutzverträge voraus.

An Stelle des Besitznachweises tritt der Beweis der Urheberschaft (Autorschaft) und dieser ist in vielen Fällen selbst dann schwer zu führen, wenn der Gesetzgeber behufs ihrer Beurkundung besondere Vorkehrungen und Formeln geschaffen hat. „Dies ist meine Taschenuhr“, sagt der Bestohlene zum Polizeicommissarius oder zum Untersuchungsrichter, „Silbergehäuse, Cylinderwerk, Fabrikzeichen G. E. 4962; ich habe sie bei Gebr. Eppner gekauft.“ Das ist ein leicht zu führender Nachweis. Nicht viel schwieriger ist die Entscheidung der Frage, ob ein Nachdruck, eine unbefugte Aufführung vorliegt; schon schwieriger die Prüfung der Originalität eines Musters; am schwierigsten die Feststellung der Neuheit und Eigenthümkeit oder der Nachahmung einer technischen Erfindung.

Beim Erfindungs-Patentwesen kommt vorzugsweise in Betracht, was die Principienfrage überhaupt zu einer so kritischen macht: die Thatsache nämlich, daß an der bedeutendsten Entdeckung des menschlichen Geistes stets Mehrere arbeiten, und daß Einer sich auf die Schultern des Andern stellt. Bolley ist so unbefangen, wörtlich zu erklären: „Was das Anrecht betrifft, welches ein Individuum an einer Erfindung hat, so bin ich durch meine technischen Untersuchungen zu dem Resultate gekommen: keine Erfindung hat einen Erfinder.“

Goethe hatte nichts dagegen zu erinnern, daß Walter Scott eine Scene aus seinem „Egmont“ und den Charakter seiner Mignon nachbildete, vulgo „stahl“. „Sofern es mit Verstand geschah“, wollte er ihn sogar darum loben.

Wenn man die Diebstahltheorie auf geistigem Gebiete streng nehmen wollte, so wäre unser ganzes geistiges Eigenthum — geistiger Diebstahl. Es haben, um mit Goethe zu reden, seit den Jahrtausenden, daß die Welt steht, schon gar zu viele bedeutende Menschen gelebt und gedacht.

Nun, wir führen diese Einwürfe gegen des Rechtsinstitut geistigen Eigenthumsschutzes hier nicht an, um gegen den Erlaß eines Patentgesetzes anzukämpfen, sondern lediglich um zu zeigen, daß das geistige Eigenthum sich hinsichtlich seiner begrifflichen Klarheit mit dem „dinglichen Eigenthum“ nicht messen kann. Und dieses Bewußtsein ist vorhanden und macht sich geltend selbst bei den eifrigsten Anhängern des Patentschutzes, — wenn sie's auch nicht Wort haben wollen. Während das Sacheigenthum — der Rechtstheorie nach — selbstverständlich als ein ewig währendes betrachtet werden muß — so daß naturrechtlich von einer „Verjährung“ gar nicht die Rede sein kann —, geben fast alle Vertheidiger der Rechtsinstitution des geistigen Eigenthums zu, daß der Schutz gegen Nachdruck von Werken, Nachahmung von Mustern, Modellen, Erfindungen, nur auf eine knapp bemessene Reihe von Jahren zu verleihen sei. (Nur in Frankreich haben einige Rechtslehrer versucht, ein Monautopol, d. i. ein ewig währendes Recht an Erfindungen nachzuweisen.) In diesem Maßhalten liegt das Zugeständniß, daß die Mitwelt, als natürliche Erbin der Gesammtheit der früheren Forscher, ein Anrecht auf die neuen Erfindungen hat, welches nicht ignorirt werden darf.

Die hauptsächlichsten Einwendungen, welche von der Freihandelsschule gegen Erfindungspatente früher erhoben wurden, geben wir hier in einigen von Böhmert formulirten Sätzen wieder. 1. „Die Erfindungspatente sind Hemmnisse des industriellen Fortschritts.“ — Watt konnte z. B. für seine Dampfmaschine Anfangs kein Patent erhalten, weil sich an derselben eine Kurbel befand, die einem Anderen patentirt war. 2. „Der Patentschutz erzieht eine Classe von Erfinderlingen, die ohne positive Kenntnisse gern durch Zufall reich werden möchten, während er den wirklichen Erfindern nur selten nützt.“ Es liegt ein Zauber in dem Wort „Patent“, welcher viele Leute verlockt, Phantomen nachzujagen. Dafür gab u. A. Armstrong bei der englischen Patentenquête von 1861 viele praktische Beispiele an. 3. „Jede große Erfindung ist das Werk vieler Erfinder und es verdient niemals Einer allein den durch die Patente zugedachten Monopolgewinn.“ — „Nicht der glückliche Gedanke eines Einzelnen, sondern das Ergebniß einer wissenschaftlichen Fortschrittsperiode ist die Dampfmaschine“, bekennt der eifrige Patentanhänger Prof. Reuleaux. 4. „Der Patentschutz ist unnöthig, weil praktische Erfindungen in der Regel im freien Verkehr genügend belohnt werden“. 5. „Die Geheimhaltung der Erfindungen erfolgt trotz der Patentirung.“ — Von der Richtigkeit dieser Behauptung kann man sich allerdings in England alle Tage überzeugen. 6. „Die praktische Durchführung des Patentschutzes stößt von Jahr zu Jahr auf größere Schwierigkeiten.“ In England hat man mit dem bloßen Anmeldeverfahren, in Preußen mit dem Vorprüfungssystem ungünstige Erfahrungen gemacht. Die Büreaukratie schiebt der Industrie und die Industrie der Büreaukratie die Lösung eines unlösbaren Problems, die Feststellung der Neuheit zu. (Michaelis.) Allseitig befriedigende Patentzustände sind noch in keinem Patentlande erzielt worden. Die industrielle Schweiz hat niemals Erfindungspatente gekannt, in Holland hat man sie erst neuerdings abgeschafft.

III.

Die Zusammensetzung der Enquêtecommission zur Berathung der Patentfrage zeigt zur Genüge, daß der Bundesrath bereits vor Berufung der Experten sich darüber klar war, welche Regelung des Patentwesens im deutschen Reich nach Erlaß der übrigen, das geistige Eigenthum betreffenden Gesetze, die einzig mögliche geworden war. Es war eine reine Formalität, daß man dieser Commission noch die Vorfrage vorlegte: „Empfiehlt sich ein gesetzlicher Schutz für Erfindungen?“ — Mit allen gegen Eine Stimme wurde die Principfrage im bejahenden Sinne entschieden. Auch über die sonstigen der Commission unterbreiteten Specialfragen verlautet bereits Näheres. Ausgeschlossen soll die Patentirung solcher Erfindungen sein, die den Gesetzen oder den guten Sitten zuwider sind, — ferner die Patentirung von Arcana, Schönheitsmitteln und Nahrungsmitteln. Der Ausschluß von Giften und Explosivstoffen wurde einstimmig, derjenige von Arzneistoffen von allen gegen Eine Stimme ausgesprochen. Es wurde allseitig anerkannt, daß keine Patente zu ertheilen seien in solchen Fällen, wo der Eintritt des beabsichtigten Erfolgs durch die Naturgesetze unmöglich gemacht ist. Auch darüber herrschte,

Digitized by Google

— nach dem Communiqué des „Staatsanzeigers" — sachliche Uebereinstimmung, daß bloße Formveränderungen nicht zu patentiren seien.

Der Inhaber eines Patents soll, nach einstimmiger Ansicht, das ausschließliche Recht der Herstellung und des Handels haben. Er soll ferner, nach fast einstimmiger Ansicht, das Recht der ausschließlichen Benutzung haben; dagegen soll die Benutzung der patentirten Gegenstände zu anderen als gewerblichen Zwecken nach Ansicht der Majorität Jedermann freistehen.

Von ganz besonderem Interesse ist die Entscheidung der Commission über das sogenannte Licenzprincip. Man versteht unter dem sogenannten „Licenzzwang" die Einrichtung, daß der Patentinhaber verpflichtet ist, gegen eine angemessene, event. vom „Patentgerichtshof" festzusetzende Entschädigung die Benutzung der patentirten Erfindung Jedermann zu überlassen.

Der deutsche Patentschutzverein hatte diesen Grundsatz zunächst ganz allgemein, der internationale Patentcongreß (1873 in Wien) die gleiche Forderung mit der Einschränkung acceptirt, daß die zwangsweise Licenz nur dann stattfinden solle, wenn das gemeine Wohl in Frage komme. Der deutsche Patentschutzverein hatte seinen ersten Patentgesetz-Entwurf nachmals dahin abgeändert, daß die Licenzertheilung erst nach Ablauf von 5 Jahren (vom Datum der Patentertheilung an) erstreitbar sein sollte. Auch gegen diese gemäßigte Façon der Licenzidee erhob sich ein wahrer Sturm der wurzelechten Patentvertheidiger. Namentlich declarirte der Patentagent Herr Ingenieur Heinrich Simon zu Manchester, in einem von ihm selbstverlegten „Briefe" über die deutsche Patentfrage, daß das Licenzprincip einfach die „Aufhebung" des Patentrechts sei.

In unserer Patentcommission waren für den unbedingten Licenzzwang sechs Stimmen. Für den bedingten oder indirecten Licenzzwang (im Sinne der Wiener Beschlüsse) sprachen sich zehn Stimmen aus. Gegen jeden Licenzzwang entschieden sich nur sechs Stimmen.

John Stuart Mill, der bekanntlich aus verschiedenen Gründen für Patentschutz votirt, spricht sich in seiner „Politischen Oekonomie" dahin aus:

„Im Allgemeinen ist ein exclusives Privilegium von kurzer Dauer der Aufhebung des Erfindungspatentschutzes und der Einführung sogenanter Nationalbelohnungen für Erfinder vorzuziehen:

1. weil es Nichts der Entscheidung irgend einer Person anheimstellt (?);

2. weil die durch das Privilegium erhältliche Belohnung davon abhängt, daß die Erfindung sich als nützlich erweist;

3. weil je größer die Nützlichkeit, desto größer auch die Belohnung, und

4. weil dieselbe gerade von denjenigen Personen gezahlt wird, denen der Dienst geleistet wird, nämlich von den Consumenten des Bedarfsgegenstandes.

„So entschieden sind diese Gründe," — mit diesen Worten resumirt sich J. St. Mill — „daß, wenn der Patentschutz verlassen und dafür eine Staatsbelohnung eingeführt werden sollte, letztere keine bessere Form annehmen könnte, als eine, auf beschränkte Zeit, vom Erfinder (Patentinhaber) von allen Personen, die seine Erfindung benutzen, zu erhebende Steuer."

Nun, diese „Patentsteuer", welche Mill vorschwebte, und die „Licenzgebühr" sind ein und dasselbe. Mit der Einführung des unbedingten Licenzzwanges würde das Patentrecht eingerückt sein in die Kategorie des einfachen „Aufführungsrechts", wie wir es bei dramatischen und musikalischen Werken schon haben.

Der deutsche „Patentschutzverein" hat sich mit dieser Beschränkung einverstanden erklärt; warum sollen wir päpstlicher sein als der Papst??

Breslau, im September 1876.

Die americanische Doctorfabrik. Der Nassauer Gemeinschaden.

Americanische Gesellschaftsskizze

von

Eduard Wollny.

So haben wir mit höllischen Lattwergen,
In diesen Thälern, diesen Bergen
Weit schlimmer als die Pest gehaust.

Eine der ausgezeichnetsten Quellen der Information ist in einem Artikel des bekannten Bostoner Arztes Dr. Scudder über die Harward'sche Universität enthalten; er betrifft die Revolution, welche in der medicinischen Abtheilung jener Anstalt stattgefunden hat. So weit die betreffende Geschichte reicht, steht der Stand der medicinisch-ärztlichen Erziehung in den Vereinigten Staaten von Nordamerica schmachvoll niedrig. In den alten Tagen der Dorfschulen wurden Hunderte von Männern jedes Jahr Aerzte auf eine sehr geringfügige Provocation hin: Ein junger Mann von bescheidener Intelligenz, der ein wenig Latein oder Griechisch wußte, ließ seinen Namen in dem Bureau irgend einen praktizirenden Arztes eintragen und hörte zwei Cyklus Vorlesungen. Wenn er, nachdem er seines Unterrichters Zeugniß, daß er drei Jahre lang Student der Medicin gewesen, einschließlich der beiden Vorlesungen-Cyclusse vorwies, und noch mit heilen Augen durch eine höchst oberflächliche und incompetente Prüfung ging, erhielt er sein Diplom. Alsdann stand es ihm frei, sich irgendwo niederzulassen und jeden Zweig der Medicin und Chirurgie zu treiben. Um wie viel besser der Stand der Dinge jetzt in den medicinischen Facultäten in New-York und Philadelphia ist, dies zu bestimmen, fehlen uns bis jetzt die Anhaltspunkte. Die städtischen Schulen genießen gewisse Vortheile klinischer Belehrung, welche die Landschulen nie besaßen, aber darüber hinaus ist, unserer Ansicht nach, äußerst wenig zu ihren Gunsten zu sagen. Die jungen Leute kommen und gehen in Schwärmen, und es ist sehr selten, daß es Einen glückt. Die kleine homöopathische Schule in der Stadt New-York ist viel gründlicher und genauer, auch gewissenhafter, als die sogenannten „regular"-Schulen, die sich gegenseitig eine sehr heftige, erbitterte Concurrenz machen. Von den Dreißig und einigen bestanden, nach einer sehr strengen Prüfung, Neun, oder gegen 27 Procent, während von einer Classe über Hundert in einer der regelmäßigen Schulen nur Zwei das Fegefeuer aushielten, — noch nicht einmal zwei Procent! —

Es scheint, daß in Boston seit mehr als funfzig Jahren das alte System der Belehrung und Prüfung vorgewaltet hat, bis die Behörden, obgleich die Schule überaus blühend gedieh, unzufrieden wurden und eine Revolution in Scene setzten. Getreulich hatten sie auf dem alten Wege gearbeitet mit so guten Resultaten, wie sie auf jenem eben zu erzielen waren. Als Dr. Holmes den Ueberblick der ärztlichen Lehrthätigkeit schloß, sagte er: „Der Student wurde zu einem Fest vieler Course eingeladen; aber man begann mit Allem auf einmal, was weder für den geistigen Appetit noch für die Verdauung ersprießlich und zuträglich war." Mit anderen Worten, der americanische Student der Medicin kam zwei Wintersemester nach Boston, stopfte sich mit Gelehrsamkeit und Vorlesungen voll bis zum Ersticken und ging dann in seine Heimat. Die begonnene Aenderung widmet das ganze akademische Jahr der ärztlichen Belehrung. Die beiden Semester beginnen beziehungsweise im September und Februar und enden im Februar und Juni. Jedes dieser Semester ist länger an Zeit als das frühere Wintersemester. Der Unterricht ist ein fortschreitender, die Studenten sind in drei Classen getheilt, entsprechend den verschiedenen Zweigen ihrer natürlichen Folge,

Digitized by Google

anstatt, wie bisher, die gesammte Last ihnen aufzubürden. Die frühere alte mündliche, übereilte und gänzlich unzuträgliche Prüfung zur Erlangung des Grades, die ehemals im Schwange war, hat aufgehört, und an deren Stelle ist eine schriftliche Prüfung getreten, welche in jedem Zweige drei Stunden währt; der Student muß sich zu vollkommener Zufriedenheit seiner Examinatoren zeigen, ehe ihm das Diplom eingehändigt wird.

Es gibt vielleicht nichts in all' den vielen Verbesserungen, welche das Harward-College während der Geschichte seines so überaus bemerkenswerthen Fortschrittes gemacht hat, für welchen ein nur zu lange leidendes Volk ihm so viel Dank schuldet, als gerade diese Verbesserung. Es ist in den Vereinigten Staaten immer viel zu leicht gewesen, ein medicinisches Diplom zu erringen. Medicinische Schulen rissen sich um die Studenten, und in Folge dessen entstand die Versuchung, den Stand so niedrig als möglich zu halten und die größtmögliche Zahl von jugendlichen Jüngern Aeskulaps zu „graduiren". Niemand als intelligente Aerzte wissen besser, daß es Mengen von sogenannten prakticirenden „Dactors" (Doctoren), wie sie der Volksmund nennt, gibt, die nie hätten zur Ausübung des so hochwichtigen ärztlichen Berufes zugelassen werden sollen, Männer, deren medicinische und wissenschaftliche Erziehung schamlos vernachlässigt war und gräßlich klaffende Lücken zeigte, Männer, die ihre Diplome nicht Kraft des Rechtes der Wissenschaft und ihrer Kenntnisse oder Geistesbildung noch irgend einer Art von Fähigkeit erhielten.

Wohl, was war das Resultat des Wechsels im Harward-College? „Eine größere Prosperität", theilt Dr. Scudder uns mit, als unter dem alten Systeme. Aber es ist nicht nothwendig, Herrn Scudder um Belehrung anzugehen. Es wird tagtäglich offenkundiger, daß ein Harward'sches Diplom das allerwerthvollste, welches in diesem Lande zu verlangen ist. Die Folge ist, daß die bessere Classe von Studenten es zu erringen sucht, bis die anderen Schulen nach demselben Plane lehren und auf ewige Zeiten den jetzigen billigen und unwirksamen abschaffen. Ein Diplom eines Doctor medicinae et chirurgiae, von der Universität in Harward ausgestellt, hat etwas zu bedeuten; das gewöhnliche Diplom hat sehr wenig, selbst für Diejenigen, welche im Besitz desselben sind, zu sagen. Ein Harward'sches Diplom bedeutet Arbeit, That, Gelehrsamkeit, Ehre, Erfolg; und das beste in Vorbereitung begriffene Studentenmaterial wird es, koste es was es wolle, um jeden Preis zu erringen streben. Die medicinischen Schulen von New-York und Philadelphia müssen Boston folgen oder weit hinten zurück bleiben, wo sie auch bleiben sollten. Für den ärztlichen Beruf oder die Welt kann durch einen andern Weg nichts gewonnen werden und, mit der Zeit, erst recht nicht für die medicinischen Schulen.

Die Angelegenheiten der Gesundheit und Krankheit, des Lebens und Todes sind sehr ernste, und es gibt wenig traurigere Dinge — schrecklichere fürwahr — als einen kranken oder verletzten Mann der Behandlung eines gänzlich impotenten ärztlichen Pfuschers preisgegeben, geopfert zu sehen! Die Wahrheit ist, daß ein Arzt stets ein Mann erster Classe sein sollte, ein Mann erster Classe in seiner Moral, seinem Charakter, seinen Kenntnissen, seinem Anstande. Keine Lehrmethode kann zu gründlich, keine Vorbereitung für die ernste Arbeit seines Lebens zu sorgfältig sein. Studenten der Medicin sind nicht fähig, darüber nachzudenken, dies zu erwägen. Die allmälige Bekanntschaft mit Krankheit und Tod macht sie geneigt, gedankenlos zu werden, und die Kostbarkeit jenes Besitzes, den zu vertheidigen ihre heiligste Pflicht, zu vergessen. Sie werden sicherlich erst gar nicht daran denken, wenn ihre Lehrmeister es ihnen leicht machen, ihren Beruf zu lernen. Die Zulassung eines einzigen unwürdigen Mannes zur medicinischen Praxis ist ein directes Mittel zur Demoralisation, deren sich schuldig zu machen keine Facultät wagen darf. Laßt uns keine Doctoren mehr fabriciren, laßt sie uns vielmehr heranziehen!

Bekanntlich blüht das Geschäft der Doctorenfabrik am üppigsten in der Stadt der Bruderliebe — Philadelphia, der glorreichen Centennialstadt der riesigen Weltausstellung auf dem prachtvollen Fairmountpark am Schuylkillflusse, wo mit den Philadelphiaer Doctoren gleichzeitig der americanische Mustersonntag und die americanische Lady par excellence, wie sie leider! ist, exponirt werden.

Man hört und liest in den Vereinigten Staaten Jahr aus, Jahr ein und Sommer und Winter viel von dem Vagabonden- und Bettlerunwesen, die früher zu den ganz unbekannten Dingen gehörten. America schreitet eben in der Civilisation mit Riesenschritten vor. Der Vagabondengemeinschaden beschränkt sich größtentheils auf das Land, obwohl es in den Städten, besonders in den großen östlichen Fabrikstädten, an Bettlern und Schwindlern nicht fehlt. Außer Arbeit befindliche Männer ohne sie an einen bestimmten Platz fesselnde Familienbande, durch wüstes Kriegs- und Tages- oder nur einfaches Armenleben demoralisirte Leute, die nicht arbeiten würden, selbst wenn sie könnten, hinzugefügt zu der großen Classe von Paupers, die zu allen Zeiten vorhanden ist, wandern von Stadt zu Stadt, betteln und stehlen, wie's kommt — je nach dem Grade ihrer Erniedrigung —, um ihr elendes, bedeutungsloses Leben zu führen. Es gibt aber einen ganz besonders auf die Städte beschränkten Gemeinschaden, von welchem das Land nur wenig weiß, der mit jedem vorübergehenden Monat steigernder Geschäftsmisère immer größer und größer wird. Der dead-beat oder dead-head — unser deutscher Nassauer — ist das Erzeugniß der Stadt, und schwerer zu behandeln und zu heilen als der Vagabond.

Die Processe, durch welche der „dead-beat" entsteht, sind überaus mannigfach. Ein junger Mann von schlechten Sitten fällt und sinkt, bis das Geschäft flau wird, und er seine Entlassung enthält. Von diesem Tage fangen seine Gewänder an, einen ominösen fadenscheinigen Schimmer zu bekommen. Er beginnt Diejenigen, welche ihn in bessern Tagen kannten, die mit ihm kneipten und jubilirten, und für die er häufig genug die Zeche bezahlen mußte, anzupumpen mit dem Versprechen, und Anfangs vielleicht auch mit der wirklich guten festen Absicht, die Schuld in gehöriger Zeit mit Dank zurückzuerstatten; aber schließlich wird er seinen ehemaligen Freunden zum Ekel, und die Gesellschaft im Großen und Ganzen ist nun das Feld seiner Thätigkeit. Seine einzige Hülfsquelle ist der Pump — der Pump auf Grundlage irgend einer Historie, die seine äußerst fruchtbare Phantasie erfindet. Er braucht Geld, um sein innig geliebtes, in der Jugend schönster, üppigster Blüthe dahingerafftes Weib zu begraben; sechs hungernde, nackte, unglückliche Kinder schreien um Brod; die hungernde Familie eines Freundes oder ein verunglückter Arbeiter mit großer Familie ist zu unterstützen; er braucht nur einige wenige hundert Dollars, um ein Geschäft mit glänzenden Aussichten zu eröffnen, das ihm untrüglich tausendfältigen Segen einbringen muß; er hat eine Erfindung gemacht, Epoche machend, die Welt umwälzend, die Mechanik und Industrie auf den Kopf stellend, aus den gewohnten Bahnen treibend. Viele sind aus dem Süden und wollen nur das Reisegeld zur Rückreise erscharren. Viele, sich in New-York Aufhaltende, wo diese saubere Classe von Vögeln naturgemäß am zahlreichsten vertreten ist, sind soeben von Süden in der Empirecity angelangt; auf der Herreise wurde ihnen das Geld gestohlen oder sie haben es wahrscheinlich verloren, sie haben bereits ihren Kofferzettel verpfändet und müssen nach Boston zu reisen. Einige sind

Digitized by Google

soeben aus dem Hospital entlassen worden, wo sie elend lange Zeit krank darnieder lagen; ohne Geld wurden die Aermsten entlassen und wünschen nun, zu ihren Freunden oder Verwandten zu gelangen. Die ingeniösen Lügen, die tagtäglich von solchen Menschen über das Leben in New-York verbreitet werden, durch wohlgekleidete Männer und Frauen jeden Alters, vom blondlockigen Straßenbuben bis zum Greis am Krückenstabe — nach des Tages Last und Hitze nimmt er seine Krücken kreuzfidel unter den Arm und verkneipt den Erlös in der Gienschenke — bezwecken, von mitfühlenden und wohlthätigen Personen Summen von einem Dollar bis zu 25 herauszulocken. Wollte man alle diese Geschichten zusammenstellen, man hätte Material genug für mehrere Folianten moderner Gesellschaftsnovellistik. Diese Erzählungen werden häufig mit einem solchen Ernst und einer solchen Ausdauer erzählt, daß es fast unmöglich ist, sie nicht zu glauben; dennoch ist wohl anzunehmen, daß die Erfahrungen des allgemeinen Publicums, gleich all' den Studien, die man privatim macht, beweisen, in 99 unter 100 Fällen seien sie reine Erfindungen.

Der gefährlichste ist der gentile weibliche „dead beat". Er setzt Airs auf und steift sich auf seine Würden. Er spricht von vergangenem Glück, großem früheren durch unverschuldete, unvorhergesehene Umstände verlorenen Vermögen, und ganz besonders von seinen berechtigten Erwartungen, seinen Hoffnungen. Seine Einnahmequellen sind gerade nur für diesen Augenblick gänzlich verstopft, werden aber sicherlich sehr bald in Hülle und Fülle fließen. Oder er hat ein kleines Einkommen, schrecklich klein, aber es ist noch nicht fällig, er kann's vor der Hand noch nicht bekommen. Er wünscht etwas, um die gähnende Kluft zu überbrücken, welche den letzten Dollar vom nächsten trennt. Bisweilen bethaut sie ihre Rede mit salzigen Thränen, aber Würde, große Selbstachtung und ein herrlich Vertrauen auf Gott und Menschheit im Allgemeinen und den Mann im ganz Besonderen sind seine hauptsächlichsten Instrumente; und dieser weibliche Nassauer nimmt eine Börse voll Greenbacks, die wie eine Stahlfalle ihre Bitten schließt. Einige dieser Frauen bleiben selbstisch zu Hause — se keep house sagt der Americaner — oder in einem hübschen Boardinghause und schicken ihre Kinder auf den Bettel, ja selbst ihre hübschen, jungen und bisweilen wohlerzogenen Töchter, um das Geldaufbringen à tout prix für sie zu besorgen. Eine, die wir sehr gut kennen — eingestandenermaßen nicht Mitglied einer kirchlichen Gemeinschaft — beschwert sich bei der Kirchenverwaltung, daß man sie in Elend, Noth und Hunger verkommen lasse.

In dem Augenblicke, in welchem ein Mann lügt, um Geld zu erhalten oder der Nichtzahlung einer verfallenen Schuld halber, in diesem Augenblicke metamorphosirt dieser Mann sich in ein „dead-beat". So haben wir „dead-beat" sowohl in als auch außerhalb der Geschäftsmänner, die ihr Leben von Tag zu hinschleppen, die am Morgen nie wissen, wie sie den Tag über durchkommen, wo sie in nächster Nacht ihr müdes Haupt hinlegen sollen. Sie leben beständig durch Zufälle. Natürlich dauert es nicht lange, und sie sind zu „dead-beats" der schmachvollsten Sorte reducirt.

Es gibt in der Stadt New-York ein Haus, welches den professionellen „dead-beat" beherbergt und ihn sogar mit Erfindungen und Erdichtungen versieht, um das Geschäft erfolgreich betreiben und sein Board regelmäßig bezahlen zu können. In diesem Hause wird ein Buch gehalten, in welchem die Namen der wohlthätigen Männer und Frauen mit all' ihren Geschichten, Zügen, Schwächen u. s. w. genau aufgeführt werden. Diese Remarquen und diese Wissenschaft wird in einem gewissen Procentsatze zu dem Gelde, welches durch die Benutzung und Ausbeutung jener Historien eingeht, dem Betreffenden mitgetheilt. Es ist also eine Hochschule des Schnorrerthums; ob man das organisirte Bettelei oder organisirte Räuberei nennt, ist im Grunde einerlei. Die Thatsache selbst genügt wohl sicherlich, um vor jedem Mann und jeder Frau auf der Hut sein und sie abweisen zu lassen, wenn diese mit einer fertigen Passionsgeschichte und ausgestreckter hohler Rechten kommen. In 99 von 100 Fällen ist die Erzählung erlogen und der Erzähler ein Lügner, ein gewerbsmäßiger „dead-beat". Persönlich haben wir nie in der Stadt New-York einen Fall von dieser Art von Bettelei erlebt, der nicht ein regelrecht, fein geplanter Betrug war. Das geliehene Geld kommt nie zurück, oder der Bettler kommt in seiner Vergeßlichkeit nochmals vor dieselbe Thüre.

Der einzige sichere Weg, um die unverschämten und pfiffigen Hallunken los zu werden, ist, sie entweder der Obhut oder der Untersuchung irgend einer Gesellschaft zu übergeben oder einen Polizisten zu rufen, welchem die professionellen Strolche bekannt sind und von denen im Polizeihauptquartier, ebenso wie von den Dieben, Spitzbuben, Taschendieben, Mördern, Betrügern, Einbrechern, Brandstiftern ꝛc. eine photographische Galerie vorhanden ist. Dieses Kunstinstitut der Verbrecher und der Hermandad heißt sehr passend roques gallery (Galerie der Schufte). Glücklicherweise befindet sich fast in jedem, jedenfalls in jedem anständigen Hause der über die ganze Stadt nebst Umgegend verbreitete Bezirkstelegraph (Districtstelegraph), vermittelst dessen ein Polizist in ein oder zwei Minuten, ohne des Besuchers Kenntniß, herbeigerufen werden kann. In vielen Fällen erkennt der Polizist den Burschen auf den ersten Blick. Jeder diesen Blutegeln vom Gesellschaftskörper geschenkte Dollar ist eine directe Ermunterung zur Zunahme der Armenbevölkerung der Stadt und des ganzen Landes; und wenn diese hochwichtige Angelegenheit so sorglos gehen gelassen wird, wie bisher, so werden wir in 20 Jahren dieselben unseligen Zustände zu beklagen haben, an denen Großbritannien schon seit einem halben Jahrhundert und mehr leidet. Es scheint, als müßte Vetter Jonathan dem Vetter John Bull alle Nichtsnutzigkeiten ablernen. Was man gibt, wird vertrunken, das ist eine Regel; und man hegt und pflegt und fördert nicht nur die Trägheit, sondern auch so, da sie bekanntlich aller Laster Anfang, Verbrechen und Sünden. Es ist nicht nöthig, Razzias gegen die tramps auf dem Lande und die „dead-beats" in der Stadt zu machen — wie es leider nach schlecht americanischer Sitte so häufig, natürlich ganz erfolglos, geschieht —, wenn wir unsere Kinder von einer Herrschaft des Pauperismus, die nur weniger zerstörend und verderbend für die Wohlfahrt und die besten Interessen des Landes ist als die Kriegsherrschaft, zu befreien wünschen.

Literatur und Kunst.

Das Pfaffenthum in der neuern holländischen Dichtkunst.

Von **Albert Haeger.**

Es ist für die Partei der Aufklärung eine keineswegs erfreuliche Erscheinung, daß sich beim Studium der neuern Literatur eines Landes, welches hinsichtlich seiner freisinnigen gottesdienstlichen Einrichtungen stets einen guten Klang gehabt hat, die Thatsache herausstellt, daß ein bedeutender, wenn nicht der überwiegende Theil derselben in den Händen der Pfaffen und orthodoxen Laien ist. Der Gesammteinfluß dieser Männer — gleich-

Digitized by Google

gültig in welchem größeren oder geringeren Maße er durch die Einzelnen erfolgt — kann nur hemmend und hindernd auf die freie Meinung wirken, und dieser ist um so mehr zu fürchten, wenn er sich, wie hier, in das bunte schillernde Gewand der Poesie gehüllt, schlangenartig in die jungen oder schwachen und schwankenden Gemüther schleicht und sich dort einnistet. — Wenn nun auch einige dieser Dichter einer bessern Richtung folgen, so ist doch im Allgemeinen der Ausspruch unumstößlich wahr, daß Junker und Pfaffen zu allen Zeiten die größten Hemmnisse im Entwickelungsgange der Menschheit gewesen sind. Der Geist — um mit dem wackeren Dänen Brandes zu sprechen —, der sich im Kampf wider Lüge, Gewalt und Vorurtheil unhemmbar einen Weg bahnt, um Freiheit, Glück und Wahrheit zu verbreiten, liegt doch zu wenig in ihnen, und schon der alte Euripides nennt die Priester „eine schlimme Menschenart".

So tritt uns denn gleich im Anfang unseres Jahrhunderts der Schüler, Freund und wahrhaft widerliche Lobredner des finstern, altgläubigen Reactionärs und Fürstenschmeichlers Bilderdyk, der bekehrte Israelit Isaak da Costa (geb. 1798, gest. 1860) entgegen, der in seinen Dichtungen unausgesetzt den aberwitzigen alttestamentarischen Bibelglauben „wie ein Küchlein seine Eierschale" hinter sich herschleppt, und dessen Richtung als Dichter und Denker schlagend durch einen einzigen seiner Aussprüche, der mich eigentlich alles Weitern überhebt, gekennzeichnet wird. Er lautet:

„Die beste Seife (!!!) ist des Heilands Blut,
Es wäscht uns rein von allen Sünden."

Denkt man da nicht unwillkürlich an die americanischen Betbrüder Moody und Sankey?

Doch ich gebe noch das Höchste, was da Costa in mystisch-poetischem Unsinn geleistet hat:

„Den sieben Geistern vor dem Thron,
Sei mit dem Vater und dem Sohn
Anbetung, Lob und Ehr'!
Die Sieben sind jedoch vereint; (!)
Wenn jeder auch verschieden scheint,
Ist's doch ein Geist, ein Herr! (!)
Und unter Donner und Gebraus
Schießt er in sieben Strahlen aus
Auf die vereinten Schaaren.
Von ihm ist jenes flüss'ge Gold,
Das Licht den „sieben Leuchtern" zollt,
Das viel wird offenbaren." —

Einem viel gesundern und aufgeräumtern (wenn auch später mehr und mehr in starrer Altgläubigkeit versunkenen) Geist begegnen wir in dem Utrechter Hochschullehrer Nicolaas Beets. Als Verfasser der unter dem Namen Hildebrand schon als Student unter dem Titel Camera obscura herausgegebenen Sammlung von holländischen, frisch aus dem Leben gegriffenen Genrebildern, steht er hier zu Land als Prosaist sehr hoch angeschrieben, doch klammert er sich in seinen zahlreichen spätern Gedichten mit der Zähigkeit des Alters an das Buch an

„worin sich Gott erklärt,
Worin sein Nam' mit heller Feuerschrift
Geschrieben steht, und das mit frommem Geist
In tiefster Ehrfurcht seine Allmacht preist." —

Noch viel anhaltender als aus den Versen von Beets klingt der salbungsvolle, bebende Predigtton aus den gottesdienstlichen Novellen und Erzählungen des Pfarrers C. E. Koetsveld heraus, der sich zuerst durch seinen Roman: „Das Pfarrhaus von Mastland" bekannt machte. Die Bibel unter dem Arm, und das dreieckige Hütchen auf dem Kopf, führt uns in denselben der fromme Bruder in Christo unverdrossen durch schmutzige Stadttheile, in Gefängnisse, in Spitäler, in Schenken, ja selbst — risum teneatis! — in berüchtigte Häuser, um für die innere Mission thätig zu sein, und die unruhigen Kinder des Elends mit honigsüßen Bibelsprüchlein und geistlichen Liedern zu trösten und in den Schlaf zu lullen. Gepredigt wird in seinen Schriften nach Herzenslust, aber sein Schreiben und Predigen hat wenigstens einen bestimmten praktischen und löblichen Zweck. Koetsveld ist Menschenfreund; er will das Laster entlarven und das Verbrechen an den Pranger stellen, und da seine Novellen für die Welt, in der sie spielen, geschrieben sind, und von dieser gelesen werden, so sind sie hoffentlich auch nicht ohne einen gewissen Nutzen geblieben.

Einen ungleich höhern aber ganz zwecklosen Flug nimmt als etwas verspäteter Nachfolger Miltons, Dantes oder Klopstocks, der geschmeidige glatte Verskünstler im Talar J. J. L. ten Kate, welcher, das Koetsveld'sche Jammerthal gänzlich verlassend und auf den Weihrauchwolken des Bibelphantasmus einherwandelnd, das alberne Märchen von der Schöpfung auf's Neue episch bereimt hat. Jeder wahren und wirklichen Gestalt gänzlich entbehrend, wimmelt das Gedicht von nebelhaften alttestamentlichen Fabelwesen, von Seraphim und Cherubim, von singenden Engelschaaren und sonstigem halbvermodertem theologischem Apparat. Den dritten Schöpfungstag beschreibt er im Eingange also:

„Da klingt
Aufs Neu' die Stimme Gott's, die nun gebietend dringt
Bis zu der Erde Kern: daß sich die flüss'gen Massen
Versammeln und fortan den festen Grund verlassen,
Und dieser sichtbar sei! — Und kaum erklang das Wort,
So war's geschehn. Die Erd' erstarrt; wohl hier und dort
Noch feucht, doch scheidet sich das Harte von dem Weichen —
Und mag das Kleine mit dem Großen man vergleichen —
Wie Spalten in dem Eis. — Und weiter Krach auf Krach
Ertönt. Riß kommt zum Riß, und wird zur offnen Lach',
Draus Lavaströme sich in Flammenwogen drängen,
Der Erd' entpreßt. Die See — denn noch nicht fest umzwängen
Die Ufer sie — dringt in des Erdkerns Feuergluth,
Die Steine und Erze schmelzt in glühend heißem Sud."

Man sieht, die Bibel ist recht malerisch paraphrasirt. Spaßhaft ist es jedoch, daß er an demselben Tage seinem Herrgott den Schöpfungszauberstab plötzlich einmal aus den Händen reißt und das Werk sehr natürlich verrichten läßt. Denn eine Seite weiter steigen bei ihm aus dem Chaos Riffe auf,

„woran das Seegewürm
Aeonen schon gebaut."

Also Jahrhunderte vor dem fünften Schöpfungstage, an dem nach der hier behandelten Mythologie bekanntlich erst alles Gethier erschaffen wurde!?! Oder sollte Gott seiner Hochehrwürden zu Gefallen schon früher eine kleine Schöpfungsprobe blos mit Zoophyten und Crustaceen gemacht haben?

Noch geistvoller klingt folgende Apostrophe an Jesus:

„Die schärfsten Dornen unsrer Sünden
Flichst Du zu Deiner Schmerzenskron',
Du läßt — mag sie auch Tod verkünden —
Noch Gottes Hand und — bleibst sein Sohn.
Du läßt das Schwert im Streit nicht fahren,
Dir winkt der Kranz beim Siegesmahl.
„Versöhnung!" jauchzen Engelschaaren
Anbetend bei dem Leidenspfahl."

Und „in a fair phrenzij" geräth er in folgendem Hymnus:

„Singt, Erschaffne, des Herren Ruhm
Im Heiligthum!
Im Heiligthum!
Bis sich der Oberpriester zeigt,
Um ewig nun bei Euch zu wohnen,
Mit Amen Euer Lied zu lohnen,
Bei dem aus Ehrfurcht Alles schweigt."

Digitized by Google

Ich schweige auch, jedoch keineswegs aus Ehrfurcht vor dieser „gottgeweihten" Poesie. Schade, daß der alte fromme holländische Literaturhistoriker van Kampen, welcher den „Sänger der Messiade" dictatorisch für den größten deutschen Dichter erklärte, nicht mehr lebt, wie würde er seinen bibelfesten Landsmann erst gepriesen haben! Dieser suchte inzwischen seinen idealen Epen: „Die Schöpfung" und „Die Planeten" auf realistischerem Wege Eingang zu verschaffen, und zog, wie unser Jordan in America, in Holland als Rhetor umher, um sie vorzulesen, zweifelsohne zu großer Erbauung der „Erweckten" und zu seinem klingenden Vortheil. —

Aus den hohen Himmeln ten Kate'scher Epik kehren wir mit dem geistreichen remonstrantischen Prediger P. A. de Genestet wieder auf festen Grund und Boden, und zwar in den engen Kreis des alltäglichen Familienlebens zurück. De Genestet, der kaum dreißig Jahr alt starb, greift frisch und kräftig, namentlich mit seinen „Laiengedichten", in das, wenn auch etwas beschränkte Menschenleben seines Gesichtskreises hinein, doch verleugnet er bei allem Witz und aller Munterkeit den Pfaffen nicht ganz, und die verdächtigen Bäffchen gucken hier und da heraus. Zuweilen verfällt er selbst ganz in den salbenden Predigerton und „dem Gott des Lebens" klingt dann sein Lied:

„Ihr Brüder, laßt vereint uns seinen Namen preisen,
Macht, Freunde, jetzt mit mir den Gott des Lebens groß!"

Im vollen Ornat erscheint er ferner in folgendem Bruchstück:

„Such ernstlich, Sünder, Dich dem Herren zuzuwenden,
Und alles Andre fällt von selbst Dir in den Schoß; (!!!)
Wer seiner Pforte naht, kehrt nicht mit leeren Händen,
Macht er auch Jeden nicht hienieden reich und groß.
Er schenkt in Fülle uns des Himmels besten Segen,
Er weiß den Sterblichen die Ruh' in's Herz zu legen,
Doch Himmelsruh' mit Lebenslust;
Er bindet an die Erd' das Herz mit ird'schen Banden,
Die er einst selber löst, um dort in Lichtgewanden
Zu ruhn als Engel (!) an Gott's Brust."

Da haben wir also das alte verbrauchte Eiapopeia vom Himmel in bester Form. Natürlich! Es kostet ja den geistlichen Herren so wenig, die armen Seelchen mit solchen Himmels- und Engelsfreuden bis auf Weiteres zu vertrösten, und leider! gibt es noch so viele, die sich mit diesem zuckersüßen christlich-phantastischen Brei als Seelenspeise genügen lassen.

Auch an die Allmacht des Gebets glaubt de Genestet, wie aus folgendem vierzeiligen Sinngedicht erhellt:

Probirstein.

Was man auch allhier begehrt,
Erst das Herz zum Herrn gekehrt!
Denn durch brünstiges Gebet
Gottes Meinung man erräth.

Aber, wo endigen, wollte ich alle dunkeln Poeten, wäre es auch nur mit wenigen markigen Strichen, gebührend kennzeichnen, und sie in den engen Rahmen eines Aufsatzes, bestimmt für eine literarische Wochenschrift, zusammenfassen?

Da haben wir weiter den strengkatholischen Unfehlbarkeitsverkünder Schaepmann in Utrecht, dessen süßliche Herzjesulieder uns gar widerlich in die Ohren klingen, und der nur selten einen weltlichen Accord ertönen läßt. Hier von den Verzückungen des frommen „Lämmleinbruders", welcher „das ewige Loblied des Opfers von Golgatha" bis zum Ueberdruß psalmodirt, einige Proben:

„König, König, König bist Du, Petrus, Statthalter
Des menschgewordenen Gottes!
Voll sind die Himmel und die Erde von dem Wort Deiner Bekenntniß!
Bei Dir ist die Glorie der Apostelschaar,
Bei Dir die Weisheit der Propheten," ꝛc.

Den armen Luther nennt er einen Geist

„benebelt
Von grauen Dünsten, an der Erde Koth geknebelt,
Der sank in der Verthierung (!!!) Höllennacht."

Gar possirlich schimpft und flucht er auf unser Jahrhundert:

„auf seinem Schädel
Da ruht der Fluch von Allem, was noch edel
Und groß, ihm zugeschleudert ist mit diesem Weh.
Die Stimm' der Liebe flucht (!) aus Pius' Mund: Vergeh!
Vergeh, du Scheusal, das mit blutbefleckten Händen
Gewagt das Heiligthum des ew'gen Gott's zu schänden,
Das er gestiftet zwischen Gattin, Mann und Kind;
Erröthend (!) kehrt sich weg, was fromm noch ist gesinnt."

Das Fluchen der Liebe und das Erröthen bei dem Gedanken an die Civilehe sind sehr charakteristisch.

Zum Schluß noch einige Verse, zur Ehre des „wahren Priesters" gesungen:

„Priester! — Gibt es einen Nam',
Dessen Klang in frommen Chören
Lieblicher ist anzuhören,
Der aus höhern Himmeln kam?
Ueber Nacht und Tod im Leben
Ueber Trug und Lug der Höll' (!)
Strahlt, von ew'gem Glanz umgeben,
Dieser Name flammenhell."

„Wer gibt Antwort rings im Land?
Er, der Priester, kann sie geben,
Wahrheit, Freiheit, Licht und Leben, (sic!!!)
Alles ist in seiner Hand.
Denn die Sonne läßt er tagen, (!)
Alle Wunden heilt sein Wort, (!)
Durch die Opfer, wie ertragen
Sie einst Jesus, unser Hort."

Weiter finden wir den reformirten Emeritus ter Haar, welcher sich durch sein Gedicht: „Der St. Paulsfelsen" einen guten Namen in der neuern Literatur erworben, doch zu seinem Nachtheil einen machtlosen poetischen Bannfluch gegen unseren ihm zehnmal an Geist überlegenen Strauß schleuderte; den in seinen Gedichten zu wenig selbstständigen und zu weichlichen „Domine" Hasebroek, der indeß in seinen humoristischen Umrissen, wenn auch wieder nachahmend, jedoch gesunder und kräftiger auftrat; den Freund de Genestets, den ebenfalls früh verstorbenen Theologen A. des Amorie van der Hoeven, den Haag'schen Prediger Bennink Janssonius, welcher, wie der Professor van Vloten, der holländische Johannes Scherr, sich ausdrückt, „recht kirchlich-gemüthlich" versificirt und dessen Dichterflug nie ultra crepidam geht:

„Doch mich lass' stets mit frommem Ton
Den Streit mit Welt und Sünde führen!
Kein Paukenschall, kein Trommelrühren,
Die Mavors heldenkühnem Sohn
Die Nerven und den Busen rühren! —
Nicht so, Herr, will ich streiten hier,
Nur das allein bitt' ich von Dir," ꝛc.

Doch

„Immer mehr noch! — Nimmt der Zug kein Ende?"

Da kommt ferner der Romanzendichter Staring, welcher sich jedoch erst später in seinen „Kirchengesängen" als treuer Diener des Herrn dichterisch entpuppte, der Amsterdamer Seelenhirte E. Laurillard, der Verfasser von „Kein Tag ohne Gott" und von anderen erbaulichen Büchlein in gebundener und ungebundener Rede; die früheren Gottesgelehrten Büsken Hüet, Gorter und de Veer, der orthodoxe Katholik Alberdingk Thym, dieser

Digitized by Google

heftige Gegner des Zeitgeistes, von ihm „der Geist der Finsterniß" genannt, dieser Strebepfeiler des „alten, ehrwürdigen Glaubens" der Papisten, und andere. Nehmen wir dazu noch die belgischen Talardichter, so wird man mir zugestehen, daß das schwarze Element in der neuern holländischen Dichtkunst verhältnißmäßig viel stärker vertreten ist, als in der unsern, und daß der Einfluß dieser Männer — deren Verdienste als Dichter proprement dit ich hier keineswegs habe schmälern wollen — durch ihren, dem gesunden Menschenverstand und allen Wissenschaften hohnsprechenden Bibelglauben, und ihre frömmelnd-orthodoxe Richtung, gefährlich genug ist für die im Befreiungskampfe gegen Pfaffenlug und Trug ringende Menschheit, um unseren Nachbarn bald einen literarischen Bismarck zu wünschen, der die jungen Ritter vom freien Geist — und es sind gar wackere Kämpen hier — um sich versammelte, um ihn zu brechen, und seiner Schaar mit Goethe zuzurufen:

„. . . nicht gewichen! Frisch!
Hart an mich an, wie ich Euch führe!
Heraus mit Eurem Fleberwisch!
Nur zugestoßen, ich parire!"

Neuerfundene Sprachen.

Pigeon-English.

Von **Hermann Kindt.**

Voltaire sagt irgendwie in seinem Artikel über Geschichte im Dict. philos.: Keine Nation ist mit ihrem eigenen Ursprunge bekannt; alle ursprüngliche Geschichte ist also nothwendigerweise Erfindung. („C'est l'imagination seule qui a écrit les premières histoires. Non seulement chaque peuple inventu son origine, mais il inventu aussi l'origine du monde entier.") Was Voltaire hier von der Geschichte sagt, gilt in demselben Grade von der Sprache: der Ursprung ist unbekannt; jedes Volk erfand seine Sprache, getrieben durch die unumstößlichen Gesetze der Nothwendigkeit. Ist es aber nicht auch Erfindung, dem Bestehenden, schon Geschaffenen, durch jahrhundertlangen Gebrauch Geheiligten plötzlich, aus reiner Laune, aus Scherz, aus Verdrehung, einen ganz anderen Sinn, eine neue Bedeutung unterzubreiten und zu verleihen, oder durch Endungen, Vor- oder Nachsilben aus dem Vorhandenen eine neue Form zu schaffen, die dies bewerkstelligt? Diese „Erfindung" ist ebenfalls unbekannten Ursprungs und so alt wie die Sprachen selbst. Wir sprechen von Kunstsprache, Gaunersprache, Diebessprache, Spitzbubensprache, Geheimsprache, Rothwelsch, Kauderwelsch, Gedibber, Jargon, Argot, Kalauer oder Slang, wie der Engländer diese Sprache nennt und durch die Presse sanctionirt. Uns Deutschen fehlt ein gutes Wort für diese Sprache in der Sprache, die natürlich längst nicht mehr die Geheimsprache der Gauner und Diebe ist. Und nicht nur der technische Ausdruck selbst fehlt uns, dessen Ursprung auch bei den Engländern im Dunkel der Zeit verloren gegangen ist (Webster meint, das Wort Slang stamme von den Zigeunern her, die darunter ihr eigenes Gedibber verstehen), sondern auch die Literatur desselben, während der praktische, nicht wie der Deutsche philologisch-geneigte Engländer dieselbe seit länger als drei Jahrhunderten gesammelt, commentirt und glossirt hat*). Diebe, Landstreicher, Zigeuner, Geheimnißschwindler sind die ursprünglichen Erfinder; aber der Humor, der Witz, die Metapher, die Zote haben sich des Wechselbalges angenommen und den willkürlichsten Despoten daraus erzogen. Keine Sphäre, keine gesellschaftliche Stellung, keine Kunst, keine Wissenschaft ist ihm heilig. Die Bühne und die Kanzel, die Schule und die Kneipe, den Laden und den Salon, das Ministercabinet und das Atelier: alles beherrscht er. Er hat seine Mode wie jedes Ding, aber er bleibt derselbe. Er borgt von allen Sprachen und basirt auf keiner. Eine Proteusnatur, eine Schmetterlingsnatur. „Alles Slang", sagt Dr. Hoppe in seinem vortrefflichen „Supplementlexicon" (zu allen bis jetzt erschienenen englisch-deutschen Wörterbüchern), „hat seine Haupteigenthümlichkeit darin, daß es für die einzelnen Begriffe nicht die von der regelmäßigen Sprache festgesetzten Wörter und Wendungen setzt, sondern andere, entweder willkürlich erfundene, oder auch solche, die in der anerkannten Sprache wirklich vorhanden sind, denen aber nach Aehnlichkeit, Analogie, Gegensatz und dergl. eine Beziehung zu dem zu bezeichnenden Begriff gegeben wird. In letzterer Beziehung eröffnet sich also dem Witz, dem Humor, ja einer gewissen Poesie ein weites Feld im Slang, und hierin liegt der Grund, daß die zahlreichen humoristischen Schriftsteller (der englischen Literatur) von jeher im Slang ein wirksames Mittel der Darstellung gefunden haben. Es ist natürlich, daß diejenigen Stände und Kreise der Gesellschaft, welche entweder naturgemäß von dem allgemeinen Verkehr abgesondert sind, oder willkürlich danach streben, sich von ihm abzuschließen, am meisten Veranlassung haben, sich eine Sprache zu bilden, welche von den Mitgliedern der großen Gesellschaft nicht verstanden wird. So haben namentlich Diebe und Landstreicher in England wie in allen Ländern sich ihre Geheimsprache seit langer Zeit gebildet . . . Indeß nicht blos die von der Gesellschaft Gebrandmarkten bilden sich so ihre eigene Sprache, sondern jede in sich abgeschlossene Gemeinschaft, ja jeder Stand hat die Neigung dazu. Die deutschen Studenten, Jäger und Bergleute haben ihr altes und ausgebildetes Slang wie die englischen; die Briefe unserer Kaufleute und die Börsenberichte wimmeln von Ausdrücken, die sich dem allgemeinen Verständniß gänzlich verschließen. Beispiele von juristischem, parlamentarischem, militärischem, seemännischem, Schul- und Studenten-, literarischem und Theater-, ja von Damen- und Kinder-Slang finden sich fast auf jeder Seite dieses Buches." (Supplementlexikon, S. 381. 382.) Der geistvollste Historiker der Neuzeit findet sogar, daß die deutschen Gelehrten, Philosophen und überhaupt Schriftsteller durch ihren gelehrten Slang einen Dialekt geschaffen, der die deutsche Nation im Großen und Ganzen von ihren Werken trennt und dem allgemeinen geistigen Fortschritt des deutschen Volkes hemmend entgegentritt. „Ihre großen Schriftsteller schreiben für einander, nicht für ihr Land. Sie sind einer ausgewählten und gelehrten Zuhörerschaft sicher und bedienen sich einer Sprache, die in Wahrheit eine Gelehrtensprache ist. Sie verwandeln ihre Muttersprache in einen Dialekt, der beredt und sehr mächtig ist, aber so schwierig, so fein und so voll verwickelter Wendungen, daß er den niederen Classen ihres eigenen Landes gänzlich unverständlich ist." (Buckle, „Geschichte der Civilisation in England": Einfluß der Religion, Literatur und Staatsregierung.) Sieht der große Forscher hierin ein Hemmen, eine Trennung, so tritt uns umgekehrt in dem geschaffenen „Dialekt" — um diesen Ausdruck hier zu gebrauchen — einer anderen großen Nation ein Annäherungsmittel, ein Medium entgegen, das ein solches Hemmen, eine solche Trennung aufhebt. Eine erfundene (d. h. aus vorhandenem Material „erfundene" und weniger durch Aehnlichkeit, Analogie oder Gegensatz wirkende) Sprache tritt auf, um als Communicationsmittel vermittelnd zwischen zwei gänzlich verschiedenen Sprachen und Völkern zu handeln. In der pikanten „Reise um die Welt" von Eduard Hildebrandt (2. Aufl., Berlin 1870) schreibt der Verfasser: „Mich begrüßte die Chinesin mit den Worten: Good morning, Sir, me washi you master! in jenem gräßlichen Kauderwelsch (pidjen-English), in dem sich die Landeskinder mit den Fremden zu verständigen suchen." (II, 1.) Und an anderen Stellen heißt es: „Er (ein chinesischer Maler) hob die Rechte, streckte den magern Daumen aus und schrie: Numbel one hansum (number one handsome) . . . und wiederholte die Worte numbel one in Crescendo mehrere Male. Anfangs ver-

*) Das erste Wörterbuch der Art ist Harman's „Caveat or Warening for Common Cursetors, vulgarly called Vagabones" (erste Ausgabe 1566), das letzte das vortreffliche „Slang Dictionary" (letzte Ausgabe 1874).

Digitized by Google

stand ich ihn nicht gleich; dann erinnerte ich mich, daß die Chinesen das R nicht auszusprechen vermögen, und begriff, was er sagen wollte: er sei der erste Maler im Lande China." (II, 28.) — „Er titulirte ihn (den englischen Consul) dabei: Polusse mandalin pidjen-man numbel one (preußischer Mandarin Geschäftsmann Nr. 1)." (II, 81.) — „Den christlichen Gottesdienst nennen die Chinesen: Jesus-Pidjen; eine Heirath Love-Pidjen." (II, 232.) Im dritten Theile (S. 51) sind noch folgende Beispiele dieser anmuthigen Sprache gegeben: „Missis no can see, hab got cowchilow — hab got master topside" (Sie können Madame nicht sehen, sie hat ein kleines Mädchen — wörtlich Kuhkind — bekommen; aber der Herr ist oben!), und „Katchi fatchi that maki luksi" (die Verben to catch, to fetch, to make, to look, to see — Hol' mir das Fernrohr!). Mr. Simpson in seinem Reisebuch „Meeting the Sun" (London 1874) geht noch einen Schritt weiter und gibt eine Pigeon-English Uebersetzung von Longfellows wohlbekanntem „Excelsior". Witzig fügt er hinzu, daß augenblicklich die Sprache wohl noch kaum anmuthig genannt werden könne, und daß man mit Vergnügen auf eine Uebersetzung Shakespeares in diesen köstlichen Dialekt warte! Die im Text gegebenen Wörter maskey bedeuten „dem ungeachtet", und galow (unübersetzbar als solches) in Verbindung mit topside (oberste Spitze, Seite) soll dem Ausdruck Excelsior entsprechen. Beispielsweise:

That migthy time begin chop — chop,
One young man walkey — no can stop —
Maskey snow — maskey ice!
He carry flag with chop so nice —
Topside — galow!

Him muchee sorry! one piecey eye
Lookee sharp — so — all same my —
Him talkey largey, talkey strong,
Too muchee curio — all same gong,
Topside — galow!

Joss — pidgeon man he soon begin
Morning time that joss chin — chin;
He no man see, him plenty fear
Cos some man talkey — him can hear,
Topside — galow!

Daß die Chinesen übrigens in ihrer eigenen Sprache ein reiches Slang besitzen, geht aus dem Bericht eines in China Ansässigen im „Globus" (1874, Nr. 17) hervor: „Selbst die Spiele der Kinder sind vom Handelsgeiste gleichsam durchschwängert; ihr liebster Zeitvertreib besteht darin, daß sie offene Buden oder ein Pfandhaus halten, und bald nachdem sie laufen können, gewöhnen sie sich die Handelssprache und Schacherausdrücke an, und an solchem Gedibber ist die chinesische Sprache sehr reich." Allein die hier erwähnte Sprache, das sogenannte Pigeon-, Pidjen- oder Pidgin-English, ist weniger dem chinesischen als dem englischen Sprachelement für seine Lebensfähigkeit verpflichtet. Webster, in seinem ganz vorzüglichen „Illustrated English Dictionary" und das erwähnte „Slang Dictionary" schreiben Pigeon-English und das ist wohl die verbreitetste Schreibart, obwohl natürlicherweise pigeon durchaus nichts mit pigeon, Taube, zu thun hat, sondern nur den corrumpirten Laut des Wortes business (sprich bißneß, Geschäft — also Geschäfts-Englisch) wiedergeben soll. Mr. Simpson in seinem oben erwähnten Reisebuche „Meeting the Sun" sagt, daß diese Sprache sich mit großer Schnelligkeit namentlich über den Theil von China verbreite, der mit den Engländern in Handelsverbindungen steht, und nicht nur dies allein; er ist der Meinung, daß dieses Kauderwelsch möglicherweise bestimmt ist, um als Vermittlungssprache derjenigen Eingeborenen aufzutreten, die verschiedene und sonst unter einander nicht verständliche chinesische Dialekte sprechen. Hier tritt also, als absoluter Gegensatz zu der durch die höchste Potenz der geistigen Verfeinerung hervorgebrachten Trennung, die Mr. Buckle an uns Deutschen tadelt, eine höchst armselige Nachahmungs-Lautsprache auf, die in ihrer Häßlichkeit fast noch schroffer und anstößiger sich zeigt, als die von den eingewanderten Deutschen der Vereinigten Staaten gebrauchten Wortverdrehungen, von denen jede schlecht redigirte deutsche Zeitung Nordamericas und jeder Brief ungebildeter Eingewanderter wimmelt, und die zu beseitigen das Bestreben jedes auch nur auf der niedrigsten Stufe der Bildung stehenden deutschgeborenen Bürgers der Vereinigten Staaten sein sollte*).

Um mir nun über Mr. Simpsons Ausspruch, der auch in maßgebenden englischen Zeitungen und Zeitschriften Nachdruck gefunden, eine Art Gewißheit zu verschaffen, da Mr. Simpson eben nur als Wandervogel beobachtet, schrieb ich an einen in China seit längeren Jahren ansässigen jungen deutschen Gelehrten, der eine hervorragende Stellung dort einnimmt, und erhielt wesentlich die folgenden Mittheilungen.

„Also Pidgin-English. Sie bemerken, daß ich nicht Pigeon schreibe, und mit Absicht, denn da es sich einfach um eine Wiedergabe chinesischer Laute handelt, deren Sinn mit dem von pigeon absolut nichts zu thun hat, so ist es nur mißleitend, eine andere als die einfach lautliche Schreibweise zu wählen; außerdem ist pidgin und nicht pigeon die hier allgemein gebräuchliche Form. Was ist nun der Sinn des Wortes? Die glaubwürdigste Erklärung scheint mir diese zu sein: pidgin ist business (bißneß) von Kantonesen schlecht ausgesprochen, von Engländern nach dieser schlechten Aussprache wieder aufgeschrieben. Ich habe mir das Wort business von einem Kantonesen vorsprechen lassen, und habe mir so die Natürlichkeit dieser Umwandlung ad aures demonstriren lassen. Wir haben also business-English — Englisch, das zu geschäftlichen Zwecken gesprochen wird — als die Bedeutung des obigen vorliegenden Ausdruckes. Was für eine Species Englisch ist denn nun das und von wem wird dasselbe gesprochen? Suchen wir uns ein wenig über seine Entstehung Rechenschaft zu geben. Als die ostindische Compagnie in Kanton Fuß gefaßt hatte und dort einen bedeutenden Handel betrieb, war natürlich ein Medium der sprachlichen Communication ein sehr wichtiges Bedürfniß. An europäischen Dolmetschern war in jener Zeit großer Mangel, protestantische Missionäre begannen erst später ihre Thätigkeit, die Kaufleute selbst hatten weder Zeit noch Neigung, sich dem für so ungemein schwer gehaltenen Studium der Sprache zu unterziehen, und so waren natürlich Chinesen, die sich auf Englisch verständlich machen konnten, at a premium. Die Söhne Hams haben nie irgendwelche Mühe gescheut, wenn sicherer Gewinn in Aussicht stand; so fanden sich bald unter den Eingebornen, die mit den Fremden in Verkehr standen, eine Anzahl, die Englisch radebrechten in des Wortes verwegenster Bedeutung. Natürlich dachten diese Leute nicht daran über das Allernothwendigste hinauszugehen — man verstand sich und man war befriedigt. Einige hundert Wörter, in eben erkennbarer Aussprache, war für diese Chinesen, alle aus den niedern Classen, ein Schatz bei der Vermittlung der Kaufgeschäfte; mehr zu lernen hatten sie weder die Mittel noch die Veranlassung. Natürlich sprachen sie chinesisches Englisch, d. h. Ausdrucksweise, Satzbau, Interjectionen, Alles blieb chinesisch, nur die englischen Wörter wurden besser oder schlechter

*) Beispielsweise erwähne ich nur stoppen (anhalten; bleiben: to stop), backen (to back, bekräftigen, unterstützen, vertheidigen), putten (to put, legen, setzen, stellen, stecken; ganz allgemein wie mettre), fenzen (to fence, einhägen, einzäunen), storen (to store; the store, der Laden, der Vorrathsraum), gessen (to guess, rathen, vermuthen. Eingefleischter Americanismus), Lots, Lotte, Lotten (lot, vorzüglich in der Bedeutung von Bauplatz, Baustelle; überhaupt ein zu einem Zwecke angewiesenes, zuertheiltes Stück Land), die Bell ringen (to ring the bell, die Glocke, die Klingel ziehn, läuten), fetschen (to fetch, holen), u. dgl. Ihr „Englisch" ist bis jetzt noch nicht ein eigener „Dialekt" geworden, sagt der geistvolle Uebersetzer Heines und Scheffels, Mr. Charles Leland, dem wir in dem sogenannten Hans Breitmanns Ballads eine höchst gelungene und effectvolle Satire und Geißelung dieser „Sprache" verdanken. Möge ein solcher Dialekt des Englischen nie die Sprache Shakespeares, Popes und Tennysons beflecken und beschimpfen!

Digitized by Google

(namentlich das letztere) nachgeahmt. Look-see für see, bring-come für bring, good, no good für is it good, will it do? sind gute Beispiele des Resultats dieser chinesischen Sprachstudien.

„Die Fremden ihrerseits waren gezwungen, wenn sie sich verständlich machen wollten, dieses chinesische Englisch nachzuahmen. Mancher versuchte wohl the Queens English (or the King's) zu sprechen, aber Nothwendigkeit zwang ihn bald, alle solche Versuche aufzugeben, und, da er nicht Kantonesisch lernen mochte, mußte er sich bequemen, dies schauderhafte Kauderwelsch nachzusprechen. Umgangssprache wurde es schon einfach deswegen nicht, weil von Umgang zwischen den Bewohnern des Reichs der Mitte und den Barbaren keine Rede war. Man sprach nur über business, um business zu machen; hierfür genügende Kenntniß war ein gutes business für die Chinesen. Sie sehen also businesspidgin-English ist kein schlechter Name dafür. Wer spricht nun Pidgin? wie man kurzweg sagt. Ein Theil unserer Dienstboten, besonders die sogenannten boys, die Bedienten, die dann für den Rest Dolmetscherdienste thun müssen, die chinesischen Gehülfen der fremden Kaufleute, die Compradors, und einige Andere, die von den Fremden leben — et voilà tout, also selbst in den 14 offnen Häfen nur ein ganz verschwindend kleiner Bruchtheil. Es gibt hingegen eine Anzahl Chinesen, die Englisch schulmäßig erlernt haben (meistens in Hong-Kong oder in englischen Missionsschulen) und diese würden es für eine Beleidigung halten, wollte man Pidgin mit ihnen sprechen. Das Gesagte wird genügen, um die von Ihnen angeführten Beurtheilungen und Definitionen zu berichtigen. Sie citiren aus dem Slang Dictionary: „Pigeon-English, the English spoken by the natives of Canton and other parts of China." Ich würde hierfür vorschlagen: Pidgin-English, the broken and very imperfectly spoken English, which most of the native servants and employés in foreign employ at the fourteen open ports use when addressing their master and vice versa. Its peculiarity consists in this, that the Chinese idiom is faithfully retained; the Chinese (majority, Cantonese) speaking it only number a few thousand. The English words, they command are in most cases merely a few hundred. (Pidgin-Englisch, das gebrochene und sehr unvollkommen gesprochene Englisch, dessen sich die meisten der eingeborenen Diener und Angestellten in fremdem Dienst in den 14 offnen Häfen bedienen, wenn sie ihre Herrschaft anreden und umgekehrt. Seine Eigenthümlichkeit besteht darin, daß das chinesische Idiom treu beibehalten ist; die Chinesen (hauptsächlich Kantonesen), die es sprechen, umfassen nur einige Tausend. Die englischen Wörter, über die sie gebieten, sind in den meisten Fällen nur einige Hundert.) Von diesem Pidgin-English nun als eine „Sprache" (language) oder als einen „Dialekt" zu sprechen, ist, Sie sehen, einfach lächerlich. Die Wiedergabe des Longfellow'schen Gedichtes ist aller Wahrscheinlichkeit nach die Spielerei eines Fremden. Um Himmelswillen daraus keine Schlüsse ziehen! Es kommt wohl einmal vor, daß zwei Chinesen (boys, Bedienstete) sich begegnen, welche sich nicht verstehen und sich dann mit Pidgin behelfen, aber dieser scheußliche Jargon ist ganz gewiß nicht bestimmt „to establish itself permanently as a means of communication even between the natives who speak mutually unintelligible dialects", wie Mr. Simpson schreibt. Es ist dies weiter nichts als eine hingeworfene globe-trotter (Erdkugel-Bummler!) Bemerkung, die mit dem Unsinn des Hildebrandt'schen Buches auf einer Stufe steht. In Reiseerzählungen, am Biertisch — nur muß Niemand dergleichen für Ernst nehmen wollen. Die Behauptung Mr. Simpsons, Pidgin-English verbreite sich mit großer Schnelligkeit (is spreading with great rapidity) ist nicht mehr werth. Im Gegentheil: immer mehr Fremde erlernen jetzt Chinesisch und können deshalb das fast von allen verabscheute Pidgin entbehren. Die Beamten der Consulate, der Zollverwaltung, die Missionäre, alle sprechen Chinesisch, und selbst die Kaufleute fangen an, einige Kenntniß der Sprache des Landes als ein Bedürfniß zu erkennen und wissen, daß irgend welchen chinesischen Dialekt sprechen zu lernen nicht schwer ist. Die ganz China gemeinsame, wirklich schwere Schriftsprache, läßt man dabei bei Seite. Ich bedaure, daß ich nicht den Raum habe, auf die allgemeinen Sprach- und Sprechverhältnisse Chinas hier einzugehen; wir würden auch von dieser Seite her finden, wie ganz unmöglich eine weitere Ausbreitung des Pidgin-English ist. Man halte aber fest, daß nur die Diener der Fremden (etwa 4000) oder wenigstens nur die von Fremden abhängigen Chinesen dies Kauderwelsch erlernen und sprechen; andere, nur wenig mehr gebildete Eingeborene lernen correctes Englisch. Die Fremden, und namentlich die Engländer, bedienen sich nur sehr unwillig dieser häßlichen Verzerrung des Englischen. Was die Erlernung des Pidgin anbetrifft, so lernt man für die geringen Conversationsbedürfnisse mit den Dienstboten bald und leicht genug von diesen selbst; man spricht meist nicht in Sätzen, sondern in abgerissenen Worten. Pidgin ist den Fremden überhaupt nachtheilig, denn die Chinesen bilden sich oft ein, daß sie Englisch sprechen, und was muß das für eine Sprache sein, die jeder Kuli so leicht erlernen kann! denken die gebildeten Chinesen. Außerdem sind die Mißverständnisse zahllos, die daraus entspringen, daß man sich Chinesen als Dolmetscher anvertraut, die einige hundert englische Wörter aufgelesen haben. Doch haec hactenus!" —

Gewiß wird man aus obigen von competenter Seite gegebenen Nachrichten mit einer gewissen Genugthuung lesen, daß ein solches Ungeheuer schon im Keime erstickt wird. Möchte man doch dasselbe von der schrecklichen Mischmasch-Sprache der ungebildeten Eingewanderten der Vereinigten Staaten sagen können, auf welchen anderen werdenden „Dialekt" des Englischen ich oben hingewiesen habe!

Die Literatur der Neuprovenzalen.

Von **M. von Szeliski.**

(Schluß.)

Fast stärker noch an Vorwürfen und Drohungen gegen die „jenseits der Loire Wohnenden" ist die gleichfalls in Forcalquier gehaltene Rede des legitimistischen Felibre und Grafen de Ville-Neuve; doch es würde zu weit führen, auf alle diese Einzelheiten noch näher einzugehen.

Das, was aus diesen Kundgebungen hervorleuchtet, ist zweierlei:

einerseits, daß die Felibre gute Franzosen sind und zumal dem Auslande gegenüber stets sein werden,

und andrerseits, daß in der auf die Wiederbelebung der provenzalischen Sprache und Literatur gerichteten Agitation ein stark politisches Element ist, welches in dem Streben nach einer föderativen Staatsordnung zum Ausdruck kommt.

Welches ist nun der Stand und welches die Zukunft der Bewegung?

Die Felibre zählen zu ihrem Bunde und zu ihren Freunden Männer aller Stände: Adlige, hohe und niedere Geistliche, hohe und niedere Beamte, Juristen, Mediciner, Literaten und Gewerbtreibende. Zu den Mitarbeitern ihrer wissenschaftlichen Revuen gehören bedeutende Gelehrte und Schriftsteller — wie Gaston Paris und Paul Meyer in Paris, Charles de Tourtolon u. a. m. —; der „Armana Prouvençau" hat 40—50,000 Leser. Nicht blos in der eigentlichen Provence*), sondern auch im Languedoc und in der Gascogne, wie jenseits der Pyrenäen in Catalonien erscheinen Zeitschriften, bilden sich in allen Städten Vereine, die sich unter Mistrals Ehrenpräsidium stellen und dem Streben der Felibre anschließen. Man gründet Cassen, um den Druck provenzalischer Werke zu befördern; man errichtet Druckereien, setzt

*) Zu der die Departements Bouches-du-Rhône, du Var, des Basses-Alpes und des Alpes maritimes gehören.

Digitized by Google

Preise aus und bemüht sich vor Allem, die Prosaschriftstellerei zu befördern*).

Die Vertreter der verschiedenen Dialecte haben sich über eine gemeinsame Schriftsprache und Orthographie geeinigt, und Mistral arbeitet schon seit 10 Jahren an einem Wörterbuch der Sprache des Südens, das, wie er in der Vorrede zu den Isclo d'Or verheißt, demnächst erscheinen soll.

Bedenkt man, daß die provenzalische Sprache mehrere Jahrhunderte lang fast nur eine gesprochene gewesen ist, so muß man staunen über die reiche und achtungswerthe Literatur, welche sie in den 20 Jahren seit ihrer Wiedergeburt an's Licht gerufen hat.

Selbstbewußtsein ist in Folge dessen freilich diejenige Eigenschaft, welche den Felibre am wenigsten fehlt. Der Nordländer, der ihre Reden hört oder liest, muß, um nicht falsch zu urtheilen, sich bei dem zuweilen kolossal werdenden Selbstlob stets gegenwärtig halten, daß er es mit Südländern der lebhaftesten Gattung zu thun hat. Man darf sie nicht immer ernst nehmen, wenn sie auch ernsthaft thun. Ernsthaft z. B. macht einer dieser Neuprovenzalen den Vorschlag, das provenzalische Idiom als Universalsprache für sämmtliche Völker einzuführen. Höchst ernsthaft gemeint ist auch der Schritt, den man gewissermaßen zur Anbahnung dieser Völkervereinigung bereits gethan hat: der Concurs, welcher von der Société des langues romanes in Montpellier zum Jahre 1878 für einen „Gesang der latinischen Race" ausgeschrieben worden ist. Dieser Gesang, der in irgend einer vom Latinischen abstammenden Sprache abgefaßt sein muß, soll unter Beibehaltung des ursprünglichen Rhythmus in die andern verwandten Idiome übersetzt und so bei allen latinischen Völkern als „Racenlied" eingebürgert werden.

Doch zurück zu der Frage nach der Zukunft der Bewegung.

So bunt, wie die Stände in den Reihen der Felibre vertreten sind, so bunt die politischen Anschauungen. Republicaner und Legitimisten schwärmen friedlich neben einander für das provenzalische Vaterland. Der Atheist veröffentlicht seine Verse in demselben Armana, in welchem der Anhänger der Unfehlbarkeit des Papstes diesen oder die Jungfrau Maria besingt. Das, was sie alle mit einander vereint, ist die Liebe zur Provence, die Begeisterung für die herrliche Natur, in welcher sie leben, der fröhliche, leichte Sinn, das frische, freie Wesen, das allen Kindern der Provence eigen ist.

Was wollen sie? — Zunächst in ihrer schönen Sprache singen und sagen nach Herzenslust und darum sie befreit haben von dem Joch, welches das Französische ihr auferlegt hat.

Weil sie dieses der Spracheinheit entgegen strebende Ziel nicht erreichen können in der centralisirten und uniformirenden Verwaltungsform, wie sie in Frankreich den Wünschen der Regierenden entsprechend herrscht, so wollen sie Decentralisation; und in diesem Wunsche gesellen sich den provenzalisch-literarischen Gesichtspunkten die politischen. Sie gesellen sich einander in Eintracht, weil fast alle Parteien der Provinz über die politische Nothwendigkeit der Decentralisation einig sind.

Diese Decentralisation wird nun aber ganz natürlich Föderalismus, da man in ihr die nationale Grenze für jeden der in Frankreich vertretenen größeren Stämme festhalten will.

Welcher Art man sich diesen Bund der Stämme unter dem Namen Frankreich denkt, läßt sich vorläufig noch nicht genau feststellen; man hält wohl mit gutem Grund eine jede Aeußerung darüber für verfrüht. Es ist somit dem Freunde des Kaiserreichs unbenommen, sich einen Staatenbund nach Art des deutschen zu denken; der Republicaner darf sich eine europäische Ausgabe der Vereinigten Staaten erträumen, der Anhänger des constitutionellen Königthums eine Nachahmung des Oestreichisch-Ungarisch-Böhmisch-Galizischen Staatensystems; — sie alle können noch lange in Eintracht mit einander demselben Ziele zu arbeiten.

Man muß übrigens anerkennen, daß eine große Zahl derer, welche sich den Bestrebungen der Felibre angeschlossen haben, vorläufig an nichts Anderes denkt, als an die Verse, die sie drucken lassen will. Die politischen Endconsequenzen zu ziehen, fällt diesen Anhängern persönlich nicht ein — das ist Sache der Führer —, sie selbst aber wirken so, wenn auch unbewußt, für die Verwirklichung der Pläne der letzteren.

Eine Partei ist da, welche vielleicht eines Tages alle andern verschlingt, oder wenigstens das, was alle in gemeinschaftlicher Arbeit erstrebt haben, für sich allein ausnutzt, bevor die andern zur Besinnung kommen. Diese Partei ist die der Legitimisten oder, wenn man will, der Ultramontanen.

Die Provenzalen sind der überwiegenden Mehrzahl nach gute Katholiken, denen es ganz ungemein gleichgültig ist, ob der Papst sich für infallibel oder fallibel erklärt: sie bleiben seine gehorsamen Kinder. Wie im Allgemeinen in den katholischen Ländern, so ist im Besonderen in der Provence nichts leichter als guter Katholik sein. Man arbeitet seine Messen, Rosenkränze und Prozessionen herunter — wobei möglichst für amüsantes Schaugepränge gesorgt ist —, man dedicirt von Zeit zu Zeit seinem Lieblingsheiligen ein paar Wachslichter, und ist im Uebrigen in der herrlichen lachenden Natur stets guter Laune. Der Nichtsbesitzende hat Arbeit, wenn er arbeiten will, und zu essen selbst wenn er faullenzt, — der Reiche ist lebenslustig und denkt nicht daran, sich in seinem Vergnügen durch religiöse Skrupel oder Grübeleien zu stören; sie Alle stehen daher mit dem lieben Gott und seinen Stellvertretern auf dem besten Fuße. Als Katholiken sind sie das, wozu sie ihr Curs machen will.

Die Felibre sind also auch gute Katholiken; und die zahllosen Prozessionslieder und Hymnen an den Papst dürfen nicht weiter befremden. Noch weniger die noch zahlreicheren an die Jungfrau Maria gerichteten Gedichte. Die alte Erscheinung der katholischen Minnesingerei wiederholt sich hier nur: der Zug zum andern Geschlechte weist die kirchlich sittsamen Dichter auf die Jungfrau Maria als höchsten Gegenstand ihrer Verehrung. Außerdem ist Maria die besondere Schutzpatronin der Provence. Alle Mädchen heißen Maria, alle Jungen Marius; nicht etwa weil der blinde Heide Marius bei Aix die Cimbernschlacht geschlagen hat, sondern weil der Cultus jener römischen Personificirung der Gottheit in der Provence der höchststehende ist.

Die historische Basis, auf der die Felibre fußen, ist das Mittelalter, die Zeit der kleinen Grafen und Könige, der freien Städte, die Zeit der Troubadours und Liebeshöfe. Nur jene Zeit läßt die provenzalische Nation als solche in hellem Glanze strahlend erscheinen, und mit aller Kraft suchen daher Mistral und seine Freunde das Andenken an jene goldene Vergangenheit und ihre Institutionen im Volke wieder zu beleben.

Daß eine solche katholische Romantik unfehlbar zum „Rückwärtserthum" führt, haben wir an unseren verflossenen deutschen Romantikern gesehen; und die Wege, welche von den Führern der neu-provenzalischen Renaissance dem äußeren Anschein nach eingeschlagen werden, sind nicht dazu angethan, jene Erfahrung Lügen zu strafen.

Die Legitimisten, welche stets in der Provence eine große Rolle gespielt haben, sind in Folge dessen auch unter den Felibre die am zahlreichsten vertretene politische Partei.

Mistral, der freilich in seiner Jugend Republicaner gewesen sein soll, dann Ehrenlegionär und Imperialist wurde, ist jetzt Legitimist, wie seine Hymne an die berüchtigte spanische Bourbonin Donna Blanca, die Gemahlin Don Alphonsos, zur Genüge beweist*). Derjenige, der diese Hymne im Auftrage des Dichters an jene edle Dame überbrachte, Graf Christian de Villeneuve, ist der schon erwähnte Felibre, welcher speciell bei den Festen von Forcalquier durch eine Rede Aufsehen erregte, in der er ebenso scharf gegen Paris und die Centralisation ausfiel, wie er schwärmerisch der neuerstandenen provenzalischen Poesie den Kampf für Gott und die Unsterblichkeit gegen den Materialismus des 19. Jahrhunderts als Aufgabe vindicirte.

*) Dom Pedro II., Kaiser von Brasilien, der an der provenzalischen Renaissance ein lebhaftes Interesse nimmt, hatte im Februar 1872 in Marseille eine Unterredung mit Mistral, dem er den Rath gab, die provenzalische Sprache zur Stärkung ihrer Lebenskraft soviel als möglich in der Form der Prosa, besonders in historischen Arbeiten zu üben.

*) Lis Isclo d'Or 134 ff.

Digitized by Google

Welcher Partei Roumanille angehört, mag man aus folgendem Vorgang entnehmen: Gelegentlich der Petrarcafeier zu Avignon im Jahre 1874 bot der Ritter Nigra dem provenzalischen Dichter einen italienischen Orden an. Roumanille jedoch lehnte die Decoration ab, weil er als katholischer Christ und Franzose eine Auszeichnung von dem Bedränger des heiligen Vaters nicht annehmen könne. Vierzehn Tage später erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion. Doch ist das, wie man versichert, ein rein zufälliges Zusammentreffen.

Aubanel, der bereits einen italienischen Orden angenommen hatte, sah sich wahrscheinlich durch den Vorgang Roumanilles veranlaßt, die Decoration der italienischen Regierung wieder zurückzuschicken. Im Uebrigen ist er zwar Legitimist, aber den Frommen nicht immer kirchlich und sittig genug.

Wenn man die Listen Derjenigen durchblättert, welche sich an den dichterischen Wettkämpfen betheiligten, so staunt man über die große Zahl der Geistlichen, die unter den mit Preisen oder ehrenvollen Erwähnungen Belohnten figuriren. Desgleichen sieht man aus der Chronik, daß die höhere wie die niedere Geistlichkeit nicht versäumt hat, zu allen jenen Festen ihre officiellen Vertreter zu entsenden; hier und da wurden sogar die Festpredigten in provenzalischer Sprache abgehalten.

Man weiß endlich, mit welchem accentuirten Wohlwollen die ultramontanen und legitimistischen Preßorgane die Sache der Felibre behandeln. Und wenn man z. B. die Rede liest, mit welcher Mistral von dem Präsidenten eines legitimistischen Cercle in Aix bewillkommnet wurde*), so erfährt man gar, daß das Streben der ultramontan-conservativen Cercles mit dem der Felibre völlig eines sei.

Die Aufrichtigen unter den Felibre geben zu, daß die legitimistische und kirchliche Richtung präponderire. Man hört dabei aber zuweilen bemerken, daß kirchliche Moral und katholische Frömmigkeit für jetzt noch in den Vordergrund gestellt werden müsse, um vergessen zu machen, daß in der provenzalischen Sprache bis vor kurzem fast nur Zoten und niedrige Späße gereimt wurden, welche das anständige Publicum von der Anwendung des Idioms allmälig abschreckten.

Man hört weiter bemerken, daß bei der Wichtigkeit, welche die Conservirung der Sprache im niederen Volke und ihre Einführung in die Schule für die Sache der Felibre hat, es für die letzteren von größtem Interesse ist, mit der Geistlichkeit wenigstens so lange auf bestem Fuße zu stehen, bis jene Ziele erreicht und das niedere Volk wieder für die nationale Sache angefeuert ist.

Das ist ein Gesichtspunkt, über den sich sprechen läßt, wenn man die Mittel zum Zweck nicht weiter untersucht. Wenn erst die Geistlichkeit, und vor Allem der niedere, aus der Provence gebürtige Clerus, welcher sich schon jetzt in auffälliger Proportion an den Bestrebungen der Felibre betheiligt, wirklich und ernstlich will, oder wenn zu gegebener Stunde von Rom der Befehl zum Wollen eintrifft, so wird es nicht schwer werden, bald eine so lebhafte Interessenahme des Volkes an der Sache der Felibre hervorzurufen, daß die Regierenden nolens volens dieser mit etwas mehr Wohlwollen als bisher würden näher treten müssen.

Glauben dann aber diejenigen Felibre, welche sich dem Culturzustande des 19. Jahrhunderts nicht ganz entfremden wollen, ihre Bundesgenossen bei Seite schieben zu können?

Wie männiglich bekannt, haben sich die Herren Pfaffen schon im grauesten Mittelalter des Teufels als Baumeisters bedient und ihn dann regelmäßig über's Ohr gehauen. Gewitzigt wie sie in unserm Jahrhundert sind, werden sie sicherlich keine Neigung verspüren, jetzt zu Gunsten der neuprovenzalischen Literatur jene undankbare Rolle des Teufels zu übernehmen.

Welches Interesse die Bewegung in weiteren ultramontanen Kreisen erweckt hat, mag auch jene bereits erwähnte Studie des Pater Kreiten in den „Stimmen aus Maria-Laach" darthun. Er kritisirt die junge provenzalische Bewegung nicht vom ästhetischen oder politischen, sondern „vom katholischen Standpunkte" aus und macht die Dichter immer wieder darauf aufmerksam, daß nur treuer Anschluß, inniges Festhalten an der lebenskräftigen und regenerirenden Moral des Christenthums die junge Schule zu erhalten und zu retten vermöge. „Wehe ihr, wenn sie die Wege des Fleisches ihrer älteren Schwester wandeln sollte." Doch Gott sei Dank, diese Gefahr scheint nicht zu drohen; und „die Aufmerksamkeit, welche endlich auch der höhere und Pfarrclerus der Sprachbewegung schenken, läßt eine immer tiefere Befestigung und volle Zuwendung zum Guten hoffen".

Der Jesuitenpater glaubt ferner auf Grund eigner, bei Ausübung seines Berufs gemachter Beobachtungen versichern zu können, daß die Neuprovenzalen im ganzen Volk unterhalb der Loire einen soliden Boden haben, eben weil dieses Volk zum größeren Theil der französischen Sprache unkundig sei. Auf dem Lande könne man nicht als Priester angestellt werden, wenn man nicht die Volkssprache wenigstens so weit beherrsche, um in ihr predigen und Beichte hören zu können. Uebrigens empfiehlt auch Pater Kreiten auf's Wärmste die allgemeine Einführung der provenzalischen Sprache in den Schul- und Religionsunterricht; sie habe wie ein Wall das Volk in vielen Gegenden vor den „infamen, neueren Ideen" bewahrt, „wie sie in französisch geschriebenen Schandblättern verkündet werden".

Der Mann hat von seinem Standpunkt aus ganz Recht.

Uebrigens kann man diesen Beobachtungen noch die Bemerkung hinzufügen, daß nicht nur auf dem flachen Lande, sondern auch in den Vorstädten, ja sogar in einigen Stadtkirchen größerer Städte in provenzalischer Sprache gepredigt wird. Die Glosse Hartmanns, daß die Provenzalen sich beleidigt fühlten, wenn man ihnen in provenzalischer Sprache predige, mag durch einen einzelnen Vorfall hervorgerufen sein; denn der Francihots — Derer die um Alles in der Welt ihre provenzalische Abstammung durch sklavische Nachäffung französischen Wesens vergessen machen wollen —, gibt es eine ziemliche Anzahl. Aber im Allgemeinen paßt jene Glosse nicht, da diejenigen Provenzalen, welche gewöhnlich Französisch sprechen, deshalb noch nicht durchgängig Feinde ihrer Muttersprache sind.

Der Boden für eine gedeihliche Entwicklung der neuprovenzalischen Literatur ist also vorhanden. Ob es gelingen wird, ihn einer geregelten literarischen Cultur dienstbar zu machen, ist eine andere Frage.

Grassirt die Herz-Jesusingerei, das Andichten von Kreuzen und Muttergottesbildern in derselben Proportion weiter wie von 1870 bis zum heutigen Tag, so werden bald die zarten Blumen wirklicher Poesie, welche durch die von Mistral heraufgeführte Sonne der Renaissance dem provenzalischen Boden entlockt wurden, von den Schmarotzerpflanzen der Prozessionslieder und ähnlicher Machwerke überwuchert und erstickt sein.

Dann würde die Bewegung aufhören, literarisches Interesse, sie würde nur noch im Stande sein, politisches Interesse zu bieten.

Das Geschick der jungen Literatur liegt in den Händen ihres bedeutendsten Vertreters.

Mistral, wenn auch gläubiger Katholik und Legitimist, ist doch zuerst Poet und Freund des Schönen, wo er es findet. Das beweisen die warmen Vorreden, die er zu den Gedichten seiner Freunde geschrieben hat, selbst wenn diese Gedichte auch ganz und gar keine Gnade in den Augen der Frommen fanden; das beweisen vor Allem seine eignen Werke.

Von ihm und seinem Einfluß hängt es ab, ob die junge Literatur wachsen und in der Reihe ihrer europäischen Schwestern einen dauernden Platz erringen, oder ob sie nach kurzem Leben wieder zum Niveau des ultramontanen Bildungsideals herabsinken soll.

Er aber, der nicht glühende Worte genug findet, um den Fall der alten provenzalischen Poesie zu beklagen, sollte am wenigsten die Hand dazu bieten, um die Wiedererstehende zum zweitenmal von Rom zu Falle bringen zu lassen. —

Für uns Deutsche hat diese provenzalische Renaissance einen besonderen Reiz; gehört sie doch dem gelobten Lande unserer Minnesinger und Romantiker, dem Lande der Troubadours an. Wie könnten wir die pietätvollsten Verehrer jener alten Sanges-

*) Gazette du Midi, vom 11. März 1875.

Digitized by Google

helden, jener dichtenden Vorläufer unserer Reformation sein, wenn wir nicht auch voll Interesse hinlauschten nach den Klängen, welche die wiedererwachte Muse der Provence ihren Saiten entlockt.

Es ist wahr: für uns will sie am wenigsten singen; und schmollend gleich einer echten Nordfranzösin kehrt sie uns den Rücken. Aber — o Ironie! Mit der einen Hand wehrt sie uns ab, und mit der andern zieht sie die Früchte deutscher Geistesarbeit an sich, deutscher Forschungen auf dem Gebiete romanischer Sprachen, provenzalischer Literatur.

Und wenn sie klagt über die Vernachlässigung, die ihr im eignen Hause widerfährt, so weiß sie nichts Härteres den unfreundlichen Gewalthabern zu sagen, als daß ihr bei uns, in Deutschland, an allen Universitäten eine freundliche und ehrenvolle Stätte bereitet sei, — in Frankreich aber nur an einer.

Strebt die junge Literatur, sich auf den Bahnen wahrer Bildung und Kunst fortzuentwickeln, so möge ein guter Genius sie kräftigen und emporheben; wird sie ultramontan-legitimistische Bänkelsängerei, so braucht man ihr den Untergang nicht mehr zu wünschen.

Aus der Hauptstadt.

Neue Aufführungen.

Eine neue Posse.

Unter den Vergnügungsanstalten, welche von der Ungunst der Zeiten empfindlich betroffen worden sind, hat das Wallnertheater am meisten zu leiden gehabt; und nicht allein das, was man gewöhnlich die „schlechten Zeiten" zu nennen pflegt, hat diese Leiden verursacht, sondern auch, und sogar vor Allem, die ungenügende dramatische Production. Eine alte Erfahrung hat gelehrt, daß auf das Berliner Publicum ein einzelner hervorragender Künstler oder selbst ein bedeutenderes künstlerisches Ensemble an sich eine dauernde Anziehungskraft auszuüben nicht vermag. Denn der beliebteste Künstler, der in einem Stück auftritt, das dem Geschmack nicht behagt, spielt nach wenig Abenden vor leeren Bänken. Wir brauchen nur an das Geschick des nach dem Englischen bearbeiteten Stückes „Unsre Jungen" am Woltersdorftheater zu erinnern, um zu beweisen, wie bald eine Künstlerin wie Josephine Gallmeyer, der man die größte Zugkraft nachrühmte, im Stich gelassen wurde, sobald sie sich unter Bedingungen, die dem Publicum nicht zusagten, auf den Brettern zeigte.

Zugstücke — das ist die Losung! Ja wohl, aber woher Zugstücke nehmen? Ja sogar, woher sie stehlen? Hier ist die Nachfrage entschieden größer als das Angebot und der Consum erheblicher als die Production. Das Wallnertheater ist nun durch einen charakteristischen Theil seines Personals, durch Helmerding, Formes, Engels, Fräulein Wegener ꝛc. auf die Specialität der Posse angewiesen. Und gerade um diese ist es in jüngster Zeit am schlechtesten bestellt. Man ist ihrer überdrüssig geworden und verlangt doch nach ihr, man will sie loswerden und doch nicht lassen. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die Berliner Posse ihre Verve und Frische verloren zu haben scheint. Nachdem sie durch Jahrzehnte — von „Einmalhunderttausend Thaler" an bis zu den „Mottenburgern" — eine fast ununterbrochne Reihe von glänzenden Erfolgen gefeiert hat, scheint ihr neuerdings der Athem ausgegangen zu sein; und die Possen, welche in den letzten Jahren wirklich durchgeschlagen haben, lassen sich nur zu schnell an den Fingern abzählen. Am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater haben „Lucinde vom Theater" und neuerdings die „Reise durch Berlin in 80 Stunden" entschiedene Erfolge gehabt. Am Wallnertheater die stark mit Schauspielelementen versetzten Volksstücke: „Von Stufe zu Stufe", „Spitzenkönigin" und vor Allen „Mein Leopold". Dieses letztere Stück kann als der gelungenste Versuch gelten, der Posse neue Wege zu erschließen, oder richtiger, die Posse auf die Bahnen des Schauspiels zurückzuführen. Denn wenn man die drastischen Extravaganzen im Dialog, die Couplets und die Gesangsnummern ausscheidet, so bleibt von „Mein Leopold" der Stoff zu einem wirklichen Schauspiel übrig. Das Motiv: die Undankbarkeit des Kindes gegen einen verblendeten Vater und die Bestrafung dieses letzteren für seine Blindheit, ist sogar tieftragisch. Man denke nur an „König Lear" und Balzacs „Vater Goriot". Aber fruchtbar hat sich diese Vereinigung des tiefen Ernstes mit der übermüthigen Laune für unsere neueren Possendichter doch nicht erweisen wollen. Die zahlreichen Nachahmungen, die „Mein Leopold" gefunden hat, haben wenig oder gar nicht angesprochen.

Noch immer spähen die Theaterdirectoren nach einer die Posse verjüngenden Kraft. Einen höheren Flug hat die Posse bis jetzt nicht zu nehmen vermocht, zur politischen und socialen Satire hat sie sich nicht aufschwingen wollen. Sie, die von rechtswegen dazu berufen wäre, einen heilsamen Schrecken zu verbreiten, hat es sich immer nur genügen lassen, die Heiterkeit zu erregen, und anstatt die Geister zu beherrschen, hat sie nur der Belustigung dienen wollen. So ist es auch um die neue Posse von Moser und Jacobson bestellt, die diesmal „Drei Monat nach dato" heißt und in allen ihren Zügen eine frappante Familienähnlichkeit mit ihren älteren Geschwistern aufweist.

Der durch redliche Arbeit reich gewordene Kleinstädter, der nach Berlin kommt, dort in die Hand von gewissenlosen Subjecten geräth, die ihn prellen, der um sein Hab und Gut betrogen wird, in Armuth zurückfällt, schließlich aber durch einen besonderen Glücksfall doch noch einen genügenden Theil seines Besitzthums wieder rettet, um den Zuschauer zuletzt über das Schicksal des ihm sympathisch gewordenen Mannes zu beruhigen — diese typisch gewordene Persönlichkeit will doch gewiß keinen Anspruch auf Originalität der Erfindung machen.

Wir kennen den Braven längst, — wir haben ihn im „Actienbudiker" gesehen, in „Mein Leopold", in „Wenn Leute Geld haben", in dem jetzt noch allabendlich im Woltersdorftheater Emil Thomas eine ganz meisterhafte Charge gibt — wir haben ihn überall gesehen; Helmerding allein wäre im Stande zu sagen, wie oft er diese Rolle hat spielen müssen.

Die Handlung ergibt sich da von selbst: die unsinnige Freude am Erwerben, die noch unsinnigere Verwendung des Erworbenen, die Reue nach dem Verlust u. s. w. — das Alles kann als feststehend angenommen werden. Und dazu gibt dann der Tag die erforderlichen Ausschmückungen und Zusätze, die sich in der Form von Couplets und in dialogischen Wendungen darstellen. Daß diesmal Tessendorf als Verfolger der Gründer, des Cri-Cri, der Skating Ring, Reuleaux' geflügeltes Wort „schlecht und billig", Bayreuth und Richard Wagners vornehme Schlußworte: „Sie haben nun gesehen, was wir können", — berücksichtigt werden würden, hat wohl Niemand in Erstaunen versetzt.

Aber was thut's? Gegenüber der Posse, anspruchslos, wie sie ist, wäre es unbillig, ernsthafte kritische Ansprüche zu erheben. So wie sie sich gibt handelt es sich nur um die Frage, ob sie zum Lachen reizt oder nicht, und diese Frage kann diesmal mit gutem Gewissen bejaht werden. Helmerding, der seinen Reichthum an einem unnahbaren Ort am Herzen unter der Unterjacke verborgen hält, der, wenn er einen Theil seiner Baarschaft in Umlauf setzen will, zunächst unbedacht den Rock aufknöpft, sich dann aber besinnt, einen verschämten Blick auf seine Nachbarin wirft und die Bühne verläßt; der sich im Telegraphenbureau zu seiner Jauer'schen Wurst vom Inspector Mostrich ausbittet, im Skating Rink stolpert und die Zuschauer niederreißt; Engels als Erfinder von Streichhölzern ohne Feuersgefahr, da sie überhaupt nicht brennen, als Erfinder einer neuen Art von Reclame, mit der Garantie, daß dieselbe gelesen wird, und die darin besteht, daß man das Plakat auf die Bänke in den öffentlichen Anlagen festklebt und unter den Sitz einen Nagel so einschlägt, daß dessen Spitze hervorsteht, sodaß die Person, die sich hinsetzen will, gewaltsam aufgeschreckt wird, unwillkürlich nach dem störenden Motiv forscht und dabei genöthigt ist, die Annonce zu lesen; Fräulein Wegener in ihrer liebenswürdigen Nachahmung der Wolter und der Komiker Neumann und Helmerding — alle diese Künstler sind wirklich außerordentlich komisch, und es ist verdienstlicher und schwieriger, als man wohl wähnt, diesen vorzüglichen Kräften die reiche Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Komik und ihrer übermüthigen Laune gegeben zu haben. Kurz und gut, man hat seit langer Zeit nicht so einmüthig, so viel und so herzlich gelacht, wie bei der Aufführung dieser neuesten Posse, und wir können den sämmtlichen Betheiligten dazu Glück wünschen: den Verfassern, den vorzüglichen Darstellern und der Direction.

F. L.

Digitized by Google

Notizen.

Der Umschwung in der öffentlichen Meinung Englands, welche durch eine großartige und merkwürdige Volksbewegung den Türken sehr nachdrücklich bekundet worden ist, hat die äußere Form, wenn nicht die innere Natur der orientalischen Frage plötzlich verändert. Man fordert nicht mehr eine Sonderstellung und eine Sonderpolitik der großen insularischen Macht, man tadelt die Ablehnung des Berliner Memorandums. Eine sichtbare Annäherung an Rußland erleichtert die Aufgabe der Diplomatie; ja Herr Gladstone verlangt sogar ein festes und wirksames Bündniß mit den Regierungen von Berlin nnd St. Petersburg. Nur das englische Cabinet bleibt isolirt und unbeugsam, und hält tapfer aufrecht — ein Epigramm Disraelis. In der That ein theures und fatales Vergnügen! Das Ministerium hätte sich und seinen Ruf im Juni retten können, als die „Daily News" die erste Nachricht über die türkischen Gräuelthaten brachten, wenn es damals seine Entrüstung offen und rücksichtslos ausgesprochen hätte; allein dem Premier gefiel es, die Fertigkeit seines Witzes noch einmal zu beweisen, und die unbeschreibbaren Leiden der Bulgaren zum Gegenstand eines Wortspiels zu machen. „Kaffeehausgeschwätz" nannte er die Berichte der „Daily News", und meinte, die Türken könnten die Verbrechen gar nicht begangen haben, „da orientalische Völker über schnellere Mittel verfügten, um sich ihrer Feinde zu entledigen!" Disraeli verkannte sowohl das englische Volk wie den modernen Journalismus. Die „Daily News" unternahmen es daher, durch Entsendung eines Correspondenten nicht blos die Richtigkeit ihrer Angaben festzustellen, sondern auch die englische Nation über die Nachlässigkeit seines Botschafters in Constantinopel und die lässige Gleichgültigkeit seiner Regierung aufzuklären, vor Europa aber gleichzeitig eine der traurigsten Seiten der türkischen Wirthschaft bloszulegen. In diesem Auftrage bereiste der Correspondent im Juli und August den Schauplatz der Gräuel. Die jetzige Aufregung Englands, mit allen Manifestationen, ist eine unmittelbare Folge jener Briefe in den „Daily News". Eine Sammlung dieser letzteren ist soeben als Broschüre, „The Turkish Atrocities in Bulgaria", in London herausgegeben worden. Der Band enthält auch den vorbereitenden Bericht des Herrn Schuylers, americanischen Gesandtschaftssecretärs, in dessen Begleitung der Correspondent gereist ist; und dieser, alle schriftstellerischen Ausschmückungen sorgfältig vermeidend, gibt die nackte Statistik der Heldenthaten der Baschi-Bozuks. Die Lectüre dieser Seiten wird zu der Nachtruhe der englischen Minister wenig beitragen, sicher ist im Gegentheil, daß von Seiten eines einzigen Journals ein glänzenderer und würdigerer Sieg über den Vertreter der Regierung kaum jemals erfochten worden ist. F.

* * *

Deutsche Uebersetzungen.

„Hand in Hand mit der Gleichgültigkeit gegen die formale Seite der Sprache geht bei den Deutschen die Vernachlässigung des Stils. Wenn ich hier von Stil rede, meine ich nur dessen grundlegende Eigenschaften, die bei einem gewissen Maße von Begabung ein Jeder durch Schulung sich aneignen kann. Es ist nicht von Jedem zu verlangen, daß er geistreich, fein, schwunghaft schreibe, daß er mit sinnvollen Wendungen den Leser gewinne, mit treffenden Gleichnissen ihn erfreue, durch Leidenschaft ihn fortreiße. Dagegen ist von Jedem zu verlangen, daß er in gutem Deutsch seine Meinung bündig, kurz und klar mittheile."

Diese Worte, in denen ein Meister-Redner seinen Unwillen über die Vernachlässigung des Stils bei den Deutschen Luft gemacht, treten mir eben recht lebhaft wieder in die Erinnerung, da ich in dem von Paul Heyse herausgegebenen „Novellenschatz des Auslandes", im elften Bande, eine Uebersetzung einer Louis Ulbach'schen Novelle „Die beiden Aerzte" gelesen. Ich würde in diesem Blatt die Sache nicht zur Sprache bringen, wenn es sich um eins der Dutzend-Erzeugnisse aus einer unserer vielen Uebersetzungsfabriken handelte; denn es ist wohl zur Genüge bekannt, wie derartige Machwerke nur zu häufig beschaffen sind. Aber in eine Sammlung von Musternovellen, die von einem Meister wie Paul Heyse herausgegeben wird, dürfen solcherlei Machwerke nicht eingeschmuggelt werden. Le pavillon couvre la marchandise darf hier nicht die Freiheit bedeuten, unter des Meisters guter Flagge Schund einzuschwärzen, sondern muß vielmehr der Leserwelt volle Bürgschaft für die Güte des Dargebotenen gewähren.

Hierbei sehe ich ganz von der, wohl einer Erörterung bedürfenden Frage ab, ob Louis Ulbach's Erzählung „Die beiden Aerzte" mit Recht einen Platz in einer Sammlung von Musternovellen beanspruchen darf und beschränke mich einzig auf die Arbeit des Uebersetzers (oder der Uebersetzerin) C. F., indem ich an diese Leistung selbst noch einen weit geringeren Maßstab anlege, als den oben für die grundlegenden Eigenschaften des Stils angedeuteten. Volles Verständniß der Urschrift aber und Wiedergabe derselben, wenn auch nicht in gutem, doch wenigstens in verständlichem und richtigem Deutsch sind doch wohl das Mindeste, was man hier verlangen kann und muß.

S. 6 aber heißt es nun z. B.: „Des Doctors Blässe, sein zudringlicher Blick, so wie sein vorsichtiges Benehmen erklärte man sich mit dem einzigen Wort: Geiz."

So viel Kenntniß der Grammatik darf man doch sicher von dem Uebersetzer verlangen, daß er wisse, das Objekt ist in den Accusativ zu setzen, und daß er also hier zu schreiben habe: „seinen zudringlichen Blick". Wie es unmittelbar vorher heißt: „Er bemüht sich, dieses Laster (den Geiz) recht augenfällig herauszubilden, damit denkfaule Menschenkenner sich daran anklammern möchten", — so sollte für das hervorgehobene Wort sinngemäßer etwa stehen: „hervortreten zu lassen"; aber Feinheiten, wie die Wahl des treffenden Ausdrucks wollen wir, wie gesagt, hier gar nicht einmal beanspruchen.

Zwei Seiten vorher (S. 4) heißt es:

„Zur Zeit unserer Erzählung hatte Louis Céret aber in Paris seine ersten Rigorosen abgelegt." Hier stand füglich das Fremdwort, wenn es einmal nicht durch das deutsche Staatsprüfung ersetzt werden sollte, wenigstens dem Sprachgebrauch gemäß im Singular und Aehnliches gilt für das hervorgehobene Wort auf S. 13, wo es heißt:

„Doctor, als ich Sie vorhin erblickte, habe ich mir geschworen, die genauesten, bestimmtesten Auskünfte über das Befinden meiner lieben Cousine von ihnen zu erlangen; und bevor Sie mich dazu bringen, diesen Schwur zu brechen, müssen Sie über meine Leiche gehen. Ich habe nun einmal das Wort Cambronne's ausgesprochen und solche Worte nimmt man nicht zurück."

Allerdings habe ich den Plural von Auskunft, welchen Adelung und Campe als ungewöhnlich bezeichnen und über welchen Jak. Grimm schweigt, in meinem Wörterbuch als vorkommend nachgewiesen, im Sinne von „Auskunftmittel" bei Herder und, wie hier, im Sinne von „Nachricht" bei Lessing; aber trotzdem ist für das zusammenfassende Abstractum der Singular im Deutschen doch immer das Sprachübliche und hier im vorliegenden Falle die Anwendung des ungewöhnlichen Plurals durch Nichts gerechtfertigt. In dem letzten Satz der angeführten Stelle aber hätte für deutsche Leser le mot de Cambronne statt einer wörtlichen Uebersetzung einer wirklich den Sinn wiedergebenden Verdeutschung oder sonst mindestens einer erklärenden Anmerkung bedurft, da bei uns der Ausdruck in dieser Form nicht zum „fliegenden Wort" geworden, obgleich auch in Deutschland noch immer die Sage von dem stolzen Ausruf fortspukt, mit welchem der General Cambronne in der Schlacht bei Waterloo die Aufforderung, sich zu ergeben, beantwortet habe. Nur durfte freilich eine erklärende Anmerkung nicht für den des Französischen unkundigen deutschen Leser so räthselhaft ausfallen, wie auf S. 80, wo es heißt:

Vorwärts! rief der Doktor beim Anblick seines Sohnes, „mein Freund Pierrot," öffne mir das Thor, — im Namen der Facultät!

mit der Fußnote zu den in Anführungszeichen eingeschlossenen Wörtern:

Au clair de la lune,
Mon ami Pierrot etc.

Was soll ferner z. B. der deutsche Leser bei der Uebersetzung (S. 66) denken. „Neige dein Haupt, Sikambrier!" da ja bei uns dieser Volksname nicht, wie im Französischen, in übertragnem Sinne einen stolzen Recken ꝛc. bezeichnet?

Auf S. 70 fragt der junge Cérel:

„Sie bestehen also auf dieser strengen Lebensweise und dieser unbarmherzigen Diät?"

und wenn nun der Vater erwiedert:

„Lieber wollte ich meinen Namen verlieren!" —,

welcher Deutsche soll daraus entnehmen, daß der Vater allerdings auf seiner Vorschrift besteht und — Hans heißen will, ehe er davon abgeht ꝛc.?

Der von Paul Heyse und Hermann Kurz herausgegebene „Deutsche Novellenschatz" ist ein höchst zweckmäßiges, verdienstliches und empfehlenswerthes Unternehmen. Soll sich aber der „Novellenschatz des Auslandes" ihm ebenbürtig anschließen, so bedarf er nicht blos wie jener der strengsten Auswahl in dem Aufzunehmenden, sondern auch für das Aufgenommene vor Allem guter Uebersetzungen. Daniel Sanders.

Digitized by Google

Wie man kritisirt.

Unsre Unparteilichkeit zwang uns zur Aufnahme des folgenden wegen Mangel an Raum mehrmals zurückgestellten Briefes, wozu wir uns nur die eine Bemerkung erlauben, daß Herr O. Buchholz keineswegs eine Kritik der Broschüre des Herrn Prof. Pfleiderer beabsichtigt hat, sondern nur gegen die falschen Citate gesprochen und, wie selbst der Kritisirte zugibt, mit Recht. Es wird weder durch den Aufsatz „Wie citirt wird" das Buch des Hrn. Pfl., noch durch den folgenden Aufsatz der Artikel des Hrn. O. B. in seinem Werthe geschmälert.

In Nummer 11 der „Gegenwart" hat mir ein Herr O. Buchholz aus Fürstenwalde die Ehre einer höchst eingehenden Lection über die Gesetze des Citirens, verbunden mit freundschaftlichen Rathschlägen über Bücheranschaffung u. dgl., erwiesen. Ich habe leider nicht das Vergnügen, dem genannten Herrn persönlich oder sachlich irgend schon begegnet zu sein, schließe aber aus Gründen innerer Kritik, daß er wohl ein nebendraußensitzender Gymnasiallehrer oder etwas Aehnliches ist. Denn ich glaube aus seinen Zeilen den Baculus und die rothe Correcturtinte des begeisterten Schulmannes hervorblicken zu sehen, der aus seinen literaturgeschichtlichen Unterrichtsstunden die Mission eines profanen Zionswächters im Gebrauch der poetischen Literatur überkommen zu haben und allenthalben belehrungsbedürftige Gymnasiasten vor sich zu sehen glaubt. Denn sonst könnte ich als ihm völlig Unbekannter die fast beichtväterliche, bis zu Apostrophen sich versteigende Dringlichkeit seiner pädagogischen Ermahnungen mir doch kaum erklären. Was die von ihm gerügte Sache selbst betrifft, so hat Herr B. theilweise allerdings Recht, wie ich nachträglich, aber lange vor seinem Unterricht, selbst eingesehen habe. Wenn man oft und namentlich längere Stellen citirt, so erwächst damit steigend die Pflicht größerer Peinlichkeit und Worttreue der Anführungen; man muß sich nolens volens der philologischen „Wortverehrung" anbequemen, obgleich wahrhaftig nicht zu fürchten steht, daß die Gymnasiastenjugend aus philosophischen Untersuchungen über die schwersten Weltfragen ihre literaturgeschichtliche Kenntniß holen, also bei mangelnder Genauigkeit aus unlautrer Quelle schöpfen und damit die mühsam eingelernte Weisheit ihrer Lehrer wieder verlieren werde. Dies Zugeständniß will ich herzlich gerne machen und in reuigem Pater peccavi meinem gestrengen Censor möglichste Besserung versprechen, von der er demnächst eine Probe in einer ähnlichen Schrift sehen soll, wenn es ihn freut. Es fließt freilich nicht in Jedem scholastisches Blut; an mir z. B. ist gewiß kein Philolog verloren gegangen, da mir von jeher das Wortklauben so widrig war als das Wortglauben. Wem die Gedanken die dominirende Hauptsache sind, der wird allerdings wenig geneigt sein, jeden Augenblick ihren Fluß durch peinliches Blättern im literarischen Handwerkszeug zu unterbrechen, wie Diejenigen, welche aus 20 alten Büchern ein 21tes neues zusammenlesen und dabei freilich Zeit und Lust zum literarischen Gamaschenknopf haben. — Wenn der Herr Kritiker in seiner piquanten Einleitung meint, die reichliche Einstreuung dichterischer Citate solle ein „sich Brüsten" mit literarischen Notizen sein, so widerspricht er sich freilich selbst, indem er am Schluß seiner Ermahnungen die weltbekannte Fundgrube der „geflügelten Worte" mir zum Kaufe anpreisen zu müssen glaubt. Damit deutet er ja selbst darauf hin, wie spottwohlfeil jenes Vergnügen und sogar in originaler Fassung sei: die Sache einer Viertelstunde, die sehr leicht fertige Arbeit für den hohlsten literarischen Flickschuster. Meinen Grund jenes Verfahrens, das ich den wenigstens formell ausgezeichneten Pessimisten in derartigen Schriften nachmache, will ich ihm deshalb mit einem zu seiner Beruhigung diesmal collationirten Goethe'schen Wort angeben: „Warum sagst Du uns das in Versen? Die Verse sind wirksam. Spricht man in Prosa zu Euch, stopft ihr die Ohren Euch zu." Ich denke, um dieses guten Zweckes willen würden unsere großen Dichter sogar eine, immerhin zu vermeidende, Benutzung à la Ballhorn günstiger ansehen, als ihr gestrenger Schatzhüter in Fürstenwalde. — Da derselbe für meine Ehre beim Citiren so väterlich besorgt ist, so will ich ihm schließlich zum Dank auch meinerseits eine brüderliche Ermahnung hinsichtlich des Kritisirens geben. Wer eine nach allen bisherigen Stimmen sachlich doch ziemlich gehaltreiche Schrift so eingehend liest, daß er sie wie eine Schülerarbeit durchcorrigirt, aber auch nicht Eine Silbe inhaltlich dawider oder dafür zu sagen weiß, der bringt sich in den dringenden Verdacht eines verknöcherten Pedanten, welcher überhaupt in der Welt überall nur die Schalen sieht und von einem Gedankenkern nichts weiß. Oder aber kommt er in den Ruf eines formalistischen Zänkers, der fremde Sachen nur liest, um sich an ihnen reiben zu können und dadurch seinem Witz einige dürftige Funken zu entlocken. Auch das ist ein trauriges Metier, wenn gleich mit offenem Visir betrieben, immer noch weit besser, als die anderwärts beliebte Mode des maskirten, d. h. anonymen literarischen Buschklepperthums, welchem die einzig gelesene Vorrede zum Schlechtmachen eines Buches genügt. Oder soll ich gar noch weiter greifen und die offenbare Malice und höhnische Gehässigkeit meines mir total fremden Herrn Censors in der „Gegenwart" aus allgemeinen Gründen ableiten? Ich kann es aus aufrichtiger Bescheidenheit nicht wohl thun. Aber immerhin wurde ich an eine Bemerkung wenigstens erinnert, die mein hochgeachteter Gegner Hartmann mir nach Erscheinen der Schrift brieflich machte und die ich bei seinem mannhaften Charakter ohne Indiscretion glaube mittheilen zu können: „Ich zweifle nicht, daß Ihre Arbeit manchem Optimisten und manchem selbstgefälligen Nationalliberalen sehr ungelegen kommen und einige Köpfe wirksamer zum Nachdenken aufrütteln wird, als alle Kundgebungen aus dem pessimistischen Lager selbst es vermöchten." Das ist nun freilich viel zu viel Ehre und müßte erst durch eine Reihe ganz anderer Arbeiten verdient werden.

Kiel. E. Pfleiderer.

* * *

Vom ersten October an erscheint in Graz eine neue Zeitschrift unter dem Titel: „Grazer Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben" im Verlage von J. Eyller, die sich, nach dem Prospect zu urtheilen, eine ähnliche Aufgabe gestellt zu haben scheint wie unser Blatt. Der Redacteur ist Herr A. Mels, der sich als Feuilletonist und Dramatiker den Ruf eines begabten und gewandten Schriftstellers erworben hat. Von seinen dramatischen Arbeiten ist namentlich das Lustspiel „Heinrich Heines junge Leiden" hier wie anderwärts mit großem Erfolg zur Aufführung gekommen. Unsere besten Glückwünsche begleiten das neue Unternehmen.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Abonnement der „Gegenwart" pro IV. Quartal 1876.

Mit der nächsten Nummer schliesst das III. Quartal der *„Gegenwart"*. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um *baldigste Erneuerung* desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. *Abonnements auf das IV. Quartal 1876 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegengenommen.*

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse. Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Digitized by Google

Inserate.

Delius'

SHAKSPERE

IV. (Stereotyp-) Auflage

2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]

Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in Leipzig sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Paul Lindau,

Kleine Geschichten.

2 Bände. broch. 8 *M.* — In 1 Band in Leinwand elegant gebunden 9 *M.*

Inhalt:

I. Band. Stecknadeln. — Josephine. Nini. Ninon. Geschichte einer jungen Französin.
II. Band. Ein aufgefangener Brief. — In Folge einer Wette. — Der Tod der Frau Baronin.

Die

Fabrik von **Heinrich Lemcke**

in **Bahrenfeld** bei **Hamburg**

(Zollvereinsgebiet)

empfiehlt ihre **feinen** und **hochfeinen**, sowie

importirten Havanna- etc. Cigarren

in den Preisen von **36** bis **1000 M.** pro Mille.

Preiscourante gratis und franco.

Verkauf an Private von $^1/_{10}$ an.

Verlag von **B. G. Teubner** in Leipzig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Tristan und Isolt

in

deutschen Dichtungen der Neuzeit.

Von

Reinhold Bechstein.

8. geheftet. Preis: 4 *M.*

Studien

zu

Schillers Dramen.

Von

Wilhelm Fielitz.

gr. 8. geheftet. Preis: 2 *M.* 50 *Pf.*

Die Götter und Heroen

des classischen Alterthums.

Populäre Mythologie der Griechen und Römer

von

H. W. Stoll,

Professor in Weilburg.

Fünfte Auflage.

I. Band: Die Götter. II. Band: Die Heroen.

Mit 42 Abbildungen nach antiken Kunstwerken.

Preis für beide Bände: geheftet 4 *M.* 50 *Pf.*, eleg. gebunden 6 *M.*

Diese bereits in 4 starken Auflagen verbreitete Mythologie zeichnet sich vor ähnlichen Büchern dadurch aus, daß sie mit populärer Darstellung wissenschaftlichen Gehalt verbindet und in Text und Bildern so gehalten ist, daß sie unbedenklich auch der Jugend in die Hand gegeben werden kann.

Commissions-Verlag

übernimmt und vertreibt thätigst

Carl Minde in Leipzig.

Im Verlag der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefwechsel

zwischen

Schiller und Cotta.

Herausgegeben von

Wilhelm Vollmer.

Mit dem Porträt J. F. Cotta's.

gr. 8. 12 *M.* In hochelegantem „Einband für Bücherliebhaber" 18 *M.*

An die großen Schiller'schen Briefwechsel, mit Goethe und Körner, reiht sich der zwischen Schiller und Cotta als dritter an, zugleich das Denkmal eines seltenen Freundschaftsverhältnisses zwischen Schriftsteller und Verleger. Das Werk, welches neben den 467, zwischen den Hauptpersonen gewechselten Briefen, noch eine größere Anzahl von Buchhändler- und Autorenbriefen enthält und mit zahlreichen Noten und Erläuterungen versehen ist, bildet, außer dem Interesse, das sich an Schiller knüpft, einen unentbehrlichen Beitrag zur Geschichte des deutschen Buchhandels und wirft, bei der politischen Bedeutung Cotta's, höchst merkwürdige Streiflichter auf die politische Entwickelung Deutschlands im Wendepunkt zweier Jahrhunderte.

Der Einband für Bücherliebhaber ist auf das Sorgfältigste und Geschmackvollste in der hiesigen bekannten Buchbinderei des Herrn **Heinrich Koch** hergestellt worden: weißer Saffianrücken mit rothem und schwarzem Schild, Saffianecken; rother Schnitt und auf der Vorderdecke das Monogramm der Handlung in Golddruck.

Stuttgart, Juni 1876.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Gutzkow's neuester Roman:

„Die neuen Serapionsbrüder" erscheint im Laufe des Monats **October** im täglichen Feuilleton des

Auflage:
41,800,
wovon ca. 16,000 Ex. außerhalb Berlins abonnirt sind.

Berliner Tageblatt.

Auflage:
41,800,
wovon ca. 16,000 Ex. außerhalb Berlins abonnirt sind.

Die große Abonnentenzahl des „Berliner Tageblatt", welche bisher von **keiner anderen** Zeitung Deutschlands erreicht wurde, beweist am deutlichsten, daß das „Berliner Tageblatt" durch die **Reichhaltigkeit** und **Gediegenheit** seines Inhalts **allen Anforderungen,** welche an eine **große deutsche Zeitung** gestellt werden, in vollem Maße entspricht.

Abonnements pro IV. Quartal

auf das **„Berliner Tageblatt"** nebst der illustrirten humoristisch-satirischen Wochenschrift **„ULK"**, redigirt von Siegmund Haber, und der belletristischen Zeitschrift **„Berliner Sonntagsblatt"**, redigirt von Oscar Blumenthal, zum Preise von **5 Mark 25 Pf. incl.** Postprovision (für alle 3 Blätter zusammen), nehmen alle Reichs-Postanstalten jederzeit entgegen. Um recht frühzeitige Anmeldung ersucht höflichst

Die Expedition des „Berliner Tageblatt"

Rudolf Mosse.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Karl Scholtze in Leipzig.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin. **Expedition, Berlin N. W.,** Louisenstraße 32.

Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig.

Digitized by Google

№ 40. Berlin, den 30. September 1876. Band X.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: L. Napoleon Bonapartes erstes Auftreten. Von Karl Hillebrand. — Altbayrische Skizzen. Von Martin Schleich. — **Literatur und Kunst:** Einem jungen Freunde. Von Anastasius Grün. — Ueber die Iphis-Dichtung und die derselben zu Grunde liegenden Thatsachen. Von Carus Sterne. — Ein Brief von Richard Wagner. Von Eduard Hanslick. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Fatinitza", „Die Irrfahrten des Odysseus" und „Caprice". Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

L. Napoleon Bonapartes erstes Auftreten.

Von Karl Hillebrand.

Keine Sache war volksthümlicher als die des Kaiserreiches unter der Restauration und der Juliregierung. Die Republik war das abstracte Ideal weniger Literaten und Verschwörer vom Handwerk, die keine Wurzeln in der Nation hatten; die Legitimität, nachdem sie aufgehört hatte eine Thatsache zu sein, die, von Außen herangebracht, mit Resignation aufgenommen worden war, nur noch die Ehrensache eines Adels, der sich der Nation entfremdet hatte; der Orleanismus war die Intrigue einiger Politiker gewesen, die es verstanden, diese ihre Lösung der Nation im rechten Augenblicke, wo die höchste Stelle unbesetzt schien, anzubieten und aufzureden: das Kaiserthum war die Sache Frankreichs selber.

Es ist schwer heutzutage sich von der Tiefe und Allgemeinheit dieses Nationalcultus einen Begriff zu machen.*) Allabendlich bieten Theater und Panorama dem nie ermüdeten, schaulustigen Volke Auftritte aus dem Heldenleben des „kleinen Corporals". Lithographien und Kupferstiche bringen in hundertfacher Zusammensetzung die Gestalten des großen Nationalepos; ja selbst die angesehensten Künstler wählen mit Vorliebe die Gegenstände ihrer Gemälde aus jener glorreichen Zeit, und der gefeiertste Dichter des Geschlechtes besingt den kaiserlichen Ruhm in Liedern, deren Refrain in allen Winkeln des Landes wiederklingt.

On parlera de sa gloire
Dans le chaume bien longtemps;
L'humble toit dans cinquante ans
Ne connaitra pas d'autre histoire.

In der Presse, auf der Tribüne wird ohne Unterlaß der große Kaiser angerufen, nicht nur als unerreichter Feldherr und edelster Patriot, sondern auch als Gesetzgeber und Staatsmann, von dessen Weisheit keine Berufung mehr ist. Die neue Regierung selber glaubt nicht besser um die Volksgunst buhlen zu können, als indem sie das Andenken des Nationalhelden verherrlicht, seinen Veteranen schmeichelt, die großen Namen seiner Umgebung an sich zieht, ihm selber riesenhafte Triumphbogen errichtet und mit den Bildern seiner Thaten schmückt, Plätze, Straßen und Brücken nach seinen Siegen benennt, sein Standbild auf der Ruhmessäule wiederaufrichtet, endlich auch seine Asche aus der fernen Insel, die sein Grab gewesen, zurückführt unter den Invalidendom Ludwigs XIV. Wäre der Imperialismus eine Partei gewesen, statt einer Nationalreligion, so wäre unzweifelhaft das Kaiserreich schon im Juli 1830 unter dem Jubel des Landes wiederhergestellt worden; aber er war keine Partei.

„Sagen Sie dem Prinzen", ließ General Excelmans dem jungen Louis Napoleon Bonaparte antworten, der sich um Rath und Beistand an ihn gewandt hatte, „er täusche sich, wenn er glaube eine Partei in Frankreich zu haben. Es herrscht eine große Verehrung für das Andenken des Kaisers, das ist Alles."**) Er hätte hinzufügen können, daß diese Verehrung sich auch auf die Schöpfungen des Kaisers erstreckte, die dem demokratischen Instinkte und dem Ordnungsbedürfniß der Nation ebenso sehr genug thaten, als die Person und die Thaten des Kaisers ihre Phantasie anregten und ihrer Eitelkeit schmeichelten. Aber eine bonapartistische Partei bestand nicht, konnte nicht bestehen, weil es die Natur der Sache und die Natur ihrer Anhänger nicht zuließ. Die Zahl derselben war Legion; aber die Bauern, die Bürger der kleinen Städte, die niedern Beamten, welche nur beim Kaiser schwuren, waren weder Leute eine Verschwörung anzuzetteln, noch eine politische Intrigue durchzuführen. Auf den hohen napoleonischen Militär- und Civiladel hatte die wohlverdiente Strafe, welche den Verrath Marschall Neys erreicht, ihre Wirkung nicht verfehlt. Er beschied sich größtentheils die im Glücksspiele des Kaiserreiches gewonnenen Reichthümer und hohe gesellschaftliche Stellung in sicherer Ruhe zu genießen. Von der Juliregierung aber mit Aemtern und Würden überhäuft, hatten die Marschälle und Präfecten Napoleons wenig oder nichts von einer Herstellung des Kaiserreichs zu erwarten.**) Selbst die wenigen Diener

*) Wer keine französischen Bücher jener Zeit zur Hand hat, der öffne die Pariser Briefe Börnes, dessen Geist freilich zu sehr in den Schranken der Partei liegt, um das Schauspiel, das er schildert, auch zu begreifen, oder die Correspondenz H. Heines, der mit des Dichters Seherblick sofort die ganze Bedeutung der Thatsache und ihre Zukunft erschaut. S. namentlich die bedeutsamen und ausgedehnten Stellen in de la France (ich citire nach der französischen Ausgabe, da mir die deutsche nicht zur Hand ist) S. 46 u. ff., S. 117 u. ff., S. 229 u. ff. in den Briefen vom 19. Januar, 25. März und 20. August 1832. Bei Börne s. u. A. im ersten Theile die Briefe vom 19. October, 8. December 1830 und 13. Januar 1831.

*) Zeugenaussage des Generals vor den Straßburger Assisen in der Sitzung vom 9. Januar 1837. S. A. Fermé, Les grands procés politiques. Strasbourg. D'après les documents authentiques (Paris 1868) S. 78.

**) Louis Philipp selbst entschuldigte sich bei den Vertretern der Mächte über diese massenhafte Zuziehung der Männer des Kaiserreichs: es sei, um die Republicaner abzuhalten. S. Dep. Werthers vom 17. August 1830. A. B.

Digitized by Google

des Kaisers, denen eine unfreiwillige Muße erlaubte ihrem Mißvergnügen durch Verschwörungen Luft zu machen und die entweder nichts dabei zu verlieren hatten oder leidenschaftlich und kühn genug waren, was sie besessen auf's Spiel zu setzen, conspirirten nicht für die aussichtslose Sache des Kaiserreiches. Die Verschwörungen von Grenoble und Lafère zielten auf einen Wechsel der Dynastie zu Gunsten der Familie Orleans.

In der That mußte die kaiserliche Sache eine aussichtslose erscheinen, denn keine konnte weniger einer Persönlichkeit entrathen als sie, die auf der Persönlichkeit beruhte, und sie besaß keine, seit Napoleon in unerreichbare Fernen versetzt war, und so lange, nach seinem Tode, der Erbe seines Namens und seiner Ansprüche, noch nicht dem Knabenalter entwachsen, unter östreichischer Aufsicht heranwuchs. Doch wandten sich alle Augen nach Wien, als die Julirevolution plötzlich die Nachfolge eröffnete, und nur die rasche Besitzergreifung durch das Haupt des Hauses Orleans, das auf dem Platze war und dem eine Gruppe einflußreicher Männer den Weg bahnte, verhinderte, daß der junge Chef des Hauses Bonaparte, der ferne war und nur über die Sympathie der Massen, nicht über den Beistand der Führer verfügte, angerufen wurde. Doch fragten schon eifrige Bonapartisten, wie der Herzog von Padua (Arrighi), beim östreichischen Gesandten an, ob Kaiser Franz seinem Enkel nicht erlauben wolle, nach Paris zu kommen. Andere, kühnere, gingen selbst nach Wien in der Hoffnung den jungen Prätendenten zu entführen.*) Auch war man in Wien und Paris noch keineswegs so fest von der Haltbarkeit der Julidynastie überzeugt, daß man nicht schon an eine Benutzung des großen Namens gedacht hätte, den der Enkel des Kaiser Franz, wie's scheint, mit hohem Bewußtsein trug.**) Schon Ende Februar 1831 drohte der Staatskanzler dem König der Franzosen „die Macht seiner starken Stellung gegen dessen schwache Stellung zu gebrauchen und ihm den Herzog von Reichstadt entgegenzustellen", wenn er den Carbonari der Romagna Vorschub leiste. Damals hatte Louis Philipp nachgegeben. Aber der junge Prätendent war einmal nahe an die Scene herangetreten. Es bildete sich um ihn und für ihn eine kleine provisorische Regierung, die Fürst Metternich gewähren ließ, weil er sich die Freiheit wahren wollte, auch diese Karte im Nothfalle auszuspielen. In der ersten Hälfte des Jahres 1832 gewannen diese Entwürfe immer mehr Gestalt und Metternich stand nicht an, den östreichischen Gesandten in der Schweiz, Graf Bombelle, mit den Verhandlungen zu betrauen, bis ihn die Befestigung des Julikönigthums und die Erfolge der gemäßigten Politik C. Periers plötzlich umstimmten: er theilte den ganzen Plan und den schon bereit gehaltenen Verfassungsentwurf der Bonapartisten nicht nur den Cabinetten in Berlin und Petersburg, sondern auch dem Agenten des Legitimismus in Wien mit, doch ohne zu verbergen, daß er vorkommenden Falles doch noch einmal zu dieser Waffe greifen könnte.***)

Da ereilte ein früher Tod den Sohn des großen Kaisers (22. Juli 1832). „In allen Hütten hängt das Bild des Kaisers", schreibt Heine als die Nachricht nach Frankreich kömmt aus der Normandie an die „Allgemeine Zeitung". „Ueberall ist es mit Immortellen geschmückt wie die Bilder des Heilands in der Charwoche. Viele alte Soldaten tragen einen Flor ... Selbst junge Republicaner habe ich weinen sehen ... Ein altes Holzbein reichte mir schmerzlich die Hand und sagte: „„Jetzt ist Alles aus"". „Jawohl", fügte der deutsche Dichter prophetisch hinzu, „für die Bonapartisten, welche an die Auferstehung im Fleische des kriegerischen Imperialismus glauben, ist Alles aus ... Aber die Bonapartisten, welche an eine Auferstehung im napoleonischen Geiste glauben, haben jetzt eine glänzende Zukunft vor sich ... Ihr Bonapartismus ... ist die Idee einer Monarchie von höchster Macht, angewandt zum Nutzen des Volkes, und wer diese Macht haben und sie so anwenden wird, den werden sie Napoleon II. nennen."*) Der, dem dieß Ideal vorschwebte, plante schon seine Verwirklichung als der Dichter schrieb; aber Frankreich wußte kaum von seinem Dasein.

Louis Napoleon Bonaparte, geboren 1808 in den Tuilerien, war der zweite Sohn der Königin Hortense und König Ludwigs von Holland, dessen Nachkommen der Kaiser, im Falle des Aussterbens seiner eigenen Linie, zu seinen Nachfolgern eingesetzt hatte. Noch ehe der frühe Tod des älteren Bruders, der in Forli der Krankheit und den Strapatzen des revolutionären Feldzuges von 1831 gegen die weltliche Macht des Papstes erlegen war, ihn zum Erben und Träger des Kaiserthums gemacht, hatte der schweigsame Jüngling von der Wiederherstellung des kaiserlichen Thrones geträumt und dafür gekämpft: jener Aufstand in der Romagna sollte seinem Vetter, dem „König von Rom", sein italienisches Königreich verschaffen**), bis die Gelegenheit sich bieten würde, ihm auch sein französisches Kaiserreich wiederzuerobern. Nach dem Mißerfolge dieser Schilderhebung und dem Tode des Bruders war es ihm, dem selbst Erkrankten, gelungen, unter großen Gefahren und mit Hülfe der Mutter, der leichtfertigen und gewandten Tochter Josephinens, aus Ancona zu entkommen und über Pisa und Nizza nach Paris zu gelangen. Der König hatte sie dort mit Vorsicht, aber mit freundlichster Theilnahme empfangen und ihnen Aussicht auf einen bleibenden Aufenthalt in Frankreich, ja auf Eintritt des Prinzen in die königliche Armee gemacht, wenn er nur seinen Namen ablegen wollte.***) Der junge Prinz kannte zu wohl den Werth dieses fast einzigen ihm übrigen Capitals, um es aus der Hand zu geben; und das Schauspiel, das sich ihm am Vorabende seiner Abreise aus Paris in seinem eignen Gasthause auf dem Vendômeplatz darbot, als am Todestage seines Oheims (5. Mai 1831) die Menge zur Ruhmessäule strömte, um ihre Immortellenkränze an dem Fuße derselben niederzulegen, mochte ihm beweisen, daß er sich in seiner Werthschätzung nicht geirrt habe. Der König selbst aber und seine Schwester Adelaïde fanden doch, daß der Aufenthalt zu lange dauere und drangen auf die Abreise. Nach kurzem Verweilen in England kehrte der Prinz über Boulogne, wo die

*) S. die eben angeführte Depesche Freiherrn von Werthers vom 17. August 1830. A. B.

**) „Nach Allem, was ich höre, hat der junge Mann einen heißen Kopf, einen ungestümen Sinn, einen maßlosen Thatendurst und einen außerordentlichen Ehrgeiz", schrieb der sardinische Botschafter aus Wien unterm 30. Juni 1831. A. T.

***) S. die Depeschen Benzis des neapolitanischen Gesandten in Wien vom 6. Januar 1831 und des neapolitanischen Generalconsuls in Triest vom 24. December 1830, beide mitgetheilt von Nicomede Bianchi a. a. O. III. 333. (Die Citationen im Text S. 30 wimmeln von Druckfehlern und können deshalb nur irreführen.) Damit vgl. die obenangeführte vertrauliche Depesche Graf Pralormos vom 30. Juni 1831: „Je pense que ces projets (certaines idées éloignées auxquelles je savais que la Maréchal Marmont n'était pas éloigné) existent toujours comme des ressources pour l'avenir. C'est pour cela que le jeune homme (le duc de Reichstädt) commence à être mis en évidence, qu'on réveille en lui le goût militaire, qu'on le prépare en un mot à jouer un rôle." A. T. Vgl. auch Capefigue a. a. O. VIII und ff. und über diese Intriguen Metternichs die äußerst interessante vertrauliche Dep. Graf Pralormos vom 27. März 1832. A. T., sowie Droysen, a. a. O. S. 641 und oben Kap. III, § 6.

*) S. H. Heine a. a. O. S. 231.

**) S. Dep. des neapolitanischen Gesandten in London Graf Ludolf vom 12. December 1830 und 15. April 1831, angeführt bei Nicomede Bianchi a. a. O. III, 30.

***) La Reine Hortense en Italie, en France et en Angleterre pendant l'année 1831. Fragments extraits de ses mémoires inédits, écrits par elle mêmes. Paris 1834. S. 217. Ueber die Scene vom 5. Mai s. S. 242 ff. Der Herzog von Aumale in seiner Schrift Lettre sur l'histoire de France, gerichtet gegen Prinz Napoleon (Jerôme) erzählt (S. 13): C. Perier habe Louis Phlipp benachrichtigt, daß, während die Königin Hortense bei ihm gewesen und ihren Sohn krank gesagt, dieser eine geheime Berathung mit den republicanischen Parteihäuptern gehabt habe. Er belegt aber diese Angabe mit nichts.

Digitized by Google

Mutter ihm die Stelle zeigte, an der einst des Kaisers Zelt gestanden und an der er zum ersten Male das Kreuz der von ihm gestifteten Ehrenlegion vertheilt, über Malmaison, wo er seine glücklichsten Tage verlebt, und andere Orte Frankreichs, an die sich das Andenken des Oheims knüpfte, nach seinem Schloß Arenenberg in der Schweiz (Thurgau) zurück.

Sein Leben dort war das eines Fürstensohnes, der sich für seine zukünftige Herrscherrolle vorbereitet, aber mit dem klaren Bewußtsein dessen vorbereitet, was das 19. Jahrhundert von einem Fürsten verlangt, zumal wenn dieser Fürst das Erbe eines revolutionären Monarchen beansprucht. Sein Auftreten war ein edelmännisches: als sicherer Schütze, verwegener Reiter, kühner Schwimmer suchte er seines Gleichen im Kanton. Dabei blieben Geschichte und Mathematik, die ihn schon auf dem Gymnasium in Augsburg besonders angesprochen, seine Lieblingsstudien, ja schon versuchte er sich in politischer Schriftstellerei. Seine „Réveries politiques" waren freilich nur, was ihr Name sagte, „Jugendschwärmereien", der Verfassungsplan, den sie enthielten, die unförmliche Ausgeburt eines unklaren und unreifen Geistes, in der jedoch der Grundgedanke der demokratischen Monarchie schon ganz vollständig hervortritt. Zugleich trat er wieder in die eidgenössische Artillerie, um die Specialwaffe seines Oheims gründlich kennen zu lernen, und ward bald darin zu einem höheren Grad befördert. Was er über die Militärorganisation der Schweiz schrieb und sein „Handbuch des Artilleristen" erregte die Aufmerksamkeit der eidgenössischen Regierung, die mit einer Revision der Bundesverfassung umging. Schon vorher hatte der Canton Thurgau den jungen Mann zu seinem Ehrenbürger ernannt, der schon jetzt mit beschränkten Mitteln offenes Haus hielt, die Flüchtlinge aller Nationen mit offenen Armen empfing und nichts versäumte, um sich bei Bürgern und niederem Volk beliebt zu machen. Schon als länderloser und aussichtsloser Prinz besaß der schlichte junge Mann, dem die Natur die äußeren Reize versagt hatte, welche der Mutter in so reichem Maße geworden waren, jenen seltenen Zauber, nicht des Anziehens, aber des Festhaltens, den er selbst dann noch unwiderstehlich üben sollte, als er, ein gebrochener Greis, zum andern und letzten Male in die Verbannung wanderte. Wer sich ihm anschloß, schloß sich ihm für's Leben an, und selbst der Nüchternste war bereit, seine ganze Existenz auf die Karte des tollkühnen Spielers zu setzen. Denn ein Spieler war er und blieb er, der „sanfte Starrkopf", wie ihn die Mutter nannte, der unbeirrt durch Verlust und Verlust immer wieder sein Alles auf dieselbe Nummer setzte, bis sie herauskam. Wo erst die sittliche Berechtigung der Gewalt und der List im Staatsleben eintritt, scheint er nie bedacht zu haben. Nicht wie Wilhelm III. und Louis Philipp von der Volksvertretung herbeigerufen, um den gewaltsam erledigten Thron einzunehmen und das bedrohte Recht zu schützen; nicht wie Cromwell und Napoleon, um bei der Ohnmacht des Gesetzes einer unerträglichen Verwirrung ein Ende zu machen; nicht wie Karl Eduard und die Herzogin von Berry, um ein rechtmäßiges Erbe, oder was man dafür hielt, den Händen des Usurpatoren zu entreißen, nein, unherausgefordert wie ein gläubiger Abenteurer des 13. oder 16. Jahrhunderts zog er aus sich ein Reich zu erobern, aber nicht ein fernes Achaja oder Peru galt's den Heiden zu entreißen, das nahe Vaterland war der Preis, um den er buhlte; eine endlich beruhigte, friedliche Ordnung der Dinge plötzlich umzustürzen unterfing er sich, freilich in der nicht unbegründeten Zuversicht, daß nach einem raschen Handstreich die ganze Nation der neuen Ordnung zujauchzen werde. Hatte sie nicht dem großen Oheim zugejauchzt, als der Verbannte an der Spitze seiner Armee in Paris einzog? Und wie viele waren die Getreuen, mit denen er an der Küste des mittelländischen Meeres gelandet war, und deren winziges Häuflein, wie eine Lawine schwellend, bald ganz Frankreich mit sich fortriß? So brachte die unheilvollste und verbrecherischste That des Jahrhunderts, welche dem Lande schon eine neue und schwerere Invasion, Gebietsverlust, die royalistische Schreckensherrschaft eingetragen und, schlimmer als Alles das, die Versöhnung mit der alten nationalen Dynastie fast unmöglich gemacht hatte, auch noch das Unheil in ihrem Gefolge, daß sie bei allen Unternehmungen des Bürgerkrieges, mit denen Ehrgeiz und Leichtsinn das Land bedrohten, als ein ermuthigendes Beispiel vorleuchtete.

Im Sommer des Jahres 1836 reiften die Pläne des Prätendenten. Auf seinem Schlosse von Arenenberg sah er angesehene Männer aus Frankreich, die durch übertriebene Schilderung der herrschenden Unzufriedenheit seine Hoffnungen nährten und steigerten. Hatte ihm doch schon Chateaubriand selber im Jahre 1832 versichert, nach dem Sturze von des heiligen Ludwigs Geschlechte gäbe es „keinen Namen, der dem Ruhme Frankreichs besser anstehe, als der seine".*) Hatte doch Lafayette kurz vor seinem Ende den Prinzen persönlich ermuthigt, „die erste Gelegenheit zu benutzen, nach Frankreich zurückzukehren", und ihm versprochen, „ihn mit allen seinen Mitteln zu unterstützen, wenn der Augenblick gekommen sei".**) Sein Nachbar, der Schloßherr von Wolberg, hatte unter seinem Oheim gedient und ihm ein begeistertes Andenken bewahrt. In Baden kam der Prinz öfter mit Offizieren aus dem nahen Straßburg zusammen und es gelang ihm (Juli 1836) einen derselben mit Hülfe einer schönen, nicht gerade bedenklichen Sängerin ganz für sich zu gewinnen, denn schon jetzt fand er diese merkwürdige Frauenergebenheit, der die Liebe ganz fremd war, und die ihm später so oft rettende Dienst leisten sollte. Oberst Vaudrey war Chef jenes 4. Artillerieregiments, in dem Napoleon einst gedient, das ihn 1815 in Grenoble jubelnd empfangen und ihm den Rückzug nach Paris gebahnt; er befehligte jetzt interimistisch die gesammte Artillerie von Straßburg. Eine solche Hülfe war unschätzbar. Einige Lieutenants versprachen den Zuzug von zwölf in Straßburg liegenden Pontonniercompagnien. Viele andere Offiziere der Garnison waren gewonnen, theils ältere, welche ihre Epauletten dem Oheim dankten, theils jüngere, welche rasche Beförderung von dem Neffen erhofften, viele darunter Söhne wohlhabender adeliger Familien, die sich durch ihren Leichtsinn in Geldverlegenheiten gestürzt. Die Nationalgarde, welche wegen ihrer republicanischen Gesinnung aufgelöst worden, sollte sofort wiederhergestellt und mit der Bewachung der Festung betraut werden, während der Prinz an der Spitze der ganzen Besatzung (12,000 Mann, 6 Regimenter) sich nach Paris bewegte hätte. Zwei Stabsofficiere außer Dienst, eben jener Nachbar vom Bodensee und ein Graf de Bruc, suchten erfolglos Verbindungen mit Generälen aus der Kaiserzeit anzuknüpfen. Keiner wollte sich im Voraus binden. Doch war man bei der Mannschaft und den Unterofficieren glücklicher gewesen, wie der gleichzeitige Ausbruch der Meuterei in Vendôme es bewies.***) In Straßburg waren im Ganzen wohl an 200 Personen im Einverständniß und das Geheimniß ward trefflich gewahrt. Der ganze Plan der Verschwörung war von Persigny, dem Vertrauten des Prinzen,

*) Der Brief Chateaubriands ist von Luzern den 2. September 1832 kurz nach seiner Abreise von Arenenberg datirt. Er ist u. A. gedruckt bei E. Lecomte, Louis Napoléon Bonaparte, la Suisse et le roi Louis Philippe (Paris 1856. S. 55 und 56).

**) Nach einer Angabe bei A. Laity (le prince Napoléon à Strasbourg, Paris 1838). Laity, ein Oberlieutenant im Corps des Pontonniers und Mitverschworner, war am 18. Januar 1837 wie alle andern Angeklagten freigesprochen worden. Im folgenden Jahre wurde er wegen der oben angeführten Schrift von Neuem vor Gericht gestellt und zwar vor den Pairshof, der ihn zu fünf Jahren Gefängniß und 10,000 Franken Strafe verurtheilte. Der Prinz in einem Briefe vom 2. Juli 1838 erklärt die angezogene Schrift wiederholt als ganz zuverlässig. „Man wird Sie wohl fragen, woher Sie alle die Angaben haben, die Sie machen. Sie können sagen, Sie haben sie von mir." Danach ist wohl nicht an der Authenticität von Laitys Angaben zu zweifeln.

***) Dieselbe ist als republicanisch dargestellt worden; aber Guizot, der etwas davon wissen mußte, sagt, er habe Grund anzunehmen, es habe eine Verbindung mit Straßburg bestanden (a. a. O. IV. 202).

Digitized by Google

entworfen; er leitete die Ausführung. Ein überzeugter Bewunderer des Cäsarismus, in dem er die nothwendige Staatsform seines Vaterlandes sah, war der junge Mann zugleich der persönliche Freund des gleichaltrigen Prätendenten, in dessen Sache er ganz aufging. Er war und blieb der Doctrinär sowohl wie der Handstreichler des neuen Kaiserthums, dessen Staatsmann zu werden er freilich nicht berufen war.*)

Am Abend des 29. October traf der Prinz in Straßburg ein, und verbrachte die Nacht mit einigen der Verschworenen. Früh um ½6 Uhr des andern Morgens (30. October) erschien er, in Artillerieuniform**), umgeben von seinen Adjutanten, deren Einer, Major Parquin, Generalsepauletten trug, in der Caserne des 4. Regiments, das Oberst Vaudrey in aller Frühe, und ohne die nicht eingeweihten Officiere zu benachrichtigen, hatte zusammentreten lassen. Er stellte den Prätendenten als den Neffen und Erben des Kaisers vor und begeistertes Hochrufen antwortete seiner und des Prinzen kurzer Anrede. Nachdem Dieser vier Detachements unter Führung Persignys und dreier andern Mitverschwornen nach der Präfectur, den Wohnungen des Departementcommandanten Generals Lalande, und eines Obersten, dem Telegraphen und einer Druckerei gesandt, wo die Proclamationen verfertigt werden sollten, stellte er sich an die Spitze der Uebrigen und marschirte mit klingender Musik und ununterbrochenen Jubelrufen auf die Hauptwache, wo er sich der Person des Divisionsgenerals Voirol bemächtigt, ohne ihn jedoch zum Anschluß bewegen zu können. Von da eilt er zur Finkmatt, der Caserne des 46. Infanterieregimentes, wo die Pontonniers der Verabredung gemäß mit ihm zusammentreffen sollen. Auch hier verfehlen die Worte des Prätendenten und seiner Begleiter, die kaiserlichen Adler, das Beispiel der Kameraden ihre Wirkung auf die niedern Officiere und die Mannschaft nicht. Auch hier antwortet der Ruf „es lebe der Kaiser!" seiner Ansprache; aber bald erscheinen einige pflichtgetreue Officiere, das Gerücht verbreitet sich, man habe einen Betrüger, den Neffen Vaudrey's, nicht des großen Kaisers vor sich.***) Ein Lieutenant legt Hand an den Prinzen, die Artilleristen springen diesem zur Hülfe, es kommt zu einer heftigen Rauferei. Von den Wällen fallen die Steinwürfe des Pöbels, der die Partei des Prinzen ergreift und mit einigen Flintenschüssen auseinandergejagt werden muß.†) Endlich gelingt's den Prätendenten und seine Begleiter zu entwaffen, man reißt ihnen die Epauletten und Orden ab, schließt sie in der Caserne ein, von wo sie noch desselben Tages in's Gefängniß gebracht werden. Indessen hatte man auch schon, erst den General Voirol, dann den Präfecten befreit. Die Pontonniers, im Glauben, Alles sei mißlungen, hatten sich zerstreut, ehe sie zur Finkmatt kamen. Ihr entschlossenster Führer erreichte den Ort nur um das Schicksal des Prinzen und seiner Begleiter zu theilen. Persigny und fünf andere Chefs der Verschwörung — alle Officiere — entkamen; sieben blieben in den Händen der Obrigkeit. Die Meisten blieben unbekannt und wurden von den Ergriffenen männlich gedeckt. Auch die gleichzeitig (30. October) in Vendôme ausgebrochene Meuterei war sofort unterdrückt worden, ohne daß man den höherstehenden Urhebern auf die Spur hätte kommen können. Man mußte sich hier wie in Straßburg damit begnügen, die Thäter zu ergreifen, die Verdächtigen aber in Ruhestand zu versetzen oder in andere Garnisonen zu schicken.

Gerne wäre man wohl auch der Anderen so wohlfeilen Kaufes losgeworden. Denn die Verlegenheit war groß; sollte man sie vor den Pairshof stellen, wie es das Verbrechen des Hochverraths erfordert hätte und so einem Zwischenfalle, den man gerne als eine unbedeutende Militärmeuterei dargestellt hätte, die Wichtigkeit eines großen, politischen Processes verleihen? Sollte man sie einem Kriegsgerichte übergeben, da doch verschiedene Mitverschworne nicht der Armee angehörten? Sollte man die Sache der Civilpersonen von der der Militärs trennen, gegen alle juristischen Grundsätze der Zeit, gegen alle Antecedentien seit 1830, mit der Aussicht, daß die Einen ein Todesurtheil, die Andern die Freisprechung erwartete?*) Die Amtszeitung vom 3. November meldete, die Sache sei der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit überliefert, und einen Monat später (5. December) verwies der Anklagesenat von Colmar sie vor den Assisienhof in Straßburg. Aber schon war der Hauptschuldige nicht mehr in den Händen der Justiz.

Am Abend des 9. November war der Prinz auf „höheren Befehl" aus seinem Gefängniß gezogen und nach Paris gebracht worden, von wo er nach zweistündigem Aufenthalte weiter nach Lorient befördert und am 21. auf der Fregatte die „Andromeda" nach New-York eingeschifft wurde. Der Prinz hatte nur gezwungen eingewilligt und zu wiederholten Malen verlangt gerichtet zu werden. Noch vor seiner Abreise (am 19. November) schrieb er um zu erklären, „daß er keinerlei Eid geleistet nicht wieder nach Europa zu kommen", und warf seiner Mutter (Brief vom 11. November, aus der Pariser Polizeipräfectur) schonend vor, mehr an seine Gefahr als an seine Ehre gedacht zu haben, „welche ihn verpflichtete das Schicksal seiner Unglücksgenossen zu theilen".**) In der That war das Flehen der herbeigeeilten Mutter nicht ohne Wirkung auf den König gewesen, obschon die Hauptbeweggründe die Furcht gehässig und hart zu scheinen, und die Erinnerung an die Verwicklungen, welche die Gefangenschaft der Herzogin von Berry im Gefolge gehabt, gewesen sein mögen. „Ich habe an den Herzog von Bordeaux gedacht, indem ich Louis Napoleon Bonaparte begnadigte", äußerte er wiederholt, besorgt wie

*) Der volle Name Persignys war Fialin, Vicomte de Persigny, ein Titel, der seiner Familie seit 200 Jahren zukam, den er aber zuerst wiederaufnahm. Er war Unterofficier gewesen; aber es darf nicht vergessen werden, daß in Frankreich, wo die Hälfte der Officiere aus den Unterofficieren recrutirt werden, viele junge Leute guten Standes, um die Militärschule zu vermeiden, als Freiwillige in die Armee eintraten, um die Epauletten zu verdienen. Uebrigens war Persigny sofort nach seinem Eintritt in die Cavallerieschule von Saumur gegangen und mit 20 Jahren als Wachtmeister daraus hervorgegangen.

**) Nicht in seines Onkels Costüm, wie die Sage geht, s. Persignys Brief vom 24. December 1836 an die „Sun", im Jahre 1837 in erweiterter Gestalt herausgegeben unter dem Titel Relation de l'entreprise du prince Napoléon Louis (Paris und New-York). Damit vgl. die Aussagen aller Zeugen mit Ausnahme Pleigniers.

***) S. die wichtige Zeugenaussage der Adjutanten Gall und Deguerre. S. Fermé a. a. O. 92. 94.

†) Zeugenaussage Oberst Tallandiers. Fermé a. a. O. 142.

*) Vor 1830 ward, in solchem Falle wie in Deutschland, nach Voruntersuchung durch eine gemischte Commission, die Sache der Militäre von der der Civilisten getrennt und dem Kriegsgericht übermacht.

**) S. Fermé a. a. O. S. 10 (vgl. S. 8 und 206). Der demüthige und zerknirschte Brief des Prinzen an den König, der damals veröffentlicht ward, wurde sofort von ihm dementirt, und weder Louis Philipp noch seine Minister protestirten gegen dies Dementi. Der Brief des Prinzen an seinen Vertheidiger, begonnen auf der Durchreise durch Paris am 11. und beendet in Lorient am 15., welcher vor Gericht verlesen wurde ist durchaus würdig: „Malgré mon désir de rester avec mes compagnons d'infortune et de partager leur sort, le roi dans sa clémence a ordonné que je fusse transporté en Amérique. J'apprécie, comme je le dois, la bonté du Roi, mais je regrette bien vivement de ne pouvoir comparaitre à la barre des tribunaux pour expliquer les démarches à la suite des quelles j'ai entrainé mes amis à leur perte . . . . Vous voyez donc que c'est moi qui les ai seduits"; und nach weiteren und genaueren Selbstanklagen: „le gouvernement a été généreux pour moi". Dies die demüthigsten Worte des Schreibens. Aus des Königs Casse wurden ihm 16,000 Fr. für seine ersten Bedürfnisse eingehändigt, die er annahm. Es ist bei des Prinzen Charakter und Geldgewohnheiten höchst wahrscheinlich, daß er diese Summe durch seine Mutter zurückgeben ließ, wenn er sie auch hätte borgen müssen, ohne zu wissen, ob er sie zurückgeben könne. Auch die Anspielungen der orleanistischen Schriften auf einen allzu demüthigenden Brief, den er an den König gerichtet, entbehren jeder Basis, der einzige authentische Brief enthält nichts dergleichen.

Digitized by Google

immer die legitimistischen Höfe des Nordens zu beruhigen*). „Auch wäre er sicher freigesprochen worden" fügte er hinzu und das regierungsfreundliche „Journal des Débats" sagte offen: „Die Geschwornen wären erstaunt, erschrocken den Neffen des Kaisers Napoleon zu richten, was er auch gethan haben möge." Aber auch die unbedingte Freilassung hatte ihre Nachtheile. Ein Eingreifen der Executivgewalt in die richterliche lag unbestreitbar vor. Die „öffentliche Meinung" war empört über die Verletzung der Rechtsgleichheit, wie sie empört gewesen wäre, wenn der durch eine Revolution zur Herrschaft gelangte Bürgerkönig den Neffen des großen Kaisers hätte hinrichten lassen. Das Schlimmste war, die Mitschuldigen waren der Straflosigkeit sicher, sobald der Hauptschuldige ungestraft davon gekommen war. Man konnte von keinem französischen Geschwornengerichte, bei der herrschenden Stimmung und bei der Gleichgültigkeit gegen militärische Pflichten, welche die unausbleibliche Folge so vieler Staatsumwälzungen war, erwarten, daß es wagen, daß es nur wissen werde einen Unterschied zu machen zwischen denen, die nur des Hochverraths, und denen, die des Hochverraths und des Eidbruches schuldig waren. Welch ein Beispiel aber für die Armee, wenn Offiziere, die so gewissenlos ihren Fahneneid gebrochen, straflos ausgingen? So aber und nicht anders sollte es kommen.

Die Verhandlungen, welche am 6. Januar 1837 vor dem Assisenhofe in Straßburg begannen und an scenischem Interesse Nichts zu wünschen ließen, endeten am 18. mit einer vollständigen Freisprechung aller Angeklagten, welche sämmtlich geständig waren, gegen welche aber die „öffentliche Meinung" während des Processes nicht mit den Zeichen ihrer Theilnahme gekargt hatte. Ein lärmendes Bankett, das die Geschwornen selber den Angeklagten, meist Officiere, und ihren beredten Vertheidigern gaben, schloß würdig diesen ganzen Hohn auf Recht, Gerechtigkeit und militärische Ehre.**) Der arme Husar aber, der bei der Vendômer Meuterei ergriffen worden, ward vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Des Königs Gerechtigkeitsgefühl sträubte sich indeß gegen solche Ungleichheit und verwandelte seine Strafe zu lebenslänglichem Gefängniß. Oberst Vaudrey ließ unterdessen keine Gelegenheit vergehen, sich in voller Uniform dem bewundernden Pariser Publicum zu zeigen.

Wenige Monate darauf (Juli 1837) war auch der Prinz wieder in Arenenberg am Sterbebette seiner Mutter. Frankreich aber wußte fortan, daß noch ein Erbe Napoleons lebe, und daß er entschlossen sei, die Hinterlassenschaft zu beanspruchen, sobald sich die Gelegenheit böte. Von dem Augenblicke an bestand — wenn auch nur in schwachen Ansätzen — eine dritte regierungsfeindliche Partei, die bonapartistische.

Altbayrische Skizzen.

Von **Martin Schleich.**

Die letzte serbische Skuptschina wurde geschlossen ohne daß die alte Sitte, wonach jedem Mitglied des dortigen hohen Hauses, gleichsam als lebendiger Landtagsabschied, ein Spanferkel verabreicht werden soll, zur Ausübung gekommen wäre. Gingen ja die meisten Mitglieder nicht nach Hause, sondern in's Feld, um mit den Türken zu streiten, die ihren Gegnern nicht lange zurufen: Hört! Hört! sondern — ihnen lieber gleich die Ohren abschneiden.

Ganz so barbarisch ist es nun im bayrischen Landtag, der gleichzeitig tagte und auch eine rurale Versammlung darstellt, allerdings nicht hergegangen, obwohl die Popen alles Mögliche thaten, um den Krieg gegen das liberale Türkenthum und die Juden nicht einschlafen zu lassen. Wie es an der untern Donau noch werden wird weiß Gott; an der obern und in dem Flußgebiet, das uns gehört, bleibt es vorläufig beim Alten. Der famose Aeneas Sylvius, nachmals Pius II., pflegte zu sagen: jeder Reichstag sei schwanger, d. h. er trage schon wieder einen andern in sich. Für uns ist dieser Zustand besonders hoffnungsvoll, da wir sicher sein können, daß die Succession nicht aus der Art schlagen wird. Vorläufig ist, wie jeder Münchener im Vorbeigehen mit Vergnügen bemerkt, der parlamentarische Janustempel geschlossen, der Bayreuther Festcyklus reihte sich unmittelbar daran, während die Kunstgewerbeausstellung noch fortgeht, um Ende September in einer großen Costümproduction auf dem Hoftheater zu gipfeln. Den Schluß bilden dann die unter dem Namen „Octoberfest" bekannten olympischen Spiele auf der Theresienwiese, die außer dem sel. Dr. Carl Müller, genannt S . . müller, freilich noch keinen Pindar gefunden haben. Wenn jedes Land im Verhältniß zu seiner Größe so viel zur Unterhaltung des Welttheils beitrüge, würde es sich allmälig verlohnen, ein Europäer zu sein.

Es kann in Bayern nichts vorgehen, ohne daß die am linken Isarufer liegende Boa constrictor etwas davon hätte. Wenn auch die Landtage, wie sie sich seit einer Reihe von Jahren gestalten, dem Ganzen zum Schaden gereichen, der Stadt München nützen sie, durch erhöhten Wohnungs- und Lebensmittelconsum, außerordentliche Beschäftigung der Preßgewerbe — denn was bei einer solchen Session Alles gedruckt und autographirt wird, ist zum Erstaunen —, abgesehen vom Kerzen-, Oel-, Besen-, Putzlumpen- und sonstigem Materialverbrauch; auch zerreißen die noch nach der Mode von 1818 gekleideten „Boten" möglichst viele Kappenstiefel, und sollte ein Theil der Abgeordneten von den täglichen fünf Gulden wirklich etwas ersparen, so legt der andere um so mehr darauf. Man will zwar bemerkt haben, daß Leute aus zurückgebliebenen Provinzen für die vorgeschrittensten Reize der Tingeltangel nicht unempfindlich sind, im Ganzen aber ist die größere Frugalität auf katholisch-patriotischer Seite. Als man einen Abgeordneten aus der Passauer Gegend fragte, was er zu Hause den Winter über thue, antwortete er: Spinnen! Und was verdienen Sie dabei täglich? Fünfzehn Kreuzer. Unter solchen Umständen hat ein Mandat noch seinen Werth. Gleichwohl ist der Aufenthalt in der Hauptstadt für sog. Kernpatrioten nicht ohne läuternden Einfluß. Der Eine kommt mit einem Rock, der den Begriff der Joppe kaum um ein paar Finger übersteigt, während dem andern die Schöße bis an die Knöchel fallen, die Taillenknöpfe aber an den Schulterblättern sitzen und beim feierlichen Schwur: „nur des ganzen Landes Wohl im Auge zu haben", wo möglich noch höher hinaufsteigen. Es ist nun artig, zu beobachten, wie schon nach Verlauf einiger Wochen die Chaussüre des Ersten merklich länger, die des Zweiten aber kürzer geworden ist, bis die Rockflügel Beider endlich auf dem richtigen Mittel zusammentreffen. Noch schneller als mit dieser Verwandlung geht es mit der Anschaffung einer Uhrkette, die dem unverdorbenen Ankömmling in der Regel schon einen Theil der Reiseentschädigung aus der Tasche lockt. Wenn sich der Papst selbst nur als „servus servorum" unterschreibt, so können seine besten Gläubigen, und das sind die bayrischen Patrioten, nicht viele Dienstmänner in Anspruch nehmen, und so kommt es, daß man den Abgeordneten H. aus den „Voralpen" eigenhändig ein paar Stiefel über die Straße tragen sieht, die er dem Schuster zur Amendirung überbringt, während sein College, der Gesetzgeber S., von dem es heißt, daß er sich um die Sanität der Stadt München früher auf einem der beschwerlichsten Gebiete Verdienste erworben habe, die Einsamkeit eines Faubourg dazu benutzt, seine Kleider auszuklopfen. Von Unaussprechlichen besitzt der Mann zwei Paare, eines von Leder,

*) So sagte er zum preußischen Gesandten im November und noch vier Monate später zu Dupin. F. Werther Dep. vom 18. November 1836 und 16. Februar 1837. A. B.

**) Wie wohl man in den Tuilerien die Gefahr in ihrem ganzen Umfang erkannt und gefürchtet, obschon man hernach das Unternehmen als eine ungefährliche Kinderei hinzustellen suchte, lese man bei Guizot a. a. O. IV. 199. Das Schauspiel der spanischen Militärrevolutionen scheint auf Louis Philipp tiefen Eindruck gemacht zu haben.

Digitized by Google

dem er eben das Vertrauen des ultramontanen Wahlcomité, besonders Hrn. Jörgs verdankt, der dieses Mal die Leute sorgfältig ausgewählt wissen und nur verlässige Elemente haben wollte; die andern sind von Tuch, eigentliche Kammerhosen, noch wohl erhalten, wenn auch durch das ewige Aufstehen und Niedersitzen mit „Gegenprobe", so zu sagen, durchgestimmt. Diese Leute, fast ein halbes Hundert, sind jeden Augenblick bereit, nicht nur den obersten Schulrath und die fünfte Lateinclasse, sondern auch sämmtliche Universitäten und Lateinclassen abzuschaffen. Glücklicherweise ist aber der Referent über das Cultusbudget ein Bischofscandidat, der die kirchlichen Interessen mit der wahren Medicin und Chemie zu vereinigen weiß, und so bewilligen sie sogar auch die Mittel für die Akademie der Wissenschaften. Freilich mußte Herr v. Lutz Garantie leisten, daß kein excommunicirter Professor sich künftig mehr an Doctorpromotionen der Theologie betheiligen dürfe. Ein in dieser Beziehung vorgekommener Fall hat in Brindlkirchen, Feldmoching, Potzham, Lochhausen, Menzing, Trudering und anderen Emporien des Wahlkreises München II gerechtes Aergerniß erregt.

So leben wir gemüthlich in der Weltgeschichte fort und entwickeln uns constitutionell — wohin? das weiß kein Mensch. Noch im vorigen Jahrzehnt war Bavarien in legislatorischer Beziehung sehr fruchtbar, eine wahre Gesetzgebungsmutter; wir erhielten Strafcodices, Gemeindeordnungen, einen Civilproceß u. s. w. Viele von diesen Schöpfungen nebst ihren Commentarien hat indeß freilich das Reich gefressen; es gäbe aber für Particular-Lykurge immer noch zu thun, denn des Deutschen Bedürfnisse sind ja außerordentlich verschieden. Aber seit Pius IX. verkündet hat: der oberste Gesetzgeber und Richter nicht nur im Glauben, sondern auch im ganzen unermeßlichen Bereich der Sitten, sei er und kein Anderer, ist unsere Kraft wie gelähmt. Bei einem Haar wäre selbst die Hundesteuer daneben gegangen und eine Lex, wornach die Beschälhengste einer polizeilichen Approbation bedürfen sollten, war schon gar nicht mehr zusammenzubringen. Die Patrioten, obwohl sie doch zur Pferdezucht mitunter sehr gleichgültige Stellungen einnehmen, man nehme nur einen Capitelsadvocaten oder Lyzealprofessor, stimmten heftig und wie Ein Mann dagegen, offenbar auf Instigation der Geistlichen, die von Approbationen durch den modernen Staat überhaupt nichts mehr wissen wollen, aus Furcht, daß mit der Zeit auch ihre politische Gaureiterei unter Aufsicht gestellt werden könnte.

Bei alledem wäre es nicht das größte Unglück, wenn wir die Hände in den Schoß legen und den Reichstag für uns arbeiten lassen könnten — einen „Goldregen" hat unser Minister Fänstle dessen Bescheerungen einmal in Berlin genannt. Aber das Budget! Wir sind denn doch noch ein geordneter Staat, haben in München sogar einen „Verein für Baarzahlung", und müssen also über das was eingeht und nicht eingeht Buch führen. Zur schönen ständischen Zeit machte man die Geschichte immer gleich auf sechs Jahre ab, aber 1859 drängte sich die Bemerkung auf, daß Dinge möglich sind, in Folge deren sich ein auf so lange festgestellter mittelstaatlicher Haushalt leicht als zu klein oder auch als — zu groß erweisen könnte. Ein Salomo hätte nun halbirt, zumal nach der Verfassung unser Volk auch nur alle drei Jahre frisch zu vertreten ist. Um aber eine Eigenthümlichkeit zu haben und damit nicht Alles klappt, als ob es so sein müßte, schuf man zweijährige Finanzperioden, so daß z. B. das Budget für 1876 und 1877 Mitte Juli 1876 noch nicht fertig war, also das Ergebniß der Kammerbeschlüsse, genannt Finanzgesetz, in der Regel nur auf ein Jahr praktische Bedeutung hat. Natürlich wird die Frage selbst: Bewilligung oder Nichtbewilligung, nicht à la Gladstone von großen Gesichtspunkten behandelt, sondern man debattirt über aufzubessernde Wagenschieber, streicht Regiehandtücher, verschiebt Hintergebäude auf andere Finanzperioden u. dgl., kurz verbringt eine Arbeit, die, von der Möglichkeit einer parlamentarischen Regierungsweise zu schweigen, selbst den Glauben an die Zweckmäßigkeit unserer constitutionellen Schablonen überhaupt erschüttern möchte. Ein Stück Regierungsansehen, an welchem Stoff wir ohnehin keinen Ueberfluß haben, wird dabei natürlich auch immer eingebüßt, da alle Unzufriedenen sich an die Opposition wenden, deren Herrgötter dann nicht verfehlen, ihre Macht zu zeigen. Namentlich finden es die Geistlichen standespolitisch, sich der Niederbediensteten anzunehmen — „Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid" —, während sich ein oberpfälzischer Bauer die Specialität erwählt hat, schlitzöhrige Recruten zu vertreten und durch die dabei gehaltenen Reden zur Stärkung der Heeresdisciplin auf seine Art beizutragen. Wird irgendwo Jemand, der sich vielleicht selbst ein Vergnügen daraus macht, von einem Unterofficier gebeutelt, so stellt der Betreffende sofort Interpellation, wobei denn des Herrn Kriegsministers Excellenz vor dem „hohen Hause" zu erscheinen hat, den Fall nicht zu kennen bedauert, aber verspricht, die Fragen des sehr Geehrten — ob? wenn ja, wie so und was dann? — demnächst zu beantworten.

Was soll man dazu sagen, wenn der ultramontane Director des Münchener Bezirksgerichts als Abgeordneter seinem eigenen Minister den Umbau des schlechten Gebäudes, in welchem Beide arbeiten, verweigert und nach einer ausgiebigen Ernte negativer Lorbeeren doch den Triumph hat, sein Vertrauensamt, von demselben Minister, den er auf Schmalkost setzte, beglückwünscht wieder zu übernehmen, man kann sagen zum Aergerniß der Stadt München, denn der nämliche Heißsporn hatte als Hauptwahlvernichter dem hiesigen Magistrat in öffentlicher Sitzung amtliche Parteilichkeit vorgeworfen. Ein anderes Bild. Man hat wohl auch außerhalb Bayerns von der berüchtigten Regensburger Wahlreclamation gehört. In derselben wurde z. B. behauptet, die Liberalen hätten falsche Steuerzahler zur Urne geschickt, während sich durch die Untersuchung herausstellte, daß man gerade bei einem bekannten ultramontanen Buchhändler Steuerquittungen haben konnte und einer der damit Beschenkten hinterher betrunken von der Straße aufgelesen wurde. Auch „umquartiert" sollten sich die Liberalen haben, während z. B. herauskam, daß ein Schustergeselle wiederholt bei — seinem künftigen Schwiegervater übernachtete, um dann am Wahlmorgen auf Grund dieses gastlichen Aufenthalts seinen patriotischen Zettel abgeben zu können. Der über all' diese Dinge erschienene Bericht würde jedem Feuilleton als Culturbild zur Zierde gereichen; der Verfasser der Reclamation selbst aber, die in der Kammer als ein „durch und durch erlogenes" Machwerk bezeichnet wurde, ruft bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit mit Stentorstimme: Ich bin bayrischer Richter! Und das Staatshandbuch gibt ihm das Recht dazu. Nebenbei sei noch erwähnt, daß ein activer Oberappelrath dem Wortlaut seines Antrags zufolge den vor einem Jahre verstorbenen Würzburger Abgeordneten Schackert zu cassiren beantragte! Solch' morscher Stützen erfreut sich theilweise der ehrwürdige Begriff der „bayrischen Justizhoheit".

Während sich so, dem Andrängen der staatsfeindlichen Parteien gegenüber, die Majorität unserer Beamten gezwungen sieht, ministeriell zu thun oder zu sein, und auf Kundgebung abweichender Ansichten um des höheren Zweckes, der Erhaltung der Staatsautorität willen, verzichtet, kennt die Impertinenz der ultramontanen Gehaltsbezieher keine Grenzen. Dem einen Minister wird Verläumdung und miasmatisch wirkende Charakterlosigkeit, dem andern Frivolität, einem dritten bewußte Unwahrheit vorgeworfen, alles von kleinen Beamten. Ob die bayrische Regierung mit dem ultramontanen Assessor so gut fertig wird, wie die preußische mit dem liberalen Kreisrichter, steht zu bezweifeln. Es ist allerdings erfreulich, daß die betreffenden Herren sich so unabhängig fühlen, wenn man nur nicht fürchten müßte, daß sie eines schönen Tages wieder in das andere Extrem verfallen werden! Man will bei uns dermalen „keine Landtagsmärtyrer". Sollen denn aber Logik, gesunde Vernunft, öffentlicher Anstand, das Staatsinteresse selbst zu Märtyrern werden?

Digitized by Google

Um es kurz zu machen: unsern Trost bilden jetzt die Reichsräthe; so heißen nämlich hier zu Lande die theils erblichen, theils lebenslänglichen Mitglieder der ersten Kammer, die seit Errichtung des deutschen Reiches freilich richtiger Königreichsräthe genannt würden. Diese Herren mußten sich seit Jahrzehnten in's Gesicht sagen lassen, daß sie eigentlich in die gegenwärtige Schöpfungsperiode nicht mehr taugten, daß sie ein Hinderniß wären und sich umgestalten lassen müßten u. dgl. Es gehörte viel aristokratische Ruhe dazu, wenn die Reichsräthe demungeachtet fortfuhren, hie und da von 11 Uhr bis Mittag eine Sitzung zu halten und die an sie gelangenden Gegenstände cavalierement zu erledigen. Wie hat aber nun der Wind in der öffentlichen Meinung umgeschlagen! Die Reichsräthe sind noble Leute, in der Volkskammer hingegen herrscht der Bundschuh, dessen Vordertreffen von 25 Landpfarrern, Caplänen und anderen Clerikerarten gebildet wird. Es fehlen nur noch Isispriester mit der Klapper und die wildbegeisterte Schaar der Korybanten, für deren Cölibat die heilige Cybele schreckliche Garantie zu heischen pflegte. Mit dieser Gesellschaft will nun der bayrische Geburts-, Intelligenz- und Geldadel, so bescheiden er sonst auftritt, doch nichts zu thun haben. Darum ist auch der bissige, klobenartig gewachsene, untere „Führer" und Pseudostaatsmann, der in Berlin den Bismarck zu corrigiren pflegt, außerdem aber in Landshut einige hundert Centner Papier vor dem Stampf zu bewahren hat, auf unsere Pairs, unter denen sich sogar einige Protestanten befinden, nicht gut zu sprechen. Etliche Ultramontane sind natürlich auch darunter — denn wo fehlten solche in einer deutschen Adelsgesellschaft? —, besonders der langgestreckte Freiherr aus Franken, dessen Monocle auch im deutschen Reichstag zu den hervorragendsten gehört und dessen Ahnen den Würzburger Bischöfen halfen, wenn selbe für gut fanden, ihre Schäflein nicht nur mit Stab und Scheere, sondern auch mit Feuer und Schwert zu behandeln. Im Allgemeinen aber ist obengedachte hochgeborne Gesellschaft, wenn auch nicht vom bösen modernen Liberalismus, so doch von jenem Gerechtigkeits-, Billigkeits- und Anstandsgefühl durchhaucht, welches mit dem Begriff der Ritterlichkeit unzertrennbar verbunden bleibt. Deswegen kann auch Herr Jörg für seine Pläne von dorther auf keine Hülfe rechnen; er wird weder die Verbrennung Döllingers, der selbst Reichsrath ist, durchsetzen, noch einen der Minister auf die Anklagebank bringen, noch dem Vatican sonst irgend einen Gefallen zuwenden können. Um die gentile Ironie voll zu machen, pflegt unser Oberhaus auch noch gewisse gestrichene Exigenzen, z. B. für das statistische Bureau, für Unterrichtsattribute u. dgl., wenn dieselben gestrichen werden, in's Budget wieder einzusetzen nnd so die rural-clericale Majorität zu zwingen, sich gegen Anforderungen der Civilisation immer zwei Mal zu blamiren. In Preußen wird es wohl schwerlich je so weit kommen, daß sich der gesunde Verstand des Publicums entsetzt vom Landtag abwendet und seine Rettung beim Herrenhause sucht.

In den weiland Görres'schen „hiftorisch-politischen Blättern", welche Herr Jörg fortsetzt, beschäftigt sich derselbe seit Schluß des Landtags fast ausschließlich mit orientalischen Conjecturen und dem „Trauerspiel in der Türkei". Die politische Posse, welche in der ersten Hälfte dieses Jahres in Bayern spielte und wobei sich ein komischer Adreßvater ganz besonders auszeichnete, wird ignorirt. So sehr sich nun unser Oberpatriot mit Hülfe einer Registratur von Zeitungsausschnitten in die Verhältnisse des mohamedanischen Kirchenstaates hineinstudirt haben mag, seine Orakelsprüche finden keine Beachtung; man begnügt sich dahier mit Nachrichten wie z. B. folgende: „Das Cabinet von ** weiß selbst nicht was es will, die öffentliche Meinung ist damit einverstanden", oder aus Constantinopel: „Von Gehirnerweichung ist keine Rede, noch weniger von Regentschaft". Wenn wir heute lasen: die Serben sind sehr niedergeschlagen, so gelang es den Türken gewiß in kurzer Zeit, sie wieder zu zerstreuen. Auch hat man mit Interesse bemerkt, daß in der Türkei die Softas die Bewegungen machen. Da nun auch auf Seite der Aufständischen die Popen eine Hauptrolle spielen und sich selbst der deutsche Culturkampf um Bischöfe und Hetzcapläne dreht, so sage noch Einer, daß die Theologie in der Welt nichts mehr zu bedeuten hat!

Die guten Wirthshäuser und billigen Sommerfrischen, wie sie in Tyrol noch zu treffen sind, gibt es in Südbayern längst nicht mehr; sonst aber fehlt es nicht an tyrolischen Eindrücken. So hat man auch bei unserer letzten Magnificuswahl die theologische Facultät, die seit 1870 freilich mehr eine Difficultät bildet, übersprungen, weil Döllinger nicht mehr annimmt, um der Belorbeerung junger Infallibilisten nicht hinderlich zu sein, der Lehrkörper aber anderseits Keinen mehr mit der goldenen Kette belasten will, der schon die Vaticanischen Fesseln trägt. Die Zeiten, wo auch das schwarze Barett in der wissenschaftlichen Welt ein Ansehen genoß, sind eben vorbei; man hat die eigene gute Ueberzeugung preisgegeben, die Früchte langer Studien und durchwachter Nächte unter die eigenen Füße getreten und nicht nur „dem Teufel und seinem Anhang", sondern auch jenem nothwendigen Mannesstolz entsagt, der sich mit christlicher und selbst geistlicher Demuth nicht nur verträgt, sondern ihr erst den wahren Werth verleiht. Deshalb mußte selbst der wackere Haneberg, unser einziger bischöflicher Akademiker, sein Haupt auf verwelkte Lorbeern zur Ruhe legen. Mögen die übersprungenen Gottesgelehrten einige Entschädigung finden in der Anhänglichkeit der beiden ultramontanen Verbindungen, die jedesmal, so oft sie confessionslose Studentenbräuche öffentlich nachahmen, höllisches Gelächter erregen. Denn daß die Verehrung der Maria Alacoque mit gesunder Jugendfrische unvereinbarlich ist und der Brust eines angehenden Jesuiten kein herzliches Gaudeamus entsteigen kann, sich demnach die armen katholischen Schwärmer bei jedem Fackelzug nur selbst hinter's Licht führen, muß selbst der einfältigste Zuschauer begreifen.

Gleichwohl kann das kirchliche Element mit dem wissenschaftlichen auf Grund idealer und materieller Interessen oft wunderbar zusammenhängen. Einen, wenn man will, amüsanten, jedenfalls charakteristischen Beleg liefern die neuesten Münchener Gerichtsacten. Inmitten unserer Altstadt, umgeben von Metzgern, Bierbrauern, Bäckern, Seifensiedern und ähnlichen starkgläubigen aber absolutionsbedürftigen und deshalb stiftungseifrigen Kategorien, erhebt sich die ziemlich barock gebaute Peterskirche, eine katholische Moschee Ejub, an welcher der Fahnenträger des Ultramontanismus, der berühmte Pfarrer und Reichstagsabgeordnete Westermayer — nicht begraben liegt, sondern lebt, wirkt, Beichte hört und pikant predigt. Tief unter ihm, aber gleichwohl in seinem Dunstkreis, bewegte sich seit Decennien ein wohlbeleibter Kirchendiener, Namens Burghart, der den zum Gotteshause flüssigen Mammon einzucassiren und bei feierlichen Gelegenheiten, wie Prozessionen, Auferstehungen, Hochzeiten, Requiems erster und zweiter Classe mit Dreimaster und Stock zu paradiren hatte, welch' schwierige Functionen er immer zur größten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten durchführte. Unter demselben säulengetragenen Dach waltete auch eine „Kerzlerin" ihres Amtes. Wer nämlich von oben die Gnade hat zu erkennen, daß es mit der egoistischen Gebetspflege nicht gethan sei, der läßt beim Fortgehen für einen oder mehrere Verstorbene je ein Lichtlein aufstecken, dessen wohlthuende Wirkung für die arme Seele von competentester Seite längst außer Zweifel gestellt ist. Die Person, die das besorgt, hat ihren Platz gewöhnlich in der Nähe der Kirchenthüre, wo die Zugluft das Wachs sofort zum Abrinnen bringt, das dann wieder centnerweise zum Lichterzieher wandert, und so zur Schmerzenslinderung ungezählter Manen, aber auch zur Bereicherung der Unternehmerin nicht wenig beiträgt. Konnte es eine natürlichere Verbindung geben, als die des Tempeldieners mit der Kerzlvestalin? Die Leute lebten denn auch sehr glücklich, und es gab weit und breit keinen Wallfahrtsort, an dem sie zur Sommerszeit, in welche kluger Weise alle Ablässe verlegt sind, nicht ihre Hühner ver-

Digitized by Google

zehrt hätten. Burghart war aber nicht nur ausgezeichneter Katholik, sondern auch von einem wissenschaftlichen Trieb beseelt, und zwar von dem der Kirche am meisten verwandten, er sammelte nämlich Münzen. Legitimirt durch diese noble Passion und in Folge des seinen Kleidern anklebenden Weihrauchduftes besonderes Vertrauen erweckend, fand er ungehinderten Zutritt in das kgl. Münzcabinet; ja seine numismatischen Kenntnisse imponirten den Angestellten dermaßen, daß sie ihm erlaubten, den Katalog zur Correctur mit nach Hause zu nehmen, welches Vertrauen der Gottselige dazu benutzte, die Anzahl jener Münzen, von denen er bereits gestohlen hatte, zu radiren und abzuändern. Die von St. Peters Hausburschen auf diese Art eingesackten Stücke belaufen sich auf ungefähr 800, deren Werth er vor den Gerichtsschranken selbst auf 12,000 Mark angibt, um welchen Preis sie natürlich nicht zu haben wären. Auch erbot sich der würdige Verbrecher, seine „eigene Sammlung", welcher er einen Theil des Raubes einverleibt hat und die 18,000 Mark werth sein soll, als Ersatz abzutreten, so daß also der Staat, wie immer, wenn er mit der Kirche oder ihren Dienern einen Handel hat, auch noch profitiren würde. Der Gerichtshof scheint wirklich „krankhafte Sammelwuth" als Milderungsgrund angenommen zu haben, denn er verurtheilte Burghart nur zu neun Monaten Gefängniß. Unangenehm ist nur der Umstand, daß erst ein Hamburger Händler hierher Anzeige machen mußte, es seien ihm Münzen angeboten worden, die nur vom hiesigen Cabinet stammen könnten, ehe man zur Ueberzeugung kam, daß sich ein Monetenmarder eingeschlichen haben müsse. Die Geschichte ist zwar nicht welterschütternd, aber immerhin ein hübsches Fragment mittelstaatlichen Stilllebens, und ein wenn auch unwürdiges Seitenstück zu dem, was unserem Dr. Pichler in der Petersburger Staatsbibliothek begegnete, wofür aber der vom Teufel gerittene Gelehrte nach Sibirien wandern mußte.

Wozu brauchen wir also orientalische Fragen? Haben wir nicht Spaß genug an uns selbst? Die Hundstage sind uns in der That trotz der Hitze schnell vorübergegangen und jetzt befinden wir uns im sog. „Frauendreißigst". Da schadet kein Schlangenbiß, und Eier, während desselben gelegt, bleiben frisch bis zum nächsten Jahre. Falls die hohe Diplomatie wirklich im Sinne hat, etwas Neues auszubrüten, möge sie diese Gnadenzeit ja nicht versäumen.

Literatur und Kunst.

Einem jungen Freunde.*)

Von **Anastasius Grün.**

Noch als ein junges Bürschlein zog
Dein Vater, — jetzt in Silberhaaren, —
Als dieses Liederbuch vor Jahren
Zum erstenmal in's Weite flog.
Das klang wie Schwertschlag auf den Schild,
Da, aus dem Schlummer aufgerüttelt,
Hat Mancher arg das Haupt geschüttelt:
„Wie weit voraus, wie rasch und wild!"

Du bist so jung, wie damals wir,
Dein Antlitz blüht, dein Aug' ist helle;
Heut schwingt mein Lied an deiner Schwelle
In neuem Kleid sein alt Panier.
Das rauscht dir fremd und wundersam;
Die Blätter seh' ich dich durchfliegen,
Dein freundlich Haupt bedenklich wiegen:
„Wie weit zurück, wie mild und zahm!"

Ich blick' in's Aug' dem eignen Lied:
Ach, wie die Zeit in stillem Gange
Auch Liedern bleicht Gelock' und Wange
Und Furchen in ihr Antlitz zieht!
Fremd sieht's mich an und doch vertraut,
Ein Kind, das längst zum Manne reifte
Und eignen Pfad's die Welt durchschweifte,
Doch trägt's des Vaters Zug und Laut.

Und Beßres noch! Im Busen tief
Was heute dich und mich vereine:
Den deutschen Herzschlag, wie der deine,
Den Morgenruf, den einst es rief,
Den Glauben an des Geistes Hort,
Zu neuen Flammen alte Liebe,
Zu neuem Kampf die alten Hiebe,
In Lust und Weh ein Manneswort!

Das deutsche Wort auf Oestreichs Mund,
Die deutsche That in Oestreichs Herzen!
So wird es leis und lind verschmerzen,
Wovon ihm noch die Seele wund.
Was hilft's, daß Geister wir gebannt
Und edle Schatten jetzt verschrieben?
Zu spät! Nur Schatten sind's! Wo blieben
Theresens Blick und Josephs Hand?

Nicht was da badert, salbt und kerbt
Im Tagwerk heut, schließt alle Wunden
Und macht das kranke Blut gesunden
Vom Ahn auf Enkelreihn vererbt;
Nicht das Gewürm, das heut uns sticht,
Die Flatt'rer nicht um unsre Zinnen,
Jahrhunderte voll Mühsal spinnen
Der Völker Loos und letzt Gericht.

Aus ihren Schleiern läßt die Zeit
Im Fürstenkreis ein Mönchbild ragen,
Zu Worms sein mahnend Wort zu sagen:
„Nur Heil dem Geiste, der befreit!"
Weit leuchtend in des Sehers Hand
Ein funkelnd Kleinod seh' ich blinken,
Wie einer Krone goldne Zinken,
Der jenes Wort umsäumt den Rand.

Die alte Römerkron' ist's nicht,
Der Schmuck und Sold in röm'scher Frohne,
Nein, Deutschlands stolze Zukunftskrone,
Die eignem Sieg das Volk einst flicht! —
Ein Deutsch, wie jenes Mahnwort spricht,
Der span'sche Carl hat's nicht verstanden,
Nicht Andre, die nach ihm sich fanden,
Ihr Enkel trägt die Krone nicht.

Wir kämpfen nicht den heil'gen Krieg,
Ein schöner Kranz blieb uns entzogen;
Doch rauscht' auch uns in Freudenwogen
Durchs deutsche Herz der deutsche Sieg.
Auch unser blieb, was er errang,
Die Sterne, deren Licht uns lenke,
Die Quellen, deren Born uns tränke,
In hellerm Glanz, in vollerm Klang!

*) Wie das von Anastasius Grün unter sein Gedicht gesetzte Datum beweist, ist diese Widmung eine der letzten Dichtungen des verstorbenen Poeten. Anastasius Grün leitet damit die siebente Auflage seiner „Spaziergänge eines Wiener Poeten" ein, die demnächst in einer sehr geschmackvollen Ausstattung — der Druck in der schönen Schwabacher Schrift rührt von der B. G. Teubner'schen Officin in Leipzig her — in der Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin erscheinen wird. Wir machen schon jetzt auf diese bedeutende Veröffentlichung im Voraus aufmerksam und behalten uns vor, nach der Ausgabe dieser letzten poetischen Gabe dieselbe eingehend zu besprechen. D. Red.

Digitized by Google

Das Schwert durchschnitt das Tischtuch leicht,
Ein schmollend Brüderpaar zu scheiden;
Den Marmortisch kann's nicht durchschneiden,
Darüber sich's die Hand gereicht.
Nicht unterm Grenzstein gräbst du ein
Das schöne Heim, das du besessen,
Wie ihrer Wiege längst vergessen
Die stille Muschel dort im Schrein.

Die Muschel dort? Was sie verlor,
Ob sie vergaß der frühern Tage?
Ei, frag sie selbst, daß sie dir's sage!
Die Schnecke hielt ich an mein Ohr
Da wallt's heran aus Fernen weit,
Ich hör' es branden, orgeln, sausen,
Und mich umrauscht im Wogenbrausen
Des Weltmeers ganze Herrlichkeit.

Im März 1876.

Ueber die Iphis-Dichtung und die derselben zu Grunde liegenden Thatsachen.

Von **Carus Sterne.**

Zu den schönsten und merkwürdigsten der in Ovids Metamorphosen mit losester Verknüpfung, fast wie Dissolving-views in einander übergehenden, „lebenden Bilder" der antiken, aus Göttern und Menschen gemischten Gesellschaft, gehört unbedingt die Iphis-Mythe. Ein armseliger Kretenser aus Phästos, mit Namen Ligdus, befiehlt seiner Gattin, falls sie ihn mit dem unerfreulichen Geschenk einer Tochter überraschen sollte, dieselbe, wie es ja in alten Zeiten für erlaubt galt, sogleich wieder aus der kaum betretenen Welt zu schaffen, da Töchter den armen Leuten nur eine Last seien. Der geängsteten Frau erscheint darauf die Beschützerin der Geburt, Isis, gebietet, daß sie das Kind am Leben erhalten solle, welchen Geschlechtes es auch sein möge, und verspricht, indem sie ihre Hülfe zusagt, „Alles auf sich zu nehmen". Da nun zur Schürzung des dramatischen Conflictes natürlich ein Töchterlein dem bösen Vater zum Schabernak geboren wird, muß der Abwesende getäuscht werden; das Mädchen empfängt einen unentschiedenen Namen, der wie Maria oder Fritzchen der Mutter am passendsten erschien:

„Weil im Zweifel er ließ, und Keinen mit diesem sie täuschte."

Aber die Göttin der Geburt scheint sich auch bei Zeiten gesichert zu haben, denn das Antlitz der in Knabenkleider gesteckten Iphis blieb ebenso unentschieden, wie der Name, „schön", wie Ovid sich ausdrückt, „ob es einem Mädchen oder Knaben zugehörte". Aber das Merkwürdigere war, daß das Kind mit der männlichen Kleidung auch männliche Neigungen entwickelte, und sich, wie es junge Kandioten zu thun pflegen, schon mit dreizehn Jahren in eine hübsche Jungfrau seiner Vaterstadt Phästos verliebte und von dem nichts ahnenden Vater auch sofort mit derselben versprochen wurde. Die Angst der Mutter erreicht nunmehr ihren höchsten Grad; sie schiebt die Hochzeit von einer Woche zur andern auf, und endlich, da keine Ausrede mehr angenommen wird, eilt sie mit ihrem Schmerzenskinde zum Isistempel, um der Göttin ihren Schützling zu empfehlen. Kaum hat sie gebetet, und Isis, wie die Geister der Spiritisten, durch Tempeltisch-Rücken die Gewährung der Hülfe zugesagt, so gebärdet sich plötzlich Iphis im langen Weiberrocke wie Achill oder der Page Cherubim in ihren Mädchenkleidern. Wie sie aus dem Tempel nach Hause gehen, folgt der Mutter, die noch nicht ahnt, wie die Verwirrung sich lösen werde, Iphis:

„Aber mit längeren Schritten als sonst; auch bleibet die Zartheit
Nicht im Gesicht, und es mehrt sich die Kraft, und die Mienen erhalten
Schärferen Zug und kürzeres Maß die gekräuselten Haare,
Muth auch, wie er im Weibe nicht wohnt, drängt jetzt; denn ein Jüngling
Bist du, die du ein Weib jüngst warst." — — —

„Was ist nicht einem Dichter im Allgemeinen erlaubt, und was nicht dem Ovid im Besondern!" so ruft der mürrische Kritiker und schlägt das Blatt um. Aber die Geschichte hat tieferes Interesse, da Ovid gerade diese Schilderung mit den Worten hervorhebt, die Begebenheit sei erst kürzlich in Phästos geschehen, und sich gleichsam auf eine amtlich beglaubigte Verwandlung der wunderbarsten Gattung beruft, um auch andere ebenso unglaublich scheinende Wandlungen glaubhaft zu machen. Wer wollte daran zweifeln, daß sich die Götter vor Zeiten in allerlei Thiermasken geworfen, um ihren Scherz mit den Menschenkindern zu treiben, daß einst Jupiter, mit Juno über eine müßige Frage streitend, den Teiresias in ein Weib verwandelt, um von ihm sachkundige Antwort zu erhalten, wenn solche Dinge noch neuerdings vorkämen und daß er die Wahrheit erzählt, beweise eine kleine Votivtafel im Isistempel zu Phästos mit der Inschrift:

„Was er als Mädchen gelobt, hier widmet es Iphis als Jüngling."

Nun, ein weiteres Anzeichen, daß Ovid wirklich nicht mehr an diesem Stoffe herumgebosselt hat, als Dichter nicht unterlassen können, ersehen wir aus einigen Mittheilungen des Antoninus Liberalis in seinem Buche über die Verwandlungen, welches sich zu dem Werke des Ovid auch sonst wie die Prosa zur Poesie verhält. Wir finden hier, aus einem verloren gegangenen Buche des Nikander, dieselbe Begebenheit, welche Ovid mit allem Schimmer der Poesie umwoben hat, einfacher und mit veränderten, vielleicht richtigeren Namen erzählt, nur die Oertlichkeit (Phästos auf Kreta) hat Ovid unverändert gelassen. Der töchterfeindliche Vater wird hier Lamprus und das durch Verkleidung vor seinem Zorn gerettete Kind Leucippus genannt. Die Verlobungsangelegenheit erweist sich als eine Zuthat des Ovid, deren nähere Quellen wir bald hernach erkennen werden; nur aus Furcht vor dem Zorne ihres hintergangenen, bei der Geburt des Kindes abwesenden Gatten fleht hier die Mutter zur Leto, das Geschlecht des zu einer Schönheit erblüheten Kindes zu wandeln. Leto, obwohl sie sich nicht, wie ihre egyptische Amtsschwester, schon vor der Geburt verpflichtet hatte, im geeigneten Augenblicke in's Mittel zu treten, gewährt die Bitte. Und zum Schlusse fügt der Erzähler die besonders werthvollen Nachrichten hinzu, daß man zum Andenken an diese Götterhülfe die Bildsäule des so merkwürdig verwandelten Leucippus im Tempel der Leto aufgestellt habe, und daß sich vor dieser Bildsäule die kretischen Liebespaare bei der Hochzeit niedergeworfen hätten. Auch habe man der Leto einen besonderen Dienst gewidmet, weil sie den Mädchen die Möglichkeit gewähre, noch in späteren Jahren Knaben zu werden.

Ovid läßt der Iphisfrage noch eine ähnliche von der schönen Cänis folgen, „die eitel ersehnt und begehrt vom Wunsch gar vieler Bewerber" dieselbe alle zurückweist und einsam am Strande von dem Meergotte überrascht, denselben bittet, sie in einen Mann zu verwandeln, und so schnell Gewährung erhält, daß sie die in heller Sopranstimme begonnene Bitte, bereits mehrere Octaven tiefer endigen kann.

Aehnliches berichtet Plinius. „Daß sich Weiber in Männer umwandeln," beginnt er in der sichern Voraussicht, einigen gelinden Zweifeln bei seinen Lesern zu begegnen, „ist keine leere Sage. In den römischen Jahrbüchern finden wir die Nachricht, daß unter den Consuln Publius Licinius Crassus und Cajus Cassius Longinus zu Casinum ein Mädchen noch im Hause der Eltern zu einem Knaben geworden und auf Befehl der Opferbeschauer auf eine öde Insel gebracht worden sei. Licinius Mucianus erzählt selbst, zu Argos einen gewissen Areskon gesehen zu haben, der früher Areskusa geheißen und sich sogar als Weib verheirathet habe; bald aber seien bei ihm der Bart und die übrigen Kennzeichen der Männlichkeit hervorgetreten, und nun habe er eine Frau genommen. Auch zu Smyrna habe er einen Knaben dieser Art gesehen." Endlich kommt das stärkste Argument; für ungläubige Thomasse, die noch nicht überzeugt sein möchten, fügt er hinzu: „Ich selbst habe in Africa den Thysdritanischen Bürger Lucius Cassicius gesehen, der an seinem Hochzeitstage in einen Mann verwandelt wurde."

Digitized by Google

Wir sehen hier, daß der Schmerzensruf des Dr. Cajus in den „lustigen Weibern: „Pardieu, it sein geführt an; it 'aben geheirathet un garçon, heins Jong!" nicht zum ersten Male bei Hernes Eiche erschollen ist, und Ovid bezog sich vielleicht auf dieselben Begebenheiten, oder hatte sogar das siebente Buch der Naturgeschichte vor sich, als er der kretischen Erzählung, die sich einfacher entwickelte, den an sich so natürlichen und passenden Schluß hinzufügte. Zu einigen anderen Bemerkungen veranlaßt uns die Art und Weise, mit der Plinius diese sonderbaren Vorfälle zur Kenntniß bringt. Er, dessen Seele ganz von der Allmacht der Natur erfüllt war, fand keine Schwierigkeit, auch Dinge zu glauben, die uns schlechterdings unglaublich erscheinen. Es entschuldigt ihn dabei, daß damals die ausnahmslose Gesetzmäßigkeit der Naturerscheinungen noch nicht in so vielen Beispielen erkannt war als heute, und die undankbare Nachwelt, die ihn einen Fabelhans schilt, verfährt selber kritiklos, indem sie den Abstand der Zeit und der Weltanschauung vergißt.

Aber Plinius kannte sie schon, jene Leute, denen Alles unmöglich scheint, was sie sich nicht erklären können, die brevi manu Alles in das Gebiet der Fabeln verweisen, was nicht in ihren Kram paßt. Diesen freilich, die nicht einmal ihren eigenen Augen trauen, würde Plinius mit seiner Versicherung: „Ich selbst habe einen Mann gesehen, der früher ein Mädchen war", den Glauben auch nicht aufzwingen.

Am meisten hat es mich geschmerzt, zu sehen, daß man mit demselben Mißtrauen einen der wahrheitsliebendsten Menschen und nüchternsten Beobachter seiner Zeit, Michel Montaigne, begegnet ist, weil er Gelegenheit hatte, von einem ähnlichen Vorkommniß Kenntniß zu nehmen. „Durch Vitry-le-François reisend," erzählt Montaigne, „konnte ich einen Mann sehen, den der Bischof von Soissons bei der Confirmation Germain genannt hatte, welchen alle Bewohner des Ortes bis zum Alter von zweiundzwanzig Jahren als ein Mädchen Namens Marie gekannt haben. Er war nunmehr sehr bärtig, alt und nicht verheirathet. Sein Geschlecht, erzählt er, sei hervorgetreten, als er einmal mit Anstrengung sprang, und es ist seit der Zeit unter den Mädchen der Umgegend ein Liedchen im Schwange, durch welches sie sich gegenseitig warnen, allzu kräftige Sprünge zu machen, aus Furcht Burschen zu werden, wie Marie Germain." Der Herausgeber der Ausgabe, die ich benütze, Coste, sagt über die Bemerkungen Montaignes, er wundere sich nicht, daß man so tolle und extravagante Ideen haben könne, denn was für tolles Zeug träume der Mensch nicht zusammen, aber dergleichen gäbe man nicht an die Oeffentlichkeit. Andere haben gesagt, sie zweifelten nicht daran, daß Montaigne genau wiedergegeben habe, was ihm der kühne Springer aufgebunden, aber er habe doch der Verwandlung nicht beigewohnt.

Uebrigens begegnete Montaigne nicht überall einem gleichen Mißtrauen; diejenigen Zeitgenossen und Landsleute, die seine Eigenart tiefer erwogen, waren überzeugt, daß Montaigne eine solche Thatsache nur mitgetheilt habe, nachdem er sich so weit als möglich davon überzeugt hatte, daß es sich hier nicht um ein bloßes Gerede handle. Zu denen, die seinem Berichte das vollste Vertrauen schenkten, gehörte die an Biederkeit, Offenheit und Mittheilungsbedürfniß mit ihm wetteifernde Herzogin Elisabeth Charlotte von der Pfalz, die von Ludwig XIV. geschätzte Gemahlin seines Bruders, welche in einem ihrer Briefe das kostbare Geständniß macht: „Ich bin mein Lebtag lieber mit Flinten und Degen umgegangen als mit Puppen, wäre gar zu gern ein Junge gewesen und das hätte mir schier das Leben gekostet; denn ich hatte erzählen gehört, daß Marie Germain vom Springen zum Mannsmenschen geworden, das hat mich so erschrecklich springen machen, daß es ein Mirakel ist, daß ich nicht hundertmal den Hals gebrochen habe."

Die junge Pfalzgräfin hat sich offenbar in einem starken Irrthum befunden, als sie dachte, solche Ereignisse könne man extemporiren. Aber daß Montaigne und Plinius die Wahrheit berichtet haben, so weit sie ein gewöhnlicher Mensch zu durchschauen vermag, daß Ovid in der Iphis-Episode nur eine Begebenheit besungen hat, die alle Tage vorkommen kann, und noch vor einigen Jahren in Berlin vorgekommen und von den sichersten Zeugen bestätigt worden ist, das können die Zweifler um jeden Preis aus dem Jahrgang 1875 der „Berliner Klinischen Wochenschrift" ersehen. Dort erzählt nämlich ein Arzt aus seiner eigenen Praxis das vollkommenste Gegenstück zu dem Erlebniß des Marie Germain, nur daß in diesem Falle nicht ein toller Sprung, sondern das Heben einer schweren Last die Katastrophe herbeiführte. Und das Neue in diesem Falle, was die älteren Vorkommnisse erst in das rechte Licht stellt, war, daß Mutter und Kind den Arzt beinahe auslachten, als er ihnen bemerklich machte, daß die sechszehnjährige Tochter ein Sohn sei, seine Erklärung mit dem stadtüblichen Nanu! aufnahmen und ihn kopfschüttelnd verabschiedeten. Erst nach Jahr und Tag erschien die Mutter wieder bei dem Arzte, erklärend, er habe doch Recht gehabt, und sich ein Attest ausbat, auf Grund dessen die Umtaufe ihres Kindes und Veränderung in den städtischen Personalacten vorgenommen werden konnte. Dieses Attest ist darauf in aller Form von einer vollwichtigen Berliner Autorität ausgestellt worden und dieses Document hat, wie mich dünkt, ein gewisses literarisches Interesse, sofern es Ovid, Nikander, Diodor, Plinius und Montaigne von dem Vorwurfe der Leichtgläubigkeit in einem sehr bedenklichen Falle freispricht.

Freilich für den ganz strengen Kritiker dürfte auch das nicht genügen. Denn von einer wirklichen Umwandlung wird in den älteren Fällen ebensowenig die Rede sein können, wie in den neuesten. Die Physiologen sagen, daß sich beide Geschlechter stets aus gleichen Anfängen entwickeln und daß eine noch mehr als gewöhnlich verzögerte Sonderentwicklung leicht zu derartigen Mißverhältnissen führen kann. Bei allen Thierarten, bei denen Männchen und Weibchen ein verschiedenes Aussehen besitzen, gleichen sämmtliche Jungen ohne Ausnahme der Mutter, keines besitzt z. B. bei den Vögeln den oft grundverschiedenen Federschmuck des Vaters und ein Unerfahrener würde gegebenen Falls glauben, die Pfauhenne habe lauter Hennen ausgebrütet. Aber nach einiger Zeit beginnen einige derselben die Federn zu wechseln und sich scheinbar in ganz andere Thiere zu verwandeln. Auf unsern Hühnerhöfen können wir in jedem Frühjahr eine neue Auflage der Iphisdichtung erleben; Unsicherheiten, wie sie beim Menschen nur ausnahmsweise vorkommen, bilden hier die Regel. In diesen natürlichen Gründen, die Darwin in seinem Werke über die geschlechtliche Zuchtwahl ausführlich entwickelt hat, liegt die Ursache, daß Ueberlieferung und Dichtung so zahlreiche Fälle von verwandelten Jungfrauen und keinen in umgekehrter Richtung zu berichten haben.

Es will mir scheinen, daß Ovid mit der Gabe des Dichters den wahren Zusammenhang klar durchschaut habe. Seine Iphis und Cänis offenbaren sich bereits als Jünglinge, während sie noch den Weiberrock tragen und die Hülfe der Götter kommt im Grunde nachgehinkt. Vielleicht verdankte er dies Verständniß dem Diodor, der in der That bereits vor dem Beginn unserer Zeitrechnung ganz klar den Zusammenhang derartiger Vorkommnisse erkannt hatte. Nachdem er mit großer Ausführlichkeit zwei derartige Umwandlungen, die beide unter den Händen der Aerzte vor sich gingen und verheirathete Frauen betrafen, nebst den merkwürdigen Rechtsfällen, die sich daran knüpften, erzählt hat, — die Eine, welche später Soldat wurde, gab der Mann, der sie heimgeführt, nicht auf Richterspruch frei, die Andere war Priesterin der Ceres gewesen, hatte aber Dinge gesehen, die den Männern bei Lebensstrafe zu schauen verboten sind und wurde eines Religionsfrevels angeklagt — fährt er fort: Solche Vorfälle sollen sich auch in Neapel und an mehreren anderen Orten ereignet haben, nicht als ob männliches und weibliches Geschlecht wirklich vorhanden gewesen wäre: denn dies ist unmöglich, sondern indem die Körperform falsche Umrisse angenommen hatte, zum Staunen und zur Täuschung der Menschen. Daher haben wir diese Vorfälle einer Aufzeichnung würdig erachtet, nicht zur Unterhaltung sondern zum Nutzen der Leser. Denn Viele, nicht blos Privatleute, sondern Völker und Staaten, sind darin abergläubisch, daß sie dies für ein Wunderzeichen halten." Er erzählt hierauf, wie in Rom zu Anfang des marsischen Krieges eine derartige

Digitized by Google

Person, die von ihrem eigenen Manne dem Senate denuncirt wurde, auf Befehl der tyrrhenischen Opferbeschauer lebendig verbrannt worden sei, und wie kurz darauf auch in Athen ein solcher Unglücklicher, „weil man seinen Zustand nicht zu beurtheilen wußte", lebendig verbrannt worden sei. Eine Menge Sagen schließen sich hier an, wie z. B. diejenigen von den Quellen, die als Trunk oder Bad genossen, eine derartige Verwandlung befördern sollten und die man aus ähnlichen Vorkommnissen entstanden denken kann; für uns, denen die ganze Angelegenheit nur ein literarisches Interesse darbot, mag es mit dem Angeführten genug und dem Leser eine Warnung sein, schwerglaubliche Nachrichten aus sonst glaubwürdigen Quellen sofort und ohne Prüfung zu verwerfen.

Ein Brief von Richard Wagner.

„Und standen Sie mit Richard Wagner niemals in persönlichem Verkehr?" fragte mich der Verfasser der „Nüchternen Briefe", als wir nach dem zweiten Nibelungenabend in einer stillen Kneipe zu Bayreuth über das Erlebte plauderten.

Meine Bekanntschaft mit Wagner ist von altem Datum, erwiederte ich, war aber von sehr kurzer Dauer. Als Student hatte ich in Prag den Clavierauszug vom „Fliegenden Holländer" mit leidenschaftlichem Interesse durchgespielt und gleichzeitig die Berichte der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" über die erste Aufführung des „Tannhäuser" verschlungen. Da nahte die goldene Ferienzeit, und „nach Dresden!" rief es in mir mit tausend Stimmen. Zunächst wollte ich den von mir schwärmerisch verehrten Robert Schumann von Angesicht sehen, — eine freundliche Einladung von ihm dünkte mir ein königlicher Geleitsbrief —, sodann winkte mir die Hoffnung, in Dresden eine Aufführung des „Tannhäuser" zu erleben. Es war im Sommer 1846. Schumann, den ich um Wagner befragte, antwortete, daß er selten mit ihm zusammenkomme; Wagner sei zwar ein sehr unterrichteter und geistreicher Mann, rede aber unaufhörlich und das könne man doch auf die Länge nicht aushalten. Wagner seinerseits äußerte gegen mich: „Schumann ist ein hochbegabter Musiker, aber ein unmöglicher Mensch. Als ich von Paris hierher kam, besuchte ich Schumann, erzählte ihm von meinen Pariser Erlebnissen, sprach von den französischen Musikverhältnissen, dann von den deutschen, sprach von Literatur und Politik, — er aber blieb so gut wie stumm fast eine Stunde lang. Ja, man kann doch nicht immer allein reden! Ein unmöglicher Mensch!" Diese Aeußerungen, die fast wie Klage und Einrede klingen, charakterisiren schlagend die grundverschiedene Natur der beiden Meister und erklären — da die Beschwerde des Einen ebenso begründet war, wie die des Andern —, daß sich ein näheres Verhältniß zwischen Wagner und Schumann niemals zu gestalten vermochte.

Zu meiner großen Freude war für den Abend im Dresdener Hoftheater „Tannhäuser" angesagt. Vom Morgen bis zur Theaterstunde saß ich auf der Brühl'schen Terrasse und studirte, oder verschlang vielmehr, die Tannhäuserpartitur, die mir Schumann für den Tag geliehen hatte. Welch unvergeßlicher Abend! Robert und Clara Schumann saßen neben mir im Parquet, R. Wagner dirigirte, Tichatschek, Mitterwurzer, Johanna Wagner sangen die Hauptrollen. Die Oper und ihre treffliche Aufführung machten auf mich einen berauschenden Eindruck, den einige Längen und Schroffheiten nur vorübergehend abkühlten. Wie gerne hätte ich aus Schumanns Nachbarschaft Vortheil gezogen und seine Ansicht über den „Tannhäuser" gehört. Seine gewöhnliche Schweigsamkeit schien aber diesmal noch gesteigert durch eine gewisse diplomatische Vorsicht. „Die Oper ist voll schöner effectvoller Sachen, aber sehr ungleich. Ja, wenn Wagner so viel melodische Erfindung hätte, als dramatisches Feuer —." Das war Alles. Schumann, welcher diese Andeutungen später in einem Privatbriefe näher ausführte, fand also schon im „Tannhäuser" ein Deficit von melodiöser Erfindung. Was würde er vom „Ring des Nibelungen" gesagt haben?

Im Herbst desselben Jahres war ich zur Vollendung meiner Universitätsstudien nach Wien gezogen und empfand es als eine wahre Schmach, daß Schumann und Wagner daselbst nur dem Namen nach gekannt waren. Ich wollte mein Scherflein dazu beitragen, diese beiden Tondichter in Wien rascher bekannt zu machen. Es glückte mir, die einzige damals in Wien existirende Partitur des „Tannhäuser" (Liszt's Eigenthum) für einige Tage zur Durchsicht zu erhalten; ich vertiefte mich darein und legte meine Ansicht in einer langen, mit Notenbeispielen reich gespickten Kritik nieder, welche der Redacteur der „Wiener Musikzeitung", Dr. August Schmidt, mehr zu meinem, als zum Vergnügen seiner Leser, vollständig abdruckte. Dieser Aufsatz, mit der ganzen Unreife eines vorlauten jungen Davidsbündlers geschrieben, sollte, meiner Absicht nach, den „Tannhäuser" einziehen helfen in die Hallen des Hofoperntheaters. Unser vormärzliches Wien hatte aber bekanntlich mit solchen Dingen keine Eile, es „konnte warten" und wartete wirklich volle 13 Jahre mit dem inzwischen in ganz Deutschland populär gewordenen „Tannhäuser"*). Ich hatte mich somit kläglich verrechnet, freue mich aber heute noch darüber, der Erste in Oesterreich gewesen zu sein, der für eine Aufführung des „Tannhäuser" plaidirt und dieses Plaidoyer unermüdlich fortgesetzt hat. Es verstand sich von selbst, daß die Nummern der „Wiener Musikzeitung", in welchen ich mir mit der Analyse des „Tannhäuser" so viel Mühe gegeben, Richard Wagner zugeschickt werden mußten.

„Und hat Wagner geantwortet?" fragte der Verfasser der „Nüchternen Briefe".

Ja, er hat geantwortet. Wagner stand dazumal noch nicht auf der Höhe seines Ruhmes; er war bei allem Selbstgefühl doch ein Mensch, noch kein Gott, wie seit der Bayreuther Himmelfahrt, er dankte noch den Leuten, die ihn grüßten, und antwortete zuweilen denen, die an ihn schrieben. Er erwies mir, dem unbekannten jungen Menschen, sogar die Ehre eines langen, ausführlichen Antwortschreibens, das meines Erachtens zu dem Merkwürdigsten und Besten gehört, was aus seiner Feder geflossen ist. Wagner gibt darin Aufschlüsse über sein persönliches Verhalten zur Kunst, wie über seine künstlerische Methode. An Klarheit und Unbefangenheit scheint mir diese briefliche Darstellung das Meiste zu übertreffen, was der Autor später über denselben Gegenstand nur allzu redselig drucken ließ.

„Geben Sie mir den Brief für die „„Gegenwart!""

Wer könnte Ihnen etwas abschlagen! Sie sollen ihn haben. Schon der Anblick seiner feinen geistreichen Handschrift wird Sie angenehm berühren. Wie graziös, scharf und gleichmäßig reihen die kleinen Buchstaben sich aneinander an, kein Wort corrigirt, kein Komma ausgestrichen! Nur ein so zierlicher und überlegter Schreiber konnte es wagen, seine Opernpartituren autographiren, anstatt stechen zu lassen; er wußte, daß er an dem Geschriebenen nichts zu ändern, der Leser daran nichts zu rathen habe. Dieses Wagstück hätte Beethoven mit seiner cyklopischen Handschrift und seinen wilden Correcturen ihm nicht nachgemacht. Wagners Brief bedarf keiner erklärenden Randbemerkungen; die einzelnen musikalischen Punkte, an welche Wagner seine Ausführungen knüpft, sind leicht zu errathen. Es sind dies die Stellen im „Tannhäuser", die selbst meine so warme Beurtheilung als Schwächen und Mängel des Werkes erkennen mußte, so z. B. die Unterjochung des musikalischen Elementes unter das Declamatorische, insbesondere in der ermüdenden Scene des Sängerkrieges; der Mißbrauch mit verminderten Septimaccorden, die in manchen Scenen oft allein die Kosten des leidenschaftlichen Ausdrucks tragen u. dgl. Was den gereizten Ausfall gegen Meyerbeer am Schluß von Wagners Brief betrifft, so war er dadurch hervorgerufen, daß ich den „Tannhäuser" für das „bedeutendste Erzeugniß der Großen Oper seit den Hugenotten" zu erklären wagte, ein Ausspruch, der mir heute noch kein übles Compliment zu sein scheint. Wagners Brief ist aus Dresden am 1. Januar 1847 datirt und lautet wörtlich, wie folgt:

*) Wagners „Tannhäuser" wurde im Herbst 1859 im Wiener Hofoperntheater zum ersten Mal (mit Grimminger in der Titelrolle) gegeben. Eine Vorstadtbühne hatte mit unzulänglichen Kräften den Versuch schon 1857 gewagt.

Digitized by Google

„Nehmen Sie, bester Herr Hanslick, meinen aufrichtigsten Dank für Ihre Zusendung, die heute früh am Neujahrstag bei mir eintraf. Die mir so höchst günstige Intention Ihrer so umfangreichen Besprechung meines „Tannhäuser" ist mir besonders aus der Rücksicht erfreulich, daß sie mich über den Eindruck nicht zweifeln läßt, den meine Arbeit auf Sie machte. Wollen Sie die Wirkung erfahren, die ich bei Durchlesung Ihres Aufsatzes empfing, so muß ich der Wahrheit zulieb gestehen, daß diese eine beängstigende war. Mag ich Lob oder Tadel über mich lesen, mir ist es immer, als ob Einer in meine Eingeweide griffe, um sie zu untersuchen; ich kann mich in diesem Punkte einer jungfräulichen Scham noch nicht erwehren, in der ich meinen Leib für meine Seele halte: eine Aufführung meiner Oper vor dem Publicum ist für mich stets ein Kampf so grenzenloser innerer Aufregung, daß ich öfter schon zu Zeiten, wo ich mich diesem Kampfe nicht gehörig gewachsen fühlte, Aufführungen, wenn sie bestimmt waren, zu verhinderu suchte.

„Vollkommen bin ich überzengt, daß Tadel dem Künstler selbst weit nützlicher ist als Lob: wer vor dem Tadel zu Grunde geht, war dieses Unterganges werth, — nur wen er fördert, der hat die wahre innere Kraft; daß Lob wie Tadel aber den Künstler, dem die Natur selbst den heftigsten Sporn der Leidenschaft gab, auch am peinlichsten berührt, muß erklärlich gefunden werden.

„Jemehr ich mit immer bestimmterem künstlerischen Bewußtsein producire, jemehr verlangt es mich, einen ganzen Menschen zu machen; ich will Knochen, Blut und Fleisch geben, ich will den Menschen gehen, frei und wahrhaftig sich bewegen lassen, — und nun wundre ich mich oft, wenn sich Viele nur noch an das Fleisch halten, die Weiche oder Härte desselben untersuchen. Lassen sie mich deutlicher reden; nichts hat mich — um von einem einzelnen Gliede zu sprechen — mehr befriedigt, als die Wirkung, die in den meisten Vorstellungen des „Tannhäuser" (ob grade auch in der Vorstellung, der Sie beiwohnten, entsinne ich mich nicht genau) die ganze Scene des Sängerkriegs auf das Publicum hervorbrachte: ich habe erlebt, daß jeder der einzelnen Gesänge darin mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde, daß dieser sich bei den letzten Gesängen und dem schließlichen Ausbruche des Entsetzens der Versammelten auf das Ungewöhnlichste steigerte; — ich sage, mich befriedigte diese Wahrnehmung in hohem Grade, weil mich diese Wahrnehmung größter Naivetät des Publicums darin bestätigte, daß jede edle Absicht erreicht werden kaun. Die Wenigsten konnten sich klar sein, wem sie diesen Eindruck verdankten, dem Musiker oder dem Dichter, und mir kann es nur daran liegen, diese Bestimmung unentschieden zu lassen.

„Ich kann nicht den besondern Ehrgeiz haben, durch meine Musik meine Dichtung in den Schatten zu stellen, wohl aber würde ich mich zerstücken und eine Lüge zu Tage bringen, wenn ich durch meine Dichtung der Musik Gewalt anthun wollte. Ich kann keinen dichterischen Stoff ergreifen, der sich nicht durch die Musik erst bedingt: mein Sängerkrieg, wenn das dichterische Element darin vorwaltet, war meiner höhern Absicht nach aber auch ohne Musik nicht möglich.

„Ein Kunstwerk existirt aber auch nur dadurch, daß es zur Erscheinung kommt: dies Moment ist für das Drama die Aufführung auf der Bühne, — so weit es irgend in meinen Kräften steht, will ich auch diese beherrschen, und ich stelle meine Wirksamkeit zu diesem Zweck den übrigen Theilen meiner Productivität fast vollständig zur Seite. In diesem Sinn kann mein Gelingen sich nur in dem unmittelbaren Erfolg der Aufführung, sobald das Fremdartige und Ungewohnte derselben von der größeren Masse überwunden ist, aussprechen und es beruhigt mich, bei edlem Zweck das Gelingen nur durch edle Mittel erreichbar zu wissen. Wo ich das Gelingen nicht erreicht sehen konnte, erkannte ich stets einen Fehler, nicht jedoch in dem einzelnen Mittel, sondern im wesentlichen Ganzen.

„Eines noch ist wohl zu erwägen: da, wo die Musik mitwirkt, drängt sich dieses mächtig sinnliche Element so lebhaft in den Vordergrund, daß die Bedingungen ihrer Wirksamkeit als einzig maßgebend erscheinen müssen. Ob nun aber die Musik durch ihr eigenstes Element im Stande ist, überall dem zu entsprechen, was eine Dichtung — so musikalisch sie auch immer sei — darbietet, wage ich noch nicht zu entscheiden.

„Glucks Dichtungen machten keineswegs einen erschöpfenden äußersten Anspruch an die Leidenschaftlichkeit der Musik, sie bewegen sich mehr oder weniger in einem gewissen gefesselten Pathos — dem der Racine'schen Tragödie — und da, wo dieser vollkommen zu überschreiten war, bleibt Glucks Musik uns unverkennbar viel schuldig. Die Dichtungen der Mozart'schen Opern rührten noch weniger an diesen äußersten Grundfesten der menschlichen Natur; die „Donna Anna" ist ein einzelner Moment, der das Gebiet bei weitem noch nicht erschöpft. Dem, was sich Spontini im zweiten Acte der „Vestalin" (Scene der Julia) und Weber in Einzelnem der „Euryanthe" (z. B. der Moment nach dem Verrath ihres Geheimnisses an Eglantine ꝛc.) bot, konnten beide nur mit jener so getadelten „verminderten Septimen-Accord-Musik" entsprechen, und ich meinestheils muß wenigstens an dem, was unsere Vorgänger geleistet, hier eine Grenze der Musik erkennen.

„Daß wir bei solchen Vorgängen das Höchste und Wahrste der Oper — nicht für ihren rein musikalischen Theil, sondern als dramatisches Kunstwerk im Ganzen — bei weitem noch nicht erreicht haben, muß unbezweifelt bleiben, und in diesem Sinne und von dem Standpunkt meiner von mir selbst weit eher bezweifelten als überschätzten Kräfte aus, gelten mir meine jetzigen und nächsten Arbeiten nur als Versuche, ob die Oper möglich sei?

„Schlagen Sie die Kraft der Reflexion nicht zu gering an; das bewußtlos producirte Kunstwerk gehört Perioden an, die von der unseren fernabliegen: das Kunstwerk der höchsten Bildungs-Periode kann nicht anders als im Bewußtsein producirt werden. Die christliche Dichtung des Mittelalters z. B. war diese unmittelbare, bewußtlose: das vollgültige Kunstwerk wurde aber damals nicht geschaffen, — das war Goethe in unserer Zeit der Objectivität vorbehalten. Daß nur die reichste menschliche Natur die wunderbare Vereinigung dieser Kraft des reflectirenden Geistes mit der Fülle der unmittelbaren Schöpferkraft vereinigen kann, darin ist die Seltenheit der höchsten Erscheinungen bedingt, und wenn wir mit Recht bezweifeln müssen, daß für das von uns besprochene Kunstgebiet eine solche Begabtheit so bald sich zeigen werde, so ist doch die mehr oder weniger glückliche Mischung beider Geistesfähigkeiten schon jetzt in jedem der Kunst wirklich förderlich sein sollenden Künstler als auffindbar vorauszusetzen, — und die Getrenntheit dieser Gaben als zum höhern Zweck, genau genommen, unwirksam anzusehen.

„Was mich um eine Welt von Ihnen trennt, ist Ihre Hochschätzung Meyerbeers. Ich sage das mit vollster Unbefangenheit, denn ich bin ihm persönlich befreundet, und habe allen Grund, ihn als theilnehmenden, liebenswürdigen Menschen zu schätzen. Aber wenn ich Alles zusammenfasse, was mir als innere Zerfahrenheit und äußere Mühseligkeit im Opern-Musikmachen zuwider ist, so häufe ich das in dem Begriff „Meyerbeer" zusammen, und dies umsomehr, weil ich in der Meyerbeer'schen Musik ein großes Geschick für äußerliche Wirksamkeit erkenne, die umsomehr die edle Reife der Kunst zurückhält, als sie mit aller Verleugnung der Innerlichkeit in jeder Farbe zu befriedigen sucht. Wer sich in das Triviale verirrt, der hat es an seiner edleren Natur zu büßen; wer es aber absichtlich aufsucht, der ist — glücklich, denn er hat es an nichts zu büßen. —

„Sie sehen, wie geschwätzig Sie mich gemacht haben! Lassen sie mich dabei aber schließlich nicht die Hauptsache vergessen, damit ich Ihnen nochmals meinen Dank ausspreche. Leben Sie wohl und lassen Sie bald wider etwas von sich hören. Der Ihrige

Richard Wagner."

Dieser gütigen Aufforderung folgte ich nicht und habe auch niemals wieder ein Lebenszeichen von Richard Wagner erhalten. Da es den Meister so sehr verstimmt hatte, in einer überaus lobenden Beurtheilung seines „Tannhäuser" auch einem Lob der „Hugenotten" zu begegnen, so mußten ihm meine späteren Aufsätze über seine ersten theoretischen Schriften und über „Lohengrin" noch weit unwillkommener sein. Ich ersah dies sofort aus seinen Mienen, als ich, von Heinrich Laube geladen, im Jahre 1859 mit Wagner dort zusammentraf. Unsere Begegnung, zwölf Jahre nach jenem Dresdener Besuch, beschränkte sich auf wenige förmliche Worte und ist, so oft auch Wagner seither nach Wien gekommen, die letzte geblieben. Um so lieber übergebe ich der Oeffentlichkeit jenen Brief aus jungen Tagen, in welchem sich die schönste Seite von Wagners Thätigkeit so offen darlegt: der sittliche Ernst und die unbeugsame Energie, mit welcher er seinen, einmal für richtig erkannten Weg verfolgt. Es ist mir angenehm mit jenem Document Zeugniß ablegen zu können für den Geist und die Ueberzeugungstreue eines Mannes, dessen neuesten musikalischen Nimbus ich gleichwohl nach bestem Gewissen bekämpfen muß.

Eduard Hanslick.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Fatinitza", „Die Irrfahrten des Odysseus" und „Caprice".

Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater hat wieder einen Treffer gezogen; es hat mit „Fatinitza" einen Erfolg erzielt, der dem der „Tochter der Madame Angot", der „Fledermaus" und der „Reise durch Berlin" sicherlich gleichkommt, ihn vielleicht sogar noch übersteigt. Das

Digitized by Google

Beste an der Sache ist, daß „Fatinitza" diesen Erfolg verdient. Es ist allerdings weit davon entfernt, ein bedeutendes Kunstwerk zu sein, aber darauf macht es auch gewiß keinen Anspruch; es ist in der Dichtung und in der Musik ein ausgelassenes, liebenswürdiges Ding, das man, wenn man nichts Besseres zu thun hat, sich mit Vergnügen ein- oder zweimal ansieht, und bei dem man sich vortrefflich unterhält. Es ist mit Geschick in Scene gesetzt, mit großer Sorgfalt einstudirt; es ist anständig ausgestattet, es wird flott gespielt und mit Temperament gesungen — was will man mehr?

Die Verfasser des Librettos, F. Zell und Richard Genée, denen wir schon andere hübsche Texte verdanken — auch den des „Cagliostro" — haben nach den Angaben des Zettels die Idee der „Fatinitza" einer Episode des Faublas entnommen. Sie müssen das natürlich am besten wissen; indessen erinnere ich mich deutlich, zu Anfang der sechsziger Jahre in der Komischen Oper zu Paris eine Operette von Scribe und Auber gesehen zu haben, die dasselbe Thema in sehr ähnlicher Weise behandelte. Diese Operette führte den Titel „die Tscherkessin" (La Circassienne). Die Franzosen hatten die Sache aber doch in einem wesentlichen Punkte anders behandelt: die Rolle der „Tscherkessin" spielte ein Mann, der Tenorist Montaubry. Das Sujet, wie es Scribe gebildet hatte, war folgendes: Ein junger russischer Officier Namens Alexis hat, um sich bei einer Person einzuführen, die er liebt, mehrfach Frauenkleidung gewählt. Der Schwager dieser Dame, ein russischer Bär und General, hat sich in den verkleideten Officier verliebt. Der Zufall fügt es, daß dieser General Orsakoff später Alexis noch einmal in der Kleidung der Tscherkessin wiederfindet, die dieser gewählt hat, um in einer Theatervorstellung, in Ermangelung von weiblichen Mitgliedern, eine Frauenrolle auszufüllen. Der General erneuert nun seine Liebesbetheuerungen und der junge Officier geräth in die tödtlichste Verlegenheit. Er muß zu den unwahrscheinlichsten Lügen seine Zuflucht nehmen, um sich mit Ehren aus der Affaire zu ziehen. Nach allerhand wunderlichen Abenteuern — Alexis wird z. B. in dem Serail eines Paschas festgehalten — nimmt er wieder die Männerkleidung an, stellt sich dem General Orsakoff als Bruder der Tscherkessin vor, erzählt ihm, daß diese sich aus Liebe für den General das Leben genommen habe, und bittet und erhält die Hand der Nichte Orsakoffs, in die er sich sterblich verliebt hat und die ihn liebt.

Das ist auch in allen wesentlichen Zügen genau der Gang der Handlung in „Fatinitza". Nur haben die deutschen Verfasser, wie schon angedeutet, eine wesentliche Verbesserung an diesem Texte dadurch vorgenommen, daß sie die Rolle des russischen Officiers von einer Dame darstellen lassen. Es verlieren dadurch die Liebesscenen zwischen dem General, der hier Kantschukoff heißt, und dem jungen Officier, der für Fatinitza gehalten wird, den unangenehmen, beinahe widerwärtigen Beigeschmack, den sie in der französischen Operette hatten; auf der andern Seite ist dadurch eine originelle und dankbare Aufgabe der Darstellerin des Officiers zugewiesen. Das Doppelspiel, daß eine Künstlerin einen als Frau verkleideten Mann darzustellen hat, und sich in der ihr doch so bequemen und natürlichen Weiberkleidung mit jener mangelhaften Grazie, die dem männlichen Geschlecht eigen ist, zu bewegen hat, ist freilich schon dagewesen — man denke an die Rolle des Cherubin in Figaros Hochzeit, IV. Act, 4. Scene —, aber in der Bedeutung, die es hier in dieser Operette gewonnen hat, ist es wohl noch nicht dagewesen. Es wirkt sehr ergötzlich. Das Libretto ist in der muntersten Laune geschrieben und reich an guten Einfällen. Einige Uebermüthigkeiten, die vielleicht nicht einmal auf das Conto der Verfasser zu setzen sind, sondern den extemporirenden Schauspielern zur Last fallen, — wie die Frage an den Eunuchen, „ob sein Herr Vater dasselbe Amt als Haremswächter verwaltet habe" — könnten füglich ohne Schädigung der Gesammtwirkung wegbleiben.

Franz Suppé hat zu dem lustigen Texte eine sehr lustige Musik geschrieben; sie gehört freilich nicht der feinsten Gattung an, sie verzichtet gewiß auch auf den Ruhm der Originalität, aber sie ist mit freier Benutzung aller vorhandenen Motive mit ungewöhnlichem Geschick zusammengestellt und erfüllt die Hauptbedingung, die man an diese Art von Compositionen zu stellen pflegt: sie ist gefällig. Einige der frappantesten Gesangsnummern schmeicheln sich durch ihren forschen Rhythmus und ihre scharf ausgeprägte, wenn auch nicht sehr vornehme Melodie sofort dem Ohre ein und sind ganz geeignet, uns während des bevorstehenden Winters, als Quadrillen arrangirt, auf allen Bällen zu verfolgen. Der Forderung der guten Leute, wenn sie das Theater verlassen, die eine oder andere Melodie nachsummen zu können, wird hier vollkommen genügt. Man summt einige Melodien sogar schon ehe man das Theater betreten hat — denn es befinden sich unter ihnen so manche alte gute Bekannte, denen man übrigens immer wieder gern begegnet, besonders wenn sie sich, wie hier, verjüngt und frisch herausgeputzt haben. Suppé besitzt ein merkwürdig richtiges Gefühl für das, was packt, was einschlägt. Er langweilt nicht; er versteht es, immer zur rechten Zeit aufzuhören.

Die Darstellung gehört zu den besten und einheitlichsten, die wir an der Friedrich-Wilhelmstadt gesehen haben. Fräulein von Meersberg (Fatinitza) besitzt freilich keine sehr angenehme Stimme — ach nein, das kann man nicht gerade behaupten; aber sie spielt mit allerliebster Zuversichtlichkeit; es ist wirklich Race in der zierlichen Dame. Ebenso ist Fräulein König, die der ihr zufallenden gesanglichen Aufgabe auch gewachsen ist, frisch und lebendig. In Herrn Schenk (General Kantschukoff) hat das Theater einen Baßbuffo gewonnen, der schon mit dieser einen Rolle in die Reihen der Berliner Beliebtheiten vorgedrungen ist. Max Schulz als Reformtürke, Swoboda als Correspondent vom Kriegsschauplatz, Fräulein Schmidt als Märchenerzählerin, die Damen des Serails — mit einem Wort, das ganze Ensemble ist diesmal vortrefflich; und der Abend, den man in der Friedrich-Wilhelmstadt mit „Fatinitza" zubringt, ist kein verlorner.

Das Victoriatheater brachte am vergangenen Samstag sein neues großes Winterstück: „die Irrfahrten des Odysseus". Man weiß, was die Ausstattung eines neuen Stückes am Victoriatheater zu bedeuten hat. Bei einer solchen ersten Aufführung steht jedesmal ein Vermögen auf dem Spiele. Die Summen, welche durch die Anschaffung von neuen Decorationen, Costümen und Maschinen verschlungen werden, klingen fabelhaft. Und wenn ein solches großes Spectakelstück nicht Monate hindurch die Häuser füllt, so ist ein Capital verloren und die vereinigten Anstrengungen aller betheiligten Factoren sind vergeblich gewesen. Schon aus diesem Grunde ist der Wunsch gerechtfertigt, daß der Erfolg des ersten Abends, der, wie man weiß, immer einem besonders kritisch gestimmten Publicum abgerungen werden muß, sich dauernd erhalte. Ich hebe gleich die praktische Seite hervor; über die ästhetische habe ich mich früher schon ausgesprochen.

Auch in dieser Specialität der dramatischen Production macht sich derselbe Uebelstand geltend, der in der Posse beklagt werden muß: es fehlt an Stücken. Das Gebiet des Märchens, das der Phantasie des Malers und Costümiers so reichlichen Stoff darbietet, ist gründlich abgeweidet. Man denke nur an „Schneewittchen", „Dornröschen", „die sieben Raben" ꝛc. Auch die Zauberposse scheint ihren Reiz verloren zu haben. Die letzten Versuche, wie „Rothomago", sind mißglückt. Eine neue Anziehungskraft gewannen diese Ausstattungsstücke durch Jules Verne's ethnographisch-geographische Dichtungen. In dieser Specialität war die „Reise um die Erde" ein Meisterstück; aber jeder Einsichtige mußte sich sagen, daß der außerordentliche damit errungene Erfolg, der kaum überboten werden konnte, den Nachfolgern das Leben sehr sauer machen würde. Die Aufnahme der „Reise in den Mond" hat diesen pessimistischen Einsichtigen denn auch leider Recht gegeben.

Bei einigem guten Willen kann man auch das neueste Ausstattungsstück, „die Irrfahrten des Odysseus", dieser letzteren Gattung ungefähr unterstellen. Man könnte es bezeichnen als „die Reise um die antike Erde in 3600 Tagen". Der ungenannte Verfasser hat aus der Odysseussage natürlich nur einige Momente herausgreifen können. Beim Beginn der Handlung verabschiedet sich Odysseus von der Zauberin Circe, segelt zwischen Scylla und Charybdis bei der Sireneninsel vorbei, steigt dann in das Reich des Hades hinab, gelangt darauf zum Phäakenlande, wo sich Nausikaa in ihn verliebt, und erreicht schließlich Ithaka, wo er die Seinigen wiederfindet und die Freier straft. Das Ganze, bis auf einige Längen recht geschickt geordnet, ist in glatten, leicht dahinlaufenden Versen geschrieben — eine achtbare Arbeit. Einige Irrthümer, die mit untergelaufen sind, könnten vom Verfasser leicht beseitigt werden. Odysseus äußert bei einer Gelegenheit, daß es ihm jetzt schwer fallen würde, zu sterben, obwohl dem Sterblichen nach dem Tode in dem zweiten Leben alle möglichen Herrlichkeiten in Aussicht gestellt seien. Ich glaube nicht, daß der Dichter der Odyssee sich eine so freundliche Vorstellung vom Jenseits gemacht hat. Die Abgeschiedenen verbringen im Hades doch ein ungewöhnlich langweiliges schattenhaftes Dasein. Der Verfasser des modernen Stückes, der uns Odysseus im Hades vorführt, muß dies ja selbst wissen. Er hätte daran denken sollen, daß der Seher Teiresias das Schattenreich des Homer, in dem die vornehmsten Helden sich zusammen-

Digitized by Google

finden: Agamemnon, Achill, Patroklus ꝛc. bezeichnet als den „Ort freudlosen Entsetzens"; er hätte sich der so oft citirten Antwort des Achill erinnern sollen, die dieser dem Odysseus gibt, als der Sohn des Laertes das Glück des Peliden preist: „mächtig als Fürst über die Todten zu gebieten"; Achill besitzt für diese Auszeichnung gar kein Verständniß und erwidert:

„Preise mir jetzt nicht tröstend den Tod, ruhmvoller Odysseus!
Lieber möcht' ich fürwahr dem unbegüterten Meier,
Der nur kümmerlich lebt, als Tagelöhner das Feld baun,
Als die ganze Schaar vermoderter Todten beherrschen."

Einmal ist dem Verfasser auch das Wort „Engel" entschlüpft. Ein homerischer Engel! — es geht wirklich nicht.

Der Verfasser hat seine Arbeit ganz im vornehmen und strengen Stile gehalten und der Humor ist bis auf einige ganz schwache Ansätze des Hermes vollständig umgangen. Das war meines Erachtens nicht nothwendig, ich bin sogar der Meinung, daß eine modernere realistische Auffassung und Behandlung des Stoffes dem ganzen Werke eine größere Lebendigkeit und Frische gegeben hätte. Die guten Alten verstanden sich auf den Spaß gerade so gut wie wir und waren trotz aller Hehrheit, die wir ihnen als unerläßliches Attribut beilegen, ganz gewiß auch lebensheitere und lustige Patrone. Ja selbst der göttliche Odysseus hat mit seinen Renommistereien mehr als einen Zug vom Bonvivant. Es wäre allerdings eine bedeutende dichterische Potenz, es wäre so ein Heinrich von Kleist erforderlich, um einen solchen lustigen Odysseus aus dem Geiste der classischen Dichtung herauszuschreiben, ohne ihn deswegen parodistisch zu gestalten. Und, überlegt man es sich recht, wenn nun wirklich eine Parodie daraus würde — wäre das Unglück denn so groß? Würde nicht vielleicht eine komische Behandlung des Stoffes der Odyssee für die Zwecke des Victoriatheaters sogar viel geeigneter gewesen sein? Ich begnüge mich diese Frage aufzuwerfen und unterlasse es, sie zu beantworten. Aber der gänzliche Ausschluß der Komik ist jedenfalls zu bedauern.

Indessen wie dem auch sei, der Verfasser hat es immerhin verstanden, all den mannigfachen künstlerischen Kräften, die für ein solches Stück in Anspruch genommen werden, dankbaren Stoff zu bieten. Die Decorationen von Brioschi, Burghart und Kautzky sind fast ohne Ausnahme prächtig und geschmackvoll, einige, wie das Haus der Penelope und der königliche Palast in Scheria, wahrhafte Kunstwerke. Von den Lichteffecten ist als namentlich gelungen die Beleuchtung der Schatten im Hades hervorzuheben. Es kommt dazu der gewöhnliche Glanz in den Costümen, das originelle und hübsch arrangirte Ballet, in dem die ganz jugendliche Ballerina Signora Laura Farchetta (aus unserer heimischen Künstlerfamilie Farchow) als virtuose und sehr anmuthige Tänzerin zum ersten Mal vor dem dankbaren Publicum ihrer Vaterstadt auftrat und von ihm auf das Freundlichste aufgenommen wurde — kurz und gut, den Augen und Ohren wird gar viel und mancherlei geboten.

Die Darstellung der Hauptrolle durch den Director Emil Hahn ist uneingeschränkt zu loben. Als Penelope trat eine Künstlerin auf, die bisher mit ungewöhnlichem Erfolge die ersten tragischen Rollen am ersten tschechischen Landestheater in Prag gespielt hat. Der Uebergang der böhmischen Künstlerin, Frau Schamberg, zur deutschen Bühne, soll in Prag die Verhältnisse eines politischen Ereignisses angenommen haben. Es ist erstaunlich, wie schnell Frau Schamberg sich in das ihr zwar nicht fremde Idiom, das aber doch nicht ihre Muttersprache ist, hineingefunden hat. An der dunkeln Aussprache einiger Vocale kann man die Ausländerin noch erkennen, aber noch unverkennbarer ist ihr großes dramatisches Talent. Nur ein wirkliches Talent ist im Stande die Scene des Wiedersehens mit einer so innigen Leidenschaft darzustellen, wie es Frau Schamberg vermochte. Es ist die Hoffnung berechtigt, daß in dieser Künstlerin, sobald sie sich mit der Aussprache des Deutschen vollkommen vertraut gemacht haben, unserm Theater eine wirkliche Kraft erwachsen wird.

Schließlich muß ich noch eines Schauspiels gedenken, das am Residenztheater zur Aufführung gekommen ist. Es führt den Titel „Caprice" und bezeichnet sich als „deutsches Sittendrama". Gegen eine solche Bezeichnung lassen sich sowohl materielle wie formelle Bedenken erheben. Erstens sind es keine deutschen Sitten, die uns da geschildert werden, und zweitens würde, selbst wenn dies der Fall wäre, die Bezeichnung „deutsches Sittendrama" auf der grammatischen Höhe der „reitenden Artilleriekaserne" und des „ledernen Handschuhfabrikanten" stehen. Es sind aber, wie gesagt, keine deutschen Verhältnisse, die uns da geschildert werden; womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß solche Dinge nicht auch in Deutschland passiren könnten. Das ganze Stück ist sichtbarlich durchaus unter dem Einflusse der modernen französischen Dramen entstanden; und in der französischen Dichtung hat die Heldin Caprice ihre Ahnen zu suchen, in Manon Lescault, in Marion Delorme, Marguérite Gautier, in allen jenen entzückenden Weibern, die sich in ihrem sittenlosen Leben einen Hauch von Poesie und Seele bewahrt haben.

Die Maitresse des Grafen Worms, deren rechten Namen wir nie erfahren, wird wegen ihrer Charaktereigenschaften „Caprice" genannt. Danach darf man vermuthen, daß wir die Bekanntschaft eines launischen, tollen, übermüthigen Kindes machen werden. Aber dem ist nicht so; sie heißt Caprice wie canis a non canendo, sie ist larmoyant, sentimental, trübselig. Wenn der Graf Worms sich bei ihr amüsiren will, so ist seine Wahl ganz unbegreiflich. Diese Dame jammert ihm beständig die Ohren voll von wegen ihrer Entehrung, beklagt es, daß ihre Eltern so frühe gestorben seien und daß sie sich habe vom Bösen umgarnen lassen. Ich gestehe meine Antipathie gegen Frauenzimmer, die, wenn sie sich in ungeregelten moralischen Verhältnissen befinden, sich zu ihrer Rechtfertigung auf ihre mangelnden Eltern berufen. Mir erscheint die Sache immer plausibler und in gewissem Sinne sogar respectabler, wenn sie die einfachste und natürlichste Erklärung dafür abgeben: den leichtem Sinn, meinetwegen auch Sinnlichkeit, oder am einfachsten und besten: echte Liebe, die nichts berechnet hat. Aber die Berufung auf zu früh verstorbene Eltern zur Motivirung dieses oder jenes Fehltrittes berührt mich immer unangenehm wie Komödianterei.

Der Verfasser läßt uns im Unklaren über das entscheidende Moment im Leben der Caprice. Als wir sie kennen lernen, ist das Unglück bereits geschehen Sie beklagt es schwer, mit heißen Thränen, aber das verhindert doch nicht, daß sie sich in einer eleganten Wohnung aufhält, prächtige Toiletten trägt, und sich Hals, Arme und Finger mit kostbaren Steinen behängt; und alles das wird von einem abscheulichen Menschen bezahlt, den sie nicht liebt, den sie sogar verabscheut. An die Reue einer solchen Sünderin vermag ich nicht recht zu glauben, und ihre Thränen flößen mir mäßiges Vertrauen ein. Nach der namenlos brutalen Behandlung, der sie von Seiten ihres Herrn und Gebieters ausgesetzt ist, jenes Grafen Worms, der ihr in Gegenwart eines Freundes vorrechnet, was sie ihm kostet, kann ich es auch nicht als einen Act des besonderen Heroismus auffassen, wenn sie sich diesem widrigen Luxus entzieht, um so weniger, als sie die fürchterliche Gewißheit, in der sie sich befindet, mit der frohen Hoffnung vertauscht, ein zwar bescheideneres, aber immerhin sehr anständiges Leben an der Seite eines geliebten und edlen Mannes, an der Seite eines Künstlers zu führen. Dieser Künstler hat sich in Caprice verliebt, und er beschließt, sie zu heirathen.

Von dem dramatischen Dichter eine ängstliche Berücksichtigung aller Bedingungen des gewöhnlichen Lebens zu fordern, wäre eine Ungerechtigkeit und eine Thorheit. Aber solche Dinge, die in unserm gewöhnlichen Leben unter keiner Bedingung denkbar sind, sollten auch im Drama nicht als Möglichkeiten hingestellt werden. Der Maler weiß von Caprice nichts weiter, als daß sie eben „Caprice" heißt, — ein Name, der jedenfalls schon etwas verdächtig klingt. Er sieht sie in einer Umgebung, die ebenfalls den Argwohn hervorzurufen ganz geeignet ist. Caprice lebt auf einer Villa in der Nähe der Hauptstadt, ganz zurückgezogen, in einer wahrhaft fürstlichen Einrichtung. Wenn der junge Mann nur etwas Lebenserfahrung hat, so muß er der ganzen Einrichtung, den tausend allerliebsten Ueberflüssigkeiten, die da herumstehen, sofort anmerken, in welcher Gesellschaft er sich befindet. Es duftet da auch ganz gewiß nach Patschuli und Heliotrop. Aber selbst wenn er vollkommen naiv ist, so ist er doch jedenfalls ein Mensch und neugierig; und es ist eine gewiß berechtigte Neugier, wenn der Liebende sich erkundigt, wer seine Geliebte eigentlich ist. Es ist aber stadtbekannt, daß Caprice die Maitresse des Grafen Worms ist, und die Diener haben sicherlich gegen Empfang eines bescheidenen Trinkgeldes gar nichts dagegen, ein Geheimniß zu verrathen, das keins ist. Der Maler aber fragt nicht! Er spiegelt sich in der seltsamen Erscheinung, die Caprice heißt, irgend eine hohe Aristokratin vor, und es fällt ihm nicht einmal auf, daß diese, wenn sie eine solche wirklich ist, gar keine Veranlassung hat, sich vor ihm und vor der Welt zu verbergen. Als ihm ein Freund der Caprice, der Baron Reyer, die Versicherung gibt, Caprice sei seine, des Barons, Halbschwester, glaubt er es ohne Weiteres und fragt nicht einmal, ob sie denn auch Reyer heiße. Er verlobt sich flott drauf los, ohne zu wissen, wie seine Braut heißt. Der Mann besitzt eine beneidenswerthe Zuversicht-

Digitized by Google

lichkeit! Er erkundigt sich nicht einmal danach, ob seine Schwiegermutter noch lebt! Er fragt gar nichts, er verlobt sich.

Nun muß ich gestehen, daß mir auch das Verhalten dieses Freiherrn von Reyer ganz seltsam erscheint. Reyer kennt Caprice ganz genau, aber er fühlt nicht das Bedürfniß, dem jungen Mann, der sie heirathen soll, reinen Wein einzuschenken. Im Gegentheil, er betheiligt sich sogar an der infamen Täuschung, indem er die Dame für seine Schwester ausgibt und dadurch in dem jungen Mann den Glauben hervorrufen muß, daß diese eine sittenreine Person sei. Einen solchen Streich kann man aus gemeiner Rache ausüben, aus wüstem Haß — „Fernande" ist ein glänzendes Beispiel dafür —, aber davon ist hier nicht die Rede; Reyer wird uns sogar als ein anständiger und gutmüthiger Mensch geschildert. Sagt sich denn dieser kurzsichtige Narr nicht, daß seine Gutmüthigkeit sich hier eines Schurkenstreichs schuldig macht? Daß es eine unverantwortliche Niedertracht ist, einen anständigen Menschen dauernd an ein Wesen zu fesseln, auf das er ein Recht zu haben glaubt, stolz zu sein, und das ihm schließlich die Verachtung einbringt?

Zum Aeußersten kommt es zum Glück nicht. Graf Worms, der von den Vorfällen Kenntniß erhalten hat, sucht den jungen Maler auf und theilt ihm die Wahrheit über Caprice mit. In Folge dessen Explosion. Caprice nimmt sich das Leben und der Graf fällt im Duell.

Dasselbe Motiv, die Liebe eines leichtgläubigen anständigen Mannes zu einem verlornen Mädchen, das seine Schande vor ihm verborgen, hat Victor Hugo in „Marion Delorme" mit einer solchen dramatischen Kraft behandelt, daß es von vorn herein als ein sehr gewagtes Unternehmen erscheinen mußte, dasselbe noch einmal zu verwenden. Victor Hugo kommt aber auch in seinem ergreifenden Drama zu ganz andern Resultaten; und wenn man ihm auch den Vorwurf machen darf, die Farben bisweilen zu stark aufzutragen, so läßt sich ihm doch die wirkliche dichterische Leidenschaft, die sein ganzes Trauerspiel belebt, nicht absprechen. Wenn Didier, der bisher von Marions Vergangenheit nichts geahnt hat, und der nun durch einen Zufall die schreckliche Wahrheit erfährt, vor diese hintritt und ihr sagt, was in ihm vorgeht — dem glaubt man's!

„Zu meinem Unglück hätte ich auch als Weib geboren werden können, ich hätte wie irgend eine andere käuflich und ehrlos werden, mich für Geld hingeben und dem ersten Besten meinen nackten Busen darbieten können! Wenn ich aber auch noch so leichtsinnig gewesen wäre, und es wäre an mich ein anständiger Mann herangetreten, ein einfältiger Ehrenmann, und wenn ich just ein solches Herz, das noch voll von Illusionen ist, gefunden hätte — lieber, als daß ich diesem anständigen Mann nicht gesagt hätte, «ich bin das und das», als daß ich ihn hintergangen, als daß ich ihm nicht selbst anvertraut hätte, wie meine keuschen Augen ihn belügen, als daß ich so treulos, so undankbar, so falsch gewesen wäre — lieber hätte ich mir mit meinen eigenen Nägeln mein Grab gekratzt! Und Du warst an meiner Seite, züchtig und keusch und rein! Was hatte ich Dir gethan, der ich Dich aus tiefem Herzen, so wahr und innig liebte?"

Die Kräfte unseres deutschen Dichters, der hier seinen ersten theatralischen Versuch gemacht hat, reichen zur Bewältigung dieses Stoffes noch nicht aus. Gleichwohl verräth die Arbeit des Herrn Albin Rheinisch Talent; der Verfasser hat entschieden Sinn für Bühnenwirkungen. Namentlich der dritte Act ist gut geführt und gesteigert. Allerdings bedarf dieses Talent noch sehr der Verfeinerung, für den Augenblick arbeitet es noch mit zu starken Mitteln, mit zu krassen Effecten. Auch die Sprache, die bisweilen ganz poetisch ist und gesunde Kraft zeigt, ist im Allgemeinen noch viel zu voll und mit überflüssigen Bildern aufgebauscht. Wir hören da allerlei von einem „knirschenden Bewußtsein", von einer „fiebernden Einbildung", von einer „scheu verborgenen Abgeschiedenheit", von dem „schlotternden Gewissen eines Mörders". Wir hören Sätze wie: „Und wenn sich alle Oceane und Gletscher zwischen uns thürmten"; „wie ein Donnerschlag würde das Wort «Maitresse» an seine Ohren brausen"; „ich werfe den Purpur meines ehrlichen Namens als Hülle über ihre Schuld"; „das trifft sich teuflisch herrlich"; „die Bestätigung von Deinen Lippen wirbelt meinen Geist aus den Gelenken der Vernunft"; „ich trete in die Schranken für die verwüsteten Träume einer Generation" — was soll das Alles? Was soll es heißen, wenn man behauptet, man wäre Aristokrat, „wenn auch nicht mit Absicht, so doch aus Vorsicht?" Weshalb schwört der Graf „bei allen Austern der Nordsee" und „bei seinem Trakehner?" — Wozu das Alles? Es geht ja auch so. Das Wort auf der Bühne klingt laut und eindringlich genug, man braucht es gar nicht besonders zu verstärken.

Um die Darstellung machten sich besonders Frau Claar-Delia in der Titelrolle und Herr Keppler als Graf Worms verdient; und so war denn auch der Erfolg ein solcher, mit dem der Dichter bei seinem ersten Versuche recht zufrieden sein kann. Die Aufführung wird den Verfasser, dessen Arbeit man es anmerkt, wie ernst er es meint, am besten darüber aufgeklärt haben, wo er das Richtige getroffen, und wovor er sich bei seiner zweiten Arbeit zu hüten hat. Es ist immerhin etwas Schönes um das ernsthafte Wollen, und es ist kein großes Unglück, einmal zu irren.

Paul Lindau.

Notizen.

Der Verlag von C. Rosner (Tuchlauben, Wien) hat in seiner Art zur Feier Laubes beigetragen, indem er den „historischen Lustspielabend" in glänzender Ausstattung publicirte. „Heinrich Laube zu seinem 70. Geburtstage der Verleger", so lautet die Widmung.

Der Band enthält „das heiß' Eysen" (Hans Sachs), „die ehrlich Bäckin" (Ayrer) und „Hanswurst, der traurige Küchelbäcker" (Prehauser) und ist nur in 110 Exemplaren abgezogen. —

Die vielbesprochenen Memoiren Stroußbergs sind nun bei Guttentag (D. Collin) erschienen. Eine eingehende Besprechung behalten wir uns vor.

Für die nächsten Nummern liegen uns unter andern Artikeln folgende vor:

Ed. von Hartmann „Freiheit und Gleichheit".

Gottfried Keller Autobiographie.

Justizrath Dockhorn Gründerprocesse.

G. Nachtigal Skizzen aus Afrika; „Ueber die Septemberconferenz in Brüssel".

H. M. Richter „Anton Auersperg als Politiker".

Abonnement der „Gegenwart" pro IV. Quartal 1876.

Mit der vorliegenden Nummer 40 schliesst das III. Quartal der *„Gegenwart"*. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um *baldigste Erneuerung* desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. *Abonnements auf das IV. Quartal 1876 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegengenommen.*

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse. **Expedition und Verlag der „Gegenwart".**

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage der **Stuhr**'schen Buchhandlung, **Berlin**, 61. Unter den Linden, erschienen vor Kurzem:

Byron's Prosa!

Lord Byron.

Eine Autobiographie nach Tagebüchern und Briefen von

Dr. **Eduard Engel.**

16 Bogen 8. Elegant broschirt: Preis 5 *M.*,
höchst elegant gebunden mit Goldschnitt: Preis 7 *M.*

Zum ersten Male wird hier Gelegenheit geboten, Byron auch als Prosaiker kennen zu lernen. Das Werk ist um so interessanter, als es das bewegte Leben des Dichters nach seinen eigenen Aufzeichnungen schildert. Der Inhalt, die Sprache wie die splendide äussere Ausstattung machen das Buch zu einem so trefflichen **Festgeschenke**, dass wir die Aufmerksamkeit dringend darauf lenken. — Die gesammte Presse hat sich über diese literarhistorisch äusserst wichtige Neuigkeit durchaus lobend ausgesprochen.

Das Werk bildet eine nothwendige Ergänzung zu sämmtlichen deutschen Byron-Ausgaben.

Die

Urkraft des Weltalls

von

Professor **Philipp Spiller.**

28 Bogen gr. 8. Preis 8 *M.*

Seit Decennien die wichtigste naturphilosophische Erscheinung, — bahnbrechend auf dem Gebiete der tiefsten Lebensprobleme. Mit dem umfassendsten Wissen vereinigt der Verfasser die lesbarste Darstellung seiner genialen Weltauffassung, die zum ersten Male nach Jahrtausenden (seit Heraklit) die grössten Räthsel der Schöpfung befriedigend löst. — Während durch **Hegel, Schopenhauer** und **Hartmann** lediglich Negatives, Pessimistisches und Skeptisches geboten wurde, erhalten wir hier endlich positive Resultate, die mit zwingender Ueberzeugungskraft wirken.

Spiller ist der Schöpfer der Philosophie des Weltäthers, er ist, wie ihn ein Kritiker jüngst nannte, **der Lessing der Naturphilosophie.**

Das Buch sei allen Gebildeten auf's Wärmste empfohlen.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Die Luft,

ihr Wesen, Leben und Wirken

mit Beziehung auf die geographische Verbreitung der Pflanzen, Thiere und Menschenrassen.

Auf Grundlage der zuverlässigsten Forschungen dargestellt von

Prof. **Friedrich Körner.**

Ergänzungsband zu „die Erde, ihr Bau und organisches Leben".

Ein Band. gr. 8. eleg. broch. 4 *M.*
Erscheint auch in 4 Lieferungen zu je 1 *M.*
Das Werk ist in jeder Buchhandlung vorräthig.

In unserem Verlage sind erschienen:

Dante Alighieri's

Göttliche Komödie.

Uebersetzt von **Carl Witte.**
Dritte Ausgabe.

2 Bände. 58 Bogen kl. 8. geh. Preis 10 *M.*,
eleg. geb. mit Goldschnitt 12 *M.* 50 *Pf.*
1. Band. — Text. Mit 1 Titelbild. 34½ Bogen.
2. Band. — Erläuterungen. Mit 1 Weltplan nach Dante's Anschauung. 23¾ Bogen.

Thomas Moore's

Lalla Rukh.

Deutsch v. Dr. **Alexander Schmidt** i. Königsberg in Preußen.
Zweite Auflage.

Miniatur-Ausgabe. 19 Bogen. geh. 3 *M.* 60 *Pf.*,
eleg. geb. mit Goldschnitt 4 *M.* 60 *Pf.*

Charles Dickens' Leben.

Von **John Forster.**

In's Deutsche übertragen von **Friedrich Althaus.**
(Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung).

3 Bände (90½). gr. 8. Mit 3 Porträts und 10 Abbildungen. geh. Preis 27 *M.*, in engl. Einband 31 *M.* 50 *Pf.*

Kgl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin.

Soeben erschien **Zweite Auflage** von:

Weil's mi' freut!

Neue Gedichte
in oberbairischer Mundart
von
Karl Stieler.

Elegant cart. in illustrirtem Umschlag 3 *M.*,
in Calico gebunden 4 *M.*

Meyer & Zeller's Verlag (Fr. Vogel)
in Stuttgart.

VERITAS.

(Leipzig.)

Auskunftsbüreau mit Rathertheilung in Fragen der **Wissenschaft, Literatur, Kunst, Gewerbe** und des geselligen Verkehrs. Strengste Verschwiegenheit. Pünktliche Besorgung. Empfohlen von der „Illustrirten Zeitung." Jeder allgemeinen Frage ist 1 *M.*, Personalerkundigungen aber 2 *M.* nebst der Vergütung für das Porto beizulegen. Adresse: **Auskunftsbüreau Veritas in Leipzig.** Vorsteher: Dr. **O. Heune-am Rhyn.**

Feierabendhaus für Lehrerinnen und Erzieherinnen.

BAZAR.

Der **Bazar** zur Errichtung eines **Feierabendhauses** wird am 19. Oktober in dem von den städtischen Behörden bewilligten **Festsaale des Rathhauses** eröffnet werden.

Das Unternehmen, zu dessen Förderung der Bazar bestimmt ist, geht dahin, hilfsbedürftigen Lehrerinnen eine sichere Zufluchtsstätte für das Alter zu bereiten; ansehnliche Mittel sind erforderlich, um dieses Werk zur Ausführung zu bringen.

Gestützt auf die allseitige lebhafte Theilnahme, welche unserm Unternehmen schon jetzt bewiesen worden ist, gestatten wir uns, die herzliche Bitte auszusprechen, uns durch recht reichliche Anmeldung und Zusendung von Geschenken baldmöglichst erfreuen zu wollen, damit wir in den Stand gesetzt werden, den schönen Saal des Rathhauses, dem Zweck entsprechend, in würdiger Weise auszustatten.

Die Unterzeichneten sind gern bereit, Gaben in Empfang zu nehmen, und werden für jede Spende, auch für die kleinste, aufrichtig dankbar sein.

Berlin, im August 1876.

Fr. Geh. Rath **Angelstein**, Oranienburgerstr. 67.
Fr. **Guthilde Alexander**, Dorotheenstr. 54.
Fr. Geh. Medizinalrath **Bardeleben**, Matthäikirchstr. 29.
Fr. Professor **Reinhold Begas**, Stülerstr. 4.
Fr. **George Beer**, Alsenstr. 8.
Fr. Dr. **Caspary**, Charlottenstr. 84.
Fr. **Elise Engel**, Linkstr. 27.
Fr. Stadtbaurath **Gerstenberg**, Köpnickerstr. 29.
Fr. Direktor **Heyl**, Bismarckstr. 2.
Fr. Justizrath **Heilborn**, Breitestr. 28.
Frl. **Elisabeth Heilborn**, Kurfürstenstr. 164.
Fr. Commerzienrath **Heckmann**, Schlesischestr. 20. 21.
Frl. **Cäcilie Itzinger**, Potsdamerstr. 11.
Frl. **Renate Itzinger**, Potsdamerstr. 11.
Fr. **Eva von Krause**, Wilhelmstr. 66.
Fr. Stadtgerichtsrath **Kramer**, Kurfürstenstr. 164.
Frl. **Marie Kramer**, Schöneberger Ufer 16.
Fr. Professor **Maselowsky**, Schönebergerstr. 9.
Fr. Geh. Rath **Kiesling**, Sigismundstr. 2.
Fr. Stadtrath **Löwe**, Victoriastr. 13.
Fr. Rechtsanwalt **Lewald**, Matthäikirchstr. 28.
Fr. **Betty Leo**, geb. **Reinecke**, Leipzigerplatz 16. 17.
Fr. **Levi**, geb. **Radziejewska**, Unterwasserstr. 6.
Fr. Rechtsanwalt **Levin**, Unter den Linden 15.
Fr. **Caroline Meyer**, Margarethenstr. 18.
Fr. **Sophie Molenaar**, Königin-Augustastr. 38.
Fr. Commerzienrath **Manheimer**, Bellevuestr. 8.
Fr. **Anna Meyer**, geb. **Gerson**, Leipzigerplatz 8.
Fr. **Poschmann**, Kurfürstenstr. 168.
Fr. **Clara Seligmann**, Victoriastr. 4a.
Fr. **Cäcilie Salomon**, Roonstr. 4.
Fr. **Friedrich Spielhagen**, Hohenzollernstr. 12.
Fr. Hofrath **Spielhagen**, Michaelkirchstr. 3.
Fr. **Anna Valentin**, Chausseestr. 99.
Fr. **Anna Wallich**, Burgstr. 29.
Fr. **Woworsky**, Victoriastr. 25.
Hr. Dr. **Straßmann**, Stadtverordneten-Vorsteher, Wallner-Theaterstr. 39.
Hr. Stadtbaurath **Gerstenberg**, Köpnickerstr. 29.
Hr. Direktor **Heyl**, Bismarckstr. 2.
Hr. **E. F. Oppermann**, Anhaltstr. 2.
Hr. **Hoppenworth** sen., Kurstr. 39.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Unsere Meister.

Sammlung auserlesener Werke für das Pianoforte.

10 Bände. gr. 8. Eleg. cart. in Carminglacé. **Preis à 8 M.**

Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Schubert, Mendelssohn, Chopin, Schumann.

Bereits ausgegeben:

Band I. **Johann Sebastian Bach.** (No. 1—38.) 100 S.
- V. **Ludwig van Beethoven.** (No. 1—13.) 96 S.
- IX. **Fr. Chopin.** (No. 1—24.) 90 S.

Die kleine gewählte Pianofortebibliothek „Unsere Meister" bietet in schmucker Ausstattung zu billigem Preise die schönsten und zum Claviervortrage geeignetsten Werke unserer grossen Meister, revidirt und mit Fingersatz versehen von Carl Reinecke. (Bd. II. von F. Brissler.) Binnen Jahresfrist wird die Bibliothek abgeschlossen vorliegen.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **J. J. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin N. W.**, Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 41. Berlin, den 7. October 1876. Band X.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Deutschlands Haltung in der gegenwärtigen europäischen Krisis. Von Rhenanus. — Aus Oberöstreich. Ein Touristenblatt von Julius Duboc. — **Literatur und Kunst:** Am 10. October 1876. Von E. v. Wildenbruch. — Graf Anton Auersperg. Von H. M. Richter. — Das Theaterschulwesen. Ansichten und Entwürfe aus dem Nachlasse von Heinrich Marr. — Die Fremde. Schauspiel in 5 Acten von Alexander Dumas Sohn. Besprochen von P. L. — **Aus der Hauptstadt:** Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Gustav Floerke. I. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Deutschlands Haltung in der gegenwärtigen europäischen Krisis.

In einem Leitartikel vom 2. September bespricht die „Times" die anscheinende Gleichgültigkeit der Deutschen gegenüber den Gräueln und den Grausamkeiten, welche die christliche Bevölkerung der Türkei von ihren Herrschern in diesem Jahre zu erdulden hatte. Sie kann sich eines gewissen Erstaunens über die von der öffentlichen Meinung bei uns bewiesenen Ruhe nicht erwehren, besonders im Vergleich zu den Kundgebungen, welche jetzt in England an der Tagesordnung sind. Wenn auch das große Weltblatt uns in seiner Argumentation sehr zart und schonend behandelt, und selbst verschiedene gute Gründe für die von den Deutschen in dieser Frage eingenommene Stellung anführt, so gibt es uns doch nicht mißzuverstehende Winke über die Gefahren einer zu engen, egoistischen Politik, und schließt mit dem Wunsch, das große Publicum solle ein thätigeres Interesse an der Frage beweisen, welche jetzt Europa in Feuer und Flammen zu stürzen drohe, und einen obligaten Druck auf unseren Kanzler ausüben. In welcher Richtung sich dieser Druck geltend machen soll, ist zwar nicht deutlich gesagt, aber wahrscheinlich sollte doch nach der Meinung der „Times" in dem Kanzler ein regeres Interesse für die Christen und eine größere Antipathie gegen die Türken erweckt werden.

Seitdem Deutschlands Stimme in dem Weltareopag zu einer vollzählenden geworden ist, befinden wir uns zum ersten Mal in einer acuten internationalen Krisis, in welcher uns durch die Natur der Umstände nicht die erste Rolle zugewiesen ist. Diese Lage ist für die Nation eine neue, ungewohnte, und so scheint es mir angezeigt, dem wenn auch milden Angriff der „Times" gegenüber in Kürze darzuthun, daß die Haltung, welche wir bis jetzt bewahrt haben, die richtige und correcte ist.

Wenn wir ohne Ueberhebung und ohne zu großes Selbstlob behaupten dürfen, daß wir gegenwärtig die bestorganisirteste und durch ruhmgekrönte bewährte Feldherren geführte Armee besitzen, mit deren Hülfe wir unserer Meinung jeder Zeit den entsprechenden Nachdruck zu geben vermögen, so legt uns doch unsere geographische und politische Lage Rücksichten auf, welche ein mächtiges Inselreich, wie Großbritannien, oder ein durch Natur und Klima geschützter Koloß, wie Rußland, kaum zu nehmen brauchen. Trotz der in England gelegentlich ausbrechenden Panik vor einer feindlichen Landung ist dieses Land gegen einen Angriff ebenso gesichert, wie Rußland die zweimalige Erfahrung in diesem Jahrhundert gemacht hat, daß eine Invasion seines Innern so gut wie unmöglich ist, oder nur zum Verderben des Eindringlings enden wird. Beide Nationen können sich ohne Gefahr für ihren dauernden Wohlstand den gelegentlichen Luxus einer Gefühlspolitik erlauben. Deutschland hingegen, inmitten des europäischen Continentes, mit langgestreckten, nach allen Himmelsgegenden offenen Grenzen, das jüngste Mitglied der großen Tafelrunde, ist nächster Nachbar von zwei Staaten, mit welchen es innerhalb des letzten Decenniums erst blutige Kämpfe auf Tod und Leben zu führen hatte. Stehen wir mit diesen auch gegenwärtig auf freundlichem Fuße, so machen wir uns doch kein Hehl daraus, wessen wir uns von Beiden zu versehen hätten, befänden wir uns in isolirter oder kritischer Lage. Mit dem russischen Herrscher verbindet uns zwar eine innige und wahre Freundschaft, von welcher uns schon mehrfach praktische Beweise gegeben wurden; wird sich aber dieses Gefühl dereinstens auf den Nachfolger vererben? Wird dieser der in Rußland immer mächtiger wachsenden Eifersucht und Antipathie gegen Deutschland einen schützenden Damm entgegenstellen können und wollen? „Wenige Freunde haben wir in der Welt, und wenigstens während 50 Jahren müssen wir uns noch unserer Haut wehren", sagte Moltke einstens im Reichstag — und mit diesem Ausspruch hatte er vollkommen recht.

Wie kann die kluge, die Weltverhältnisse gewöhnlich so kühl und objectiv beurtheilende „Times" den Deutschen den Vorwurf insinuiren, wir betrieben eine egoistische Politik, weil wir nicht bereit zu sein schienen, uns in allerlei Abenteuer zu stürzen und die orientalischen Christen vom Türkenjoch zu befreien? Ehe man Lanzen für dritte Personen bricht, muß man seines eigenen Hauses ganz sicher sein, und das sind wir keineswegs. Es gab aber auch eine Zeit, und sie ist noch gar nicht so weit hinter uns, wo wir kosmopolitische Philanthropie trieben, wo wir gegen die Türken ebenso aufgebracht waren wie die Engländer es jetzt sind, und wo wir mit den anderen Nationen für Philhellenismus um die Wette schwärmten. Aber dieses war eine Zeit von Deutschlands politischer Ohnmacht; wir kannten die Einflußlosigkeit unserer öffentlichen Meinung, wir empfanden, daß wir keine verantwortliche Stellung einnahmen, und daß wir ohne Gefahr für das Gesammtwohl unserer Sympathie und Antipathie folgen durften. Es war dies ein trauriges Vorrecht des Schwachen.

Seitdem wir einig und stark geworden, verlangt unsere Mission als Repräsentant und Bewahrer des europäischen Gleichgewichts doppelte Vorsicht und Mäßigung im Sprechen sowohl wie im Handeln. Unsere Aufgabe ist es nicht, uns stets für unterdrückte und verkannte Menschenrechte zu erhitzen

Digitized by Google

und sofort als politischer Don Quixote für deren Geltendmachung das Schwert zu ziehen. Gerade die ruhige und besonnene Haltung in Deutschland während der letzten Monate spricht für die Zunahme politischen Verständnisses, politischer Reife und zeigt, daß wir mit den Verhältnissen gewachsen sind. Daß wir unseren Gefühlen nicht in Volksversammlungen Ausdruck zu verleihen suchen, beweist ja nicht, daß uns das Interesse am Schicksal unserer christlichen Mitbürger mangle, wir empfinden ebenso tief wie Engländer und Russen das unglückliche Los, welches jenen armen Unterdrückten zu Theil wurde. Aber ebenso fühlt unser Volk, daß der Moment ein falsch gewählter sein würde, wenn es auch noch seinerseits Oel in die Flammen gießen wolle, welche Europa zu verzehren drohen. Nicht der ganze Welttheil soll von Kriegsgeschrei erbeben, damit eine kleine Anzahl Christen von der Türkenherrschaft befreit werde, sondern wir wollen deren Los im Bereich des Möglichen verbessern, ohne uns der Segnungen des Friedens verlustig zu machen, welcher den Engländern ebenso nöthig ist, wie uns und den anderen Nationen.

Die „Times" vergißt aber in ihrer Kritik noch ein anderes Moment, welches sehr beherzigenswerth zum Verständniß der von dem englischen und von dem deutschen Publicum eingenommenen Stellung ist. In der türkischen Frage nämlich hat England ein schlechtes Gewissen, denn es fühlt, daß es viele Unterlassungs- und Begehungssünden der Vergangenheit sich verzeihen lassen muß. Wer sich des Enthusiasmus erinnert, der die Engländer vor 20 Jahren für die Türken ergriffen hatte und der sie veranlaßte, Tausende von Menschenleben und viele Millionen ihres Nationalvermögens für die geträumte Regeneration des muselmännischen Reiches zu opfern, wird es kaum für möglich halten, daß heut zu Tage das bis vor Kurzem geliebte Pflegekind so ganz über Bord geworfen wird, und man dessen Vernichtung im Bunde mit derjenigen Macht verlangt, welche dazumal als Englands Erbfeind betrachtet wurde.

Der Krimkrieg wurde eigentlich geführt, um die Hegemonie Rußlands in Europa zu brechen. Anstatt aber diesen Zweck durch die richtige Wahl des Kriegsvorwandes klar und deutlich hervortreten zu lassen, wurde er durch die äußere Veranlassung, welche den Kampf zum Ausbruch brachte, verdunkelt. Die große Masse versteht sich natürlich nicht auf fein zugespitzte, theoretische Fragen: sie erfaßt die praktische Seite, welche Allen verständlich und sichtbar ist. Das türkische Reich schien durch Rußland in seiner Existenz bedroht. Nicht auf ein Bekämpfen Rußlands kam es vornehmlich dem englischen Volke an, sondern auf eine Rettung der Türkei. Die ganze Sache war damit auf eine falsche Bahn gestellt, was sich der schlaue Türke sehr wohl zu Nutze zu machen wußte. Zwanzig Jahre länger schmachteten die Christen unter dessen eisernem Regiment und wir befinden uns behufs Regelung der orientalischen Frage genau auf demselben Standpunkt, wie vor Beginn des Krimkrieges, zum Glück nur um die eine Illusion ärmer, als ob die Türkei noch regenerationsfähig wäre. Mit dem ihnen innewohnenden gesunden politischen Instinct haben die Engländer ihren früheren Irrthum eingesehen und möchten nun, vielleicht auf zu radicale Weise, denselben gut machen. Wie sie früher in den Russen ihre gefährlichsten Gegner sahen, so erkennen sie jetzt in denselben ihre sicherften Bundesgenossen zur Erreichung des angestrebten Zieles. Nur die leitenden politischen Kreise scheinen sich noch nicht von der traditionellen Politik Englands am Bosporus befreien zu können. Sie widerstreben, so viel in ihrer Macht steht, dem Druck der öffentlichen Meinung und machen derselben so wenig Concessionen wie nur möglich. Daher auch die Vehemenz und das Ungestüm ihrer Kundgebungen. Seit 100 Jahren hat sich in England nicht mehr ein so großer Zwiespalt zwischen Nation und Ministerium offenbart und es wird interessant sein, im weiteren Verlauf der Dinge zu beobachten, wie sich das Einverständniß zwischen Beiden wieder herstellen wird.

Wir Deutschen haben in der türkischen Frage zum Glück Thorheiten aus der Vergangenheit weder zu bereuen noch wieder gut zu machen. Zur Zeit des Krimkrieges fühlten wir in unserem Vaterland den Druck der russischen Hegemonie auf eine weit härtere, empfindlichere Weise als die anderen europäischen Staaten, da wir uns in der dunkelsten Zeit der nach 1848 eingetretenen Reactionsperiode befanden, deren Protector und Beförderer Kaiser Nicolaus war. Obwohl wir alle Ursache hatten uns über eine Verminderung des russischen Einflusses zu freuen, so bewies sich damals unser politischer Instinct als der richtigere, daß wir in keinem Augenblick uns verleiten ließen, aus Antipathie gegen die Regierungsprincipien des Kaisers Nicolaus Partei für die Türkei zu ergreifen. An die Möglichkeit dieselbe zu civilisiren, dort ein geordnetes europäisches Staatswesen entstehen zu sehen, haben wir nie geglaubt: es war für uns stets nur eine Frage der Zeit, wann der letzte Funken von Lebenskraft verzehrt sein würde.

Der wichtigste Grund aber, welcher in Deutschland jede öffentliche Kundgebung in der orientalischen Frage unnöthig macht und der von der „Times" ganz übersehen worden zu sein scheint, ist in der vollkommenen Uebereinstimmung zu suchen, welche zwischen dem Volk und seiner Regierung herrscht. England sieht durch seine Staatsmänner eine Politik befolgt, welche es nicht billigt, zu deren Richtung es kein Vertrauen hat — wir im Gegentheil haben das vollste Vertrauen in die weise Mäßigung, in die Umsicht, in die Energie, mit der unser Kaiser und sein großer Kanzler die Interessen des Reiches verwalten.

Wir bedürfen wahrlich der Ermahnung der „Times" nicht, in unserem Staatsleben höhere Ziele zu verfolgen, anstatt nur une politique de pourboire zu machen, wie sie sich ausdrückt, denn sattsam haben wir unsere Theilnahme an den höheren ethischen Interessen der Menschheit documentirt, und daß wir auch im richtigen Augenblick mit eherner Hand in den Gang der Weltgeschichte einzugreifen wissen, beweisen die Waffenthaten unseres Heeres, seitdem es ein einziges, deutsches geworden ist.

Wenn dereinstens die diplomatischen Geheimnisse unserer Tage dem Auge der Profanen offenbart werden dürfen, wird die Welt mit Staunen und Dankbarkeit erkennen, was der Einsiedler von Varzin für die Erhaltung des Weltfriedens gethan hat und wie gerechtfertigt das unbedingte Vertrauen ist, mit welchem ihn die deutsche Nation unterstützt.

Rhenanus.

Aus Oberöstreich.

Ein Touristenblatt

von

Julius Duboc.

Wenn die „Salzkammergutbahn", an der jetzt rüstig gebaut wird, und die bereits in zwei Jahren dem Verkehr übergeben werden soll, vollendet sein wird, dürfte auch Goisern, das stattliche, im Thal der Traun in der Nähe von Ischl gelegene Dorf, das bis jetzt im Ganzen nur wenigen Touristen und nur als Durchgangspunkt zu den berühmteren Punkten des Salzkammergutes bekannt ist, aus seiner bisherigen glücklichen Verborgenheit hervortreten. Das übertrieben theuer gewordene und ohnehin häufig überfüllte Ischl wird dann vermuthlich einen Theil seiner Curbesucher an Goisern abtreten und diese werden bald genug die Entdeckung machen, daß die nächste Umgebung dieses bevorzugten Stücks deutscher Erde diejenige von Ischl an Lieblichkeit und Großartigkeit überragt. Die außerordentlich malerischen Höhenzüge des Ramsauer Gebirges, denen sich die Ischler Berge, der Saarstein und Krippenstein anschließen, umspannen in einem weiten Umkreis den breiten, von der wild brausenden Traun

Digitized by Google

durchschnittenen Thalgrund, in dem man Goisern erblickt. Die Häuser sind theils im Thal, theils hoch an den Bergabhängen gelegen, die im buntesten Farbenschmuck, bald im lichten Grün der Wiesenmatten, bald im Gold der Saatfelder und Garben, bald im Tannendunkel, bald im Grauweiß der schroff niedersteigenden Felsenwände erglänzen. Es gibt hier keine gepflegten Promenaden, aber die schöne Sitte, die, ich weiß nicht, ob überall in Oberöstreich, jedenfalls aber in Goisern zu Hause ist, daß man durch Wiesen und Felder und Gartengrundstücke fortwandern kann, ohne jemals fürchten zu müssen, auf Absperrungen, auf ein unbequemes: Woher, wohin des Weges? oder auf bissige Hofhunde zu treffen, schafft einen mehr als genügenden Ersatz. Und wenn man so durch diese traulichen Wohnstätten dahinwandert, über sich das grüne Gewölbe der hier zahlreich vertretenen Ahornstämme, umrauscht von Quellwässern, die reichlich dem Gebirge entströmen, und die Brunnen gefaßt bald hier, bald da uns entgegenplätschern, so geräth man völlig in den Bann des Zaubers dieser lieblichen Gegend. Sucht man aber das Großartige, so steigt man höher hinauf auf die Alm, da wo das majestätische Eisfeld des Dachstein, zur Seite der zerklüfteten Gebirgskette des Donnerkogel, uns entgegenleuchtet.

Goisern wird, wie ich schon bemerkte, gegenwärtig meistens nur als Durchgangspunkt von den Ischler Badegästen berührt, die hier im Wagen vorbeirollen, um einen Ausflug zu machen, oder von solchen Touristen, die Halstatt mit seinem lieblichen See und dem prächtigen Wasserfall, den Dachstein, das Gosauthal, Aussee und was in dieser Linie als wünschenswerthes und von den Reisehandbüchern mit einem besonderen Vermerk bedachtes Wanderziel aufgeführt ist, zu erreichen streben. Es hat daher wenig ständige Besucher und würde noch weniger haben, wenn nicht seit einer Reihe von Jahren schon ein und der andere Wanderer seine Schritte hierher lenkte, um ein seitab auf mäßiger Anhöhe, dem sogenannten Primasberg, gelegenes, freundlich in's Thal hinabgrüßendes Häuschen aufzusuchen, dem Einwohner und Besitzer desselben die Hand zum Gruß zu schütteln oder auch wohl, je nachdem es sich gerade fügt, um Quartier bei ihm anzusprechen und sein Gast für Wochen oder auch Monate zu bleiben. Denn Konrad Deubler, „der Bauern-Philosoph", wie ihn ein östreichisches Blatt einmal taufte, setzt seiner sehr weitherzig geübten Gastfreundschaft kaum irgend welche Schranken in Bezug auf Zeit oder Person, es sei denn, daß letztere zu der schwarzen Bande der Verdummungspartei zählte, mit der er zeitlebens im Kriege gestanden. Aber diese hütet sich ohnehin, dem aufgeklärten Sohn der Berge, der mit Strauß, Feuerbach, Uhlich, Roßmäßler und vielen bereits heimgegangenen Freidenkern in Briefwechsel und innigem Verkehr gestanden, wie er sich gegenwärtig noch mit Häckel und vielen anderen Gelehrten und Denkern freundschaftlich berührt, irgendwie zu nahe zu kommen; sie schlägt ein Kreuz und schleicht stille vorbei an der Stätte, die schon genügend durch eine Gedenktafel gekennzeichnet ist, welche, an einem schattigen Aussichtspunkt angebracht, besagt, daß hier im Jahre 1867 Ludwig Feuerbach, „der größte und muthigste Denker unseres Jahrhunderts, manchen schönen Sommerabend zugebracht habe".

Indem ich über Konrad Deubler schreibe, thue ich es in einem so reclamenfeindlichen Geist, daß ich sehr leicht dazu kommen könnte, ihm statt zu viel, zu wenig Ehre und Anerkennung zu erweisen. Und es wird daher gerathen sein, wenn ich von einer Charakterschilderung lieber ganz absehe, und nur des Mannes Lebensgang und Umgebung in einer flüchtigen Skizze ausführe. Der Lebensgang; — da haben wir es denn zuerst mit einem 9 bis 10jährigen Dorfbuben zu thun, dem Sohne eines armen Bergknappen aus Goisern, der sich, weil ihm die Großmutter, die er sehr liebte, gestorben, mit Gedanken den Kopf zerplagt, wie es doch eigentlich mit dem ewigen Leben und der Fortdauer im Jenseits bestellt sei. Alles, was ihm der Herr Pfarrer gesagt, gibt ihm keine rechte Ueberzeugung, der Herr Pfarrer weiß es halt auch nicht genau, aber er hat einmal die Anzeige eines Werkes von Sintenis gelesen, der diese und verwandte Materien in 3 Bänden abgehandelt hat. Wer ein so dickes Buch schreiben kann, der muß es wissen. Wer sich so ein Buch anschaffen könnte! — aber freilich, das kostet nicht weniger als 11 Gulden, eine völlig unerschwingliche Summe für ein armes Bergmannskind, dessen Vater mit Mühe und schwerer Arbeit nur eben die Nothdurft des Lebens erringt. Dennoch wird sie beschafft, diese Summe, mit Bitten und Betteln, von Onkeln und Tanten, hier ein Gulden und da ein Gulden, bis der kleine Schatz voll ist und der größere Schatz, die Weisheit des ehrenwerthen Sintenis, dafür eingehandelt werden kann. Und nun macht sich der kleine Deubler darüber her und liest und studirt bis ihm der Kopf dampft und dann ist er sehr glücklich und zufrieden, denn er weiß nun Alles und ist auch beruhigt in Betreff seiner Großmutter. Beruhigt freilich nur für eine Reihe von Jahren, dann scheint es ihm, daß er noch mehr wissen müsse, er hat vom Moses Mendelssohn gehört und kauft sich dessen Abhandlung über die Unsterblichkeit, dann kommt ihm ein Buch über den gleichen Gegenstand von Grävell in die Hände, kurz er geräth in die „Literatur" hinein. Aber nur in den Freistunden, nach schwerer Arbeit. Am Tage versorgt er seine Mühle, die hoch oben über dem Halstätter See wie ein Schwalbennest am Felsen angeklebt ist und zu welcher er, 260 Stufen hoch, die Säcke Getreide und Mehl auf dem Rücken hinauf und hinunter schaffen muß. Dort haust er 13 Jahre, dann zieht er mit dem Ersparten in sein Heimatsdorf und läßt sich dort als Gastwirth nieder. Auf die schweren Jahre der ehrlichen Arbeit folgen schwerere der hassenswürdigen politischen Verfolgung um der Ueberzeugung willen. Deubler, der nie müde geworden war, sich fortzubilden, sich Bücher anzuschaffen und Belehrung zu suchen, wo er sie irgend finden konnte, hatte nach 1848 sich ehrlich angelegen sein lassen, freisinnige Schriften in seiner Umgebung zu verbreiten. Die Sache wurde verrathen, Deublers Verbindung mit Strauß und anderen Anarchisten an's Licht gezogen und ein schweres Gewitter zog sich nun über den armen Sünder zusammen. Welche Wichtigkeit man der Sache des freisinnigen Bauern in den höchsten Kreisen beilegte, geht unter Anderem daraus hervor, daß die Erzherzogin Sophie es für angebracht hielt, in Gesellschaft eines Criminalbeamten der Bibliothek Deublers während dessen Abwesenheit einen Besuch abzustatten. Daß sie hier so ziemlich Alles an Literatur entdeckte, was in Oestreich damals bei schwerer poena verboten war, entschied die Sache. Deubler wurde des Hochverraths, der Gotteslästerung u. s. w. angeklagt, in erster Instanz zwar freigesprochen, aber auf eingelegte Berufung des Staatsanwalts 1854 zu 2 Jahren schweren Kerkers und Internirung auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Sein und seiner Genossen Proceß*), ein Prachtstück aus den Zeiten des höchsten Taumels der Reaction, verdiente eine besondere actenmäßige Darstellung, kann aber in diesem Zusammenhang hier natürlich nur andeutend berührt werden.

Ungebrochen an Leib und Seele kehrte der kräftige Sohn der Berge nach 4 Jahren Haft in sein Heimatsdorf zurück. Welche Zähigkeit dazu gehörte, um Alles zu überstehen, was politische Kerkerhaft in jenen Jahren in Oestreich bedeutete und doppelt für den Protestanten bedeutete, auf dem zu allem Uebrigen auch noch der Bekehrungseifer der alleinseligmachenden Kirche lastete, begreift man erst, wenn man die Beschreibung jener Zeit aus dem Munde des ehemaligen Häftlings selbst gehört. Heimgekommen fand er seine Wirthschaft, die sein treues und verständiges Weib vorsorglich geleitet, in blühendem Zustand, und heiterer Sonnenschein lagerte sich nun wieder auf seinen Lebensweg und geleitete ihn bis in die Gegenwart, wo er, ein allmälig vermöglich gewordener Mann, nachdem er das Wirthshaushalten drangegeben, auf seinem eignen Grund und Boden von nicht unbeträchtlichem Umfang wohnt, säend und mähend, den Acker bestellend und Bäume pflanzend, philosophirend und nach allen Weltgegenden correspondirend nach Herzenslust. Die „Gemeinde" Goisern, die viele Ortschaften umfassend an 4000 Seelen stark und weit überwiegend protestantisch ist, ehrte ihn durch Uebertragung ihres höchsten Ehrenamtes, des Bürgermeisterpostens, den

*) Der jetzige Oberlandesgerichtspräsident von Steiermark und Kärnthen, Ritter von Waser, spielte als Staatsanwalt in diesem Monstreproceß eine Rolle von trauriger Berühmtheit.

Digitized by Google

er, nachdem er manches Nützliche, namentlich die Besserung der Schulverhältnisse und Gründung eines sehr erfolgreich wirkenden Consum- und Creditvereins geschaffen, wieder niederlegte, um sich selbst zu leben. Nur einen schweren Tribut hatte er durch den im vorigen Jahre erfolgten Tod seines Weibes dem Neid der Schicksalsmächte zu entrichten.

Deublers geistreiche Eigenart gipfelt nach Außen in seinem „Atelier", einem geräumigen, saalartigen Anbau des Haupthauses. Werfen wir einen Blick hinein! Der erste Gegenstand, der, hervorragend durch Größe und Aufstellung, unsere Aufmerksamkeit fesselt, ist die auf hohem Sockel ruhende Broncebüste Ludwig Feuerbachs, vom Bildhauer Schreymüller in München mit der Inschrift in der Mitte des Sockels: Homo homini deus est. Darüber ein Medaillon des Philosophen in Basrelief, zu beiden Seiten ein paar große Kupferstiche, Alexander Humboldt und Darwin darstellend, daneben kleinere Bildnisse von Zschokke*), David Strauß, Vogt und Heinzen. Die übrigen Wände zieren einige in Oel ausgeführte Landschaftsbilder, mehrere Kupferstiche nach Kaulbach, Statuetten von Lessing, Humboldt und Uhlich, Photographien u. dgl. An der einen Längsseite des Saales ist ein Streicher'scher Flügel aufgestellt, die Mitte füllt ein großer Tisch, bedeckt mit Büchern, Zeitungen und Kupferwerken, seltenen Steinen aus den Gebirgen des Salzkammergutes und einzelnen Geräthstücken aus den bei Halstatt geöffneten Keltengräbern; zur Seite des Tisches stehen zwei Staffeleien mit Gemälden, das eine ausgeführt von Deublers langjährigem Freund, dem Maler Professor Kummer in Dresden. Die dem Ramsauer Gebirgszug zugewendete Seite des Saales führt in einigen Stufen zu einem eine prächtige Umschau bietenden Balcon hinaus und birgt in ihrer inneren Seite die zu beiden Seiten der Auftreppung aufgestellte Bibliothek, eine Büchersammlung, der zwar alle systematische Ordnung fehlt, die aber eine ungemein reiche Auswahl aller möglichen naturwissenschaftlichen und philosophischen Werke, Bücher wie Broschüren, bis auf die neueste Zeit enthält und die der rege Geist ihres Herrn und Meisters immer noch weiter vermehrt. Von dem obersten Bord der Bibliothek schaut die Büste des Sokrates auf das bunte Durcheinander unter ihm, daneben liegt ein Todtenschädel und dicht dabei einige Reliquien, Feuerbachs geologischer Hammer und der Strohhut, den er zuletzt getragen. Das Ganze aber in seiner ungesuchten Schlichtheit wie in seinem Reichthum ist ein getreues Charakterbild dessen, der es schuf.

Und nun Du selbst zum Schluß, alter Freund, wenigstens in Deiner äußeren Erscheinung und Wesen. Ja, wenn man Dich so sieht in Deiner oberöstreichischen Tracht, in schwarzer Lederhose, grünen Kniestrümpfen und den schweren benagelten Gebirgsschuhen, 62 Jahre alt und noch kein graues Härchen, wie Du den ganzen Tag herumhandtierst in voller Jugendfrische, die schwersten Arbeiten verrichtest als wäre es Kinderspiel, singend und lachend und doch voller Ernst, sobald es sich um einen Ernst handelt — „aus is'," wie man hierortens sagt, wenn man einen höchsten Grad der Ver- und Bewunderung bezeichnen will. Du hast Dir Dein Leben nicht schlecht zurecht gezimmert und bist wohl ein redender Beweis dafür, daß sich das Jenseits schon im Diesseits bestellen läßt und daß es Früchte trägt, wenn man nur richtig zu säen und zu ernten weiß.

*) Mit Zschokke beginnt Deublers in ihrer Art wohl einzig dastehende Briefsammlung und es ist vielleicht nicht ohne Interesse, wenn ich hier das älteste jener Actenstücke, einen Brief des ehrwürdigen Zschokke vom Jahre 1844, anfüge. Derselbe schreibt nach einigen einleitenden Worten Folgendes: „Aber, wahrlich wegen des Guten, welches ich Ihnen und Ihrem Freund geleistet haben soll, verdiene ich keinen Dank. Er gebührt allein der unsichtbaren Hand Gottes, die wir im Leben bald Zufall, bald Schicksal nennen und die Ihnen, der Sie mir ganz unbekannt waren, das ausgestreute Samenkorn zuführte und dafür in Ihrem Gemüth empfänglichen Boden bereitet hatte. Mir gehört nur der gute Wille, Ihnen das gute Vollbringen, durch welches Sie das höchste Gut auf Erden, Seelenruhe, Gleichmuth im Wechsel der Zustände und Bewußtsein, nach Kräften nützlich geworden zu sein für Freund und Feind, erringen werden. Mögen Sie dieses wahren Glückes lange und ununterbrochen genießen, denn es ist das einzige, welches wir mit vollem Recht unser selbsterworbenes, bleibendes Eigenthum nennen können, und das wir selbst jenseits der Todesstunde nicht verlieren.

Leben Sie wohl und glauben Sie, daß ich Sie aus Ihrem Briefe hochschätzen gelernt habe und recht aufrichtig bin

Ihr ergebener

Heinr. Zschokke.

Literatur und Kunst.

Zum 10. October 1876.

(Heinrich v. Kleists 100jährigem Geburtstage.)

Du zum finstren Reich der Todten
Zürnend hingegangner Geist,
Dieser Gruß sei Dir entboten,
Unglückselger großer Kleist.

Laß ihn Dir hinuntertönen
Bis in's selbsterwählte Grab,
Todter, laß Dich heut versöhnen,
Wende Dich nicht grollend ab.

Nicht mehr will ich Dich erwecken
Zu des Lebens Kampfgewühl,
Denn dies Leben war Dein Schrecken
Und das Grab war Dein Asyl.

Nur in selbsterschaffnem Traume
Sang Dein lechzend Herz sich Ruh',
Denn es fiel vom Lebensbaume
Tödtlich herbe Frucht Dir zu:

Sah'st das Vaterland gebunden
Dreifach in des Feindes Erz,
Weintest in die heil'gen Wunden
Dein verblutend Dichterherz.

Keines Lorbeers Zweige rauschten
Dir von einst'gem Ruhm die Mähr,
Nicht der Liebe Augen lauschten
Süß besorgend zu Dir her.

Denn das Volk, dem Du gesungen,
Schweigend ging es Dir vorbei,
Bis das Saitenspiel zersprungen
Mit dem letzten Klageschrei.

Doch das Leid, das Dich erschlagen,
War der Größe stolzes Leid,
Wohl denn, Größe wird Dich tragen
Rettend zur Unsterblichkeit.

Alle Qualen Deines Lebens
Deckt der Ruhm des Todten zu,
Keiner lebte noch vergebens,
Der so groß gewollt wie Du.

Neue Zeit ist aufgegangen,
All' Dein Sehnen ward zur That,
Rings umher die Fluren prangen,
Die des Feindes Fuß zertrat.

Digitized by Google

Und was rauschet auf und nieder,
Wunderſüß und wohlbekannt?
Stummer Sänger, Deine Lieder
Fluthen durch das deutſche Land.

Denn das Lied, das Du geſungen,
Starb nicht mit des Sängers Tod,
Und noch iſt er nicht verklungen
Hermanns Kampf für Deutſchlands Noth.

Und noch jauchzt das Herz der Männer
Und der Knaben Augen ſprüh'n
Bei dem Lied vom ſtürm'ſchen Renner
An dem Tag von Fehrbellin.

Und ſo lang das Wort „ich lieb' Dich"
Noch von deutſchen Lippen rinnt,
Wird es leben, jung und lieblich,
Heilbronns wonneholdes Kind.

Flicht die Zweige eng und enger,
Blühender Hollunderbaum,
Träume drunter, deutſcher Sänger,
Deinen tiefen Dichtertraum.

E. v. Wildenbruch.

Graf Anton Auersperg.

In Wort und Schrift, in Lied und Bild iſt Graf Anton Auersperg in Oeſtreich und Deutſchland in der letzten Zeit vielfach gefeiert worden, zuerſt am 11. April dieſes Jahres, bei Gelegenheit der Vollendung ſeines ſiebenzigſten Lebensjahres, dann wieder in dieſen Septembertagen, da der treffliche Mann, ſo kurz nach ſeiner Jubelfeier, Abſchied nahm von dieſem Leben, uns nur die Erinnerung zurücklaſſend an ſein Walten.

Vor fünfundvierzig Jahren trat er im Metternich'ſchen Oeſtreich als ein Freiheitsſänger auf, inmitten der Nacht einer vollen Erſtarrung der Geiſter, unter dem drückendſten Abſolutismus, eine Lichtgeſtalt, die den Kämpfern des geiſtigen Befreiungskrieges, allen Deutſchen den Pfad weiſend, voranſchwebte. Die öſtreichiſche Freiheitslerche ſchwang ſich in die durch die Julirevolution gereinigte Atmoſphäre empor, ſie lockte den Geſang der Freiligrath und Herwegh hervor, viel ſpäter erſt verſtärkte der Chor des jungen Deutſchland ihren Geſang. War das nicht eine phänomenale Erſcheinung, daß gerade in Oeſtreich, wo alle politiſchen Bedingungen, alle perſönlichen Vorausſetzungen für die „Bewegungsliteratur" fehlten, in dem tonangebenden Muſterpolizeiſtaate, der ſelbſt die Claſſiker mit dem Bannfluche belegte, der eine Mauer zwiſchen Oeſtreich und Deutſchland zog, jede geiſtige Bewegung niederhielt, die Preſſe unterdrückte, die Gedanken controlirte, die Lehrbücher cenſurirte, die Schulen den Geiſtlichen überantwortete, auf daß ſie in lateiniſchem Kauderwälſch die nothdürftigſte Fachbildung verbreiten — ſich ein Sänger und Herold des Volkes fand, der die unveräußerlichen Rechte dieſes Volkes von den Machthabern zurückforderte? Und dieſer Sänger erſtand aus einer Geſellſchaftsclaſſe, deren Vorrechte ſie als ein Höheres im Staate erſcheinen ließen, die nicht blos ihre geſchichtlichen Ueberlieferungen, ſondern auch ihr beſonderes Geſetz, Juſtiz und Gerichtsbarkeit hatte, dem Bauer Frohnden auferlegte, ihm „Herrſchaft" war, die Verwaltung des Staates, die Aemter, Ehren und Würden in Staat und Armee als Privileg beſaß! In der thereſianiſchen Ritterakademie, in der militäriſchen Ingenieurſchule — den Vater hatte er als Knabe verloren — konnte er nicht jene freiſinnige Anſchauung gewonnen haben, auch nicht in den Hörſälen der Juriſtenfacultäten von Graz und Wien, dieſen Abrichtungsſchulen für Beamte, in welchen von der „das Gemüth veredelnden Wirkung des Civilproceſſes" die Rede war und der hervorragendſte Lehrer ſeinen Unterricht katechetiſch leitete, in einer Weiſe, die zu illuſtriren wir nicht unterlaſſen wollen: „Was iſt die Regiſtratur?" fragt im Pathos des Katheder-helden der berühmteſte Juriſt der Wiener Univerſität damaliger Zeit und antwortet in geſteigertem Tone, als verkündete er die Geheimniſſe des Welträthſels: „Oben Pappendeckel, unten Pappendeckel, in der Mitte die Acten — das meine Herren iſt die Regiſtratur!"

Erſt als Auersperg die Verwaltung ſeiner Güter angetreten, ſich in ſeinem krainiſchen Stammſchloſſe in ſtiller Beſchaulichkeit eingerichtet hatte, da erwacht in dieſer Einſamkeit die dichteriſche Seele, ſieht den Widerſpruch des Ideals und der Wirklichkeit, wird erfüllt von dem Kampfgefühl, von dem reformatoriſchen Eifer und läßt als Anaſtaſius Grün an den allmächtigen Staatsmann das öſtreichiſche Volk die kühne Frage richten: „Dürft' ich wohl ſo frei ſein, frei zu ſein?" Einem Plebejer würde man auf dieſe Frage die Antwort auf dem Spielberge oder in den Feſtungskellern von Munkacs gegeben haben. Mit dem erſten Standesherrn von Krain, dem Nachkommen ſo vieler tapferer Heerführer und Staatsmänner, die für das „Erzhaus" geſtrebt, deſſen Familienchronik von frommen Biſchöfen ſeines Namens erzählt, konnte man nicht ſo verfahren. Man durfte die unzufriedenen und auf die Allgewalt der Bureaukratie eiferſüchtigen „Stände" nicht verletzen, dem „gemeinen Volke" nicht zeigen, daß man den poetiſchen „Cavalier" ernſt nehme. Man verſuchte ihn zu beſſern durch Zuſpruch ſeiner Standesgenoſſen. Umſonſt. Graf Anton Auersperg hatte ſeine Wahl getroffen, ſeinen Platz gewählt. Er war von zu klarer Welt- und Gefühlsanſchauung durchdrungen und gab ſie nicht mehr auf. Die Empfindung ließ ſich nicht mehr bannen, daß ſeitdem Oeſtreich, das tonangebend war in Sprache und Geſittung für das deutſche Volk bis zum Tode Kaiſer Max' I., nach dem „letzten Ritter" eine verhängnißvolle Trennung von dem Geiſtesleben des deutſchen Volkes vollzogen hat, und zu ſeinem eigenen, wie zu Deutſchlands Heile wieder auf den alten Weg zurückkehren müſſe, deſſen Spuren es in der thereſianiſch-joſephiniſchen Aufklärungsepoche vorübergehend gefunden und gleich darauf wieder verloren hatte. Auf den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" verkündet Auersperg, daß „Freiheit iſt die große Loſung, deren Klang durchjauchzt die Welt". Wie Milton, der Dichter und Staatsmann, greift auch er den Cenſor an, ſchleudert dem Gedankentödter ſein Verdammungsurtheil zu; erklärt Krieg den „dicken und den dünnen Pfaffen". Auerspergs Freund Lenau konnte den Peſſimismus nicht überwinden und ſang die wehmuthsvollen Verſe:

„Woher der düſtre Unmuth unſrer Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerriſſenheit?
Das Sterben in der Dämmerung iſt ſchuld
An dieſer freudenarmen Ungeduld.
Herb iſt's, das lang erſehnte Licht nicht ſchauen,
Zu Grabe geh'n in ſeinem Morgengrauen."

Ganz anders Auersperg. Er klagt nicht, er fleht nicht, er fordert gleich von Anbeginn für das Volk:

„Gib ihm Waffen, helle, ſcharfe: Offenes Wort in Schrift und Mund!
Gib ihm Gold, gedieg'nes, reines: Freiheit und Geſetz im Bund!"

Er hoffte auf die ſieghafte Kraft der neuen Ideen; er war ein Optimiſt, wie er ja ſelbſt bekennt in ſeinem Zurufe an Lenau: „Dein Banner war tiefſchwarze Seide, ich ſchwang ein roſenroth Panier." Die Knechtſchaft der Menſchheit, verkündet er, ſei ein vorübergehender Winter, deſſen Feſſeln der „fröhliche Rebell Lenz" brechen wird. Im Todesjahre des Kaiſers Franz lehrt er, der „Schutt" der Vergangenheit ſei nur dazu vorhanden, um die Saat der freien Zukunft zu düngen. Die Hoffnung, daß mit dem Hintritt des Kaiſers eine neue Zeit anbrechen werde, verwirklichte ſich nicht, der mächtige Wille des Vaters band den Sohn durch das kaiſerliche Teſtament, in Metternich lebte der patriarchaliſche Abſolutismus fort. Endlich, am 13. März 1848,

Digitized by Google

wehte der Sturmeshauch der von A. Grün verkündeten Zeit die morsch gewordene Gewalt hinweg. A. Grün verwandelte sich in den Grafen Anton Auersperg. Der Mann des Wortes ward zum Mann der That, der Sänger zum Staatsmann, zum Gesetzgeber. Der Letztere blieb dem Ersteren treu. Die Ideale der Jugend, die Gedanken, Wünsche, Empfindungen Grüns blieben die des Mannes, ja des Greisen Auersperg. In den Stunden der Entscheidung war er in der Nähe des Thrones, von dort eilte er nach Graz und brachte dort die Kunde vom Umschwung der Dinge. Dem Vorparlament und dem Parlament in der Paulskirche gehörte er als Mitglied an, doch ohne bedeutsames Eingreifen, da ihm die Ohnmacht der Freunde und ihrer Bemühungen früh und ernst einleuchtend wurde.

Die Tage der Noth und Schmach hatten ihn zum Dichter gebildet. Wie er als solcher gewirkt, das kennen wir nur aus dem Widerscheine, den sein Bild in die Herzen seiner Zeitgenossen warf. Ich möchte glauben, daß man seine Bedeutung nur im Zusammenhange mit seiner Zeit, nach dem was er dem alten Geschlechte, das heute zu Grabe geht, gewesen, gerecht beurtheilen kann. Der Graf Anton Auersperg machte fast den Anastasius Grün vergessen, der Erstere sorgte wohl dafür, daß man sich des Anderen erinnern mußte; aber Beifall und Huldigung brauchten nicht erst von der Vergangenheit ihre Berechtigung zu holen, sie wurden durch das Wirken in der unmittelbaren Gegenwart stets neu geweckt.

Es folgten zehn Jahre des Absolutismus, in welchen Auersperg in Zurückgezogenheit dem Umgange mit der Natur und den Musen lebte. Aber er dachte nicht mehr, wie einstmals vor 1848, an Auswanderung nach Frankreich oder Deutschland, wo die Kinder seiner poetischen Laune das Licht der Oeffentlichkeit erblickten, sondern blieb im Lande und harrte des Wechsels der Dinge. Wenige Tage nach dem Friedensschlusse von Villafranca, welcher einen kurzen aber unglücklichen Feldzug beendigte, der alte Schäden des absolutistischen Systems bloß legte, erschien ein kaiserliches Manifest, welches als Aufgabe hinstellte: „Oestreichs innere Wohlfahrt und äußere Macht durch zweckmäßige Entwickelung seiner geistigen und materiellen Kräfte, wie durch zeitgemäße Verbesserungen in Gesetzgebung und Verwaltung dauernd zu begründen". Zur Lösung dieser Aufgabe ward am 22. Aug. 1859 ein neues Ministerium berufen, zum größten Theile aus den Persönlichkeiten des entlassenen Cabinets bestehend — nur Bach und Kempen wurden beseitigt. Das neue Ministerium stellte Controle der Finanzen, Autonomie der Verwaltung, Bildung von ständischen Vertretungen in Aussicht. Von einer Verfassung, Uebertragung der gesetzgebenden Gewalt an das Volk, war nicht die Rede. Anstatt dessen wurde eine Notabelnversammlung, der „verstärkte Reichsrath", dessen Mitglieder vom Kaiser ernannt waren, berufen. Es bestand nämlich, nach Patent vom 4. März 1849, an der Seite der vollziehenden Gewalt und der Krone ein „Reichsrath", dessen Statut (vom 13. April 1851) dieser latent wirkenden Körperschaft eine Stellung und Wirksamkeit anwies, wie sie der napoleonische Staatsrath in Frankreich hatte. Diese kleine Zahl von Vertrauensmännern sollte „periodisch" durch „außerordentliche", „zeitliche" Reichsräthe verstärkt werden. Darauf griff man 1860 zurück, als man die oben erwähnte Versammlung von 55 Mitgliedern berief, mit lediglich consultativem Votum, mit einem Erzherzog als Präsidenten, mit octroyirter Geschäftsordnung, mit der streng definirten Aufgabe, lediglich das Budget zu berathen. Die Oeffentlichkeit der Berathung war ausgeschlossen, der Presse die Berichterstattung untersagt. Aus dem Herzogthum Krain war der Einzige Graf Anton Auersperg als „zeitlicher" Aufsichtsrath berufen; man konnte ja nicht den ersten Standesherrn des Landes übergehen. Er wurde in die zweite Budgetcommission gewählt und ließ dort und im Plenum sein gewichtiges Wort vernehmen. Gegen seine adeligen Standesgenossen und den Plan der Wiederbelebung der Ständelandtage erhob er sich, verurtheilte die „Vorrechte der privilegirten Classen und abgelebte Formen", forderte „Gesetze, welche unter Mitwirkung der Regierten zu Stande kommen". Da die Ungarn am lautesten die Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände verlangten, trat er auf ihre Seite, für das Majoritätsgutachten ein, „weil er zu allererst auf den Boden staatsrechtlicher Ordnungen und verfassungsmäßiger, öffentlicher Rechtszustände hingewiesen hat, auf einen Boden, der uns schon lange ein Land der Verheißung ist". Aber er wollte sich auch verwahrt wissen vor dem Vorwurfe, als ob er es mit den Föderalisten, mit den Anhängern der conservativen Partei, die sich für das historische, also ständische Recht begeisterte, hielt, als ob er glaubte, daß die deutschen Erblande, weil sie keine ununterbrochene Verfassungscontinuität hatten, weniger Recht auf eine Verfassung hätten als Ungarn. Deshalb sprach er zugleich für die Reichseinheit und gegen das „historische" Recht, dem er das unveräußerliche Recht der unmittelbaren Gegenwart gegenüberstellte: „Was ist Geschichte? Sie ist das condensirte, in die Ferne gerückte und zur Anschauung gebrachte Bild des Lebens. So wie das Leben fortgeht und nicht endet, so geht auch die Geschichte fort und endet nicht. Nicht Schlußstein, sondern Grundstein des neuen staatlichen Lebens soll der Reichsrath (er meinte den aus Volkswahl hervorgegangenen) sein." „Wenn Oestreich", schloß er damals seine Rede, „den Boden des Rechtes und der gesetzlichen Freiheit betritt, dann wird es sich wieder kräftigen und verjüngen." Dieses Auftreten und die vielfachen Huldigungen, welche ihm in den Gegenreden der ungarischen Magnaten dargebracht wurden, machten in den Aelteren die Erinnerungen an den Anastasius Grün lebendig, den Jüngeren galt er von diesem Augenblicke an als ihr Parteiführer.

Wenige Monate später trat Schmerling an das Staatsruder, schuf eine Reichsvertretung und ein Herrenhaus. Die großen Adeligen des Reiches, Prinzen, Fürsten, Grafen vom ältesten Reichsadel, die Marschälle, Generale, Erzbischöfe und Bischöfe, die alten Staatsräthe hatten darin Platz gefunden, an einem Poetenwinkel sollte es auch nicht fehlen. In diesem fanden sich Grillparzer, Anton Auersperg und Friedrich Halm (Baron Münch-Bellinghausen). Auersperg nahm seinen Platz auf der damals einsamen Linken. Für die Hochtories verstand es sich von selbst, daß die Abfassung der ersten Adresse einem dieser schreibkundigen Herren, die wie Graf Hartig bei Gelegenheit des Preßgesetzes sagte, doch „Einiges haben drucken lassen", übertragen werde. So wurde Graf Auersperg der Wortführer des Herrenhauses. Die Ungelenkigkeit seiner Standesgenossen in der parlamentarischen Debatte, ihre Bequemlichkeit, welche die Sitzungen für eine Last hielt, kam ihm zu gute. Unversehens führte er die Kaisertreuen auf den Boden des verfassungsmäßigens Lebens und, indem er nie vergebens an den Ehrgeiz des Privilegs, an das Noblesse oblige appellirte, der ersten Kammer ihren großen patriotischen Einfluß vor Augen führte, zwang er sie ihm zu folgen. Mit dem Grafen Anton Auersperg als Wortführer an die Spitze wurde das östreichische Herrenhaus berühmt als die freisinnigste erste Kammer der Welt, ein Ruf, den das Herrenhaus bewahrt und gerechtfertigt hat, seitdem im Laufe der Jahre sich constitutionelle Anschauungen in der östreichischen Pairie eingelebt und die Reihen der Auersperg'schen Gesinnungsgenossen sich ansehnlich verstärkt haben. Er zeichnete dem östreichischen Herrenhause die Wege vor, indem er ihm als Programm „die Uebereinstimmung mit dem Volkshause" als Richtschnur gab. Das Herrenhaus wurde auf diese Weise nicht nur nicht angefeindet, sondern geradezu populär, seine Adressen und Kundgebungen, von Auersperg verfaßt, erlangten wegen ihrer schönen Diction, edlen Fassung und Freisinnigkeit einen Beifall und eine Berühmtheit, welche das Herrenhaus gerne mit dem Autor theilte. Dabei brachte Auersperg nicht das geringste Opfer an Ueberzeugung. Als die Frage der Auflösung des Lehensverbandes an das Herrenhaus herantrat, hielt Auersperg eine große, wahrhaft bedeutsame Rede, an deren Schluß er dem Großadel, der sich conservativ nennt, zurief: „Was ist zu conserviren? Nicht das alte morsche Bauwerk, sondern das Leben, welches sich ringsum angesiedelt hat. Es ist eine Aufgabe der erhebendsten Art, gewissermaßen der Richter in der eigenen Sache zu sein und doch das Recht und das Interesse der Gesammtheit mit politischem Seherblicke zu wahren. Die neue Zeit pocht an unsere Pforten, und dieses

Digitized by Google

Gesetz ist die Anfrage, ob wir auf feudalem Boden verharren, oder ob wir auf dem Boden der Neuzeit mitbauen wollen." In der Berathung der Grundrechte sprach er mit großem Erfolge für die Sache der Freiheit. Nicht eine einzige Session ließ er ohne einen Sturmlauf auf das Concordat vorübergehen; er hatte die Erzbischöfe und die Bischöfe sich persönlich gegenüber, er wußte, daß das Votum des Herrenhauses in dieser Frage von größtem Einflusse sei — das befeuerte seinen Muth, seine Kraft. Von ihm rührt die sprichwörtlich gewordene Bezeichnung „das Concordat — ein gedrucktes Canossa" her. Unter seinen vielen Reden ragen diejenigen, welche er 1868 und 1874 aus Anlaß der kirchenpolitischen Reformgesetze gehalten, hervor als wahre Cabinetsstücke politischer Eloquenz. Seine Stärke war seine Ueberzeugung und die Bestimmtheit, welche er ihr im Ausdruck lieh; die Vornehmheit im Tone seiner Reden und der Reiz derselben, daß sich in ihnen immer auch der Dichter verrieth. Ein poetisches Gleichniß, dessen Moral und Nutzanwendung er dem Hörer und Leser zu ziehen überließ, ein Bild von ausgesuchter Feinheit schmückt jede seiner großen Reden. Wie seine äußere Erscheinung den Eindruck der Nüchternheit machte und in nichts den Dichter voll schwunghafter Phantasie verrieth, so hatte seine Rede äußerlich wenig Bestechendes, das Organ, kräftig und tief, entbehrte der Modulation, der Ton war selbst dort, wo er vom Redner angestrebt wurde, nicht einschmeichelnd. Er hatte nichts vom Tribunen, er war aber gleichwohl ein echter Volksmann und eigentlich in allen Fragen das Organ des Volkshauses im Herrenhause. Nichts behandelte er gleichgültig, an Wärme überragte er alle Parteimänner, wenn er, wie Potocki und Hohenwart gegenüber, die Verfassung und ihren Rechtsbestand vertheidigte. In seine Hände übergab das Volk zumeist die Petitionen, welche es an das Herrenhaus richtete. Er gehörte dem Budgetausschusse durch 15 Jahre an, fehlte in keiner wichtigen Commission, war der fleißigste und gewissenhafteste Arbeiter. Krankheit konnte ihm nichts anhaben, und so hatte man die Freude ihn immer auf seinem Platze zu sehen. Niemals hat er Amt und Würde erstrebt; kaum wurde er jemals ernsthaft als Ministercandidat genannt. Man wußte eben, daß sein Ehrgeiz einzig darin bestand, der Volkssache zu dienen. Er besaß zudem große Kenntniß der Landesverhältnisse, beschränkte sich keineswegs auf die rein politischen Gegenstände, konnte gelegentlich durch die sachliche Vertrautheit, wie z. B. in Bezug auf Steuerwesen, glänzen, betheiligte sich jedoch meist nur an den Kämpfen um Erlangung der Freiheit der Gewissen, des Wortes, der Schrift und um die Erhaltung des Rechtes. Sobald die Partei auf ihn rechnete, stand er zu ihren Diensten. Als das Deutschthum in Krain gegenüber dem Slaventhum in Bedrängniß gerieth, unterzog er sich bereitwillig den Mühen des Wahlkampfes, und trat auf dem Landtage zu Laibach kämpfend dem Slaventhum gegenüber. Die Last der Jahre hat er inmitten der Aufregung nicht empfunden, und man mußte thatsächlich sich aus Büchern erst die Ueberzeugung holen, daß er wirklich nahe daran war, das 70. Lebensjahr zu vollenden. Sein Haar war nicht gebleicht, nur leicht ergraut, sein Gang fest, seine Haltung stramm aufrecht. Der 11. April d. J. ward wie ein nationaler Festtag gefeiert. Da der Tag in die Charwoche fiel, so wurde das Geburtsfest von der akademischen Jugend, von Corporationen, Municipien zum Theile schon früher gefeiert, und durch Wochen dauerte für den Siebzigjährigen eine Aufregung, die ihm an das Herz, an das Leben griff. Nacht für Nacht wurde er von Glückwunschdepeschen aus dem Schlafe gescheucht, und er glaubte jedem Prosit! der Studenten sofort erwiedern zu müssen. Wie der greise Voltaire unter den Huldigungen der Pariser zusammenbrach, so Anastasius Grün, den die freudevolle Aufregung, die laute Huldigung, die ihn umgab, die auf ihn einstürmte, es ist nicht zu leugnen, ertödtete. Sein Beispiel aber ist unverloren, sein Wirken unvergessen, und die Harmonie der Ausstrahlungen seines Lebens als Dichter, Staatsmann und Patriot eine herzerhebende Erscheinung!

Wien, im September. **H. M. Richter.**

Das Theaterschulwesen.

Ansichten und Entwürfe aus dem Nachlasse von Heinrich Marr.

Es war im Jahre 1869, als ich von dem Baron v. Perfall, dem Intendanten der Hofbühne in München, folgendes Schreiben erhielt:

„Lieber Marr, in Eile eine Anfrage, die ich Sie umgehend zu beantworten bitte. Wann können Sie nach München kommen? Ich habe nämlich mit Ihnen in einer sehr wichtigen Angelegenheit zu conferiren."

Was sollte ich von dieser Aeußerung denken? Ich war dem Baron von Perfall näher getreten. An dem von ihm geleiteten Kunstinstitut galt ich seit Jahren als ein willkommener Gast, und während dieser Zeit lernte ich in ihm einen fein gestimmten, künstlerisch organisirten Bühnenvorstand kennen, dem es Ernst war, Edleres und Höheres zu erzielen, der auch das Wollen in sich verspürte, für den guten Fortgang des theatralischen Ganzen etwas Maßgebendes zu schaffen.

Umgehend beantwortete ich seine Frage und äußerte zugleich den Wunsch, es mich wissen zu lassen, was er mit mir so dringend zu berathen habe. Seine Entgegnung lautete:

„Bereiten Sie sich auf eine ausführliche Unterhandlung über Gründung einer praktischen Theaterschule vor. Ich habe im Allerhöchsten Auftrage über diese culturwichtige Frage mit Ihnen Rücksprache zu nehmen. Bringen Sie also recht viele vortreffliche Gedanken und Vorschläge mit."

Diese Mahnung klang wie das Rauschen einer sich vorbereitenden neuen Bühnenepoche und spornte mich mit freudigem Hoffen zu folgenden Auslassungen und Entwürfen an.

Um praktisch zu Werke zu gehen bei Etablirung einer Thaterschule, damit sie ein wirklich förderſames Moment für die Erziehung des schauspielerischen Nachwuchses wird, wäre bei Begründung derselben von den Begründern als erste Frage aufzuwerfen: „Aus welchen Schichten der Gesellschaft recrutirt sich der Schauspielerstand im Allgemeinen?"

Können wir es doch nicht verschweigen, daß, besonders nach Seiten des weiblichen Geschlechtes der gebildete Stand nur in den äußersten Ausnahmsfällen seine Kunstjüngerinnen stellt, wie denn das männliche Geschlecht wieder, bevor es die Theatercarrière ergreift, meistens irgend einem bürgerlichen Beruf den Rücken wendet, um bei vorgerückter Selbstständigkeit des Charakters, dem erwachten, oder auch durch häusliche Verhältnisse darniedergehaltenen Kunstdrange Folge zu leisten. Es wird im bürgerlichen Familienleben noch für lange Zeit eine Art von Sträuben gegen den Schauspielerberuf vorherrschend bleiben. In Bezug auf das weibliche Geschlecht entschieden, und das nicht ohne Grund. Die Schaustellung der körperlichen Individualität, eine Schaustellung, welche vor dem großen Haufen, vor einem äußerst gemischten Publicum vollzogen wird, und die öffentliche Meinung dergestalt herausfordert, daß es Jedermann erlaubt ist, Urtheile, Wünsche und Absichten verlauten zu lassen, die oft weit abwärts liegen von der geistigen Wesenheit der künstlerischen Leistungen, alles das hat etwas ungemein Difficiles und gemahnt zu großer Vorsicht, zu einer um so größeren Vorsicht, als noch obenein, zu dieser Schaustellung der körperlichen Individualität, das gefahrbringende Moment der elementar gearteten geschlechtlichen Interessen zu berücksichtigen ist, welches gerade der schauspielerischen Jugend die reizvollsten und verführerischesten Fallstricke zu legen weiß. Wenn schon im gewöhnlichen Leben das geschlechtliche Gegenüberstehen der heranwachsenden Jugend gewissenhaften Eltern und Verwandten viel zu beobachten, zu bewachen gibt, so fordert das Theaterleben in einem weit erhöhterem Maße dazu heraus, denn hier verkehrt die Blüthe der männlichen und weiblichen Jugend, in beinah familienhafter Weise, tagtäglich miteinander, um einen gemeinsamen Berufszweck gruppirt, der eine sociale Gleichstellung unter ihnen zu Tage fördert, da das Mädchen wie der Jüngling in frühzeitiger Selbstständigkeit für ihre materielle Existenz

Digitized by Google

aufzukommen vermögen und die Vorstellung gewinnen: für ihre Handlungsweise Niemandem verantwortlich zu sein. Das die Ursache, warum in der Theatersphäre das Liaisonanknüpfen so gut wie gar keine Schwierigkeiten hat, und das überfrühe Heirathen so gang und gäbe geworden ist. Wären die Schauspieler und Schauspielerinnen nicht aus mehr untergeordnetem Stande, nicht aus ärmlichen, auch wohl ungeordneten Lebensverhältnissen hervorgegangen, würden diese sittlichen Bedenken jedenfalls eine Umgestaltung erfahren. Die Bildung verlangt nach einem gewissen Comfort. Den besseren Familien angehörend, von Kindesbein an daran gewöhnt, selbst im Umgang mit Geschwistern und Verwandten einen conventionellen Anstand herauszukehren, dürften sich die wohlthätigen Folgen auch bald im Theaterleben fühlbar machen, wo sich dem weiblichen Geschlecht am ehesten die Gelegenheit darbietet, sich als Tonangeberin der guten Sitte, als Vertreterin des ideal Schönen und Wohlanständigen bethätigen zu können. Meine erste Forderung an die Theaterschule würde also lauten:

Wer aufgenommen sein will, muß durchaus eine bürgerliche Unbescholtenheit besitzen. Beide Geschlechter haben officiell nachzuweisen, daß sie keinen ehrenrührigen Lebenswandel geführt und frei von erniedrigenden Leidenschaften sind. Auch dürfen die Mädchen nicht etwa der Schule, zweifelhafterweise, von irgend einem hochgestellten oder reichen Protector zugeführt werden, um — wie es sich häufig vorfindet — ihr Hetärenwesen unter dem Schutz der Kunst zu vertuschen. Friedrich der Große, der dem Theaterwesen keine Sympathien entgegenbrachte, hielt es vom sittlichen Standpunkt aber dennoch erachtet, dem Intendanten des in Berlin bestehenden französischen Theaters, Grafen v. Arnim, im April 1776 folgende Instruction zu ertheilen: „In Ansehung der Comödiantinnen müßt ihr euch um gute ordentliche Personen bemühen und solche, die gar zu liederlich und ausgelassen sind, gar nicht annehmen, denn daraus entsteht nun gleich wieder neue Unordnung und die andern werden mit dadurch verführt."

Das Hauptaugenmerk der Schule muß also von Anfang an auf die moralische Haltung der Schüler gerichtet sein, welcher eine besondere Festigung verliehen werden kann, wenn dem Vorstand die Verpflichtung auferlegt wird, auch zugleich für die private Unterbringung der Zöglinge Sorge zu tragen. Bei den hochgespannten materiellen Lebensanforderungen ist es keine Seltenheit, daß die gebildeten Kreise sich herbeilassen, Pensionäre bei sich aufzunehmen. Am Zweckentsprechendsten dünkt es mir, wenn Wittwen oder ältere Mädchen dieser Sphäre, deren moralisches und conventionelles Gebahren tadellos ist, sich hiermit befassen wollten. Auf diesem Wege ließ es sich anbahnen, auch selbst im häuslichen Verkehr auf ein mehr formvolles Benehmen der Eleven, auf ein absichtliches Beobachten des Ceremoniells der feineren Gesellschaft zu halten. Neue Unternehmungen regen zu neuen Ideen an und so umgekehrt. Die Erwerbsthätigkeit der Frauen gibt in unserer Gegenwart ein so wichtiges Thema ab, daß dieser Vorschlag einer Berücksichtigung werth gehalten werden sollte. Jedenfalls stimme ich dafür, daß der Director der Theaterschule auch das Privatleben seiner Zöglinge controlirt. So direct diese Auffassung auch gegen die Freiheit des Individuums zu verstoßen scheint, der Jugend müssen Grenzen gesteckt werden, da sie selbst sich noch keine stecken kann. Der schauspielerischen Jugend um so energischer, als ihre ganze menschliche Persönlichkeit in ihrer Kunst aufzugehen hat.

Nachdem diese moralischen Bedingungen erledigt wären, könnte als zweite Frage die des Alters aufgestellt werden. In Betracht gezogen, wie es bereits ausgesprochen, daß es zu den Seltenheiten gehört, die Geschlechter beide, schon gleich mit ihrem Austritt aus der Schule, die Theatercarrière ergreifen zu sehen, müßte es Jedermann, sobald er Talent bekundet und allen sonstigen grundsätzlich gestellten Anforderungen genügte, gestattet sein, sein Studium in der Theaterschule durchzumachen; im entgegengesetzten Fall würde bei den Mädchen das 16., bei den Jünglingen das 18. Jahr zur Aufnahme berechtigen. Nicht allein der körperlichen Reife wegen, die nothwendig ist, um den Anstrengungen des Studiums gewachsen zu sein; es muß auch eine gewisse moralische Festigung vorausgesetzt werden, um mit Sicherheit annehmen zu können, daß die Zöglinge mit verständnißvollem Ernst den Intentionen des dramatischen Lehrinstitutes Rechnung tragen. Diese Auffassung schließt selbstverständlich den Nachweis einer allgemeinen soliden Schulbildung mit ein.

Die Privat-Töchterschulen, seien diese auch nur als Schulen mittleren Ranges zu bezeichnen, werden in den meisten Städten Deutschlands, bei der fortgeschrittenen Bildung im Großen und Ganzen, doch insoweit maßgebend sein, daß, sobald ein Mädchen die erste Classe durchgemacht, es über den Fond eines positiven Wissens verfügt, welches dem Fachstudium als sichere Grundlage dienen könnte. Bei dem männlichen Geschlecht wird angenommen, daß das Resultat seiner Schulbildung ihn mindestens vor einer dreijährigen Militärdienstzeit schützt. Trotz allem diesem darf aber nicht die Clausel vergessen werden: daß eine hervorragende Begabung eine Ausnahme von der Regel zuläßig macht. Es kommt so selten vor, daß ein Genie geboren wird. Man ist verpflichtet, diesem die Hand zu bieten, sobald es sich um eine außergewöhnliche Entfaltung seiner productiven Naturbegabung handelt.

Da die Aufgabe des Schauspielkünstlers ihren Schwerpunkt in der Täuschung findet, und zwar in der Weise, daß er die Charaktere, welche der Dichter geschaffen, nicht blos vor-, sondern als wirklich darzustellen hat, naturgetreu, jedoch nach den Kunstregeln des Schönen, so lautet eine der ersten Bedingungen, daß er in seiner äußeren Erscheinung körperliche Eigenschaften besitzt, die mindestens keinen unästhetischen Eindruck machen und irgend einen Zug des Wohlgefälligen offenbaren. So unmöglich es ist, eine ausgesprochene Schönheit verlangen zu wollen, so muß doch die Repräsentation der ganzen Gestalt ansprechend und empfehlenswerth, das Organ gesund, die Bewegungen nicht plump, geradezu gemein sein. Daß ein ausdrucksvolles Antlitz wünschenswerth ist, geht schon aus der Bedingung der Darstellungskunst hervor, daß nicht allein die Sprache, sondern auch Mienen und Geberden die Ideen des Dichters zur Anschaulichkeit zu bringen haben, genug, ohne bestimmte persönliche Vorzüge darf der sich meldende Schüler nicht sein, abgesehen wiederum von dem Ausnahmsfall eines Genies ersten Ranges! Von dem Aeußeren auf das Innere übergehend, ist eine von der Natur verliehene Darstellungsgabe Hauptgebot, der nun als geistige Eigenschaften: starke Einbildungskraft, Gefühl, Gedächtniß und Besonnenheit zur Seite stehen müssen. Mit diesen angeführten Vorzügen ausgerüstet, müßte der dramatische Kunstnovize sich bei dem Vorstand der Theaterschule melden und sich einer Prüfung unterziehen.

Worin hätte diese zu bestehen?

Meiner Erfahrung nach Nr. 1 in einem nach eigener Neigung gewählten Vortrag aus irgend einer Verstragödie unserer Classiker. Es ist ein natürlicher Drang in jedem Kunstbegeisterten, sich in den höchsten Regionen des Idealen zu ergehen. Und wäre die Versdeclamation auch überschwänglich und ungeheuerlich, man würde doch heraus hören können, ob Schwung und pathetische Verve vorhanden.

Nr. 2, ein Vortrag aus irgend einem bürgerlichen Drama oder Lustspiel, um zu ermitteln, in wie weit der Kunstnovize im Stande ist, durch die Sprache zu charakterisiren und die Thätigkeit seines Verstandes in Anwendung zu bringen.

Nr. 3, Vortrag eines lyrischen Gedichts, um das poetische Ausströmen des Gemüths, wie die Fülle des subjectiven Gefühls, beurtheilen zu können. Nicht aber, daß man nach dieser Prüfung schon definitiv bestimmen könnte, ob so viel dramatisches Darstellungstalent vorhanden ist, als die öffentliche Bühne es beansprucht, nur daß Anknüpfungs- und Anhaltpunkte gegeben werden, die bei dem Lehrer die Möglichkeit zulassen, das Vorhandene wecken und hervorlocken zu können. Da überdies die darstellende Kunst vieler Rollenfächer bedarf, das Hauptmoment ihrer lebensvollen Wirkung in dem harmonischen und einheitlichen Zusammenspiel Aller mit Allen besteht, so läßt sich leicht begreifen, daß, vielleicht gerade bei den nur mäßigen Talenten, eine ge-

Digitized by Google

läuterte Fachschulbildung Resultate von der maßgebendsten Wichtigkeit hervorrufen würde. Selbstredend muß es aber dem Schulvorstand erlaubt bleiben, sobald sich ein Zögling der erhofften Entwicklung nicht gewachsen zeigen sollte, ihn nach jedem Semester entlassen zu können.

Wie würden die Unterrichtsgegenstände zu lauten haben?

Mit Hinweis auf die Eigenartigkeit der Schauspielkunst, die durch lebende Wesen, durch unseres Gleichen zu uns spricht, und die Verkörperung der poetischen Ideen nur bewerkstelligen kann, indem sie in Verbindung mit vielen anderen Künsten tritt und den Ausübenden auf der scenischen Bühne sich zugleich als Künstler und Kunstwerk vor unseren sichtbaren Augen präsentiren läßt, haben wir zunächst die äußerliche Erscheinung zu berücksichtigen, die der Schauspieler um dessentwillen vollständig in seiner Gewalt haben muß, als es das Wesen seines Geschäftes ist, die vor unseren Augen herumwandelnden Menschen in ihrer besonderen Eigenheit, welche Charakter, Stand, Geschäft, Gewohnheit, Leidenschaft, Mode, Zeitalter u. s. w. bedingen, in leibhafter Person zu verlebendigen. Mit seinem ersten Auftreten schon muß er also etwas *scheinen*, was er nicht ist. Daher ist seine körperliche Ausbildung zunächst in Angriff zu nehmen, ja, in der ersten Zeit seines Lernens sogar mit größerem Nachdruck zu betreiben als die geistige, weil das *Mechanische* der Kunst durch eine praktische Pflege habituell gemacht und zu einem bestimmten Abschluß gebracht werden kann, während das ideale Moment derselben, als eine selbstständige Aeußerung des Kunstwesens als solches, die verschiedensten Entwicklungs- und Bildungsprocesse durchzumachen hat und ein ununterbrochenes Studium, ein stetes Nachdenken, Untersuchen und Prüfen in sich birgt, das die Theaterschule nur wecken kann. Eine Ansicht, die, auf jede Kunstschule angewendet, ihre volle Wahrheit behalten wird, da die Mission jeder Kunstschule schließlich darin besteht: daß sie *die Wissenschaft der Kunst lehrt*, die man zu seinem Beruf erwählt, *die Kunst selbst kann nicht erlernt werden*, die muß sich als eine uns innewohnende Prometheuskraft offenbaren, welche schaffend und vorwärtstreibend ihre letzte nothwendigste Bildung nur durch das Kunstorgan erhält, dem man eben sein lebelang dient.

Nach welcher Methode dürfte die körperliche Ausbildung executirt werden: Gestalt, Bewegung, Gehen, Stehen, Antlitz, Auge? Vor- und Hülfskenntniß dieser Momente wären: *militärisches Exerciren, Tanzen, Fechten, Anstandsübungen im Allgemeinen, Mimik und Plastik*. Das Studium der Mimik hat speciell die Ausbildung der Mienen und Geberden zum Vorwurf und man rechnet der activen Handlung derselben noch die verschiedenen Stellungen, Veränderungen und Bewegungen, nicht allein des Gesichtes, sondern vorzüglich auch aller Theile des ganzen Körpers hinzu. Damit nun aber diesem Studium die Gewandung der idealen Form nicht fehle, ziehe man *die Plastik* mit hinein und gehe dann zur *Pantomimik* über, die ja eine bestimmte dramatische Handlung, als ein sichtbares Ganze in charakteristischer Bedeutung, zum Ausdruck zu bringen hat. Der also mimisch und plastisch agirende Schüler wird auf diese Weise gezwungen, sich im schnellen Wechsel in eine Mannigfaltigkeit von Gefühlen und Ideen hinein zu denken. Das stumme Spiel, das auf der Bühne der Gegenwart nur von Wenigen gekannt ist, wird wieder in seine Rechte eingesetzt werden. Diese mehr materiellen Studien würden nun ihren Abschluß finden mit der *Ausbildung der Stimme, des Sprechorgans* im Allgemeinen, im Besondern wieder aber auch in einer *guten Aussprache*, die richtig und natürlich, ohne jeglichen Anklang eines Provinzialdialektes, zugleich eine richtige Accentuation der einzelnen Selbstlauter und Silben wie der Perioden zu Gehör brächte. Jedenfalls muß diese Procedur erst den declamatorischen und rhetorischen Uebungen vorangeschickt werden, die mehr in die Rubrik der geistigen Ausbildung des Schauspielkünstlers hinein gehören. Zu dieser übergehend sind *folgende Forderungen* zu stellen:

Gründliche Kenntniß der Muttersprache, die als Gesammtausdruck des geistigen Lebens des Volkes uns unmittelbar in den tiefsten Schacht des Volksgeistes führt. Hierbei wird es sich freilich vorerst herauszustellen haben, in wie weit das bereits in der Schule Gelernte den Anforderungen entspricht, welche an den Schauspielkünstler zu machen sind. Ohne schriftliche Arbeiten wird dies schwer zu ermitteln sein. Damit diese aber stets in genauer Beziehung mit seinem Berufsgeschäft stehen, hat der Lehrer speciell die dramatische Sphäre in's Auge zu fassen. Mein Vorschlag würde lauten: zu *biographischen Themata* von nennenswerthen Schauspielern und Schauspieldichtern seine Zuflucht zu nehmen. Der Schüler hat diese schriftlich auszuarbeiten, sie dem Lehrer einzureichen, in den nächstfolgenden Stunden mündlich vorzutragen. Sämmtliche Schüler haben darüber abzustimmen, welche Arbeit den Preis verdient. Dasselbe würde ich auch hinsichtlich der rhetorischen und Declamationsübungen in Anwendung bringen lassen. Auf diese einfache Weise gewöhnte man die Zöglinge daran, nicht allein für das Lob, auch für den Tadel ein offenes Ohr zu bekommen. Eine wichtige Schulung! Der Schauspieler steht so vogelfrei da, daß er frühzeitig eine rückhaltlose Besprechung seiner Leistungen ertragen lernen soll. Wohlverstanden, im objectiven Sinne. Klärt er sich darin ab, so wird er allmälig ein *sachgemäßes* Urtheil von einem *persönlichen* zu unterscheiden vermögen. Dem Sprachunterricht wäre ferner noch die *Metrik* beizugesellen. Wie die Grammatik die allgemeinen Sprachgesetze, so hat die Metrik die Gesetze des Versbaues zu ihrem Gegenstand. Der Schauspieler muß eine allgemeine Uebersicht davon gewinnen, und wenigstens die gang und gäben Versarten *wissend* inne haben. Diesen Studien reiht sich dann später die *Redekunst* als solche an, eine Kunst, die in unserm modernen, sogar im politisch-constitutionellen Leben, eine unbegreifliche Vernachlässigung erfährt. Der Schauspieler *soll* sie üben. Er hat Menschen aller Stände in den verschiedensten Situationen vergeistigend darzustellen: den Feldherrn vor der Schlacht, der eine tapfere Ansprache an seine Soldaten zu halten, den Volkstribunen, der die vielköpfige wankelmüthige Menge haranguirt, den diplomatischen Staatsmann, der complicirt-politische Debatten zu führen hat. In der Prosa wie Poesie muß er, im Großen wie Kleinen, die *Methode des Disponirens, die Eintheilung von Zweck und Plan der Rede* üben können, weshalb er sich vor Allem mit den bekannten sieben Fragen, die ein Redner sich stellen soll, vertraut zu machen hat: quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?

Hinsichtlich der theatralischen Declamation wäre zu bemerken: *die Beobachtung des Rhythmus, die Abwechslung im Steigen und Fallen der Stimme* nach dem Sinn der Rede, *die Uebereinstimmung des Klanges der Rede* mit ihrem *Inhalt*. Ist doch die theatralische Declamation die umfassendste, sie muß von allen Mitteln Gebrauch machen, da sie nicht nur *Gedanken* und *Gefühle*, sondern auch eine *entschiedene Individualität* zu veranschaulichen hat. Der Genius Schillers und Goethes würde zum Modell zu dienen haben. Rathsam wäre es, aus Don Carlos, Wallenstein und Tell Uebungen herauszuziehen. Um das Gefühl für den Rhythmus des Versesprechens zu wecken und zugleich ein maßvolles Tempo zu gewinnen, würde ich die Chöre aus der Braut von Messina unisino executiren lassen. Der musikalische Wohllaut der Sprache und der gemessene plastische Geist der Declamation möchte am erfolgreichsten zu pflegen sein, wenn man aus der Goethe'schen Iphigenie Excerpte machte. Auch der erste Theil des Faust verdient eine besondere Berücksichtigung für das Declamationsstudium, das schließlich in der Shakespeare'schen Combination des dramatisch-rapiden Wechsels von Poesie und Prosa zu culminiren hätte.

Der Theatervorstand hat nothwendigerweise gleich resolut mit praktischen Experimenten anzufangen, denn auf theoretischem Gebiete ist bereits schon so viel geleistet worden, liegt ein solcher Schatz von Erfahrenem und bewährt Erfundenem aufgespeichert, daß die Erbauer einer Theaterschule so zu sagen schon den Grund vorfinden, auf dem sie fest und sicher ihr Gebäude anlegen können. Sie haben nur das aufgehäufte und zerstreute Material zusammenzufügen, mit sachlicher Kenntniß das Gehörige auszuscheiden,

Digitized by Google

das Beste nach einem festen Princip mit kritischem Blick auszuwählen und, fern vom Nebel der Schule, das Unterrichtswesen in sinnlicher Anschaulichkeit in Scene zu setzen. Ferner hinzuzufügen wäre: eine skizzenhafte Bekanntschaft mit der Mythe. Weil der Schauspieler das ganze vielbewegte Menschenleben in allen Abstufungen des Guten und Bösen vorzuführen hat, muß ihm eine ernste Beschäftigung mit der Geschichte dringend anempfohlen werden, d. h. nicht mit der politischen Geschichte, die sich nur mit Krieg und Frieden, mit Grenz- und Thronenwechsel befaßt, sondern mit der Culturgeschichte. Diese hat alle äußeren wie inneren Vorkommnisse und Begebenheiten der Menschheit zum Inhalt, sie gibt Aufschluß über Sitten, Gebräuche, Lebensweise, Kleidertrachten und Bildungszustände, und führt uns ungezwungen in das geistige Reich unserer Nationalliteratur ein. Demnach würde sich der Culturgeschichte als Specialstudium die Literaturgeschichte anzuschließen haben, und zwar mit besonderer Rücksichtnahme auf die dramatischen Erzeugnisse und deren verschiedene Entwicklungsphasen; hieran wieder schmiegt sich wie von selbst:

Nr. 1, das dramaturgische Studium, für welches Lessing, Schröder, Iffland, Schmidt, Zimmermann und Andere die erhellendsten Rathgeber sind,

Nr. 2, die Geschichte der deutschen Schauspielkunst, für die Eduard Devrients Werke den besten Leitfaden abgeben. In seiner Berufssphäre muß man sich fühlen, denken und zurecht finden können. Die Kunst, der man angehört mit seinem ganzen Leben und Streben, muß denen, die sie erwählt, in allen ihren Entwicklungsstadien klar und begreiflich sein.

(Schluß folgt.)

Die Fremde.

(L'étrangère.)

Schauspiel in 5 Acten von Alexander Dumas Sohn.

Der Inhalt des neuesten Stückes von Alexander Dumas ist folgender:

Mauriceau, der vor 25 Jahren als Ladendiener in einem kleinen Manufactur- und Schnittwaarengeschäft des Faubourg St. Denis seine Laufbahn begonnen, hat die Tochter seines früheren Principals geheirathet und mit ihr das Geschäft erworben, welchem er durch seine geschäftliche Gewandtheit mit der Zeit eine ungewöhnliche Ausdehnung und Bedeutung gegeben hat. Als er vor etwa 2 Jahren sich von den Geschäften zurückgezogen, hat er über ein Vermögen von ungefähr 10 Millionen Francs zu verfügen. Seine Frau ist längst gestorben, und seine einzige Erbin ist seine Tochter Katharina. Der steinreich gewordene Krämer hat den üblichen Ehrgeiz, seiner Tochter einen der ältesten und besten Namen des Landes zu geben. Nun hat Katharina allerdings als junges Mädchen eine innige Zuneigung zu einem jungen Manne empfunden, und just zur Zeit, als ihr Vater daran denkt, sie mit dem Sprossen einer alten aristokratischen Familie zu verheirathen, hat sie für den Sohn ihrer früheren Erzieherin, einen jungen talentvollen Ingenieur, Namens Gerard, ein sehr lebhaftes Interesse gewonnen; aber Mauriceau hat diesem Herrn Gerard klar gemacht, daß er nie und nimmer seine Zustimmung zu der Verbindung seiner Tochter mit einem jungen Manne ohne Vermögen, ohne Stellung und ohne Namen geben werde, und der zartfühlende Gerard hat das auch begriffen und sich zurückgezogen.

Mauriceau hat den Schwiegersohn, wie er ihn sich wünscht, bald gefunden. Er ist ja vernünftig genug gewesen, sich zu sagen, daß eine Verheirathung, wie er sie geplant, immer einen Haken haben und daß der Aristokrat, der sich herbeiließe, der Tochter eines früheren Ladenherrn seinen Namen zu geben, nicht ganz „reinlich und zweifelsohne" sein würde. Im Salon einer fremden Dame, die sich seit kurzem in Paris niedergelassen hat, und durch ihre Schönheit, ihre Jugend, den Luxus, den sie entfaltet und die auffällige Unabhängigkeit ihrer Sitten viel von sich reden macht — im Salon der Mrs. Clarkson ist ihm so ein Herr vorgestellt worden, der die einzige unerläßliche Bedingung, die er an einen Schwiegersohn stellt, erfüllt: der einen alten klangvollen Namen führt, der Herzog von Septmonts. Dieser Herzog ist ein heruntergekommener Mensch, der sich äußerlich allerdings alle Formen der besten Gesellschaft, der er von Geburt angehört, bewahrt hat. Septmonts hat sein Vermögen verspielt und verpraßt; er ist gänzlich verschuldet. Er steht im Begriff, aus seinen gesellschaftlichen Kreisen ausgeschlossen und aus dem Club, dem er angehört, wegen unbezahlter Spielschulden ausballotirt zu werden, als Mauriceau mit dem Antrage, aus ihm seinen Schwiegersohn zu machen, an ihn herantritt. Der Herzog, dem sich durch die Verheirathung mit dem reichen Mädchen die günstigste Gelegenheit darbietet, seine durchaus erschütterte Position wieder zu befestigen, besinnt sich nicht lange; und die unerfahrene Katharina, durch das Verhalten des Herrn Gerard, der sich so leicht von ihr hatte trennen können, tief verletzt, ist just in der Stimmung, den ersten besten Gemahl aus den Händen ihres Vaters zu nehmen; also auch auf dieser Seite sind keine besonderen Schwierigkeiten zu überwinden.

Unter solchen Bedingungen ist die seltsame Ehe zwischen Katharina Mauriceau und dem Herzog von Septmonts geschlossen worden.

Der Herzog hat es nicht einmal für nöthig gehalten, seiner jungen und schönen Frau etwas vorzulügen. Vom ersten Tage der Ehe an hat er sie vernachlässigt und sein wüstes Junggesellenleben mit den Mitteln, die er von seinem Schwiegervater empfangen, fortgesetzt. Er trifft mit seiner Frau selten und nur gelegentlich zusammen und hat das schon aus den Zeiten vor der Ehe datirende intime Verhältniß mit Mrs. Clarkson, die er täglich besucht und als deren Geliebter er allgemein gilt, auch nach der Ehe aufrecht erhalten.

Bei einem Wohlthätigkeitsfeste, das im Palais der Herzogin und unter deren Protectorate arrangirt worden ist, treffen die beiden Damen zusammen und zwar unter sehr eigenthümlichen Bedingungen. Mrs. Clarkson, die bisher nur die Herren aus der besten Pariser Gesellschaft empfangen, aber den Umgang mit den Damen in auffälliger Weise gemieden, die bis dahin auch nicht ein einziges Mal den Versuch gemacht hat, in eine aristokratische Familie einzudringen, übersendet der Herzogin, welche sich mit ihren näheren Verwandten und Freunden aus dem Festtrubel in ihre Privatgemächer zurückgezogen hat, eine Karte mit folgender Aufschrift: „Mrs. Clarkson erbittet von der Frau Herzogin von Septmonts die Ehre, von ihr heut Abend empfangen zu werden und in der Gesellschaft von Freunden, die sie zu ihren vertrautesten zählt, eine Tasse Thee einnehmen zu dürfen. Da Mrs. Clarkson der Frau Herzogin unbekannt ist, so wird sie diese Tasse Thee mit 25,000 Franken für die Armen zahlen, zu deren Gunsten dieses Fest gegeben wird."

Katharina erwidert darauf ebenfalls schriftlich, daß sie bereit sei Mrs. Clarkson zu empfangen, wenn sich unter den Verwandten und Freunden der Herzogin ein Mann finden lasse, der Mrs. Clarkson den Arm bieten werde, um sie vorzustellen.

Die Anfrage der Mrs. Clarkson und ihren Bescheid darauf verliest Katharina in der Gesellschaft ihrer Vertrauten und knüpft daran die Frage, ob sich ein Herr dazu hergeben wolle, Mrs. Clarkson diesen Dienst zu erweisen. Es entsteht eine peinliche Stille. Da tritt der Herzog hervor und sagt, daß er Herrn Mauriceau, dem Vater der Herzogin, der Mrs. Clarkson genau kenne, den Vortritt habe lassen wollen; daß aber nun, da dieser auf die Ehre verzichte, die beiden Damen miteinander bekannt zu machen, er selbst sich das Vergnügen bereiten werde, Mrs. Clarkson einzuführen. Am Arme des Herzogs erscheint denn also auch „die Fremde" im Salon, und Katharina reicht ihr eine Tasse Thee. Sie verweilt nur wenige Augenblicke in dieser Gesellschaft, zeigt eine bemerkenswerthe Sicherheit in ihrem Auftreten und verabschiedet sich darauf von der Herzogin mit den Worten, es würde sie freuen, die Herzogin bei sich zu empfangen; sie würden miteinander von Herrn Gerard plaudern können. Sobald Mrs. Clarkson den Salon verläßt, ruft die Herzogin aus: „Jetzt öffnet alle Thüren, der Eintritt ist jetzt Jedermann gestattet." Damit schließt der erste Act.

Jenem Wohlthätigkeitsfeste hat auch Gerard beigewohnt, der sich inzwischen eine schöne Position gemacht hat. Katharina hat ihn im Gespräch mit Mrs. Clarkson im Garten erblickt. „Die Fremde" hat vor Jahren Gelegenheit gehabt, dem jungen Ingenieur einen wesentlichen Dienst zu erweisen, und dieser hat es daher mit Freuden begrüßt, seinerseits Mrs. Clarkson jetzt dienlich sein zu können; er hat nämlich für Herrn Clarkson, der in America einem großen Geschäfte vorsteht und sich augenblicklich auf einer Geschäftsreise in Europa befindet, eine Arbeit

Digitized by Google

geliefert, die diesem einen namhaften Gewinn verspricht. Von all' diesen Vorgängen hat Katharina keine Ahnung. Als sie zum ersten Mal nach ihrer Vermählung bei dem Feste Gerard in der Gesellschaft der Fremden wieder erblickt, empfindet sie eine namenlose Eifersucht; und die Worte, die ihr Mrs. Clarkson beim Abschiede zugeraunt hat, klingen ihr wie herausfordernder Hohn. Sie haßt diese „Fremde" aus tiefster Seele; sie weiß, daß in ihrem Salon der Ehecontract zu Stande gekommen ist, der sie so unglücklich macht; sie weiß daß der Herzog dort täglich ein- und ausgeht und daß ganz Paris ihn für den Geliebten der Mrs. Clarkson hält. Um das Maß voll zu machen steht nun noch der einzige Mensch, den sie liebt, steht Gerard in nahen Beziehungen zu dieser Dame! Als der Herzog von ihr fordern läßt, daß sie Mrs. Clarkson einen Gegenbesuch mache, weigert sie sich entschieden, selbst auf die Gefahr hin, ein ernsthaftes Zerwürfniß mit ihrem Manne herbeizuführen. Indessen ändert sie bald ihre Meinung. Gerard besucht sie; er unterrichtet sie über den vollständig harmlosen Charakter seines Verkehrs mit Mrs. Clarkson, und aus der Unterredung entnimmt sie die Gewißheit, daß sie noch immer von Gerard geliebt wird. Dieser räth ihr denn auch, ruhig zu Mrs. Clarkson zu gehen, um allen Skandal zu vermeiden. Als der Herzog, der jetzt erst die Bekanntschaft des Herrn Gerard macht, Katharina fragt, ob sie seinen Wunsch erfüllen werde, antwortet sie: „Ja". Dem Herzog kommt diese Bereitwilligkeit doch etwas merkwürdig vor; er sagt: „Herr Gerard, dieser Jugendfreund, geht sobald ich komme; und nachdem sie mit ihm gesprochen, thut sie, was ich will? Wer da nicht merken sollte, das etwas dahinter steckt, müßte sehr blind sein! Wir werden ja sehen!" — Das ist der Schluß des zweiten Aufzuges.

Der dritte Act spielt bei Mrs. Clarkson. Wir machen die Bekanntschaft des Herrn Clarkson, der eben in Paris angekommen ist, und werden über das wiederum sehr eigenthümliche Verhältniß, das zwischen den beiden Ehegatten besteht, aufgeklärt. Mrs. Clarkson ist von ihrem Manne geschieden; aber zwischen Beiden besteht ein freundschaftlicher, beinahe herzlicher Verkehr. Mrs. Clarkson hat ihr beträchtliches Vermögen in das Geschäft ihres früheren Mannes gesteckt und die geschiedenen Ehegatten sind jetzt Compagnons. Clarkson ist ein ziemlich roher und derber, aber durchaus anständiger Mensch; er ist lange Zeit Goldgräber gewesen, hat in den Indianerstaaten eine Ansiedelung gegründet, so und so viel Leute mit dem Revolver niedergeschossen oder an den Bäumen aufgeknüpft, aber sich trotz alledem eine reine, edle Seele bewahrt. Es ist der Americaner, — wir wollen nicht sagen: wie er ist, — aber wie er geschildert zu werden pflegt, wenn ein Europäer den Typus des achtungswerthen Yankee hinstellen will. Wir erfahren ferner zu unserer nicht geringen Ueberraschung, daß der schlechte Ruf der Mrs. Clarkson in der Hauptsache unbegründet ist. Es ist richtig, daß sie eine auffällige und unseren Auffassungen widerstrebende Existenz führt; es ist richtig, daß sie Geschäfte ganz eigenthümlicher Art betreibt, — wie z. B. die Verheirathung zwischen Katharina und dem Herzog eines ist — und daß sie sich dafür sogar zahlen läßt, als wäre es irgend ein anderes Geschäft; aber in dem, was man, wie gesagt, als die „Hauptsache" zu betrachten pflegt, hat sie sich nichts vorzuwerfen. Es ist nicht wahr, daß sie die Geliebte des Herzogs ist; sie hat überhaupt keinen Geliebten; es gibt keinen Menschen, der sich rühmen könnte, das von ihr erhalten zu haben, „was in der schüchternen Sprache der Salons «die leiseste Gunstbezeugung» genannt zu werden pflegt."

Weshalb aber dieses eigenthümliche Auftreten? Woher der Skandal, der sich verbreitet, überall, wohin sie die Füße gesetzt hat? Woher alle die Dramen, mit denen ihr Name verwickelt worden ist? — Es hat nämlich schon Mord und Todtschlag ihretwegen gegeben. — Sie selbst übernimmt es, uns in einer langen, sehr langen Erzählung darüber aufzuklären. Der Herzogin, die sie also wirklich besucht, gesteht sie Alles.

Noëmi Clarkson ist die Tochter einer Sklavin. Sie ist gleichzeitig mit ihrer Mutter, einer Mulattin, von dem, der sie erzeugt hat, verkauft worden, — die Mutter an den einen Herrn, sie an einen anderen. Das letzte Wort, das ihre Mutter ihr zugeraunt hat, ist das gewesen: Rache zu nehmen an ihrem unmenschlichen Vater zunächst, an dem ganzen Geschlechte sodann. Noëmi ist wegen ihrer Schönheit von den übrigen Sklaven abgesondert im Hause ihres neuen Herrn auferzogen worden; sie hat eine bessere Erziehung erhalten, als ihresgleichen zu empfangen pflegen. Als fünfzehnjähriges Mädchen hat sie die Flucht ergriffen und nach langen Irrfahrten eine Stelle als Magd in einem Hotel in Boston angenommen. Dort hat sie die Bekanntschaft des Herrn Clarkson gemacht, der mit Reichthümern aus den Goldfeldern von Californien zurückgekehrt war. Dieser hat sich in das hübsche Mädchen verliebt und sie geheirathet. Zwei Stunden nach der Schließung dieser Ehe ist Noëmi mit einem Theil des Vermögens ihres angetrauten Gatten durchgegangen. In Charleston hat sie die Spuren ihrer Halbbrüder wiedergefunden; ihr Vater ist inzwischen gestorben. Jetzt also ist der Augenblick gekommen, das Werk der Rache, das sie ihrer Mutter gelobt hat, auszuführen. Es gelingt ihr über alles Erwarten. Ihre beiden Halbbrüder verlieben sich in sie, und der ältere tödtet den jüngeren mit einem Messerstich. Dieser hatte vorher sein Testament zu ihren Gunsten gemacht und ihr sein Vermögen im Betrage von hunderttausend Dollars hinterlassen. Das ist die Grundlage ihres Vermögens. Der Aeltere flieht, theilt ihr aber seinen Aufenthalt mit in der Hoffnung, daß sie ihm folgen werde. Noëmi denuncirt den Mörder, überliefert ihn den Gerichten nnd läßt ihn hängen. Darauf verläßt sie America und begibt sich nach Europa, — „mit haßerfülltem Herzen, mit haßerfülltem Geiste, mit haßerfüllter Seele, voll Grimm gegen jenes Wesen, das man Mensch nennt, und das niemals mit einer andern Absicht sich mir zu nähern suchte, als mit der, mit welcher es sich meiner Mutter genähert hatte: um das Weib zu Gunsten seines Stolzes oder seiner Lust herabzuwürdigen, zu erniedrigen!"

Diese dämonische Mission hat sie bis zu diesem Augenblicke mit glänzendem Erfolg erfüllt. Sie hat so und so viele dem Irrenhause, dem Selbstmorde u. s. w. überliefert; sie hat Böses angestiftet, wo immer sie es vermochte. Um sich in ihren Gefühlen der Rache gegen die Weißen, und die weißen Männer insbesondere, nicht beirren zu lassen, hat sie niemals ein weibliches Wesen in ihren Umgang gezogen. Ein einziger Mann scheint indessen ihrer Gewalt zu trotzen; es ist der junge Gerard. Sie hat ihn deshalb gemieden, sie ist ihm aus dem Wege gegangen, aber das Schicksal hat sie mehrfach mit ihm zusammengeführt und abergläubisch, wie sie ist, glaubt sie darin eine Fügung des Himmels zu erblicken. Sie ist sich nicht ganz klar darüber, ob sie ihn liebt; aber sie will einstweilen, daß dieser Mann ihr allein angehören soll; und deshalb hat sich in ihr das ihr bis dahin unbekannte Gefühl der Eifersucht geregt, als sie mit Gerard gelegentlich des Wohlthätigkeitsfestes im Palais der Herzogin zusammengetroffen ist, deshalb hat sie sich überzeugen wollen, ob Gerard sich mit den Freunden Katharinas in die Privatsalons der Herzogin zurückgezogen habe, deshalb hat sie den ihr verbotenen Zutritt auf die uns schon bekannte extravagante Weise sich erzwungen; deshalb hat sie auch auf den Gegenbesuch von Seiten der Herzogin bestanden, um diese aufzufordern von Gerard zu lassen und mit ihrem Manne einstweilen eine Reise anzutreten. „Sind Sie bereit," fragt sie schließlich, „meinem Rath zu folgen?" Katharina antwortet einfach: „Nein," und verläßt darauf die unheimliche Person, die sie nun, da sie sich überzeugt hat, daß Gerard ein solches Wesen nicht lieben könne, doch nicht mehr fürchtet.

Noëmi, welche der Herzogin gesagt hat, daß wenn sie ihr Widerstand leiste, Einer zu Grunde gehen würde: die Herzogin, Gerard oder sie selbst, hat keine leeren Drohungen ausgestoßen; sie macht auf der Stelle Ernst. Sie warnt den Herzog vor Herrn Gerard, der neuerdings zurückgekehrt sei und ihm als Ehemann alle möglichen Unannehmlichkeiten bereiten könne. Der Zufall begünstigt ihr Beginnen.

Die Herzogin hat über die Unterredung, die sie mit Noëmi Clarkson gehabt, brieflich an Gerard Bericht erstattet in den zärtlichsten und unvorsichtigsten Ausdrücken. Sie hat dem Freunde ihrer Jugend gesagt, daß sie ihn noch immer liebe, und daß sie den Herzog verabscheue. Dieser Brief wird vom Herzog, der durch die Warnung der Fremden argwöhnisch geworden ist, aufgefangen, unterschlagen und erbrochen. Der Herzog begibt sich mit diesem kostbaren Material in der Tasche zur Herzogin und findet dort Gerard. Er beleidigt den jungen Mann auf's Aeußerste, und nur die dringliche Bitte Katharinas verhindert ihren Freund, auf der Stelle von dem Beleidiger Rechenschaft zu verlangen. Er verläßt das Zimmer, und die Beiden bleiben allein. Der Herzog versucht zunächst eine Art freundlicher Annäherung; aber Katharina, die den Abscheu, den sie vor ihrem Gatten empfindet, seit den anderthalb Jahren dieser schmählichen Ehe verborgen hat, läßt nun ihrem Zorn freien Lauf und sagt dem Elenden Alles, was sie von ihm denkt, — mit einer so fürchterlichen Offenheit und mit einem solchen Ungestüm, daß selbst der ruhige Formenmensch aus der Fassung kommt und sich beinahe an seiner Frau vergreift. Der Herzog beschließt nun Gerard zu fordern und schreibt an Clarkson, den er zum Secundanten ausersehen hat, er möge die Güte haben, sich sofort zu ihm zu bemühen. Inzwischen ist Gerard wiedergekommen, um den Herzog wegen

Digitized by Google

der Ungehörigkeiten, die er sich vorhin in Gegenwart einer Dame gegen ihn erlaubt hatte, zur Rechenschaft zu ziehen. Gerard beleidigt den Herzog und begibt sich dadurch des Rechtes, die Waffen zu wählen. Mauriceau, der dieser Forderung beigewohnt hat und von der Unschuld seiner Tochter und der Anständigkeit Gerards überzeugt ist, erbietet sich in diesem Duell Gerard gegen seinen Schwiegersohn zu secundiren.

Clarkson begibt sich, sobald er das Billet empfangen hat, zum Herzog. Er verfehlt diesen aber und findet nur die Herzogin zu Hause. Diese bittet ihn, ohne den Gegenstand zu bezeichnen, um den es sich handelt, sich die Sache recht klar machen zu lassen, welche der Herzog ihm vortragen werde, und Clarkson, der von der Anmuth der jungen Dame sehr angenehm berührt ist, willfahrt diesem Wunsche mit größter Bereitwilligkeit. Er hat darauf mit dem Herzog, der inzwischen heimgekehrt ist, eine große Auseinandersetzung. In einer meisterhaft geführten Scene spricht sich nun der Herzog dem Yankee gegenüber ganz offen aus. Er hat Clarkson zum Secundanten gewählt, weil er weiß, daß dieser nicht lange bei den Formalitäten stehen bleiben werde, und weil er vermuthet, daß derselbe bei einem Zweikampf sicherlich unter allen Umständen, ohne lange zu prüfen und zu wählen, zur Hand sein werde. Als aber Clarkson hört, daß der Gegner sein Freund Gerard ist und daß der Schwiegervater des Herzogs, Herr Mauriceau, gegen den Herzog secundirt, wird seine Neugier doch zu lebhaft gereizt, und eingedenk des Versprechens, das er der Herzogin gegeben hat, stellt er einige Fragen, die ihn über die Situation genügend aufklären. Er durchschaut den Herzog vollkommen; er erfährt, daß dieser vor und während der Ehe eine Reihe von Schurkenstreichen begangen hat; er erfährt, daß der Herzog den blos unvorsichtigen Brief Katharinens als den Beweis ihrer Schuld benutzen will, obwohl er selbst, der Herzog, an diese Schuld nicht glaubt. Sobald Clarkson vollkommen klar sieht, redet er mit dem Herzog zu dessen größtem Erstaunen eine Sprache, die vor ihm noch keiner mit diesem hohen Herrn gesprochen hat. Er bezeichnet den Herzog geradezu als das, was er ist: nämlich als einen Schuft und provocirt ihn dermaßen, daß dem Herzog nichts weiter übrig bleibt, als sich sofort mit ihm zu schlagen. Clarkson tödtet den Herzog, er wird verhaftet, aber jedenfalls nicht auf lange Zeit, denn er ist americanischer Bürger, er wird eine Caution stellen und Noëmi verspricht ihm, sich seiner anzunehmen. Die Beiden werden dann ohne Zweifel Europa verlassen und vermuthlich wird die Herzogin, sobald die Formalität der Trauer erfüllt ist, dem einzigen Manne, den sie geliebt hat, Gerard, die Hand reichen.

Das ist der Inhalt des Stückes, das mit jenem ungewöhnlichen Geschick, welches dem jüngeren Dumas eigen, für die Bühne componirt ist. Das Interesse erlahmt bei der Lectüre nicht einen Augenblick, und noch die vorletzte Scene bringt eine ganz unerwartete Wendung. Die Schwäche des Stückes liegt, wie mir scheint, darin: daß wir für den Charakter der „Fremden" keine Sympathie empfinden, kaum Verständniß besitzen können. Dieses Weib, das nach Europa kommt und bewußtvoll das Böse thut, lediglich um Rache zu üben für die Niedertracht eines americanischen Sklavenhändlers, erscheint uns nahezu unbegreiflich. Außerdem ist auch der eigentliche Held, der im Mittelpunkt der ganzen Action steht, Gerard, zu farblos. Es wird viel zu viel von ihm gesprochen, und er thut eigentlich nichts, um seinen guten Ruf zu rechtfertigen. Aber das Dumas'sche Stück besitzt auch glänzende Vorzüge. Die Charaktere des alten Mauriceau, des Herzogs, Katharinas, des Americaners Clarkson sind mit einer seltenen Plastik ausgearbeitet; und es gibt daher auch wenig moderne Stücke, welche den Schauspielern so dankbare Aufgaben zuweisen, wie dieses. Neben den genannten Persönlichkeiten sind noch zwei, dem Sinne nach episodenhafte, dem Umfange nach sehr bedeutende Partien: der gelehrte Professor Remonin und die geistvolle Marquise de Rumières, die wie der antike Chorus die Handlung mit ihren Sentenzen und Commentaren begleiten. Diesen Beiden hat Dumas am meisten von sich selbst gegeben. Ihr Geplauder ist immer pointenvoll, geistreich und sarkastisch, mitunter sogar tiefsinnig und bedeutend.

Es ist, wie man weiß, schwer, beinahe unmöglich, nach der Lectüre eines dramatischen Werkes über dessen Bühnenwirksamkeit ein Urtheil zu fällen. In diesem Falle wäre es auch ganz überflüssig, da das Berliner Publicum an dem Tage, an dem ihm diese Blätter zugehen werden, selbst dies Urtheil sprechen wird. F. L.

Aus der Hauptstadt.

Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Von Gustav Floerke.

I.

Ich möchte mit einer Gesammtcharakteristik unserer funfzigsten akademischen Ausstellung beginnen, und finde, daß sie vor Allem recht wenig besonderen Charakter hat. Keinenfalls denjenigen einer Jubelausstellung, auch nicht unabsichtlich; vielmehr ist sie lediglich die funfzigste ihrer Art.

Schon ihr einziges Festgeschenk, das neue Ausstellungsgebäude, welches nebenbei gesagt auch durchaus nicht einer Festhalle zu gleichen versucht, verdankt sie weniger ihrem eigenen Raumbedürfniß, als demjenigen der Akademie. Und wenn es Gott sei Dank heller geworden ist auf der „Museumsinsel", so ist Licht zwar das liebe tägliche Brot für Ausstellungsgegenstände, aber durchaus noch nicht die Butter dazu. Gewiß läßt sich mehr für, als gegen die neue gründliche Beleuchtung sagen, — demnach ist dies tägliche Brod sogar Weißbrod. Aber es ist Gipsmehl darunter, anstatt Braten darauf. Einmal sind diese Corridore doch zu schmal, so daß man gerade bei dem unbarmherzigen Lichte manchem breiter gemalten Bilde kaum gerecht zu werden vermag; und dann dehnen sie sich unmäßig in die Länge, ohne Gliederung oder irgend welchen Ruhepunkt; die Bilder sind scheinbar lediglich nach den Erfordernissen des Raumes in einander gedrängt; kurz ein Casernirungssystem ist bei ihrer Unterbringung durchgeführt, wie es sich der Kriegsminister für seine Regimenter nicht gründlicher wünschen kann. Der Raum in seiner Beschränkung mag das bedingt haben, aber das Resultat ist, hoffentlich zu Gunsten eines baldigen Definitivums, nicht zu leugnen.

Auch von weiteren Jubelgeschenken hat man abgesehen, obgleich man über ihre Wahl schwerlich in Verlegenheit sein konnte. Ich nehme z. B. an, daß man mit Pachterleichterung jeden Aussteller überrascht und durch Nachrichten über Annahme oder Ablehnung seiner Arbeit manchen erfreut hätte. Der Kunstgenossenschaft und dem neugierigen Publicum — wahrscheinlich auch der Akademie — wäre durch die Zusicherung entschieden ein bescheidenes Vergnügen gemacht worden, daß die beträchtlichen Einnahmen, die sie zusammen für einen unbekannten Zweck erzielen, hinfüro wenigstens im Interesse der Kunst verwandt werden würden ꝛc. Aber wie gesagt, — man hat von solchen Festgeschenken lieber abgesehen, wenigstens soviel ich erfahren konnte. Daß es mich indessen herzlich freuen würde, gerade hierüber eines Irrthums geziehen zu werden, brauche ich wohl kaum zu versichern. Wünschte ich doch gewiß nicht zum wenigsten, daß es bei der Zahl „funfzig" sein Bewenden hätte und wir ein andermal endlich mit der ersten deutschen Gesammtausstellung nach Gründung des Reiches, oder wenigstens mit der ersten nach lediglich künstlerischen Gesichtspunkten geleiteten akademischen seit dem Rücktritt des Herrn von Mühler, eine neue frischere Serie reichshauptstädtischer Ausstellungen beginnen möchten.

Diesmal suchte ich denn auch den Charakter einer maßgebenden Nationalausstellung in den Räumen des provisorischen Gebäudes noch vergebens. Die Wiener und Münchener wohnen zu weit und hatten es heuer überdies billiger bis zur „Deutschen Ausstellung" in der bayrischen Hauptstadt, woselbst die Verkaufschancen außerdem und auch für Andere bedeutend günstiger waren. Daher ist denn Wien so gut wie gar nicht, München ungenügend und Weimar, Dresden ꝛc. durchaus nicht ausreichend oder nur charakteristisch vertreten. Einen deutschen „Salon" haben wir, trotz aller wohlgefälligen Vergleiche in den Blättern, mit dieser funfzigsten Ausstellung noch lange nicht. Im Gegentheil trägt dieselbe wieder einen viel mehr preußisch-berliner Anstrich, als die vorige.

Auch besonders charaktervolle und energische Bilder sind diesmal nicht in genügender Zahl vorhanden, um dem Gesammteindruck ein besonderes Gesicht zu geben. Die Ausstellung sieht wohl recht anständig, aber durchaus nicht hervorragend aus. Anständig einestheils, weil man auch in Deutschland immer mehr beginnt, ernstlicher malen zu lernen. Anderntheils, Gott und dem Krach sei Dank, beginnt der Haufe von Talentlosen und Industriellen, die unter der Firma Malerei nach schnellem

Digitized by Google

Erwerb und gesellschaftlicher Anerkennung trachten durften, in dieser fatalen Zeit glücklich wieder enttäuscht auseinander zu gehen, woher denn absolut qualitätlose Sachen sichtlich dünner werden. Und schließlich ist das Streben nach fleißiger, tadelsfreier Anständigkeit überhaupt ein wesentlich deutscher Charakterzug. Unserer Kunst im Besonderen ist er durchaus eigenthümlich. Nur ungern erzeugt sie rücksichtlos sich selbst als Ziel setzende Individualitäten, nur selten begünstigt sie die einseitige Ausbildung einer einseitigen Begabung, wie sie doch heute die meisten nur besitzen. Nur keine großen Tugenden, sondern lieber kleine bürgerliche Vollkommenheiten. Am liebsten und womöglich in jedem Bildchen möchte sie Alles erreichen, was ihre in Deutschland nun einmal erstgeborene und souveräne Schwester, die Aesthetik, nur irgend fordern kann: tiefe künstlerische Anschauung und vollendeten Ausdruck, Gedankenfülle und allgegenwärtige Charakteristik, Zeichnung und Farbe, Detaildurchbildung und Harmonie ꝛc. ꝛc. Mit solchem Streben ist sie vor Aufregung sicher. Denn dies Alleswollen steht höchstens alle hundert Jahre einmal Einem zu Gesicht, inzwischen aber verhindert es uns, irgendwo einmal individuelle Kraft zu entwickeln, selbst auf das Risico eines Excesses hin zu wagen, die zarte Dame Kunst vorwärts zu stoßen und Werke zu schaffen, vor deren schroffer Größe kein empfindender Mensch mehr nach all' den abgeblasenen Regelrichtigkeiten und zahmen Vollkommenheiten der Dutzendphilister in der Kunst fragen würde.

Schon darum ist es eigentlich mit dieser Durchschnittsanständigkeit in der Kunst eine bedenkliche Sache. Aber ich fürchte noch Eins: daß nämlich die wachsende Menge bequemen und leidlich tadelfreien Mittelgutes, trotz alles braven Strebens welches dahintersteckt, den mäßigen Kunstsinn unseres großen Publicums nur noch mehr herunterbringt. Immermehr müssen sich daneben die wenigen eigenartig bedeutenden Künstler unserer Tage unverstandene Bewunderung oder Ablehnung gefallen lassen, je nachdem sie mit dem dünnen Absud von ästhetischen Gesetzen, der bei uns so Manchem alle künstlerische Empfindung ersetzt, genießbar erscheinen oder nicht. Dauert dieser Zustand lange, meine ich, und geschehen dann doch einmal Thaten in der Malerei, welche, um die Kunst vorwärts zu zwingen und ihre alten Gebiete wieder zu erobern, so energisch gedacht sind, daß ihr Autor momentan einseitig werden oder doch erscheinen muß, so wird der Bildungsphilister bereits derartig überwiegend vertreten sein, daß sein Schrei über Störung des öffentlichen Bewußtseins oder der ästhetischen Nachtruhe wirklich beunruhigend erscheinen könnte. Diejenigen werden dann leicht zu wenige sein, welche begreifen, daß wir vorwärts müssen oder am Ende sind, die begreifen, daß ein energisch wollender Künstler heute kaum anders als einseitig sein kann und daß er für seine erfrischende That wohl das Recht hat, nach irgend einer anderen Seite hin auffallende Schwächen zu zeigen. Währenddessen wird die durch allseitig erträgliche Mittelmäßigkeiten in ihrem Schablonismus gestärkte Menge gerade über diese Schwäche herfallen, froh, daß dergleichen auch ihr einmal greifbar ist oder deutlich gemacht werden kann. Gegen das Große aber, das unter dem nachlässigen Gewand hervorschaut, wird sie sich um so mehr verblenden, als sie dasselbe überhaupt kaum nachzuempfinden im Stande ist und zu der Anerkennung des Ungewohnten und Schroffen überhaupt bei uns selten gelaunt sein wird.

Schon diesmal vielleicht haben wir von einigermaßen ähnlichen Fällen zu reden. Und schon jetzt sollte es mich durchaus nicht wundern, wenn ich bei der Gelegenheit in unheilbaren Widerspruch mit einem großen Theil meiner Leser geriethe, vielmehr bin ich völlig darauf gefaßt, von mehr als einem für einen sonderbaren Schwärmer taxirt zu werden. Vielleicht aber ist's auch noch nicht so schlimm, wie man draußen in der Provinz zu glauben genöthigt wird.

Allerdings, kurz bevor ich zur Ausstellung reiste, las ich in irgend einer Zeitung, daß in Berlin alle Welt entrüstet sei über die Annahme eines Bildes von Struyß, während ebenso kein Mensch daran zweifle, daß Camphausens „Napoleon und Bismarck" ein eminent hervorragendes Historiengemälde sei. Da ich nun durchaus keine Anlage verspüre, mich für einen Prediger und irgend eine öffentliche Meinung für die Wüste zu halten, so hätte ich darauf hin einfach beschlossen, daheim zu bleiben, wenn ich mir nicht sagen mußte, daß jene literarischen Vertreter der Madame tout Berlin schwerlich ein wirkliches Mandat zu ihrer Erklärung erhalten haben dürften. Außerdem: Donna è mobile, singt schon Verdi nicht zum ersten Mal.

Die Ansichten eines Künstlers, die ich am nächsten Tage so glücklich war zu vernehmen, machten mich dann wieder bedenklich. Aber sie waren es schließlich gerade, die den Ausschlag gaben, und darum, und weil sie für eine ganze Classe moderner Maler bezeichnend ist, will ich sie hier mittheilen.

Ich wurde also mit einem Herrn bekannt, der sich bisher Maler genannt hatte, seit gestern oder vorgestern aber den Titel eines königl. Baumeisters mit Recht führte. Er hatte das Bildermalen seit längerer Zeit an den Nagel gehängt und sich mit seltener Energie auf das Studium der Bauwissenschaften geworfen.

Gott weiß wie ich auf die wundervolle Rubens'sche Skizze, die im Weimarschen Museum hängt, im Gegensatz zu irgend einem modernen Gemälde zu sprechen kam. Da kam ich nämlich schön an.

— Rubens, sagte mein Gegenüber, der, wie ich von competenter Seite erfuhr, ein durchaus begabter Künstler sein soll, — Rubens! Ist das wirklich Ihr Ernst, daß Sie uns, uns Modernen, auf ihn und seinesgleichen hinweisen? Ja lieber Herr, ließe sich denn ein Mensch heut zu Tage z. B. nur solches Fleisch noch gefallen? Wenn Sie nur wenigstens ein Porträt gemalt hätten in Ihrem Leben, sagten Sie so was gar nicht. Das kommt aber von den Büchern —

— Entschuldigen Sie, meine Bücher heißen Belgien, Paris, Italien, Wien . . . .

— Aber ich bitte Sie! Wer nimmt diese dicken, gedunsenen, alten Weiber für Göttinnen oder findet sie nur schön! kein Mensch. Gehen Sie doch! Und welche feine Dame würde sich diese rohe, mindestens unhöfliche Ausführung gefallen lassen. Nein, Fleischmalen haben wir doch anders gelernt, — bitte lassen Sie mich aussprechen, ich bin Maler gewesen — und nun gar erst das Bildermalen! Das haben wir doch anders „können" gelernt, — Bildwirkung, Abwägen der Tonmassen, Wirken mit Gegensätzen von Hell und Dunkel — was finden Sie von Alledem bei diesen Leuten! Und dann denken Sie nur an die Masse brillanter Farben, die wir seitdem erfunden haben, an die Malmittel, überhaupt an Alles, womit Chemie und Erfahrung uns inzwischen bereichert haben.

Ich dachte mir: die Beweisführung ist eigenthümlich. Aber der Mann kann nun einmal den Rubens nicht leiden. Es gibt ja solche Antipathien. Daher sagte ich ziemlich sicher:

— Nun also, lassen wir die Flamländer. Sagen wir dafür irgend einen andern guten alten Namen. Für mich thäte es der kleinste einer großen Zeit. Aber meinetwegen sagen wir Raffael oder Velasquez, Michelangelo oder Tizian, Holbein oder Tiepolo . . .

— Für ihre Zeit mögen sie alle gut genug gewesen sein. Aber, lieber Herr, bedenken Sie doch das 19. Jahrhundert und unsere allgemeine Bildung. Seit wann haben wir denn wirkliche Anatomie — bitte — Costümkunde, ethnologische Interessen, geläuterte moralische Anschauungen? Und dazu die Aufklärung: Strauß, Hartmann, Häckel kennt der dritte Mann. Damals verstand man ja nicht einmal einen Galilei und wie weit haben wir den heute überholt. Jeder Dritte weiß heute mehr von den Weltgesetzen als er; ein riesiger Procentsatz unserer jungen Leute kann das Freiwilligenexamen machen, und lesen und schreiben kann so gut wie jeder.

Jetzt kam ich endlich einmal zu Wort. Ich sagte also ungefähr, daß ich die moderne Art seichter Aufklärung und selbst irgend eine einseitige Bereicherung des Wissens durchaus nicht für ein besseres Volksbildungsmittel halte als die Schulung des Geschmacks und der Empfindung durch die Literatur und Kunst. Daß ich ein Volk noch nicht für gebildeter taxire, weil es lächelt, wenn es von Josuas Sonne hört, am wenigsten Bevölkerungen gegenüber, die sich Steuern auferlegten, um den Klöstern ihrer Stadt künstlerische Façaden zu bauen, während die päpstlichen Truppen belagernd vor den Thoren lagen; die Bilder im Triumph trugen; die in Summa das Alterthum wieder ausgruben und die Renaissance schufen. Auch ich wurde einseitig und bedenklich populär. Aber ich kam auch schön an.

— Was, Sie wollen doch nicht eine Zeit mit der unsrigen vergleichen, in der man Hexen verbrannte . . .

— Um Gottes Willen! Die Päpste der humanistischen Periode . . .

— Sehen Sie, die Päpste! Das heißt Verdummung, Aberglaube, Canossa. Wir aber gehen nicht nach Canossa! Was wissen Sie überhaupt von jener Zeit. Sie waren vier Jahre in Italien? Sehen Sie! Da lassen Sie sich für Ihr Steckenpferd verblenden und halten es für einen Araber. Aufzeichnungen, Chroniken, Schilderungen — du lieber Gott,

Digitized by Google

was will das in der Zeit Droysens und Mommsens heißen. Sie sagen vielleicht Briefe! (Ich sagte schon längst gar nichts.) Jawohl, Künstlerbriefe. Glauben Sie, ich kennte Guhl und Koner nicht? Was bedeuten die paar Briefe berühmter Leute für die Bildung ihrer Zeit?

Archive, wollte ich sagen, aber ich schwieg lieber. Novellen — aber ich dachte an die Marlitt.

— Nein, fuhr er inzwischen fort, unser aufgeklärtes Jahrhundert kann mit den alten Bildern nichts mehr anfangen. Bildung und Kunst müssen sich entsprechen. Aus der Zeit, die Sie da verehren, kenne ich Bilder ohne Schlagschatten, ja sogar ohne Perspective, die Sie wahrscheinlich auch für sehr schön halten. Aber Gott sei Dank kann ich Sie versichern, daß keine heutige Jury dergleichen mehr annehmen würde. Muß das außerdem eine rohe Gesellschaft gewesen sein! Die Hälfte von dem, was sie malten, nackt! Uns Modernen ist das Nackte unsympathisch, überhaupt ein überwundener Standpunkt. Der gute gesellige Ton von heutzutage verträgt schon keine Brutalitäten. Und wenn diese Leute nicht Nuditäten malten, malten sie Heilige, was doch genau ihre Beschränktheit beweist. Oder konnten sie etwa Genrebilder malen? Und dann — was hatten diese Heiligen an? Gar nichts oder roth und blaue Phantasiemäntel oder — lachen Sie nur, modernes Costüm. Versuchen sie heute auch nur eine Achselklappe unhistorisch zu färben, und auch der Dümmste im Publikum wird ihr Bild zurückweisen. Und das soll nun eine Kunst sein: immerwährend Madonnen und Kindermorde! Die mußten sie dann schließlich wohl können, in ihrer Weise natürlich. Sehen Sie doch um Gottes willen nur unseren Reichthum an dagegen; wagen Sie nur ein Motiv, eine Figur zu nehmen, die schon ein Anderer gemacht hat, und Sie werden sehen, wie man's Ihnen aufmutzt. Ja unser Publicum! Nehmen Sie doch nur an, wieviel Gedanken allein die Genrebilder pro anno verarbeiten, und wer bei den Alten so was von Charakter und Durcharbeitung gekonnt hätte! Wenn mir dabei die platten, steifen Menschen des größten Holbein einfallen! Die paßten für seine Zeit, nicht für uns. Und es wäre traurig, wenn wir nicht besser gelernt hätten inzwischen. Wo bliebe da überhaupt der Fortschritt!

Ja so!

— Aber wie ist es denn mit der Architektur, wagte ich doch noch zu fragen. Ich spielte damit meine letzte Karte und den Rest meiner Zweifel aus.

Aber jetzt erglänzte der Andere.

— Dahin wollte ich Sie gerade haben, sagte er wohlmeinend. Da findet's doch der Blinde mit dem Stock, wieviel mehr wir verlangen und können. Bedenken Sie den Comfort, mit dem wir wohnen, die Surrogate, mit Hülfe derer wir ihn zu populariſiren im Stande sind, die Vielseitigkeit, Allseitigkeit in Stilen und Formen, mit denen wir die Wünsche eines Jeden in seiner Art zu befriedigen vermögen. Nein, lieber Herr, wir müssen heutzutage ganz Anderes leisten und lernen, als damals. Heute gehören ganze und gründliche Männer dazu, um dem zu entsprechen, was das immer gebildetere Publicum verlangt. Nehmen Sie nur das Baumeisterexamen an, und Sie werden begreifen, wie weit uns die Arbeitstheilung geführt hat. Sehen Sie, ich war Maler, aber ich habe es aufgeben müssen, als ich mich für mein neues Fach vorbereitete. Denn Eins geht nicht mehr neben dem Andern. Früher dagegen baute Jemand, der Bilder malte, auch noch Häuser, und wer Architekt war, hatte noch Zeit, Bilder zu malen. Das war damals. Aber durch das Baumeisterexamen käme kein Einziger von ihnen. Und sehen Sie, das ist „Heute".

Ich sah schon längst gar nichts mehr. Du lieber Gott, ich mußte eben schon an so eine Peterskuppel denken und daß ein so begabter Mensch, wie dieser Michelangelo, durch die Allotria, die er in der sixtinischen Capelle getrieben, es nicht einmal bis zu einer Staatsanstellung bei uns gebracht haben würde. Ich dachte an die unselige Zersplitterung bei all' den verblendeten Renaissanceleuten, und dann wuchs ich um mindestens einen Zoll. In was für einer Zeit lebte ich! Wir hatten Gott weiß wie viele Akademien, Professoren, Hofmaler, Oberhof-, Hof- und gewöhnliche Bauräthe, Berliner Oefen und Porzellan, Stile soviel es nur je gegeben und noch mehr Conversationslexica, die Photographie und Familienblätter, Gips und Zinkguß, französischen Firniß und Siccativ de Courtray, Anilinfarbe und englische Pinsel, jeder Mensch machte seine Examina und der Maler nächstens auch, wer mit Oel malte, durfte bald nicht mehr mit Essig malen — ja, es ging rasend vorwärts.

Etwas schwindlig ging ich in's Museum und nahm Abschied von den alten Schwarten, die da die Wände hüten und nun immer mehr zum Kinderspott werden mußten — und die ich in meiner Verblendung, so lange wie Gott weiß was verehrt hatte.

Dann schritt ich gehobenen Hauptes in ein Local, wo unsere zeitgenössische Kunst ausstellungsweise ihre permanenten Triumphe feiert ...

Aber Scherz bei Seite. Als mein amüsanter Gesellschafter fertig war, fand ich mich, wenn auch nicht von seiner Meinung, so doch von der Unverfrorenheit angesteckt, mit der er sie zu Markte trug. Und ich beschloß, diese Tugend sofort an der heurigen Berliner Ausstellung zu erproben, d. h. den Versuch zu machen, die mancherlei Wandlungen annähernd festzustellen, welche die modernste Malerei in Deutschland durchgemacht, auf ihre Schwächen hinzuweisen, sowie die mannigfachen guten und ausgezeichneten Qualitäten hervorzuheben, die sie sich an der Hand der Natur wie der alten Meister bis jetzt bei Einzelnen oder in ganzen Richtungen wieder zu erwerben gewußt hat. Und das soll im Folgenden versucht werden.

Notizen.

Ein ungedruckter Brief Schillers.

Beim Durchblättern der im vorigen Jahre von Goedeke herausgegebenen „Geschäftsbriefe Schillers" erinnerte ich mich, vor einigen Monaten in einer Autographensammlung eines hiesigen Kaufmanns einen Originalbrief Schillers aus dem Jahre 1794 gelesen zu haben, den ich vergebens bei Goedeke suchte.

Der Besitzer des Autographs, Herr W. P. Kuowles, war so freundlich, auf meine Bitte mir eine Abschrift und die Veröffentlichung zu gestatten.

Der Brief ist am 13. April an J. F. Frauenholz in Nürnberg aus Stuttgart kurz vor Schillers Abreise nach Jena geschrieben. Diese sollte am 25. April stattfinden, scheint aber erst am 6. Mai erfolgt zu sein, da Schiller am 18. Mai aus Jena Körner (siehe Sch. u. K. Briefw. III. 171) mittheilt, daß er seit drei Tagen angekommen sei und die neuntägige Reise recht wohl überstanden habe.

Es ist vorauszusetzen, daß in der den Briefinhalt bildenden Angelegenheit mehrere Briefe zwischen Schiller und Frauenholz gewechselt worden sind. Goedeke theilt aus dieser Correspondenz nur eine letzte Antwort von Frauenholz aus Nürnberg vom 21. Juli mit, indem er derselben die folgende Notiz vorhergehen läßt:

„Schon im Jahre 1791 hatte der Kunsthändler Frauenholz in Nürnberg Graffs Schillerbild mit Schillers Zustimmung ausgeliefert erhalten, um es durch Müller*) in Stuttgart stechen zu lassen. Nach Schillers Heimkehr hatte der Dichter Abdrücke davon erhalten, — — — für die er in einem leider nicht mehr erhaltenen Briefe vom 26. Mai seinen Dank abstattete."

Der beigehende Schiller'sche Brief scheint also Goedeke gänzlich unbekannt geblieben zn sein, und darf ich daher um so eher annehmen, daß er überhaupt bis jetzt noch nicht veröffentlicht worden.

Rotterdam, 17. Sept. 1876. Dr. Levié.

Der Brief lautet:

Stuttgardt den 13. April 94.

[1. Seite.] Ein Rückfall in meine alte Unpäßlichkeit hat meine Antwort auf Dero werthes Schreiben verzögert, weßwegen ich mich zu entschuldigen bitte.

Daß Sie Ihre Entschließung, wegen Dedication des Kupferstichs an irgend einen Großen, geändert haben, ist mir lieb. Gewöhnlich setzt man dadurch diese Herren nur in Verlegenheit einer Gegenerkenntlichkeit, und verdirbt es noch oben drein bei denen, welche man übergeht, und die darauf gerechnet hatten.

---

*) Schiller und Körner schreiben in ihren Briefen: Miller. Ob der in Schillers Brief genannte Prof. Müller der Kupferstecher ist, weiß ich nicht.

Digitized by Google

Der bloße Nahme Schiller mit lateinischer Schrift wird wohl unter dem Bilde genug seyn. Man liebt bei solchen Gelegenheiten die Simplicität und es bedarf weder der Vornahmen, noch viel weniger der Titel.

[2. Seite.] In Ihrem Urtheil über Lips' Arbeiten bin ich größtentheils Ihrer Meinung. Sein Fleiß ist zwar bewundernswürdig, und es fehlt seinen Werken weder an Kraft noch Korrektheit, aber desto mehr an Grazie und Freiheit.

Nach den Kupfern zu Göschens Ausgabe von Wiel. Schriften bin ich gar sehr begierig. Von den Zeichnungen, die Hr. Ramberg dazu gemacht hat, habe ich die meisten gesehen, die vortrefflich sind. Aber unter einem harten Grabstichel können sie freilich verlieren.

Führen Sie Ihre Idee nur ja aus, sobald es Ihnen möglich ist. Sie werden dadurch alle Freunde der Kunst sich höchlich verpflichten. Den Deutschen [3. Seite.] fehlt es gar sehr an solchen Unternehmungen, aber es fehlt freilich auch an Bezahlern.

Einigen Abdrücken von meinem Bilde, die Sie mir so gütig waren, zu versprechen, sehe ich mit großem Verlangen entgegen, und wünschte, wo möglich, daß ich solche noch vor meiner Abreise von hier zu Gesicht bekommen könnte, welche am 25sten dieses Monats vor sich gehen wird. Doch führt mich dießmal der Weg über Würzburg zurück.

An Hr. Prof. Müller habe ich, Ihrer Anweisung gemäß, 2 französische Thaler bezahlt.

Mit aller Werthschätzung verharr' ich

Ew. Hochwohlgeb.

ergebenster Diener

F. Schiller.

Die äußere Adresse lautet: „An Herrn J. F. Frauenholz, berühmten Buchhändler in Nürnberg." Der Brief war mit schwarzem Lack versiegelt, auf dem das Siegel noch erkennbar.

* * *

La station du Levant, par le Viceadmiral Jurien de la Gravière, membre de l'Institut. 2 tomes. Paris, E. Plon et Cie, 1876.

Dieses Werk enthält mehr, als sein Titel verspricht. Sein Verfasser, der französische Vice-Admiral Jurien de la Gravière, ist durch seine Schriften über die französische Marine („La Marine d'autrefois" und „La Marine d'aujourd'hui") und über die Reise der französischen Corvette „La Bajonnaise" in den ostasiatischen Gewässern, als Schriftsteller rühmlich bekannt. Das vorliegende Buch bildet gleichsam eine Fortsetzung seiner „Geschichte der Seekriege während der Republik und des Kaiserthums" (man gedenke der Schlachten von Cap-Saint-Vincent, Abukir, Kopenhagen, Trafalgar u. s. w.). Es schildert die Wiedergeburt der französischen Kriegsmarine nach der Katastrophe von 1814 und 1815 und namentlich ihre Verrichtungen in den Gewässern der Levante während des auf diese Katastrophe folgenden Menschenalters. Das Vertrauen der Erben des Admirals de Rigny hat den Verfasser in den Besitz des literarischen Nachlasses dieses Mannes gesetzt, welcher zu jener Zeit im Orient eine so hervorragende Rolle gespielt hat, namentlich während der mit 1825 beginnenden Epoche des griechischen Unabhängigkeitskrieges. Jurien de la Gravière hat sich aber nicht auf eine Bearbeitung dieser Correspondenzen beschränkt, er ist zurückgegangen bis zum Jahre 1816 und hat auch für die Zeit von 1825 ab andere, bis jetzt noch nicht edirte Quellen benutzt; namentlich hat ihm das französische Marineministerium seine Archive geöffnet. So lernen wir denn die Ereignisse im Orient in der Epoche von 1816 bis 1836 von einer neuen Seite kennen; und es gereicht der Darstellung zum entschiedenen Vortheil, daß wir die Hergänge einmal von einem neuen Standpunkt, nämlich von dem der Marine aus beleuchtet sehen. Wir gewinnen aus dieser Erschließung neuer Quellen, aus dieser Geschichtserzählung, welche uns mit den damals in der Levante stationirten Flotten Frankreichs, Englands, der Vereinigten Staaten und Oestreichs (eine deutsche Flotte gab es damals noch nicht) bekannt macht und sich daneben sehr eingehend mit den maritimen Leistungen der aufständischen Griechen beschäftigt, die Ueberzeugung, daß die bisherigen Darstellungen des griechischen Unabhängigkeitskrieges, namentlich auch diejenige in G. G. Gervinus' Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, welche Geschichte sich überhaupt mehr durch schwulstige Breite, als durch klare Uebersichtlichkeit auszeichnet, zum großen Theile unrichtig sind, oder wenigstens unvollständig.

Unvollständig insofern, als sie uns vorzugsweise von den Heldenthaten der Klephten, der Arnauten, Albanesen und Armatolen erzählen, dieser Landratten, die halb Hirten, halb Räuber, im Großen und Ganzen im Kriege die Bezeichnung „unsicherer Cantonisten" verdienen, dagegen die sehr erheblichen Leistungen der griechischen Seeleute, von den Küsten und den Inseln, nicht zur Genüge betonen. Diese wackern Theerjacken von Hydra und Spezzia, von Ipsara und Cayos, von Chios und Tenedos, von Nauplia und Negroponte (Euböa), waren es, welche den Ausschlag gaben. Die Miolis und Sakturis waren es, welche einem Chosrew und Ibrahim die entscheidenden Schlachten lieferten, welche mit ihren Brandern und sonstigen kleinen Fahrzeugen die türkischen Kolosse, schwere Schiffe von lethargischen Menschen regiert, ewig beunruhigten und zuweilen besiegten. Es ist wahr, auch diese Seehelden waren gerade keine Kenner und Verehrer des Völkerrechts, und es hielt zuweilen recht schwer, sie von Corsaren und Piraten zu unterscheiden. Aber sie haben doch Etwas geleistet; umsomehr, da ihre Kühnheit durch die Fahrlässigkeit der Türken Aufmunterung fand.

Für Männer vom Fach hat es ohne Zweifel großes Interesse, den Ausführungen des französischen Admirals zu lauschen in Betreff der Lehre, welche wir aus jenen Hergängen ziehen können, namentlich in Betreff der kriegerischen Verwendung kleiner und rascher Fahrzeuge gegen große und schwere. Aber auch für uns, die wir solchen technischen Deductionen nicht vollständig zu folgen vermögen, ist die „Station du Levant" höchst lesenswerth, insofern als sie uns ganz neue und unzweifelhaft zuverlässige Quellen erschließt für die Kenntniß der Zustände des Orients in einer noch nicht weit hinter uns liegenden Vergangenheit, welche uns zu Schlüssen auf die Zustände der Gegenwart ausreichend berechtigt. **K. Br.-M.**

* * *

Die Verlagsbuchhandlung W. Spemann (Stuttgart) gibt ein Prachtwerk heraus, dessen Prospect vielversprechend ist. Der Titel lautet: „Germania." Zwei Jahrtausende deutschen Lebens. Culturgeschichtlich geschildert von Johannes Scherr. In vier Capiteln wird das Alterthum, das Mittelalter, die Reformationszeit und die Neuzeit des germanischen Volkes geschildert, das Leben in Staat, Kirche und Gesellschaft, die Entwicklung der Kunst und Wissenschaft ꝛc. Der berühmte Name des Verfassers, unseres verehrten Mitarbeiters, ist Bürgschaft genug für den Text.

Auf die künstlerische Ausstattung soll besonderes Gewicht gelegt und nur jene Motive sollen für die Illustrationen gewählt werden, die charakteristisch für Zeit und Menschen sind. Das Werk erscheint in 28 Lief. à $1\frac{1}{2}$ Mk. und wird 50 Tondrucke in Folio und zahlreiche kleine Illustrationen bringen. Wir empfehlen das Unternehmen der Theilnahme unserer Leser.

Bibliographie.

Adolf Laun, Oliver Goldsmith. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke. (Berlin, Otto Janke.)

Ferd. Meyer, Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten. Friedrichs des Gr. Zeitalter. (Berlin, Alfred Weile.)

Fritz Tiegs, Biographie deutscher Dichter. (Eisenach, Bacmeister.)

Alfred Graf Adelmann, Aus Italien. Sieben Monate in Kunst und Natur. (Stuttgart, Richter und Kappler.)

Francis Ottiwill Adams, Geschichte von Japan, übersetzt von Emil Lehmann. (Gotha, Andreas Perthes.)

Gustav Kastropp, Suleika. Ein dramatisches Gedicht. (Stuttgart, Bonz & Co.)

Alex. Moszkowski, Poetische Musikgeschichte. Ein humoristisches Gedicht. (Berlin, Th. Barth.)

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Ursprung und Metamorphosen der Insekten.

Von

Sir John Lubbock,

Verfasser von „Die vorgeschichtliche Zeit", „Die Entstehung der Civilisation".

Autorisirte Ausgabe. Nach der 2. Aufl. aus dem Englischen von

W. Schloesser.

(Bibliothek naturwissenschaftlicher Schriften für Gebildete aller Stände. I. Band.)

8. Mit 63 in den Text gedruckten Illustr. und 6 Tafeln. brochirt. Preis 2 *M.* 50 ₰.

Jeder Band dieser Bibliothek ist einzeln käuflich.

In unserem Verlage ist erschienen:

REGESTA PONTIFICUM ROMANORUM

INDE AB A. POST CHRISTUM NATUM 1189 AD A. 1304.

EDIDIT AUGUSTUS POTTHAST

HUXARIENSIS WESTFALUS.

OPUS AB ACADEMIA LITTERARUM BEROLINENSI DUPLICI PRÆMIO ORNATUM EIUSQUE SUBSIDIIS LIBERALISSIME CONCESSIS EDITUM.

1873—1875. Vol. I. II. (Fasc. I.—XIII.) 271 Bogen in 4. geh. Preis 82 *M.*, cart. Preis 87 *M.*

Papst Pius IX. hat an den Verfasser Dr. Potthast in Bezug auf dieses monumentale Werk ein Breve gerichtet, welches in den wohlwollendsten Ausdrücken abgefasst ist und wortgetreu übersetzt auszüglich folgendermassen lautet:

„Wir freuen Uns, dass Du Deine beharrliche und eifrige Thätigkeit auf die Durchforschung der Handlungen und Ausschreiben verwendet hast, welche mehrere Unserer Vorgänger erlassen haben, deren Andenken und Namen eine um so grössere Ehrwürdigkeit gewinnt, je genauer und vollständiger die von ihnen veröffentlichten Urkunden untersucht werden..... Wir glauben, dass die Gelehrten und diejenigen, welche sich mit dem Studium der Kirchengeschichte beschäftigen, an Deinem Werke ein nützliches Hülfsmittel haben und dass sie Dir es gern verzeihen werden, wenn bei einem so gewaltigen anzusammelnden Stoffe etwas Deinem Fleisse entgangen sein sollte."

Das Urtheil Sr. Heiligkeit über diese riesenhafte Arbeit ist in den angeführten Worten so unzweideutig ausgesprochen, dass es zur bessern Empfehlung derselben keiner weiteren Angaben bedarf.

Kgl. Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin.

Verlag von **Rudolf Seelig** in **Lübeck:**

Slesvig-Holsteener Buerngeschichen

von

Angelius Beuthien.

Ehrs Band.

Klaas Hinnerk.

P. Molina fils, Bordeaux.

E. Potonié,

Dorotheenstrasse 42. N.W. **Berlin.**

Pro 12 Flaschen:

Bon Bordeaux	à Fl. *M.*	0.90.
Bon Médoc	à Fl. *M.*	1.25.
Talence	à Fl. *M.*	1.75.
St. Emilien	à Fl. *M.*	2.—.
St. Julien superieur	à Fl. *M.*	3.—.

Bei Gesuchen durch Postkarte schicke ich auch eine einzelne Probeflasche zu demselben Preise frei in's Haus.

Soeben erschien und ist zu beziehen durch die **Stuhr'sche Buchh., Berlin,** U. d. Linden 61:

Aus Italien.

Sieben Monate in Kunst und Natur

von

Alfred Graf Adelmann.

Gr. 8. Eleganteste Ausstattung. 5 *M.*

Verlag von Richter & Kappler in Stuttgart.

Nachdem die erste, mehrere tausend Exemplare starke Auflage von

Dr. Strousberg

und sein Wirken von ihm selbst geschildert.

Ein Band in gross Oktav. Preis 6 M.

in wenigen Tagen vergriffen war, ist nunmehr ein

zweiter unveränderter Abdruck

erschienen, so dass dem sich immer noch steigernden Verlangen nach diesem Aufsehen machenden Werke wieder genügt werden kann.

Anfangs October kommt der, seit etwa einem Jahre gegen Strousberg schwebende Prozess wieder vor das Moskauer Geschwornen-Gericht und sieht man dem Endurtheil mit äusserster Spannung entgegen.

Zur Orientirung über diejenigen Thatsachen, welche zu Prozess und Verhaftung geführt haben, dürfte die offene Darlegung derselben, welche der Autor in diesen Memoiren giebt, von hohem Interesse sein.

Das Werk ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Berlin, Zimmerstrasse 88.

Die Verlagsbuchhandlung: **J. Guttentag** (D. Collin).

Im Hinblick auf das am 10. October d. J. stattfindende **100jährige Jubiläum der Geburt Heinrichs von Kleist** machen wir die Freunde des Dichters aufmerksam auf die bei uns erschienene

Biographie Heinrichs von Kleist

von

Dr. A. Wilbrandt.

422 Seiten. 8. Preis 6 *M.*

Der Dichter des „Käthchens von Heibronn", der „Hermannschlacht", des „Prinzen von Homburg" hat in Adolf Wilbrandt einen Biographen gefunden, der an den Manen des großen Poeten gut machte, was an diesem ihr unverständlichen Genius die Mitwelt gesündigt hat. Heinrich von Kleist in seiner geschichtlichen Bedeutung aufzufassen und diesen vornehmsten und unglücklichsten der deutschen Romantiker in seiner tragischen Größe der Gegenwart zu schildern, das ist die Aufgabe, die sich Adolf Wilbrandt stellte. Der Name des Verfassers bürgt dafür, daß wir ein warm empfundenes, geistvoll gedachtes Buch vor uns haben, welches auf Niemand seine anregende Wirkung verfehlen wird, der an deutscher Bildung und an der Geschichte eines tiefangelegten, im Kampfe mit der Welt untergehenden deutschen Gemüthes überhaupt Antheil nimmt.

Nördlingen, Anfang October 1876. **C. H. Beck'sche** Buchhandlung.

In der **C. F. Winter'schen** Verlagshandlung in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Das Buch

der

vernünftigen Lebensweise.

Eine populäre Hygieine

zur

Erhaltung der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit

von

Dr. med. et phil. **Carl Reclam,**

Prof. d. Medicin u. Polizeiarzt zu Leipzig.

Zweite Auflage.

8. Geheftet: 5 *M.*

Von demselben Verfasser ist in gleichem Verlage erschienen:

Des Weibes Gesundheit und Schönheit. Aerztliche Rathschläge für Frauen und Mädchen. Mit Holzschnitten. 8. geh. 5 *M.* Geb. 5 *M.* 80 ₰.

Geist und Körper in ihren Wechselbeziehungen mit Versuchen naturwissenschaftlicher Erklärung. 8. geh. 4 *M.* 50 ₰.

Gesundheitslehre für Schulen. 8. geheftet 20 ₰.

Von einer Verlagshandlung werden einige **Manuskripte zu erwerben gesucht, welche sich zum Colportagevertrieb eignen, dieselben dürfen jedoch nicht mit der heutigen Colportageliteratur auf einer Stufe stehen, müssen vielmehr geeignet sein, auf das Volk veredelnd zu wirken.** Auf dem Boden des Christenthums stehend, dürfen dieselben nicht versuchen, für eine Religionsgesellschaft Propaganda zu machen oder dieselben zu verletzen. Die Verlagshandlung will versuchen, **unserer schlechten Colportageliteratur Concurrenz zu bieten** und hofft, hierbei durch bewährte Kräfte unterstützt zu werden. Der Schwierigkeiten sich wohl bewußt, welche dem Unternehmen entgegenstehen, nimmt dieselbe jeden Rath dankbar an. Fr. Offerten und Briefe befördert die Annoncenexpedition von **Haasenstein u. Vogler** in **Köln** unter Chiffre **H. 42241.**

Delius'

SHAKSPERE

IV. (Stereotyp-) Auflage

2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]

Verlag von **R. L. Friderichs** in **Elberfeld.**

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung Paul Neff in Stuttgart.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig. **Expedition,** Berlin N. W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 42. Berlin, den 14. October 1876. X. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Russisch-byzantinische Wechselwirkungen. Vom Verfasser der Briefe „Aus der Petersburger Gesellschaft". — Afrikaforschung und die internationale Conferenz zur Erforschung und Civilisirung Central-Afrikas zu Brüssel. Von Gustav Nachtigal. — **Literatur und Kunst:** Freiheit und Gleichheit. Von Eduard von Hartmann. — 1830. Von Paul Lindau. — Eine neue Biographie von D. F. Strauß. Von S. Hammerschlag. — Das Theaterschulwesen. Ansichten und Entwürfe aus dem Nachlasse von Heinrich Marr. (Schluß.) — Bibliographie. — Inserate.

Russisch-byzantinische Wechselwirkungen.

Vom Verfasser der Briefe „Aus der Petersburger Gesellschaft".

I.

St. Petersburg, im September 1876.

Die Beurtheilung, welche Rußlands Stellung zu den neuesten Vorgängen auf der Balkanhalbinsel in der deutschen Presse gefunden, hat einen neuen Beleg dafür geliefert, daß auch das gebildetste und kosmopolitischeste der westeuropäischen Culturvölker dem Leben auf der großen sarmatisch-slawischen Ebene so gut wie fremd gegenüber steht. Fast ausnahmelos ist man bezüglich der Bewegung, welche das russische Volk ergriffen hat, in Deutschland der Meinung, dieselbe sei das Product einer Parteiagitation, die zu den Auffassungen und Wünschen der Regierung in ausgesprochenem Gegensatz gestanden und die Masse der Nation für Ziele zu begeistern gesucht habe, die derselben bis dahin fremd oder doch gleichgültig gewesen. Gilt denen, die sich durch Vermittelung des Berliner Preßbureaus über die maßgebenden Kreise Petersburgs informirt zu haben glauben, doch für ausgemacht, daß die Regierung Alexanders II. mit allen großslawischen Wünschen und Bestrebungen Deutschland zu Liebe für immer gebrochen habe und in der Erfüllung freundschaftlicher Beziehungen zum Berliner Hofe das letzte Ziel aller russischen Politik sehe. Weil man annahm, Rußlands Zusammenhang mit den östreichischen und türkischen Slawen sei lediglich das Product einer bestimmten Parteidoctrin, die Ausgeburt altrussischen Größenwahnsinns und nationaler Großmannssucht gewesen, glaubte man zwischen slawisch und nichtslawisch gesinnten Russen einen festen Strich ziehen und aus der im Jahre 1873 stattgehabten Annäherung zwischen den Cabinetten von Wien und von Petersburg ohne Weiteres folgern zu können, in dem officiellen Rußland sei der sog. „Panslawismus" abgeschafft, die Beschäftigung mit Rußlands Aufgaben im Südosten zum Merkmal und zur Eigenthümlichkeit einer übelgesinnten, womöglich „nihilistischen" Opposition gemacht worden. Demgemäß wurden die ersten Anzeichen russisch-nationaler Theilnahme an den Geschicken der Bosnier, Bulgaren und Serben ziemlich gleichgültig aufgenommen und alle an dieselben geknüpften Befürchtungen von einer Störung des Dreikaiserbündnisses mit vornehmer Berufung auf die bekannte Friedensliebe des Kaisers, auf die Abneigung der höheren Kreise gegen panslawistische Velleitäten und auf die Ohnmacht abgefertigt, zu welcher mißliebige Agitationen in einem absoluten Staate verurtheilt seien. Als sich dann hinterher zeigte, daß die Sache keineswegs so gleichgültig sei, als man ursprünglich angenommen, halfen die Einen sich mit der Versicherung, daß der kriegerische Charakter der russischen Volksstimmung absichtlich übertrieben werde, um Oestreich den russischen Wünschen gefügig zu machen, während die Anderen zu den abgestandenen Phrasen von der slawischen Arglist und dem macchiavellistischen Charakter des Petersburger Cabinets griffen und den Verlauf der Dinge als ein im Voraus abgekartetes Spiel bezeichneten.

Zum Verständniß der wahren Sachlage und ihrer Bedeutung gibt es nur einen Schlüssel: die russische Geschichte. Wer sich auch nur mit den Umrissen der Jahrhunderte alten Wechselbeziehungen zwischen Kiew, Moskau und Byzanz bekannt gemacht hat, weiß ein für alle Mal, daß der sog. Panslawismus nie etwas anderes gewesen ist, als die zum Bewußtsein gekommene historische Verbindung des russischen Volkes mit der Quelle seiner Civilisation, dem Byzantinismus. Die panslawistische Partei, d. h. die Zahl von Männern, welche systematisch und planmäßig die Vereinigung aller Slawenstämme unter das russische Scepter und die Aufpflanzung des Doppeladlers auf die Thürme der Aja Sofia verfolgt haben, ist immer nur auf einen bestimmten Bruchtheil des russischen Volkes beschränkt gewesen: von dem instinctiven Bewußtsein, daß Rußland im Orient eine große Aufgabe zu verfolgen und die südslawischen Stämme aus ihrer Gebundenheit und Abhängigkeit zu befreien habe, ist dagegen nie ein russischer Staatsmann, nie ein russischer Herrscher ganz frei gewesen. Es hat ebensowenig slawistische Verbrüderungen gegeben, welche continuirlich und nach einem im Voraus ausgearbeiteten, in dem sog. Testament Peters des Großen niedergelegten Plane die Herrschaft der Pforte unterwühlten, wie russische Fürsten und Staatsmänner, welche sich grundsätzlich dem Orient abgewandt und mit der türkischen oder östreichischen Herrschaft über slawische Völker ein für alle Mal Frieden geschlossen hätten. Seit Jahrhunderten ist Byzanz für russische Augen mit demselben idealen Glanz umgeben gewesen, den Rom für das mittelalterliche Deutschland hatte; wie der Deutsche des 14., 15. und 16. Jahrhunderts in dem „römischen Reiche teutscher Nation" die Fortsetzung des römischen Imperiums sah, so gilt dem russischen Volksgeist der Moskauer Czarenthron für den legitimen Nachfolger und Erben des byzantinischen Cäsar. Nicht sowohl Erwägungen des politischen Ehrgeizes und dämonischen Machterweiterungstriebes, als unbewußte kirchlich-historische Motive sind es gewesen, welche Rußlands Orientpolitik geschaffen und bei jeder das türkische Reich bedrohenden Krisis zu einem bedeutungsvollen Factor der europäischen Staatengeschichte gemacht haben.

Digitized by Google

Weit davon entfernt, das Product eines ränkevollen Systems zu sein, ist der Zug, der Rußland gegenwärtig ergriffen und seine Blicke auf den Bosporus gerichtet hat, ein uraltes geschichtliches Verhältniß, welches nur mit erhöhter Deutlichkeit an die Oberfläche tritt. Wer über dieses Verhältniß irgend Bescheid weiß und außerdem an der einfachen Erwägung festhält, daß absolute Monarchen wegen der persönlichen Natur ihres Regiments von unter ihren Völkern herrschenden Strömungen sehr viel abhängiger sind, als durch den constitutionellen Apparat geschützte Fürsten, — dem wird nicht zweifelhaft sein können, daß die russische Begeisterung für Serben und Bulgaren von Hause die höchste Bedeutung hatte und daß Kaiser Alexander II. trotz seiner zweifellosen Friedfertigkeit niemals Willens gewesen ist, andere als russische Politik zu treiben. Zu dem Wesen dieser Politik gehört aber, daß sie nie den Contact mit der Nation verliert.

Der Ursprung der zwischen Rußland und Byzanz bestehenden Wechselbeziehungen datirt um ein reichliches Jahrtausend zurück. Wie das vorchristliche Germanenthum seiner Abenteuerlust kein glänzenderes Ziel vorzustecken wußte, als den Einbruch in den Hesperidengarten südlich von der Alpenwand, so bildeten Piratenzüge in die Stadt des byzantinischen Kaisers die liebste Beschäftigung der heidnischen Slawenstämme, welche nördlich vom Schwarzen Meere ihren Sitz hatten. Schon im Jahre 866 n. Chr. flößte der Name der kriegerischen „Rooss" (Ῥως), welche unter der Führung Askolds und Dirs, den Waffengenossen des Staatengründers Rurik, auf leichten Kähnen im thracischen Bosporus erschienen waren, den Bewohnern Constantinopels Schrecken und Besorgniß ein und bedurfte es dem Volksglauben nach eines Wunders, damit das goldkuppelige Byzantium von slawischer Herrschaft gerettet würde. Fünfzig Jahre später führte Oleg, der Erbe Ruriks und Mörder Askolds und Dirs, auf demselben Wege, den neun Jahrhunderte später Graf Diebitsch-Sabalkansky einschlug, ein mächtiges Heer vor die Thore der Hauptstadt Leos III., während gleichzeitig 2000 Ruderboote, die den Dnjepr hinab in das Schwarze Meer gefahren waren, in den Dardanellen erschienen: nur um den Preis eines demüthigenden Vertrages wurde die oströmische Hauptstadt zum zweiten Mal von der ihr aus Norden drohenden Gefahr errettet. Ebenso mußte Igor, der Erbe Olegs, abgekauft werden, als er im J. 944 seinen zweiten Heereszug nach Süden antrat, um an dem Kaiser Roman Lakapen für die Niederlage Rache zu nehmen, die seiner Flotte drei Jahre früher durch das „griechische Feuer" bereitet worden war. Erst, als nach abermals vierzig Jahren Wladimir der Heilige, Igors Enkel, das Christenthum griechischen Bekenntnisses angenommen und zum Lohne dafür der Prinzessin Anna (einer Schwester der Kaiser Basilius und Constantin und Schwägerin Ottos II.) Hand erhalten hatte, wandte das Blatt sich und wurde die den byzantinischen Herrschern von Norden her drohende Gefahr dauernd beschworen. Die Bande aber, die fortan zwischen dem aufstrebenden Rußland und dem sich zum Niedergang neigenden oströmischen Reich geknüpft wurden, waren so enge, daß das erstere sich bereits vor 400 Jahren als den providentiellen Rechtsnachfolger des letzteren ansehen konnte. Alles, was von sittigenden Einflüssen nach Rußland gelangte und das von Wladimir begonnene Christianisirungswerk fortsetzte, war griechisch-byzantinischen Ursprungs. Daß Jahrhunderte lang die höheren kirchlichen Aemter, einschließlich der Klostervorstände und höfischen Beichtiger, in der Regel mit Griechen besetzt wurden, verstand sich von selbst, da der ökumenische Patriarch als oberster Herr der neubegründeten russischen Kirche angesehen wurde und die Verwaltung derselben wesentlich in seinen Händen lag. Griechisch war die Sprache, in welcher angehende Geistliche zuerst unterwiesen wurden, griechisch die Ordnung des Hofes von Kiew, griechisch der Zuschnitt der Tracht, welche die höheren Stände anlegten, griechisch der Geschmack, in welchem die kirchlichen Gebäude aufgeführt wurden; griechische Architekten, Maschinenbauer, Waffenschmiede und Lehrer standen an der Spitze aller Unternehmungen, in welchen Wladimirs Nachfolger sich versuchten — Byzanz war das Vorbild, dem man auf allen Lebensgebieten nachstrebte, die heilige Stadt, aus der Alles kam, was auf Geltung in dieser und in jener Welt Anspruch hatte, der Vorhof des Himmels und das Paradies der Erde, nächst Jerusalem der Gott wohlgefälligste Fleck des Universums. So hoch war das Ansehen, dessen insbesondere der griechische Mönch genoß, daß selbst Irrlehrer, notorische Taugenichtse und Schwarmgeister, welche der Zorn des ökumenischen Patriarchen aus ihrer Heimat vertrieben hatte, in Rußland die Rolle hochbegnadigter Lehrer und Kirchenlichter spielen konnten und daß — als Ueberbleibsel aus dieser im Uebrigen vollständig vergangenen Zeit — der griechische Mönch (namentlich der vom Berge Athos) dem gemeinen Russen noch heute für heiliger und ehrwürdiger gilt, als der einheimische. — Nicht zerrissen, aber erheblich gelockert wurden diese Bande erst im dreizehnten Jahrhundert, d. h. zu einer Zeit, wo sie bereits die doppelte Weihe der politisch-geschichtlichen und der kirchlichen Tradition empfangen hatten. Jene entsetzliche mongolische Ueberfluthung, welcher Rußland unter Juri III. und Swätoslaw II. verfiel und die den jungen, kaum aus dem Fundament herausgearbeiteten Staat für Jahrhunderte in die Fesseln sklavischer Abhängigkeit von einem rohen Nomadenvolk schlug, erdrückte alles geistige und alles staatliche Leben so vollständig, daß Jahrhunderte lang von Beziehungen der russischen Fürsten zum Auslande überhaupt nicht die Rede sein konnte und daß diese keine andere Sorge kannten, als die um Erhaltung der eignen Existenz. Es schien ein halbes Wunder, daß das Christenthum diese Periode überdauerte, — die jungen Blüthen christlicher Cultur, welche byzantinische Hände gepflanzt hatten, wurden zum größten Theil wieder ausgerauft und für die fremden Gärtner, welche bis dahin in der Pflege derselben ihren Beruf gesehen hatten, war während ganzer Generationen in dem unglücklichen, ausgeplünderten Lande keine Stätte mehr. Dann aber brachen über das oströmische Reich selbst Prüfungen herein, welche noch schwerer waren als die, welche das alte Rußland zu erdulden gehabt hatte. In die Tage jenes Iwan Wassiljewitsch, der die russische Staatseinheit begründete und sein Vaterland von der Mongolenherrschaft befreite, fallen die Einnahme Constantinopels durch die Türken und die vollständige Vernichtung des oströmischen Reichs. Zur Rettung dieses Staates hatte der um die Grundlagen seiner Existenz kämpfende russische Staat nichts thun können, — zur Uebernahme der Erbschaft desselben meldete der erste Czar von ganz Rußland sich unmittelbar, nachdem er die Hände frei bekommen hatte. In der ausgesprochenen Absicht, damit ein Anrecht auf den Kaiserthron zu erwerben, den der Fall des letzten Paläologen erledigt hatte, nahm Iwan Großfürst III. (als Czar der I. dieses Namens) den ihm durch seinen Münzmeister Iwan Fräsin übermittelten Vorschlag Papst Pius II. an, sich um die Hand der schönen Sophia, der Tochter des Tyrannen Thomas von Morea und Nichte des unglücklichen Kaisers Constantin, zu bewerben. 1475 wurde die Vermählung des nunmehr ersten Vorkämpfers der orthodoxen Kirche mit der Erbin von Byzanz vollzogen und gleichsam als Commentar zu diesem Ereigniß der doppelköpfige griechische Reichsadler dem Wappen des russischen Reichs hinzugefügt.

Freilich vergingen noch Jahrhunderte, ehe Rußland daran denken konnte, den im J. 1475 erworbenen Rechtstitel geltend zu machen. Iwans des Schrecklichen Kämpfe mit Polen, Schweden, deutschen und livländischen Ordensrittern, dann die Wirren, welche die Usurpation Godunows und das Auftauchen der sog. falschen Demetrier über Rußland hinaufbeschworen hatte, schienen Gedanken an eine Erweiterung der Reichsgrenze nach Süden (wo damals mächtige Tartarenstämme hausten) so gut wie unmöglich zu machen. Fanden Berührungen zwischen den Moskowitische Czaren und dem Sultan überhaupt statt, so waren dieselben damals gewöhnlicher friedlicher Natur, hatten doch beide in dem krimmischen Tartarenchan einen unbequemen Nachbar; 1570 wurde zwischen dem „schrecklichen" Iwan und Selim II. sogar eine Vereinbarung geschlossen, durch welche

Digitized by Google

beide Theile sich Frieden und Freundschaft gelobten und der Sultan den auf türkischem Boden lebenden Russen Handelsfreiheit zusicherte. Nichts desto weniger wußten die türkischen Staatsmänner des 16. Jahrhunderts bereits, daß Rußland mit der Zeit zum gefährlichsten Feinde der Osmanenherrschaft werden könne und daß die historischen Beziehungen dieses Reiches zum Byzantinismus und zur griechischen Kirche die Pforte sehr viel ernster bedrohten, als die 150,000 Reiter und 60,000 Mann Fußvolk, über welche der Moskowitische Großfürst zu gebieten hatte. Genau dreihundert Jahre ist es her, daß ein genauer Kenner orientalischer Menschen und Dinge, der venetianische Gesandte am Hofe Suleimans I., Giacomo Soranzo, die nachstehende Bemerkung niederschrieb:

„Der Großfürst der Moskowiter wird von dem Großherrn vorzüglich deshalb gefürchtet, weil er derselben griechischen Kirche angehört, wie die Bewohner von Bulgarien, Bosnien, Serbien, Morea und Griechenland, welche ihm darum sehr ergeben sind (divotissimi per ciò al nome); diese Bevölkerung wird auch immer bereit sein, die Waffen zu erheben, um sich von der türkischen Sklaverei zu befreien und sich der Herrschaft des Großfürsten zu unterwerfen."

Wesentlich auf dieser Russenfurcht des Divans beruhte der außerordentliche Eifer, mit welchem Suleiman I. und Selim II. sich nach dem Erlöschen des Jagellonenstammes in die Angelegenheit der Wiederbesetzung des polnischen Königsthrones gemischt hatten: mit richtigem Instinct hatten diese Fürsten sich gesagt, daß die Grenzen des türkischen Reichs sicher zu sein aufhören würden, wenn ein „Moskowiter" in Polen zur Herrschaft gelangte und demgemäß hatten sie ihre Maßregeln zu nehmen, ihre diplomatischen Agenten zu instruiren gewußt. Ebenso genau wußten aber auch die russischen Czaren jener Zeit, daß unter all' den Völkern, von denen sie umgeben waren, die Türken das einzige seien, welches sie unter allen Umständen als ihren Feind anzusehen hätten und mit dem nie ein ehrlicher Frieden geschlossen werden könne. Daß die Unversöhnlichkeit dieses Gegensatzes keineswegs blos auf dem religiösen Gegensatze zwischen orthodoxem Christenthum und Islam beruhe, war für schärfer sehende Augen schon im 17. Jahrhundert kein Geheimniß mehr. „Le Grand Duc de Moscovie a toujours mieux aimé de demeurer en bonne intelligence avec le roi de Perse," so schrieb des Hayes in seiner 1622 publicirten „Voyage de Levants" mit Beziehung auf die steten Abweisungen, welche der Pforte zu Theil geworden, wenn sie sich mit Rußland gegen Persien zu verbinden gesucht — „que de donner moyen aux Ottomans de s'aggrandir, ce que luy serait à la fin fort préjudiciable."

Das siebzehnte Jahrhundert sollte nicht zu Ende gehen, ohne daß die Richtigkeit dieser Bemerkungen bewahrheitet wurde.

Afrikaforschung und die internationale Conferenz zur Erforschung und Civilisirung Central-Afrikas zu Brüssel.

Die Bestrebungen zur Erforschung Afrikas gehen bis auf die Anfänge der Geschichte zurück. Ob die alten Egypter die Quellgebiete des Nils gekannt haben, ob König Salomons Goldland Ophir im östlichen südäquatorialen Afrika lag, ob phönicische Seeleute unter König Necho Afrika umschifft haben, ob Hanno von Carthago zu Schiffe bis in den Meerbusen von Guinea gelangte, ist zwar nicht völlig erwiesen; doch die Nachrichten über diese ersten geographischen Unternehmungen beweisen das Interesse, das man an der Kenntniß des Continents nahm. Schon Kaiser Nero hatte seine Nilquellenexpedition; schon zu seiner Zeit hörte man von den Pygmäen, die es erst unserem Schweinfurth zu sehen bestimmt war; schon römische Expeditionen durchzogen die große Wüste nach Süden und wenn auch nach Ptolemäus das Interesse erlahmte und die mühsam erworbene Kenntniß von Afrika zum Theil verloren ging, so folgte doch bald die Invasion der Araber, welche staunenswerthe Resultate für die Erschließung des geheimnißvollen Continents hatte. Von der Kraft getrieben, welche nur religiöse Schwärmerei und Fanatismus verleiht, überflutheten sie nicht nur die Nordküste Afrikas, sondern wenige Jahrhunderte später finden wir sie jenseits der großen Wüste Staatenbildungen vermitteln am Nigir und am Tsadsee. Jener schwungvolle Glaubenseifer ist zwar lange dahin; doch seit jener Zeit wird das nördliche Afrika bis fast zum Aequator und das östliche bis über Zanzibar nach Süden hinaus von ihren Handelswegen nach allen Richtungen durchschnitten und sie dringen noch jetzt weiter in's Innere, als unsere Forschungsreisenden selbst nur durch Erkundigungen feststellen konnten.

Wie kommt es, daß weder die Araber noch die dann folgenden Portugiesen, welche in ihrer weltbewegenden Entdeckungsperiode durch Besetzung eines großen Theils der südäquatorialen Ost- und Westküste eine so herrliche Gelegenheit hatten, die Kenntniß des Innern zu vollenden, Erhebliches für die dauernde Erschließung desselben zu thun vermochten? Weil ihre Unternehmungen jeden großen sittlichen Hintergrundes, jeden gemeinnützigen Charakters entbehrten, weil sie nur augenblicklichen diplomatischen und commerziellen Bedürfnissen entsprangen, nur den Interessen Einzelner dienen sollten.

Erst seit dem Ende des verflossenen Jahrhunderts wurde die Afrikaforschung ein gemeinnütziges Ziel für wissenschaftliche und humanitäre Bestrebungen, erst diese neue Phase schuf die zahlreichen Missionäre derselben, die sich in begeisterter Hingebung freiwillig ihrem Ziele widmeten und oft opferten. Zu jener Zeit konnte die British African association entstehen, und wenn auch das von ihr gewählte Forschungsgebiet ein anderes war, als das gänzlich unbekannte Innere, welches jetzt hauptsächlich die gebildete Welt interessirt, und wenn auch ihre großen Sendlinge Mungo Park, Hornemann, Burkhardt im Streben nach ihrem Ziele zu Grunde gingen, so hat sie und ihre Reisenden doch der modernen Afrikaforschung den ersten, hauptsächlichen Aufschwung gegeben. Diese zeigten, was menschliche Energie zu leisten vermag, und setzten die Schwierigkeiten, welche sich Forschungsreisenden entgegenstellen, in's hellste Licht: ihre Erfolge sowohl, als ihre Schlappen, reizten zur Nacheiferung. Zahllos waren seitdem die opferreichen Unternehmungen zur Aufhellung des schwarzen Continents. Glänzend und häufig waren die Erfolge, häufiger die Mißerfolge und reich und tragisch die Nekrologie der Afrikaforscher.

Wie viel Thatkraft und wissenschaftliches Streben liegt nicht in der Wüste begraben, wie viel Verluste ihrer oft hoffnungsvollsten Söhne haben nicht aller Herren Länder in den ungesunden Küstenstrichen, in sumpfigen Gegenden des Innern zu beklagen; wie viel Muth und edler Sinn wurde dort nicht von denen der Vernichtung geweiht, die der Gegenstand ihres humanitären Strebens waren!? Doch andererseits, wie viel ruhmvolle Entdeckungen sind nicht seitdem gemacht; welche Perspective ist nicht commerziellen Unternehmungen eröffnet; welches weite Feld der Thätigkeit hat nicht begonnen, sich philanthropischem Streben zu erschließen; welcher Fortschritt der Menschheit ist nicht angebahnt!? Die Nilquellenfrage scheint erledigt, die der Congoquellen reift ihrer Entscheidung entgegen, allmälig beginnen die hydrographischen und orographischen Verhältnisse Innerafrikas sich zu klären; schon wiederholentlich wurde der Continent quer durchschritten, und der weiße Fleck des gänzlich unbekannten äquatorialen Theils verliert fast alljährlich ein kleines Stückchen seiner Peripherie. Die Küsten besetzen sich allmälig mit europäischen Factoreien und Elfenbein, Straußenfedern, Gummi, das Oel der Oelpalme und der Arachis, die Erdnüsse, Copal, Farbehölzer, bilden die Gegenstände lebhaften Handels. Schon ist es christlichem Einflusse gelungen, den Sklavenhandel auf dem größten Theil der Westküste und im Norden zu unterdrücken; schon hat England den Herrscher von Zanzibar bewogen, dasselbe in seinem Staate zu

Digitized by Google

thun, und englische Missionsgesellschaften existiren am Nyassasee und werden gegründet in Udschidschi, in Uganda und Karagus.

Freilich bleibt noch mehr zu thun, als schon geschah. Die Erfolge derer, die selbstlos ihr Leben oft opferten, stets aber in die Schanze schlugen, um der Wissenschaft und der Civilisation zu dienen, sind heilige Vermächtnisse, die ihrer Förderung und Ausnützung harren. Deutschland hat ihrer nicht am wenigsten empfangen und wird nicht zögern, die Erbschaft anzutreten.

Noch hüllt das unerforschte Innere die wichtigsten und entscheidendsten Probleme, die gelöst werden müssen, ehe wir von geographischer Kenntniß Afrikas sprechen können, in sein tiefes Dunkel; noch bietet sich dort dem Kaufmann und dem Industriellen reiche Ausbeute an Kupfer, Eisen, Kohle, Kaffee, Semsem, Zuckerrohr, Colanüssen, Baumwolle, noch bleiben uns dort die Schandflecke des Sklavenhandels zu tilgen, des Cannibalismus auszurotten und christliche Ideen einzuführen.

Etwa 70,000 □Meilen harren des Anfangs ihrer Erschließung, ein Flächenraum, etwa 7 Mal so groß als Deutschland.

Wenn es aller Hingebung und Opferwilligkeit, welche unser Jahrhundert diesem Ziele gewidmet hat, noch nicht gelungen ist, diesen unbekanntesten Theil unseres Erdballs aufzuhellen, so liegen die Gründe dafür theils in den Schwierigkeiten der Sache selbst, theils in der Unvollkommenheit der Unternehmungen, ihrer Vereinzeltheit in Raum und Zeit, der Rapidität, mit der sie ausgeführt werden sollten, dem Mangel an Mitteln, die ihnen geopfert werden konnten.

Das Herz Afrikas bot stets durch die Massenhaftigkeit des Continents, seine wenig gegliederten Küsten, durch die große Wüste im Norden, durch die an Kataraкten und Stromschnellen reichen Flüsse, durch den Mangel an Transportthieren, durch das unheilvolle Klima der Küsten natürliche, schwer besiegbare Hindernisse für das Eindringen fremder Einflüsse. Die Bewohner blieben auf dem Standpunkte ihres Civilisationsgrades von vor Tausenden von Jahren, brachten es selten zu größerer Staatenbildung, waren zum großen Theil dem Cannibalismus ergeben, und das Element, das ihnen die Civilisation hätte bringen sollen und in gewisser Ausdehnung auch brachte, der Islam und seine Anhänger, richteten im Gegentheil durch Sklavenjagd und Sklavenhandel, der in bescheidener Weise wohl immer existirt hatte, den jene aber aus religiösem Hochmuthe und aus commerziellem Interesse zu gräßlicher Höhe brachten, eine Barriere auf, ebensowohl gegen die eigene Ausbreitung als gegen das Eindringen harmloser Forscher. An ihr scheiterte schon manches Unternehmen und noch manchem enthusiastischen Reisenden wird sie unübersteigbar bleiben. Wo der Islam mit dem Heidenthum zusammenstößt, wird der europäische Reisende mit den Anhängern des ersteren identificirt und natürlich von den armen Heiden als Feind ihres Besitzes, ihres Glückes, ihrer Existenz angesehen. So ist es besonders von Norden her, von den Sudanstaaten aus. Von Westen hatten Portugiesen früherer Jahrhunderte kaum günstigere Basen geschaffen, und gelang es dem Reisenden wirklich einmal, diese das angestrebte Innere einschließende Mauer zu überwinden, so fand er sich mit dem Mißtrauen, das er, eine so fremdartige Erscheinung, naturgemäß erregen mußte, einer zerfahrenen rechtlosen Welt gegenüber, in der Stamm gegen Stamm, oft Dorf gegen Dorf oder gar Familie gegen Familie stand, mit einem Besitzthum, das ihm den Weg bahnen sollte, Leuten gegenüber, die in eigener Armuth den Werth desselben weit überschätzten. Dies Mißtrauen bleibt ohne einen längeren Aufenthalt in derselben Umgebung schwer besiegbar. Hier und da gelang es dem Einzelnen vielleicht, es abzuschwächen, doch wie ein Meteor war er in der fremdartigen Welt erschienen, wie ein Meteor verschwand er alsbald wieder. Sein Nachfolger findet wieder die dunkelste Nacht, und die spärlichen Familiarisirungserfolge, welche sein Vorgänger errungen hatte, sind, ohne eine Spur zu hinterlassen, wieder verschwunden. Das Mißtrauen wächst, sobald größere Expeditionen einzudringen versuchen, und wird dann zu offener Feindschaft. Gelingt es solchen, mit ihrer Machtentfaltung sich den Weg zu bahnen, so können sie unter Umständen einen wissenschaftlichen Erfolg haben, aber die Humanitätsbestrebungen leiden unter ihnen. Gelingt es dem Americaner Stanley, seine Pläne mit blutiger Energie ausführen, so wird ihm gewiß Niemand das Zeugniß hohen Muthes, bewunderungswerther Thatkraft versagen, doch der Menschenfreund wird seinen Erfolg bedauern. Hinter ihm, der ja doch in dem weiten Unbekannten nur eine bescheidene Linie ziehen konnte, schließt sich dann der verschleiernde Vorhang dichter und hermetischer denn je, und erschwert so das Werk der Nachfolger.

Im Allgemeinen erzielten unscheinbare Einzelreisende in Innerafrika immer noch die größten Resultate auf gänzlich unbekanntem Terrain. Wo die sorgfältigsten, mit großem Kostenaufwande ausgerüsteten wissenschaftlichen Expeditionen scheiterten, erreichten die einzelnen, oft mit den bescheidensten Mitteln, das Ziel, ich erinnere an Livingstone, Barth, Schweinfurth, Rohlfs, Cameron. Das Ideal eines Reisenden zur Erschließung einer unbekannten, uncivilisirten Welt bleibt Livingstone. Nur nach seinem Beispiel kann die Reise eines Einzelnen für die dauernde Erschließung eines Landes von Werth sein, kann der Keim zur Civilisirung in die berührten Völker gelegt, ihr Verkehr mit der Außenwelt angebahnt werden. Viele werden wissenschaftlicher reisen als er, Niemand segensreicher. Das beruhte auf den sittlichen Motiven, die ihn trieben, auf dem unverwüstlichen Wohlwollen, das er den Völkern entgegentrug, die er civilisiren oder christianisiren wollte, auf seiner zähen, zuwartenden, opferwilligen Natur, und fast ebenso sehr auf den Mitteln, über welche er gebot. Seine Erfolge konnten auf sich warten lassen, ohne daß das Interesse für ihn und seine Sache erlahmte. Das Gegentheil findet nur allzu oft statt bei von Deutschland ausgesandten Reisenden, die nur darauf bedacht sein müssen, rapide Erfolge zu erzielen, damit ein scheinbarer Mißerfolg nicht die materiellen Mittel abschneide.

Glänzende Erfolge müssen von Zeit zu Zeit unserer Welt, die von so viel anderen zwingenden Interessen absorbirt ist, frischen Muth, neue Lust einflößen, das Werk nicht ruhen zu lassen. Sie werden der fruchtbare Boden für neue Thaten und sie fehlten uns in den letzten Jahrzehnten wahrlich nicht.

Als Schweinfurth von seiner resultatreichen Reise in's Herz Afrikas zurückkehrte, konnte die deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorialafrikas gegründet und für deutsche Verhältnisse ungewöhnlich reiche Mittel geschaffen werden. Ebenso erweckte die ruhmreiche Rückkehr Camerons im hochgebildeten Könige der Belgier, der, mit Vorliebe geographischen Studien hingegeben, seit längerer Zeit afrikanischen Verhältnissen seine besondere Theilnahme schenkte, die Idee, solchen vereinzelten, glänzenden Erfolgen Halt und Zusammenhang durch einen systematischen Plan der Unternehmungen und diesem Plan die nachhaltige Ausführung durch eine internationale Direction zu sichern. Er vereinigte, um seine Ideen zu verwirklichen, gegen die Mitte des verflossenen Monats eine Reihe von Männern verschiedener Nationen, Männer der Wissenschaft, erfahrene Forschungsreisende, Philanthropen in seiner Königswohnung, um in zwangloser Conferenz ihnen seine Ideen vorzulegen und mit ihrer Hülfe womöglich die Grundlage einer internationalen Organisation zu schaffen, fähig, zum hohen Ziele zu führen. Diese internationale Conferenz tagte am 12., 13. und 14. September. — Da waren aus England gewichtige geographische Namen, Sir Bartle Frère, Sir Henry Rawlinson, Sir Rutherford Alcock, Commandor Cameron, Colonel Grant, der Gefährte Speke's, und erfahrene Männer voll Liebe zur Menschheit, wie Admiral Heath, Mackinnon, Sir Fowell Buxton, Sir John Kenneway, Sir Harry Verney. Frankreich war vertreten durch den Admiral La Roncière le Noury, Charles Maunoir, den rastlosen Generalsecretär der Pariser geographischen Gesellschaft, und später durch Henry Duveyrier, den Saharakenner, und Marquis de Compiègne, der von Gaben aus in's Innere Afrikas zu dringen versucht hatte. Aus Deutschland waren anwesend: Baron von Richthofen, Hofrath Rohlfs, Dr. Schweinfurth und Dr. Nachtigal, während andere gewichtige Afrikakenner, wie Petermann, Bastian, Kiepert gegenwärtig zu sein verhindert waren. Oestreich hatte gesendet den Reichsfinanzminister Baron

Digitized by Google

Hofmann, den Hofrath von Hochstetter, den Grafen Zichy und den Lieutenant Lux; Italien und Rußland waren nur durch je einen Vertreter repräsentirt, den verdienten Negri und den hervorragenden Semenoff. Da waren endlich aus Belgien selbst eine Reihe von Gelehrten, Parlamentsmitgliedern, Philanthropen, Diplomaten, wie Baron Lambermont, Dr. Banning und Andere, deren Namen ich nicht nenne, nicht etwa, um ihre Bedeutung zu verschweigen, sondern weil sie selbst sich die äußerste Reserve in der Betheiligung an den Discussionen der Conferenz auferlegten. Die Vereinigten Staaten hatten zwar keine Theilnehmer geschickt, doch der Präsident der geographischen Gesellschaft von New-York verlieh brieflich der allgemeinen Theilnahme an dem gemeinnützigen Ziele und dem Versprechen Ausdruck, nach Kräften an demselben mitarbeiten zu wollen. Daß noch Manche fehlten, deren praktische Erfahrungen über Afrika im Rathe der Versammelten wünschenswerth gewesen wären, lag in dem privaten und provisorischen Charakter der Conferenz.

Sobald König Leopold die Anwesenden in einfacher Rede bewillkommnet hatte, in der er ausführte, wie ihm Belgien, ein kleiner, central gelegener, neutraler Staat, ein geeigneter Ausgangspunkt für ein solches im Zeitgeiste liegendes internationales Unternehmen erscheine, und wie der einzige Ehrgeiz seiner Initiative in dem Ruhme bestehen würde, daß von seinem Lande der erste Schritt geschehen sei zur Realisirung eines so eminenten Zweckes als die Erschließung des unbekannten Afrika für wissenschaftliche und civilisatorische Bestrebungen darstelle, und nachdem die anwesenden Afrikareisenden verschiedener Nationen einen Ueberblick über ihre Reisen gegeben hatten, legte der königliche Präsident die zu discutirenden Fragen der Conferenz in präciserer Form vor:

ob es wünschenswerth sei für den Zweck der Erschließung Innerafrikas für Wissenschaft und Civilisation, wissenschaftliche und herbergende Stationen zu gründen;

wie das anzustrebende Gebiet zu begrenzen und wo die Stationen anzulegen seien, und welchen Charakter dieselben haben sollen;

wie durch ein internationales und centrales Comité und durch nationale Comités eine internationale Association zur Erreichung des Zweckes zu gründen sei.

Ueber das Wünschenswerthe der zuerst betrachteten Stationsschöpfungen herrschte nur eine Meinung. Größere Expeditionen sowohl als Einzelreisende sind ihrer in gleicher Weise benöthigt. Jene bedürfen der Erneuerung von Transportmitteln und von Vorräthen nur allzu oft, und der Einzelreisende, der sonst gewöhnlich einmal abgereist und in das unbekannte Dunkel getaucht, von seiner Operationsbasis abgeschnitten und auf seine Anfangs mitgenommenen Hülfsmittel allein angewiesen war und über dessen Schicksal man oft Jahre lang im Ungewissen blieb, wird stets ruhiger vorgehen, wenn er einen vorgeschobenen Posten hinter sich weiß, auf den er sich im Nothfalle zurückziehen kann.

Thatsächlich existiren solche Stationen mit Erfolg, wenn auch theilweise zu anderen Zwecken, und haben unter anderen Namen existirt. Colonel Gordon hat eine ununterbrochene Reihe von, allerdings militärischen, Stationen mit regelmäßiger Verbindung untereinander längs des Nil bis zu den großen Seen gegründet, ohne welche er seine Bestrebungen für egyptische Macht- und Handelsentfaltung in jenen Gegenden, mehr als 400 deutsche geographische Meilen vom Regierungscentrum entfernt, längst hätte aufgeben müssen. In ähnlicher Weise sind von englischen Gesellschaften auf verschiedenen Punkten Missionsstationen gegründet worden, wie in Zanzibar und Umgebung und am Nyassasee, und sollen solche in nächster Zeit geschaffen werden, wie in Udschidschi am Tanganikasee, in Uganda und Karagué, um schließlich alle untereinander verbunden zu werden. — Gerhard Rohlfs erinnert daran, daß solche Stationen in bescheidener Weise früher von Seiten der Engländer existirten in Ghadames aus wissenschaftlichen und politischen Gründen, in Murzuk zum Zwecke der Unterdrückung der Sklavenausfuhr; in Lakoja am Zusammenflusse des Niger und Binué zu commerziellen Zwecken, und daß dieselben thatsächlich zuweilen in der jetzt intendirten Weise wirkten. Auch Chartum diente schließlich vor der Ausdehnung der egyptischen Macht als vorgeschobener Posten zum Ausgangs- und Stützpunkte für Forschungsreisende und Missionäre.

Wenn schon, wie gesagt, jedes Mitglied der Conferenz eine tiefe Ueberzeugung hatte von der Nützlichkeit solcher Stationen, so machte sich doch Jeder, je nach den Motiven, die ihn leiteten, nach den Zielen, die ihm vorschwebten, ein besonderes Bild von ihnen. Die Verschiedenheit der Ideen über Ort, Charakter, Zahl derselben kam schon bei dem allgemeinen Meinungsaustausch zu Tage, und machte es wünschenswerth, dieselben gruppenweise zu formuliren. Da die Vertretung der verschiedenen Nationen eine sehr ungleiche war, so vereinigten sich die vorhandenen Vertreter Englands, Frankreichs und Italiens zu einer Gruppe, während die Deutschen und Oestreicher zusammentraten und den russischen Vertreter an sich zogen.

Das englisch-französisch-italienische Project zeichnete sich durch den bestimmten, weitgehenden Charakter seiner Vorschläge aus. Es schlug vor, eine fortlaufende Reihe von regelmäßig untereinander verbundenen Stationen südlich vom Aequator quer durch den Continent zu legen; diese Linie durch eben solche Stationsreihen über die Gegend der großen Nilseen mit dem Nil, im Westen mit dem untern Laufe des Congo und im Süden mit dem Zambesi zu verbinden, von denen die Endpunkte der letzteren wieder mit der Küste in Verbindung zu setzen seien; Schiffsstationen auf der West- und Ostküste zu gründen; kleine Dampfer auf dem Victoria Nyanza, dem Tanganikasee und dem Congo zu etabliren; endlich allmälig dauernde Niederlassungen in Udschidschi und Nyangwe und in den Staaten des Kazembe, Kasongo und Muata Yamvo zu schaffen.

Das deutsch-österreichisch-russische Project war weniger bestimmt und mäßiger, limitirte das anzustrebende Gebiet im Osten und Westen durch die Meeresküste, im Süden durch den Zambesi, im Norden durch die jetzigen Grenzen des egyptischen Reiches und durch die der unabhängigen Sudanstaaten, und schlug vor, von verschiedenen Punkten der Peripherie desselben Einzelreisende vorzuschicken und als Basen und Stützpunkte dieser Forschungsreisenden wissenschaftliche und herbergende Stationen zu gründen, sowohl auf der Küste als im Innern. Die Küstenstationen müßten einfache Entrepôts für gewöhnliche Lebensbedürfnisse, für Instrumente, vielleicht Transportmittel sein und könnten, da sie an für die europäische Civilisation bereits gewonnene Punkte zu legen sein würden, der Sorge von dort domicilirten Europäern unterstellt und dadurch mit geringem Kostenaufwande angelegt werden. Die Stationen im Innern, welche die wirklichen Ausgangspunkte der Entdeckungs- und Forschungsreisen und selbst Civilisirungscentren sein müßten, dürften vorläufig nur an schon einigermaßen bekannten Punkten, z. B. Udschidschi, Nyangwe oder vielleicht einem Orte im Gebiete des Muata Yamvo errichtet, später aber nach Empfehlung und Anordnung der Reisenden vervielfältigt werden. An regelmäßige Verbindung zwischen den Stationen könne vorläufig noch nicht gedacht werden; das müsse der Zukunft überlassen bleiben, in welcher dieselben sich in wirkliche europäische Niederlassungen umgeformt haben würden.

Angesichts der Unmöglichkeit, den wahrhaft idealen Stand der Dinge, der das englisch-französisch-italienische Project reclamirte, ohne Beihülfe der Regierungen herbeizuführen, mußte dasselbe fast ganz bis auf die Gestalt der deutsch-östreichisch-russischen Vorschläge modificirt werden.

Welche Macht in der That sollte die Schiffsstationen auf der West- und Ostküste schaffen und unterhalten; unter wessen Flagge die Schiffe auf Meeren, Seen und Flüssen stationiren; wer würde die regelmäßige Verbindung zwischen den Stationen aufrecht erhalten und bei der Schädigung derselben mit materieller, kriegerischer Macht für sie eintreten wollen?! Würde nicht bei solchem Vorgehen, bei directer Creirung von Handelswegen mit Machtentfaltung europäischer Regierungen die Eintracht der Betheiligten bald dahin sein und das mit Hingebung und schweren

Digitized by Google

Opfern begonnene Werk an Uneinigkeit, Eifersucht und Mißtrauen zu Grunde gehen?!

Nein, diese internationale Association zu wissenschaftlichen und humanitären Zwecken sollte, obgleich aus der generösen Initiative eines Königs hervorgegangen und obgleich hoffentlich sich des Beifalls und der Beihülfe der Herrscher aller civilisirten Länder erfreuend, sich auf die Theilnahme und die freiwilligen Opfer der ganzen gebildeten Welt gründen, sollte ein Werk des Friedens und des einträchtigen Strebens sein.

Nach kurzer Discussion wurde in der That das deutsch-östreichisch-russische Project mit einigen Modificationen in der Form adoptirt. Doch wurde demselben hinzugefügt, daß die Conferenz den dringenden Wunsch ausdrücke, sich eine möglichst continuirliche Stationslinie von Meer zu Meer, etwa der Reiseroute Camerons folgend, allmälig bilden zu sehen, und daß sie hoffe, derartige Operationsbasen würden sich mit der Zeit auch in der Richtung von Nord nach Süd schaffen lassen.

Es wurde schließlich in der das vorgenannte Project formulirenden Declaration der Conferenz besonders accentuirt, daß diese von Anfang an den guten Willen aller Reisenden appellire, welcher Nationalität sie auch angehörten, gleichviel ob sie unter den Auspicien der zu creirenden internationalen Association reisten, oder von geographischen Gesellschaften ausgeschickt seien, oder ihr Mandat privater Initiative verdankten: Alle sollten in gleicher Weise von den internationalen Schöpfungen profitiren.

Damit konnte die Conferenz zu der Schlußfrage schreiten, wie die internationale Gesellschaft zur Erforschung und Civilisirung Centralafrikas constituirt werden solle. Es war einleuchtend, daß man dazu in den verschiedenen Ländern nationaler Comités bedürfe, welche innerhalb ihres Gebietes das Interesse für den gemeinsamen Zweck wach zu erhalten, und fruchtbar zu machen hätten, und einer internationalen Centralcommission, welche die Bestrebungen der nationalen Comités zu leiten und zu centralisiren, die Früchte derselben in Empfang zu nehmen und das internationale Werk zu dirigiren und zu fördern haben würde.

Was die Bildung der nationalen Comités betrifft, so mußte der Modus derselben natürlich ihnen selbst in den verschiedenen Ländern überlassen bleiben.

Auch für die Constituirung der internationalen, centralen Commission konnte die versammelte Conferenz in ihrem provisorischen Charakter nur die Grundzüge, das Gerüst schaffen und mußte der Ausbau der Commission selbst, sobald sie existiren würde, anheim gegeben werden.

Nach den von der Conferenz adoptirten Grundzügen für die Constitution der centralen Commission soll diese zusammengesetzt sein aus den Präsidenten der hauptsächlichen geographischen Gesellschaften, die in Brüssel vertreten waren, oder die sich dem Programme der Conferenz anschließen werden, und aus 2 Mitgliedern für jedes National-Comité.

Um möglichen Ungleichheiten, die aus der verschiedenen Bedeutung der nationalen Comités bei nur gleicher Vertretung resultiren würden, vorzubeugen, oder dieselben auszugleichen, wurde beschlossen, dem Präsidenten das Recht zu geben, die internationale, centrale Commission durch Zuziehung von wirklichen und Ehrenmitgliedern zu vervollständigen.

Der Präsident soll ferner das Recht haben, auch diejenigen Länder zur Association zuzulassen, welche nicht in der Conferenz vertreten waren.

Die internationale Central-Commission soll, nachdem sie ihre Statuten gemacht haben wird, die auf das Ziel der Gesellschaft gerichteten Arbeiten und Unternehmungen leiten, und die Fonds verwalten, welche von Regierungen, nationalen Comités und Privaten einkommen werden, durch das Organ eines Executiv-Comité.

Das Executiv-Comité soll zusammengesetzt sein aus 3 oder 4 Mitgliedern, welche vorläufig ernannt werden sollen von der Conferenz, später von der centralen Commission. Die Mitglieder dieses Comité halten sich auf jeden Ruf des Präsidenten bereit.

Der Präsident ernennt einen General-Secretär, welcher durch seine Ernennung selbst schon Mitglied, sowohl der Commission als des Executiv-Comité wird, und einen Schatzmeister.

Das sind die Grundzüge der creirten Association, welche die versammelte Conferenz sich zu vereinbaren berechtigt hielt, und welche, bei dem provisorischen Charakter dieser, selbst nur ein einfaches und provisorisches Gepräge haben und dadurch einstweilen jeden Commentars entbehren können.

Nach Schluß der Berathung wurde der König der Belgier durch Acclamation zum Präsidenten der Schöpfung erwählt, welches Amt derselbe mit der Versicherung der bereitwilligsten Hingebung annahm, jedoch nur auf ein Jahr, weil Se. Majestät der Ansicht war, daß es mit Rücksicht auf den internationalen Charakter des Werkes wünschenswerth sei, daß die Präsidenten abwechselnd aus den verschiedenen betheiligten Ländern hervorgehen.

Endlich wurde von der Versammlung das vorläufig zu wählende Executiv-Comité aus Sir Bartle Frère für England, de Quatrefages für Frankreich und Dr. Nachtigal für Deutschland zusammengesetzt und die Thätigkeit der Conferenz hatte ihr Ende erreicht.

Somit ist die Basis eines in seinem Ziele gewiß der ganzen gebildeten Welt sympathischen Werkes, von wahrhaft internationalem, kosmopolitischem Charakter geschaffen; das Gerüst des Gebäudes ist errichtet, möchte es gelingen, dieses solide und reich auszubauen! Möchten nicht blos Geographen sich dafür interessiren, sondern auch Kaufleute ihre praktischen Gesichtspunkte zur Geltung bringen; möchten fromme Christen bedenken, daß dies die wahre, fruchtbringende Mission ist, auf die allein sich später mit Aussicht auf Erfolg die christliche Mission gründen kann, und eifrige Philanthropen sich zu Gemüthe führen, daß nur auf diesem Wege den Gräueln der Sklavenjagden und des Sklavenhandels ein Ende gemacht werden kann. Man muß der Menschheit, die sich mit Recht über die Türkengräuel in Bulgarien entsetzt, zu bedenken geben, daß, während diese nur einen Ausnahmezustand in Folge des durch den Krieg entflammten Fanatismus darstellen, jene alltägliche Vorgänge in Innerafrika bilden, daß man durch Verhinderung der Sklavenausfuhr auf den Küsten diesen Giftbaum in seinen Zweigen wohl stutzen kann, daß er aber lebenskräftig bleibt, so lange man nicht den Stamm ausrottet und daß dies nur im tiefsten Innern von Afrika geschehen kann.

Begeisterte Missionäre der Wissenschaft nnd Humanität, die sich mit dem Lohne des Ruhmes, für die Menschheit gestritten und gelitten zu haben, begnügen, die willig für ihre Mission das Leben in die Schanze schlagen, werden uns in Deutschland nicht fehlen, um den Rest von Afrika der Wissenschaft und der Civilisation zu erobern. Möge es nun ebenso im Vaterlande gelingen, das öffentliche Interesse für das Werk und seine Arbeiter so zu erwecken, es wach zu erhalten, daß Jeder sein Scherflein zum Gelingen beitrage. „Denn", wie der König Leopold in seiner Eröffnungsrede sagte, „bei derartigen Werken sichert nur die Mitwirkung Vieler den Erfolg. Ueber welche Hülfsmittel würden wir nicht verfügen, wenn alle Diejenigen, für die ein Frank nichts oder doch wenig ist, sich entschlössen, denselben in eine Casse zu werfen, welche den Zweck hätte, den Menschenhandel im Innern Afrikas zu unterdrücken!"

Gustav Nachtigal.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Freiheit und Gleichheit.

Von **Eduard von Hartmann.**

Wenn man die concreten Gestaltungen untersucht, in denen das Moralprincip der praktischen Vernunft sich ausprägt, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn man findet, daß die abstractesten und dürftigsten Formen, in denen solche Verwirklichung der Vernunft gefunden werden kann, sich dem menschlichen Bewußtsein am leichtesten und frühesten aufdrängen. Alle Abstraction besteht ja darin, daß man eine einzelne Seite des Wirklichen unbekümmert um das Uebrige herausgreift; es ist aber offenbar leichter, den Dingen eine einzelne verständliche Seite abzugewinnen, als sie in der concreten Fülle ihrer allseitigen Bestimmtheit zu erschauen. Indem nun nach dieser einen Seite hin die Anforderung der Vernünftigkeit geltend gemacht, und ihre Rücksicht gegen die noch nicht durchschaute unbewußte Vernünftigkeit der übrigen Seiten der Wirklichkeit durchzuführen versucht wird, resultirt eine einseitige abstracte Vernünftigkeit, die, obzwar aus Vernunft entsprungen, doch in dem Maße unvernünftigere Consequenzen ergeben muß, als sie abstracter und einseitiger ist. An dieser Gefahr des unzulänglichen Verständnisses aller gegebenen Bedingungen und der daraus sich ergebenden abstracten Einseitigkeit laborirt alle bewußte Vernunftthätigkeit, und darum macht alle Vernunftmoral für sich allein den Eindruck des Steifen, Trocknen, Pedantischen, oder aber des Schiefen, Eigensinnigen und Verbohrten, und bedarf deshalb so sehr der Ergänzung durch Gefühls- und Geschmacksmoral. Nicht als ob die Vernunft als solche ein unzulängliches Princip wäre, um das Handeln zu bestimmen, — sondern die Unzulänglichkeit liegt in dem bewußten Intellect, welcher der Vernunft für ihre Bethätigung unzulängliche, einseitige und zum Theil auch schiefe und unrichtige Daten liefert. Nicht in der ratio liegt der Mangel, sondern in dem Rationalismus, insofern man unter letzterem Ausdruck die bewußte Anwendung der Vernunft als systematisch durchgeführtes Princip der Theorie und Praxis versteht. Die ratio als solche ist unbewußt, intuitiv, allumfassend, aber der Rationalismus als bewußter ist discursiv und einseitig, also immer abstract in höherem oder geringerem Grade.

Eine je höhere Stufe die Verstandesausbildung erreicht, je mannigfacher die Kenntniß, je ausgedehnter der Gesichtskreis, je unbefangener das Urtheil, je systematischer das Denken, je speculativer die ganze Weltanschauung wird, desto mehr streift das denkende Erfassen und Umgestalten der Wirklichkeit (das seiner Natur nach gar nicht anders als rationalistisch sein kann) den abstracten Charakter ab, und desto mehr nähert es sich der ästhetischen und gefühlsmäßigen Auffassung. Je philosophischer eine Weltanschauung wird, desto näher kommt sie mit der künstlerischen zusammen, desto besser lernt sie das vom abstracten Rationalismus mißachtete Gefühl verstehen und in seiner unbewußten Vernünftigkeit würdigen. Je tiefer das Verstandesurtheil wird, desto milder und schmiegsamer wird es; aller Fanatismus kommt nur von der Abstractheit der vorschwebenden Ideen. An diesem Punkte wird aber auch zugleich die praktische Zweckmäßigkeit eines gewissen Grades von Abstractheit für den Fortschritt der Geschichte verständlich; denn wer sich erst praktisch zu einem Standpunkt erhoben hat, der Jegliches in seiner Weise begreiflich und natürlich findet, der ist kaum noch geeignet, mit praktischer Energie in den Proceß einzugreifen. So lange der Weltproceß auf Erden den Menschen Aufgaben stellt, die ein gewisses Maß von Fanatismus erfordern, ist auch ein gewisses Maß von Abstractheit und Einseitigkeit für die sie begeisternden Ideen und die sie leitenden Principien erforderlich. Je verfahrener die geschichtlichen Zustände einer gewissen Epoche sind, je hoffnungsloser der Versuch der reformirenden Besserung dem denkenden Beobachter seiner Zeit erscheint, desto nothwendiger wird ein hoher Grad von Fanatismus, der recht unvernünftig mit dem Kopf durch die Wand zu rennen sucht, dabei aber neben allem Elend, das er anrichtet, doch auch Kräfte entfesselt, die vorher latent waren und gar nicht in Rechnung gestellt wurden, so daß sich schließlich eine neue und bessere Ordnung der Dinge herstellt. Zu einem solchen fanatischen Vorgehen gehört natürlich ein ziemlich hoher Grad von Abstractheit der leitenden Principien; aber es ist niemals außer Acht zu lassen, daß die begeisternde und fanatisirende Macht solcher Principien doch immer allein in ihrer Vernünftigkeit liegt, mögen auch nachher die selbstsüchtigen Leidenschaften hinzutreten, um den für die Ideen als solche Begeisterten ihre Kraft zur Umwälzung des Bestehenden zur Verfügung zu stellen.

Den denkbar höchsten Grad der Abstractheit erreichen die französischen Revolutionsprincipien der Freiheit und Gleichheit*) und es stimmt ganz mit dem Vorhergehenden überein, daß (abgesehen von der Exclusivität des religiösen Fanatismus) noch niemals vorher oder nachher irgend welche Principien oder Ideen einen gleichen Fanatismus zu erzeugen vermocht haben. Die Principien der Freiheit und Gleichheit sind als das letzte politische Resultat des platten Rationalismus der Aufklärungsperiode zu bezeichnen, wie derselbe sich in Frankreich zu seiner abstractesten Gestalt verdünnt und verschärft hatte. Da Rousseaus Idee einer Rückkehr in den Naturzustand als unrealisirbar aufgegeben werden mußte, so gewann seine Lehre, daß alle Menschen frei und gleich geboren seien, um so mehr Gewicht, obgleich sie begrifflich mit der ersteren untrennbar verknüpft war. Aus der Annahme der Gleichheit mußte aber für die Denker, die sich sehr vernünftig vorkamen, weiter folgen, daß alle Menschen eben so sehr vernünftig seien und daß dieselben als vernünftige Wesen nach Herstellung des Zustandes der Gleichheit und Freiheit sich auch höchst vernünftig betragen würden, also nicht etwa zur Niederhaltung der Bestialität, sondern nur zur bequemeren Besorgung gewisser gemeinsamen Angelegenheiten noch so eine Art von Regierung brauchten.

Wie überall das Bewußtsein des Positiven durch das sich aufdrängende Negative geweckt und gestärkt wird, so wurde auch im damaligen Frankreich das Bewußtsein der Vernünftigkeit der Freiheit und Gleichheit durch die sich aufdrängende Unvernünftigkeit der bestehenden Unfreiheit und Ungleichheit geweckt und gestärkt. Eine Regierung, welche die einst zur Herstellung der Einheit und Größe des Staates erforderliche Absolutheit nur noch zur Erfüllung von Mätressenlaunen benutzte, ein Adel, der längst aufgehört hatte, die seinen Vorrechten entsprechenden Pflichten und Leistungen zu üben, eine Geistlichkeit, welche unter Verhöhnung ihrer seelsorgerischen Pflichten als schamlose Schmarotzerpflanze am Volke zehrte und seine Seele immer mehr vergiftete, ein Bürgerthum, das keine seinem Aufschwung und seinen Leistungen entsprechende Stellung im Staatsleben erlangen konnte, ein Leibeigenenstand, der von den schwersten Lasten und Mißbräuchen gedrückt unter einer Rechtlosigkeit seufzte, die mit den humanen Anschauungen des Jahrhunderts grell contrastirte — solche Zustände mußten natürlich die Unvernunft ideell überwundener Formen in ein so blendendes Licht setzen, daß die Vernünftigkeit der Gleichheit im Vergleich mit ihnen keinem Zweifel unterliegen konnte, und den lebhaften Drang des Volkes erzeugen, frei zu werden von der Willkür einer absoluten Staatsgewalt, der Knechtschaft eines übermüthigen Adels und der obligatorischen Seelenvergiftung und Geistessklaverei eines verkommenen Clerus. Nimmt man hierzu endlich die unglaubliche Sorglosigkeit der ihrer Herr-

*) Das dritte Princip der „Brüderlichkeit" ist immer nur als ornamentaler Schmuck der beiden übrigen nebenhergelaufen, ohne je eine praktische Bedeutung zu erlangen. Dieser der Gefühlsmoral entlehnte Ausdruck ist den Revolutionsprincipien wie eine Art Feigenblatt aufgeklebt, das bestimmt ist, ihre doch im Stillen geahnte Blöße zu bedecken. Was die Revolutionshelden sich eigentlich bei dem Worte fraternité dachten, vermag man am besten aus der noch heute üblichen Bedeutung des Wortes fraterniser zu entnehmen, das kaum mehr besagt als die äußerliche Kundgebung der Gleichstellung.

Digitized by Google

schaft sich sicher wähnenden Gewalten, welche dieselben weder an Reformen denken, noch auf rechtzeitige Unterdrückung der unzufriedenen Elemente sinnen ließ, so kann man wohl sagen, daß es kaum jemals ein natürlicheres Ereigniß in der Geschichte gegeben hat als die französische Revolution, und daß niemals unter der Fahne einleuchtenderer Principien gekämpft worden ist als damals.

Aber man darf nicht vergessen, daß die Revolution ihre historische Berechtigung lediglich aus der unerträglichen und unreformirbaren Unvernunft der damals bestehenden Zustände schöpfte, und daß es der Gipfel des Aberwitzes ist, das glühende Eisen, das dem schwerkranken Organismus zur Heilung unentbehrlich ist, als das non plus ultra von diätetischer Universalmedicin für jeden Organismus zu jeder Zeit zu empfehlen, wie dies bei dem albernen Cultus der Franzosen mit ihrer „großen Revolution" geschieht. Ein Volk, das es dahin kommen läßt, zu solchen heroischen Mitteln greifen zu müssen, hätte weit eher Anlaß zur politischen Scham als zur Selbstglorification. Nicht um ein Haar breit klüger ist die Vergötterung der Principien der großen Revolution, die ganz ebenso nur aus dem Gegensatz gegen die Unvernunft der damals bestehenden und jetzt längst beseitigten Mißstände ihre geschichtliche Bedeutung und ihre abstract-einseitige Vernünftigkeit schöpften. Leider aber hat das ohrenbetäubende Geschrei der französischen, und die Gedankenlosigkeit der übrigen Liberalen in den ersten zwei Dritteln dieses Jahrhunderts es zuwege gebracht, daß die Revolutionsprincipien der Freiheit und Gleichheit noch heute in der civilisirten Welt, wenigstens in dem „gesinnungstüchtigen" Theil der liberalen Parteien als eine Art von unantastbaren Schiboleth gelten, welches in der öffentlichen Meinung so festen Boden gewonnen hat, daß auch Andersdenkende und selbst die Gegner, wenn sie bei diesem Götzen vorbeikommen, heuchlerisch den Hut ziehen, um es nicht gleich ganz und gar mit dem Pöbel zu verderben. Man braucht nur ein beliebiges Zeitungsblatt einer beliebigen Partei zur Hand zu nehmen, und man wird diesen Stichworten begegnen, bei denen sich keiner, der sie braucht, etwas Bestimmtes denkt, die aber jeder als eine Phrase von gutem Klange benutzt, um den Einfältigen Sand in die Augen zu streuen.

Mit dem Wort Freiheit ist nicht nur auf politischem, sondern auch philosophischem Gebiete so viel Unfug getrieben worden, daß es nöthig scheint, diesen Begriff auf seine genauere Bedeutung zu prüfen. Nicht genug, daß jeder Freiheitsschwärmer gerade nur für die Freiheit schwärmt, die er meint, d. h. daß jeder eine andre meint, so weiß noch dazu keiner, was er eigentlich mit Freiheit meint, denn sonst würde er nicht mehr für sie als Freiheit schwärmen, sondern für die concrete Reform sich interessiren, die er gerade im Sinne hat. Alle diese politischen, philosophischen und ethischen Freiheitsschwärmer glauben nämlich an der Freiheit erstens etwas Positives und zweitens etwas Absolutes, drittens aber auch noch etwas unbestimmtes Zeugungsfähiges zu haben, aus dem alles Mögliche producirt werden könne. Das grade Gegentheil ist der Fall: die Freiheit ist erstens ein rein negativer, zweitens ein durchaus und blos relativer Begriff, und drittens ist sie etwas durch ihre negative Relation zu einem Bestimmten völlig Bestimmtes und Erschöpftes, das sich mithin nach allen andern Seiten als impotent und unproductiv erweisen muß. Frei sein heißt nichts anderes als los oder ledig sein; los oder ledig sein ist aber ein ganz abstracter, rein formeller und durchaus inhaltsleerer Begriff, so lange man nicht hinzusetzt: wovon; d. h. Freiheit ist ein inhaltsleerer Begriff ohne jede Möglichkeit einer praktischen Bedeutung, so lange man nicht die Relation hinzufügt, durch welche der Begriff erst einen concreten Inhalt gewinnt. Dasjenige, wovon man frei, los, oder ledig sein können soll, kann natürlich nur ein Etwas sein, das im Stande ist, einen Zwang auf einen auszuüben, d. h. der Correlatbegriff der Freiheit ist der Zwang. Freiheit ist nichts weiter als Negation eines Zwanges, und Freiheit gewinnt erst eine inhaltliche Bedeutung durch die concrete Bestimmtheit des Zwanges, den sie negirt. Wer von Freiheit spricht, ohne genau anzugeben, auf welchen ganz bestimmten Zwang sich diese Negation beziehen solle, der redet in's Blaue hinein und betäubt die Ohren der Hörer mit einem inhaltsleeren Wort, mit dem gar nichts anzufangen ist, und aus dem gar keine Consequenzen — am allerwenigsten praktischer Art — zu ziehen sind. Nun begegnet man aber allerwegen den Phrasen und Tiraden von Freiheit, ohne Angabe des bestimmten Zwanges, der im concreten Falle negirt werden soll. Die Redenden entschuldigen sich vielleicht damit, daß die Hörer wohl schon wissen werden, welche Freiheit sie meinen, aber diese Ausflucht ist um so unhaltbarer, als sich bei näherer Prüfung herausstellt, daß sie in der Regel selber nicht wissen, welche Freiheit sie meinen. Ja sogar, sie müssen diese Unbestimmtheit aufrecht erhalten, weil sie erst die Unklarheit erzeugt, in welcher sie im Trüben fischen wollen, während eine klare Darlegung des bestimmten Zwanges, um dessen Negation es sich im bestimmten Falle handelt, sofort durch ihre Nüchternheit die Phrase ihres blendenden Zaubers entkleiden und die Argumentation in ihrer ganzen Dürftigkeit enthüllen würde.

(Fortsetzung folgt.)

1830.*)

Auf die Hundstagshitze des Napoleonischen Hochsommers war in Frankreich ein trüber Herbst und ein schläfriger Winter gefolgt: die „Restauration". Diese Bezeichnung für den Zeitabschnitt, welcher die Jahre von 1815 bis 1830 umfaßt, war treffender und weitergehend, als diejenigen, die denselben ersonnen, selbst geahnt hatten. Nicht blos der Wiederherstellung des legitimen Regiments der Bourbonen waren jene Jahre gewidmet, sie galten der Wiederherstellung der durch Napoleon erschöpften Kräfte des Landes. Gegen Ende der zwanziger Jahre spürte der zu Boden geworfene Riese Frankreich, wie ihm die Kräfte wiederkehrten; er reckte die in der Ruhe erstarkten Glieder und schüttelte mit einem Ruck die unwürdigen Ketten ab, die er sich in den Tagen seiner Schwachheit von den vereinigten Bändigern Europas ohne Widerstand hatte anlegen lassen müssen. Da ward der Winter seines Mißvergnügens glorreicher Lenz. Ein neuer belebender Zug ging über das schöne Land, ein erfrischendes Frühlingswehen. Ueberall zeigte sich ein frohgemuthes, oft sogar ungestümes Drängen, eine heitere, zuversichtliche Werdelust. Aber es fehlte auch nicht an Frühlingsstürmen; und neben der Ausgelassenheit, die wie befreit aufjauchzte und frohlockte, machte sich auch jene wehmüthig-sehnsüchtige Stimmung geltend, wie sie empfindsame Seelen beim Uebergange von der unfreundlichen Winterstrenge in die lauen Tage des Frühlings überfällt.

Es war Frühling geworden, und die Frühlingsstimmen brachen in schallenden Reigen los. Während der winterlichen „Restauration" hatte die Dichtkunst fast ganz geschwiegen. Der Legitimist Chateaubriand war mit dem Ende des Kaiserreichs so gut wie verstummt. Nur hier und da pfiff Beranger ein bitterböses Spottlied auf die Bourbonen und Pfaffen in die langweilige Stille hinein oder trällerte ein anmuthiges, lascives Liedchen vor sich hin, in dem er bisweilen mit wahrer, bisweilen auch mit falscher Gemüthlichkeit den billigen Wein, das gefällige Liebchen und das schmucklose Stübchen verherrlichte; und ganz Frankreich sang es ihm nach. Die handfertige, herzlose Dichtung beherrschte die Bühne, die sich vornehmlich der frivolen Belustigung zugewandt hatte. Auch Scribes bedeutendere Werke sind fast ohne Ausnahme erst später, nach der Julirevolution, entstanden. Der eigentliche Schriftsteller der Restaurationszeit war P. L. Courrier, der Satiriker ohne Gnade und Erbarmen, der Meister des Pamphlets.

*) Aus der Einleitung zu dem demnächst im Verlage von A. Hofmann („Verein für deutsche Literatur") erscheinenden Buche: „Alfred de Musset".

Digitized by Google

Da, gegen Ende des zweiten und zu Anfang des dritten Decenniums dieses Jahrhunderts, erwachte gleichzeitig mit dem Ende des politischen Winterschlafes auch die Dichtkunst aus ihrer trägen Erstarrung. Wie mit einem Zauberschlage erstand ein ganzes Heer kampfesmuthiger Sänger, als ob es durch die Trümmer des zusammenkrachenden Bourbonenthrons aus der Erde gestampft worden sei. Eine bunt zusammengewürfelte und sonderbare Schaar! Wahrhaft Begeisterte und sinnlos Tobende, ungestüm Vorwärtsdrängende und leidenschaftlich Zurückdämmende, in schierem Golde wie die Fürsten prangende große Herren und zerlumptes Gesindel, Führer und Nachtreter, Originale und Affen — aber Alle von dem Drange erfüllt, das, was sie im Herzen trugen oder im Herzen zu tragen wähnten, in die Welt hinaus zu schmettern, — zu singen, zu dichten. Es war doch wieder Bewegung da und Lärm und Leben!

Da rüttelte Victor Hugo mit mächtiger Faust an den fest geschlossenen Pforten des classischen Musentempels. Johlend und schreiend drängte der Troß seiner Getreuen nach; mit schwerem Aechzen hob sich das Thor aus den Angeln, und die im Foyer aufgestellten Statuen der würdigen Herren, die bisher als alleinige Gebieter in diesen Räumen geschaltet hatten, blickten erstaunt und entrüstet auf das respectwidrige, wilde Treiben der langhaarigen frechen Gesellen, die mit ihnen, den Halbgöttern, wie mit ganz gewöhnlichen Sterblichen zu verkehren sich erdreisteten, ja sogar den würdevollen Ernst zum Gegenstande des Hohns machten. Corneille wackelte auf seinem Postament, und Racine schwankte ganz bedenklich. Nur Einer bewahrte seine heitere Ruhe und seine überlegene Sicherheit: der große Molière.

In der Vorrede zum „Cromwell" (1827) hatte Victor Hugo sein revolutionäres Manifest für das Drama erlassen, und mit der ersten Aufführung des „Hernani" (26. Februar 1830) errang die neue Richtung, die literarische Revolution, der sogenannte Romantismus, den ersten entscheidenden und geräuschvollen Sieg im Théâtre Français.

Der Schimpf, der damit allem Ueberkommenen, Allem, was als Recht und Sitte immerdar anerkannt worden war, allen Traditionen, angethan wurde, hatte nicht seinesgleichen. Ludwig XIV. hatte sich damit begnügt, dem widerspänstigen Parlamente bespornt und mit der Reitgerte entgegenzutreten; Victor Hugo aber zog die längsten Ritterstiefel an, schnallte die allergrößten Sporen an, nahm das schwerste Schwert in seine beiden Hände und sprang mit einem Satze mitten auf die Bühne des Théâtre Français, daß das Podium erbebte und der classische Staub hoch aufwirbelte. Alle Perrücken in der nächsten Umgebung sträubten sich.

Der achtundzwanzigjährige dunkeläugige Dichter stürzte die Altäre, vor denen bisher die andächtige Menge gekniet hatte, und verkündete, daß die Gottheiten, die man verehrt, nichts Anderes seien als schäbige Götzen. Der ganze classische Cultus beruhe auf Irrlehren und sei Ketzerei. Keines der strengen Gebote des Classicismus brauche berücksichtigt zu werden; die aufgeklärte Jugend von heute habe andere Ziele vor Augen, müsse andere Wege einschlagen, um diese zu erreichen, habe andere Ansprüche und andere Bedürfnisse.

Denn lehrte der Classicismus vornehme ruhige Abgeschlossenheit, strenge Begrenzung des Stoffes, stramme Geschlossenheit in der Composition, Einzwängung der dramatischen Dichtung in die spanischen Stiefel der drei Einheiten: der Handlung, des Ortes und der Zeit, vorsichtige Wahl des Ausdrucks und Vermeidung aller Alltäglichkeiten und Trivialitäten, Festhaltung des einheitlichen Stils — so lehrte Victor Hugo vor Allem dichterische Leidenschaft, schnöde Verachtung jeder Beschränkung, Freiheit und Selbstbestimmung des Dichters. Deshalb keine vornehme Zurückhaltung, sondern ein fröhliches Fraternisiren mit den bewegenden Ideen der Zeit. Keine ängstliche Begrenzung in Bezug auf den Stoff, sondern freies Schalten und Walten allüberall, wo es dem Dichter behagt. Beseitigung jener starren Vorschriften über die Composition, die zu nichts Anderem taugen, als den Dichter in seinen Bewegungen zu hemmen. Für den Ausdruck der Empfindung immer nur das treffende kräftige Wort, selbst dann, wenn der Ausdruck dadurch trivial werden sollte. Keine Einseitigkeit im Stile, sondern im Gegentheil, so wie das Leben selbst aus Freud und Leid gemischt ist, Vermengung des Erhabenen mit dem Lächerlichen, des Hehren mit dem Grotesken.

Daher denn auch das Aufgeben des Römer- und des Griechenthums, das wir in seiner conventionellen Größe anzustaunen uns gewöhnt haben; das die Phantasie des Dichters innerhalb eines ganz bestimmten scharf gezogenen Kreises festhält und nun durch den gesuchten Adel und die Größe, die wir einmal als mit der classischen Sprache unlösbar verbunden betrachten, den Ausdruck seiner Empfindungen künstlich aufbauscht und fälscht. Daher auch die Ueberleitung des Dramas auf das Gebiet des ritterlichen Mittelalters, mit dem wir doch noch Fühlung haben, das uns wie das Alterthum der störenden Rücksichtnahme auf die kleinlichen Verhältnisse der Gegenwart enthebt, ohne uns wie die antike Größe unsern Empfindungen und Anschauungen gänzlich zu entrücken; dessen heitere Farbenpracht uns mehr behagt als die traurige Farblosigkeit der Toga.

Victor Hugos Dichtung war gewichtig und ausdrucksvoll. Der Dichter war davon überzeugt, daß er eine ernste Mission zu erfüllen habe. Er hatte in seinem ganzen Wesen und Gebaren das Weihevolle und Magistrale eines Bahnbrechers und Propheten. Alexander Dumas, der sich die Principien Victor Hugos zu eigen gemacht und auch ungefähr nach denselben verfuhr, war viel anspruchsloser. Seine forschen Renommistereien hatten etwas Liebenswürdiges und Zugängliches. Der andern dramatischen Dichter, die dieselben Wege gingen, soll hier gar nicht gedacht werden.

Daß auch hier, wie überall und zu allen Zeiten, die Eigenart des Meisters von den Lehrlingen übertrieben und carikirt wurde, versteht sich von selbst. Hatte Victor Hugo die unerreichbare Höhe Racines für ein Vorurtheil erklärt, so warfen die Jünger, die „Hugolâtres", dem Dichter der „Phädra" geradezu einen „dummen Jungen" an den Kopf. „Racine est un polisson", war ein geflügeltes Wort jener Tage. Hatte Victor Hugo ex cathedra im Gegensatz zu den Classikern auch das Häßliche als den interessanten Gegensatz zum Schönen für einen der Dichtung würdigen Gegenstand erklärt, so tobten die Schüler: „Das Häßliche ist das Schöne"; und „le laid c'est le beau" wurde als neuster ästhetischer Grundsatz in die Welt hinausposaunt.

„Farbe", „Stimmung", „Colorit" — der Mißbrauch, der mit dem Worte „couleur" getrieben wurde, war entsetzlich. Und wie im Drama, so galt auch, und noch in erhöhtem Maße, in der lyrischen Dichtung „la couleur" als das Wesentliche.

Auch hier war Victor Hugo mit seinen allerdings in den glühendsten Farben der Morgensonne schimmernden „Liedern aus dem Orient" (les Orientales) der Tonangeber. Dazwischen klangen die schwermüthigen weichherzigen Weisen des harmonisch seufzenden Lamartine und die bald übermüthig kecken, bald wild verzweifelten Gesänge Alfred de Mussets.

Dazwischen tönten auch die hellen, gellenden und schmetternden Rufe August Barbiers, durch den die politische Lyrik einen ganz neuen und mächtigen Aufschwung genommen hatte. Das waren nicht mehr die boshaften Hänseleien, mit denen Beranger die Legitimisten und Pfaffen geärgert hatte; es waren vom edelsten Zorn erfüllte, wahrhaft poetische, erbarmungslose Satiren gegen die ganze sittliche und politische Verlotterung seines Vaterlandes; gegen den Schwindel, der mit der Napoleonischen Herrlichkeit getrieben wurde, und an dem sich auch Beranger als einer der Hauptschuldigen betheiligt hatte; gegen die läppische Verherrlichung des edeln, gastfreien, hochcivilisirten Paris. Hatten blöde Schmeichler die französische Hauptstadt gepriesen als den Brennpunkt, der von allen Ländern her die Strahlen der Cultur auffängt, so nannte Barbier Paris die Hauptcloake, in welcher der Schmutz aus allen Theilen der Welt zusammenströmt; waren diese in Bewunderung ausgebrochen vor ihrer hochintelligenten Bevölkerung, so sprach Barbier von dem Pariser Plebs als von einer Dirne aus der gemeinsten Schenke:

Digitized by Google

Das Volk — was ist das Volk? Es ist die Schenkendirne,
Die, wenn vom Wein das Blut ihr kocht,
Sich Den zum Buhlen wählt, der mit verweg'ner Stirne
Und ehrnem Arm sie unterjocht;
Und die auf ihrer Streu, zum Brautbett umgewandelt,
Noch keinem ihre Reize bot,
Als nur dem Kühnen, der sie schlägt und sie mißhandelt
Vom Abend bis zum Morgenroth.

Barbier war es, der zuerst den Muth hatte, an der Napoleonischen Legende, welche Thorheit und Gewissenlosigkeit zu befestigen eifrig bestrebt waren, zu rütteln. Für ihn ist Napoleon nicht der große Held mit dem kleinen Hütchen und dem grauen Rock; er ist der ehrgeizige, unmenschliche, fluchwürdige Tyrann, der „plattharige Corse", der, wie der Dichter in einem wundervoll durchgeführten Bilde schildert, den stolzen Rücken der Vollblutstute Frankreich mit Stiefeln und Sporen besteigt, das edle Thier, dessen Wiehern die Welt erschreckt, von maßloser Eitelkeit gestachelt, durch ganz Europa hetzt und nie und nimmer verschnaufen läßt. Es ist ganz erschöpft und kann nicht weiter, es fleht seinen corsischen Reiter um Gnade; aber der Henker achtet nicht darauf; er drückt ihm die Sporen noch tiefer in die Weichen und hetzt es weiter durch Ströme von Blut und über Berge von Leichen — weiter und weiter, bis es stürzt, zusammenbricht, und mit seinem Sturze dem Reiter selbst das Genick bricht.

Da sah ich, wie der Feind aus unsern Marmorsälen
Die Götterbilder schleppen ließ,
Wie er die Rind' uns selbst von unsern Bäumen schälen
Und vor die Rosse werfen hieß;
... Ich sah — Jünglinge hört's — entschleiert Brust und Nacken,
Doch selbst als Opfer schön zu schau'n,
Dem gierig stumpfen Blick, dem Brunsthauch des Kosacken
Dahingegeben unsre Frau'n ....
Nun — während all' der Noth, der Schmach, des Uebermaßes
Von tausendfach verschärftem Hohn,
Auf Einen wälzt' ich nur die ganze Last des Hasses —
Fluch über dich, Napoleon! *)

Derselbe Aufschwung, den das Drama und die Lyrik genommen hatten, offenbarte sich auch in der erzählenden Dichtung. Auch hier stand wiederum Victor Hugo mit seinem „Glöckner von Notredame" in einer der vordersten Reihen, in denen vor Allen der tiefe und unfreundliche Menschenkenner Honoré de Balzac und die geniale George Sand glänzten und in ihrer Specialität den Leitstern des Romantismus überstrahlten. Auch der erfindungsreiche, unglaublich fruchtbare Dumas und der, wenn auch mit einem roheren aber mächtigen Talent ausgestattete Eugen Sue müssen hier genannt werden.

Und als anfeuernde und als warnende, zujauchzende und prüfende Begleiter schritten neben dieser glänzenden Schaar der Pegasusberittenen zu Fuß daher die Kritiker: der verständnißvolle Sainte Beuve, dessen feierliche Würde durch einen Zug von liebenswürdiger Ironie heiter gemildert wurde; der, selbst ein begabter Dichter, der Dichtung die vollste Empfänglichkeit entgegenbrachte; der knorrige und rücksichtslose, mit umfassenden Kenntnissen und einem scharfen durchdringenden Blick ausgestattete Gustav Planche, der in der richtigen Erkenntniß seiner poetischen Unzulänglichkeit selbst darauf verzichtet hatte, durch ein Gedicht zu rühren und sich deshalb auch von den Dichtungen der Andern nicht leicht rühren ließ; Jules Janin mit seinem heiteren gelehrten Geplauder; und hinter diesen Theophil Gautier, der die romantische „couleur" auch in dem buntscheckigen Stil seiner Kritiken zur Wahrheit zu machen suchte, anstatt des Dintenfasses eine Palette und anstatt der Feder einen Pinsel führte. Zuguterletzt, um auch einen vom schreienden Nachtrabe zu nennen, der ungezogene Vacquerie, der getreue Sancho Pansa Victor Hugos, das enfant terrible des Romantismus.

Der Kritik jener Tage, die, soweit sie ernsthaft in Betracht kommt, von ungewöhnlich unterrichteten und überwiegend wohlwollenden Leuten ausgeübt wurde, gebührt das große Verdienst, die Bedeutung der zeitgenössischen Schöpfungen sofort durchschaut, und dieselbe durch warmen Zuspruch ermuthigt zu haben. Selbst die schärfsten und unnachsichtigsten Kritiker bewahrten den Respect vor der geistigen Arbeit und faßten ihr Verhältniß den producirenden Kräften gegenüber nicht auf wie das, welches zwischen Vorgesetzten und Untergebenen besteht, geschweige denn wie ein feindseliges. Alle erachteten es für ihre Aufgabe, den Muth und die Zuversicht der jungen Dichter zu stählen und ihre Berechtigung neben den alten zu begründen. „Gebt Raum den Jungen!" Das „place aux jeunes" war ein weiteres Stichwort jener Tage.

Schon diese Anführung von Namen, die natürlich durchaus keinen Anspruch auf irgendwelche Vollständigkeit macht, zeigt den geistigen Reichthum Frankreichs zu Beginn der Julimonarchie. Schon diese Namen, die fast alle in demselben Augenblicke auftauchten, und deren Träger fast alle in demselben Alter stehen, — ihre Geburt fällt in den Anfang dieses Jahrhunderts; sie stehen somit beim Sturze des alten Regiments in der vollsten Frische der Jugend und begrüßen das neue in der überströmenden Kraft des beginnenden Mannesalters — schon diese Namen lassen die unendliche Verschiedenheit dieses heranwachsenden Geschlechts von dem früheren, das mit den Bourbonen dahingewelkt ist, erkennen. Wie jenes steril, schläfrig und laff, zaghaft und theilnahmlos geworden war, so war dieses productiv, aufgeweckt und feurig, tapfer und parteilich.

Auf uns, die wir heute dieses Schauspiel in den dreißiger Jahren schon aus einer gewissen Entfernung als objective Zuschauer betrachten, wirkt dasselbe erfreulich und erfrischend. Nicht so auf alle Diejenigen, die als Mitspieler daran betheiligt waren.

Es gab so Manchen, der mitten in dem hoffnungsvollen Emporstreben schwermüthig den Kopf hängen ließ, der, dieweil die Getrosten den Himmel zu stürmen sich unterfingen, in diesen Uebermüthigen nur bemitleidenswerthe Genossen des Icarus erblickte, der selbst traurig zurückblieb im Jammerthal und verzweifelte. Und es waren nicht die von Natur Feigen und nicht die Schwachen und Schlaffen; vielleicht waren es sogar gerade Diejenigen, die tiefer fühlten und empfindsamer waren, welche dieser Frühling schwermüthig stimmte.

Aus dem tollen Jubel heraus, der ringsum erscholl, vernahmen sie deutlich die klagenden Stimmen, denen sie als Jünglinge mit einem wollüstigen Schmerze gelauscht hatten: die Stimmen Renés, des jungen Werther und Manfreds — und es überkam sie wie der Ekel des Nüchternen beim Gelage trunkener Zecher. — Man nannte das „Weltschmerz".

Zu diesen gehörte Alfred de Musset.

Paul Lindau.

*) Die vorzügliche Uebersetzung der Barbier'schen Jamben sind den „Fünf Büchern französischer Lyrik" entnommen, die uns Emanuel Geibel und Heinrich Leuthold übermittelt haben. Stuttgart, Cotta, 1862.

Eine neue Biographie von D. F. Strauß.

„Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun" — das gilt nicht blos von dem, was Menschen schaffen, das gilt in eben so hohem Grade von dem Menschen selbst, als Object der Schöpfung, wenn die Natur einmal dabei ihr volles königliches Können eingesetzt und etwas von ihrer elementaren Gewalt an ihr Geschöpf abgegeben hat. Was ein solch' wohlgebornes Menschenkind hervorbringt, die Anregung, die von ihm ausgeht, erschöpft unser Interesse nicht; wir spüren über das Werk, das vor uns liegt, hinweg nach dem Menschen, der dahinter steht, und wollen sehen, wie eine über das gewöhnliche Maß hinausragende Persönlichkeit das Leben erfaßt und von ihm erfaßt wird. Heutzutage freilich, wo es unverhältnißmäßig mehr Kärrner als

Digitized by Google

Könige, mehr Kennen als Können gibt, ist dafür gesorgt, daß dieses an seinem Orte und in seinen Grenzen so berechtigte Bedürfniß erfüllt ist, auch wenn und wo es nicht zum Bewußtsein kommt; mit den Erlebnissen von Männern, deren schriftstellerische Thaten uns gleichgültig und eben so vergänglich sind wie sie selbst, werden wir bis in die kleinsten Details hinein behelligt, und es ist vielleicht gerade die Signatur eines echten und eingebornen Sohnes der Natur, daß er sich selbst hinter seinen Schöpfungen verbirgt und diese vorerst durch ihr eigenes Schwergewicht wirken lassen will. Bei dem Manne, dem die nachstehenden Zeilen gelten, bei D. F. Strauß, war das entschieden der Fall, und was das große Publicum während seinen Lebzeiten über ihn wußte, war zum überwiegenden Theile durch ein sehr trübes Medium, durch den Mund seiner lauten und lärmenden Gegner gegangen, die sich mit Vorliebe auf der Schattenseite seines Wesens aufhielten und bloszulegen suchten, was sie dort fanden, oder — zu finden vorgaben.

Um so dankenswerther ist es, daß hier die nachschaffende Thätigkeit, die uns das Lebensbild des großen Denkers erneuern, seinen Lebensweg vorführen soll, von Männern ergriffen worden ist, deren eigene Bedeutung gleichfalls über das Maß des Gewöhnlichen hinausragt. Zunächst war es Eduard Zeller, der sowohl durch seinen wissenschaftlichen Rang, als auch durch seine persönliche Stellung zu dem Dahingeschiedenen, dem er durch fast vier Decennien auf's Innigste verbunden war, vor Allen dazu berufen erschien, ihm gegenüber den ersten Tribut der Pietät abzutragen. In welch' vortrefflicher Weise er es gethan, ist bekannt. Wie einst, nach der biblischen Erzählung, die todten Gebeine des Propheten durch ihre Berührung Leben und Bewegung erweckten, so hat die liebevolle Hingebung an seinen Stoff Zeller zu einer Darstellung begeistert, so klar und durchsichtig in der Form, so fein und treffend in der Charakterzeichnung, daß sie ein würdiges Denkmal des Mannes geworden ist, der gerade auf dem Gebiete der Lebensschilderung als unübertroffener Meister unter den Neueren dasteht. Aber Zeller selbst hatte seine Schrift, die kurz nach dem Tode des Freundes erschienen war, nur einen ersten Umriß genannt und den Namen Biographie dafür abgelehnt.

In würdiger und willkommener Weise hat jetzt A. Hansrath, einer der hervorragendsten Vertreter der fortschrittlichen Theologie in Deutschland, die Arbeit aufgenommen und fortgeführt.*) Daß Hansrath dabei die Grenzen seiner Aufgabe weiter abgesteckt hat und uns mit dem Bilde von Strauß auch das der „Theologie seiner Zeit" bietet, liegt in der Natur der Sache; denn das Leben von Strauß ist, wie er ganz richtig sagt, „der Schlüssel zum Geheimniß der heutigen Theologie, in dem Rahmen derselben stellt sich, eine Weile wenigstens, die Geschichte der deutschen Theologie selbst dar", und wie man den Satz weiterführend kühn behaupten kann, in den einzelnen Abschnitten und Uebergängen derselben spiegeln sich auch die geschichtlichen Entwicklungsphasen der Theologie überhaupt im Kleinen ab. Zuerst das Stadium naiver, frommer Gläubigkeit, deren Wirkung auf das Geistesleben noch fortdauert, als sie selbst bereits das Abbröckeln der überkommenen Stützen gewahr wird und deshalb in dem Mysticismus eines Eschenmayer und Kerner neue zu finden bemüht ist. Oberflächliche Geister werden darin etwas Widerspruchvolles und Unerklärliches, tiefere Beobachter hingegen gewiß nur eine entschieden nothwendige Vorbedingung und Durchgangsphase erblicken. Wer zu fruchtbarer, über leeres Absprechen hinausgehender Kritik auf diesem Gebiete geeignet sein soll, muß selbst einmal die Religion als Thatsache warm und lebendig in sich erfahren, und so die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Quelle, aus welcher die Befriedigung eines ewigen Bedürfnisses der Menschheit fließt, blos gereinigt, allenfalls abgeleitet, aber gewiß nicht verschüttet werden darf. Bei alledem gewährt es ein eigenthümliches Interesse, von dem Manne, dessen letztes Vermächtniß an sein Volk „der alte und der neue Glaube" war, zurückzublicken auf den 19jährigen Jüngling, der, von gewaltigem Schauer erfaßt, vor der „Seherin von Prevorst" steht, durch das Erfassen ihrer Hand „sein ganzes Denken und Wesen ihrem Geistesblicke blosgelegt zu haben glaubt", und dem ihr Orakelwort „das Eigenthümliche seines Glaubens sei, daß er nie zum Unglauben werden könne", wohlthuend in die Ohren klingt. Auch an der Unduldsamkeit, die zu dem Gesammtbilde dieser Phase gehört, fehlt es nicht. „Wo er in der Debatte nur die leiseste Spur von Rationalismus zu bemerken glaubte, war er heftig absprechend und Alles hieß Heide und Türke, was ihm nicht in seine mondbeglänzten Zaubergärten folgte." Aber wie schwer es sei, in dem akademischen Leben aus der Raupe den Schmetterling zu erkennen, sollte sich auch hier bald wieder zeigen. Noch auf der Universität geschah der erste Schritt in das nächste Stadium: das der Vermittlung und Ausgleichung. Die Schleiermacher'sche Theologie, die damals alle denkenden Geister beschäftigte, und in dem Satze gipfelte, „daß alle Glaubenslehren zunächst nicht Aussagen über irgend ein Objectives, sondern nur über eine Bestimmtheit unseres frommen Gefühles seien", war wie ausersehen dazu, Strauß auf den neuen Standpunkt hinüberzuleiten. Alsbald verwandelte sich seine bisher erwiesene mystische Energie in die religiös kritische, die kein Dogma mehr unbesehen hinnahm, sondern jeden kirchlichen Satz darauf untersuchte, ob er wirklich einer nothwendigen Aussage unseres frommen Bewußtseins entspreche. Es ist übrigens selbstverständlich und liegt in den Gesetzen der geistigen Entwicklung, daß bei solchen Uebergängen das Gestern nicht urplötzlich vor dem Heute in Nichts versinkt, und so spinnen sich auch hier noch vielfach die Fäden der eingelebten Anschauung in das frisch sich bildende Gedankengewebe hinüber und überziehen das Neue und Werdende noch eine geraume Zeit hindurch mit der alten Färbung. Noch im Jahre 1828 geht Strauß daran, eine Preisaufgabe der theologischen Facultät zu lösen, in welcher er exegetisch und naturphilosophisch mit voller Ueberzeugung die Auferstehung der Todten beweist, und welche er auch später als Promotionsschrift benutzen will, obwohl ihm, seinem eigenen Geständnisse nach, schon „als er das letzte Punktum machte, klar geworden war, daß an der ganzen Sache nichts sei". Auch sonst läßt er sich durch die neugewonnene Erkenntniß in der herkömmlichen Ausübung seiner Berufspflichten nicht stören. In einer Predigt aus jener Zeit, die gedruckt vorliegt, spricht er sich gegen „die Weisheit dieser Welt aus, die ihre Flitter als Gold, ihr Glas als Edelsteine in den Bau des christlichen Glaubens einschieben möchte". Und als Vicar findet er sich mit der Nothwendigkeit, seiner Gemeinde gegenüber in Predigt und Lehre sich innerhalb der vorgeschriebenen Grenzen zu bewegen, weit besser zurecht, als sein intimster Freund und Altersgenosse, der grübelnde Märklin. Die Hegel'sche Philosophie, die inzwischen als zweites revolutionäres Element in den Kreis seines Denkens eingetreten war, kam ihm dabei mit ihrer Unterscheidung zwischen „Begriff" und „Vorstellung" sehr zu Statten. Ist es Schuld der Beamten der Kirche, daß diese mit ihren Lehren und Sätzen in der niederen Sphäre der „Vorstellung" zu verharren sich gezwungen sieht, und ist es nicht, wenn man einmal zugeben muß, daß die reine „Idee" immer nur Wenigen zugänglich sein wird, ganz unwesentlich, in welcher faßbaren Einkleidungsform sie der Menge zugeführt wird? Der Weg aber, den der Geistliche zu gehen hat, ist ihm durch den Umstand, daß „ein beständiges Dünnerwerden der Kruste über den Köpfen der Menschheit nicht zu verkennen sei", deutlich genug vorgezeichnet.

Es sollte Strauß erspart bleiben, die Probe auf diese Anschauungen, mit denen er Märklins Scrupel zu beschwichtigen suchte, praktisch zu machen; denn seine geistliche Laufbahn erhielt durch die Berufung als Lehrer nach Maulbronn einen raschen und plötzlichen Abschluß. Mit welch' ungewöhnlichem Erfolge er dort und später als Repetent in Tübingen gewirkt hat, ist aus den begeisterten Schilderungen seiner Schüler bekannt. Aber auch hier trat die in unserem Universitätsleben so häufig wiederkehrende Erscheinung, daß Studenten und Ordinarien nur selten den gleichen Geschmack haben, bald zu Tage, und auch hier rächten

*) D. F. Strauß und die Theologie seiner Zeit von Dr. A. Hansrath. 1. Theil. Heidelberg 1876.

Digitized by Google

sich die letzteren für die Abstoßung, die sie auf das Auditorium ausübten, dadurch, daß sie keine unzünftige Anziehungskraft neben sich duldeten. Strauß mußte die Vorlesungen bald aufgeben; die Frucht der ihm aufgenöthigten Muße war — der erste Theil des „Leben Jesu", für das er zum Behufe seiner Vorlesungen schon seit lange die Materialien zusammengetragen hatte. Für die Gestaltung seines weiteren Lebensganges waren mit dieser wissenschaftlichen That die Würfel gefallen. Statt ihn nach dem glänzenden Erfolge seiner Vorlesungen zum Professor der Philosophie zu machen, hatte man ihn in die Theologie getrieben, um ihn jetzt zu einer andern Thüre aus dieser hinauszuschieben. Daß man Strauß zu einem Lehramt an der theologischen Facultät fortan für ungeeignet hielt, werden wir heute bei ruhiger Erwägung gewiß natürlich und berechtigt finden. Um seine Erbitterung darüber zu begreifen, muß man bedenken, daß damals der Rationalismus geduldet war, und Männer, die mit Beseitigung des Wunderglaubens alle biblischen Erzählungen auf natürlichem Wege erklärten, auf Kanzel und Katheder ungestört wirkten. Aber bei der ungemessenen Verachtung, mit der Strauß dieser Richtung entgegentrat, übersah er eben, daß auch die scharfblickenden Vertreter der Orthodoxie über die Ungefährlichkeit einer Auffassung, die das Gemüth abstößt und den Verstand nicht befriedigt, ebenso im Klaren waren, als sie das Gefahrdrohende seines Weges sofort erkannten.

Wenn man einmal, wie das die Rationalisten thaten, die Erzählungen der Bibel als historische Thatsachen gelten läßt, so ist die Art des Pragmatismus, den man hineinbringt, ziemlich gleichgültig. Mit dem Glauben beispielsweise, daß die Israeliten auf wunderbare Weise durch's rothe Meer geführt worden sind, wird ja dem Verstande entschieden nicht mehr zugemuthet, als mit der Annahme, daß 600,000 Männer sammt den zu ihnen gehörenden Familien und Heerden während einer einzigen Ebbezeit einen schmalen Meeresstreifen passirt haben sollen. Auf dieser dürren Steppe war ein längeres Verweilen unmöglich, und wer sich nicht weiter hinauswagte, der mußte bald zu den saftigen Triften des Supranaturalismus zurückkehren. Ganz anders war es mit der Mythentheorie, die Strauß jetzt zum ersten Mal auf die Evangelien anwandte. Und dazu noch die Art, wie er es that! „In der Nothwendigkeit des Verfahrens," erzählt ein Zeitgenosse, „das sich hier wie ein Naturproceß vollzog, in dieser affectlosen Objectivität lag das Imponirende oder vielleicht richtiger das Erschreckende des Buches. Es stand mit der harten Gleichgültigkeit des Schicksals da, es war die Schlußrechnung gezogen in der Kritik der evangelischen Geschichte, und die Inventur lautete auf: Bankrott. Darum war die Wirkung dieses Werkes eine so ungeheure. Ein elektrischer Schlag durchzuckte die ganze deutsche Theologie." Ein berühmter Professor pflegte später im Colleg zu erzählen, wie das Buch als eine Art neuer Entscheidung, ob man mit gutem Gewissen im Amt bleiben dürfe, an jeden ernstdenkenden Theologen herangetreten sei, und wie er es mit Herzklopfen zur Hand genommen, als er es auf seinem Schreibtische vorfand.

Das Alles muß man sich vergegenwärtigen, um die unversöhnliche Haltung seiner ehrlichen Gegner zu begreifen. Der Korybantenlärm, den die andern schlugen, bedarf einer solchen Erklärung nicht. „Galt es doch", wie Baur berichtet, „in allen deutschen Staaten als die beste Empfehlung für den Staats- und Kirchendienst, sich durch ein offenes Zeugniß gegen Strauß'sche Ansichten zu verwahren", und Strauß selbst durfte mit Recht 25 Jahre später sagen, daß eigentlich seine Gegner das Jubiläum seines Buches feiern sollten, da es ihnen zuerst zu allerlei hübschen Gedanken und dann zu Amt und Würde verholfen, während es ihm selbst viel Böses gethan habe. „Es hat mich", ruft er bei dieser Gelegenheit aus, „von der öffentlichen Lehrthätigkeit ausgeschlossen, zu der ich Lust, vielleicht auch Talent besaß, es hat mich aus natürlichen Verhältnissen herausgerissen und meinen Lebensgang einsam gemacht." Durch all' die resignirte Ruhe, die über diese Worte ausgegossen ist, fühlt man die schweren Kämpfe noch nachzittern, die Strauß auf dem Wege dahin durchgemacht hat. Zwei Triebe waren in seinem Innern herrschend, die gewöhnlich einander ausschließen und deren Verbindung ein tragisches Lebensschicksal herbeiführen mußte. Dort der unbesiegbare kritische Wahrheitstrieb, der es ihm unmöglich machte, Erkanntes zu verschweigen, so klar er auch die Gefahren des Redens vor sich sieht; hier der seinem kleinbürgerlichen Wesen entstammende Drang nach einer festen Lebensstellung, nach Einordnung in eine sociale Lebenssphäre, die tiefe Sehnsucht, von dem „Ketzergefühl", das wie ein drückender Alp auf ihm lastet, sich befreit zu sehen. Dieser Stimmung verdanken einige Abänderungen, die er in der 3. Ausgabe des „Leben Jesu" vornahm, verdankt auch die schöne Schrift „Ueber Vergängliches und Bleibendes im Christenthum" ihre Entstehung. Strauß wollte neben dem „Nein" auch das „Ja" laut werden lassen und zeigen, daß er nicht blos der Geist sei, der stets verneine. Daß er in der Hauptsache seinen früheren Standpunkt beibehielt, sich überhaupt in keiner Weise untreu wurde, braucht eben so wenig gesagt zu werden, als daß ihm so engbegrenzte Concessionen bei seinen Gegnern nichts halfen, wie er bald genug aus Anlaß seiner Berufung nach Zürich erfahren sollte. Diese war hauptsächlich durch die Bemühungen des bekannten Theologen Hitzig, dessen Rechtsgefühl durch die Behandlung von Strauß in Tübingen tief beleidigt worden war, nach schweren Kämpfen endlich „im Princip" durchgesetzt worden. Aber was vermochte der eine, wenn auch noch so tapfere und bedeutende Mann, dessen Anhänger überdies von ganz anderen Motiven geleitet waren, als er selbst, gegen die Legion der Gegner, die in der Wahl der Mittel sich über jede Schranke hinwegsetzten? Den mit beispielloser Heftigkeit ausgeführten literarischen Aufstand, den diese angestiftet hatten, konnte man ignoriren; dem Wüthen des bewaffneten Landvolkes, das von seinen Pastoren gegen die „Struße" geführt worden, und vor Blutvergießen nicht zurückgeschreckt war, mußte die Regierung nachgeben, und, da man die officielle Ernennung nicht zurücknehmen konnte, die Pensionirung aussprechen.

Die sehr eingehende Schilderung der angedeuteten Vorgänge und des Eindruckes, den sie auf Strauß hervorbrachten, mit welcher der vorliegende erste Band des Hansrath'schen Buches schließt, ist in hohem Grade fesselnd und dankenswerth. Nicht blos deshalb, weil der Verfasser wenig oder gar nicht bekannte Quellen benutzt hat und viele interessante Details bringt, sondern weil sie zu sehr lehrreichen Betrachtungen über den Lebensgang von Strauß Gelegenheit bietet. Die Partei nämlich, die für seine Berufung eingetreten war, war die radicale — heute würden wir sie die confus-radicale nennen —, und der Zweck, der sie dabei leitete, war einzig und allein der, „nach den bei ihm vorausgesetzten Grundsätzen das religiöse Leben des Cantons zu reorganisiren".

Mit welcher Klarheit sie dabei über Ziel und Mittel dachten, mögen zwei draftische Beispiele illustriren. Als man einen der Züricher Vorkämpfer für die Mythentheorie fragte, wie doch die einfachen Fischer und Zöllner so viele und großartige Mythen hätten ersinnen können, antwortete er rasch und unverzagt: „Das konnte ihnen nicht schwer werden, da sie den heiligen Geist hatten!" Und als man in den Mittelschulen für die bisher benutzten Lehrbücher neue einführte, da wurde für die Geographie eines gewählt, das bei der Beschreibung der einzelnen Confessionen, folgenden Passus enthielt: „Die Evangelischen beten im Allgemeinen nur einen Gott an; doch müssen hiervon die Frömmler oder Pietisten ausgenommen werden, welche drei Götter, Gott Vater, Gott Sohn und Gott den heiligen Geist anbeten!" Als Genossen dieser Partei nun denke man sich den Mann, der sein ganzes Leben hindurch in politischen Dingen auf der äußersten Rechten stand und auch in kirchlichen sich entschieden dagegen verwahrte, seinen Standpunkt von der Wissenschaft auf's Leben übertragen zu sehen! Wie rasch würden seine Anhänger enttäuscht worden, wie rasch von ihm abgefallen sein! Ob aber die Furcht vor dieser Eventualität die mächtigsten Instincte seines Wesens überwunden, oder ob, falls diese sich unbesiegbar gezeigt, der Wunsch, nicht wieder allein und excommunicirt dazustehen, ihn seinen bisherigen Gegnern näher gebracht und zu weiteren Concessionen gedrängt hätte, wer wollte das heute zu entscheiden wagen? Wie es auch gekommen wäre, zum Heile für Strauß und für die Wissenschaft wäre es gewiß nicht gewesen!

Digitized by Google

Er selbst hat das freilich nicht so angeschaut und den Schmerz über diese vereitelte Hoffnung nie verwunden; — wer wollte das auch dem mitten im Kampfgewühle stehenden Manne verargen? — aber eben so berechtigt ist auch die Nachwelt, wenn sie von dieser seiner Anschauung an eine ältere appellirt und auf eine Aeußerung zurückgreift, die er selbst lange zuvor, noch als er mit den Vorarbeiten zum „Leben Jesu" beschäftigt war, gethan hat. „Und das," so ruft er in einem Briefe mit sich selbst sprechend aus, „das willst du in Tübingen lesen? Und du glaubst nicht, daß dir der Hörsaal geschlossen wird? Ja, es ist wohl so etwas möglich, und ich bin oft recht traurig, daß Alles, was ich in der Theologie thun möchte, solche halsbrechende Arbeit ist. Aber ich kann es nicht ändern; auf irgend eine Weise muß dieser Stoff aus mir heraus gestaltet werden. Wir wollen es einstweilen Gott befehlen, der uns doch irgendwie eine Thüre für so etwas öffnen wird." Und hat er sie nicht geöffnet? Freilich nicht da, wo Strauß sie gesucht, aber der Weg, den sie ihm erschlossen, hat zu etwas unendlich Höherem geführt, als zu Amt und Würden: zu einer bleibenden Stätte im Herzen seines Volkes!

F. Hammerschlag.

Das Theaterschulwesen.

Ansichten und Entwürfe aus dem Nachlasse von Heinrich Marr.

(Schluß.)

Zum Abschluß des Unterrichtsplanes kommend, betone ich nur noch, daß, da der Schauspielkünstler innerhalb der Sphäre des Schönen mit freier Einbildungskraft thätig zu sein hat, er das Wirkliche nicht in sklavischer gemeiner Nachahmung wiedergeben, sondern dem Wirklichen eine künstlerische Bedeutung verleihen soll, ihm auch das Wesen der Aesthetik nicht fremd bleiben darf. Die Lehre vom Schönen, d. h. die Theorie der Kunst und Erklärung von Kunstausdrücken, muß ihm, wenn auch mehr andeutend als unterrichtend, beigebracht werden. So vorbereitet, Schritt für Schritt das zweckentsprechende Fundament gelegt, geht die Theaterschule nun zum letzten Lehrobject über, zur: scenischen Darstellung auf der eigens dazu errichteten Uebungsbühne, was also ein Rolleneinstudiren und Zusammenspielenlernen bedingt, wobei hauptsächlich zu beobachten ist, daß man die Zöglinge in den verschiedensten Fächern sich erproben läßt. Eine Methode, die den Schüler vor Einseitigkeit und Manierirtheit schützt, und dem Lehrer nach und nach über des Zöglings eigenartiges Rollenfach die Augen öffnen würde.

Das erste Jahr wäre durchweg nur als eine praktische Dressur auszunützen, und da ich zwei Jahre, aber zwei Jahre der angespanntesten Thätigkeit und des gewissenhaftesten Fleißes, als Studium feststelle (weil sich annehmen läßt, daß junge Menschen, die doch bereits die Kinderschuhe ausgezogen haben, dieser Auffassung beipflichten müssen), so würde ich folgende Unterrichtseintheilung treffen:

Erstes Jahr.

Auf dem sicheren festen Schritt beruht die Haltung der Gestalt:

1. militärisches Exerciren wöchentlich 4 Stunden, worunter ein Mal nach der Musik. Der Rhythmus nämlich löst die Schwerfälligkeit der Beine. Diese 4 Stunden wöchentlich sind ein Vierteljahr inne zu halten, nach diesem werden sie auf 2 Stunden herabgesetzt, weil alsdann anzufangen ist mit:
2. Geheübungen auf der Uebungsbühne. Die dramaturgischen Studien von F. L. Schmidt 2. Theil, über den Gang auf der Bühne, sind vorzüglich. Diese Geheübungen müssen gleichfalls das erste Vierteljahr 4 Stunden wöchentlich betrieben und nach diesem auf 2 Stunden beschränkt werden.
3. Tanzübungen, und zwar nur Menuett. J. G. Noverre, der berühmteste und kunstsinnig durchbildetste Balletmeister, der Ausgangs des 17. Jahrhunderts in Paris bei der Academie royale de musique die Stelle eines ersten Lehrers bekleidete und sich eben so tüchtig als Schriftsteller wie als Ausübender in dieser Kunst erwies, pflegte stets auszurufen: „que de choses dans un menuet". In der That enthält dieser Tanz, „der von den Grazien selbst erfunden zu sein scheint", alle Nüancen der Anmuth und des feinen Anstandes. Er ist eine praktische Studie für eine gebildete Haltung, für eine ästhetische Körperbewegung und formvolle Manieren. Wöchentlich 2 Stunden zu geben.
4. Mimisch-plastische Uebungen im Allgemeinen. Das erste Vierteljahr wöchentlich 3 Stunden. Nach diesem — da ich sie als eine Vorstudie für die Pantomimik betrachte — herabgesetzt auf 2 Stunden, und aufgenommen alsdann, im Großen und Ganzen, das Studium der:
5. Pantomimik, auf wöchentlich 2 Stunden berechnet. Diese Uebungen müssen gleich den Geheübungen auf der Uebungsbühne executirt werden, da der Schüler jetzt anzufangen hat, „den Raum, der ihm zu einer bestimmten Handlung angewiesen ist, berechnen zu lernen", wie weit er darin vor- und rückwärts schreiten darf u. s. w., denn für den Zweck des pantomimischen Studiums ist es unumgänglich nöthig, daß der Schulvorstand eigens dramatische Scenen erfindet, in welchen sich eine zusammenhängende Handlung ausspricht, die der lebendigen Menschengestalt Gelegenheit gibt, sich in charakteristischer Bedeutsamkeit mit Bestimmtheit und mannigfaltigem Wechsel plastisch zu offenbaren.
6. Ausbildung des Sprechorgans, des Tons und der Aussprache wöchentlich 4 Stunden. Dabei nehme ich aber an, daß man in einem halben Jahr mit Einschluß des Studiums der:
7. Metrik, auf die wöchentlich 1 Stunde fällt, so weit vorgeschritten ist, um alsdann anfangen zu können mit dem Studium der:
8. Rhetorik, wöchentlich 1 Stunde, und der:
9. Declamation, wöchentlich 1 Stunde. Vom Beginn des Schulbesuchs an wird ferner das Studium der:
10. Mythe betrieben, 1 Stunde wöchentlich, ferner das der:
11. deutschen Sprache, 2 Stunden wöchentlich, der:
12. Culturgeschichte, 2 Stunden wöchentlich, der:
13. Literaturgeschichte, 2 Stunden wöchentlich, der:
14. Theatergeschichte, 2 Stunden wöchentlich.

Nach dieser Auffassung hätten die Zöglinge der Theaterschule im letzten Semester des ersten Unterrichtsjahres eine Arbeitszeit von 26 Stunden wöchentlich inne zu halten, wobei ich noch bemerke, daß sie im Interesse ihrer eigenen Ausbildung die öffentlichen Theatervorstellungen und wissenschaftlichen Vorlesungen zu besuchen haben, eine Vergünstigung, um die der Schulvorstand bei den betreffenden Behörden nachzusuchen hat. So angespannt die Thätigkeit der Schüler auch in Scene gesetzt zu sein scheint, es scheint nur so. Eine energische Arbeitseintheilung allein schützt die jungen Zöglinge, die hauptsächlich mit der Einbildungskraft schaffen müssen, vor einem willkürlichen und schrankenlosen Sichgehenlassen, und tüchtigt sie für eine pflichttreue und gewissenhafte Ausübung ihres Berufes. Auch rechne ich dabei mit einigem Raffinement auf den persönlichen Ehrgeiz, der hier in anregender Weise erwachen dürfte, wo die Geschlechter beide gleich von Anfang an den Schulunterricht gemeinsam genießen. Da sie einmal in ihrem Beruf tagtäglich, von Angesicht zu Angesicht mit einander und neben einander wirken müssen, soll man es nicht verabsäumen, sie frühzeitig daran zu gewöhnen. Je ernster ihr gegenseitiges Thun und Treiben sich zu äußern hat, desto bewußter werden sie sich gegenüberstehen lernen. Ja, im Wettkampf mit Fleiß und Streben auf ihre Carriere sich vorbereitend, wird Eins das Andere vielleicht noch obendrein im Wachsen und Werden seines Talentes impulsgebend belauschen lernen.

Digitized by Google

Zum zweiten, also letzten Schuljahr übergehend würde sich nach meiner Ansicht der Unterrichtsplan folgendermaßen zu gestalten haben:

1. Aesthetik 1 Stunde wöchentlich.
2. Metrik 1 Stunde wöchentlich.
3. Rhetorik 1 Stunde wöchentlich.
4. Declamation 3 Stunden wöchentlich.
5. Rolleneinstudiren 3 Stunden wöchentlich.
6. Zusammenspiel 4 Stunden wöchentlich.
7. Dramaturgisches Studium 2 Stunden wöchentlich. Zur theatralischen Grundsteinlegung empfehle ich speciell die praktisch-dramaturgischen Aphorismen von meinem Lehrmeister F. L. Schmidt und ferner die Vorlesung von Schröder, im III. Theil von Schröders Leben unter dem Titel: Auszüge aus Franz Riccobonis Vorschriften über die Kunst des Schauspielers, mit hinzugefügten Bemerkungen.
8. Literaturgeschichte 1 Stunde wöchentlich.
9. Culturgeschichte 1 Stunde wöchentlich.
10. Theatergeschichte 1 Stunde wöchentlich.

Praktische Uebungen.

11. Tanzübungen, d. h. Menuett, 1 Stunde wöchentlich.
12. Mimisch-plastische Uebungen im Allgemeinen, abwechselnd mit Pantomimik, 1 Stunde wöchentlich.

Für das männliche Geschlecht im letzten Jahr 1 Fechtstunde.

Im letzten Jahre also hätten die Zöglinge der Theaterschule wöchentlich nur 20 Stunden. Doch kämen die hinwegfallenden 6 des letzten halben Jahres im ersten Schuljahr dem Memoriren von Rollen zu Gute, da im letzten Jahre zur Darstellung von Stücken und Scenen übergegangen wird, die auf der Uebungsbühne alle 3 Wochen statt zu finden hat, damit die Zöglinge anfangen, sich in dem, was sie bis dahin executirten, zu concentriren. Hinsichtlich der Aufführung würde es sich in den ersten Monaten um einfache bürgerliche Vorstellungen handeln. Die Wirklichkeit der Begebenheiten und Zustände verlangt große Naturwahrheit, Detailmalerei und eine ausgeprägte Charakterisirung. Erst in der letzten Hälfte des Lehrcursus wäre ich für die höhere Tragödie, aus welcher man einzelne Scenen und Acte zur Aufführung brächte. Die theatralische Aufführung wieder verlangt ein Publicum, einen Zuschauerkreis. Es liegt in der Flüchtigkeit und dem Augenblicklichen des Sichtbaren und Hörbaren der Darstellungskunst, daß die Ausübenden, indem sie, wie im Fluge, Innerliches und Aeußerliches in einem erhöhten Geistesaufschwung geben, auch zugleich empfinden müssen, wie das Gegebene empfangen wird.

Den Zöglingen der Theaterschule kann kein anderes Publicum von Nutzen sein, als ein belehrendes. Von diesem Gesichtspunkt aus sind Zuschauer von Fach, Zuschauer von dramaturgischer und wissenschaftlicher Bildung herbei zu wünschen, Zuschauer, die nach beendeter Vorstellung in einen Tauschhandel von Ansichten mit den Lehrern und Schülern treten können, und durch ein offenes Urtheilen und Aussprechen über die Fehler und Vorzüge der einzelnen Talente von anspornender Aufmunterung, sogar von aufklärendem Aufschluß zu sein vermöchten. Damit habe ich kurz und bündig angedeutet, daß es meiner Auffassung total widerstrebt, dem herkömmlichen Brauch von öffentlichen Prüfungen und ostentatiösen Aufführungen Zugeständnisse zu machen.

Ich spreche speciell mit Hinweis auf die Zöglinge der Theaterschule. Diese haben im Gegensatz zu andern Kunstschulen, in die man erst eintreten darf, wenn man sich schon gewisse technische Elementarkenntnisse zu eigen gemacht, gerade mit dem technischen Elementarunterricht anzufangen, ihr Studium gestaltet sich äußerst primitiv, denn sie sollen das Gehen-, Stehen- und Sprechenlernen üben (weshalb ich nie von Etablirung einer dramatischen Hochschule reden würde).

Die Dressur ihrer körperlichen Individualität nimmt so viel Zeit in Anspruch, daß, sobald es im zweiten Jahr schon zur Beurtheilung ihrer künstlerischen Leistungen kommen soll, immer doch nichts weiter betont werden kann, als ihre talentirte Veranlagung, ihre höhere oder mindere Begabung. Keineswegs will ich aber noch verschweigen, daß ich jedem schöngeistigen und vornehmen Protections-Publikum, das bei solchen Prüfungsaufführungen stets eine tonangebende Rolle spielt, abhold bin. Denn was ist für die Sache durch dasselbe gewonnen? Im Gegentheil, die jungen aufkeimenden Talente laufen sogar Gefahr, durch zu warm gespendetes Lob, aus dem Munde hochgestellter Persönlichkeiten, verwirrt, auch wohl anmaßend gemacht zu werden. Gebräuchen und Einrichtungen, welche das wahre Wesen der Dinge in ein falsches Licht stellen, soll man nicht das Wort reden, zumal, wo es sich um Einführung neuer Ideen handelt. Mit dem Zustandekommen einer Theaterschule werden ganz von selbst neue Verhältnisse und Zustände heranwachsen, die zu einer ethischen Klärung des Ganzen führen.

Aus diesem Grunde wünsche ich bei den Vorstellungen, die alle drei Wochen auf der Uebungsbühne der Theaterschule stattfinden sollen, einen Zuschauerkreis herbei, der aus der Elite der Künstler- und Gelehrtenwelt bestehe. Was liegt wohl näher, als die jungen Zöglinge schon gleich im ersten Stadium ihrer künstlerischen Entwicklung mit den Elementen in Berührung zu bringen, die ihnen wahlverwandt sind: mit Schauspielern, Malern, Musikern, dramatischen und dramaturgischen Schriftstellern, auch mit dem Lehrer- und Professorenstand, selbst wenn er abstract, vom Katheder-standpunkt urtheilen sollte. Würde dies Bemühen der Theaterschule, sich in Contact zu setzen mit den tonangebenden Mächten der intelligenten Welt, nicht späterhin auch den Zwiespalt aufheben, der zwischen Schauspieldichter und Schauspielkünstler noch immer zum Nachtheil des künstlerischen Geistes im Theaterwesen besteht? ein Zwiespalt, der von Seiten des dramatischen Dichters hervorgerufen ist, welcher den Menschendarsteller als einen bloßen Copisten des Wirklichen bezeichnet, und ihm die schöpferische Kraft abspricht, aus sich selbst gestalten zu können!

Ein salomonisches Urtheil über diese Auffassungsweise fällt Eduard Devrient im 4. Bande seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst, Seite 188, indem er sagt: „Dieser Zwiespalt ist gleich dem immerwiederkehrenden Rangstreite zwischen beiden Geschlechtern der Menschen. Der männliche, befruchtende Geist der Poesie überhebt sich zu Zeiten über die austragende und gestaltende weibliche Kunst, die das eigentliche Leben hervorbringt, und nur die vollkommene Liebe und gegenseitige Hingebung bringt Versöhnung und höchste Schöpferkraft."

Daß die Theaterschule — aber nur in einer solchen umfassenden Totalität in's Leben gerufen — der öffentlichen Bühne nicht nur technisch, sondern auch zugleich geistig und künstlerisch, Anfänger überlieferte, Anfänger, die allmälig ihrem ganzen Stande dem Stempel einer höheren Geistescultur aufdrücken würden, liegt auf der Hand. Dies auf der Hand liegen ruft indeß eine andere wichtige Frage hervor, die Frage: würden so geistig bewußtvoll herangebildete Theaterzöglinge, sobald sie die Schule verlassen und einer öffentlichen Bühne Dienste zu leisten haben, für jede Bühne geeignet sein? Schwerlich! Keine wahrhaft sittlich und künstlerisch heranerzogene Persönlichkeit kann sich in eine niedere komödiantische Umgebung hineinbegeben. Aus diesem Grunde hat die Direction der Theaterbühne sich mit allen Bühnen Deutschlands in Verbindung zu setzen, die durch die Art und Weise ihrer Führung wenigstens den Willen bekunden, das Beste und Redlichste zu leisten. Diese Verbindung zielt einfach darauf hin: den jungen Anfängern, sobald sie aus der Schule entlassen sind, ihrer geprüften Darstellungsfähigkeit entsprechend, zugleich ein Engagement zu besorgen, natürlich, wie es für den Anfänger geziemend, für zweite, dritte Rollenfächer. Hiernach muß sich freilich das Princip Eingang verschaffen: daß der Director der Theaterschule alljährlich, wenn die Ferien eintreten, (2 Monate lang) auf Reisen geht, um alle kleinen und großen Theater persönlich in Augenschein zu nehmen. Was etwa an bedeutsam talentirtem Nachwuchs sich zu erkennen gäbe, das müßte er der Theaterschule zuführen können, die auch über Stipendien zu verfügen haben soll, damit sie dem total Unbemittelten ein schnell helfender Protector werden kann. Bei der Laufbahn, die sich gerade einem genialen Schauspieler eröffnet, würde es nicht schwer halten, daß man späterhin auf eine Zurückerstattung der verausgabten Summe

Digitized by Google

sicher rechnen könnte. Mit den Bühnenvorständen also in Wechselwirkung getreten, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die besseren unter ihnen für die Theaterschulfrage empfänglich zu stimmen sind, und sich schon ehrenhalber bereit finden werden, die Anfänger, deren sie bedürfen, der Theaterschule zu entnehmen. Hiermit wird ganz unabsichtlich der demoralisirenden „Theateragentur" Schach geboten, wie denn eine Reform nach der anderen nicht angebahnt, nein, ganz von selbst und natürlich geboten sich einschleichen wird durch den Schuleinfluß. Dieser wird, insofern der Vorstand im Verein mit allen Lehrern allwöchentlich zu conferiren hat, um sich darüber aufzuklären, was vielleicht abzuändern und umzugestalten, was weiter auszudehnen und fortzuspinnen wäre — allmälig zu einer solchen vergeistigenden Macht heranreifen, daß in letzter Instanz, aus diesem intellectuellen und planvoll organisirten Zusammenwirken, schließlich eine theatralische Behörde herauswachsen möchte, die, unter Obhut und in Verbindung mit dem Ministerium für Cultus und Unterricht, die Oberaufsicht über das gesammte deutsche Bühnenleben zu führen bekäme! Dann wäre die Schauspielkunst endlich zu einer staatlichen Bedeutung erhoben, eine moralische wie künstlerische Umwälzung im Großen und Ganzen in Sicht. Das Princip der Theaterfreiheit, das sich überhaupt von selbst bald ausleben und überleben wird, würde vom Programm gestrichen, und vielleicht, wie ich es im Jahre 1864 in einer Ausarbeitung an den Shakespeare-Verein zum Vorschlag brachte, ein Gesetz creirt: das den Communen (mit einem entsprechenden Zuschuß aus der Staatscasse) die Pflicht auferlegt, für die Erhaltung der Theater Sorge zu tragen. Es können sogar mehrere kleine Communen in Gemeinschaft treten und ihr Theater halten, sie haben dann aber auch gemeinschaftliche Verpflichtungen. Eine Commune, welche sich diesen Bestimmungen nicht fügen will, oder kann, hat nicht die Kraft, und somit auch nicht das Recht auf andere, gewerbsbetriebsame Art ein Theater zu besitzen.

Der Schlußsatz würde also zu lauten haben: alle höheren Reformen auf dem Gebiete des theatralischen Lebens können zu nichts führen, wenn die Ausübenden nicht die Bildung und sittliche Kraft besitzen, sie durchzuführen. Darum ist vorerst Hand anzulegen an die künstlerische und sittliche Erziehung des Schauspielerstandes durch die Schule.

Nachdem ich die Organisation derselben vom künstlerischen und sittlichen Standpunkte dargelegt, hätte ich noch die praktische Seite zu berühren. Der wichtigste Punkt ist zunächst der Geldpunkt. Einen bestimmten Kostenanschlag zu machen, wäre illusorisch. Bei allen Unternehmungen stellt es sich heraus, daß die Forderungen stets zu gering gegriffen werden. Vertrauen einflößend ist es jedenfalls, die Erfordernisse der Schule herzuzählen, damit geschulte Mathematiker hiernach ihre Berechnungen aufstellen können.

Die Schule bedarf:

1. Ein ihren Anforderungen entsprechendes Local, also Räumlichkeiten, die groß genug sind, um die verschiedenen Classenzimmer, Uebungssäle, wie auch Uebungstheater (das nicht zu winzig, zu dilettantisch sein darf) und sonstige erforderliche Beamtenwohnungen herrichten zu können.

2. Eine für den speciellen Schulbedarf zweckentsprechende Bibliothek, der sich vielleicht einst in späteren Zeiten ein theater-historisches Museum anreihen könnte.

3. Verschiedene Theaterapparate für die Uebungsbühne.

Zum Lehrerpersonal übergehend sind erforderlich:

1. Der Director der Anstalt. Er muß selbstredend ein Schauspieler sein, der theoretisch und praktisch durch seine Darstellungsweise bekundet, daß er seine Kunst künstlerisch zu behandeln weiß, daß er sich durchweg als Sach- und Fachverständiger zu bewähren vermag und sich in allen Vorkommnissen und Strebungen des Theaterlebens Einblick zu verschaffen wußte. Er muß den Mittelpunkt des Lehrerpersonals abgeben, das sich seinen lebendigen Erfahrungen von der Schauspielkunst zu unterordnen hat, und den eigenen Lehrton, sobald sich dieser zu abstract geben sollte, sinnlich anschaulicher anzuschlagen hätte. Viel in Anspruch genommen durch die schon bereits angeführten Verpflichtungen, welche ihm obliegen, hätte er sich aber doch an dem Unterricht in der theatralischen Declamation und in der Darstellungskunst im Allgemeinen zu betheiligen. Hierbei bemerke ich, daß ich für diesen Unterricht, d. h. hinsichtlich des Rolleneinstudirens, auch erfahrene und renommirte Schauspielerinnen verlange. Es ist nicht immer vortheilhaft, die Mädchen, besonders wenn sie eine gewisse geistige Schärfe besitzen, nur von Männern unterrichten zu lassen, was oft ein zu marquirtes Spiel hervorruft. Dieselbe Forderung stelle ich auch beim Unterricht des Tanzes, der Gebärdensprache und Pantomimik, auch hierin sollen Männer und Frauen gemeinschaftlich unterrichten, wie ich im Allgemeinen dann noch betone, daß ein Schüler nicht wie der andere unterrichtet werden kann, worüber Director und Lehrer sich miteinander zu berathen haben. Erforderlich sind weiter:

Ein Exercirmeister, ein Fechtmeister und sämmtliche Lehrer für die bereits oben angeführten Lehrobjecte wissenschaftlichen Charakters. Daß diese letzte Kategorie dem Schauspielerstande entlehnt werden könnte, daran zweifle ich. Der Schauspielerstand ist zu überwiegend autodidaktisch gebildet; auf wissenschaftlichem Gebiet wird der akademisch geschulte Lehrer, sobald er nämlich den Zweck der praktischen Bühnenkunst unverrückt vor Augen behält, stets der empfehlenswertheste bleiben. Wird die Idee, eine Theaterschule als Staatsinstitut begründen zu wollen, nur erst bekannt und das Lehrprogramm der Oeffentlichkeit übermittelt, so dürfte es sich in kurzer Zeit herausstellen, daß auch bezüglich der Rhetorik und des dramaturgischen Unterrichtes mancher hierfür Begabte sich besonders ausbilden würde. Noch einmal wiederhole ich es; neue Unternehmungen regen zu neuen Ideen an und machen instinctiv die geeigneten Persönlichkeiten auftauchen, welche im Stande sind, dieselben in's Dasein zu setzen.

Zum Schluß wäre noch die Honorarfrage der Schüler zu berühren. Nachdem ich von erfahrenen Lehrern darauf aufmerksam gemacht worden bin, daß ein unentgeltlicher Unterricht in den seltensten Fällen tüchtige Schüler stellt, lasse ich diesen Plan fallen, und beanspruche ein Honorar von jährlich 100 Thlr. Schüler, die dies nicht zahlen könnten, müßten sich verpflichten, sobald sie später ein Engagement angetreten haben, das restirende Honorar in bestimmten Raten abzuzahlen.

Hiermit hätte ich das Hauptsächlichste, ich will sagen: nur die Quintessenz eines Theaterschulplanes, der nach und nach, durch die verschiedenartigsten Erlebnisse und Beobachtungen in mir herangereift ist, zum Austrag gebracht. Es kommt darauf an, von welchem Parteistandpunkt man ihn auffaßt. Rom ist nicht in einem Tage erbaut, heißt ein alter Gemeinplatz, und zum Erbauen gehören Viele, denn nicht Einer, nein, erst eine Reihe von Sach- und Fachverständigen ist dazu erforderlich, um ein bestmöglichstes Ganze erstehen zu machen.

Herr Professor Dr. Gustav Floerke ist durch Krankheit zu unserm Bedauern verhindert, in dieser Nummer die Fortsetzung seiner Artikel über die Kunstausstellung zu geben.

Bibliographie.

Bergkrystalle. Novellen und Erzählungen aus der Schweiz. I. Serie. Nov. und Erz. von Arthur Butter. (Bern, Haller.)

Jurien de la Gravière, La station du Levant. 2 Tomes. (Paris, E. Plon et Co.)

Mdme. Louise d'Alq, La science du monde. (Paris, Librairie de la famille.)

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Deutsche Dichter
des
sechzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.

Herausgegeben von
Karl Goedeke und **Julius Tittmann.**
Achter und neunter Band.

Froschmeuseler. Von **Georg Rollenhagen.**
Zwei Theile. 8. Geh. 7 *M.* Geb. 9 *M.*

Rollenhagen's „Froschmeuseler", dieses humoristisch-didaktische Gedicht, das gleich bei seinem Erscheinen große Berühmtheit erlangte und anderthalb Jahrhunderte hindurch ein Lieblingsbuch des deutschen Volks gewesen, wird hier in zeitgemäßer, wohlfeiler Ausgabe der heutigen Generation zugeführt. Es gehört zu den Schätzen der deutschen Nationalliteratur und darf in keiner Büchersammlung fehlen.

Palleske. Schiller's Leben und Werke.
Neunte neu verbesserte Auflage.
2 Bände, 75 Bogen.
Preis geh. 5 *M.*, geb. 6 *M.* 75 *S.*
Verlag von **Karl Krabbe** in **Stuttgart.**

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin.**

Don Juan d'Austria.
Ein geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von
Albert Lindner.
Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 *M.*

Binnen Kurzem erscheint in unserm Verlage:
Das Bühnenfestspiel in Bayreuth.
Kritische Studie
von
Gustav Engel.
Preis 1 *M.*
E. A. Challier & Co. in **Berlin.**

Die
Fabrik von **Heinrich Lemcke**
in **Bahrenfeld** bei **Hamburg**
(Zollvereinsgebiet)
empfiehlt ihre **feinen** und **hochfeinen**, sowie
importirten Havanna- etc. Cigarren
in den Preisen von **36** bis **1000 M.** pro Mille.
Preiscourante gratis und franco.
Verkauf an Private von $^1/_{10}$ an.

Im Verlage von **H. Hartung & Sohn** in **Leipzig** erschien soeben:
ITALIA. Herausgegeben von **Karl Hillebrand.**
Band III. Preis: 8 *M.*

Soeben erschien:
Oesterreich und Preußen
im
Befreiungskriege.

Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813
von
Wilhelm Oncken.
Erster Band.
29 Bogen. gr. 8. Preis brochirt 9 *M.*

Der Verfasser hat in diesem Werke unternommen, die bisher geheim gebliebene Geschichte der deutschen Politik des Jahres 1813, von welcher Gneisenau schrieb: „Die Nachwelt wird erstaunen, wenn dereinst die geheime Geschichte dieses Krieges erscheinen kann"; aus den Urkunden darzustellen. Seine Quellen sind die Akten des königlichen geheimen Staatsarchivs zu Berlin und des kaiserlich-königlichen Haus-, Hof- und Staatsarchivs zu Wien. Die ersteren waren bisher nur zum kleinsten Theil, die letzteren noch gar nicht benutzt, und gerade diese boten nach jeder Richtung ebenso überraschende als erschöpfende Aufschlüsse in ganz ungeahntem Reichthum dar. Ein Anhang enthält den Wortlaut ausgewählter Akten des österreichischen Archivs, die im Texte benutzt sind.

Der zweite (Schluß-) Band wird baldigst nachfolgen.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung
in Berlin.

Am 1. October beginnt das Abonnement auf:
Deutsche Jugend.
Illustrirte
Jugend- und Familienbibliothek
in
Monatsheften.
Herausgegeben von
Julius Lohmeyer.
Unter künstlerischer Leitung von
Oscar Pletsch.
Verlag von **Alphons Dürr** in Leipzig.

Das ausgezeichnete Jugendwerk, welches von hervorragenden pädagogischen Autoritäten und von Seiten des preußischen Unterrichts-Ministeriums als **„Muster guter Jugendliteratur"** empfohlen wird, veröffentlicht in dem jetzt beginnenden XI. Bande u. A. Original-Beiträge von: **Theod. Storm, A. W. Grube, F. v. Köppen, Fr. Bodenstedt, Wern. Hahn, F. Bäßler, Ferd. Schmidt, Emil Frommel, J. Sturm, Fel. Dahn, Herm. Schmid, W. Osterwald, J. Trojan** u. s. w. mit Original-Zeichnungen von **P. Thumann, W. Camphausen, W. Friedrich, L. Burger, G. Spangenberg, A. v. Heyden, E. Klimsch, Fr. Preller, J. v. Führich, F. Flinzer, O. Pletsch** u. A.

Jedes Heft bringt Erzählungen, deutsche Sagen, Märchen, Biographien, Natur- und Charakterbilder, Humoristisches, Lieder, Räthsel und Verstandesübungen.

Die Bandausgabe empfiehlt sich als eine der gediegensten **Weihnachtsgaben** von dauerndem Werth. Pränumerations-Preis pr. Band von 6 Heften 6 *M.* Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Die Gartenlaube
1 Mark 60 Pf.

Außer der Fortsetzung der im dritten Quartal begonnenen und mit so vielem Beifall aufgenommenen Erzählung:

„Vineta" von **E. Werner,** Verfasser von „Glück auf" — „Am Altar",

liegt für das vierte Quartal noch eine tief ergreifende Novelle:

„Er hat kein Herz"

vor, auf die wir im Voraus aufmerksam machen möchten. Außerdem eine Reihe interessanter, belehrender und unterhaltender Artikel, deren Titelanzeige wir heute unterlassen.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Einbanddecken zum 9. Bande der „Gegenwart"
sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Hierzu Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen **Fr. Wilh. Grunow** und **Theodor Thomas** in Leipzig.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N. W., Louisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 43. Berlin, den 21. October 1876. X. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Fall Bauffremont-Bibesco. Von Bluntschli. — Gladstones Schrift. Von Karl Blind. I. II. — Gulyás und Halászlé. Plaudereien aus Ungarn. Von Karl Braun. — **Literatur und Kunst:** Stimmungsbilder. Nach Fr. Coppée von Emanuel Geibel. — Nach dreißig Jahren. Neue Dorfgeschichten von Berthold Auerbach. Besprochen von Paul Lindau. — Freiheit und Gleichheit. Von E. von Hartmann. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Gustav Floerke. II. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Der Fall Bauffremont-Bibesco.

Zur Beleuchtung der Mängel unserer Rechtszustände.

Von Bluntschli.

Der Proceß Bauffremont-Bibesco nimmt das Interesse der juristischen gebildeten Welt in ungewöhnlichem Grade in Anspruch und hat bereits eine Menge von Schriften, französische, deutsche und italienische hervorgerufen, welche denselben von verschiedenen Standpunkten aus besprechen. In der That ist derselbe so reich an Fragen, welche in die verschiedensten Rechtsgebiete hineingreifen, das Völkerrecht, das internationale Privatrecht und das Staatsrecht, staatliches und kirchliches Eherecht und in die verschiedenen Systeme des ersteren in Frankreich und im deutschen Reich, in Preußen und in Altenburg, sogar in das Strafrecht, und die einzelnen Momente desselben sind oft so merkwürdig verwickelt, daß fast jeder Jurist demselben irgend eine neue Seite abgewinnt. — Bei der bekannten Neigung vieler Juristen zu scharfsinniger Unterscheidung und rücksichtsloser logischer Schlußfolgerung wird man sich nicht allzusehr verwundern, wenn zwölf Juristen, die den Fall gründlich behandeln, fünfzehn verschiedene Meinungen als vollbegründet kund geben.

Die juristischen Verwicklungen und Lösungen des Falles zu erörtern, scheint mir keine geeignete Aufgabe für diese Zeitschrift. Dagegen hat der Fall außer dem juristischen auch ein hohes menschliches und ethisches Interesse. Derselbe ist überdem sehr geeignet, die Mängel und Schäden unserer Rechtsgesetze und unserer Rechtspflege in recht grellem Lichte zu zeigen, und den Widerspruch zwischen dem Bedürfniß des Lebens und der starren und kalten Rechtsform als eine schreiende Dissonanz erklingen zu lassen, die durchaus eine versöhnende Lösung verlangt.

Ich habe, während ich mein Rechtsgutachten für die Prinzessin Bibesco ausarbeitete, in welchem ich vorzugsweise die staatsrechtliche und völkerrechtliche Seite der Sache mit durchschlagendem Erfolge behandelte, zugleich ein innerliches und moralisches Interesse für jene gewonnen. Diese zweite Seite der Sache wird auch den zahlreichen Lesern der „Gegenwart", die dem Juristenstreit nicht folgen können, beachtenswerth erscheinen. Ich werde dabei nur unzweifelhafte Thatsachen anführen und einige Bemerkungen daran knüpfen.

Die Prinzessin Bibesco gehört durch ihre Geburt einer vornehmen und reichen belgischen Adelsfamilie an. Sie ist die Tochter des Grafen Caramon-Chimay, der als Gesandter des Königs der Belgier eine diplomatische Stellung bekleidete. Sie vermählte sich mit einem französischen Officier, welcher ebenfalls einen der vornehmsten Namen besaß, dem Prinzen von Bauffremont. Ihr Stand, ihr Vermögen und ihr Geist berechtigten sie, in Paris eine bedeutende Rolle in der höchsten Gesellschaft zu übernehmen. Sie genoß allgemeiner und hoher Achtung bei Allen, die ihr nahe kamen.

Aber ihre Ehe, in welcher sie ihrem Gatten zwei Töchter gebar, wurde bald eine tief unglückliche. Ihr Gemahl kümmerte sich wenig um seine Familie und gab sich einem so zügellosen Leben hin, daß sie allen Glauben an die eheliche Treue desselben verlieren mußte, und sich vielfältig in ihrer Ehre gekränkt und verwundet fühlte. Die eheliche Gesinnung war auf beiden Seiten erstorben. Dennoch widersetzte sich der Mann auf's Aeußerste einer dauernden Trennung, welche die Frau begehrte.

Das französische Gesetz vom Jahre 1815, welches die freiere ursprüngliche Norm der Revolution und des Code Napoléon beseitigt und die ältere Satzung des canonischen Rechts hergestellt hatte, ließ eine Scheidung der Ehe nicht zu und gestattete nur eine dauernde bürgerliche Trennung. Dieses canonische Recht ist während des Mittelalters entstanden, d. h. zu einer Zeit, in welcher der eheloſe Stand für würdiger und heiliger geachtet wurde, als die Ehe und kirchliche und religiöse Vorschriften unbedenklich mit rechtlichen Zwangsmitteln durchgesetzt wurden. Ob dabei die Individuen traurig verkümmern und verderben, kümmerte das von eheloſen Geistlichen geschaffene Recht nichts. Auch wenn es klar ist, daß eine wirkliche Ehe gänzlich zerrüttet und das eheliche Zusammenleben unerträglich geworden ist, auch wenn die Fortdauer der bloßen Eheform nur schädlich wirkt auf die sogenannten Ehegatten, und statt ihr Lebensbedürfniß zu befriedigen dasselbe fortwährend mißachtet, beleidigt, verletzt, auch dann wird die ideale abstracte Form der Ehe festgehalten und die erlösende und befreiende, dem realen Zustand entsprechende Scheidung versagt. Sogar die ungenügende Trennung ist gegen den Widerspruch des einen, selbst des schuldigen Theils, nur schwer durchzuführen. Im Mittelalter suchte man die Härten dieses Rechts in einzelnen Fällen theils durch die Aufnahme unglücklicher Ehegatten in die Klöster, theils durch eine ziemlich leicht gewährte Nichtigerklärung der Ehe gelegentlich zu mildern. Auch diese Auswege sind heute meist verschlossen.

Mehr um ihrer Kinder willen als um ihrer selbst willen wagte die Prinzessin Bauffremont den schweren Kampf vor den Pariser Gerichten. Es ist das für eine fein fühlende Dame ein sehr bedenkliches Wagniß. Ihr stand nicht blos der vor-

Digitized by Google

nehme Gemahl entgegen, auch die französische Staatsanwaltschaft und ein so angesehener Jurist wie der gegenwärtige Präsident des französischen Ministeriums, Dufaure, widersetzten sich beharrlich und entschieden. Dennoch erreichte sie schließlich den Sieg. Die Ehe mit dem Prinzen Bauffremont wurde durch die Pariser Gerichte (Urtheil vom 1. August 1872) getrennt, und die Erziehung der beiden Töchter der Mutter zugesprochen. Es war dieser Ausgang sicher nicht möglich, wenn nicht der gute Ruf und die allgemeine Achtung für die Sache der Gattin und Mutter sehr entschieden gewirkt hätten und die Verschuldung des Gatten und Vaters erwiesen worden wäre.

Jetzt konnte sie ihren Wohnort selber wählen und ihr Vermögen in der Hauptsache selber verwalten. Aber völlig frei von der verhaßten Ehe war sie noch nicht. Die Fessel des französischen Gesetzes war noch an ihrem Fuße.

Da vernahm sie, in Preußen gäbe es ein besseres Recht. Die Gesetzgebung Friedrichs des Großen schützte die persönliche Freiheit getrennter Ehegatten, indem sie dieselben als geschiedene Ehegatten betrachtete und diesen die Wiederverheirathung gestattete. In Deutschland war es möglich, das Lebensglück neu zu finden, das in einer getrennten früheren Ehe in Frankreich verloren worden war.

Man hat ihr in Frankreich das sehr übel genommen, daß sie, die geborene Belgierin und angeheirathete Französin, sich der Herrschaft des französischen Gesetzes entzog, indem sie auswanderte und es als einen Verrath an der Würde Frankreichs erklärt, daß sie eine Deutsche wurde. Das Pariser Gericht erster Instanz hat denn geradezu die deutsche Naturalisation als nichtig und unwirksam erklärt. In einem leidenschaftlichen Berichte hat ein Beamter der französischen Botschaft in Berlin die Altenburger Regierung, welche die deutsche Naturalisation vollzog, scharf zu tadeln sich angemaßt. Hauptsächlich mit derartigen chauvinistischen Argumenten wurde die öffentliche Meinung in Paris gegen die Prinzessin aufgeregt.

Mir kommt, aufrichtig gesagt, dieser ganze Gesetzeseifer recht kindisch vor. Wir sind doch heute endlich so weit, daß wir die Menschen nicht mehr als Staatshörige ansehen dürfen. Die Freiheit der Auswanderung ist heute als Menschenrecht anerkannt. Weshalb sollte ein Mann oder eine Frau, dem die Einrichtungen und Gesetze eines Landes, dem er irgendwie angehört, so mißfallen, daß er vorzieht, auf seine Staatsangehörigkeit zu verzichten und sich einem andern Lande zuzuwenden, dessen Gesetze eher zu seinen Lebensbedürfnissen passen, verhindert sein, das zu thun? So wenig es des Staates würdig ist, einen Auswanderer wider dessen Willen festzuhalten, so wichtig und nothwendig ist diese persönliche Freiheit der Auswanderung.

Mein Gutachten hatte vornehmlich die Aufgabe, das Recht der deutschen Naturalisation nachzuweisen im Gegensatze zu dem Pariser Urtheil. Das ist denn auch vollständig gelungen. Der Appellhof von Paris hat in dieser Beziehung das erstinstanzliche Urtheil reformirt und anerkannt, daß die französischen Gerichte nicht competent seien, eine staatsrechtliche Handlung einer auswärtigen selbstständigen Regierung für nichtig zu erklären. Das Auswärtige Amt des deutschen Reichs hat die Gültigkeit und Wirksamkeit der deutschen Naturalisation in Sachsen-Altenburg ausdrücklich für den ganzen Umfang des deutschen Reichs anerkannt.

Als Deutsche hatte die Prinzessin ein Recht darauf, in ihren persönlichen Beziehungen die Wohlthaten des deutschen Rechts zu genießen. Als Deutsche konnte sie die Fessel des französischen Rechts abstreifen.

Noch während ihres schweren Kampfes hatte sie einen edeln ritterlich gesinnten Freund gefunden, welcher ihr seinen Beistand gewährte, den rumänischen Prinzen Georg Bibesco. Während des französisch-deutschen Krieges hatte sie kranke und verwundete Krieger aus beiden Heeren aufgenommen und gepflegt und bei dem deutschen Kaiser eine erfolgreiche Fürbitte für einige französische dem deutschen Kriegsgerichte verfallene Soldaten eingelegt. Der Prinz Bibesco hatte ebenfalls als französischer Officier an dem Kriege Theil genommen und war dann in deutsche Gefangenschaft gerathen. Hier gewann er ebenso das Vertrauen und die Freundschaft deutscher höherer Officiere, wie er fortwährend bei seinen Kameraden in der französischen Armee als ein kenntnißreicher, tapferer und vor Allem auf Ehre haltender Officier allgemein geachtet wurde.*)

Die beiden Naturen paßten zu einander. Aus der Freundschaft entwickelte sich die Liebe. Hatte die Prinzessin Bauffremont ihre Freiheit wieder erlangt, so war sie nicht zu tadeln, daß sie dem Zuge ihres Herzens folgte und sich mit dem Manne ehelich zu verbinden wünschte, zu dessen Charakter sie volles Vertrauen besaß und dessen Persönlichkeit mit der ihrigen harmonirte. Wenn es die Aufgabe des Rechts ist, das Leben der Menschen zu sichern und zu schützen und die Lebensbedürfnisse der Menschen, soweit der gemeinsame Friede und die gemeinsame Freiheit es verstatten und ermöglichen, zu befriedigen, so mußte es auch in diesem Falle die Aufgabe des Rechts sein, eine solche naturgemäße und für beide Personen segensreiche, ihr Leben fördernde Ehe zu schließeu.

Das französische Gesetz von 1815 konnte diese Aufgabe nicht erfüllen. Es war nicht ein Schutz sondern ein Hemmniß des Lebens. Hoffentlich wird auch der Fall Bauffremont-Bibesco dazu beitragen, dieses illiberale Gesetz endlich zu verbessern.

Als eine Deutsche konnte die Prinzessin hoffen, die deutsche Freiheit zu genießen, welche zuerst Friedrich der Große und das preußische Landrecht erkannt und geschützt hatten. Obwohl der Form nach nur eine separirte Ehefrau hatte sie im Sinne des Landrechts die Rechte einer geschiedenen Frau und sie durfte eine zweite bessere Ehe schließen.

In derselben Zeit (Februar 1875) als sie dieses Ziel anstrebte, wurde die preußische Gesetzgebung geändert in der Weise und Richtung, welche nachher von dem seit dem 1. Januar 1876 eingeführten Reichsgesetz auf ganz Deutschland ausgedehnt wurden. Das Princip der persönlichen Freiheit eines Jeden, eine zweite Ehe nach der gerichtlichen Trennung der ersten Ehe zu schließen, wurde beibehalten, aber während das Landrecht diese Freiheit schon aus der fortwirkenden gerichtlichen Separation folgerte, nun die formale Rechtsregel ausgesprochen, daß dieselbe nicht sofort, sondern stufenweise dadurch erworben werde, daß separirte Ehegatten vorerst gerichtliche Scheidung begehren und ohne weitere Schwierigkeiten auf Grund der Separation erlangen sollen.

Diese Bedingung hat, wie die von Dr. Stölzel mitgetheilten Verhandlungen des Abgeordnetenhauses zeigen, lediglich eine formale Bedeutung. Sachlich sollte die hergebrachte Freiheit separirter Ehegatten, eine zweite Ehe zu schließen, nicht verkümmert, sondern auf ein größeres Gebiet ausgedehnt werden.

Nach dem Geiste dieser Gesetzgebung hatte die Prinzessin dieses Recht. Aber nun zeigte sich doch wieder ein juristisches Hinderniß, das umgangen werden mußte. Der Fall wurde dem preußischen Standesbeamten in Berlin vorgelegt, der denselben gründlich studirte und von allen Verhältnissen vollständig unterrichtet war. Dieser Beamte verstand es, dem Geiste des preußischen Rechts zu dienen, ohne die Formen zu mißachten. Nach seiner Meinung war er verpflichtet, die Prinzessin nicht mehr als Französin sondern als Deutsche zu betrachten, verpflichtet, alle aus den französischen Gesetzen gefolgerte Hindernisse einer zweiten Heirath als nicht mehr für die Prinzessin bindend zu beseitigen, verpflichtet, sie als Deutsche in ihrem Rechte zur Wiederverheirathung zu schützen. Er hatte die Ansicht, daß jene formale Vorschrift des neuen Gesetzes deshalb auf den Fall nicht anwendbar sei, weil es an einem competenten deutschen Gerichte fehle, welches die Scheidung aussprechen könne, anstatt der von dem französischen Gerichte ausgesprochenen Trennung, und daß eben darum der

*) Daran ist zu ermessen, wie verächtlich ihm die unbegreiflichen Angriffe des Professors Teichmann auf seine bonne foi erscheinen.

Digitized by Google

Grundsatz des alten Landrechts ausnahmsweise zur Anwendung komme, welcher von jener — hier unmöglichen — Bedingung Umgang nehme. So vollzog er wohl bewußt die Eheschließung.

Die in Preußen im Jahre 1875 eingeführte Aenderung der Gesetzgebung hatte in den sächsischen Herzogthümern damals noch keine Geltung. Das Reichsgesetz wurde erst am 1. Januar 1876 wirksam. In Sachsen-Weimar galt gesetzlich der ältere Grundsatz des preußischen Landrechts. In Sachsen-Coburg bestand zwar kein Gesetz, aber die Praxis folgte demselben Princip. In Sachsen-Altenburg war der Fall ebenfalls durch kein Gesetz geordnet; aber die Verwaltungsbehörden waren geneigt, den Fall ebenso zu betrachten und zu behandeln, wie in den andern Fürstenthümern. Das entsprach dem modernen Rechtsgefühl.

Wäre die Prinzessin in Sachsen-Weimar naturalisirt worden, so hätte ihre im October 1875 erfolgte Eheschließung unmöglich in Zweifel gezogen werden können, auch nicht von solchen Juristen, die nach dem Ausdrucke Bacons e vinculis ratiocinantur. Sie vertraute den Altenburger Behörden, die der freieren Ansicht huldigten und in wohlwollender Weise, aber dem Geiste des deutschen Rechts gemäß, die Rechtsregel auslegten.

Gewiß ist es ein seltsamer Rechtszustand, der durch den Conflict zweier Rechtssysteme geschaffen wurde. Nach französischem Rechte blieb der Prinz Bauffremont an die Ehe gebunden und konnte nicht eine andere Frau heirathen. Nach deutschem Recht war die Prinzessin Bauffremont frei geworden von ihrer früheren Ehe und konnte wieder heirathen.

Diesem Conflict kann nur abgeholfen werden durch eine Aenderung der Gesetze und auch das nur mit Erfolg, wenn die französische Gesetzgebung der individuellen Freiheit mehr als bisher Rechnung trägt. Bis dahin muß jeder die Consequenzen des Rechts tragen, dem er durch seine Nationalität angehört. Die einzige mögliche Rettung, die gegenwärtig möglich ist, liegt in dem Wechsel der Staatsangehörigkeit.

Viel schlimmer wäre aber ein Conflict innerhalb derselben Gesetzgebung, wie er durch eine formale und bureaukratische Behandlung der Gesetze, welche in der Schrift von Dr. Stölzel empfohlen wird, hervorgerufen würde. Hätte sich der Prinz Bauffremont, dessen Verschuldung die Trennung der Ehe herbeigeführt hat, in Deutschland naturalisiren lassen, so könnte er nach Stölzel in Deutschland die gerichtliche Scheidung erwirken und dann eine zweite Ehe schließen. Aber die unschuldige Prinzessin, obwohl eine Deutsche geworden, kann dennoch nach ihm in Deutschland weder eine Scheidung erwirken noch eine zweite Ehe schließen. Gegen eine solche Praxis empören sich doch das gesunde Rechtsgefühl und das Bewußtsein der Rechtsgleichheit, der Rechtseinheit und der sittlichen Gerechtigkeit. Wir sind in Deutschland einig, daß jedem Deutschen, gleichviel ob Mann oder Frau, dessen frühere Ehe dauernd getrennt wird, die Freiheit gewahrt werden soll, eine zweite Ehe zu schließen, je nach seinem Lebensbedürfniß. Die Reichsgesetzgebung wollte dieses Princip durchaus nicht in einzelnen Fällen außer Wirksamkeit setzen, sondern im Gegentheil zu allgemeinster Geltung bringen.

Um deswillen dürfen die Gesetze nicht in formalistischer Weise enge ausgelegt, sondern müssen im Geiste ihres Princips wohlwollend und frei angewendet werden. Der Conflict zwischen den Rechten verschiedener Völker und Staaten ist noch erträglich, ein Conflict zwischen der Praxis der Verwaltung und solchen Juristen, welche dem Geist des deutschen Rechts treu bleiben und die individuelle Freiheit achten auf der einen Seite, und andern Juristen, welche den Geist der Form opfern und diese Freiheit im einzelnen Fall unterdrücken auf der andern Seite, wäre unerträglich.

Inzwischen verlangte der Prinz Bauffremont von den Pariser Gerichten, daß die Naturalisation und die zweite Ehe der Prinzessin nichtig erklärt werden und das erstinstanzliche Gericht entsprach diesen Begehren. Es ist mir nie klar geworden, was der Prinz für ein Interesse zu dieser Verfolgung seiner früheren Gemahlin hatte. Nur das ist außer Zweifel, daß es nicht die Liebe sein kann, noch irgend ein Wunsch, die getrennte Ehe mit ihr zu erneuern. Man sollte denken, ein Mann in seiner Lage würde eine gewisse Beruhigung eher darin finden, nicht weiter an seine frühere Ehe erinnert zu werden.

Der Appellhof hat die Naturalisation anerkannt aber meines Erachtens inconsequent die zweite Ehe — freilich nur nach französischem Recht und für Frankreich — für nichtig erklärt. Hätte er die erste französische Ehe für den Prinzen als fortwirksam anerkannt, so wäre gegen das Urtheil nichts einzuwenden; aber über die deutsche Eheschließung zu urtheilen war das Pariser Gericht nicht competent.

Der Fall hat aber noch eine andere überaus schwierige und gefährliche Seite. Die Prinzessin ist nicht blos Gattin, sie ist auch Mutter und eine Mutter, die ihre Kinder liebt und für ihre Kinder sorgt. Aus erster Ehe hat sie zwei Töchter, die bei ihr wohnen und von ihr sorgfältig erzogen werden. In zweiter Ehe hat sie ihrem Gemahl ebenfalls eine Tochter geboren (August 1876).

Der Mutter ist nun die furchtbare Alternative gesetzt worden: entweder ihre Kinder aus erster Ehe einem französischen Kloster zur Erziehung zu übergeben, oder ihr bedeutendes in Frankreich liegendes Vermögen einzubüßen. Auch die Rücksicht auf das Kind zweiter Ehe hat ihre ernsten Sorgen. Hauptsächlich derartige Rücksichten werfen ein grelles Schlaglicht auf die unmotivirte Grausamkeit, mit welcher der frühere Gatte ohne ein eigenes sittliches Interesse seine frühere Gattin verfolgt. Edler und nützlicher für ihn wäre es, jede weitere Verfolgung einzustellen. Die Behörden würden dieselbe sicher nirgends von Amtswegen aufgreifen und fortsetzen.

Gladstones Schrift.

(„Die Bulgarischen Gräuel und die Orientalische Frage.")

Von **Karl Blind.**

I.

Dem gerechten Zorn über die Gräuel, deren Schauplatz im Mai dieses Jahres ein rumelischer Bezirk der europäischen Türkei war, hat Gladstone in seiner Schrift einen flammenden Ausdruck gegeben. Gewöhnlich spricht er, wenigstens im Parlament, in athemlos lang gewundenen Sätzen. Auch seine Schreibart ist meistens von verwirrend durchschachteltem Satzbau. Diesmal dagegen geht er kurz und scharf zu Werk; die Kraft des Unwillens hat seine Feder beschwingt. An einzelnen Stellen freilich glaubt man Victor Hugos Stimme zu hören — so sonderbar knapp platzen die Gegensätze aufeinander, und so wild jagt die Leidenschaft auf flatternder Mähne einher, unbekümmert um die Opfer ihrer Hufe.

Inmitten der Aufregung, die gegenwärtig einen großen Theil der englischen Bevölkerung durchzuckt, hat sich diese Schrift als ein wahres Zugstück erwiesen. Gewöhnlich ruhig und kalt, sorgsam nach allen Seiten hin erwägend, haut der Engländer in Zeiten der Bewegung leicht über die Schnur. Jeder Versuch des Widerspruchs oder des mäßigenden Einwirkens wird in solchen Fällen, zumal auf öffentlicher Versammlung, einfach erstickt. Man will die Ausdrücke des Unwillens so heiß wie möglich; man schmiedet das Eisen fast bis zum Zerspringen. Es ist, als käme hinter dem Angelsachsenstamme plötzlich eine andere Volksart hervor. Lange hält dieser Wirbelwind indessen gewöhnlich nicht an; bald kehrt der Engländer wieder zu sich selbst zurück. Bei einem Weltreiche, dessen Staatsmänner so mannigfache Rücksichten zu

Digitized by Google

nehmen haben, ist in der That die ruhige Abwägung der Maßregeln in einer Frage, wie die orientalische, das erste Erforderniß. Nach diesem Maße gemessen, fällt die Gladstone'sche Schrift unter den Strich der politischen Leistungen des großen französischen Dichters.

Wenn Gladstone ausruft, man könne vergeblich die Jahrbücher der Geschichte durchforschen, um auf ähnliche Gräuel zu stoßen, so vergißt er doch allzu sehr, daß nach dem bekannten Ausdrucke die Weltgeschichte die Schande des Menschengeschlechtes ist. Oder sind — um nur einige Beispiele aus den Jahrbüchern unseres Christenthums herauszugreifen — die massenhaften Ermordungen Wodan-gläubiger Sachsen unter dem Frankenkaiser Karl; ist die Feuerbestattung zahlloser Ketzer bei lebendigem Leibe; sind die Martern von Hunderttausenden unter den Händen der Inquisition; sind die Niedermetzelungen von Juden im Mittelalter; die Blutthaten der Spanier in Mexico; die teuflisch ausgesuchten Spitzfindigkeiten der Rache, die an Führern unseres Bauernkrieges einst genommen ward, keine Gräuel?

Vergißt Gladstone die Schrecken der Bartholomäusnacht, die Henkereien Albas, die Entsetzlichkeiten des dreißigjährigen Krieges, die beim lustigen Trunke verübten Mordthaten Peters I. von Rußland? Oder um von Allerneuestem zu reden: die kannibalischen Handlungen Haynaus, Windischgrätzs, Murawieffs und anderer Vertreter fürstlicher Tyrannei nach Niederwerfung der Volksbewegungen in Ungarn, Italien, Deutschland und Russisch-Polen? Vergißt er das Decemberverbrechen von Cartouche-Napoleon? Gedenkt er nicht des Wegblasens der Gefangenen von den Kanonen nach Besiegung des Sipoy-Aufstandes? des massenhaften Aufhängens unschuldiger Farbigen, des blutigen Auspeitschens von Frauen mit Pianodrähten auf Jamaica? der Pelissier'schen Höhlenausräucherungen in Kabylien? der von dem fürstlichen Abenteurer Maximilian in Mexico vollzogenen Hinrichtungen von Tausenden treuer Vertheidiger ihres Vaterlandes und seiner Verfassung?*)

Gladstone selbst hat nach Veröffentlichung seiner Schrift wohl gefühlt, daß er mit seiner erwähnten Behauptung etwas zu weit gegangen war. Wenigstens gedachte er, auf der Versammlung zu Blackheath, des Mordes von Glaecoe, der Schauderthaten englischer Truppen nach erfolgter Einnahme von Badajoz, des Wüthens englischer Behörden auf Kephalonia und auf dem westindischen Eilande unter dem Statthalter Eyre.

Sollen wir ihm indessen eine völlige Vergleichung mit den türkischen Gräueln liefern?

Er kann sie in Froudes „Die Engländer in Irland" finden. Für den gegenwärtigen Zweck ist dies Werk geradezu unanfechtbar. Der Verfasser vertritt so entschieden, ja so schroff wie nur möglich, das Recht und die Nothwendigkeit der Aufrechthaltung englischer Macht in Irland, die auch wir stets als dem Fortschritte zuträglich anerkannt haben und noch anerkennen. Nun denn, möge Gladstone bei Froude (S. 55) Folgendes über die Niederwerfung eines irischen Aufstandes durch die Königin Elisabeth lesen:

„Alles, was Leben hatte und wodurch der Aufstand sich erhalten konnte, wurde zerstört. Das Korn wurde in den Feldern verbrannt, das Vieh in's Lager getrieben und geschlachtet. Die waffenfähigen Männer standen unter ihrem Häuptling. Die Bejahrten und die Kranken, die Frauen und die Kinder kamen in den Flammen ihrer brennenden Hütten um. Die amtlichen Berichte dieses mörderischen Krieges weisen die Todten und Gehängten zu Zehntausenden auf. Verzeihung und Belohnung wurde denen angeboten, die ihre Genossen ermorden würden; und die blutigen Häupter bekannter Führer wurden sackweise hereingebracht, gegen Belohnung mit Land und Geld. Desmond wurde im Bette erstochen; sein Kopf wurde an einem Spieß auf der Londonbrücke aufgestellt. So wüst und öde war die Landschaft Munster geworden, daß das Brüllen einer Kuh oder das Pfeifen eines Ackerjungen nicht zu hören war von Valentia an bis zum Felsen Cashel."

So entsetzlich wurde das Land bei einem anderen Aufstande verwüstet, daß Eltern aus Noth ihre Kinder tödteten und aßen. An einem Orte fand man drei elende kleine Wesen, die sich von ihrer todten Mutter nährten. Die Mahnungen der Priester halfen nicht mehr. Ueber die Aufständischen wird andererseits in einer Bittschrift an das englische Parlament aus jener Zeit berichtet, daß sie „viele Jungfrauen, wie auch Frauen vor dem Angesichte ihrer Gatten entehrt, desgleichen Kinder ergriffen und vor den Augen der Eltern die Köpfe derselben an der Mauer zerschmettert haben, daß das Gehirn emporspritzte". Sir John Temple schrieb: es hätten die Empörer „weder Geschlecht noch Alter geschont, auf's Barbarischste ihre Opfer gemordet, mit größerer Grausamkeit, als je Türken und Heiden anwandten". Protestantische Geistliche wurden aufgehängt, dann schnitt man ihnen die Köpfe ab, und viertheilte sie. „Viele Frauen derselben wurden vor einer Menge von Zuschauern entehrt, indem sie zuerst nackt ausgezogen und dem Hohne preisgegeben wurden. Nachher schickte man sie in so schmachvoller Weise ihres Weges, daß die meisten vor Gram starben."

Doch genug davon! Das Scheußlichste sei hier verschwiegen, wie damals beim lebendigen Rösten von Gefangenen verfahren wurde. Wenn jetzt gleich viehische, nein satanische Thaten noch in unserem Jahrhundert von dem asiatischen Pöbel der Türkei verübt wurden, so muß leider zur Steuer der Wahrheit gesagt werden, daß selbst in den Aufständen der slavisch-rumänischen Vendée, während des ungarischen Befreiungskampfes von 1848—1849, die scheußlichsten Auftritte spielten, vor denen die Menschlichkeit ihr Antlitz zu verhüllen hatte. Ja, aus den Berichten des „Pester Lloyd", sogar aus sonst slavenfreundlichen Quellen erfahren wir, daß auch im jetzigen Kriege auf serbisch-montenegrinischer Seite Schandthaten vorgefallen sind, und von den Helden des Schwarzen Berges fortwährend gegen wehrlose Verwundete verübt werden, wie wir sie sonst nur aus den älteren Schilderungen americanischer Rothhäute kennen.

*) Beiläufig gesagt, könnte Gladstone, der gern Shakespeare'sche Worte zur Kennzeichnung türkischer Grausamkeit anführt, auch in Shakespeares „König Heinrich V." eine sonderbare Beleuchtung der Angabe finden, es gebe kein Gegenstück zu der ottomanischen Vertilgungswuth. Der Dichter läßt den englischen König sagen: —

.... So wahr ich ein Soldat:
Fang' ich noch einmal das Beschießen an,
So lass' ich nicht das halb zerstörte Harfleur,
Bis es in seiner Asche liegt begraben.
Der Gnade Pforten will ich alle schließen;
Der eingefleischte Krieger, rauhes Herzens,
Soll schwärmen, sein Gewissen höllenweit,
In Freiheit blut'ger Hand, und mäh'n, wie Gras,
Die holden Jungfrau'n und die blühn'den Kinder.
Was ist es mir denn, wenn ruchloser Krieg,
Im Flammenschmucke, wie der Bösen Fürst,
Beschmiert im Antlitz, alle grausen Thaten
Der Plünderung und der Verheerung übt?
Was ist es mir, wenn ihr es selbst verschuldet,
Daß eure reinen Jungfrau'n in die Hand
Der zwingenden und glüh'nden Nothzucht fallen? ....
.... Drum, ihr von Harfleur,
Habt Mitleid mit der Stadt und eurem Volk ....
Wo nicht, erwartet augenblicks besudelt
Zu sehn vom blinden, blutigen Soldaten
Die Locken eurer gellend schrei'nden Töchter;
Am Silberbart ergriffen eure Väter,
Ihr würdig Haupt zerschmettert an die Wand;
Gespießt auf Piken eure nackten Kinder,
Indeß der Mütter rasendes Geheul
Die Wolken theilt.

(Aufzug III, 3. Auftritt.)

Digitized by Google

II.

Ist der Geschichtskenner, ist der Staatsmann Gladstone darnach berechtigt, die ganze türkische Nation als die „Eine große menschenfeindliche Abart des Menschengeschlechtes" zu bezeichnen? Was soll uns diese neue Kreuzfahrerswuth? Wäre der genannte Ausdruck wahr, müßten da nicht Christ und Türke den Ausrottungskrieg beginnen?

Im Gegensatz zu den Türken sagt Gladstone von anderen mohammedanischen Völkern: „Es liegt hier nicht blos die Frage des Mohammedanerthums vor, sondern des Mohammedanerthums in Verbindung mit dem eigenthümlichen Wesen eines gewissen Volksstammes. Wir haben nicht die milden (?) Mohammedaner Indiens vor uns, noch die ritterlichen Saladine Syriens, noch die gebildeten Mauren Spaniens. Von dem dunkeln Tage an, wo die Türken zuerst nach Europa kamen, waren sie die eine große menschenfeindliche Abart des Menschengeschlechtes .... Zur Richtschnur ihres Lebens haben sie einen unbarmherzigen Verhängnißglauben; als Belohnung im Jenseits ein sinnliches Paradies."

Wie? der Schicksalsglaube wäre den Türken allein eigen? Es hätte also unter Griechen, Römern, Germanen und anderen Völkern keine Heimarmene und Ananke, kein Fatum, keinen Glauben an ein dunkles Verhängniß, vor dem sogar die Asenwelt einst in der Götterdämmerung dahinsinkt, gegeben? Und ein sinnliches Paradies gäbe es nur bei den Türken?

Hat Gladstone, der Kenner der Gottesgelehrsamkeit, alle heiligen Schriften so schlecht gelesen? War nicht er es, der Moody und Sankey eine Empfehlung an die Schule zu Eton gab? — demselben Moody, der den Gläubigen das gröbstsinnliche Paradies ausmalt; in dessen geistlichen Liedern das „Bankett", die „Festhalle", der „Becher", die „zur Wonne winkenden Engelein", die „goldgepflasterten Straßen, in denen lauter Saitenklang ertönt", und sonstige Lieblichkeiten eine so große Rolle spielen; nicht zu reden von der „Lust", die Moodys Gläubige empfinden, wenn sie „von den Mauern des himmlischen Jerusalem auf die im ewigen Höllenfeuer sich Windenden herabblicken"!!

„Glaubte ich nicht daran" — sagte Moody einmal hier in einer jener Kapuzinaden, zu der auch der hohe Adel und der Hof gelegentlich Zuhörer stellten — „so würde ich morgen meinen Mantelsack packen und nach America zurückreisen." (Als ob es nämlich dort auf die betreffende Theologie gar nicht ankäme!) Und Gladstone, der auch unter den Hörern und Verehrern Moodys war, der sogar den, am Geiste des classischen Alterthums genährten Jungen zu Eton diese Syrupmuckerei, diese Schwefel- und Pechpredigten und diesen knüppelhaften Kanzelhumor einträufen wollte — Gladstone meint in der That, das sinnliche Paradies sei eine Erfindung des Handelsreisenden von Mekka gewesen und von den Türken allein als Lehre beibehalten worden? Die Meinung ist ebenso richtig, wie die, daß die indischen Mohammedaner sich durch Milde ausgezeichnet hätten, oder daß unter den Türken „die kriegerische Tapferkeit zerfallen" sei. Wäre letzteres war, so gäbe es wohl längst keine orientalische Frage mehr.

Durch solche übertriebene, geschichtlich unhaltbare, sogar von den Tagesereignissen widerlegte Behauptungen wird nichts gewonnen. Rußland, dessen Geschichte eine der gräuelvollsten ist, mag davon augenblicklich Nutzen ziehen. Einem englischen Staatsmann aber ziemt es am wenigsten, die Scheußlichkeiten, die unter einer Mischbevölkerung von Bulgaren und Türken vorkamen, dadurch strafen zu wollen, daß er so zu sagen das Zeichen gibt zu einem Krieg bis auf's Messer zwischen Europa und der gesammten türkischen Nation. Von den slavischen Sendlingen, die einen Aufstand unter dem Bulgarenvolke anzuregen suchten, sind nachweislich die ersten Gräuelthaten der entsetzlichsten Art begangen worden. Earl Russell, der ganz auf Seite Rußlands getreten ist, hat in einem neuen Briefe selbst anerkannt, daß jene Aufstandsführer „im Beginn ihren Antheil an jenen Schreckensthaten hatten". Gewiß ändert dies nichts an der Scheußlichkeit der späteren Vorkommnisse. Doch ist dieser Punkt im Auge zu behalten, soll den außerhalb dieser barbarischen Kämpfe Stehenden nicht die Urtheilskraft getrübt werden. Wohl darf man fragen, wie dies soeben ein ehemaliges Mitglied der Gladstone'schen Regierung, Herr Grant Duff, that, der bislang ganz auf Seite der Gegner der Türkei stand: ob eine selbstständig von den Bulgaren gebildete Verwaltung unter jetzigen Verhältnissen auch nur halbwegs so haltbare Zustände schaffen würde, wie sie gegenwärtig dort bestehen?

Gladstones Schrift befürwortet die Selbstregierung sowohl für Bulgarien, wie für Bosnien und die Herzegowina. Auffallend genug, bemerkt er dabei mit keiner Silbe, daß die Hauptgräuel, zu deren Sühne er diesen Vorschlag macht, in einem zwar von Bulgaren und Türken gemischt bewohnten Bezirke*), nicht aber in Bulgarien selbst vorkamen. Das Gebiet um Tatar-Bazardjyk und Philippopel liegt nicht in Bulgarien, sondern in Rumelien! Also auch hier zeichnet sich Gladstone nicht durch Genauigkeit der Angaben aus. Er schlägt ein Heilmittel vor, das gar nicht paßt. Er will gewissermaßen den unrechten Zahn ausziehen.

Zur Empfehlung seines Vorschlags, Bulgarien der türkischen Verwaltung zu entziehen und auf sich selbst zu stellen, sagt Gladstone:

„Wir haben an dem Nachbarlande Rumänien einen Beweis, der nahezu schlagend wirkt. Seit zwanzig Jahren zahlt Rumänien der Pforte seinen Schoß und erkennt ihre Oberherrlichkeit an, genießt aber dabei vollkommene Selbstregierung. Für die Türkei bildet Rumänien einen wahren Schutzwall gegen die Möglichkeit eines Angriffes von Außen. Im Innern hat es ernstliche Schwierigkeiten überwunden in der Regelung der Beziehungen zwischen den einzelnen Ständen. Der Versuchung, an dem serbischen Kriege theilzunehmen, hat es widerstanden."

Sehr wahr. Aber warum erwähnt Gladstone nicht auch Serbiens, das der gleichen Selbstregierung genießt, dessen Stellung ganz dieselbe war, wie die Rumäniens? Der Vergleich floß gewissermaßen von selbst in die Spitze der Feder. Doch weislich hielt der Verfasser der Schrift über „die Bulgarischen Gräuel und die Orientalische Frage" ihn zurück, denn damit hätte er seine ganze Aufstellung zu nichte gemacht.

Serbiens Selbstständigkeit hat sich, wie man auch sonst über das Wünschbare einer solchen Stellung denken mag, jedenfalls nicht als eine Friedenspanacee erwiesen. Bulgariens Loslösung vom ottomanischen Reich wäre nicht blos das Vorspiel eines weiteren Krieges gegen die Regierung zu Constantinopel, sondern auch das Vorspiel, so wie die Dinge jetzt liegen, zur Vernichtung der von Gladstone so gerühmten Selbstregierung Rumäniens!

Mit der Bildung neuer slavischer Halbstaaten, mit der Errichtung eines Bulgarenreiches, sucht nämlich Rußland sowohl die Türkei in die Enge zu treiben, wie auch Rumänien, das ihm unbequem im Wege liegt, zwischen zwei Keilen zu erdrücken. Seit Peter I. mit den Hospodaren der Moldau und der Wallachei in Verträge eintrat, durch die sie vom Sultan unabhängig erklärt und für immer unter die russische Schutzherrschaft gestellt werden sollten, war es das unablässige Bestreben Rußlands, die Donaufürstenthümer von der Türkei hinweg, sich selbst aber zuzutreiben. Im Moskowiterreiche, das schon solche Massen widerhaariger Stämme aufgesogen hat, denkt man von einem kleinen Volksthume, wie das rumänische, gering. Kann man nicht wegen Bluts- oder Sprachverwandtschaft einen Anspruch auf dasselbe erheben, so muß die Religion herhalten. Geht es mit der Religion nicht ganz, so wird ein pomphaftes Wort, wie z. B. „geschichtliche Bestimmung", gute Dienste leisten.

So sagt der in einer früheren Abhandlung schon erwähnte General Fadejeff: „Wenn ich von den Slaven spreche — ich meine damit die ganze, mit Rußland durch geschichtliche Bestimmung, Blutsverwandtschaft und Religion (!) verbundene

*) Siehe die Kiepert'sche Sprachkarte des europäischen Orients.

Digitized by Google

Gruppe — so dürfen wir in dieser großen Frage nicht die Griechen und Rumänen übergehen. Die letzteren insbesondere sind in die festgefügte, slavische Masse hineingewachsen und müssen das Schicksal derselben theilen ..... Niemand zweifelt, daß Rußland, wenn es einmal vorantritt, auch die Griechen nach sich ziehen wird .... Die Griechen müssen mit uns gehen, oder sie würden auf lange hinaus die Hälfte ihres Volkes in der Sklaverei verharren sehen. Die Rumänen müssen mit uns — oder sie werden vernichtet werden."

Da es mit der Vernichtung durch unmittelbaren Angriff nicht so leicht geht, so will sich Rußland an einem bulgarischen Staatswesen einen Bundesgenossen im Süden Rumäniens sichern, wie es einen solchen schon an Serbien besitzt. Die Rumänen wissen dies recht wohl. Darum geriethen sie auch nicht in die „Versuchung", an dem serbischen Kriege theilzunehmeu. Indem Gladstone diesen Zusammenhang nicht kennt oder verschweigt, wird der größte Theil seiner Ausführungen sofort hinfällig.

(Schluß folgt.)

Gulyás und Halászlé.

Plaudereien aus Ungarn.

Von **Karl Braun.**

„Oh, dieses Ungarn, dieses feuerspeiende Land!" rief ein Mitglied des internationalen Congresses für Statistik („Statistikoi Congreszus" sagen die Ungarn) mit einem vergnüglichen Seufzer, als wir von Temesvár nach Szegedin, d. h. von einem glänzenden Diner nach einem noch glänzenderen Souper, fuhren. Es war am 11. September 1876.

Feuerspeiend? fragte ich, meines Wissens findet sich nicht ein einziger Vulcan in all' diesen Ländern der Krone des heiligen Stephan.

„Ach was!" erwiderte Jener, „was will ein lumpiger Vulcan sagen, der nur zuweilen sein Feuer auswirft, und noch dazu blos in seinem engern Umkreis! Hier speit Alles Feuer und überall. Feuerspeiend sind die Speisen und die Getränke, die Halászlésuppe und das Gulyaschfleisch, der Erlauer und der Magyarader, der Czomborder und der Vischontoier, der Tokaier und der Mediascher. Feuer sprühen die Augen der Frauen, die Reden der Männer, die Nüstern der Pferde und die Musik der Zigeuner. Hier lebt man im Feuer, wie ein Salamander."

Und er hatte Recht. Wenn die Ungarn im Weingenuß nicht in der That viel mäßiger wären als wir Deutschen, dann könnte man auf die Vermuthung kommen, sie essen nicht, um satt zu werden, sondern um desto besser trinken zu können. Denn ihre Nationalgerichte, wie das Gulyaschfleisch, die Fischsuppe und das Paprikahuhn, sind so stark gewürzt, daß man sich nach deren Genuß des Durstes kaum erwehren kann; und ihre besseren Weine sind wieder alle so schwer, daß man vorsichtig mit ihnen umgehen muß. Der vornehme Magyar thut dies. Er theilt seinen Wein in zwei Kategorien: in „Tischweine" und in „Bratenweine". Die Tischweine pflegt er zu „wässern", wodurch sie ihre Herbe verlieren. Er wässert sie aber nicht im Keller und heimlich, sondern auf dem Tische und öffentlich. Er nimmt die Hälfte Wein und die Hälfte Wasser in sein Glas. Dies wird ihm erleichtert durch die vortrefflichen Mineralbrunnen, woran Ungarn so reich ist und unter welchen der Borszeger die erste Stelle einnimmt; neben den einheimischen Mineralwassern wird aber auch das deutsche Selters (der Berliner pflegt fälschlich „ein Selder" zu fordern) und das böhmische Gieshübel häufig getrunken. Die Bratenweine wässert der Ungar zwar nicht, aber er trinkt sie mit Vorsicht, etwa wie Liqueure oder wie Dessertweine. So verfahren die höheren Stände.

Dies schließt jedoch nicht aus, daß das eigentliche Volk gehörig trinkt, namentlich bei festlichen Gelegenheiten und bei den Wahlen. Wie im deutschen Reich ist auch in Ungarn fast immer irgend eine Wahl im Gange, sei es für den Bezirk, das Comitat oder den Reichstag. Dann geht es zu Roß und Wagen in Begleitung von fliegenden Fahnen, berittenen Banderien und musicirenden Zigeunern von Ort zu Ort, durch Gebirge und Puszten. Neben dem Redenhalten ist das Trinken die Hauptsache. Es ist noch nicht lange her, daß eine Wahl, bei der nicht einige Hundert Eimer Wein getrunken, und einige Menschen todt geblieben waren, für nicht ganz ordnungsmäßig verlaufen angesehen wurde; auch verursachte jede Wahl dem Candidaten mindestens einige Tausend Gulden Kosten. Wer sich des Näheren darüber informiren will, dem empfehle ich den Roman von Jókai Mór: „Die Komödianten des Lebens", (eine ausnahmsweise gute Uebersetzung ist 1876, in fünf Bänden, bei Otto Janke in Berlin erschienen). Gegenwärtig sind die Parteihäupter bemüht, sich unter einander über Mittel und Wege zu verständigen, die Wahlen weniger kostspielig, weniger wein- und bluttriefend zu machen. Allein es gibt Leute, welche in diesem Versuche einen frevelhaften Angriff auf die altehrwürdigen Sitten der Väter erblicken.

Es schließt ferner nicht aus, daß, wie in Deutschland die Studenten, so auch in Ungarn die Juraten und anderes „zucht- und meisterloses, jung und verwogen Volk" seinen tüchtigen Stiefel trinkt, und zwar geschieht dies Nächte hindurch, bei der Musik der Zigeuner, welche den Rágoczy-Marsch, den Szozat, das Szép Leán, die „fliegende Schwalbe" und andere schöne Melodien spielen; und wenn der Tag graut wird das Geld, welches nach Zahlung der Zeche übrig geblieben, gesammelt und den Zigeunern übergeben. Gegenwärtig streitet man in Pest lebhaft darüber, welcher Zigeunerbande die Krone gebühre. Jede Bande wird genannt nach ihrem „Primas", welcher zugleich die erste Violine spielt und dirigirt; und das ist nicht leicht, denn die Zigeuner spielen bekanntlich ohne alle Noten. Es scheint, als wenn Rácz Pál, d. h. Paulus Raths, sich am meisten der Gunst erfreue. Er vereinigt das Alter und das Embonpoint eines östreichischen Feldwebels a. D. mit der Gewandtheit des Zigeuners und es ist ein wahres Vergnügen, ihn dirigiren zu sehen.

Kehren wir nun zu den feurigen Speisen zurück:

In erster Linie ist das Gulyás-Hús zu erwähnen. Da in Betreff seines Namens und seiner Beschaffenheit in dem deutschen Reich noch immer höchst bedauerliche Irrthümer grassiren, so bitte ich, mir einige Worte der Erläuterung zu gestatten, und für etwaige kleine Abschweifungen Indemnität zu ertheilen.

Eine Hauptzierde und eine Hauptnutzbarkeit der ungarischen Puszten sind die Pferde- und die Hornviehheerden, welche diese großen Weideflächen bedecken. Diese Heerden kommen nur ausnahmsweise in den Stall, werden jedoch sorgfältig bewacht und behütet durch besondere Knechte, welche bei jeder Heerde, ebenfalls unter freiem Himmel, leben. Da die Verrichtungen dieser Leute einen hohen Grad von Kraft und Geschicklichkeit und eine besondere technische Vorbildung erfordern, so haben sich aus ihnen besondere Berufsclassen, um nicht zu sagen Specialitäten entwickelt, unter welchen der Tschikosch und der Gujasch hervorragen.

Die Pferdeheerde heißt Menes (sprich Menesch), die Hornviehheerde Gulya (sprich Guja). Der Pferdeknecht wird Csikós (sprich Tschikosch), der Rinder- oder Ochsenhirt Gulyás (sprich Gujasch) genannt. Der Tschikosch ist in der Regel beritten; er trägt den bekannten kleinen schwarzen Hut, blaues Hemd und blaue Gatyen (so heißen die fabelhaft weiten ungarischen Beinkleider) und führt daneben den Lasso mit der Schlinge und der Kugel, womit er die Pferde einfängt, sowie eine lange Peitsche (Oschtor), mit welcher er die Thiere haufen- und schaarenweise dirigirt; und dazu genügt in der Regel ein bloßes Ballern oder Klatschen, oft auch nur ein Schwingen der Peitsche. Da der Tschikosch das ganze Jahr, Sommer nnd Winter, unter freiem Himmel lebt und weder eine Wäscherin hält, noch selbst Zeit hat zu waschen, so gibt er für Hemd und Gatyen der blauen Farbe den Vorzug vor der bei anderen Leuten üblichen weißen; auch soll er die Eigenthümlichkeit haben, besagte Kleidungsstücke theils der Wärme und der Dauerhaftigkeit wegen, und theils

Digitized by Google

um das Ungeziefer abzuhalten, mit Speck zu schmieren und sie so lange anzubehalten, bis ihre durch besagte Procedur erheblich gesteigerte Dauerhaftigkeit ihr natürliches und unzweifelhaftes Ende erreicht hat.

Die beste Gelegenheit, den Tschikosch zu studiren und zu bewundern, hat man in den drei großen Landesgestüten (worunter Mezöhegyes [sprich Mesöhedjesch] hervorgehoben zu werden verdient) und auf den drei großen Pferdemärkten zu Debreczin, Szegedin und Pest. Auf diesen Pferdemarkt werden die wilden Pferde aus dem ganzen Lande zusammengetrieben. Sie tragen nicht das geringste Geschirr. Man treibt sie in Rudeln, welche der berittene Tschikosch mit seinem Oschtor umkreist und regiert. Der Kaufliebhaber bezeichnet irgend ein Thier aus der Masse. Der Tschikosch fängt es mittels des Lasso ein, wirft es durch einen Ruck mit der Schlinge zu Boden und legt ihm dann statt Zügel einen Strick in das Maul. Das Pferd springt entsetzt wieder auf, allein es hat den Tschikosch auf dem Rücken, der es mittels des Halfterstricks regiert. Nun geht es wie toll in die weite, weite Welt, und wenn das Pferd anfängt zu ermüden, dann beginnt der Tschikosch sein Oschtor zu gebrauchen. Das Thier muß von Neuem galoppiren, bis es endlich, nachdem es alle seine Künste und Wildheiten ohne jeden Erfolg probirt hat, müde und zahm wird, und es zum Schluß der Tschikosch ruhig nach dem Markte zurückreitet, wo dann der Handel abgeschlossen wird.

Minder romantisch als der Tschikosch, aber nicht minder beachtenswerth ist der Gujasch, der Rinderhirt. Auch er behilft sich das ganze Jahr hindurch mit Hemd und mit Gatyen, jedoch nicht von blauer, sondern von weißer Farbe. Daneben trägt er den kleinen Hut und die blaue Weste, welche letztere vorn mit einer Unzahl metallener Knöpfe besetzt ist. Bei großer Kälte behilft er sich mit einem weißen wollenen Mantel oder mit dem Schafpelz. Letzterer wird bei niedriger Temperatur mit der Wolle nach Innen, bei höherer mit der Wolle nach Außen getragen. Die Lederseite ist mit allerhand bunten Zierrathen besetzt, welche oft recht geschmackvolle Arabesken bilden.

Dieser Schafpelz wird auch von wohlhabenden Bauern getragen, gewinnt aber dann eine weit civilisirtere Gestalt dadurch, daß man auf der Lederseite alle Künste der Decoration aufwendet. Auf der Landesausstellung in Szegedin waren solche „Bunten" aus allen Landestheilen ausgestellt. Sie zeichneten sich durch außerordentliche Feinheit der Wolle und durch ihre bunten, aber geschmackvollen Verzierungen aus. Die Bunta, welche am reichsten geziert war, kostete 120 Gulden. Auch der Bauer treibt hier seinen Luxus in Kleidern.

Ebenso hoch, wie der Tschikosch seine Pferde, schätzt der Gujasch seine Hunde. Es sind Thiere von außerordentlicher Kraft und Schönheit. Dem Wolf an Gestalt und Größe sehr nahe kommend, unterscheiden sie sich von ihm durch ihre schönen, langen, weißen Haare. Sie sind nicht nur auf den Wolf und anderes Raubzeug dressirt, sondern auch auf den Mann. Da der Rinderdiebstahl hier mit derselben Entschlossenheit wie weiland von dem göttlichen Dulder Odysseus betrieben wird, so sind diese wachsamen Hunde ganz unentbehrlich. In Nordungarn und in den Karpathen findet man sie bei den Schafhirten. Auch dienen sie vielfach zur Bewachung einsam gelegener Häuser und Höfe. Der Tourist, welcher zu Fuß reist, hat alle Ursache, vor diesen weißen Wolfshunden auf der Hut zu sein und einen kräftigen Stock mit langer Stachelspitze bei sich zu führen.

Das Gujasch also hat seinen Namen von den Rinderhirten. Ursprünglich heißt es Gulyás-Hús, Rinderhirtenfleisch, d. h. das Fleisch, welches die Rinderhirten zu essen pflegen. Im Laufe der Zeit hat man das Hús abgeworfen.

In Oestreich spricht man von „Golasch", in Deutschland, namentlich am Rhein, kann man auf den Speisekarten sogar „Kullasch" lesen. Das Ding ist aber eben so corrupt wie der Name. Es besteht aus übrig gebliebenen Brocken, in einer dicken pappigen Sauce geschmort. Das wirkliche echt ungarische Gujasch ist das directe Gegentheil von Alledem. Es wird bereitet, wie folgt:

Man stellt, und zwar wo möglich (bei Rinderhirten versteht sich das aber von selbst) unter freiem Himmel, einen Kessel über das Feuer und schneidet frisches Ochsenfleisch in Würfelform in denselben. In Ermangelung eines Kessels thut es auch eine blecherne Pfanne. Dann gießt man Wasser darauf, aber nicht zu viel. Denn eine Hauptsache ist es, daß das Wasser beim Kochen verdunstet bis auf einen Rest, welcher während des Kochens mit Salz, Paprika (dem rothen ungarischen Pfeffer) und ein wenig Kümmel gewürzt wird und eine vortreffliche Sauce abgibt. Alles Weitere ist vom Uebel.

Dieses ist das wirkliche Gujasch. Aber selbst in Ungarn, in seiner Heimat, beginnt man bereits in den großen Hotels dieses vortreffliche und naturgemäße Gericht durch allerlei heterogene Zuthaten ad modum Ballhornii zu verbessern, und es ist nöthig, daß man mit großem Nachdruck „Bauern-Gujasch" fordert, um das Richtige zu bekommen.

Man sieht, jeder gute Deutsche kann sich auch zu Hause im deutschen Reich sein Gujaschfleisch selbst präpariren lassen, und es wird eine Zierde seiner Küche sein. Goethe träumte von einer durch Deutschland getragenen „Weltliteratur". Vielleicht sind wir näher an einer Weltküche. Das erste Erforderniß zur Bereitung richtigen Gujaschs ist jedoch, neben dem Ochsenfleisch, gute Paprika, und man wird wohl thun, sich dieselbe durch einen ungarischen Vertrauensmann direct besorgen zu lassen. Auch auf Paprika erstreckt sich die immer weiter um sich greifende Fälschung der Lebens-, Gewürz- und Genußmittel. Und auch zwischen der echten gibt es Unterschiede, je nachdem man nur die dunkelrothe, trockene Schote mahlt, oder auch die hellgelben Körner. Die auf erstere Art gewonnene Paprika ist nämlich feiner und besser. Sie ist an ihrer dunklen Farbe erkennbar. Die hellgelben Körner sind zu scharf.

Die unreifen grünen Paprikaschoten werden auch zu Salat verwandt, oder in Essig eingemacht und gleich den sauren Gurken gegessen. Letzteres geschieht auch mit den unreifen Kukurutz- (Mais-) Kolben. Sowohl diese Maiskolben als jene Paprikaschoten in Essig bieten einen sehr schmackhaften und billigen Ersatz für die englischen Pickles, welche bei uns immer theurer und schlechter werden. Der Paprikasallat ist etwas scharf, reizt aber den Appetit.

Wie der Gujasch der Repräsentant des Landes, so ist Halászlé der Repräsentant des Wassers. Ungarn ist nämlich an Fischen eben so reich als an Rindern. Namentlich die untere Donau und die Theiß sind außerordentlich fischreich, nicht minder auch die zahlreichen Seen.

Der Plattensee hat eine Specialität, den Fogasch (Fógas), auf Deutsch Zahnfisch. Der Fisch hat nämlich ein spitzes Maul mit vorstehenden Zähnen. Derselbe wird bis zu zwanzig Pfund schwer, und die Ungarn behaupten, es gebe nichts dem Aehnliches, weder in den übrigen ungarischen Gewässern, noch sonstwo in der weiten Welt. Richtig ist es nun zwar, daß dieser Fisch einen außerordentlich feinen Geschmack hat, aber er erinnert doch sehr lebhaft an unseren nordischen Zander, und ich glaube, daß er mit demselben verwandt ist, obgleich der Zander niemals so groß wird. Ein des Ungarischen unkundiges Mitglied des statistischen Congresses pflegte beharrlich die Namen Fogasch und Lajosch (Lajos), d. h. Ludwig, mit einander zu verwechseln. Dem kleinen Kellner in der „Königin von England", welcher letzteren Vornamen führte, rief er mit gerechtem Stolz auf seine Kenntniß der magyarischen Sprache und Dinge zu: „Sie da, Fogasch! bringen Sie mir einmal eine Portion Lajosch!" Auch Schildkröten finden sich am Plattensee. Nicht minder in mehreren der Moräste, welche in der ungarischen Tiefebene so häufig sind, und welche den Namen „Schwimmende Rasen" führen.

Die Theiß ist so reich an Fischen, daß man behauptet, in ihrem unteren Laufe enthalte ihr Bette zum Oefteren ein Drittel Fisch und zwei Drittel Wasser. In Deutschland hat man eine sprüchwörtliche Redensart: wenn man sagen will, irgend ein Ding sei in überreichlicher Fülle vorhanden, dann behauptet man, man habe davon so viel, „daß man die Schweine damit mästen könne". Diese Redensart trifft in Ungarn buchstäblich zu. Denn

Digitized by Google

wenn die Theiß nach einer der häufigen Ueberschwemmungen, welche sie anrichtet, in ihr Bette zurückkehrt, läßt sie auf dem Inundationsgebiete Fische in solcher Masse zurück, daß man die Sauheerden dort auftreibt und sie mit den Fischen füttert. In Szegedin erzählte man mir, es sei noch nicht lange her, daß man für einige Ducaten tausend schöne Fische habe kaufen können. Freilich ist dort die Theiß auch zuweilen ein recht unangenehmer Nachbar. Noch im Frühjahr 1876 bedrohte sie die Stadt mit Ueberschwemmung, und nur der äußersten Anstrengung der Bewohner gelang es, die Dämme und Deiche zu befestigen und zu erhalten, und so die Gefahr zu beschwören. Wie groß die letztere war, läßt sich am besten ermessen, wenn man bedenkt, daß diese 60—70,000 Einwohner zählende ungarische Centralstadt zum größten Theile aus Häusern von ungebrannten Erdziegeln besteht, welche primitive Wohnstätten den Fluthen Widerstand zu leisten nicht fähig sind. Die Wassersnoth, welche Szegedin bedroht, wird erst dann vollständig beseitigt sein, wenn der Marosch-fluß, welcher jetzt senkrecht auf die Theiß aufstößt, eine andere Mündung erhält, wodurch der Abfluß der beiderseitigen Gewässer mit einander in Harmonie gesetzt und erleichtert wird.

Es ist, das will ich beiläufig bemerken, in Europa vielfach die Meinung verbreitet, daß das von der Natur so reich gesegnete Ungarland nur deshalb nicht nach Gebühr gedeihe, weil dort die Menschen zu faul seien. Das mag für einzelne Districte zutreffen. Im Großen und Ganzen ist es falsch. Die Natur, in der Regel so freigebig und gütig, ist daneben auch grausam und gewaltthätig in diesem Lande. Ich erinnere an die beiden großen Landplagen: an die Wassernoth und an die Wassersnoth, an den Mangel und an den Ueberfluß an Wasser, an das Versengen und an die Ueberschwemmung, Calamitäten, welche gewöhnlich einen sehr großen Umfang annehmen, weil das ganze Land (mit alleiniger Ausnahme der Popper, welche im Norden, an der hohen Tatra, entspringt und gemeinsam mit der ebendaher kommenden Dunajez der Weichsel zueilt) nur ein einziges Stromgebiet bildet. Der Kampf mit den übermächtigen Naturgewalten, in andern Ländern bereits siegreich beendigt, ist in Ungarn noch durchzuführen. Es gilt namentlich die Ströme zu regeln und die riesigen Entfernungen zu überwinden. Dazu bedarf es der äußersten Anstrengungen des Staates, der Gesellschaft und der Einzelnen. Dabei darf man nicht vergessen, daß die Kräfte dieses Landes theils durch Krieg, theils durch Verfassungskampf ununterbrochen in Anspruch genommen waren, denn es hat, wie Sir John Paget richtig hervorhebt, seit Arpád vor tausend Jahren seinen Fuß zuerst nach Ungarn setzte, bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts schwerlich jemals einen zehnjährigen Frieden ohne Unterbrechung genossen, von der großen Krisis in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu schweigen. Daß unter diesen Umständen die wirthschaftliche Entwickelung unter dem Kampfe um das Recht im Innern und unter dem Kampfe um die Existenz nach Außen etwas litt, ist begreiflich. Man ist aber eifrig daran, das Versäumte nachzuholen, und Einige wollen sogar behaupten, daß man darin örtlich und zeitweise, in quali et quanto, etwas zu viel thut, oder wenigstens zu viel auf einmal, zu viel für die zur Zeit disponiblen Kräfte.

Kehren wir nun zur Theiß zurück, dem eigentlichen Landesstrom Ungarns. Denn die Donau ist kosmopolitisch. Gegenwärtig führt merkwürdiger Weise auch der leitende Staatsmann den Namen dieses dominirenden Landesflusses. Denn Tisza heißt Theiß. Die Theiß dominirt die Mitte des Landes, wo die eigentlichen Magyaren hausen, während die übrigen Rassen, als da sind: Slovaken, Ruthenen, Ruszniáken, Polen, Kroaten, Slavonier, Serben, Bulgaren, Wlachen, Zinzaren, Deutsche, mehr an den Rändern und den Grenzen des Landes wohnen, Juden und Zigeuner dagegen überall vorkommen.

An der Theiß ist auch die Geburtsstätte des Halászlé, jener vortrefflichen Fischsuppe, von welcher ein sachkundiges Mitglied des „internationalen Congresses für Statistik" behauptet, sie sei so vortrefflich und kräftig, daß man damit einen todten Menschen wieder lebendig machen könne, vorausgesetzt, daß man ihn bewegen könne, dieselbe hinunterzuschlucken.

Die Zubereitung ist wie bei allen wahrhaft guten Dingen sehr einfach, fast so einfach, wie bei dem Gujasch. Am besten wird sie von den Fischern selber bereitet.

Versetzen wir uns einmal an die untere Theiß, kurz vor ihrer Einmündung in die Donau. Dort treiben die Fischer ihr Handwerk. Es ist so einfach und leicht, wie das schlächterartige Schießen des zusammengehäuften Wildes auf fürstlichen Jagden. Wenn ein ungarischer Fischer uns sähe, wie wir stundenlang mit unserer Angelruthe am Bache sitzen, Wind und Wetter beobachten, die verschiedensten künstlichen Fliegen probiren und den höchsten Grad menschlichen Witzes, soweit uns solcher überhaupt zu Gebote stehen sollte, aufwenden, um schließlich ein paar Forellen, das Stück ein halbes oder höchstens ein ganzes Pfund wiegend, zu erjagen, er würde uns für höchst komische Leute halten; glücklicherweise kennt er noch nicht jene englische Definition, wonach das Angelfischen eine Verrichtung ist, „an deren einem Ende sich kein Fisch und an dem anderen Ende sich in der Regel ein Narr befindet". Der Fischer an der Theiß ist an brechend volle Netze gewöhnt. Er fängt Dick und Schill, Karpfen und Hecht (letztere zuweilen 30 Pfund schwer), Hausen und Wels, Stör und Stirl (wohl derselbe Fisch, den man im Schwarzen Meere Sterlat nennt) und eine Unzahl anderer Sorten, von denen ich nur die magyarischen Namen weiß, mit welchen aber dem deutschen Leser schwerlich gedient ist.

Während die Fischer die Netze auswerfen und einheben, lodert am Ufer ein lustiges Feuer, über welchem ein Kessel mit brodelndem Wasser hängt. Hier kocht die Fischerin die Halászlésuppe. Mit kundigem Auge mustert sie die gefangenen Fische. Sie sucht aus der Masse einzelne Sorten aus. Welche die geeignetsten für Halászlé sind, das ist ihr eleusinisches Geheimniß, das sie so wenig verrathen würde, wie den Platz, wo Ludwig Kossuth vor seinem Uebertritt auf rumänisches Gebiet die Krone des heiligen Stephan vergraben. Nur den vorsichtigsten und nachhaltigsten Forschungen der gastronomischen Section des „internationalen Congresses für Statistik" ist es gelungen, Folgendes zu ermitteln: Um die richtige Halászlésuppe herzustellen, bedarf es sieben Sorten von Fischen. Diese Sorten wechseln nach dem Orte und der Jahreszeit. Aber unter allen Umständen müssen es sieben sein — sieben, die runde Zahl der Bibel, die heilige Zahl aller arithmetischen Phantasten alter und neuer Zeit. Für die Auswahl der Sorten gibt es verschiedene Systeme. Aber in neuerer Zeit reißt immer mehr die Systemlosigkeit, der Eklekticismus, oder wie die Leute des Umsturzes sagen: „der gesunde Menschenverstand" ein, und merkwürdiger Weise soll dies der Güte der Suppe nicht den geringsten Eintrag thun. Doch genug, versuchen wir nicht weiter den mysteriösen Schleier zu heben. Es werden also verschiedene Sorten Fische in den Hexenkessel geworfen. Die Brühe wird mit Salz, mit wenig Kümmel und viel Paprika gewürzt und zusammengekocht, bis der größere Theil verdunstet und der Rest recht kräftig wird. Daneben wird tapfer gerührt und der Fisch verarbeitet, bis er eine püréartige Masse bildet, in welcher nur noch einzelne vorstehende Brocken schwimmen. So ist das Halászlé fertig.

Es ist wahr, das Theißwasser, womit die Halászlésuppe gekocht wird, ist in der Regel recht schmutzig. Trotzdem gebraucht man es, in Ermangelung eines besseren, nicht nur zum Waschen und Kochen, sondern auch zum Trinken. Bei unserem Frühstück in Szegedin schauderte eine westeuropäische Dame vor dem ihr gebotenen Tranke zurück. — „Das Wasser ist aber doch zum Trinken zu trübe, man kann ja nicht einmal sehen, was darin ist", meinte sie.

O, Sie können ganz ruhig sein, meine Gnädige, entgegnete ihr schalkhafter ungarischer Nachbar, die Frösche haben wir bereits herausgenommen.

„Uebrigens verdient constatirt zu werden, daß der Geschmack und die Ansicht der Nationen in Betreff des Wassers verschieden sind", fiel ein deutscher Jünger der Statistik belehrend ein (wir sind nämlich immer „gelehrt" und immer „belehrend", auch wenn wir nichts wissen), — „wir in Westeuropa lieben das harte, kalte, frische, kalkhaltige Wasser. In dem Orient da-

Digitized by Google

gegen zieht man das trübe, weiche Flußwasser vor. Man hält es nicht nur für gesünder, sondern auch für appetitlicher und wohlschmeckender; und die Türken, welche das ganze Jahr Wasser trinken, müssen sich doch darauf besser verstehen, als wir westeuropäischen Weinschwelger, die wir das Wasser so sehr verschmähen, daß wir es nicht einmal zum Mundausspülen verwenden."

Ah, was sie nicht zu sagen belieben? fragte der Ungar.

„Ja wahrhaftig, ich berufe mich auf eine Autorität, nämlich auf den Abgeordneten Pancratius, welcher im preußischen Abgeordnetenhause mit großem Gewicht einen der Weinbau treibenden Districte an der Mosel vertritt, jenes gesegnete Land, wovon schon der lateinische Dichter Decius Magnus Ausonius vor beinahe anderthalb Jahrtausenden in seiner „Mosella" gesungen. Das „verehrliche Mitglied für die Mosel" versicherte einst einem seiner Collegen, er habe seit länger als zehn Jahren keinen Tropfen Wasser mehr in den Mund genommen. Ja, aber womit spülen Sie denn ihren Mund aus, fragte der andere „Verehrliche". Oh, antwortete Pancratius, dazu hab ich so ein ganz klein Mosel-Weinchen."

„Korem," sagte der Ungar, „belieben dagegen eine ungarische Wasseranekdote entgegen zu nehmen, im internationalen Austausch jenes Artikels, den Ihr da draußen im Reich Meidinger nennt. Sitzt da eines Tages ein halbes Dutzend kaiserlich-königlicher Officiere beisammen, Leute von allen Nationen unserer vielsprachischen östreichisch-ungarischen Monarchie. Ein Jeder rühmt die Schönheiten seiner Muttersprache; nur ein sonst durchaus nicht auf den Mund gefallener Lieutenant aus der grünen Steiermark, ein Deutscher natürlich, schweigt stille. Zuletzt fragen ihn seine Kameraden, was er denn davon halte, welche dieser Sprachen seiner Meinung nach die schönste und wohlklingendste sei. Ja, schaun's Kameraden, sagt er, ich halt's allewege mit dem Deutsch; daß es aber grade die schönste Sprach wär', das will ich bereits nit sag'n. Aber Eins ist sicher, die richtigste ist es. — „Wieso?" — Wieso? das will ich Euch gleich ganz unwiderleglich beweisen: Was da auf dem Tisch in der Karaffe steht, das nennst Du (zu dem Dalmatiner) Acqua, und Du (zu dem Ungarn) Wis, und Du (zu dem Slovaken) Woda, und Du (zu dem Wlachen) Apa; wir Deutschen aber sagen: „Dos is a Wass'r", und ein Wasser ist es auch wirklich, und deshalb ist das Deutsche, wenn auch nicht die schönste, dann doch die richtigste von allen europäischen Sprachen.

Olli Achtung, sagten die Kameraden."

Literatur und Kunst.

Stimmungsbilder.

Frei nach François Coppée.*)

1.

Ein Sommerbild aus der Provinz. Der Saal
Im Zeitgeschmack Ludwigs des Sechzehnten
Läßt durch die offne Thür den Garten sehn,
Wo zwischen glattbeschornen Ulmenwänden
Das Wasserbecken mit zwei Schwänen winkt.
Ein junges Kind sitzt drinnen am Clavier
Und spielt mit saubrem etwas hartem Anschlag
Ein schnörkelreich Adagio von Haydn,
Indeß ihr Großpapa, ein alter Herr
Mit wohlfrisirtem Haar, im breiten Sessel,
Im ländlichen aus Rohr, zurückgelehnt,
Der Zeit gedenkt, da er als schmucker Waidmann
Der hübschen Milchmagd noch den Hof gemacht,
Und sacht den Takt mit seiner Dose schlägt.

2.

Ihr Knabe zog in's Feld; doch deckt die Wittwe
Für Zweie täglich nach wie vor den Tisch,
Legt vor die Suppe, füllt ein Glas mit Wein
Und in der Hausthür lehnend harrt sie dann,
Daß ihr der Himmel einen Boten sende,
Den Gast, den Armen, den sie speisen soll.
Und Tag für Tag kommt Einer. Folglich ist
Ihr Sohn wohlauf noch, und das Mütterchen
Fühlt köstlich sich belohnt für ihre Müh'.
Allein der Nachbar Krämer ist ein Freigeist
Und denkt: Welch blinder Unverstand! Wie ganz
Verdummt der Aberglaube doch das Volk!

3.

O Poesie des Dufts! Ein Zauberer
Ist der Geruch. Zerpflück' ich Abends mir
Den saftigen Ball nur einer Apfelsine,
Gleich träum' ich vom Theater und die Pracht
Der tiefen Bühne thut sich vor mir auf.
Ein Scheit nur zünd' ich an und bin sofort
Zum Winterforst entrückt, wo sich der Jagdzug
Um's Feuer lagert unter Hörnerschall,
Und schreit' ich durch den Qualm, den der Asphalt
Aus seinem Kessel wirbelt, glaub' ich mich
Vom Theergeruch des Hafendamms umweht
Und seh ein wimpelnd weißbesegelt Schiff
Durch die Demanten ziehn des blauen Meers.

4.

Nicht wahr? Das wär' ein neidenswerthes Loos,
Hauptpfarrer oder nur Vicar zu sein
In irgend einem alten Bischoffitz,
Fern, fern in der Provinz, und tief im Schiff
Der düstern Kathedrale, halbversteckt
Im Winkel, einen Beichtstuhl dort zu haben,
Der etwas gälte bei der frommen Welt.
Man ließe mit Confect und Stickerei'n
Sich dann beschenken, wäre Latinist
Und Schmecker ersten Rangs und wandelte
Die stille grasbewachs'ne Straß' entlang
Zum schattenkühlen Münster Tag für Tag,
Um dort ein Stündlein zu verschlummern, sanft
Gewiegt vom Murmeln einer Frauenstimme.

5.

So tauscht der lahme Jäger am Kamin
Mit seinem Hunde, der sich an ihn drängt,
Zur Jagdzeit einen Blick der Wehmuth aus,
In Harm gedenkend, was er vormals war;
So trauert stumm im kahlen Wald der Vogel,
Der kranke Zecher so, vom Durst gequält,
Der Priester, der im Traum ein Weib geküßt,
Das Schwert am Nagel, der erloschne Heerd,
So die zersprung'ne Laute, wie mein Geist,
Wenn er vom Rhythmus sich verlassen glaubt.

Emanuel Geibel.

*) François Coppée, vielleicht der talentvollste unter den jüngeren französischen Dichtern, verdankt seinen Ruf einer Anzahl reizender einactiger Versdramen (le passant, le rendezvous, le luthier de Crémone), dem Idyll Olivier und einer Sammlung lyrischer Gedichte (les humbles), deren letztem Abschnitte (promenades et intérieurs) die obigen Bilder entnommen sind. Die beiden ersten der genannten Dramen besitzen wir in der trefflichen Uebersetzung des Grafen Wolf Baudissin.

Digitized by Google

Nach dreißig Jahren.

Neue Dorfgeschichten von Berthold Auerbach.
Stuttgart, J. G. Cotta'sche Verlagsbuchhandlung. 1876.

Es muß für den Dichter ein eigenthümlicher Reiz darin liegen, sich zu vergegenwärtigen, wie sich seine Gestalten, die seine Lieblinge geworden sind, nach Verlauf einer gewissen Zeit entwickelt haben würden, sich dieselben unter veränderten Bedingungen und unter neuen Verhältnissen vorzustellen und nun zu untersuchen, welche Einwirkung die Zeit mit ihren Neuheiten und Veränderungen auf die betreffenden dichterischen Gestalten hervorgebracht haben würde; was aus denselben allmälig geworden wäre.

Der Dichter, der seinen Roman oder sein Drama beendet, schließt deshalb noch nicht ab mit den Charakteren, die er geschaffen hat. Er hat in dem als fertig geltenden Werke mancherlei nur ganz flüchtig berühren können, dem er eine breitere Ausdehnung gewünscht hätte. Er hat — oft aus rein äußerlichen Rücksichten — darauf verzichten müssen, seine Helden in Situationen einzuführen, die ihm eine dankbare Ausbeute verhießen; er hat Conflicten aus dem Wege gehen müssen, die ihm hier unangebracht erschienen, obwohl sie ihn verlockten und ergiebig zu sein versprachen. So vermischt sich mit dem Gefühl der Befriedigung nach der Beendigung einer Arbeit, die ihn lange Zeit hindurch beständig in Anspruch genommen hat, und die ihm schon deshalb werth geworden ist, doch ein wehmüthiges Bedauern darüber, daß so vieles, was er noch zu sagen hatte, ungesagt bleiben mußte, und daß das als fertig Geltende in Wahrheit noch lange nicht fertig ist.

Die Phantasie des Dichters beschäftigt sich noch mit den Geschicken seiner Helden, wenn diese Helden den Augen der Leser und der Zuschauer längst entrückt sind. Für den Leser des Romans, für den Zuschauer im Theater ist mit dem Zustandekommen der Ehe schon der Abschluß gefunden; für den Dichter aber ist dies oft nur ein Haltepunkt, der vom Ziele noch weit entfernt liegt. Die Vorstellung des Publicums reicht über die Flitterwochen nicht weit hinaus; dem Dichter dagegen drängt sich immer wieder die Frage auf: „was wird aus den Beiden, die sich hier gefunden haben?" Auch sie entgehen ja dem gemeinen Geschicke nicht, auch ihnen ist voraussichtlich ein grämliches Alter beschieden, auch ihnen nahen die Sorgen; an die Stelle der holden Täuschungen treten unfreundliche Erfahrungen; es thun sich neue Conflicte auf.

Namentlich französische Dichter haben mit Vorliebe die am Schluß ihrer Werke geknüpften Fäden später wieder gelöst und weiter zu spinnen gesucht.

Die Speculationsdichtungen, die lediglich deswegen sich als eine Fortsetzung geben, weil das abgeschlossene Werk einen ungewöhnlich günstigen Erfolg hatte, wie z. B. die Fortsetzung der Dumas'schen „Mousquetaires" ꝛc. lasse ich ganz außer Acht. Ich habe namentlich Beaumachais im Auge, der in seiner Figaro-Trilogie das, was ich oben andeutete, am vollständigsten durchgeführt hat. Er zeigt uns die drei Hauptfiguren: Almaviva, Rosine, Figaro, in der übermüthigen Jugend („Barbier von Sevilla"), in den reiferen Jahren („Figaros Hochzeit") und im Greisenalter („Die schuldige Mutter"). Man könnte ferner an Balzac erinnern, der die meisten seiner Figuren, wie Birotteau, Vautrin, Nucingen, durch eine ganze Reihe von verschiedenen Romanen hindurchführt und uns die alten Bekannten immer unter neuen Verhältnissen, unter andern Lebensstellungen und namentlich in andern Zeiten zeigt. Auch die reizende Lisette des Béranger, das heitere, rosige Kind mit den Grübchen auf den Wangen und dem ewigen Lächeln auf den Lippen, diese poetischste aller Grisetten, bei der wir niemals an das Alter denken konnten, — auch sie ist dem Schicksal, poetisch gealtert zu werden, nicht entgangen; wir begegnen ihr wieder als altem Mütterchen, das traurig den jungen Mädchen von seiner Jugend, Frische und Schönheit erzählt:

Si vous saviez, enfants,
Quand j'étais jeune fille,
Combien j'étais gentille —
Je parle de longtemps! —
Teint frais, regard qui brille,
Sourire aux blanches dents,
Alors, ô mes enfants,
Grisette de quinze ans,
Ah, que j'étais gentille!

Auch Berthold Auerbach ist nun nach 30 Jahren in das Dorf zurückgekehrt, aus dem er sich sein Lorle geholt hatte.

Nach 30 Jahren! Was ist inzwischen Alles geschehen! Was inzwischen geworden und vergangen! Die Alten von damals deckt längst die kühle Erde, und auch vielen, die zu jener Zeit noch jung waren, scheint die Sonne nicht mehr. Die Säuglinge von damals sind Männer geworden, haben jetzt Haus und Hof, haben Theil genommen an dem jüngsten Kriege, wissen, daß es ein Deutschland gibt, sind stolz darauf, daß sie dazu gehören, daß sie dabei geholfen haben. Mitten durch das ehedem so abgeschiedene Thal pafft jetzt die Locomotive und hat das früher vom Verkehr ganz abgeschlossene stille Dorf im Fluge mit sich gerissen und an die Stadt herangeführt.

So ist das Dorf von ehedem verschwunden, seine Eigenarten und Kantigkeiten sind von der Cultur bis zur Unkenntlichkeit abgeschliffen. Die erschreckende Vereinförmigung, die unzertrennlich ist von aller Civilisation, zeigt sich auch hier. Noch einige Jahrzehnte weiter, und das Dorf wird nur noch ein Name sein, der lediglich eine Zahlenbedeutung hat. Das Dorf wird das Zusammensein eines geringeren Quantums von Menschen und Menschenbehausungen bezeichnen, nicht mehr deren besondere Arten und Eigenthümlichkeiten. Mit dem „poetischen Contraste der bunten Mannigfaltigkeit", um den treffenden Ausdruck von Rosenkranz zu gebrauchen, geht's zu Ende!

Alte Gestalten — neue Fortbildungen, nennt es Auerbach. Auerbach ist ein großer Freund unserer Zeit, der größten einer. Er hat seine helle Freude an den gewerblichen Fortschritten, die wir gemacht haben, an der politischen Entwicklung unseres Vaterlandes, an allen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte. Er ist kein laudator temporis acti, er gehört vielmehr zu denen, die da meinen, daß wir es herrlich weit gebracht! Aber gleichwohl klingt es durch sein neuestes Werk still und verstohlen wie eine wehmüthige Weise, klingt wie die Klage: Es gibt keine Abgeschiedenheit mehr!

Alle diese Umgestaltungen nehmen wir wahr mit den Augen des Malers Reinhard, den Auerbach nach dreißigjähriger Abwesenheit aus Rom heimkehren läßt.

Man wird es begreiflich finden, daß dem Dichter der „Dorfgeschichten" der triviale Abschluß, den Charlotte Birch-Pfeiffer dem Schauspiel „Dorf und Stadt" gegeben hatte, unmöglich genügen konnte. Hätte „Dorf und Stadt" noch einen Act mehr, so würde der Conflict zwischen Lorle und Reinhard unbedingt auf's Neue ausbrechen müssen. In Wahrheit kann da von einer Beseitigung der Gegensätze und von einem Ausgleich nicht die Rede sein. Bei Auerbach hat sich also Reinhard definitiv von Lorle getrennt. Für diese beiden grundverschiedenen Naturen — die Genialität und die Naivetät — gibt es keine andere Aussöhnung, keine andere Vereinigung als den Tod. Die Beiden haben es begriffen, sie haben sich gegenseitig beklagt, sich gegenseitig verziehen und haben nie nach einer Wiedervereinigung getrachtet, die keine andere als eine äußerliche hätte sein können.

Und so ist das Lorle daheim geblieben, hat ihrem Reinhard ein treues Gedenken bewahrt, hat Gutes gethan, wo sie gekonnt, und ist gestorben, geliebt und verehrt von Allen.

Reinhard ist von seiner Kunst ganz in Anspruch genommen gewesen. In dem zerstreuenden Verkehr mit der großen Welt, mit den gesellschaftlichen und künstlerischen Notabilitäten mag das stille Dorf im Schwarzwalde seiner Erinnerung wohl oft entrückt gewesen sein; hat er aber daran gedacht, so hat ihn sicherlich immer eine trübe Rührung und Wehmuth befallen bei dem

Digitized by Google

Gedanken an das unglückliche Lorle, das er nicht glücklich hat machen können und das ihn zu beglücken nicht vermocht hat. Als er durch einen Zufall ihren Tod erfährt, ist sein Entschluß gefaßt: er sagt seinem bisherigen Treiben und Wirken Lebewohl, kehrt heim und will da, wo Lorle gelebt hat und gestorben ist, seine Tage beschließen.

Mit ungewöhnlicher Feinheit schildert nun Auerbach die Entfremdung Reinhards. Reinhard ist nicht blos dem Dorfe, er ist dem ganzen deutschen Wesen und Sein durchaus fremd geworden. Jeder ungebildete Bauer, der die Wandlungen des Vaterlandes mitgemacht, der den Tag von Sedan in Deutschland gefeiert hat, ist gescheidter als er; bei jedem Anlaß fühlt er in sich ein unbehagliches Unverständniß, eine schmerzliche Unempfindlichkeit Handlungen und Ereignissen gegenüber, die seine Landsleute vollkommen begreifen, die ihnen bis in's Herz gedrungen sind. Ueberall steht er vor Räthseln und Unbegreiflichkeiten; das ganze Sinnen und Trachten des Volkes ist ein anderes geworden, ohne daß das Volk selbst dessen gewahr geworden zu sein scheint. Was war diesen Bauern der deutsche Begriff, als er fortging! Und wie stark hat sich das Bewußtsein der Nation herausgearbeitet, einen wie mächtigen Körper hat dieser Begriff gewonnen! Es erscheint ihm ganz seltsam, daß man ihn, da er aus Rom kommt, nach den kirchlichen Verhältnissen fragt und erstaunt darüber ist, daß er sich um diese Dinge bisher gar nicht bekümmert habe. Er begreift nicht, wie ein anständiger Mensch dem ganzen Dorfe gram sein kann, weil es schwarz gewählt hat. Fast jede Unterhaltung nimmt Bezug auf den Krieg, an dessen tiefgehende Bedeutung er bis dahin noch gar nicht gedacht zu haben scheint. Mit Staunen sieht er, mit welchem Stolze der junge Bauer an das Festtagskleid das Ehrenkreuz befestigt; mit einem Worte — er ist in der Heimat ein Fremdling.

In der Durchführung dieses Gedankens hat Auerbach seine größte Meisterschaft bewährt. Alle diese Einzelheiten sind gleichzeitig mit der äußersten Schärfe und der äußersten Discretion geschildert. Die Geschichte selbst, die Auerbach dazu ersonnen hat, ist ganz einfach. Er hat das Gefühl der Unbehaglichkeit, das Reinhard überkommen muß bei der Wahrnehmung seines ungenügenden Verständnisses aller der Dinge, welche in das Fleisch und Blut seiner Landsleute übergegangen sind, noch dadurch verstärkt, daß er in dem Herzen des gealterten Mannes die Liebe für ein junges Bauermädchen erweckt, welches Lorle bis zur letzten Stunde gepflegt hat. Malva heißt dieses Mädchen. Er liebt sie, er verlobt sich mit ihr; aber immer bestürmen bange Zweifel sein Herz. Der Leser selbst wird sich nicht klar darüber, ob Reinhard bei der Verlobung sich übereilt habe, und ob er dieselbe nicht im Innersten seines Herzens doch lieber ungeschehen sein lassen möchte, — wahrscheinlich, weil Reinhard selbst diese Frage sich nicht vorlegen, ihr nicht auf den Grund gehen, sie nicht beantworten will. Zur Vermählung mit Malva kommt es nicht. Reinhard verunglückt: während er mit einem Blödsinnigen sich rauft, stürzt er vom ersten Stock herab auf die Straße und stirbt an den Folgen dieses Sturzes.

Dieses Ende Reinhards ist nicht als ein blinder Zufall aufzufassen. Nach der Intention des Dichters soll es unbedingt die verkörperte Schuld sein, welche Reinhard verständnißvoll zu Grunde richtet. Der blödsinnige Fabian ist der Sohn seines Schwagers; Fabian ist bald nach der Heimkehr Lorles geboren; der Arzt hat dem Schrecken, der die Mutter, Lorles Schwägerin, bei der Rückkehr der Frau Professorin überfallen, die traurige Beschaffenheit des bald darauf geborenen Kindes zugeschrieben. Lorle hat den Unglücklichen bis zu ihrem Ende treu gepflegt, und für sie hat er eine besondere Zuneigung empfunden. Gegen Reinhard fühlt er eine instinctive Wuth. So sieht Reinhard in diesem Blödsinnigen beständig die verkörperte Mahnung seiner Schuld an Lorle. Es ist daher auch kein Zufall, wenn der Dichter Reinhard durch Fabian zu Grunde gehen läßt.

Diese einfache Geschichte hat Auerbach mit jener bedächtigen Einfachheit, die ihm eigen ist, erzählt, überall seine sinnigen Bemerkungen uud seinen Beobachtungen eingeflochten und so ein Werk geschaffen, das ebenso geistreich in der Anlage wie in der Ausführung ist, das immer anregend wirkt, und dessen andächtige Lectüre freudigen Genuß bereitet. Der ruhige Gang der Erzählung wird nur einmal durch eine aufregende und ergreifende Scene unterbrochen: wir meinen das 31. Capitel „30 Jahre und eine Nacht". Diese Schilderung der ersten Nacht, welche Reinhard in dem alten Hause verbringt, in dem Lorle gestorben ist, ist in der Stimmung und Schilderung geradezu meisterhaft.

Aber die besondern Vorzüge Auerbachs liegen nicht eigentlich in der Erfindung und Erzählung von sogenannten „spannenden Geschichten"; sie treten in der Behandlung des Einzelnen am stärksten hervor, in den tausend richtigen Beobachtungen und treffenden Bemerkungen, die er macht. Wie fein ist die Entwicklung aller der Charaktere, die wir in der „Frau Professorin" vor 30 Jahren kennen gelernt haben, und denen wir nun in „Lorles Reinhard" im Jahre 1875 — die Handlung spielt ein Jahr vor der Weltausstellung in Philadelphia — wieder begegnen! Wie vortrefflich ist dieser alte Collaborator mit seinem Respect vor Würden und Titeln, seinem unermüdlichen Fleiße, seiner stockfischartigen Pedanterie und seiner tief verborgenen Gutherzigkeit. Ob Auerbach nicht gleichwohl in dem Bilde des alten Collaborators die Farben bisweilen zu stark aufgetragen hat? Ich begreife schon, daß Reihenmeyer die Antwort auf Reinhards herzlichen Brief, der ihm die Rückkehr des Freundes meldet, adressirt: „An Seine Hochwohlgeboren Herrn Woldemar von Reinhard, Professor a. D., Ritter hoher Orden, in Weißenbach"; ich begreife auch, daß der Collaborator in dem Telegramm an den Lindenwirth anfragt: „ob Herr Professor Ritter von Reinhard noch da sei"; aber ich begreife nicht recht, obgleich ich für die Seltsamkeiten des Collaborators einiges Verständniß zu besitzen glaube, daß in der Nachschrift jener Antwort sich allgemeine philosophische Betrachtungen vorfinden, wie diese: „Die Entwicklungsfähigkeit des Menschengeistes ist unbegrenzt und läßt sich nicht in ein Dogma einkapseln. Die Menschheitsgeschichte ist die Geschichte der Arbeit oder vielmehr die Geschichte der Werkzeuge; von der Steinaxt und dem Kieselmesser bis zur Dampfmaschine" ꝛc. Es ist mir wohl bewußt, daß Auerbach von der Ungehörigkeit dieser an sich sehr zutreffenden Erfahrungssätze an diesem Orte selbst tief überzeugt ist, und daß diese Ungehörigkeit eine von ihm beabsichtigte ist; aber ich glaube auch, die Intention des Dichters hätte sich auf eine mildere Weise ausdrücken lassen. Ein Freund, der auf die Nachricht, daß nach dreißigjähriger Trennung der andere Freund wiederkehrt, solche Weisheitssprüche zum Besten giebt, ist doch schwer begreiflich — und wäre dieser Freund selbst der frühere Collaborator, jetzige Director Reihenmeyer.

Eine prachtvolle Figur ist der Herr Schwager, Lorles Bruder, Stephan. Der echte schlaue Bauer, der Reinhard beständig das Unrecht, das dieser an Lorle begangen, fühlen läßt aber immer beschwichtigend hinzufügt: „Wir wollen von der Sache nicht weiter sprechen, sie ist abgemacht", der die Sentimentalität seines künstlerischen Schwagers benutzt, um ein gutes Geschäft zu machen, indem er Reinhard das Haus, in welchem Lorle gestorben ist, möglichst theuer verkauft; der in dem Dorfe herumerzählt, wie reich sein Schwager sei, und als dieser ihn interpellirt, weshalb er damit renommire, antwortet: „In solchen Dingen bin ich gescheuter als Du; von diesem Augenblicke an hast Du keinen Feind im Dorfe mehr, im Gegentheil, sie haben Respect vor Dir."

Ein anderes gutes Beispiel der Bauernklugheit gibt auch der alte Hohlmüller, der Reinhard bei seinem ersten Besuche den Rath ertheilt: „Schenkt und verleiht in den ersten drei Monaten keinen Kreuzer, was Ihr nachher thun wollt — da habe ich Euch nichts zu rathen."

Am wenigsten gefällt mir Malva, die aus derselben Familie stammt, aus der Martella in „Waldfried" entsprossen ist. Sie gehört zu jenen Naturkindern, an die ich beim besten Willen nicht glauben kann. Sie scheuert die Kirche, und bringt in einer affectirten Naivetät grundgelehrte Gedanken vor; sie hat eigenthümliche Redewendungen und eigenthümliche Empfindungen. Sie spricht von ihren „Kameradinnen" und in dem Augenblick, als Reinhard sie zum ersten Mal in seine Arme schließt, sagt sie:

Digitized by Google

„Mir ist, als wenn die Selige (Lorle) mir eine Besorgung auftraget': Malva, geh', lauf, hurtig, tapfer, mach meinen Reinhard glücklich." Alle diese gewöhnlich rothhaarigen Dorfmädchen machen auf mich den Eindruck des Conventionellen und scheinen mir deshalb in die ganze naturwahre Umgebung von Leuten, wie wir sie kennen, oder wenigstens begreifen, nicht hineinzupassen.

Das Buch enthält einen Schatz von klugen Betrachtungen und gedanklichen Combinationen. Da sagt einer von den Leuten, den man zu einer Wallfahrt bereden will: „Was, nach Jerusalem? Wenn ich soviel Geld aufzuwenden hätt', ich ging nach Philadelphia; in der neuen Welt kann man Neues kennen lernen. Ich glaube, alle Apostel miteinander haben nichts von America gewußt."

Auerbachs Bilder sind immer von einer merkwürdigen Anschaulichkeit und Richtigkeit; daß sich neben den schönen auch einmal ein barockes wie das von der „geistigen Trichine" vorfindet, hat nichts auf sich.

Auf die vielen dichterischen Feinheiten, die in dem kleinen Bande enthalten sind, kann ich hier nicht eingehen. Wie wahr ist — um nur ein Beispiel anzuführen — der Ausruf: „Du kommst doch zu uns?", welcher Reinhard entschlüpft, als er sich von dem Collaborator verabschiedet, dem er noch nichts von seiner Verlobung mit Malva gesagt hat, und dem er auch nichts sagen will. Wie richtig ist das unbedachte und taktlose Wort von Malvas Vater, der am Verlobungsabende in der vollen Freude treuherzig und dumm ausruft: „Malva, wenn das das Lorle erlebt hätte!"

Auerbachs Stil hat in diesem Werke dieselbe ruhige Ueberlegenheit, dieselbe Behaglichkeit und Knappheit, die wir an seinen früheren Arbeiten bewundert haben; bisweilen auch dieselben Seltsamkeiten, die uns früher aufgefallen sind. „Des Lorles Reinhard" ist ein reifes und schönes Werk.*)

Paul Lindau.

*) Gleichzeitig mit dieser sind zwei andere Dorfgeschichten erschienen: „der Tolpatsch aus America" und „das Nest an der Bahn".

Freiheit und Gleichheit.

Von **E. von Hartmann.**

(Fortsetzung.)

Beginnen wir bei dem socialen Gebiet, so finden wir hier als Folge der Kriegsgefangenschaft und der Unterjochung ganzer Stämme den höchsten Grad von Unfreiheit, der denkbar ist, die Sklaverei, in welcher jede Verfügung der Persönlichkeit über sich selbst, jedes Eigenthums- und Familienrecht aufgehoben, und die menschliche Persönlichkeit in die rechtliche Kategorie der Sache herabgesetzt ist, die ihr Besitzer nach seinem Belieben behandeln oder auch zerstören kann. Von diesem äußersten Grade der Sklaverei führen nun aber zahllose Abstufungen zur persönlichen Freiheit. Es kann zunächst eine gewisse Freiheit zur Gründung von Familien und zur Aufrechterhaltung der gegründeten eintreten, d. h. eine Entbindung von dem Zwangsrecht des Herrn, die Kinder von den Eltern, das Weib vom Manne reißen und verkaufen zu können. Es kann ferner eine Befreiung von dem Zwang erlangt werden, alle erworbenen Güter dem Herrn abliefern zu müssen, und an dessen Stelle entweder ein Pachtverhältniß (wie bis vor Kurzem in Rußland) oder eine Theilung der Arbeitszeit des Unfreien zwischen ihm und seinem Herrn treten. Endlich können alle Naturalverpflichtungen durch Rente oder amortisirbare Capitalschuld abgelöst werden und als einziger Zwang die Hörigkeit oder zwangsweise Seßhaftigkeit am Geburtsort übrig bleiben, bis mit der Freizügigkeit die Befreiung auch von dieser Schranke erlangt wird.

Eine andere Sphäre der Unfreiheit auf socialem Gebiete ist die der Familienglieder gegenüber dem Familienhaupt. Im römischen Recht geht die Unfreiheit der Kinder so weit, daß sie bei Lebzeiten des Vaters niemals Eigenthum erwerben können; das Recht der Väter, die Kinder zur Eheschließung auch gegen ihren Willen zu zwingen, galt früher als selbstverständlich, und bis vor Kurzem erlangte bei uns auch der älteste Mann bei Lebzeiten seines Vaters niemals die Befreiung von dessen Vetorecht gegen eine Eheschließung, während jetzt das fünfundzwanzigste Lebensjahr beiden Geschlechtern die Befreiung von diesem Zwange bringt. Einem ähnlichen Zwang, wie im römischen Recht die Kinder, sind heute noch im englischen Recht die Frauen unterworfen, deren rechtliche Stellung auch im preußischen Landrecht noch manchen unwürdigen Beschränkungen unterliegt, und die mit Recht eine Befreiung von solchen drückenden und einzwängenden Rechtsbestimmungen fordern.

Nach Beseitigung alles durch die bestehenden Rechtssysteme der persönlichen Verfügung und Bewegung auferlegten Zwanges ist nun zwar die persönliche Freiheit im juridischen Sinne erlangt, aber da noch zahllose andere Formen des socialen Zwanges bestehen bleiben, ist damit keineswegs eine sociale Freiheit in jeder Hinsicht erlangt. Schon durch die Strafdrohungen des Strafgesetzbuches und vieler Specialgesetze wird Jedem ein vielseitiger Zwang auferlegt, der ihm eine Menge Handlungen verwehrt, und dieser Zwang wird von Jedem, der sonst zu einer dieser Handlungen geneigt gewesen wäre, als eine sehr störende Beschränkung seiner Freiheit empfunden.*) Einen Zwang anderer Art übt die polizeiliche Beaufsichtigung und Bevormundung, die Jeder, der ihre Hülfe in Anspruch nimmt, zu lax findet, Jeder aber, der von ihren Scherereien belästigt wird, als widerwärtige, oder wohl gar empörende Beschränkung der persönlichen Freiheit anklagt. — Ich erinnere ferner an die Schranken des geschlechtlichen Verkehrs und den Zwang, den die Eheschließung mit ihren Folgen auferlegt; kein Wunder, daß, wer für Freiheit als solche schwärmt, auch für freie Liebe und Aufhebung der Individualehe schwärmen muß.

Endlich gibt es eine Menge Güter in der Welt, deren ich mich sehr wohl bedienen könnte, deren mich zu bedienen ich jedoch zwangsweise verhindert werde durch Diejenigen, welche dieselben als ihr Eigenthum ansprechen, und im ausschließlichen Besitz derselben durch die Staatsgewalt geschützt werden. Dieser Zwang ist gar nicht spaßhaft zu nehmen; er macht sich dem Verhungernden vor der fremden wohlbesetzten Tafel in der That sehr unangenehm fühlbar, und muß nothwendig den Wunsch erwecken, sich aller genießbaren Güter frei bedienen zu dürfen, d. h. die Institution des exclusiven Individualeigenthums aufgehoben zu sehen. Erst mit dem vollen Weiber- und Güter-Communismus ist die sociale Freiheit verwirklicht, so weit sie sich verwirklichen läßt, — denn z. B. gegen die Unterjochung unter die Willensherrschaft einer überlegenen Persönlichkeit (z. B. Demagogen- oder Pantoffelherrschaft) gibt es kein Recept.

Unser gegenwärtiges sociales System schützt zwar vor jedem Zwange, der die Verwerthung der Arbeitskraft zum eigenen Nutzen auf dem offenen Markte der freien Concurrenz hindern oder beschränken könnte, aber es schützt nicht vor dem Zwange, den das System der schrankenlosen Concurrenz dem Besitzlosen auferlegt, nämlich dem Zwange, seine Arbeit zu einem Preise zu veräußern, zu dem er sie nicht veräußern würde, wenn er nicht mit seiner Familie vor der Gefahr des Verhungerns stände. Unser System stürzt Jeden in den socialen Kampf um's Dasein, und zwingt Waffenlose zu einem ungleichen Kampf mit Solchen, die mit Besitz wohlbewaffnet sind; es macht also die persönliche Freiheit gleichsam zum Spott, indem es die Möglichkeit ihrer Verwerthung beschränkt oder stellenweise ganz aufhebt. Gegen diesen Zwang richten sich die Emancipationsbestrebungen der socialdemokratischen Partei, die freilich Halbheiten bleiben müssen, so lange sie nicht mit Aufhebung von Einzelehe und Individualeigenthum die volle Consequenz der Freiheitsidee ziehen.

Auf religiösem Gebiete kann der Zwang, auf den sich die Forderung der Freiheit bezieht, ein innerer oder äußerer, d. h.

*) Dieser Art ist z. B. die Unfreiheit, in welche die katholische Geistlichkeit durch die Maigesetze gerathen zu sein mit Recht behauptet.

Digitized by Google

Glaubenszwang oder kirchlicher Zwang sein; der erstere bannt das innere religiöse Leben in bestimmte Richtungen, der letztere dient zur Sicherung der hierarchischen Machtentwickelung, und mißbraucht die Individuen zu bloßen Mitteln der letzteren. Vorgeblich soll die Festigkeit der kirchlichen Organisation dem innern religiösen Leben dienen; in Wahrheit aber wird der Glaubenszwang geübt zur sichereren Aufrechterhaltung der kirchlichen Macht und der Vortheile, welche dieselbe der Priesterkaste bietet. Die Consequenz des Glaubenszwanges ist das Ketzergericht und die Inquisition, welche die katholische Kirche sofort wieder in Scene setzen würde, sobald der Staat es ihr gestattete. Andere Formen des Glaubenszwanges sind Bestrafung der Convertiten (noch heute in Rußland zu Recht bestehend), Erschwerung des Austritts aus der Kirche, Zwang zur Taufe und Confirmation der Kinder, sowie zur Theilnahme der Jünglinge und Jungfrauen am Religionsunterricht der Geistlichen (in einigen Schweizercantonen), Nöthigung zum Eid in christlicher oder überhaupt religiöser Form, gesellschaftliche Verfehmung der Ketzer, Anstiftung socialer Verfolgung gegen Andersgläubige (durch Kundschaftsentziehung, Verläumdung, Heirathsverhinderung ꝛc.). Zum Theil fallen diese milderen Mittel des Glaubenszwanges schon in die Sphäre des äußern kirchlichen Zwanges. Hierher gehört aller Zwang zur Theilnahme an Cultushandlungen (z. B. an der obligatorischen kirchlichen Trauung oder am Abendmahl), zum obligatorischen confessionellen Religionsunterricht, alle Kirchenstrafen von einer auf das sociale und politische Gebiet übergreifenden Bedeutung u. s. w. Es gehört ferner dazu der hierarchische Despotismus innerhalb des kirchlichen Verwaltungsorganismus, z. B. die Tyrannei des Papstes über die Bischöfe, der Bischöfe über den Curatclerus, des Clerus über die Gemeinden. In der Negation des letzteren Zwanges erhält der Begriff der religiösen Freiheit die Bedeutung der Gemeindefreiheit oder der Selbstverwaltung der religiösen Gemeinden, der Selbstbestallung des Geistlichen u. s. w. In der katholischen Kirche ist das staatlich begünstigte Verdummungsgeschäft so lange erfolgreich betrieben worden, daß die Gemeinden jetzt diese Freiheit verabscheuen, und sie nur noch durch staatliche Gewalt der hierarchischen Gewalt entrissen werden können. Die Kirche versteht deshalb unter Freiheit der Kirche gerade das Entgegengesetzte der kirchlichen Freiheit; nämlich die Negation jeder Beschränkung ihres systematischen geistigen Knechtungs-, Verdummungs- und Depravirungsgeschäfts. Wo der Staat Miene macht, solche Beschränkungen herzustellen, oder die bestehenden schärfer zu handhaben oder zu vermehren, da klagt sie über Verletzung der Freiheit der Kirche, und mit Recht; denn Freiheit ist an sich ein so formeller und inhaltsleerer Begriff, daß er ebenso gut auf Aufklärung wie auf Verdummung, auf moralische Hebung wie auf thierische Versumpfung, auf Fortschritt wie auf Rückschritt, auf Lösung wie auf Schmiedung geistiger Sklavenfesseln seine Anwendung finden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Von **Gustav Floerke.**

II.

Die Malerei hat uns nicht den Gefallen gethan, mit der letzten Ausstellung neue Wege zu gehen; aber vielleicht sind die bisher eingeschlagenen inzwischen etwas deutlicher ausgetreten, etwas allgemeiner beschritten, und es verlohnte sich bereits des Versuches, ob sich nicht diesmal eine Uebersicht unserer Ausstellung dadurch gewinnen ließe, daß man sich vor Allem über Ausgangspunkt und Ziel der hauptsächlichsten Richtungen innerhalb der deutschen Malerei so gut wie möglich verständigte.

Denn alle sonst möglichen Wege führen meiner bescheidenen Meinung nach nicht weit oder gar in die Irre. Z. B. auf die alte Mandarinenkleiderordnung, welche unterthänigst vor dem Heiligenbild anfängt und mit dem Stillleben naserümpfend aufhört, verstehe ich mich selber mit dem besten Willen nicht genügend. Auch unter den Künstlern ist wenig Nachfrage mehr nach der Pfauenfeder des echten Historienmalers, mit der allein man sich kaum noch öffentlich sehen lassen kann. Und schließlich werden sich unter den Lesern der „Gegenwart" kaum noch viele Gläubige finden, welche jene geaichten Procrustesbetten, jene Rangordnung für die mit der Malerei zugleich geschaffene allerheiligste Existenzbedingung derselben hielten. Unser Zeitalter ist nun einmal skeptisch und revolutionär. Ob es uns gefällt oder nicht, — es ist so.

Dann gibt es den anderen Weg, alle Bilder einfach nach guten und schlechten zu sondern. Böcke und Schafe, — das wäre jedenfalls die naturgemäße Theilung. Aber abgesehen von dem reichlich nierenkünderischen summarischen und souveränen Beigeschmack, der ihr anhaften dürfte, würde sie für unsere Besprechung zu wenig ergeben, — denn die meisten deutschen Bilder sind weder das Eine noch das Andere.

Auch nach Städten und leitenden Persönlichkeiten scheidet sich die Bildermenge immer weniger deutlich. Der prononcirte Charakter, sozusagen die Localfarbe der einzelnen Kunstcentren und Schulen, verwischt sich immer mehr zu Gunsten eines allgemeinen frischeren, künstlerischen Lebens. Ueberall tritt als Hauptsache das Bewußtsein in die Erscheinung, daß coloristische Anschauung und Malenlernen an der Hand der Natur oder großer alter Meister keine Nebensache für den Maler ist. Immer seltener scheint man zu glauben, daß große Gedanken ohne Natur und Gestaltungsfähigkeit, oder andererseits das angelernte Schlenker eines Lehrers den Entleiher bereits zum großen Künstler machten. Wie im Reichstag oder bei den Wahlen unterscheidet man kaum noch Preußen, Bayern, Sachsen ꝛc., sondern vielmehr Fractionen.

Wie man die Menschen im politischen Leben nach ihren politischen Anschauungen unterscheidet, so kann man doch am Ende auch die Maler nach ihren künstlerischen Anschauungen zusammenordnen. Allerdings, die Zahl und Bedeutung der Fractionslosen wird hier viel hervorragender sein als dort. Auch der Uebergänge werden mehr sein und unbestimmterer Schattirung. Die Weitherzigkeit der Fractionen wird noch duldsamer, ihr Zusammenhang noch loser erscheinen als bei den politischen Parteien und innerhalb derselben wird es wenig einheitlich aussehen. Denn die guten Maler malen nun einmal alle verschieden und nur die schlechten malen merkwürdigerweise alle gleich. Fragt man ferner die Maler nach ihren künstlerischen Anschauungen, so wird man bei aller Gemeinsamkeit finden, daß diese bei dem Einen stärker, bei dem Andern schwächer mitsprechen und daß bestenfalls jeder denselben nur nach Charakter und Stärke seiner persönlichen Begabung Genüge zu thun strebt. Dies eigentlich Letzte, wirklich belebend Künstlerische ist aber immer ein rein Persönliches und bleibt undefinirbar, unlöslich in der kritischen Retorte. In Summa: es würde schwerlich möglich sein, die höhere Gemeinsamkeit des Strebens jedesmal richtig nachzuweisen, wollten wir mit solchem Maßstab von Bild zu Bild die Ausstellung durchwandern. Vielmehr werden sich diese Anschauungsunterschiede lediglich in großen, allgemeinen Zügen andeuten und vielfach nur an äußeren, sogenannten technischen Merkmalen darstellen lassen. Es wird sich also mehr darum handeln, einige gemeinsame Bewegungsmotive in der verworrenen Masse zu constatiren, einige Anhalts- und Uebersichtspunkte in der malerischen Production der Gegenwart überhaupt zu finden, als gerade einen Führer durch das zufällig im Ausstellungsgebäude Angehäufte zu geben. Nur werden wir soviel als möglich unsere Beispiele aus dem dort Vorhandenen wählen.

Die Einseitigkeit des gewählten, vorwiegend auf technisch-coloristischer Seite liegenden Standpunktes dürfte sich mannigfach entschuldigen lassen. Einmal, und das ist gleich die Hauptsache, ist das Wiedererwachen dieser speciell malerischen Interessen die eigentliche Signatur unserer zeitgenössischen Kunst, der Kunst einer Uebergangsperiode, die, Gott sei Dank, nicht mehr träumt, sondern wieder arbeitet, die nichts im Schlaf beschert haben mag, sondern ihren Besitz wirklich erwerben will, und zugleich also die Signatur unserer Maler, die sich nicht mehr vor dem Malen, vor Pinsel und Farben, kurz vor ihrem Handwerk schämen und die ein Genügen und Behagen darin finden, als verkannte Genies ihre Schöpfungen ungestaltet und ungeboren in hochmüthiger Phantasie bei sich zu behalten. Diese letztere Art der Historienfritzen wird außerdem so selten, daß sie keine Ansprüche mehr erheben kann. Auf Ausstellungen

Digitized by Google

sind sie mittlerweile unsichtbar wie die weißen Berliner Oefen im Münchener Glaspalast. Zum mindesten also deuten die, immer allgemeiner auf Wiedererwachen malerischer Anschauung und malerischer Mittel gerichteten Bestrebungen auf ein Ueberwinden des hochmüthigen und unkünstlerischen „Gedankens um jeden Preis", der unsere Kunst lange genug brach legte und unsere Künstler ihre Phantasie prügeln hieß, während sie doch so sehr der ruhigen Sättigung und sanfter sicherer Leitung und Zügelung bedürftig gewesen wäre. Und wenn demnach jene malerischen Bestrebungen als die werthvollste und wahrscheinlich folgenreichste Neuerung unserer Uebergangszeit auftreten und zugleich den Weg für die Kunst der Zukunft zu enthalten scheinen, warum soll da nicht auch der Kritiker, der der Production doch naturgemäß nahe stehen sollte, besonders das Gemalte selbst schätzen dürfen, anstatt dessen, was Jemand dabei gedacht haben will oder sich dabei denken könnte? Warum soll nicht auch ich mich in der Malerei für das Malerische interessiren, warum soll ich nicht in der Farbenkunst nach Colorismus fragen, um so mehr als sich nun einmal mein ästhetisches Wohlgefallen von Bildern nur durch malerische Qualitäten beikommen läßt? Mag mich deshalb der Eine oder Andere im Namen der Aesthetik, die übrigens ihren Namen mißbrauchen läßt wie der liebe Herrgott, einen Kurzsichtigen schelten, der nur am Aeußerlichen „Technischen" haftet. „Raum für Alle hat die Erde" sagen Ihro Wohlgebornen die Herren Socialdemokraten. Allerdings — sie haben ausgerechnet, daß bei den dazu nöthigen Arrangements 13842 Mark 15 Pfennige auf Jeden kommen.

Aber Scherz bei Seite, — ich kann keinen Vorwurf darin finden, wenn man sich einmal wirklich mehr mit der sogenannten technischen Seite der Kunst befaßt. Um so weniger als das Publicum und selbst meine Herrn Collegen von der Kritik gerade sie meistens vernachlässigen. Und dann — als ob diejenigen so besonders hinter die Coulissen sähen, die sich nur um den Gedankeninhalt einer Malerei zu kümmern wissen! Als ob man etwas Bedeutsameres sagte und Verdienstvolleres thäte, wenn man immer nur nach Bedeutung, Beziehung, Tiefe, Tendenz und was weiß ich fragt, anstatt sich um das zu kümmern, was doch zunächst die werthbestimmende künstlerische Anschauung und Potenz zum Ausdruck bringt, die sogenannte Technik. Wenn man längst darüber einig sein wird, daß alle jene Dinge mit der Kunst gar nicht oder doch nur äußerlich zusammenhängen, dürfte sich wahrscheinlich über den Satz noch stundenlang sprechen lassen: „Technik ist Kunst und Kunst ist Technik." Hier fehlen natürlich Raum und Veranlassung dazu. Nur Eines will ich constatiren: daß nämlich meiner Meinung nach ein Künstler ohne Technik, d. h. ohne genügende Gestaltungs- und Ausdrucksmittel, der also das Beste was er hat in verkrüppelter Form zur Mittheilung bringt, einfach ein erbarmenswerther Jammer ist, während ein sogenannter Techniker ohne besonderen künstlerischen Fonds doch wenigstens durch den schönen Schein, unter welchem er sein armes Ich zu verbergen weiß, erfreuen kann. Jener hat sein Pfund vergraben, dieser mit dem anvertrauten gewuchert. Und was der Letztere macht ist für mich immer noch mehr Kunstwerk, wie z. B. jene langweilige und talentlose Kinderfigur, die selbst das Publicum im Atelier ihres Verfertigers nicht beachtete, die er aber jedesmal verkaufte, besonders an Damen, wenn er die rührende Geschichte erzählte die dazu gehörte. Mich erinnert das, wie die captatio benevolentiae so manches armseligen Historienbildes, immer an einen Theaterzettel, der die „Johanne von Montfaucon" ankündigte und die stimulirende Bemerkung enthielt: „Das im Stücke vorkommende Lamm wird nach der Vorstellung unter den geehrten Theaterbesuchern ausgespielt." Etwas mehr Virtuosität wäre mir ein angenehmer Ersatz gewesen für dieses einigermaßen äußerliche Surrogat. Und ähnlich, wie gesagt, ist es auch mit meinen Interessen der heutigen Malerei gegenüber beschaffen. Und ich glaube man darf dem, um noch ein Letztes hinzuzufügen, um so eher öffentlichen Ausdruck geben, als gerade wir Deutschen trotz aller technisch-naturalistischen und coloristischen Bestrebungen, die wir endlich nachzuholen im Begriff sind, zu irgend welchem centralisirenden Schablonismus wenig Begabung zeigen und auf innerliche und zu innerliche Arbeit zu verzichten durchaus nicht gesonnen erscheinen. Wir lassen uns eben nur die Flügel solide wachsen, um nicht noch einmal den Ikarus zu spielen. Wir wollen eben erst in allen Sätteln gerecht sein, ehe wir den Durchgänger Pegasus zu neuem Sonnenritt besteigen. Kurzum, wir arbeiten an dem Beweise, daß wir keine Epigonen sind und bereiten den Größeren unter uns oder unseren Kindern solide Stege und Wege, die auch mit schwerem Geschütz zu befahren sind.

Will man also einmal unter Malerei ganz speciell Malerei verstehen, so stellt sich meiner Meinung nach für die Masse und im Großen und Ganzen die Entwickelung und Lage der Dinge so: eine receptmäßige, conventionelle Bildmalerei hat noch heute ihre Vertreter und Ausläufer mancher Art und Bedeutung. Inzwischen hat sie indessen längst zu einer Reaction geführt, welche sich auf das kahle Sehen der Natur zurückzog und bei aller Freudlosigkeit und stellenweise nothwendigen Unerbittlichkeit dennoch den besten Durchgangspunkt für eine neue künstlerischere Kunst bildet. Diese strenge und die beachtenswerthesten Blüthen treibende Schule ist denn auch bereits der Boden geworden für eine naturalistisch-coloristische Kunst, welche der freien individuellen Production wieder alle Rechte zurückgibt, die ihr von der Unerbittlichkeit der Einzelnachahmung reichlich geschmälert waren. Konnte man jener etwas brutalen Photographiemalerei (trotzdem der Ausdruck viel zu weit geht, wähle ich ihn hier der Kürze halber) nachtragen, daß sie in letzter Linie nicht künsterischer sei als das entgegengesetzte Extrem, die Gedankenmalerei ohne Natur und Können, und kann man sie, im Gegensatz zu letzterer, auch nur als eiserne Schule dauernd gelten lassen und schätzen, so wird man doch dem Colorismus, der sich neuerdings aus ihr und neben ihr an der Hand alter Meister entwickelt, zugestehen müssen, daß er alle Keime einer neuen wirklich malerischen und eindrucksfähigen Malerei besitzt, — Eigenschaften, die allerdings einer ganzen Reihe von Einzelerscheinungen unserer Kunst, wie z. B. Andreas Achenbach, Böcklin, Makart und Anderen ganz unabhängig von dieser modernen Gesammtentwickelung unserer Kunst geworden oder geblieben sind.

Diese vielleicht etwas sibyllinisch klingenden knappen Andeutungen dieser Hauptrichtungen, die unzählige Abstufungen aufweisen und manche der Bedeutensten nicht mit umfassen, werde ich mich bemühen in einem nächsten Aufsatz mit meinen gütigen Lesern ausführlicher und hoffentlich deutlich zu besprechen.

Berichtigung: Im Anfang des ersten dieser Artikel Zeile 25 ist die Frachterleichterung, die wir den Künstlern für die Berliner Ausstellung wünschten, leider in ein unverständliches Verlangen nach Pachterleichterung umgesetzt worden. Hoffentlich wird es nicht dieser Druckfehler sein, an welchem die Erfüllung jenes so berechtigten Wunsches scheitert.

Notizen.

Bayreuther Literatur.

Mehrere Kritiker und Feuilletonisten, welche den Bayreuther Festspielen beigewohnt, haben ihre Aufsätze jetzt zusammengestellt und als Broschüren herausgegeben. Die Kritiken von Professor Gustav Engel sind bei Challier in Berlin erschienen; sie zeichnen sich durch Sachkenntniß, Wohlwollen im Urtheil und eine ruhige, gute Form aus. Engel gehört nicht zu den unbedingten Anhängern Richard Wagners; aber er läßt der ungewöhnlichen Begabung des großen Componisten die vollste Gerechtigkeit zu Theil werden und spricht von dem Künstler Richard Wagner mit der Hochachtung, die ihm gebührt. Etwas ungenirter springt Max Kalbeck in der kritischen Studie: „Das Bühnenfestspiel zu Bayreuth", Breslau, Schletter'sche Buchhandlung, mit dem „Meister" um, obgleich auch er die zahlreichen Schönheiten des großartigen Werkes mit Wärme anerkennt. Aber der ganze Charakter dieser Schrift ist doch polemischer Natur; sie wird unter den Wagnerianern viel böses Blut machen. Auch Professor H. Ehrlich hat seine Aufsätze unter dem Titel „Für den Ring der Nibelungen gegen das Festspiel zu Bayreuth", der die Tendenz dieser Schrift charakterisirt, gesammelt. Unsre Leser kennen die Auffassung Ehrlichs, der seit dem Bestehen der „Gegenwart" unser ständiger Musikreferent ist, genau. Es bedarf also blos dieses Hinweises. Der Vollständigkeit wegen mögen hier noch erwähnt werden die „Nüchternen Briefe aus Bayreuth", von dem Herausgeber dieser Blätter, die keinen andern Anspruch machen, als den, den Eindruck, den ein musikliebender Laie von dem Werke und dem Treiben in Bayreuth empfangen hat, wiederzugeben. Diese letzteren sind in sechster Auflage bei S. Schottlaender in Breslau erschienen.

Aus dem Lager der rechtgläubigen Wagnerianer, die das Wagner'sche Kunstwerk nach dem jetzt allgemein acceptirten Stichworte als eine „Herzensangelegenheit" auffassen und immer von der „Liebe" sprechen als von dem Haupterforderniß zum Verständniß des Bühnenfestspiels, ist eine Kritik

Digitized by Google

der Kritiken erschienen, deren Titel leider das Interessanteste ist: „Die Tragödie in Bayreuth und ihr Satyrspiel" von Hans von Wolzogen (Leipzig, Edwin Schloemp). Die bockbeinigen Satyrs sind natürlich die bitterbösen Zeitungsschreiber, denen Hans von Wolzogen wegen ihres auffallenden Mangels an Liebe jedwede Competenz abspricht. Er sagt: „Nur wer Wagner liebt, darf über ihn urtheilen." Und dieser Satz gefällt ihm so, daß er ihn sogar gesperrt setzen läßt; und dann fährt er fort, um dieses Axiom zu beweisen: „Man darf nur beurtheilen, was man versteht; wer aber Wagner versteht, der muß ihn lieben: der Liebende also als der Verstehende ist allein der Urtheilsfähige." Diese schöne Beweisführung sieht doch der Umkehr des berühmten Raisonnements vom Spinat zum Verwechseln ähnlich: „Ich liebe den Spinat nicht und ich freue mich darüber, denn wenn ich ihn liebte, würde ich ihn essen, und ich kann ihn nicht ausstehen." Die Broschüre ist schwerfällig und nicht sehr erheiternd geschrieben. Hans von Wolzogen sagt den Kritikern natürlich die allerunverbindlichsten Sachen; aber es muß trotzdem rühmend anerkannt werden, daß er sich jedem persönlichen Angriffe fern hält.

Derselbe Verfasser hat übrigens als Ariadne im Wagner'schen Labyrinthe durch die Herausgabe eines „thematischen Leitfadens durch die Musik zu Rich. Wagners Festspiel der Ring des Nibelungen" (Leipzig, Schloemp) den Besuchern des Bayreuther Festes gute Dienste geleistet. Er hat aus den vier Partituren 90 Leitmotive herausgewittert, die man auswendig zu lernen hat; alsdann ist man ungefähr im Stande, einigen der verborgenen Intentionen des Componisten etwas näher zu treten. Wolzogen hat jedem dieser 90 Motive einen besonderen Namen gegeben; einige dieser Bezeichnungen sind etwas eigenthümlich. Gleich das erste ist das Motiv des „Urelements". Wir finden ferner: das Motiv der „Jugendäpfel", „Dämmermotiv", Motiv der „Weltvernichtungsarbeit", Motiv der „Ahnung", „Unmuthsmotiv", Motiv der „Schicksalskunde", „Reitmotiv", „Rechtfertigungsmotiv", „Motiv der Fahrtenlust", Motiv des „Rachewahns", Motiv der „Welterbschaft", Motiv der „Vaterfreude", Motiv des „Nixenspottes" u. s. w. Dagegen läßt sich gewiß gar nichts einwenden, wenn diese Motive und ihre Deutung durchaus feststänben. Dem aber ist nicht so. In den in Mainz bei Schotts Söhnen erschienenen „Angereihten Perlen aus dem Ring der Nibelungen" von Albert Heintz, die unbedingt einen officiösen Charakter haben und nicht ohne Einwilligung Richard Wagners erschienen sind, sind wiederum eine ganze Reihe von andern Motiven angegeben und einige der von Wolzogen aufgeführten Motive haben bei Heintz eine etwas andere Bedeutung. So finden wir bei Heintz z. B. ein Motiv der „gastlichen Häuslichkeit", ein Motiv des „unheilvollen Schicksals Siegmunds", ein „Entsagungsmotiv der Götter", ein Motiv der „Frauenabhängigkeit", von denen Wolzogen nichts weiß. Ebenso lernen wir bei Heintz kennen: ein Motiv der „Nibelungen Zähmung durch den Ring", ein „Schwertschweißemotiv", Motiv „der gefällten Weltesche", u. s. w. Alle diese und viele andere Motive sind in den 90 von Wolzogen aufgezählten nicht erwähnt. Man kann sich danach eine Vorstellung machen von den Anforderungen, die an den Hörer, der ganz verstehen möchte, herantreten.

Bei der Gelegenheit wollen wir übrigens auf die sehr zweckmäßigen, mit großem Geschmack arrangirten Auszüge aus den dickleibigen Partituren der neusten Wagner'schen Musikdramen hinweisen, die allen denen, welche die Bayreuther Festtage mitgemacht haben, die Errinnerung an die ausdrucksvollsten Schönheiten des Werkes zurückrufen und jenen, die das Werk noch gar nicht kennen, wenigstens einen Begriff von demselben geben. Es sind keine gewöhnlichen „Potpourris"; es sind, wenn der Ausdruck gestattet ist, musikalische Berichte mit Citaten. Von diesen Auszügen sind im Verlage von Schotts Söhnen in Mainz zwei verschiedene Arten erschienen: Die Einen bezeichnen sich als „Tonbilder"; sie geben zunächst den Inhalt jedes Dramas, schildern die Scenerie, führen die hauptsächlichen musikalischen Momente vor, sogar mit dem Texte, und ergänzen die sehr bedeutenden Sprünge, die der verhältnißmäßig wenig umfangreiche Auszug machen muß, durch erläuternden Text. Sie besitzen einen außerordentlichen Vorzug: sie sind leicht spielbar; ein mäßiger Clavierspieler ist dadurch in den Stand gesetzt, das Wagner'sche Werk wenigstens dem Charakter nach in seinen Hauptmotiven kennen zu lernen. Die Andern heißen: „Angereihte Perlen". Es sind dies eine ganze Reihe von Heften zu einem wohlfeilen Preise und von mäßigem Umfang, in welchen mit vielem musikalischen Scharfsinn diejenigen Stellen, die die ausgesprochenste Melodie besitzen, und die interessantesten Leitmotive zusammengestellt sind. Auf die „Walküre" kommen drei Hefte, auf „Siegfried" vier Hefte, und auf die „Götterdämmerung" ebenfalls vier Hefte. Wir können diese musikalischen Excerpte allen Musikliebhabern warm empfehlen. F. L.

Offene Briefe und Antworten.

Pigeon-English.

Soeben höre ich, daß der von mir in meinem Artikel (Gegenwart, Nr. 39) über diesen chinesirten englischen Dialekt erwähnte geistvolle americanische Dichter Mr. Charles H. Leland beabsichtigt, unter dem Titel „Pidgin-English Sing-Song" eine Sammlung von Balladen und Geschichten in diesem Kauderwelsch herauszugeben. Mit einem Wörterbuch, Glossar und grammatischen Regeln (?). Diese Notiz, schreibt mir ein Freund, ist einer americanischen Zeitung entnommen, und fügt dieselbe hinzu, daß möglicherweise dieses erste in Pigeon-English zu veröffentlichende Werk dazu beitragen möge, den als Vermittelungssprache zwischen Chinesen und Nicht-Chinesen zu gebrauchenden Dialekt zu verbreiten! Ich habe desselben Verfassers kleine Gedichtsammlung „Hans Breitmann's Party, and other Ballads" (englische Ausgabe für Europa, Trübner & Co., London, I. ed. 1869) stets als eine höchst drollige und effectvolle, für Deutschland zwar wenig schmeichelhafte Satire und Geißelung der Millionen, meistentheils ungebildeter deutscher Eingewanderter in America gehalten, aber nie im entferntesten daran gedacht, daß Mr. Leland damit bezwecken wollte, diesem schauderhaften deutsch-americanisch-englischen Mischmasch eine Verallgemeinerung zu verschaffen. Und das ist meine Meinung von dem zu erwartenden Werk in chinesirtem Englisch ebenfalls. Beiläufig gesagt soll das Urbild des „Hans Breitmann" ein Deutscher Namens Jost gewesen sein, der den americanischen Krieg im 15. Pennsylvanischen Cavallerie-Regiment mitgemacht hat. Als ein Beispiel dieses deutsch-americanisch-englischen Dialektes möge hier eine kleine Ballade „die schöne Wittwe" (De pooty vidder) stehen; Lager bedeutet den allgemein in den Vereinigten Staaten abgekürzten Ausdruck für „Lagerbier". Man kann der „Mache" weder Geist noch neckenden reizenden Humor absprechen; aber „die Sprache" bleibt ein Wechselbalg elendsten Gebeins und hoffentlich für immer nur „Satire".

„Dat pooty liddle vidder
Vot ve doshn't vish to name,
Ish still leben on dat liddle shtreet,
A—doin' shoost de same.
De glerks aroundt de gorners
Sometdimes goes round to zee
How die tarlin' liddle vitchy ees,
Und ask 'er how she pe.
Dey lofes her ver' goot liquoer,
Dey lofes her liddle shtore;
Dey lofes her liddle paby,
But dey lofes de vidder more.
To dalk mit dat shweet vidder,
Ven she hands dat lager round,
Vill make der shap dat does id
Pe happy, ve'll pe pound.
De glerks vat drinks das beer,
Who goes in dere for noding elshe,
Put zimply for to zee her."

Vorzüglich das süddeutsche Element der Eingewanderten mit ihren Consonantverwechslungen (blace statt place, breest statt priest, troonk statt drunk, lofes statt loves, shtreet statt street, shweet statt sweet, u. s. w.) wird hier gegeißelt. Selbstverständlich muß „der Leser" dieser Gedichte vollständig mit beiden Sprachen und ihren sprachlichen Eigenthümlichkeiten bekannt sein. Hermann Kindt.

Berichtigung.

In dem Iphis-Artikel von Hrn. Carns Sterne sind zwei Wortverwechselungen stehen geblieben, die den Sinn sehr unklar machen. Es muß nämlich in dem letzten Abschnitt auf Seite 218
statt: „nicht auf Richterspruch frei", heißen: erst auf Richterspruch, und gleich darauf
statt: hatte aber Dinge gesehen — hatte also Dinge gesehen.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien:

Anastasius Grün,
Spaziergänge
eines
Wiener Poeten.

Siebente vermehrte Auflage.
Preis elegant gebunden 3 Mark.
Berlin. G. Grote'scher Verlag.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Vorschule der Aesthetik
von
G. Th. Fechner.
gr. 8. Band I 5 M. 50 S. Band II 6 M. 50 S.

Dies neueste nunmehr vollständig vorliegende Werk des berühmten Verfassers enthält eine Reihe auf das allgemeine Verständniss und Interesse berechneter, zwanglos in Form und Folge gehaltener Aufsätze über die wichtigsten ästhetischen Verhältnisse und Kunstfragen, mit vorzugsweiser Berücksichtigung der Seitens des herrschenden Apriorismus in der Aesthetik bisher wenig beachteten ästhetischen Gesetze.

In unserem Verlage ist erschienen:
Das
Bühnen-Festspiel
zu Bayreuth.
Eine kritische Studie
von
Max Kalbeck.

„Zwei und siebzig Sekten streiten, —
Lass sie thun, wie sie's versteh'n:
Die an's Thor des Irrwahns klopfen,
Werden nie die Wahrheit sehn."
(*Hafis-Bodenstedt.*)

Preis: 2 Mark.
Schletter'sche Buchhandlung.
(E. Franck)
Breslau
Schweidnitzer-Strasse 16—18.

Im Verlage von **Fr. Thiele, Berlin** N., Brunnenstr. 124a, sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

A. Sprockhoff's Hülfsbuch für den naturkundlichen Unterricht. Fünfte Auflage (erste 1873!) methodisch gearbeitet mit vielen Fragen und Holzschnitten. 1. Abtheilung: **Zoologie.** 184 Seiten. Preis 1 M. 2. Abtheilung: **Botanik.** 1 M. 3. Abtheilung: **Mineralogie.** 30 S.

F. Kuhnow's Anschauungs-Unterricht in der französ. Sprache. Zweite Auflage. Gebunden 1 M. 25 S.

Dr. H. Mensch's Polymele. Sammlungen von Uebersetzungen deutscher Dichtungen in's Französische, Englische u. Lateinische. Kart. 1 M. 50 S.

Die
Fabrik von **Heinrich Lemcke**
in **Bahrenfeld** bei **Hamburg**
(Zollvereinsgebiet)
empfiehlt ihre **feinen** und **hochfeinen**, sowie
importirten Havanna- etc. Cigarren
in den Preisen von **36** bis **1000 M.** pro Mille.
Preiscourante gratis und franco.
Verkauf an Private von 1/10 an.

Eine Sammlung neuer Dorfgeschichten von Berthold Auerbach!

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Nach dreißig Jahren.

Neue Dorfgeschichten
von
Berthold Auerbach.

Drei elegante Bände in Octav. Broschirt 10 M.

Diese drei Bände bieten drei neue dorfgeschichtliche Romane des Dichters, jeder Band ist für sich abgeschlossen und enthält:

Band I: Des Lorle's Reinhard.
„ II: Der Tolpatsch aus Amerika.
„ III: Das Nest an der Bahn, oder: Die Kinder der Sträflinge.

werden aber nicht getrennt abgegeben.

Einzig in ihrer Art sind diese drei neuen Bände Dorfgeschichten!

Der Dichter, dessen Schöpfungen Epoche bildeten, erneuert und erweitert das von ihm erschlossene Gebiet mit der vollen Frische seiner ursprünglichen Kraft. Tausende und Abertausende, denen die Gestalten der ersten Dorfgeschichten zu Erscheinungen geworden sind, die im Gemüthe haften und sie fürs Leben begleiten, sowie die neuen Geschlechter, die sie erst jetzt kennen lernen, werden mit innigem Interesse aufnehmen, wie die Schicksale Lorle's, Reinhard's, des Tolpatsch und vieler Anderer sich im Laufe der letzten dreißig Jahre entwickelten und in welcher Weise die großen allgemeinen Wandlungen des deutschen Nationallebens die dichterische Auffassung der Volkscharaktere umgestalteten.

Stuttgart, October 1876. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Alfr. Meissner, Novellen.

Leipzig. Neue Auflage. 3 Bände elegant broch. Preis 9 M. **Fr. Wilh. Grunow.**

Soeben erschien:

Geschichte der französischen Literatur
des neunzehnten Jahrhunderts
von **J. P. Charpentier.**
Autorisirte Uebersetzung von **E. Otto.**
gr. 8. 21 Bogen. Preis 6 M.

Eine bis in die Gegenwart reichende Geschichte der französischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts fehlte seit längerer Zeit auf dem deutschen Büchermarkte; es darf daher mit Bestimmtheit angenommen werden, dass die autorisirte deutsche Uebersetzung von Charpentiers: „Littérature française au dix-neuvième siècle" unserem allgemeinen Bedürfnisse entgegenkommt. Der gelehrte Verfasser, ein Inspecteur honoraire de l'Académie de Paris, hat seinen Stoff sehr übersichtlich gruppirt, so dass sich die verschiedenen Perioden der französischen Geschichte und der mit ihr Hand in Hand gehenden französischen Literatur, das erste Kaiserreich, die Restauration, das Juli-Königthum und das zweite Kaiserreich, ausserordentlich klar darlegen. Das Urtheil des Verfassers ist im Ganzen mild, fern von jedem Paroxysmus und besonders frei von jener gewissen Stimmung gegen Deutschland, die seit 1870 so viele französische literarische Erscheinungen für Deutsche ungeniessbar macht. Die Uebersetzung von E. Otto ist fliessend und mit Verständniss abgefasst.

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Verlag von **G. Reimer** in **Berlin,** zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Klimatische Winterkurorte.
Ein Leitfaden für Aerzte und Laien
von
Dr. H. Reimer,
königl. Sanitätsrath.
Zweite neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage.
Mit einer Uebersichtskarte und 3 Plänen.
Preis 5 M.

Delius'
SHAKSPERE
IV. (Stereotyp-) Auflage
2 starke Bände, brochirt: 16 M. In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 M.
Jedes einzelne Stück: 80 Pf.
[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]
Verlag von **R. L. Friderichs**
in **Elberfeld.**

Heinrich Heine's
sämmtliche Werke
(12 Bände)
liefert eleg. geb. **für nur 16 Mk.** auf direkte Bestellung gegen Nachnahme die Export-Buchhandlung von **Carl Minde** in **Leipzig.**

Bei **G. Reimer** in **Berlin** sind am 3. October 1876 erschienen und können durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Gereimte Räthsel
aus dem
Deutschen Reich.
Gr.-Octav. XVI und 480 Seiten. Brochirt 6 M.

Soeben erschien in **Friedrich Mauke's** Verlag in **Jena** und ist in jeder Buchhandlung des In- und Auslandes vorräthig:

Sagwissenschaftliche Studien
von
Dr. J. G. von Hahn,
k. k. österreichischem Generalconsul, Verfasser der „Albanesischen Studien", „Mythologischen Parallelen" u. s. w.
gr. 8. 51 Bogen. Broch. Preis 12 M.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N. W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 28. October 1876. X. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Arbeiterverhältnisse in Frankreich. Von R. D. — Gladstones Schrift. Von Karl Blind. III. IV. — **Literatur und Kunst:** Barthenia. Roman von Wilhelm Jensen. Besprochen von Konrad Telmann. — Vom übergeschnappten Touristenkauz. Von Woldemar Kaden. — Der große Wurf. Lustspiel in 4 Aufzügen von Julius Rosen. Besprochen von Paul Lindau. — Freiheit und Gleichheit. Von E. von Hartmann. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Gustav Floerke. III. — Von der Musiksaison. Von H. Ehrlich. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die Arbeiterverhältnisse in Frankreich.

Die große Epoche der Befreiung der bürgerlichen Gesellschaft von den Fesseln des Feudalismus war in Frankreich von Stürmen begleitet, welche die Fluthen der Revolution weit über das ihr von den Verhältnissen vorgesteckte Ziel hinaustrieben. Als die Wogen sich wieder beruhigt hatten, strömten sie in die natürlichen Grenzen zurück, nicht ohne jedoch Spuren zurückzulassen, die in dunklen Umrissen das nächste Stadium der socialen Umwälzungen erkennen ließen.

Die nationale Einheit, die neue Verwaltung und Rechtspflege, die individuelle Freiheit und die Freiheit der Concurrenz auf wirthschaftlichem Gebiete waren dauernde Errungenschaften geworden; die Tugendrepublik Robespierres aber scheiterte, das communistische Gemeinwesen Baboeufs blieb nur ein Traum.

Wohl wurde jener Traum in den Seelen, die sich seiner bemächtigt hatten, mit aller Wärme jugendlicher Begeisterung gehegt. Getragen von einem idealen Zug, suchten die Communisten jener Zeit die Grundsätze, welche sie im Staate zur Geltung gebracht wissen wollten, zunächst in ihren gegenseitigen Beziehungen durch Beispiele rührender Nächstenliebe und echten Gemeinsinns zur Ausübung zu bringen.

Es war dies eben die zarte Kindheit der modernen socialen Bewegung, die heute die unangenehme Zeit der „Flegeljahre" noch nicht überwunden hat. Denn was bedeuten Jahrzehnte in der Entwicklungsgeschichte der Gesellschaft?

Welcher Anstrengungen bedurfte das Bürgerthum auch noch nach der französischen Revolution, um alle Schranken zu Fall zu bringen, die dem Aufschwung der industriellen Arbeit im Wege standen?

Wie lange dauerte es, bis der Feudalismus im übrigen Europa zurückgedrängt, die patriarchalischen Zustände beseitigt waren?

So vergingen denn auch mehr als dreißig Jahre, ehe die Traditionen der Baboeufisten wieder aufgenommen wurden, und zwar vermischt mit denen der Jacobiner. Die geheimen Verbindungen, welche bald nach der Erhebung des „Bürgerkönigs" Louis Philipp entstanden, hatten einen vorwiegend antimonarchischen Charakter. Sie verfügten stets über eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Fanatikern.

Erst die Ideen St. Simons und Fouriers, welche an die durch die Revolution geschaffenen neuen Zustände und socialen Uebel anknüpften, erzeugten rein socialistische und communistische Schulen und Sekten, deren Studien und Experimente nützliche Anregungen und Erfahrungen bieten sollten.

Gegen das Ende des Jahres 1848 begann dann die socialdemokratische Bewegung, deren bedeutendster Repräsentant damals Louis Blanc war. Sie hoffte vermittelst des allgemeinen Stimmrechts sich der Verwaltung zu bemächtigen und durch diese die Mittel zur Abschaffung der Lohnarbeit und zur allgemeinen Begründung der Arbeiterassociationen zu erlangen.

Am 24. Februar 1848 wurde die „demokratische" Republik mit dem allgemeinen Stimmrecht proclamirt. Allein der soeben zur Herrschaft gelangten Demokratie fehlte Alles, was nöthig gewesen wäre, um auch nur für längere Zeit ihre Stellung zu behaupten. Die alten Vorurtheile und die noch aller Orten herrschende Unbildung konnten nicht mit einem Schlage beseitigt werden. Wie war da eine Selbstverwaltung möglich! Das „souveräne" Volk suchte daher einen „demokratischen" Dictator, der die bestehenden Hindernisse hätte wegräumen können, es fand sich aber Niemand. Den Theoretiker Louis Blanc überkam ein Grauen, als er zur praktischen Durchführung seiner Ideen schreiten sollte. Ohnehin kein Actionsmann, wies er die Dictatur zurück und begnügte sich damit, daß die provisorische Regierung die Zusammensetzung einer Redecommission billigte, der jede staatliche Autorität und damit jeder praktische Werth fehlte.

Die Pariser Arbeiter hatten Sinn und Befähigung für das Associationswesen. Im übrigen Frankreich mangelte aber jedes Verständniß dafür. Unter solchen Umständen war nichts leichter, als die Begriffe zu verwirren und Angst, Mißtrauen und Unruhe zu erzeugen. Die Geschäfte stockten, die Arbeiter hungerten. Die Nationalwerkstätten — nicht zu verwechseln mit den Productivassociationen der Arbeiter — waren schon mit schlimmen Absichten errichtet worden und befaßten sich nur mit unproductiven Straßenarbeiten. Die plötzliche Schließung der Nationalwerkstätten mit der angedrohten Abschickung der unbeschäftigten Arbeiter hatten den Juniaufstand zur unmittelbaren Folge. Mit der Niederwerfung dieses Aufstandes war die erste Periode der socialdemokratischen Bewegung abgeschlossen. Nicht lange darauf wurde der „Bürger" Louis Bonaparte Präsident der „demokratischen" Republik. Er ließ der kleinbürgerlichen Demokratie noch Zeit genug, sich wichtig in der Kammer zu machen und mit socialistischen Phrasen die Capitalisten zu erschrecken.

Unter dem Kaiserreich fiel es den eitlen Franzosen keineswegs ein, die Ursachen ihrer Mißgeschicke zu erkennen. Den Untergang der Republik verschuldete einzig und allein der „Verräther" Louis Napoleon, gleich wie später der „Verrath" Bazaines eine Hauptursache des Verlustes von Elsaß und Lothringen wurde. Demokraten und Legitimisten wetteiferten in dem

Digitized by Google

Rufe nach Decentralisation. Proudhon predigte einerseits den Föderalismus, andererseits empfahl er den Arbeitern die politische Abstention. Da der Staat nicht ohne Weiteres die Projecte Proudhons verwirklicht hatte, wurde dieser ein Anhänger der Anarchie, und verlangte neben der Abschaffung des lieben Herrgottes auch gleichzeitig die Abschaffung des Staates.

Louis Blanc und Genossen schlossen sich, so lange das Kaiserreich bestand, ebenfalls dem Dogma von der politischen Abstentation an. Anstatt sich in die Kammer wählen zu lassen und mit Jules Favre, Picard, Simon und den anderen Republicanern in Concurrenz zu treten, verblieben sie auch nach der Amnestie in London.

Die Arbeiterbewegung kam erst wieder in Fluß, als das Kaiserreich seinem Ende nahte. Man gestattete den Arbeitern die Organisation von Gewerkvereinen, versagte aber die Bildung politischer Corporationen. Die Gewerkvereine nahmen rasch einen bedeutenden Aufschwung und stellten weitgehende Forderungen an die Arbeitgeber. Es kam zu großen Strikes. Die „Internationale" fand in den großen Städten einigen Anhang, konnte aber keine Massen für sich gewinnen.

Der Ausbruch des Krieges verhinderte das weitere Vorschreiten der Arbeiterbewegung. Die friedliche Entwicklung war plötzlich abgeschnitten, was um so schlimmere Folgen haben mußte, als bis dahin die verschiedenen geistigen Strömungen in der Arbeiterwelt von der Verwaltung verhindert worden waren, an's Tageslicht zu kommen. Die Arbeiter hatten nicht einmal Zeit gehabt, die Personen kennen zu lernen, welche sich zu ihren Führern aufwarfen.

Als nach der Schlacht bei Sedan die Volksmassen nach dem gesetzgebenden Körper zogen und die Republik proclamirt wurde, saßen die Abstentionisten noch in London, die Ueberreste der alten Socialdemokratie hatten sich von den Ereignissen überraschen lassen und konnten sich von ihrer Verblüffung nicht erholen, als sie sahen, daß die Weltgeschichte über sie hinweggeschritten war.

Außer Rochefort kam kein Vertrauensmann der Arbeiter in die provisorische Regierung, und dieser sah sich bald veranlaßt, seinen Posten zu verlassen.

Während und nach dem Kriege schienen die Verhältnisse kaum danach angethan, eine socialistische Bewegung zu begünstigen und in der That war auch bei den Elementen, welche am 18. März 1871 die Commune proclamirten, das socialistische Element das schwächere. Ohne den Eigensinn, die Verblendung und die Provocationen der Monarchisten hätte die Unzufriedenheit der Nationalgarde jedenfalls einen anderen Ausweg gefunden. So aber kam die ganze ungeklärte, nach verschiedenen Richtungen strebende Masse in Gährung und Bewegung.

Die Commune repräsentirte ein Gemisch von politischen und socialen Parteien und Principien; Jacobiner, Proudhonisten, Blanquisten, Internationalisten, Alle wollten ihren Katechismus buchstäblich angewendet wissen. Die Jacobiner verlangten ihren Wohlfahrtsausschuß, die Blanquisten forderten die Dictatur, die Anhänger Proudhons lösten Frankreich in selbstständige Gemeinden auf und bewilligten ihren Generälen und Ministern im besten Falle — ganz nach Proudhon — nur 6000 Francs Gehalt. Die stehenden Heere wurden abgeschafft, aber die Officiere der Commune hielten viel auf goldene Schnüre und gestickte Uniformen.

Kein Staatsmann fand sich, der versucht hätte, die abermals geöffnete gesellschaftliche Kluft, die wieder zur Militärdictatur führen mußte, durch verständige Maßnahmen zu überbrücken. Man weiß ja, daß auch heute noch Männer wie Thiers einen wahren Abscheu vor Allem haben, was als sociale Reform angesehen werden könnte, und daß sie beispielsweise Principien, wie sie die deutsche Regierung in Bezug auf das Bank- und Eisenbahnwesen vertreten hat, für reinen Communismus erklären.

Die Art und Weise der Niederwerfung des Aufstandes der Pariser Nationalgarden wird den herrschenden Classen Frankreichs keine guten Früchte tragen. Sie hatten seither ihre Arbeiter nicht zu schätzen gewußt. Die deutschen Arbeiter, die nach Paris kommen, wundern sich noch heute über die Disciplin, die in den Pariser Werkstätten herrscht, eine Disciplin, die deutschen Arbeitern unerträglich erscheint. Der Pariser Arbeiter ist nicht so schlimm und rebellisch, wie ihn sein Ruf zuweilen hat erscheinen lassen. Wer in den Arbeiterquartieren von Paris gelebt hat, der weiß auch, daß nirgends mehr als hier der Arbeiter sich um seine Familie, um Frau und Kinder kümmert. Man werfe nur einen Blick auf die Promenaden der Arbeiterquartiere. Die Buttes chaumont, welche seit mehreren Jahren in einen reizenden Park verwandelt sind, werden an Sommerabenden von zahlreichen Blousenmännern besucht, die ihre Kinder auf den Armen tragen und mit ihren Frauen promeniren. Die Weinschenken zählen meistens nur stehende Gäste, im buchstäblichen Sinne des Wortes Passanten, die sich kurze Zeit aufhalten. Die Fälle sind selten, wo Arbeiter ganze Abende in Kneipen verbringen.

Der französische Arbeiter ist überhaupt weit ökonomischer als der deutsche. Daher haben auch die Cooperativgenossenschaften (Productivassociationen) in kurzer Zeit wieder an Zahl und Bedeutung zugenommen. Die Neubildung der Gewerkvereine hat im Jahre 1872 begonnen, sie beschränkte sich zunächst nur auf Paris, hat aber jetzt alle Departements ergriffen. Von besonderem Interesse ist auch der Umstand, daß sich die Beamten, die Privatlehrer und die Comptoiristen organisiren wollen, um gemeinsame Sache mit den gewerblichen Arbeitervereinigungen zu machen. Die Landbevölkerung soll ebenfalls in die Bewegung gezogen werden.

Eine Arbeiterpartei in dem Sinne, wie sie in Deutschland besteht, hat sich noch nicht gebildet. Doch dürfte der im October abgehaltene Congreß die Grundlagen zu einem einheitlichen Programme legen. Man will bei diesem Anlasse auch die Frage der Arbeitercandidaturen für die Kammer discutiren und die rücksichtlich dieses Punktes bestehenden Differenzen beheben. Ein Theil der Arbeiter ist nämlich der Ansicht, daß künftig nur Handwerker, das heißt, Arbeiter mit dem Schurzfelle, sich als Arbeitercandidaten präsentiren dürfen. Bei den letzten Wahlen haben sich bereits solche Candidaten vorgestellt, aber nicht zum Vortheile der Sache, die sie vertraten.

Im Uebrigen wird der Congreß vorwiegend genossenschaftliche und Unterrichtsfragen behandeln, und sich in dieser Beziehung merklich von dem Socialistencongresse in Deutschland unterscheiden.

Mit der politischen Vertretung der Arbeiterclasse sieht es bis jetzt traurig genug aus. Es genügt auf den einen Umstand hinzuweisen, daß die Organe, welche derzeit den größten Einfluß auf die Arbeiter ausüben, sehr häufig von der Nothwendigkeit eines französisch-russischen Bündnisses gegen Deutschland sprechen. In diesen Blättern finden auch die werthlosen Schimpfereien aus der Kammer ein Echo.

Doch alle diese Verhältnisse werden sich in Kürze ändern. So sehr man in Arbeiterkreisen gegenüber den Repressalien der herrschenden Classen alle Handlungen der Commune vertheidigt, so haben doch die gemachten Erfahrungen eine ernste Ernüchterung herbeigeführt. Nachdem die Arbeiterpartei sich auf nationaler Grundlage constituirt haben wird, und die letzten Reste des Sektenwesens ohnehin verschwunden sind, dürften auch die föderalistisch-anarchischen Elemente, die noch in der jüngsten Zeit viel Lärm gemacht haben, in den Hintergrund gedrängt werden. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht die Thatsache, daß das Gros der Flüchtlinge, welches sich in England aufhält, sich gänzlich losgesagt hat von jenen „Führern", die einstweilen die revolutionäre Propaganda in wüthenden, Rache dürstenden Pamphleten fortsetzen.

Die Versuche der belgischen Internationalisten, in den französischen Gewerkvereinen Anhang zu finden, sind gescheitert. Können dieselben doch nicht einmal in Belgien bei den Massen Gehör finden. Allerdings ist dort die Unbildung noch viel größer als in Frankreich, die wenigsten Arbeiter können lesen und schreiben, und es ist auch keine Aussicht vorhanden, daß

Digitized by Google

es in dieser Beziehung bald besser werde. Der gänzliche Indifferentismus der belgischen Socialisten in dem Kampfe, der zwischen Clericalen und Liberalen tobt, spricht nicht für die politische Reife der Arbeiter. Es ist daher wahrscheinlicher, daß demnächst die Arbeiterbewegung in Frankreich ihren Einfluß in dem benachbarten Belgien geltend machen wird, anstatt von dort Anregungen zu erhalten, die unter den gegenwärtigen Umständen keineswegs von Nutzen sein könnten.

Das Verhältniß der französischen Socialisten zu den deutschen Socialdemokraten ist ein sehr kühles. Zwar wurde auf dem vor einiger Zeit in Gotha stattgefundenen Congresse deutscher Socialdemokraten eine Sympathieadresse französischer Socialisten verlesen, allein es unterliegt keinem Zweifel, daß dieselbe nur von einigen Personen ausgeht. Der Delegirte der in Paris wohnhaften deutschen Socialdemokraten versuchte in einer, den Gothaer Congreß beschreibenden Correspondenz an die „Droits de l'homme" einige Lehren für die französischen Arbeiter einzuflechten. „Bürger" Oudin, der die Arbeiterfragen in diesem Blatte behandelt, brachte aber in derselben Nummer, welche die betreffende Correspondenz veröffentlichte, eine Kritik gegen ein deutsches, den französischen Arbeitercongreß besprechendes Socialistenblatt. In dieser Kritik war sehr unhöflich bemerkt, daß die Zeiten des deutschen „autoritären" und „cäsaristischen" Socialismus in Frankreich längst überwunden seien.

Leider sind diese französischen Socialisten mit dem deutschen Socialismus gar nicht vertraut, noch weniger wissen sie aber den Inhalt des Schlagwortes „Cäsarismus" zu beurtheilen. Für diese Leute sind „Cäsarismus" und centralisirte Verwaltung nicht logische Folgen gewisser Zustände oder nothwendige Formen bestimmter gesellschaftlicher Entwicklungsepochen, sondern sie sehen darin nur böswillige Erfindungen und Ideen einzelner „Tyrannen", wie Julius Cäsar und Napoleon Bonaparte.

Die in Gotha versammelt gewesenen Socialistenvertreter haben übrigens auch nicht das Recht, die Arbeiter anderer Nationen zu belehren, bis sie nicht den Muth zeigen, der Unklarheit in den eigenen Kreisen entgegenzutreten, die sich insbesondere in dem Verhalten gegen die Entwicklung des Reiches documentirt, und auch in einigen Resolutionen auf dem Gothaer Congresse Ausdruck gefunden hat. Es ist nicht nothwendig, daß sie den Chauvinismus eines großen Theils der Franzosen nachahmen, aber sie können wenigstens von den französischen Arbeitern Patriotismus lernen.

Da gerade von Chauvinismus die Rede ist, so soll hier auch gesagt werden, daß die deutschen Arbeiter unter demselben selbst in Paris, in der „Hauptstadt der Welt", sehr leiden. Sie können nur als „Oestreicher" oder „Engländer" Arbeit finden. Deutsche Socialdemokraten, welche sich sogar rühmen konnten, das Staatsoberhaupt des deutschen Reiches beleidigt zu haben und dafür von den Gerichten verfolgt worden zu sein, wurden von den französischen Arbeitern nicht in der Werkstätte geduldet und mußten Frankreich wieder verlassen.

A. P.

Gladstones Schrift.

(„Die Bulgarischen Gräuel und die orientalische Frage.")

Von **Karl Blind.**

(Fortsetzung.)

III.

Auch der Teufel soll bekanntlich nicht ganz so schwarz sein, wie man ihn malt. Um jedoch den Türken, der schon schwarz genug ist, kohlrabenschwarz zu zeichnen, geht Gladstone bis zu dem Ausdruck: es seien die wenigen besseren Staatsmänner des ottomanischen Reiches „ein bloßes Naturspiel — gewissermaßen absonderliche Ungeheuer an Tugend und Verstand!" Wo ihm die eigene maßlose Sprache nicht ausreicht zur Verdonnerung des gesammten Türkenstammes, da steigt er über den Pelion und Ossa seines gipfelnden Zornes in's Wolkengebiet der Dichter hinauf, um sich von dorther neue Blitze zu holen. Das Alles liest sich sehr tapfer. C'est magnifique; mais ce n'est pas la — politique.

Wäre es wahr, was Gladstone an zwei Stellen seiner Schrift so nebenbei bemerkt, daß die Gräuel „unter der Ermächtigung der türkischen Regierung" verübt wurden, so ließe sich auch gegen seine heftigste Sprache kein Einwand erheben. Man braucht jedoch kein Ungeheuer an Verstand zu sein, um zu begreifen, daß solcher Anklage der Halt fehlt. Im Mai, wo jene Barbareien, als entsetzlicher Rückschlag gegen ähnliche vorhergegangene Barbareien*), verübt wurden, ging die Türkei durch eine folgenschwere Umwälzung. In den ersten Zeiten dieser gewaltsamen Erschütterung war die Staatsmacht in einzelnen Reichstheilen stark gelockert. Regellose Kräfte traten unter diesen Umständen an die Oberfläche. Das einst im Kaukasus, mit allen Schreckensmitteln kaiserlich russischer Barbarei von Haus und Hof getriebene Tscherkessenthum, das nunmehr auf türkischem Boden sich wieder von dem alten Feinde bedroht sah, konnte bei dieser staatlichen Verwirrung seinen Rachegelüsten ungehindert den Zügel schießen lassen. Die dadurch eingerissene Verwilderung zuckte dann noch einige Zeit krampfhaft nach.

Lange genug hat man freilich zu Constantinopel mit der Bestrafung der Schuldigen gezögert. Endlich erfolgt dieselbe jedoch — und das ist immerhin mehr, als man z. B. in Bezug auf den Statthalter Eyre sagen kann, den ein liberales Ministerium so lange wie nur möglich stützte; der bei seiner Ankunft in England durch eine große Anzahl Edelleute und Gentlemen die Ehre eines feierlichen Festmahls erhielt; der trotz der vom Lordoberrichter erhobenen Anklage nicht vor die Geschworenen gestellt wurde; und dessen Missethaten nun schon seit elf Jahren straflos geblieben sind.

Doch kehren wir zu Gladstones Schrift zurück! Als Sinnspruch hat er derselben die Worte: „Ohne Hast und ohne Rast" auf Deutsch eingefügt. Die bedauerliche Hastigkeit seines Verfahrens aber erhellt aus zwei, seit Veröffentlichung der Broschüre von ihm abgegebenen Erklärungen. Die erste lautet dahin: er habe mit der Aeußerung, die Türken sollten sich „mit Sack und Pack davon scheeren", keine Vertreibung des türkischen Volksstammes beabsichtigt. Bei ruhigerer Ueberlegung, wie sie einem verdienstvollen Staatsmanne ziemt, ist es Gladstone eben doch ob der Gottähnlichkeit seines Jehovahzornes etwas bange geworden, und er ist wieder herniedergestiegen in das Gebiet der einfachen gesunden Vernunft.

Die zweite Erklärung ist in einer neuesten Zuschrift an die „Daily News" enthalten. Auf die Rede hinweisend, die Lord Derby an die bei ihm vorgetretenen Arbeiter hielt, sagt Gladstone: es sei in derselben bemerkt, „wir sollten keine Feindseligkeit gegen den gesammten Türkenstamm und die mohamedanischen Völker befördern". Dazu schreibt Gladstone höchst unbefangen: — „Einverstanden!"

Wie steht es da aber mit der „Einen großen menschenfeindlichen Abart des Menschengeschlechtes?" Sollen wir am Ende annehmen, daß der Mensch sogar schon beim Türken anfängt?

Welchen Gewinn die Hetzerei gegen eine sogenannte „Abart" des Menschengeschlechtes bringt, ergibt sich aus dem Ton der meisten Versammlungen in England, auf denen die „bulgarischen Gräuel" zum Nutzen des russischen Ehrgeizes verarbeitet werden. Noch vor nicht langer Zeit behauptete Earl Shaftesbury, der seitdem eine förmliche russische Schwenkung vollzogen hat, unter dem Beifalle des Oberhauses: die Türkei habe in Einem Jahrzehnt mehr für das Christenthum gethan, als Rußland in neun Jahrhunderten. Uneingedenk dieser Duldsamkeit, predigen jetzt zahllose Geistliche die Kreuzfahrt gegen den ungläubigen Muselmann. Man darf nur auf's Gerathewohl die Finger in die

*) S. darüber das englische Blaubuch; den Bericht Edib Effendis; und den Bericht des gemischten Ausschusses von Muselmännern und Christen vom 22. Juli.

Digitized by Google

täglichen Berichte über jene Versammlungen stecken, um auf einige Dutzende von „Hochwürden" aller Bekenntnisse zu stoßen.

Die Lesefrüchte aus ihren Ansprachen sind unerquicklichster Art. „Ich, der Herr, Dein Gott, bin ein eifriger Herr", klingt überall — auf der Rednerbühne, wie auf der Kanzel, die jetzt ebenfalls zur Türkenhetze verwendet wird — mit Posaunenschall durch. Da betet der Eine dieser Diener der Religion der Liebe, ein Staatskirchenlicht, zu seinem Gotte: er möge die Türken sammt und sonders vom Angesicht der Schöpfung hinwegraffen und sie mit Feuersgluth vom Erdboden tilgen (praying the Turk might be wiped off from the face of creation, and be burnt from the earth). Da äußert ein Anderer, ein bekannter Muckerprediger, den frommen Wunsch: „der russische Bär möge den kranken Mann am Halse packen und zu Tode würgen"..... Welch' schöne Lehren, um der ohnedies wuchernden Rohheit zu steuern!

So wird die christlich-europäische Fahne in sanftem Himmelsglanz entfaltet. Wir sollen uns ereifern für die Ausstoßung, ja Ausrottung eines Volkes, das nicht nach der Lehre Jesu selig werden will! Dieser Zug in der türkenfeindlichen Bewegung ist ein beachtenswerther. Er hängt zusammen mit mancherlei anderen Rückschrittsversuchen.

Gewöhnlich nimmt man an — nicht ohne Grund, wie mir däucht —, daß in der Vielfaltigkeit der Bekenntnisse eine gewisse Sicherheit gegen geistlichen Druck liegt. Lassen wir die Kreuzfahrer wieder aufkommen, so ergeben sich weitere böse Folgen vielleicht nur allzu schnell. Es ist ja noch nicht so lange her, daß bürgerliche und staatliche Gleichberechtigung in den christlichen Staaten Europas unabhängig gemacht wurde von dem Bekenntniß. In einzelnen europäischen Staaten ist sogar diese Errungenschaft noch nicht einmal vorhanden. Haben wir daher ein Auge auf die neuen Peter von Amiens!

IV.

Wie sich Gladstones Schrift durch Hast und über das Ziel hinausschießende Erregtheit unvortheilhaft auszeichnet, so enthält sie auch den deutlichen Beweis, daß dem Lärm der Worte nicht eine fest ausgeprägte Ansicht entspricht. Bei aller Heftigkeit der Aeußerung gegen das gesammte Türkenvolk fürchtet Gladstone doch, es würde aus dem gänzlichen Zusammenbruch der Türkei ein gefährliches Durcheinander entstehen, indem eine „allgemeine Rapserei" einträte. Er will daher, so lange es nur geht, die Gebietseinheit der Türkei erhalten sehen. „Ich wenigstens", schreibt er, „lehne selbst den unendlich kleinsten Antheil der Verantwortlichkeit, die heute überhaupt noch meinen Handlungen oder Worten anhaften könnte, für irgendwelche Bestrebung ab, die auf Herbeiführung einer Krisis abzielt, deren Umfang gegenwärtig groß, deren Folgen beinahe unbegrenzt wären."

Dies ist deutlich gesprochen. Eine Zeile weiter unten macht er aber den ganzen Eindruck durch eine entgegengesetzte rednerische Wendung wieder zunichte. Er bläst abwechselnd warm und kalt. Er sucht sein staatsmännisches Gewissen zu beschwichtigen, und möchte gleichzeitig durch Trompetenstöße zu einem Kampf anfeuern, dessen Endziel der Sturz des Torycabinetes wäre, das in der orientalischen Frage die alte englische Ueberlieferung pflegt.

Diese innerliche Getheiltheit raubt den Ausführungen Gladstones an und für sich schon den Werth. Hält man dazu, daß ihm auf der Versammlung zu Blackheath von dem Redner, der den ersten Antrag stellte, in's Gesicht gesagt wurde: der Krimkrieg sei ein „Verbrechen Englands" gewesen; und daß John Bright denselben Ausdruck seitdem wiederholt hat, so wird die Stellung des Staatsmannes, der den Krimkrieg mitführen half, eine doppelt und dreifach schwierige und peinliche.

„Eine bloße Aeußerung des Unwillens", sagt Gladstone, „ist nur Schaum, wenn sie nicht zur Handlung führt." Mit keinem Worte aber deutet er an, daß England thätig eingreifen solle. Selbst die Zurückberufung der englischen Flotte aus der Besikabai, die auf den türkenfeindlichen Versammlungen gefordert worden ist, verwirft er entschieden. Kein Schiff, kein Mann soll von dort zurückberufen werden. Seiner Ansicht nach soll die Flotte in jenen Gewässern zum Schutz der christlichen Bevölkerungen bleiben, falls ein solcher nothwendig würde. Earl Derby und der neue Earl Beaconsfield können damit einstweilen schon zufrieden sein.

Auch unter den Gesandten, den Consuln, den Ministern hüben und drüben will Gladstone keinerlei Personalveränderung vorgenommen sehen! In dieser Beziehung — so sagt er wenigstens — soll Alles beim Alten bleiben. Und nach solcher Einleitung verlangt er die Umgestaltung Bosniens, der Herzegowina und Bulgariens zu halb unabhängigen Staaten — ohne dabei zu sagen, ob er unter „Bulgarien" den Verwaltungsbezirk dieses Namens meint, oder darunter jeden Gebietstheil einbegreift, auf welchem Bulgaren wohnen. Meint er den ersteren Bezirk, so bleiben gerade die Gräuel, wegen deren die ganze Bewegung in England angeregt wurde, politisch ungerochen! Meint er aber das gesammte Gebiet, wo Bulgaren sitzen, so stellt er die ganze orientalische Frage, ohne mit einer Silbe anzudeuten, was denn England thun solle, wenn die Türkei sich weigert, an sich selbst die Scheere zu legen.

Auf einer der letzten Seiten seiner Schrift fällt es Gladstone ein, daß man außer Bulgarien, Bosnien und der Herzegowina, im Grunde auch „jede andere Provinz" (any other province) gerade so von der Türkei loslösen könne. Diese kurz angebundene, leichtgeschürzte Art ist kaum mehr ernsthaft. Ohne Zweifel könnte man die Türkei durch einen Waffenbund der europäischen Großmächte kleinkriegen. Mancher, der heute das ottomanische Reich lediglich als Schutzwall des Ostens gegen weitere Uebergriffe des Czarenthums will erhalten wissen, würde sich vielleicht mit diesem Gedanken rasch befreunden, läge einmal zwischen Mittel- und Osteuropa und dem Moskowiterreiche wieder der trennende Keil eines Polenstaates.

Aber hegt Gladstone auch nur im Entferntesten den Wunsch, England an einem solchen Kriegsbunde theilnehmen zu sehen? Verlangt er überhaupt nach einem allgemeinen europäischen Waffengange im Osten? Hält er die Einheit des europäischen Handelns in diesem Sinne auch nur für möglich? Und wenn nicht — warum rührt er die gewaltigen Fragen so eifrig auf? Glaubt er, den Gräuelbesen, mit dem etwa ein Torycabinet hinausgekehrt werden soll, nach gethaner Arbeit wieder ganz ruhig in die Ecke stellen zu können? Gibt er sich Rechenschaft über die ungeheueren Folgen, die für den Frieden von ganz Europa, für den Machtbestand Englands in Asien aus dem moralischen Freibriefe entstehen könnten, den er Rußland durch seine sorglos hingeworfenen Worte zu ertheilen scheint?

„Ehre der Macht, wer immer sie sei, die zuerst gegen die Türkei eingreift!" — so rief Gladstone, zwei Tage nach Veröffentlichung seiner Flugschrift, auf der Versammlung zu Blackheath aus. Daß England eingreifen solle, rieth er mit keinem Worte an. Daß Oestreich-Ungarn sich nach Kräften dagegen sträubt, im Gladstone'schen Sinne einzugreifen, weiß Jedermann zur Genüge. Welche Macht, als Rußland, bleibt da noch übrig?

In der That hat Herr Lowe, der frühere Finanzminister im Gladstone'schen Cabinet, offen Rußland als den richtigen Erretter bezeichnet, als „die Zuflucht der Betrübten, als den Schützer der Unbeschützten, als den Vater der Vaterlosen". Von der Richtigkeit dieser Darstellung geben ruhmreiches Zeugniß die Galgen in Polen*), die Gebeinhaufen im Kaukasus,

*) Am 17. März 1863 wurde in der Rathshalle der Londoner City eine Volksversammlung gehalten, an der u. A. auch Earl Shaftesbury und Prof. Fawcett theilnahmen, die sich neuerdings durch türkenfeindliche Reden hervorthaten. Auf jener Versammlung wurde erklärt: Rußland habe durch sein System der Vermögenseinziehung, der Verbannungen und der Metzelei seinen polnischen Besitz verwirkt. Shaftesbury, der im Oberhause die betreffenden Beschlüsse empfahl, rief aus: „von allen

Digitized by Google

die Wanderzüge nach Sibirien, die Schädelstätten in Mittelasien*).

Inmitten seiner Sorglosigkeit empfindet Gladstone doch hie und da eine Anwandlung von Unruhe und Zweifel. Er gibt zu, daß die jetzige Verwickelung mancherlei Aussichten für Rußlands Eroberungszwecke biete, und daß „Eine Erwerbung, wenn jetzt von ihm gemacht, diese Aussichten einer Gewißheit sehr nahe bringe".

Wir wollen, obzwar er sich darüber nicht ausläßt, gern annehmen, daß auch ihm eine solche Wendung nicht lieb wäre. Aber wie? Weiß er nicht, daß Bulgarien, wenn nach seinem Plane unabhängig von der Türkei gestellt, leicht durch eine nach napoleonischem Muster geleitete Wahl in ein russisches Zweitgeburtsreich, etwa mit dem Großfürsten Wladimir an der Spitze, umgemodelt wäre? Und spränge nicht bald aus einem solchen moskowitischen Vasallenstaate eine Heerschaar hervor, die die Sicherheit Ungarns und Rumäniens bedrohen und zugleich an den Thoren von Czarigrad-Stambul pochen würde?

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Barthenia.

Roman von Wilhelm Jensen.

3 Bde. (Berlin, Otto Janke.)

„Ovid war seinerzeit ein so verrufener Autor, als ich es jetzt bin!" sagte Wilhelm Jensen scherzend zu seiner Frau, als wir in seinem gastfreundlichen, reizend gelegenen Hause „beim eigenen Gewächs" zusammensaßen und über die Berechtigung der Begeisterung für antike Poeten plauderten. Mit gutem Recht. Es ist vielleicht der Hauptgrund, warum ein Dichter, der zu den gottbegnadetsten in unserer poesiearmen Zeit gehört, noch immer nicht die Anerkennung gefunden hat, die seine Werke fordern, so daß ein großer Theil derselben dem „Index der verbotenen Bücher" eingereiht werden muß. Jensen tröstet sich damit, daß er nun einmal kein Schriftsteller „für höhere Töchterschulen" sei. Man mag mit dem Dichter darüber rechten. Dafür aber legt auch diese „Verrufenheit" ein leuchtendes Zeugniß ab, daß Jensen zu dem kleinen Häuflein Derer gehört, die, unbekümmert um die Aufnahme ihrer Werke beim Publicum, nur dem eigenen Schöpfungsdrange gehorchen. Jensen ist nicht „zeitgemäß"; fern von dem Wortgezänk, der auf dem literarischen Tagesmarkt üblich geworden, geht er den einsamen Weg des Poeten, nicht den breiten, vielausgetretenen, sondern den selbstgefundenen, auf dem er sich oft mühsam aber immer unverzagt Bahn gebrochen.

Ob der neuerschienene, dreibändige Roman des rastlos thätigen Schriftstellers geeignet ist, seinem Namen Propaganda zu machen und den bösen Ruf auf literarischem Gebiete zu widerlegen, möchte zweifelhaft sein. Jener immerhin nicht unbedeutende Leserkreis aber, bei dem der Name „Wilhelm Jensen" bereits guten Klang hat und der sich nicht davon zurückschrecken läßt, wenn er in eine Gesellschaft geführt wird, die durchaus nach ihren Hauptvertretern zu den „Kindern der Welt" gehört, wird mit Freuden einen Roman begrüßen, der sich den besten des Verfassers anreiht und in mancher Hinsicht seine Vorgänger sämmtlich übertrifft.

Die Helden der Jensen'schen Erzählung sind der Schlossergeselle Konrad Paumwolf, den wir am Schluß als Graf Konrad von Vahlen, und Gisa Grevenbrast, das Dorfmädchen, die wir als seine Cousine kennen lernen.

Die Anfangsworte des Romans sind nicht mit Unbedacht gewählt; es ist wirklich „eine eigenthümliche Welt", die wir in ihm kennen lernen. Nicht der kleinste Vorzug ist des Autors Originalität. Es gibt keinen, mit dem sich Jensen — als Romanschriftsteller wenigstens — zusammenstellen ließe. Die Fäden der Erzählung sind sehr geschickt verwebt, und es ist oft nicht leicht, sie auseinanderzuhalten. Der Verfasser hat über einzelne Verhältnisse, die uns erst später klargemacht werden, schon vorher oft maßgebende Andeutungen eingeflochten, so daß es zuweilen schwer fällt, jene früheren mit den späteren Erläuterungen zu verbinden. „Barthenia" ist kein Roman, den man eilig durchfliegen kann, wenn man ihn verstehen will.

Der Inhalt Jensen'scher Romane läßt sich meist mit wenig Worten erzählen, aber man gibt damit von dem Roman selbst kein auch nur annähernd beurtheilungsfähiges Bild. Graf Ferdinand Vahlen hat seinen Bruder Roch von Vahlen durch gefälschte Documente beim Czaren der Theilnahme am polnischen Aufstand bezichtigt, Roch von Vahlen ist lebenslang nach Sibirien verbannt. Er entkommt aber von dort, und wir lernen ihn als den Münchener Vogelhändler Thalhamer kennen, der vier Treppen hoch in dem alterthümlichen Hause des Waffenschmieds Berchtold Alfinger sein Heim hat. Marternde Gewissensbisse und innere Zerknirschung, noch vermehrt durch die Kenntniß von der Treulosigkeit seines Weibes, treiben den Grafen Ferdinand dem Jesuitenpater Solanus, alias Morel, in die Arme, dem das ungeheure Vermögen des Grafen für seinen Orden gerade recht ist. Er ist der böse Engel des Hauses. Des Grafen einzige rechtmäßige Tochter Agnes vermählt er dem Grafen Gregor Tettnoff, der durch ein Verbrechen, von dem der allwissende Jesuit unterrichtet ist, ganz in seinen Händen, sich verpflichtet, nach dem Tode seiner Frau — Gräfin Agnes Vahlen ist leidend, auch scheut der Pater im Nothfall keinen Mord — das Vermögen dem Orden zu überlassen. Nachts fahren die Betheiligten über die russische Grenze, um in Preußen die Trauung vollziehen zu lassen. In dem Dorfe Krakinow werden sie durch die Nothwendigkeit einer Schmiedearbeit aufgehalten. Hier sieht Agnes das Dorfkind Gisa. Beide fassen eine solche Neigung für einander, daß sie sich seitdem nicht mehr trennen. Diese Neigung ist den ungeahnten Banden des Blutes entsprungen: Gisa ist die Tochter der gleichen Mutter. Die Reisenden sind gezwungen, in dem nahegelegenen Dorf Lenbergen bei dem greisen Pastor Hegenwart zu übernachten, der Gisa und Konrad, die beiden einzigen, protestantischen Kinder des katholischen, litthauischen Dorfes, über deren beider Herkunft ein mysteriöses Dunkel schwebt, zu unterrichten pflegt. Er vollzieht die Trauung, nach welcher der junge Gatte einer von der Braut im Ehecontract gemachten Clausel gemäß wieder in seine Heimat zurückkehrt, nicht ohne das schöne Weib des jüdischen Gastwirths im Dorfe mit sich zu

---

Schandthaten, die die sündige Menschheit je begangen, seien keine nichtswürdiger und scheußlicher", als diejenigen, welche das Czarenthum in Polen begangen. Er frug, ob die Urheber dieser „satanischen Thaten" geeignet seien, die Geschicke vieler Millionen Menschen zu leiten? Er verglich den Einfluß der Czarenmacht mit dem pestilenzialischen Einflusse des Upasbaumes. Earl Russell, damals Minister, erging sich in den heftigsten Anklagen gegen die russischen Gräuelthaten, gegen die Zerstörung von Dörfern, die Niedermetzelung von Kriegsgefangenen auf dem Schlachtfelde. Palmerston bezeichnete diese Vorgänge als „Gräuelthaten, die eine Schmach für die menschliche Natur" seien.

*) Herr Schuyler, der die bulgarischen Gräuel geschildert hat, gibt in seinem Werke über Turkestan auch eine Darstellung russischer Gräuel. In einem Schreiben an General Golowatscheff befahl General Kaufmann, „die Niederlassungen der Yomuds und ihrer Familien der völligen Zerstörung anheimzugeben, ihre Heerden und ihr Eigenthum mit Beschlag zu belegen". Golowatscheff ordnete darauf an, daß bei dem geringsten Wanderversuch jenes Stammes „sein Befehl für völlige Ausrottung des Stammes zu vollziehen" sei. Seinen Officieren erklärte Golowatscheff im Namen des Oberbefehlshabers: es sei „weder Geschlecht, noch Alter zu schonen; tödten Sie Alle!" Er setzte hinzu: dies müsse „im tscherkessischen Stile" geschehen — d. h. in der Weise, wie man russischerseits gegen die Tscherkessen verfahren war. Die Schuyler'sche Schrift igbt entsprechende Einzelheiten über diese Ausrottungsmetzelei, wie auch über eine ähnliche in Khokand, wo die Russen sechs Todte und 32 Verwundete hatten, wofür 3800 Feinde niedergemetzelt wurden! General Kaufmann, der Urheber dieser Gräuel, erhielt den höchsten kriegerischen Orden und ist noch heute Statthalter.

Digitized by Google

entführen, und Agnes mit ihrem Vater und Gisa die Reise nach ihrem thüringischen Stammschloß fortsetzt. Konrad, der bisher täglich mit Gisa zusammen gewesen, und der sie mit dem ganzen Trotz und der Innigkeit einer jugendlichen Neigung liebt, sieht sie erst wieder, da er halb unbewußt, was er thut, als Einbrecher mit zwei anrüchigen Wandergenossen bei Nacht durch das Fenster des Schlosses steigt. Sein Pseudovater ist gestorben, eine wilde Begierde, reich zu werden, hat ihn ergriffen, und nur durch Zufall ist er schon vorher dem Tode entgangen, da er als Genosse sich der Schmugglerbande seines Heimatdorfes angeschlossen. Seitdem ist er „gewandert" und sein unbestimmter Drang hat ihn nach Thüringen geführt. Durch eine bei der eiligen Flucht aus dem Schlosse nachgesandte Pistolenkugel verwundet, schleppt er sich in den Wald und bricht bewußtlos zusammen. Hier findet ihn der fromme Wandergesell Vincenz Alfinger, der ihn mit sich nach München nimmt, um ihn in die rettenden Arme der Kirche zu führen. In dem frommen Hause des Waffenschmieds lernt er Thalhamer — seinen Vater — kennen und lieben. Seine Sehnsucht nach einem Rettungseiland treibt ihn der katholischen Religion zu, die ihn mit ihrem sinnbestrickenden Zauber gefangen nimmt, aber endlich, als ihm besonders über das Mönchsleben der Schleier von den Augen gerissen, mit Ekel und Verachtung erfüllt. Er sucht einen anderen Rettungsweg: er will sein Leben für eine heilige Sache in die Schanze schlagen. Da lodert in Polen der Aufstand empor, und er ist einer von den edlen Thoren, die todesmuthig für eine verlorene Sache das Schwert ziehen. Inzwischen ist er schon mit Gisa wieder zusammengetroffen. Graf Vahlen und die Seinen, zu denen nun auch Gisa rechnet, finden wir erst in München, dann auf der Herreninsel im Chiemsee wieder. Konrad, der mit Thalhamer und Käte Alfinger, die den jungen Gesellen ihres Vaters liebt, bei wildem Sturm über den See fährt, rettet die Ertrinkende, eilt aber von ihrem Lager, als er sie erkannt hat, fort, denn er ist ihrer unwürdig. In Polen finden sich die Helden der Erzählung alle zusammen. Der Graf ist statt nach dem Süden dorthin gegangen, weil das plötzliche Bewußtsein ihrer Liebe zu Gregor Tettnoff Agnes, die von den Banden, in denen ihn die schöne Jüdin verstrickt hat, hört, dorthin getrieben. Sie sehen sich wieder und genießen einen kurzen Glücksrausch. Tettnoff fällt, von der verstoßenen Jüdin erschossen. Morel, der neben den todten Gütern des Grafen auch die lebende Gisa mit sich zu führen gedenkt, wird von Konrad erstochen. An Graf Ferdinand Vahlens Todtenbett folgt die Erkennungsscene zwischen den Brüdern und die zwischen Vater und Sohn. Konrad und Gisa gestehen sich ihre Liebe, die beide seit den Kinderjahren auf der braunen Haide von Krastinow im Herzen trugen. Agnes scheidet friedlich, nachdem sie noch Gisa als ihre Schwester erkannt hat, und sie glücklich weiß. In der alten Kirche auf der Herreninsel werden Konrad und Gisa ein Paar: der alte Haß zwischen den Brüdern endet harmonisch in der Vereinigung der Kinder.

Das ist in flüchtigen Bleistiftstrichen eine Skizze des reichen Inhalts. Die verschiedenen Episoden gehen so nebeneinander her, daß es fast unmöglich ist, ein anschauliches Gesammtbild zu entwerfen. Die reiche Phantasie des Dichters hat überdies um die Haupterzählung eine Reihe mehr skizzenhafter Bilder entworfen, die nicht den kleinsten Reiz des eigenthümlich fesselnden Buches bilden. Vor Allem die Erzählung von dem Nonnenbilde, das in Agnes Zimmer in dem thüringischen Schlosse hängt, und unter dem sie stirbt. Es stellt ihre gleichnamige Großmutter dar, die einst den Pfarrer Hegenwart liebte, dann, einem andern Gemahl angetraut, fast das gleiche Schicksal erlebte wie ihre Enkelin. Die Erzählung von dem greisen Pfarrer in Lenbergen, der auf das Rollen des Wagens in der Nacht horcht, und noch immer träumt, es könne seine Agnes einmal zurückkommen, die es ihm versprochen, und dem nun ihre Enkelin entgegentritt, ist von ungemein rührender, traut-anheimelnder Innigkeit.

Man mag vielleicht sagen, diese oder jene Nebenepisode sei zu breit entworfen, die Selbstgespräche Christoph Emanuel Hegenwarts, so reizvoll sie an sich sind, gehören nicht in die Erzählung. Aber es ist doch nur nachhinkende Reflexion, die so reden kann; der unmittelbar mitempfindende Leser weiß, daß sie dazu gehören, daß sie ein Theil in dem großen Bilde sind, dessen Farbenreichthum uns in seinen Bannkreis zieht. „Barthenia" ist vom ersten bis zum letzten Wort ein großartig angelegtes, künstlerisch vollendetes, durch und durch poetisches Werk. Das sagt nicht blinde Vorliebe für den genialen Verfasser, sondern eine die Schwächen nicht verkennende, aber sie unter den überwiegenden Schönheiten vergessende Dankbarkeit für den langnachhaltigen Genuß eines echten Dichtwerks. Ein wirklich poetischer Roman ist eine Seltenheit in unseren Tagen, und für Jensen ist der Roman einzig und allein eine Gattung der Poesie, eine wirkliche Kunstform. Darunter leidet unverkennbar die Wahrscheinlichkeit des Erzählten. Wer beim Roman immer zu fragen pflegt: könnte sich das im gewöhnlichen Leben wohl ereignen? der mag wohl ostmals bei der Lectüre bedenklich den Kopf schütteln. Aber ich erwiedere: es ist Poesie. Was von poetischem Leben so funkelt und flimmert, wie dieser Jensen'sche Roman, das wahrlich hat seine Berechtigung in der Literatur. Aus diesem Gesichtspunkt lasse ich Gestalten, die mehr einer schaffenden Phantasie, als dem realen Leben entsprungen sind, gern gelten, wie z. B. die des Schiffers Barthel auf dem Chiemsee.

Es ist ein durchweg poetisches Leben in dem Roman: das meine ich nicht nur von den Schilderungen, es gilt in gleicher Weise von der Erzählung selbst. Es ist eines wirklichen Dichters Art, die Dinge in anderem Lichte zu sehen, als wir Alltagskinder. Wir gehen an den Dingen vorüber und sehen nur sie selbst, der Dichter sieht das Etwas um die Dinge, er weiß die poetische Seite auch dem Alltäglichsten abzugewinnen. Wie versteht das unter Anderen Bret Harte, den Jensen so hoch schätzt und mit dem er in den Schilderungen zu Anfang dieses Buches wetteifert. Wem wäre z. B. vor Paul Heyse die Aehnlichkeit zwischen einer Stelle am Schiffbauerdamm in Berlin und den Lagunen Venedigs eingefallen! Ich muß gestehen, daß ich bisher ein paar reisende Handwerksburschen immer nur von ganz prosaischer Seite betrachtet habe. Jensen weiß einen ganz eigenthümlich poetischen Zauber um das Reisen von so ein paar Gesellen zu breiten. Es lebt Alles bei ihm. Man mißverstehe das nicht. Es ist leicht, wenn man eben die Wirklichkeit verläßt, wenn man im Widerspruch zu ihr die Gestalten in ein poetisches Licht rückt, aber es ist schwer, und nur der wahre Dichter kann es, wenn er der Wirklichkeit treu bleibt und die poetische Seite in ihr findet, die uns verborgen bleibt. Vor Berthold Auerbach und Jeremias Gotthilf ahnten wir auch nicht, daß im Bauernleben ein Stück echter Poesie schlummere.

In manchen Dingen freilich können wir dem Dichter nicht Recht geben. Daß Thalhamer, der seinen Sohn bei der ersten merkwürdigen Begegnung wiedererkennt und dem Irrenden sich nicht zu erkennen gibt, sondern noch lange in seiner Maske neben ihm hingeht, will mir ebensowenig einleuchten, wie im „Erbtheil des Blutes" die Erzählung von der Mutter, die jahrelang ihrer Tochter als Magd dient, ohne sich ihr zu entdecken. Auch Konrads Uebertritt zum Katholicismus ist befremdlich. Er selbst sagt, daß ihn Ekel und Verachtung gegen den sinnbestrickenden Zauber der Kirche erfüllt, und daß er diesen Schritt einzig denen zu Gefallen gethan habe, die ihn gastfreundlich und mildthätig aufgenommen. Daß es gleichgültig ist, in welcher Religion man lebe, da es nur eine gibt, die der Liebe, ist zwar ein Gedanke, der durch das ganze Buch hingeht, in dem Vicar auf der Herreninsel seinen Vertreter hat, und dem wir gern beipflichten, aber weshalb dann doch dies Possenspiel des Uebertritts, das im Grunde auf einer schlimmen Heuchelei beruht? Warum diese Täuschung gegenüber denen, denen der junge Schmiedegesell soviel zu verdanken meint? —

In einem Punkt, sagte ich, übertrifft Jensens neuestes Werk all seine Vorgänger. Ich meine in der künstlerisch vollendeten Detailmalerei. Der Dichter hat es zwar von seinen Erstlingswerken an sich zum Princip gemacht, nicht des Inhalts wegen allein zu schreiben. In der Ausmalung der Einzelheiten, auch

Digitized by Google

der unscheinbarsten, ist Jensen seit jeher der sauber feilende und ebnende Künstler gewesen, in dem großen Wurf des Ganzen der geniale Poet. In der „Barthenia" ist die Technik geradesweges vollendet schön. Hier waltet die sauberste Kleinmalerei vor. Nicht mehr Sorgfalt ist auf die Darstellung der Gestalten selbst verwendet, als auf den Hintergrund, von dem sie sich plastisch abheben. Der Meister zeigt sich auch im Kleinsten. Das ist nicht, wie bei dem Gros moderner Romanschriftsteller. Hier ist nicht in flüchtigen Umrissen ein Rahmen entworfen, aus dem uns die Gestalten entgegentreten. Das landschaftliche Bild, die Staffage selbst, ist in einen so innigen Einklang zu den Figuren gebracht, das man sich das Eine ohne das Andere nicht denken kann.

Jede Schilderung ist lebensvoll, fast greifbar tritt jede Einzelheit vor unsere Augen. Wir sehen die unermeßliche Schneeeinsamkeit des litthauischen Winters, die wüste Verkommenheit in dem Heimatsdorf der beiden Helden, wir sehen die Sommersonne lachen über den waldgekränzten Bergen Thüringens und das altersgraue Stammschloß der Vahlen in dem verwilderten Park mit den Götterstatuen, wir finden uns zurecht in dem Straßengewirre des alten München, sehen die gigantischen Thürme der Frauenkirche ragen und den Maximiliansplatz sich mit seinen unermeßlichen Staubwirbeln bedecken. Wir fahren im Kahn über den Chiemsee und sehen jede Capelle als weißes Pünktchen aus dem dunklen Grün der Berge auftauchen, der Strand mit der einsamen, von der Hängeweide überschatteten Bank liegt vor uns da, und wir träumen mit Agnes Tettnoff in die geheimnißvolle Frühe eines Sommermorgens im bayrischen Hochland hinaus. Lebensvoll sind auch die Schilderungen des polnischen Aufstandes bis zu dem Moment, wo durch Morels verrätherische List die Schlacht verloren geht, und die Hoffnung auf Polens Wiederauferstehung zu Grabe getragen wird.

Unter den einzelnen Figuren sind wahre Prachtexemplare einer fein idealisirenden Schilderung. Der alte Pastor und die „Tante Hiltrud" mit ihrem excellenten Briefstil begegnen uns schon in anderen Jensen'schen Schriften, wenn auch in anderer Schattirung, ich erinnere an den Pfarrer im „Erbtheil des Bluts", an die Haushälterin in der „braunen Erika". Es ist überhaupt ein Zug von Gleichartigkeit in den meisten Werken des Dichters bei aller Originalität, aber das ist nicht mehr als die schriftstellerische Eigenthümlichkeit, ich möchte sagen: das dichterische Naturell. Ich habe z. B. die prädestinirte Jugendliebe zwischen Konrad und Gisa im Auge. Wer die „Namenlosen", „Sonne und Schatten" und andere Werke Jensens kennt, wird das verstehen. Er wird vom ersten Augenblick an, wo Gisa den Schmiedegesellen „Schwachkopf" nennt oder ein „Narr" in das Eis ritzt, auf dem er ihren Namen geschrieben, nicht zweifeln, daß die Beiden zusammengehören und sich finden werden, was auch geschehen mag, und ob tausend Käte Alfingers und Schwester Ursulas dazwischen kämen. Das ist der echte Jensen! —

Man mag an dem Buche noch Manches herausmäkeln; ich denke aber, es ist, weil man es so selten sagen kann, besser, der „Barthenia" von Wilhelm Jensen gegenüber ohne allen Vorbehalt zu sagen: Ein lesenswerthes Buch und mehr: Ein echtes Dichterwerk! —

Konrad Telmann.

Vom übergeschnappten Touristenkauz.

(Strix migrat. insana K.)

Von **Woldemar Kaden.**

O, Sie kennen ihn auch, ganz gewiß! Sie haben ihn auf Ihren Reisen mit grimmen Blicken in ein Coupée dritter, oder wo es diese nicht gab mit noch viel grimmeren in eines zweiter Classe steigen sehen, nachdem er vorher noch einen Sechserzank mit dem Dienstmann oder dem Portier abgemacht und sich ein paar Brödchen und Würstchen in seine ergrauete Reisetasche eingehandelt. Sein Schnaufen verräth seine Ankunft. Im Uebrigen ist er leicht zu kennen: langer und hagerer Leib in einen dämmerungsgrauen, zornige Falten werfenden, nicht ganz neuen Ueberzieher gewickelt, aus dem Ueberzieher, da wo der Hals anfängt, hervorragend ein mürber, nicht ganz weißer, kragenähnlicher Ring, auf welchem ein löschpapierfarbenes Haupt mit langem spitzem Schnabel, unterleibskranken Augen, heruntergezogenen Mundwinkeln und wildaufgebäumten Augenbrauen sitzt. Auf diesem Kopfe trägt er einen breitkrämpigen verbogenen, hutähnlichen Aufsatz, der unter seines Eigners ihn oft ergrimmt malträtirenden Fängen eine etwas gedrückte Bescheidenheit gelernt hat, die nur auf den Promenaden der vornehmen Welt, dort, wo der feine Cylinder dominirt, in herausfordernde Frechheit umschlägt. Dazu kommt noch in guten und bösen Tagen ein „viel reparirter, dennoch stets reparaturbedürftiger Regenschirm" und — ecco! der tobsüchtige Touristenkauz ist fertig.

Gewährt ein vernünftiger Jäger und Landmann dem Geschlechte der Eulen heutzutage auch alle mögliche Schonung — die Strix migratoria insana muß ausgenommen werden, denn wo sie einfällt, duldet sie keinen lieben Singvogel auf dem Ast, keine Blüthe am Zweig, sie würgt das Huhn im Stalle, die Taube auf dem Dache, und von Schonung ist bei ihr keine Rede, darum auch keine Schonung ihm, dem schlimmen Vogel.

Sehen Andere, wie sie ihm in Deutschland, Oestreich, England oder Frankreich beikommen, ich passe hier unten in Süditalien auf. Da ist es mir denn geglückt, einen zu fangen, und den will ich, nachdem ich ihm die Federn etwas gerupft, nach antiker Sitte zur Warnung für die andern an's Scheunenthor nageln.

Jüngst schrieb Prof. Friedländer, der tiefe Kenner italienischen Volkes wie italienischer Lebensbedingungen, in dem Artikel „Reisen in Italien in den letzten drei Jahrhunderten" (Deutsche Rundschau): „Je besser man in Deutschland die so reich- und hochbegabte, so überaus liebenswürdige, und trotz vielhundertjährigen Schmachtens in namenlosem Elend nicht herabgekommene Nation kennen und verstehen lernte, desto wärmer wurden auch die Sympathien für sie. Das früher häufige, meist auf crasser Unwissenheit beruhende schnöde Aburtheilen deutscher Reisender über die Italiener hat so gut wie ganz aufgehört. Ein Buch, wie Gustav Nicolais berüchtigtes „Italien, wie es wirklich ist", würde heute kaum möglich sein. Man begreift überhaupt schwer, wie ein Buch eine zweite Auflage erleben konnte, bei dessen Lesung man in Zweifel bleibt, ob man die Bornirtheit, Ignoranz und geistige Stumpfheit des Verfassers, oder seine naive Dünkelhaftigkeit anstaunen soll."

Leider zu früh gejubelt: Nicolai II. ist erstanden, und findet Spitzbuben und Räuber: unter den Orangenbäumen, auf den Dächern der Häuser, in den anständigsten Hotels, bei der Fruchthändlerin, im Postwagen und in den öffentlichen Gärten wachsen, fahren, liegen, stehen, nichts als delicta publica und privata. Das sind allerdings Grillen von der schlimmsten Sorte, und man sieht, die edle Sonne Italiens hat einen bösen Einfluß geübt: der Mann ist sonnenstichig geworden, ist übergeschnappt. Er hält sich mit einer Hand die Rocktasche, mit der anderen die Nase zu, und schreit krampfhaft zappelnd in die Welt hinein: „Die Pest, die Pest über das ganze hesperische Räubernest!"

Leider Gottes schreit er es nicht blos, er läßt es auch bei Louis Finsterlin in München in den allerjüngsten Tagen drucken, und sein Werk heißt: „Sicilien, der Prüfstein italienischer Staatsweisheit in Reisebildern von Adolf Tscheud."

Ehe er die Meerenge passirt, werden erst die armen, etwas magern Neapolitaner eingeschlachtet. Während seiner Betrachtung der körperlichen Mängel wird ihm aus den hintern Rocktaschen ein Bädeker, noch ein Bädeker und ein Operngucker gestohlen — darauf natürlich erster Ausbruch seines bereits scharf geladenen Vulcans. Das kracht, das wettert, das spritzt Feuer nach allen Seiten. Schluß-Girandola: „Siehe Neapel und halte die Taschen zu! Das gilt im ganzen Napoletanischen!" Wie würden sich die armen Taschendiebchen Neapels geschmeichelt fühlen, wenn sie lesen könnten. Seien wir barmherzig: die ganze Dieberei Neapels steckt noch in den Kinderschuhen, ist eine harmlose Stümperei gegen das Virtuosenthum anderer großer Städte. Dort nährt

Digitized by Google

das Handwerk seinen Mann, hier muß der Mann noch ein anderes Handwerk nebenbei üben.

Was dann das „Im ganzen Napoletanischen" betrifft, so bin ich überzeugt, daß unsere Strix nicht mehr davon kennt, als was sich ihr zur Rechten und Linken bei der Eisenbahnfahrt von Rom her gezeigt hat, sonst müßte sie wissen, daß wenn auch nicht überall die auf den Inseln waltende harmlose Sicherheit herrscht, wo man bei offener Thüre schläft, und Wäsche, Flachs u. s. w. Nachts im Freien läßt, es doch in Foggia oder Potenza, Aquila, Sora, Cheiti und Castellamare und überall so sicher ist wie daheim in Vegesack, Buxtehude und Schwammeldingen. Kehrt aber der Napoletaner aus Berlin, aus Wien oder Dresden zurück, so wundert er sich über die in deutschen Landen so arg grassirende Taschendieberei. Ueberall hat er gelesen: „Vor Taschendieben wird gewarnt."

„Das Diebshandwerk, was anderswo Sache der großen Minderheit, scheint hier (in Neapel) eben Regel." „Es sind Genossenschaften." „Morde werden von dazu gedungenen Bravos ausgeführt." Ja, ja, ein neuer Bädeker kostet hier, mein' ich, zehn Lire, und so theuer muß es die Stadt bezahlen: er hängt ihr den schweren Mühlstein aus dem Märchen an den Hals und ersäuft sie im Meere. Es ist richtig, die Camarra ist im Napoletanischen, wie in Sicilien die Mafia noch thätig, dazu gehören aber nicht, wie unser närrischer Kauz so spaßhaft annimmt, gleich neun Zehntel der Italiener überhaupt, und dann ist Mafia wie Camarra noch das Erbe des seligen Vaters Bourbon, das jetzt in großartiger Weise auf den Strafinseln verpraßt wird, verpraßt von dem verlorenen Sohne, wie er das italienische Governo zu nennen beliebt.

All' dieser Jammer, all' dies Elend, alle diese Morithaten waren vor 1860 nicht vorhanden, vor 1860 gab es keine Fra Diavolo, da konnte man unangetastet die Abruzzen, die Gebirge der Basilicata und Calabriens durchstreifen: „seit 1860 aber bietet im Süden nur die Reiseweise als povero pittore einige Gewähr gegen Raubanfälle". Ich kenne Leute, welche als ricco pittore reisen, in Sicilien reisen, und nicht genug erzählen können von der liebenswürdigen Behandlung, die sie unter jenem Briganten-volk erfahren, das sie sogar als civilisirt, artig und zuvorkommend darstellen. Aus allem dem setzt sich nun unser guter Adolf sein Orakel zusammen, es heißt: „Der Sicilianer hat mehr das Zeug zum Räuber, der Napoletaner mehr zum Spitzbuben. Mörder aber sind sie beide. Amen."

Wäre es mir möglich, ein ernstes Gesicht zu machen, und hätte ich Zeit, so würde ich ein paar Hundert abscheuliche Mordthaten, wie sie deutsche, englische, französische ꝛc. Journale in den letzten fünf Jahren berichteten, zu allgemeiner Erbauung herzählen. Aber nein, wir wollen lustig sein, und das werden wir, wenn wir uns die krampfhaften Wortbildungen unseres modernsten Classikers ansehen. Wörter wie Siroccoannagung, Westwärtser, Raubanfallmöglichkeit, Besenqualität, Garibaldilosigkeit, Waldunbekleidetheit, Beschädigtheit ꝛc. gehen ihm wie Honigseim von der Zunge, und da darf man sich nicht wundern, daß er von einer „Felseingravirtheit" des Taorminaer Theaters spricht, daß er die classische Landschaft in einer „felseingravirtheitlichen" Periode schildert: „Die Theaterruine vor sich, darunter, von ihrer Akropolis übertrauert, die einst so prächtige Stadt, zur Rechten (dem alten Mola auf überhangende Kuppe angereiht, sich fortsetzend hinterwärts) dumpf hinbrütende Gipfel und Felshörner, abstürzend in das dunkle, metallflüssige Meer, — sieht, jenseits uns, südlich dem Stadtplateau vorliegenden, Cantaradelta Naxos, der weinreichen ältesten Griechencolonie, von Catanias Ufern man sie aufsteigen in unabsehbar langer Linie, die äußere Pyramide des gewaltigen Aetna. Gleich würdevoll andrerseits sich herablassend gen Randazzo." Wie prächtig sind die Nachwirkungen der Seekrankheit dargestellt! So spricht er auch von einer „Schlackenuntermengtheit", einer „Aschuntermengtheit" des Bodens. Wem das Schönheitsgefühl so gänzlich abhanden gekommen, der sollte doch auch nicht über Italien schreiben, sonst könnte es passiren, daß das Byron'sche Wort über Schlegel: „und so ein Kerl schreibt über Italien", auch auf seine Schreibereien angewendet würde.

Chacun a son goût — unser Freund hat den für kleine Gasthäuserchen; in den großen Hotels herrschen, wie z. B. in Catania, lauter „verfassungstreue Wegelagerer und Brandschatzer", auf allen Alberghi, wo er nicht einkehren kann, liegt eine „Raubpalastatmosphäre". Dennoch wagt er's einmal in Catania. Er möchte auf den Aetna steigen, fürchtet sich allein und hofft auf Reisegefährten im großen Hotel. Er findet keine. Nichts natürlicher als das: wenn der Mann spricht wie er schreibt, wer hätte sich da nicht vor ihm „gezogen?" Schon ein italienisches Räubersprüchwort wagt zu behaupten: „Meglio solo che mal' accompagnato", wievielmehr muß der gebildete Nordeuropäer vor so rauhzungigen, giftsprudelnden Gefährten zurückgeschreckt sein?

Weiter! Von ferne schimmern die Zinnen von Syracus! Was wird die arme Stadt am Anapus verbrochen haben? Ein Staatsverbrechen, echt räuberhaft: „Von den zwanzigtausend Bewohnern versteht nicht einer ein Wörtchen Deutsch." Da möchte ich wissen, wie viel biedere Bürger seines Heimatstädtchens, meinetwegen auch von 30,000 Einwohnern, Italienisch verstehen. Im Uebrigen: „In Syracus ist Alles über einen Leisten und monoton: Gesichter, Augen, Nase, Geist und — Landschaft." Und doch sagt ein gewisser Gregorovius von dieser Landschaft, „daß ihr Anblick zu erhaben, als daß er in Worte gekleidet werden könne". So gelang es dem periodenprächtigen Touristen eben auch nicht.

Nun aber kommt das Allerkomischste. Er steht vor Platens Büste in der Villa Landolina und sagt: „Nicht satt sehen kann man sich an dem geraden, offenen, echten deutschen Antlitz inmitten eines so vergaunerten Geschlechtes." Nun singt aber gerade über Platens Antlitz der Dichter:

„Du, der Du sprangst so fertig aus dem Nichts,
Geleckten und lackirten Angesichts,
Gleichst einer Spielerei, geschnitzt aus Korke."

Und ich kenne nur Wenige, die sich an diesen Zügen erbaut haben. Doch die Sache gibt zu denken: so wie man früher kleine Taschenapotheken, Riechfläschchen ꝛc. mit sich führte, kann man jetzt zur Nervenstärkung ein kleines Taschenphotographiealbum alter treuer Nachbarn und Stammtischgenossen bei sich tragen, und — einen Stock, geschnitzt aus heimischen Pflaumenbaumes nutzbarem Holze, denn auch die Vegetation ist durchaus vergaunert. Er sieht bei Girgenti „uralte, fratzenhaft verkrüppelte Oelbäume", und die Straße daselbst ist voll Staubhaftigkeit, „eine räuberhaft verwahrloste Straße, deren Eindruck die Bewaffentheit aller irgend Wohlhabenden rechtfertigt". Irgendwo auf dieser Straße entdeckte er das Bild Victor Emanuels. Unmöglich kann er so daran vorübergehen. Wo Alles raubt, kann Der allein nicht schenken! Er ist der Räuber grimmer Oberst. Unter sein Bild wird als Censur geschrieben: „Carlmoorisch costümirt, halb Jäger, halb Räuber."

Wer, wie unser Ehrenkauz, von der Landessprache nichts versteht (dies ist ersichtlich aus angeführten Brocken, er schreibt auch sechsmal standhaft Galanthuomo, dann pallazzo, capello, carozza ꝛc.), wer nicht einmal Französisch versteht (er schreibt beispielsweise pôts de chambre, coridor, fauteille des dames ꝛc.) — und in Sicilien spricht man noch dazu einen gar verteufelten Dialekt —, der wittert natürlich überall Un- und Verrath, und seine „Antwortlosigkeit" bei an ihn adressirten Fragen bringt ihn in Verlegenheit und nachträglichen Zorn, wie man es bei Taubstummen beobachten kann. Unbekannt mit allen, auch den gewöhnlichsten Einrichtungen, wie eine Posteinzahlung, hat er noch, wie im Mittelalter, sein Geld zwischen Fuß und Stiefelsohle placirt. Er hatte nicht den Muth gehabt, „es dem Staatsbrigantaggio anzuvertrauen", was auf jeden Fall jeder Vernünftige in bequemster Weise thut. Die berühmten Acteurs des einst ebenfalls bourbonisirten Postwesens haben längst aus gespielt. Irrthümer geschehen fast nicht mehr.

So hat er denn das Geld im Stiefel, das drückt ihn und — — da schimpft er auf den engen, kleinen Postwagen: „Wieviel Material ꝛc. muß da noch nebenher gefallen sein, um einen Postwagen zu solch einem Transportkerkerchen zusammenschrumpfen zu lassen." Aus wieviel solcher abgefallenen Späne aber ist ein

Digitized by Google

Köpfchen zusammengenagelt, das im Stande war, folgende classische Periode zusammenzuleimen, die durchaus hier stehen muß, um die Strix insana auch einmal in bengalischer Beleuchtung zu zeigen: „Doch, was Anderes kann man von Versammlungen (er spricht vom italienischen Parlament) erwarten, von denen tausend und aber tausend Verwittwete, Verwaiste, ihrer Freunde, Mitarbeiter, Ernährer Beraubte das Leben ihrer hingemordeten Theuren zurück zu fordern berechtigt sind, ohne daß deren selbstzufriedene Eitelkeit, deren sentimentale Schlaffheit, schablonisch oder pfäffisch anerzogene Bornirtheit bis zur Stunde das Begreifen gestattet hätte, die, unter dem Kinderschrecknamen „Ausnahmegesetzgebung", humoristisch genug, so beängstigende Vernunft, ja mit Bezug auf den italienischen Süden lediglich diese viel gelästerte Ausnahmegesetzgebung, habe das objective Erkennen der lebendigen Wirklichkeit, dieses einzig solide, verläßliche Fundament aller Gesetzgebungsfabrikation, zur Voraussetzung? Das Begreifen, daß, wie der Geist kein eisernes Bestandgerümpel, keine gemeine Reck- und Streckmaschine, diese sogenannte Ausnahmegesetzgebung (das Abweichen von den modernen auf die Constitutionalismus-Kartenpyramide des Sieyes) (Sieyès!) nicht nur kein Entwicklungshinderniß, sondern, zumal für das Sicilianervolk, die unumgängliche Bedingung realen, positiven Fortschreitens sei."

Und darum, verstehen Sie wohl, nur darum gibt er dem Monte Citorio den Titel „Räuber- und Mörderschonung". Warum? Ja, bitte, hätten Sie das Periödchen wirklich nicht verstanden?

„Wie glücklich könnten italienische Reichsvertreter sich preisen, nur einen Bebel oder Liebknecht Bruder nennen zu müssen. Das Parlament ist aus anrüchigen Subjecten, gemeine Verbrecher nicht ausgenommen, zusammengesetzt und beeinflußt von den Galanthuomos der Camorra und Maffia." Das ist das Stärkste.

Der bessern Natur des italienischen Volkes sei Dank: es hat bis jetzt an der Internationale, an der Socialdemokratie keinen Geschmack finden können, nicht einmal am ganz gewöhnlichen Schimpfen, es ist zu fein dazu, und die Revolutionen, die es in's Werk setzte, entsprangen der wirklichen bangen Herzensnoth eines auf der politischen Marterbank gefolterten Volkes, sie waren nicht, wie Herr Tscheud in höhnendem Tone spricht: „ein bloßes periodisches Revolutionsgemache, wie es den Romanen eigen". Nein, Herr! lesen Sie, was unser Landsmann Gregorovius in dem Capitel „Neapel und Sicilien in den Jahren 1830—1852" von denselben sagt, lesen Sie die Geschichte Neapels von Pietro Colletta (Leber besorgte Ihnen auch eine deutsche Uebersetzung davon: Grimma 1849—50), und Sie werden finden, daß das Blut der Männer, die für ihr Vaterland in den Tod gingen, das edelste war, das je die Bürgerkrone verdiente. Sie sollten den Hut vor solchem „Revolutionsgemache" ziehen — doch nein! Ihr Witz ist billiger, und so nennen Sie dieses edle Blut nur „die momentane Erleichterung eines chronischen Hämorrhoidaners", die Opferfreudigkeit nur die „Großsprecherei der Angst", und bei ausgebrochenen Revolutionen gibt sich ein Drittel des Volkes an's „Gerevolutionire", während zwei Drittel sich an's Mausen begeben. Ein Angriff der Regierung auf die eingefleischte Faulheit der Sicilianer war Ursache der letzten Revolution, „denn in diesem Lande, am deutlichsten in seiner Metropole Palermo, lebt man nur dem Moment, läßt sich auf- und abwiegeln, sich leithammeln, und so siegt natürlich immer die verschmitzte Frechheit". Anderes als sie hat die Hauptstadt, „der die platte Fadheit auf der Stirne geschrieben steht", und die „in träger Einsamkeit lagert", nicht hervorgebracht: keinen selbstständigen Geist, geschweige einen „Hauptgeist". Palermo hat im Verhältniß zu seiner Größe gewiß ebensoviel selbstständige und Hauptgeister hervorgebracht, wie etwa, wenn nun einmal verglichen werden soll, München oder Leipzig, Dresden oder Hamburg. Der größte Hauptgeist aber, den es erzeugt, und der noch heute lebt, ist seine hohe, bis in die Wolken ragende Vaterlandsliebe. Sie ist ein Koloß und steht auf granitnem Sockel. An diesem Sockel nun stehen Schulkinder, recken den Hals und können bei ihrer kleinstaatlichen Zwergenhaftigkeit das hohe Antlitz nicht erkennen, und dann schimpfen sie. Dies Geschlecht kümmert sich um das Speisewirthschaftleben der Städte, die es bereist, um die Speisezettel, und schreibt neben die Notiz der Bezugsquelle des besten Marsala mit leichtfertigem Bleistift in das Notizbuch: „die Stadt ist arm an Reizen in ihrem Innern, arm an Leistungen auf allen Gebieten der Kunst". Punktum!

Und weiter. Sein Capitel: „das nasenlose Palermo." „Neben einem nirgends in Europa seinesgleichen habenden Contingent an Mißgestalteten, Blinden, Lahmen, Blatterspurigen, Aussätzigen aller Art, stellt es alle Nasendefectspielarten zur Schau — von der komischsten bis zur widerlichsten," und diese Entnasung erstreckt sich auch auf die „Nasen der Marmorstandbilder in Stadt und Umgebung. Heroen und Huldgöttinnen, Tassos, Satyren und Muttergottessen, Garibaldis, Principessen, Engel und Erzengel, selbst ihre jüngst erst in Stein verewigten Mitbürger werden erbarmungslos entnast." Daß Armuth und Krankheit, Mißgestaltung und körperliche Gebrechen in Südeuropa verbreiteter seien als im Norden, muß erst erwiesen werden, es drängt sich aber das Elend, wie das gesammte Leben dieses Volkes, mit diesem mehr auf die Straße und mag auffallender, als bei uns daheim, ohne deswegen „verspottungsbedürftiger" zu sein, als bei uns. Menschliches Elend ist menschliches Elend, am Nordpol wie unter dem Aequator, und fordert hier wie dort unser Mitleid heraus. Da ist es denn ganz verwunderlich zu sehen, wie Menschen, die dem Straßenkrüppel ihrer nordischen Heimat alle samaritanische Barmherzigkeit erweisen, hier zum „Priester und Leviten" werden und dem Aermsten höhnendes Gift in die Wunde gießen.

Zum Schluß noch die Behauptung, daß „die Italiener, wie alle Romanen, unvermögend in der bunten Mannigfaltigkeit der Natur die innere Ruhe und Harmonie zu bewahren, den Gipfeln der Hochberge, durch salongerechte Titulaturen, wie salon, fauteille des dames (sic!) etwas am Zeuge flicken möchten." Nun wird die Sache kindlich, wir brechen darum ab und überlassen den Rest der gütigen Mutter Nacht — — —.

Und die Moral?

Entschuldigen Sie: solche Bücher sind ohne Moral.

Neapel, im September 1876.

Der große Wurf.

Lustspiel in 4 Aufzügen von Julius Rosen.

Julius Rosen gehört zu den glücklichst angelegten Bühnenschriftstellern, die in der Schule von Roderich Benedix aufgewachsen sind. Er hat gute Einfälle, er erfindet mit Leichtigkeit und gestaltet mühelos; er besitzt wirkliche Lustigkeit und weiß sich frei von aller Aengstlichkeit: er greift unbefangen und keck zu und kümmert sich nicht sonderlich um die Hindernisse, die die Sitten und Gebräuche unserer Gesellschaft dem Bühnendichter bisweilen entgegenstellen; er ignorirt dieselben einfach.

Bei diesen Eigenschaften, die sich nur selten in so glücklicher Vereinigung beisammen finden, hätte Rosen, wenn er es nur ernsthaft gewollt hätte, unter den zeitgenössischen Bühnenschriftstellern eine ausgezeichnete Stellung einnehmen und anstatt ein blos vielgespielter und oft herzlich belachter, sogar ein wirklich angesehener Bühnendichter werden können. Aber leider ist bei ihm das Talent größer als der künstlerische Ernst, das Können — um das Wort zu gebrauchen, das Siegmund Schlesinger zur Charakterisirung eines berühmten Dramaturgen in diesen Blättern angewandt hat, — stärker als das Wollen.

Seine ersten Stücke zeigten ein so entschiedenes Talent, daß man darüber die mangelhafte Sorgfalt der Arbeit, die oft verletzend wirkte, wenn auch nicht ganz übersehen, so doch als eine verzeihliche Jugendsünde entschuldigen konnte. Man durfte hoffen, daß der Dichter, der in der Selbsterkenntniß seiner Begabung durch die freundliche Aufnahme seiner Stücke vom Publicum und von der Kritik bestärkt werden mußte, selbst das Bedürfniß fühlen würde, seinen späteren Productionen eine ernste literarische Pflege angedeihen zu lassen, daß er die starken Verstöße gegen die ge-

Digitized by Google

sellschaftlichen Möglichkeiten, die trivialen Redewendungen, die allzu possenhaften Derbheiten ausscheiden und sich mit einem Worte bestreben würde, ein wirkliches Lustspiel zu schreiben.

Diese Hoffnung aber ist getäuscht worden. Anstatt der gewissenhaften künstlerischen Ausarbeitung seine Kräfte zuzuwenden, hat Rosen seinen Pflichten sich selbst und dem Publicum gegenüber schon durch eine sich überhastende Massenproduction zu genügen geglaubt. Er hat gemeint, es wäre schon aller Ehren werth, wenn er beständig mit neuen Stücken vor das Publicum träte; und wie bei der gealterten Diana scheint nun auch bei ihm die Quantität die Qualität ersetzen zu sollen.

Die letzten Stücke Rosens weisen einen so bedenklichen Stillstand auf, daß es jetzt geboten erscheint, ihn in seinem eigenen und in unserem Interesse darauf aufmerksam zu machen, wie wenig praktisch er mit dem ihm anvertrauten Pfunde wuchert. Sein neustes Lustspiel, „der große Wurf", das ich vor kurzem auf der Bühne einer kleinen Residenz in einer anständigen Darstellung zu sehen die Gelegenheit gehabt habe, hat diese Bemerkungen hervorgerufen.

Wegen der Bezeichnung „Lustspiel", die Rosen seinem Schwank gegeben hat, will ich nicht lange mit ihm disputiren; aber was hat denn das ganze Stück zu bedeuten? Es erscheint mir so zwecklos wie nur denkbar — zwecklos nicht nur für das Publicum, sondern auch für den Dichter selbst. Es bekundet nach keiner Seite hin irgend welchen Fortschritt, nicht einmal — und das ist das Bedauerlichste an der Sache — nicht einmal den Versuch, einen Fortschritt zu machen. Nirgends verräth sich ein anerkennenswerthes Streben, das selbst dann, wenn der Verfasser sich irrte, Respect verdienen würde. Es ist eine flüchtige, leichte Arbeit, die keinem andern Bedürfniß ihr Entstehen verdankt, als dem, wieder einmal ein Stück zn schreiben. Vielleicht lacht das Publicum, dann ist es gut! Vielleicht gähnt es, dann schadet es auch nichts, dann kommt ein anderes Stück!

Da wird also der erste beste Stoff genommen, — derjenige, der gerade zur Hand ist, gleichviel, ob er schon zu Dutzenden Malen gebraucht ist oder nicht. Nicht einmal das Bewußtsein, daß man demselben auf keinen Fall irgend eine neue Seite für die Bearbeitung abgewinnen werde, schreckt vor der Wahl dieses Stoffes zurück. Dieses Nächstliegende wird nun mit schnellfertiger Hand so zurechtgemacht, daß es einen Theaterabend füllt; die ersten besten Figuren, die nicht einmal einen individuellen Schimmer haben, werden mit der Ausführung beauftragt, es werden ihnen die ersten besten Worte in den Mund gelegt, und das Stück ist fertig!

Und so sehen wir denn ein Lustspiel, das „der große Wurf" heißt und das das abgenutzteste aller Motive, die Störung einer jungen Ehe durch die Schwiegereltern, noch einmal verwerthet. Wenn uns Rosen etwas Anderes über dieses allmälig recht langweilig gewordene Capitel hätte sagen können als uns im „Störenfried" und im „Recept gegen Schwiegermütter" bereits gesagt worden ist, — ich nenne hier nur die beiden bekanntesten dieser schwiegerelterlichen Dichtungen aus neuster Zeit — so könnte man sich die Sache noch gefallen lassen; aber es geschieht nichts, das uns durch seine Originalität irgendwie erfreuen oder auch nur überraschen könnte. Es sind lauter alte bekannte Scherze. Die Schwiegereltern wollen auch hier stets das Gute und schaffen das Böse; sie wollen das Glück ihrer Tochter begründen und machen durch ihre thörichten Handlungen die Ehe unglücklich. Wie in dem Benedix'schen Stücke wird auch hier der gestörte Friede in der Ehe erst durch Beseitigung der lieben Anverwandten hergestellt. Die Schwiegereltern werden vor die Thür gesetzt und der Titel, „der große Wurf", scheint also so gedeutet werden zu müssen, daß darunter das Hinauswerfen der Schwiegereltern zu verstehen ist. „Wem der große Wurf gelungen ꝛc."

Dieser, wie gesagt, an und für sich schon herzlich unbedeutende Stoff ist durch die saloppe Behandlung noch herabgedrückt; das ganze Stück ist eine Reihe von Ungehörigkeiten.

Wie Rosen in seinen früheren Stücken, so hat er auch hier Rügen der Kritik wiederum die Salons anständiger [illegible] aller Rendezvous für alle möglichen Leute, die er für Menschen als seine Situationen benutzt, ausersehen. Da treten Fremde ein, ohne sich besonders vorzustellen, da gehen Fremde ab, ohne sich besonders zu verabschieden; es ist der reine Taubenschlag. Und wie benehmen sich diese Leute gegeneinander! Von diesen Grobheiten und Insulten, die sich hier die fein Gebildeten beständig an den Kopf werfen, macht man sich keine Vorstellung. Denn kein Zweifel, es handelt sich hier nur um fein gebildete Leute.

Da ist z. B. ein junges Mädchen, Gabriele von Strehlen, die, wie es scheint, den aristokratischen Kreisen angehört — wir lernen sie in Gesellschaft eines Barons, einer Geheimräthin und einer Comtesse kennen. Dieses unverheirathete junge Mädchen, das ganz allein in der Welt zu stehen scheint, man sieht wenigstens nichts von ihren Eltern und nichts von irgend einer Art von Begleiterin, verfügt über ihre Zeit mit einer Freiheit, die sich kaum eine junge Wittwe gestatten würde. Sie macht allein Besuche, sie empfängt Herrenbesuch, und es wird auch nicht mit einem Worte angedeutet, daß dies etwas zum mindesten doch nicht ganz Gewöhnliches sei; es ist hier ganz in der Ordnung. Unter diesen Umständen darf man sich allerdings kaum darüber wundern, daß ihr von allen Seiten die größten Grobheiten gesagt werden. Der Schwiegervater, ein Rentier Stolberg, der wohl auch ein gebildeter Mensch sein soll, empfängt sie gleich im ersten Act im Zimmer seines Schwiegersohnes, des Malers, in einer Weise, für die das Wort brutal eigentlich noch zu milde gewählt ist. Dieser Herr Stolberg hat während der Hochzeitsreise seines Schwiegersohnes und seiner Tochter verschiedene Briefe von Fräulein von Strehlen an seinen Schwiegersohn in Empfang genommen. Er hat sie als discreter Mann nicht erbrochen, aber er nimmt ohne Weiteres an, daß der Inhalt so compromittirend sein müsse wie nur möglich; aus der Thatsache, daß diese Dame an den jungen Maler geschrieben, schließt er mit voller Gewißheit, daß sie die Geliebte des Malers gewesen sein müsse. Vergeblich protestirt letzterer gegen diese ehrenrührige Beschuldigung, vergeblich macht er den alten Herrn mit dem unverfänglichen Inhalt dieser Briefe bekannt, — es handelt sich nämlich um einen Bazar, dem Fräulein von Strehlen vorsteht, und den der Maler arrangiren soll, — der Rentier Stolberg beharrt bei seinem schmählichen Argwohn; und als die junge Dame in das Atelier kommt, um ihre schriftlich vorgetragene Bitte mündlich zu wiederholen, empfängt er sie und spricht mit ihr wie mit einem Frauenzimmer von zweideutigstem Rufe. Er treibt die äußerste Beleidigung so weit sogar tolerant zu sein. „Ich bin ja ein vernünftiger Mann", — so ungefähr sagt er zu der Dame — „was vor der Ehe geschehen ist, das geht mich nichts weiter an, ich nehme es Ihnen nicht weiter übel; aber nun muß die Sache ein Ende haben. Verstehen Sie mich?"

Man kann sich denken, daß der junge Maler, der dieser Unterhaltung beiwohnt, nun mit der größten Entschiedenheit seinen Schwiegervater wegen seines unwürdigen Verdachtes zur Rede stellt und es nicht duldet, daß in seiner Gegenwart der Ruf eines anständigen jungen Mädchens mit Füßen getreten wird; man kann sich denken, wie Fräulein von Strehlen selbst empört dem alten Narren entgegentritt, und dann ein Haus verläßt, in dem sie gegen solche Beleidigungen nicht geschützt ist. Gott bewahre! Der junge Maler zuckt die Achseln, Fräulein von Strehlen sagt: „Ein eigenthümlicher Herr", und bleibt.

Fräulein von Strehlen ist aber, wie ich schon sagte, an Grobheiten gewöhnt. Ein anderer junger Aristokrat, der ebenfalls sich die vornehmen Gewohnheiten der besten Gesellschaft zu eigen gemacht haben soll, Herr Bruno von Welten, spricht gerade so mit ihr. „Sie wollten mir etwas sagen", wendet er sich zu ihr. „Es ist mir augenblicklich entfallen", antwortet Fräulein von Strehlen. Darauf versetzt dieser fein gebildete junge Mann: „Sie sollten mnemotechnischen Unterricht nehmen, das schärft das Gedächtniß." Und später sagt er zu ihr mit spöttischem Achselzucken: „Ihr Ruf? Ist Ihnen denn an Ihrem Rufe gelegen?" Aber als fein gebildeter Weltmann fügt er beschwichtigend hinzu: „Meine Zweifel sollten Sie nicht beleidigen." Dann treibt er die christliche Barmherzigkeit so weit, der jungen Dame auseinanderzusetzen, wie die böse Welt ihre humanitären Be-

Digitized by Google

strebungen beurtheilt, was sie von dem Bazar, an dessen Spitze Fräulein von Strehlen steht, denkt. „Die Einen sagen: sie wird sich bei der Gelegenheit einen Mann angeln, die Andern: bei der Sammlung wird schon etwas für sie selbst abfallen." Und diese anmuthigen Scherze läßt Fräulein von Strehlen ohne ernsthaften Widerspruch über sich ergehen.

Wenn sie Grobheiten empfängt, so theilt sie allerdings gelegentlich auch welche aus. So sagt sie zu demselben Herrn von Welten, den sie los werden will: „Sie haben gewiß Eile! Ich halte Sie nicht mehr zurück." Herr von Welten versteht als fein gebildeter Weltmann diese Anspielung und zieht sich denn auch zurück.

Ich weiß nicht, ob Rosen dergleichen Sottisen für Witze hält; aber ich glaube es beinahe. Jedenfalls kann er dem Gelüst, derartige Witze anzubringen, nicht widerstehen, und es ist ihm ganz gleichgültig, wer die Grobheiten sagt und unter welchen Verhältnissen sie gesagt werden. Die Rosen'sche Gesellschaft wird von einer idealen Gleichheit beherrscht, einer Gleichheit, die allerdings an diejenige der „nivellirenden Gleichheitslümmel" erinnert.

Kein Unterschied der gesellschaftlichen Stellung, kein Unterschied des Geschlechts, kein Unterschied des Alters; die jungen Leute verkehren mit den Damen wie mit alten Zechkumpanen, die Jünglinge spielen und treiben Spott mit ehrwürdigen Herren, als wenn sie auf der Schulbank zusammengesessen hätten. Das gemüthlichste Verhältniß herrscht zwischen der Herrschaft und dem Gesinde.

„Was veranlaßt Sie zu dieser Frage?" fragt ein Diener den Rentier Stolberg. Dieser versetzt: „Mein Wissensdurst." Darauf sagt der Diener: „Ist Ihr Durst gestillt?" und der Rentier entgegnet: „Am Borne Ihres Wissens."

„Wer gibt Ihnen das Recht, an mir herumzubeißen?" sagt der nämliche Mann, dessen ergraute Haare doch auf einen Fünfziger schließen lassen, zu dem ganz jugendlichen Bruno von Welten, der den älteren Herrn beständig aufzieht, und Welten versetzt: „Ihre Appetitlichkeit." „Sie sind ja übergeschnappt", sagt später derselbe Rentier zu demselben jungen Mann, und dieser erwidert mit einer höflichen Verbeugung: „Herr College!"

Uebergeschnappt! Man darf sich an dem Worte nicht stoßen, es kommen noch ganz andere vor. Die Sprache der Tabagien scheint ja auch allmälig in die aristokratischen Salons hinaufzudringen, wenn Rosens Salons eben aristokratische sind. Ist diese Voraussetzung richtig, so hat der aristokratische Bruno von Welten unzweifelhaft das Recht, zu sagen: „dann sind wir lackirt". Weshalb nicht: „wir fliegen in die Käse"? „dann sind wir böse mit der Bank"? Es ist ja auch recht hübsch. Es wimmelt in diesem Dialoge von Trivialitäten und Unerlaubtheiten; aber noch schlimmer dünkt mich der sogenannte „höhere Flug" des Rosen'schen Dialogs. Wenn er geistvoll über Liebe und dergleichen spricht, dann sehne ich mich förmlich nach jenen Unziemlichkeiten, die doch blos die Prätension der Lustigkeit erheben. Der sogenannte geistvolle Dialog läßt sich eben nicht aus dem Aermel schütteln, er will gemacht sein; und dazu fehlt es Rosen an Sammlung und Geduld und an Respect vor seiner Arbeit.

Wenn diese Bemerkungen schonungslos und hart erscheinen, so wolle man bedenken, daß sie an die Adresse eines wirklich begabten Schriftstellers gerichtet sind, der viel Besseres leisten könnte, als er leistet. Der Unwille über diese Arbeit ist nichts Anderes als der Ausdruck des aufrichtigen Wohlwollens für die schöne Begabung, die sich an Tüchtigerem üben sollte.

Paul Lindau.

Freiheit und Gleichheit.

Von E. von Hartmann.

(Fortsetzung.)

Auf politischem Gebiet ist die Verwirrung der Meinungen über den Inhalt, an den bei dem Worte Freiheit zu denken sei, am größesten. In der einfachen Form der hellenischen Städteverfassung mit ihrer von Niemand in Frage gestellten Aristokratie der freien Bürger gegenüber den Sklaven kannte man nur eine Form politischen Zwanges, die Tyrannis, und gegen diese richtete sich daher die ganze republicanische Schwärmerei jener Freiheitshelden, denen es gar nicht einfiel, daß ihre eigene, gegen ihre Sklaven geübte Tyrannis weit ärger als die eines Pisistratus sei. Jene abstracte Tyrannenfresserei der griechischen und römischen Classiker hat nun der moderne Liberalismus gedankenlos in sich aufgesogen, ohne zu erwägen, daß für die Regierung von Großstaaten ganz andere Bedingungen gelten, als für die von städtischen Gemeindewesen, und für sklavenlose Völker ganz andere als für solche, die wie die Hellenen zu etwa zwei Drittel aus Sklaven bestanden. An die abstracten nominellen Gegensätze von Republik und Monarchie, Präsident und Fürst sich klammernd hat zuerst die französische Revolution die römische Republicanertugend nachzuäffen versucht, und dann wieder der europäische Liberalismus das französische Vorbild nachgeäfft, als ob durch nominelle und abstracte Verfassungsänderungen irgendwie der Begriff der politischen Freiheit realisirbar sei.

Die Negation der Tyrannis, d. h. der Regierungswillkür, der nur das bon plaisir des Machthabers Gesetz ist, hat auch heute noch ihre volle Berechtigung; der Irrthum liegt nur darin, die Verwaltungswillkür in der monarchischen Gewalt als solcher zu suchen, — als ob nicht ein Dictator, oder ein allmächtiger Minister neben einem Schattenkönig, oder ein Statthalter, oder ein Präsident der Republik, oder ein Convent oder sonst irgend eine das Gesetz verachtende oberste Gewalt in ganz derselben Weise, ja sogar noch weit schlimmeren politischen Zwang auf die Regierten übten! Schlimmer ist der Zwang bei letzteren deshalb, weil vielköpfige Tyrannen allemal unvernünftiger wirthschaften als einköpfige, und weil zeitweilige Machthaber weit mehr zum Mißbrauch der Gewalt hinneigen müssen, als Glieder einer erblichen Dynastie, deren Interesse allen Classenintressen entrückt und mit dem Wohl des Staats als Ganzen um so enger verwachsen ist. Nur dauernde, allmälig entstandene und mit der Volkssitte und der öffentlichen Meinung fest verwachsene Institutionen geben eine gewisse Garantie für Stetigkeit des politischen Lebens und möglichste Sicherheit gegen Mißbrauch der Gewalt, und das Maß der politischen Freiheit, welche sie gewähren, hängt nicht von der republicanischen oder monarchischen Verfassungsform, sondern von der Entwickelungsstufe der Volkssitte und des öffentlichen Lebens und von der Uebereinstimmung der Gesetze mit den beiden letzteren ab. Nur die thatsächlichen Verhältnisse, zu denen auch die Macht der öffentlichen Meinung zu rechnen ist, sind im Stande, die souveräne Willkür eines Fürsten oder eines Dictators einzuschränken, aber jeder Versuch, diese Einschränkung durch verfassungsmäßige Einrichtungen zu erkünsteln, welche nicht der Ausdruck thatsächlicher Machtverhältnisse sind, erzeugt nichts als doctrinäre Seifenblasen, die recht bunt schillern mögen, aber beim ersten Windhauch in nichts zerplatzen. Es ist wahr, daß auch Gesetze ein wesentliches Erziehungsmittel des Volkes sind, aber erstens nur dann, wenn sie sich nur sehr wenig über das vom Volke erreichte Niveau erheben, und zweitens nur dann, wenn sie concret genug sind, um eine unmittelbar eingreifende reelle Wirkung zu entfalten. Je rascher Gesetze das Culturniveau heben wollen, und je umfassender, allgemeiner, abstracter und doctrinärer sie sind, desto sicherer bleiben sie todter Buchstabe, und desto schädlicher wirken sie für das Ansehen der Gesetze überhaupt, selbst dann, wenn sie keine Reaction heraufbeschwören.

In den letzten Decennien ist denn auch die Einsicht in diese verkehrte Richtung der politischen Freiheitsschwärmerei wenigstens in Deutschland sehr gewachsen; man hat besonders durch die Beobachtung des nordamericanischen und französischen Staatslebens sich überzeugt, daß die verschiedensten Verwaltungsformen gute und schlechte Verwaltung zulassen, und daß die Corruption am meisten durch die Extreme begünstigt wird. Man hat gelernt, daß es das in Fleisch und Blut eines Volkes eingelebte System concreter Gesetze und die dem Volksgeist angepaßte Verwaltungsmaschinerie sind, die in erster Reihe den Charakter des politischen Lebens und die Art und das Maß seiner Freiheit bestimmen, daß aber die republicanische oder monarchische Form der Ver-

Digitized by Google

fassung nur einen untergeordneten und verschwindenden Einfluß auf dieselbe haben.

In Frankreich scheint man von dieser Einsicht noch immer gleich fern zu sein, denn alle, die nicht im Gefolge des Ultramontanismus marschiren, glauben trotz der erstickenden Umklammerung Frankreichs durch den letzteren noch immer daran, daß die Freiheit gerettet sei. Thatsächlich hat aber für die französischen Staatsbürger ein Wechsel der Verfassungsform in Paris nicht mehr Bedeutung, als eine Palastrevolution für die Unterthanen einer orientalischen Monarchie; die ganze Maschinerie der Verwaltungscentralisation bleibt dieselbe, oder wird vielmehr von jedem neuen Erben der Herrschaft straffer zusammengezogen. Noch jede Republik in Frankreich hat versucht, den Franzosen durch Terrorismus eine vorgebliche politische Freiheit aufzuzwingen; diese Freiheit ist aber ein leerer Rahmen, und nur der Parteiterrorismus, dem sie als Aushängeschild dient, ist eine Realität, nämlich politischer Zwang, d. h. das Gegentheil der Freiheit. Einer solchen doctrinären Verbohrtheit gegenüber könnte man beinahe versucht sein, relativ mit der cynischen Frivolität der bonapartistischen Partei zu sympathisiren, die wenigstens offen eingesteht, daß es sich für sie nur um den Genuß der politischen Herrschaft handelt. Sie bietet dem Volke genau dasselbe Ziel, wie die republicanische Partei, muthet ihm aber das Gaukelspiel mit einem thatsächlich verhöhnten Ideal nicht mehr mit ernsthaftem Gesichte zu, sondern benutzt die Phrase wirklich blos noch als fable convenue, die der Hörer ebensowenig für Ernst nimmt wie der Sprecher. Bei solchem Mißverständniß der Republicaner über das Wesen der antiken republicanischen Freiheit muß man eingestehen, daß das Auftreten einer Partei, welche eine Föderation freier Communen an Stelle des Einheitsstaates setzen will, einen entschiedenen Fortschritt im Verständniß der politischen Freiheit in Frankreich bezeichnet. Denn nur in einem kleinen Gemeinwesen ist politische Freiheit ohne Verfall in Anarchie möglich, weil nur in einem engen localen Rahmen Selbstverwaltung möglich ist. Die Communards befinden sich aber in dem doppelten Irrthum, erstens die geschichtliche Entwickelung der modernen Großstaaten ungeschehen machen, und zweitens ein an centralisirte Präfectenwirthschaft gewöhntes Volk plötzlich von jeder Staatsgewalt befreien zu wollen. Sie negiren die Nothwendigkeit der Staatsgewalt im modernen Sinne überhaupt und negiren die Nothwendigkeit einer allmäligen Erziehung des Volkes zur communalen Selbstverwaltung.

Die germanischen Staaten suchen hingegen den Aufgabenkreis der communalen Selbstverwaltung durch eine schrittweise Decentralisation zu erweitern, welche gleichzeitig das Volk erzieht und die Staatsregierung vereinfacht und erleichtert (also auch vervollkommnet), ohne doch die wesentlichen Attribute der Staatsgewalt zu schwächen. Die Germanen verstehen den Begriff der politischen Freiheit wesentlich im Sinne der Freiheit der Gemeinden von einer staatlichen Bevormundung in communalen Angelegenheiten, und die Negation eines solchen Zwanges ist jedenfalls für die Cultur weit förderlicher als die fanatische Negation gewisser Verfassungsformen.

Nachdem einmal an Stelle der Herrscherwillkür die Herrschaft des Gesetzes getreten ist, ist nicht zu leugnen, daß der Zwang eines Gesetzes um so stärker und unangenehmer empfunden wird, je weniger der Wille des Handelnden mit dem Willen des Gesetzes übereinstimmt. Ist hingegen diese Uebereinstimmung vorhanden, so hört das Gesetz auf, als Zwang empfunden zu werden, d. h. die Empfindung ist dieselbe, als ob kein äußerliches Gesetz da wäre; daher ist es eine Consequenz auch der Freiheitsidee, in der Gesetzgebung möglichst den Willen der dem Gesetz Unterworfenen zum Ausdruck zu bringen, und die Forderung der Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung erscheint deshalb zugleich als eine Forderung der Freiheit. In einem kleinen Gemeinwesen ist diese Forderung direct erfüllbar, in einem großen nur durch gewählte Vertreter. Dieses Repräsentativsystem ist aber keineswegs eine an und für sich die politische Freiheit verbürgende Form, sondern sie ist es nur unter der Voraussetzung, erstens, daß die Wahlen den Volkswillen rein zum Ausdruck bringen, und zweitens, daß die gewählten Vertreter ihre Macht nicht für die Interessen einer Kaste professioneller Politiker ausbeuten, anstatt selbstlos ihrem Mandat zu entsprechen. Wo letztere Form der Corruption einreißt, wo die Politik ein Gewerbe wird, das nur noch durch Corruption zugänglich ist, aber auch durch Corruption seinen Mann ernährt, da ist das Repräsentativsystem nicht eine Brücke zur Freiheit, sondern eine Lockspeise zur Beschleunigung des Verfalls, und ein schlimmerer Hohn auf die Freiheit als die geordnete Gesetzgebung einer absoluten Monarchie. Die letztere läßt wenigstens in der Regel die Gesetze durch Sachverständige berathen und ausarbeiten, während die durch Corruption zu ihrem Repräsentantenmandat Gelangten in der Mehrzahl nicht sachverständig sind. Der absolute Monarch wird um so mehr das Volkswohl im Auge haben, je befestigter die Monarchie ist und je mehr er deshalb sein Interesse mit dem Staatsinteresse identificiren kann; aber ein corruptes Repräsentantenhaus hat principell andere Interessen im Auge als die des Volkes, und nur zufällig können auch einmal die letzteren durch die Pflege der ersteren mitbefördert werden. Auch auf dem Gebiet der Gesetzgebung ist demnach die Freiheit weit weniger von den abstracten Verfassungsformen, als von dem Geiste, mit dem sie erfüllt, und der Art, wie sie gehandhabt werden, abhängig, und die sogenannten „freiheitlichen" Formen der Gesetzgebung können Gesetze hervorbringen, welche dem Volksbewußtsein weit mehr widersprechen und daher als weit ärgerer Zwang empfunden werden, als diejenigen einer absoluten Monarchie (man vergleiche die ekelhaften Gesetzgebungszustände in den Vereinigten Staaten von Nordamerica in den letzten Decennien mit der wahrhaft erleuchteten Staatsweisheit der russischen Gesetzgebung in dem gleichen Zeitraum).

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Von Gustav Floerke.

III.

Die drei Hauptrichtungen unserer gegenwärtigen Oel- und Bildmalerei haben wir zum Schluß des vorigen Artikels kurz angedeutet und zwar in der Reihenfolge, wie sie sich in aufsteigender Linie aus einander entwickelt haben. Im folgenden möchten wir, soweit das ohne Anschauung und auf dem Papier möglich ist, das Wesen und nebenbei die Stärke dieser drei grundverschiedenen Parteien etwas eingehender feststellen.

Zunächst begegnen wir, wenn auch von Jahr zu Jahr verschämter und minder altfränkisch aufgeputzt, der conservativen Gruppe derjenigen, welche noch an das alte bequeme Bilderrecept glauben und davon leben, wie es die Düsseldorfer und Münchener besaßen, ehe die moderne naturalistisch-coloristische Bewegung losbrach. So und so viel Theile Schatten, dünn und braun, und so und so viel Theile Licht, grau und farbig, das war so ziemlich das ganze, nur in den Mischungsverhältnissen leicht variirbare Geheimmittel, und ist es im Grunde genommen genau so noch heute.

Das Bequeme und zugleich Gute dieses Receptes liegt darin, daß es sich auf tüchtige und wirklich malerische alte Ueberlieferungen stützt, indem es, wenn auch auf fast mechanische Weise, in erster Linie geschlossene Bildwirkung erreichen hilft. Das Schlimme und Ertödtende daran ist, daß es jedes unbefangene Studium der Natur überflüssig und das Verwenden des etwa so Gelernten in seinem Rahmen unmöglich macht, daß es jedes coloristische Streben, also in Summa jedes wirklich malerische Wollen, jede künstlerische Selbstständigkeit nach dieser Seite hin ausschließt.

Wenn diese Kunstrichtung heute noch so existirt, daß sie bei einer noch so groben Scheidung unserer Production in Parteien als vollwichtig mitgezählt werden muß, so verdankt sie das einer Eigenschaft, die sich

Digitized by Google

ohne Mühe aus ihrer eben gegebenen Charakteristik ergibt. Indem nämlich ihr Recept die eigentlich malerische Aufgabe des Bildes gleichsam von vorneherein löst, gestattet sie ihren Anhängern, sich in ihren Bildern um so vollständiger auf andere Qualitäten zu concentriren. Sie verlangt gewissermaßen einen Mangel an eigener malerischer Begabung von ihren Anhängern und hat daher Platz für alle diejenigen, welche, wie z. B. die Historienmaler und die eigentlichen Genremaler, ihr Gewicht ganz wo anders hinlegen wie die wirklichen Maler. Wie eine bequeme oder rettende Arche Noah hilft sie allen denen über das große Wasser, denen das Schwimmen zu mühsam ist oder die überhaupt nicht für das Wasser geschaffen sind. Und dies Talent zur Arche Noah ist es, welches die ganze Richtung selber über Wasser und flott erhält.

Dem entsprechend setzt sich denn auch ihr Contingent wunderlich zusammen.

Zunächst sind es die Alten, die trotz der neuen Zeit, in der sie kaum zu athmen vermögen, noch immer leben und von denen man kein Umlernen mehr verlangen kann.

Dann kommt der Philister, diese breite bequeme Wasserpest, die auch in der Malerei sofort und überall im fließenden Wasser ist und es nur zu häufig überzufließen zwingt, wenn es nicht gefressen sein will. Der Malphilister, der meist bei den ebengenannten Alten Verehrungssinn, ästhetische Selbstschätzung, sowie das genannte Bilderrecept nebst etwas Zeichnen und Componiren gelernt hat, war natürlich zunächst erstaunt und dann entrüstet, als es plötzlich mit diesem ABC noch nicht zu Ende sein sollte, mit dessen Erlernung er doch im Hafen der Bildermalerei zu sein hoffte. Und schließlich haben sie von ihrem Standpunkt aus recht, wenn ihnen dergleichen Unruhe, so eine Lernschraube ohne Ende, unangenehm ist. Wenn es so weiter geht — und es scheint wahrhaftig so — heißt das aus dem Lehnstuhl in die Gefechtslinie, vom Katheder auf die Schulbank, heißt das Arbeit auf Lebenszeit und zwar geistige in ihren Baarerfolgen noch ganz unberechenbare Arbeit. Denn technisch auf seine Art büffelt auch mancher von den Hauptphilistern Tag und Nacht und seine nach körperlichem Schweiß riechenden Bilder sehen aus, als ob er zu lebenslänglicher Malerei verurtheilt wäre.

Auch die geistig Hochmüthigen unter den Malern, welche das „Malen" eigentlich für unter ihrer Würde halten, wie manche Menschen das Geborenwerden für unanständig und das Menschsein für wenig menschenwürdig, gehören hierher. Sie möchten ihren unsichtbaren Geist bei seinen Offenbarungen an die Menschheit, wenn sie denn einmal in sichtbarer Form vor sich gehen müssen, doch so wenig wie möglich mit sinnlicher Erscheinung beschweren und vor Allem sich selber nicht mit der Tagelöhnerei des Malenlernens entwürdigen und sich damit um ihre kostbare Zeit bringen. Auch sie finden in der Arche fröhliche Unterkunft.

Ferner alle Maler, beiderlei Geschlechts, welche gegen den „Naturalismus" oder gegen den „Colorismus" in der Kunst ästhetische, moralische, stilistische, pecuniäre, technische oder andere triftige Bedenken haben, — eine Gruppe, die sich hin und wieder einigermaßen mit jener der Philister deckt, sonst aber durchaus nicht mit derselben identisch ist. Die ersten zwei Rubriken noch am ersten; die später genannten haben im Gegentheil meist Selbsterkenntniß oder Leichtsinn als Grundlage.

Ueber alle diese Factoren der genannten conservativen Partei hinweg würden indessen Malerei sowohl wie Kritik ohne viel Debatte zur Tagesordnung übergehen. Statt dessen aber hat die Fraction eine weitere mächtige Gruppe aufzuweisen, die allein genügt, um die ganze Richtung am Leben zu erhalten. Das ist die sogenannte „Genremalerei" mit oder ohne Costüm, mit oder ohne historische Wägen und Portraits, d. h. jene Malerei, welcher (wenn man ihre Vertreter fragt) die charakteristische, gutgezeichnete und möglichst unbefangen componirte Darstellung eines anekdotischen, novellistischen oder dramatischen Moments die Hauptsache ist; oder welcher (wenn man ihre gesinnungstüchtigen Kritiker reden hört) die bedenklich wenig künstlerische Aufgabe zugefallen sein soll, der Nachwelt einen möglichst vollständigen Atlas zur zeitgenössischen Culturgeschichte zu hinterlassen.

Diese Genremalerei ist zugleich die einzige Gruppe, welche zum Aushalten innerhalb der Schranken der Partei eine kaum discutirbare Berechtigung aufzuweisen hat. Wie man sieht, handelt es sich nämlich bei dem echten „Genremaler" von vorne herein um Intentionen oder Stoffe, die mindestens eben so sehr eine novellistisch-plastische, wie eine malerisch anschauende Phantasie voraussetzen. Seine Kunst stellt an ihn Anforderungen und verlangt von ihm Qualitäten, die den Rahmen eines coloristisch angelegten und empfundenen Kunstwerks von vorne herein sprengen müßten. Nur durch einseitige Begabung für gemüthvolles Erzählen und Charakterisiren ist die Specialität des Genrebildes geschaffen und in Deutschland bis zur höchsten Vollendung ausgebildet. Schon damit ist gesagt, daß „Genremaler" so gut wie „Historienmaler" stets ein Gegensatz bleiben muß gegen denjenigen, welchem der bloße Titel Maler als der höchste erscheint und der aus dem Reiz der malerisch geordneten Massen und Formen die Inspirationen für seine coloristischen Harmonien erschöpft. Der „Genremaler" kann eben nicht heraus aus den Schranken dieser alten malerischen Convention. Wie häufig versuchen es die strebsamsten unter ihnen, ihre Bilder coloristisch auf eine höhere oder naturalistisch wahrere Stufe zu heben. Aber sie bringen es nicht weiter, als zu einer für Laien ausreichenden Verheimlichung des alten Recepts, nach dem sie dennoch arbeiten. Sie täuschen sich selber, wenn sie glauben, östreichisch-ungarische Politik mit zwei Schwerpunkten treiben zu können. Weder ihr Wille, noch ihre Beanlagung, noch das von ihnen geschaffene Genre sind speciell malerisch im hier angenommenen Sinne; und da sie diesen Begriff anders interpretiren und innerhalb ihres so zugeschnittenen Rahmens Wirkliches leisten, so trifft sie die geringe Note kaum, welche der hier in Rede stehenden Receptmalerei vom rein malerischen Standpunkt aus ertheilt werden muß, resp. dieselbe wird durch anderweitig begründete Auszeichnungen wieder ausgeglichen.

Noch weniger bestreitbar wird die Berechtigung der rechtgläubigen „Genremalerei" zum Verharren innerhalb dieser Partei, wenn man sich klar macht, daß bei ihren Erzählungen schließlich das malerische Wie auch ganz gleichgültig ist. Angesichts einer solchen Tafel wird alles Interesse sofort und lediglich auf den gewählten Moment und seine psychologisch-dramatische Zergliederung gelenkt. Solche Bilder befriedigen, gleichviel, ob sie mehr oder weniger malerisch erscheinen, und sind — wenn sie nur einigermaßen können, was sie wollen — des allgemeinen Verständnisses und der größesten Anerkennung sicher, bevor noch Jemand an ihre Malerei gedacht hat; während vorwiegend malerisch-künstlerisch empfindende Menschen, wie Böcklin, Makart ꝛc., in ihren besten Sachen immer nur einer sehr geringen Minorität wirklich zugänglich sein werden.

Aus dem zuletzt über die Wirkungsmittel der Genremalerei Angedeuteten erhellt zugleich — um auch das noch hier der Gerechtigkeit halber zu betonen — daß diejenigen nicht Recht haben, welche diese ganze Gruppe als abgethan betrachten, wenn sie ihren Werken direct malerisches Interesse abgesprochen haben. Vielmehr vertreten gerade diese „Genremaler" κατ' ἐξοχήν eine echt deutsche Schwäche in der malerischen Anschauung mit so viel Liebenswürdigkeit und so vielerlei anderen künstlerischen Qualitäten der in ihrer Weise vollendetsten Art, daß wir auch mit dieser Einseitigkeit, die so Tüchtiges leistet, zu rechnen haben, gleichviel, ob sie uns eine besonders weiterentwickelungsfähige oder gar der großen Kunst vortheilhafte dünkt oder nicht; ob uns ihr Einfluß auf den Geschmack und das Kunstverständniß unseres Publicums als vortheilhaft oder als das Piefkethum unterstützend erscheinen mag. Es hilft nun einmal Nichts: bis heute leistet gerade diese „Genremalerei" in Knaus, Vautier, Defregger und Andern — einzelne alleinstehende Künstler ausgenommen, die sich in Deutschland mit großer Malerei auslachen lassen — immer noch das Beste, in seiner Eigenart Vollendetste, was unsere coloristisch und überhaupt malerisch so ganz unerzogene Nation in der Malerei zu Wege bringt. Und die Consuln werden nicht dafür sorgen, daß es anders werde. Sie sehen nicht ein, wie diese liebenswürdige Kunst Staat und Nation schädlich werden sollte. Da müssen schon diejenigen selber zusehen, die sich unter Malerei Anderes vorstellen und noch immer auf eine große Kunst hoffen und der einstweilen die Wege zu bereiten sind.

Die „Genremalerei", bei der wir uns etwas lange aufgehalten haben, war die letzte Gruppe, die wir zu der oben charakterisirten „conservativen" Partei zählen müssen. Mit der Aufzählung der verschiedenen Elemente, die sie bilden, sind wir somit fertig.

Uns bleibt nur noch, über Stärke und äußere Erscheinung dieser Fraction Einiges zu sagen.

Die erstere erscheint nämlich dem flüchtigen Besucher z. B. unserer akademischen Ausstellung geringer, als sie in Wahrheit ist, hauptsächlich aus dem Grunde, daß die letztere, die äußere Erscheinung, sich bei ihren meisten Vertretern zu modernisiren längst angefangen hat. Viele Strebsame allerdings, denen der Schlendrian langweilig wurde, sind ausgetreten und in ein anderes Lager übergegangen; die Mehrzahl aber ist dem Laienauge lediglich auf die angedeutete Weise entzogen. Besonders die besseren unter den Münchener und Düsseldorffer Genremalern sehen sogar schon recht gut aus. Zunächst durch das tüchtige Durcharbeiten und Fertigzeichnen ihrer Figuren und Requisiten, welches ihnen eigenthümlichen Reiz verleiht. Dann aber haben sie auch, wie schon gesagt, fast überall versucht, sich der malerischen Zeitströmung, so weit es ging, zu accommodiren und deren Elemente, wenn auch nur schwach und äußerlich aufgenommen. So haben sie hauptsächlich gelernt ihre Bilder grauer zu machen und dadurch einen wahreren Eindruck zu erzielen. Aber sie täuschen damit nur auf den ersten Moment. Wer sie, wie sie auch heißen, genauer betrachtet, d. h. die orthodoxen Genremaler, der wird finden, daß sie durch das Danaergeschenk des grauen Lichts, welches sie auf ihre dünnen, asphaltuntertuschten Schatten tragen, körperlos werden. Und wenn sie durch das Violett im Hintergrund und die braune Sauce vorn auch ein wahnsinniges Zurückgehen von Gegenständen erzielen, die

Digitized by Google

kaum fünf Schritt entfernt sein können, so lobt das doch nur der Laie mit dem eingeweiht klingenden Wort: Luftperspective. Andere Leute sehen, daß sie durch dies Mittelchen einfach falsch und unwahr in den Tönen werden. Aber ich wiederhole: es kommt wenig darauf an. Von ihrer Malerei hängt ihre Schätzung überhaupt nicht ab. Leute wie August Kraft, Waldmüller, Jordan und der alte Meyerheim sind für Jeden, der über die jeweilige Modemalerei hinweg zu sehen vermag, trotzdem sie uns heute blank und blechern scheinen, genau so gut, wie ihre heutigen Gesinnungs- und Begabungsgenossen. Denn es ist lediglich ungeübte äußerliche Technik, was sie unterscheidet. Das Herz, das man ihnen durch die Weste brennen sieht, ist und bleibt trotz solcher mit der Mode wechselnder Gilets das Herz eines Genremalers, der im Grunde doch in ganz anderen Dingen seine Erfolge sucht als im Malen, der die Welt nun doch einmal zu allen Zeiten gleich — und zwar zunächst nicht malerisch — anschaut. Wie sehr er sich heute auch das alte Gewand zustutzen läßt, es bleibt doch immer das alte Uniformstück der conservativen, d. h. stillstehenden Partei, deren Aufspüren auf der Ausstellung wir hiermit unseren kunstsinnigen Lesern empfohlen haben wollen.

Von der Musiksaison.

Eine Kunstbilanz. Joachim und die Florentiner. Reinecke und Radecke. Erstes Concert der Berliner Symphoniecapelle. Pariser concerts populaires, Londoner Monday popular concerts und Berliner Bierhausconcerte. L'art und lard.

Eine jährliche Kunstbilanz wäre vielleicht ein interessantes, dankenswerthes Unternehmen: eine gründliche Prüfung des geistigen Gewinnes oder der Einbuße, welche die Kunst im Laufe des Jahres erfahren hat, eine muthmaßliche Vorausberechnung der etwaigen Mehreinnahme, oder des Deficits, das zu erwarten steht, eine Umschau auf die Mittel, durch welche jene zu erzielen, dieses zu decken wäre. Allerdings verlangt ein solches Unternehmen ununterbrochene, nach allen Seiten hin gerichtete Aufmerksamkeit, ein Zusammenfassen der verschiedenartigsten Erscheinungen, und eine sehr ruhige und genaue Berechnung der einzelnen Werthe; ich glaube fast, die Aufgabe wäre von einem Einzelnen nicht zu lösen und bedürfte des Zusammenwirkens Mehrerer, Unparteiischer und ganz Unabhängiger, welche mehr praktischen Nutzen als ästhetische Schönrednerei anstreben. Aber solche, d. h. drei oder vier sachverständige Fachmänner zu finden, die, verschiedenen Richtungen angehörend, sich zu einer Prüfung und Darlegung, zu einem Ausgleiche des künstlerischen Soll und Haben vereinigen wollten und wirklich beisammen blieben, dürfte in den Regionen der Harmonie sehr schwer, wenn nicht unmöglich sein. In der katholischen Welt gibt es nur Einen Papst, aber in der musikalischen hat fast jede Schule, jede Partei ihren Unfehlbaren, den Beherrscher der allein seligmachenden Kirche und ihre wohlorganisirte Curie, ihre Prüfungscommission für verbotene Schriften und ihren Verfluchungscodex. Gesetzt also, daß einige tüchtige und unabhängige Männer aus verschiedenen Lagern es unternähmen, den oben angedeuteten Standpunkt in Gemeinschaft zu vertreten, so würde der Einfluß und die Anfeindung der verschiedenen Curien wenigstens unter den gegenwärtigen Verhältnissen gegen eine solche gemeinschädliche (d. h. dem Gemeinen schädliche) Thätigkeit so lange arbeiten und wühlen, bis die Abgehetzten, des ewigen Kampfes Müden „laudabiliter revociren und sich unterwerfen", wie es im Curialstile heißt, und dann wieder recht wacker jeder auf seiner Seite für Intoleranz streiten. Eine ganz unabhängige und zugleich ganz wissenschaftlich gehaltene Musikzeitung hat noch mehr Recht auf die Bezeichnung „Zukunftskritik", als die „Zukunftsmusik" auf die ihrige; denn diese war schon da, bevor der Name erfunden und verbreitet ward, jene aber wird wohl noch lange auf sich warten lassen.

Alle diese Betrachtungen sollen eigentlich dem geneigten Leser erklären, daß in einer Wochenschrift, welche wie die „Gegenwart" die verschiedensten Dinge in den Kreis wissenschaftlicher Besprechung zieht, manche vereinzelte Beurtheilung musikalischer Erscheinungen und Angelegenheiten in einem gewissen Widersprnche mit früheren Urtheilen erscheinen kann, während sie in einer Fachzeitung, welche nur den einen Gegenstand behandelt, dem Rahmen angepaßt und mit der Haltung des Ganzen übereinstimmend erscheinen müßte.

In einer Fachzeitung ließe sich viel weitläufiger die Frage erörtern, warum die Quartette von Joachim immer ganz voll, die Concerte der „Florentiner" immer fast leer sind. Die Leistungen dieser letztgenannten vortrefflichen Künstler sind schon lange von der gesammten Kritik und von allen Fachmännern (ein paar officielle natürlich ausgenommen) als einzig in ihrer Art anerkannt worden. Die Urtheile stimmten alle dahin überein, daß, wenn die Florentiner in manchen Beethoven'schen Schöpfungen die großartige Auffassung uud den classischen Schwung des Joachim'schen Quartettes nicht erreichen, und wenn besonders der Leiter des letztgenannten im Vortrage der schwierigeren Partien, welche großen Ton und Ausdauer verlangen, unerreicht dasteht, jene dagegen in Bezug auf Klangschönheit, auf unfehlbares Zusammenspiel, auf strengstes Gleichgewicht der künstlerischen Kräfte kein vergleichendes Urtheil zu scheuen haben, ja ein solches als zu ihren Gunsten lautend erwarten dürfen. Aber sie hofften vergebens auf den Beweis, daß das Publicum das Vortreffliche schätze, von wo immer dasselbe kommt, und daß diese Schätzung nicht oft erst besonderer Impulse bedarf, die mit Kunstleistung selbst nur sehr lose zusammenhängen. Nach dem großartigen Erfolge des ersten Concertes ließ sich erwarten, daß das zweite wenigstens den Dritttheil des Publicums, welches sich das musikalische nennt, heranziehen würde. Aber der Saal war leer. Die genaue Erörterung und Darlegung der Gründe dieser Erscheinung beanspruchte eine Reihe von Artikeln, die eben nur eine Fachzeitnng zu bringen vermag; die Mode in Kunstsachen geht aus gar verschiedenartigen Impulsen hervor, und daß die Mode eine sehr große Rolle im Concertsaale spielt, daß die größere, besonders die schönere Hälfte der Besucher der Joachimquartette nicht aus Vorliebe für diese ernsteste und schwierigste Gattung der Instrumentalmusik herbeieilt, darf Niemand leugnen — sonst müßten sie ja eben wenigstens Ein Mal bei den Florentinern gewesen sein! Da nun der Raum zur Beleuchtung all' der Impulse fehlt, so kann hier nur berichtet werden. Und da darf der Wahrheit gemäß nicht verschwiegen werden, daß die Florentiner im zweiten Concerte viel weniger schön gespielt haben als im ersten, daß der Vortrag des D-moll-Quartett Schuberts an den Joachims und Genossen nicht heranreichte, und daß die Wahl des A. Mendelssohn'schen schwachen A-moll-Quartetts (unmittelbar nach dem eben angeführten) keine glückliche war; es darf aber auch nicht verschwiegen werden, daß die Leistungen des Joachim'schen Quartetts am ersten Abende durchaus nicht auf der Höhe standen, von welcher sonst die Klänge Entzücken bringend herabkamen. Wäre man nicht gerade bei diesem Künstlerverein vor Allem an hohen (fast musik-bureaukratischen) Ernst gewöhnt, so könnte der versuchende Gedanke nahe treten, daß die Herren einmal so recht mit Nonchalance spielen und zeigen wollten: „Seht wir können thun, was uns beliebt, es wird doch immer schön gefunden!" Aber es kann, es darf nur Mangel an richtiger Stimmung als Ursache der schwächern Leistung angenommen werden, auch die Wahl des etwas unbedeutenden Quartetts von Haydn; der unsterbliche Großpapa des Quartetts hatte, als er dieses Werk schrieb, nur einen sehr kurzen Besuch der Camönen erhalten; so gleicht es denn einer alten Flasche edelsten Gewächses mit etwas trockenem Pfropfengeschmack; und das ist kein Genuß, trotz der respectabelsten Etiquette. Muß denn alles Alte schön sein, weil es alt ist? Mich dünkt, der Respect, den wir unsern Altmeistern schulden, verpflichtet uns ebenso, ihre Schwächen aufzudecken, als ihre guten Eigenschaften hoch in Ehren zu halten, ebenso auch das Gute, das die Nachkommen leisten, anzuerkennen, ohne Coteriengeist.

Neben dem Joachim'schen Quartette hat die Königl. Capelle ihre Symphonie-Abende eröffnet. Der erste brachte die Ouverture „In memoriam" von Capellmeister Reinecke in Leipzig, und einen Claviervortrag von Capellmeister Radecke in Berlin. Die erste ist eine Fuge mit Choral, capellmeisterhaft gearbeitet, ein Musterstück für Conservatorien; daß Grundstimmung und Entwicklung sehr an die Elias-Ouvertüre von Mendelssohn erinnern, ist ein schöner Beweis für die Pietät, welche man in Leipzig der Tradition zollt. Bei dieser Gelegenheit sei gleich erwähnt, daß auch ein Clavierconcert des Capellmeisters Reinecke hier gespielt worden ist, das auch von vieler Pietät — diesmal für Schumann — zeugt, aber doch als ein sehr geistvolles Werk allen Clavierspielern bestens empfohlen werden kann. Frl. Ottilie Lichterfeld gab das Werk mit überraschender Fertigkeit und Sicherheit und mit gesundem, richtigem Vortrage wieder. Leider wurde der Genuß gestört durch die in den Reichshallenconcerten herrschende Unsitte, daß selbst während des Vortrags von Solisten Speisen und Getränke verabreicht werden. Als Frl. Lichterfeld das Adagio spielte, bewegten sich die Kellner dicht unter ihrem Sitze mit den Bierseideln und Schweinscoteletten und ähnlichen Kunstaccedenzien, daß wir die Ruhe und Selbstüberwindung der jungen Dame bewunderten. — Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir zu dem Symphonieconcerte der Königl. Capelle zurück. Herr Capellmeister Radecke spielte Beethoven's G-dur-Concert. Der genannte Künstler ist ein ausgezeichnet feiner Musiker und verdienstvoller Componist. Man konnte also eine ausgezeichnete Leistung erwarten, die vielleicht weniger das Technische berücksichtigte, aber den vollen geistigen Inhalt wiedergab. Aber die Leistung bot fast das Gegentheil des Erwarteten: Das Technische zeigte sich überall überraschend sicher und glatt, dagegen entsprach nur der Vortrag des ersten Satzes dem Geiste des Werkes. Im wunderbaren Andante störte das unaufhörliche Brechen der Accorde, wodurch die Melodie immer als der letzte Ton erklang und dem

Digitized by Google

ganzen Stücke ein weichlich-verschwommener, italienisch-süßelnder Charakter gegeben ward. Das Finale war zu schnell genommen, alle die einzelnen herrlichen Blüthen der Durchführung wurden hinweg gefegt im Winde des Allegro. Ebenso war das plötzliche Zurückhalten der Bewegung bei der Mittelstelle, der dann wieder ein fast virtuosenhaftes Schnellen der Passage folgte, dem Charakter des Stückes wenig angemessen. Der Berichterstatter befindet sich übrigens höchst wahrscheinlich in Widerspruch mit der Meinung des Publicums; dieses klatschte vielen Beifall — ob er dem ausgezeichneten, mit Recht persönlich beliebten Künstler, oder dem Vortrage galt, wer vermag das zu entscheiden? Selbst nicht die Applaudirenden! Die Königl. Capelle spielte außerdem noch Mendelssohns Hebriden-Ouvertüre ohne besondern Schwung und Vortrag, und ganz vortrefflich Mozarts prächtige Es-dur-Symphonie, deren erster Satz eine komische Oper ohne Worte genannt werden könnte. Man glaubt eine lustige Handlung abspielen zu sehen.

Schließlich ist noch über das erste Abonnementsconcert der Berliner Symphoniecapelle unter ihrem neuen Dirigenten, Herrn Mannstedt zu berichten, das von einem zahlreichen, sehr eleganten Publicum besucht war, und sich besten Erfolgs erfreute. Es brachte die Oberon-Ouvertüre, Beethovens Es-dur-Concert, gespielt von Mannstedt, Lieder von Schumann, gesungen von Herrn W. Müller, Siegfrieds Tod und Trauermarsch aus der „Götterdämmerung" von Rich. Wagner, endlich die geistsprühende, sehr selten gehörte C-dur-Symphonie von Schumann. Herr Manstedt bewährt sich als sehr tüchtiger, ruhiger und sicherer Dirigent; die Capelle hat seit langer Zeit nicht so einheitlich, klangvoll und musikalisch gespielt, wie an dem Abende. Herr Müller sang die Lieder und die Partie des Siegfried mit sehr schöner Stimme und gutem Vortrage, der nur im forte einiger Mäßigung und Rundung bedarf. Ueber das Clavierspiel des jungen Künstlers darf sich der Berichterstatter, als dessen einstiger Lehrer, kein Urtheil erlauben. Herr Hofcapellmeister Eckert war so freundlich, das Orchester während des Claviervortrages zu dirigiren, und in dieser Weise dem ganzen Unternehmen die Unterstützung seines alten hochkünstlerischen Rufes zu gewähren. Es ist ein lobenswerther Versuch, dem Publicum gute Musik zu billigen Preisen und ohne obligate Bier- und Stullenbeigabe zu bieten, nach Art der Pariser concerts populairs und der Londoner Monday popular concerts, die seit langer Zeit bestehen, viele Plätze mit geringen Preisen, die aber niemals Bier ꝛc. verkaufen. Nur uns Deutschen, den Musik-Gebildetsten, war es vorbehalten, Beethoven und Wurst zu gleicher Zeit zu genießen und uns dabei sogar noch des Anblicks der strumpfstrickenden Gattin und Tochter zu erfreuen; o wie schön ist das Bewußtsein, so in Einem für Geist, Herz, Magen und Fußbekleidung sorgen zu können! Erhebend für beide Theile! Was mich betrifft, so kommt mir immer ein altes französisches, satirisches Bild ins Gedächtniß: Ein Gensdarm begegnet zwei sehr mageren Vagabunden, von denen einer eine Baßgeige trägt; er examinirt sie und fragt endlich: Von was leben Sie denn? „Wir, edler Beschützer der öffentlichen Ordnung? Wir leben von der Kunst — de l'art." — De lard? (von Speck?) antwortete der Gensdarm; danach sehen Sie gerade nicht aus. Ob die Leute in manchen Concerten Kunst oder Speck genießen, und was die Künstler bieten und erhalten, darüber bin ich noch im Unklaren, gleich jenem Gensdarm.

H. Ehrlich.

Offene Briefe und Antworten.

Sehr geehrte Redaction!

Sie haben in der Nummer der „Gegenwart" vom 7. October zu Heinrich von Kleists 100jährigem Geburtstage ein Gedicht von E. v. Wildenbruch gebracht, welches, als Prolog zu der am 10. October im hiesigen Stadttheater veranstalteten Aufführung des „Käthchen von Heilbronn" verfaßt, von dem zahlreich versammelten Publicum mit verdientem Beifall aufgenommen wurde. Auch auf einer Anzahl anderer größerer Bühnen Deutschlands wurde jener Tag in entsprechender Weise gefeiert und die öffentlichen Blätter widmeten dem genialen Dichter Zeilen der Erinnerung. Lassen Sie mich heute Ihnen die Mittheilung machen, daß die allgemein verbreitete Ansicht, als sei der 10. October 1776 der Geburtstag des Dichters, eine irrige ist. Der Redacteur des hiesigen Publicisten, Herr Sobel, war auf Veranlassung der Säcularfeier auf den Gedanken gekommen, aus dem Taufregister der Garnisongemeinde den Geburtstag Heinrichs von Kleist urkundlich zu constatiren und vielleicht noch weitere Familiennachrichten aus jener Quelle zu schöpfen. Doch das Jahr 1776 wies nur eine am 4. November geborene Tochter des Hauptmann v. Kleist auf. Erst den weiteren Nachforschungen des Garnisonküsters Herrn Menneke gelang es, unter den Getauften des folgenden Jahres auch den Namen des Dichters: Bernd Heinrich Wilhelm aufzufinden, nebst dem Vermerk: geboren den 18. October 1777. Bei dem Interesse, welches diese Entdeckung zu erwecken im Stande ist, nehme ich Veranlassung, die weiteren, in den Kirchenbüchern befindlichen Daten über Eltern und Geschwister des Dichters in den folgenden Zeilen zusammenzustellen, was bisher, so viel mir bewußt, noch nicht geschehen ist.

Der Vater des Dichters, Joachim Friedrich von Kleist, vermählte sich zum ersten Male (die Trauung fand in dem nahe bei Frankfurt gelegenen Lossow statt) am 29. September 1769 mit Caroline Elise v. Wulffen, Tochter des weiland Hauptmann v. Wulffen auf Steinhöfel und Kersdorf. Beide Güter im Lebuser Kreise nördlich von Fürstenwalde gelegen, befinden sich gegenwärtig im Besitz der Familie von Massow.

Die Kinder dieser Ehe waren:

1. Bernhardine Friederike Caroline Wilhelmine, geboren am 7. Mai, getauft am 14. Mai 1772, von Heinrich v. Kleist in den Briefen an seine Schwester Ulrike mehrfach Minette genannt.

2. Philippine Ulrique (sic!) Amalie, geb. 26. April 1774, empfing die Nothtaufe am 3. Mai, 6 Uhr früh. Um 10 Uhr desselben Tages starb ihre Mutter am Friesel, im Alter von 19 Jahren. Dieselbe war also 1755 geboren und bei ihrer Verheirathung erst 14 Jahr alt gewesen.

Ulrike, die treueste Freundin ihres unglücklichen Stiefbruders, lebte in dem Kleist'schen Hause zu Frankfurt (es ist jetzt der Gasthof zum Prinzen von Preußen, gegenüber der Marienkirche, durch eine Gedenktafel als Geburtshaus Heinrichs v. Kleist ausgezeichnet) bis an ihren Tod, der am 5. Februar 1849 erfolgte, und wurde auf dem hiesigen Kirchhofe begraben. Auf dem eisernen Kreuze stehen Namen, sowie Geburts- und Sterbetag verzeichnet.

Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin vermählte sich Joachim Friedrich v. Kleist im Januar 1775 (das Datum fehlt im Kirchenbuche, da die Trauung in Müschen stattfand) zum zweiten Male mit Juliane Ulrique v. Pannwitz, sechsten Tochter des weiland Otto Heinrich v. Pannwitz auf Müschen, Baabow und Gulben. Das erstere dieser im Cottbuser Kreise gelegene Güter, bis vor etwa zehn Jahren im Besitz der Familie von Pannwitz, gehört gegenwärtig der Familie v. Wurmb, die beiden anderen besitzt die Familie v. Schönfeldt.

Die Kinder dieser Ehe sind:

1. Friderica Juliane Christiana, geb. 17. December 1775, später vermählt mit Herrn von Stojentin (Koberstein, Briefe Heinrichs an Ulrike S. 99, A. 48 und S. 65, A. 24). Heinrich nennt sie Fritz.

2. Maximiliane Augusta Catharina, geb. 4. November, getauft 9. November 1776, von Heinrich in seinen Briefen Gustchen genannt.

3. Bernd Heinrich Wilhelm, geb. 18. October 1777, Nachts 1 Uhr, getauft den 27. October durch den damaligen Feldprediger Carl Samuel Protzen, welcher später von 1788 bis an seinen Tod 1817 Oberpfarrer in Frankfurt wurde.

4. Leopold Friedrich, geb. 7. April, getauft 23. April 1780. Dieser jüngere, von Heinrich in seinen Briefen mehrfach erwähnte Bruder Leopold trat später in das Garderegiment in Potsdam, nahm als Major den Abschied und ward Postmeister zu Stolp in Pommern (Koberstein a. a. O. S. 3, A. 2).

5. Juliane Hedwig Caroline, geb. 25. September, getauft den 15. October 1784. Heinrich nennt sie Julchen.

Der Vater starb am 18. Juni 1788 an der Wassersucht, alt 59 J. 8 M. und einige Tage, wie das Kirchenbuch sagt. Er war also geboren im October 1727 (vielleicht am 10.?). Im Taufregister wird er bei den fünf älteren Kindern Hauptmann, bei den zwei jüngsten Oberstwachtmeister des in Frankfurt garnisonirenden Regiments genannt. Die Commandeure desselben, der Oberst (später Generalmajor) v. Dringshofen (von 1766 bis 1776), sowie der Herzog Leopold von Braunschweig (bis 1785), vertraten, neben Mitgliedern aus den verwandten Familien v. Kleist, v. Massow, v. Borck, v. Pannwitz u. A. mehrfach Pathenstelle in dem v. Kleist'schen Hause.

Die Mutter des Dichters starb, laut Kirchenbuchs der Marienkirche, als Wittwe zu Frankfurt am 3. Februar 1793, alt 46 J. 9 M. 19 Tage, war also geboren den 14. April 1746.

Frankfurt a. O. **Schwarze**, Prorector.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage der **Stuhr'schen Buchhandlung, Berlin,** 61. Unter den Linden, erschienen vor Kurzem:

Byron's Prosa!

Lord Byron.

Eine Autobiographie nach Tagebüchern und Briefen von

Dr. **Eduard Engel.**

16 Bogen 8. Elegant broschirt: Preis 5 *M.*,
höchst elegant gebunden mit Goldschnitt: Preis 7 *M.*

Zum ersten Male wird hier Gelegenheit geboten, Byron auch als Prosaiker kennen zu lernen. Das Werk ist um so interessanter, als es das bewegte Leben des Dichters nach seinen eigenen Aufzeichnungen schildert. Der Inhalt, die Sprache wie die splendide äussere Ausstattung machen das Buch zu einem so trefflichen **Festgeschenke,** dass wir die Aufmerksamkeit dringend darauf lenken. — Die gesammte Presse hat sich über diese literarhistorisch äusserst wichtige Neuigkeit durchaus lobend ausgesprochen.

Das Werk bildet eine nothwendige Ergänzung zu sämmtlichen deutschen Byron-Ausgaben.

Die

Urkraft des Weltalls

von

Professor **Philipp Spiller.**

28 Bogen gr. 8. Preis 8 *M.*

Seit Decennien die wichtigste naturphilosophische Erscheinung, — bahnbrechend auf dem Gebiete der tiefsten Lebensprobleme. Mit dem umfassendsten Wissen vereinigt der Verfasser die lesbarste Darstellung seiner genialen Weltauffassung, die zum ersten Male nach Jahrtausenden (seit Heraklit) die grössten Räthsel der Schöpfung befriedigend löst. — Während durch **Hegel, Schopenhauer** und **Hartmann** lediglich Negatives, Pessimistisches und Skeptisches geboten wurde, erhalten wir hier endlich positive Resultate, die mit zwingender Ueberzeugungskraft wirken.

Spiller ist der Schöpfer der Philosophie des Weltäthers, er ist, wie ihn ein Kritiker jüngst nannte, **der Lessing der Naturphilosophie.**

Das Buch sei allen Gebildeten auf's Wärmste empfohlen.

In unserm Verlage erschien soeben:

Suite in Gmoll

Op. 162.

Von

Joachim Raff.

Arrangement für **Pianoforte zu vier Händen**
von L. Bussler.
Preis 10 *M.*

C. A. Challier & Co. in **Berlin.**

Soeben erschienen:

Die Amalungen.

Dichtung von

Felix Dahn.

Groß Octav. Gebunden. Preis 4 *M.*

Von demselben Verfasser erschienen im gleichen Verlage:

Ein Kampf um Rom. Historischer Roman. 4 Bände. 8. (Bd. I 3. Aufl. Bd. II—IV 2. Aufl.) broch. 24 *M.*

König Roderich. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 2., durchgesehene und veränderte Ausgabe. 8. broch. 4 *M.*, geb. 5 *M.*

Markgraf Ruedeger von Bechelaren. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. 8. broch. 3 *M.*, geb. 4 *M.*

Deutsche Treue. Ein vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen. 8. broch. 3 *M.*, geb. 4 *M.*

Zwölf Balladen. 12. Elegant cart. mit Goldschnitt 3 *M.*

Leipzig, im October 1876.

Breitkopf & Härtel.

Tisch für Magenkranke

von Dr. med. **Josef Wiel** (Besitzer der Heilanstalt für Magenkranke in Zürich). Neue Aufl. (1876). 4 *M.* = 2 fl. öst. W.

Die Bohemia 1875 Nr. 57 sagt darüber: Wir möchten nicht nur jedem wirklichen Magenkranken, sondern der grossen Zahl jener Personen, welche stets über einen „schwachen Magen" klagen, sich bei der geringsten Veranlassung leicht „den Magen verderben", dabei aber nicht daran denken, sich im Essen und Trinken irgend Schranken zu setzen, die aufmerksame Lecture dieses Buches empfehlen. Dasselbe enthält so viele wichtige und bedeutungsvolle Winke für die Art und Weise, wie die richtige Diät beobachtet werden soll, dass auch die sorgsame Hausfrau, der es darum zu thun ist, dass ihre Tischgäste eine gute und nahrhafte Kost erhalten, davon profitiren wird etc. etc.

Zu bez. d. alle Buchh.; in Ermangelung geeigneter Verbindung vom Verleger (Hans Feller in Karlsbad, Böhmen) gegen Eins. d. Betr. in Briefm. oder Post-Anweis., Zusend. sofort franco.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin N.W.

Ut min Jungsparadies.

Dree Vertelln

von

Klaus Groth.

Inhalt: I. Min Jungsparadies. II. Bun den Lüttenheid. III. De Höder Mael.

Ein Band von 12 Bogen 8. broch. 2 *M.* 70 *Pf.*, eleg. in engl. Leinen, Relief-Einband mit Goldpressung 4 *M.*

Soeben erschien:

Für den

„Ring des Nibelungen"

gegen das

„Festspiel zu Bayreuth".

Von

Prof. **H. Ehrlich.**

Elegant geheftet. Preis 1 *M.*

Keine Sammlung von Zeitungs-Kritiken desselben Verfassers, sondern eine selbstständige Arbeit.

Berlin SW., Wilhelmstr. 32.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhdlg.

Verlag von **Edwin Schloemp** in **Leipzig:**

Die Tragödie in Bayreuth

und

ihr Satyrspiel

von

Hans v. Wolzogen.

2. Auflage. 5 Bogen 1 *M.* 50 *Pf.*

Für die Leser der „Nüchternen Briefe von Lindau" und der „Hanslick'schen Berichte" in der „N. fr. Pr." ist dieses Buch von besonderem Interesse.

Soeben erschienen:

Musikdrama oder Oper?

Eine

Beleuchtung der Bayreuther Bühnenfestspiele

von **Emil Naumann,**

Prof., Dr. und Hofkirchenmusikdirector.

8. 4 Bogen. Preis 1 *M.*

Verlag von **Robert Oppenheim** in **Berlin.**

Aus dem Nachlasse von

Franz Bendel

erschienen in unserm Verlage:

Sonate in Emoll f. Violine u. Pfte.

Trio in Gmoll f. Pfte. Violine u. Cello.

Preis à 9 *M.*

C. A. Challier & Co. in **Berlin.**

In **Hch. Siebert's** Buchhandlung in **Saarbrücken** ist erschienen:

Reiseerlebnisse. Vom Rhein zur Meurthe.

Von **Franz Woas.**

Preis 2 *M.*

Alfr. Meissner, Novellen.

Leipzig. Neue Auflage. 3 Bände elegant broch. Preis 9 *M.* **Fr. Wilh. Grunow.**

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstrasse.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Theater von Paul Lindau.

Erster Theil.

(Zweite Auflage.)

Marion. — In diplomatischer Sendung.

Maria und Magdalena.

Zweiter Theil.

Diana, Schauspiel in fünf Acten.

Ein Erfolg, Lustspiel in vier Acten.

Letzteres mit einer Vorrede in Form einer Widmung an den K. K. Hofschauspieler Adolf Sonnenthal in Wien.

Preis pro Band in 8. elegant geheftet 4 *M.* 50 *Pf.*

Tante Therese. Schauspiel in 4 Acten. 8. Elegant geheftet. Preis: 2 *M.* 50 *Pf.*

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Otto Spamer in Leipzig.

Redaction, Berlin S.W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition,** Berlin N.W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 45. Berlin, den 4. November 1876. X. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die preußischen Landtagswahlen vom 27. October 1876. Von Wilhelm Wackernagel. — Gladstones Schrift. Von Karl Blind. (Schluß.) V. VI. — Der neueste Umschlag in England. Von Karl Blind. — **Literatur und Kunst:** Ein politisches Manifest von Heinrich von Kleist. Von P. L. — Freiheit und Gleichheit. Von E. v. Hartmann. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Gustav Floerke. IV. — Musikalische Aufführungen. Die Folkunger. Große Oper in 5 Acten von S. H. Mosenthal, Musik von Eduard Kretschmer. Besprochen von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die preußischen Landtagswahlen vom 27. October 1876.

Am 27. October haben im ganzen Umfange der preußischen Monarchie die Neuwahlen zum Abgeordnetenhause stattgefunden, nachdem zuvor das am 4. November 1873 gewählte Haus durch eine königliche Verordnung vom 14. Oct. d. J. aufgelöst und damit der gesetzliche Boden für ein neues Abgeordnetenhaus geschaffen worden war. Es ist die XIII. Legislaturperiode, welche für das constitutionelle Preußen am 27. October 1876 begonnen hat. Das alte Abgeordnetenhaus bestand aus 432 Mitgliedern; im neuen Hause beträgt die gesetzliche Zahl der Mitglieder 433, da inzwischen der Kreis Herzogthum Lauenburg mit der preußischen Monarchie vereinigt und ihm bei Einführung der preußischen Verfassung ein Abgeordneter zum allgemeinen Landtag der preußischen Monarchie zugetheilt worden ist. Möge es ein gutes Omen sein, daß bei dieser ersten Wahl unsere neuen preußischen Mitbürger im liberalen Sinne gewählt haben.

Ehe zu einer Vorführung der Wahlergebnisse vom 27. October geschritten wird, sei es uns vergönnt, einen kurzen Blick des Abschieds auf das Abgeordnetenhaus der XII. Legislaturperiode zu werfen. Wir vergleichen die erste und die letzte „Fractionsliste", vom November 1873 und vom Januar 1876, wobei wir die in derselben als „erledigt" aufgeführten Mandate denjenigen Fractionen zurechnen, bei denen sie zunächst, beziehungsweise zuletzt gebucht gewesen sind. Die verschiedenen Fractionen zählten:

	bei Beginn der XII. Legislaturperiode.	zu Ende der XII. Legislaturperiode.
die Fortschrittspartei	72	68
die Nationalliberalen	174	173
das liberale Centrum	5	3
die Freiconservativen	33	35
die „neue conservative" Fraction	24	24
die (Alt-) Conservativen	5	6
das (ultramontane) Centrum	87	88
die Fraction der Polen	17	18
bei keiner Fraction waren	15	17
	Sa. 432	432

Es ergibt sich aus dieser Zusammenstellung, daß die Wahlbewegung innerhalb der Legislaturperiode, trotzdem zahlreiche Ersatzwahlen aus den verschiedensten Gründen nothwendig waren, das numerische Verhältniß der einzelnen Fractionen zu einander nur ganz unerheblich verändert hat. Von Bedeutung war nur der Uebergang des westpreußischen Wahlbezirks Conitz-Schlochau aus den Händen der reichstreuen Partei in die der Clericalen und Polen, und als Gegenstück dazu die Beseitigung der beiden clericalen Vertreter von Hohenzollern durch zwei liberale Abgeordnete. Beide „Wahlsiege" haben sich am 27. October für die damaligen Sieger in Niederlagen verwandelt; der zwischenzeitliche Besitzstand hat sich in diesen Wahlbezirken nicht zu befestigen vermocht. Erheblicher waren die Veränderungen, die während des Laufes der vorigen Legislaturperiode im Personalbestande des Abgeordnetenhauses vorkamen. Von namhaften Mitgliedern verlor das Haus durch den Tod die Altconservativen v. Arnim-Heinrichsdorf, v. Denzin — den bei allen Parteien persönlich beliebten „Doyen" des Hauses —, v. Wedell-Vehlingsdorf; die Ultramontanen v. Mallinckrodt und v. Savigny; den Freiconservativen Graf Renard; durch Niederlegung des Mandats schied nach kurzer Mitgliedschaft wieder aus der Staatsminister Delbrück. In Folge von Nachwahlen traten u. a. ein die früheren Abgeordneten Osterrath (ultramontan) und Professor v. Sybel (nationalliberal). Gar mannigfache Versuche wurden gemacht, das innere Gefüge der Fractionen zu lockern, um dadurch die Möglichkeit einer anderweiten Gruppirung der Mitglieder, und zwar behufs Bildung einer conservativ-liberalen Regierungsmehrheit zu ermöglichen; einen sichtbaren Erfolg haben diese Versuche, die eine ziemlich ungeschickte mise en scène erfuhren, nicht gehabt. Eine Wiederholung derselben während der Wahlbewegung hatte zunächst sogar die sehr unbeabsichtigte Wirkung, daß die beiden Fractionen der großen liberalen Partei sich für ein Zusammengehen bei den Wahlen entschieden, was jedoch nicht hinderte, daß zwischen ihnen in einzelnen Wahlbezirken in sehr heftiger Weise gekämpft wurde.

Der Wahlkampf sah diesmal, wie seit 1870 überhaupt, die Parteien getheilt in zwei große Lager mit dem historischen Feldgeschrei: „hie Welf, hie Waiblingen!" Einerseits die Ultramontanen, zu denen als „Hospitanten" sich die im Welfenschmerz beharrenden hannoverschen Particularisten halten, und mit denen je länger je mehr die Polen zu einer Interessengemeinschaft sich verbinden; andererseits die reichsfreundlichen Parteien von den Neuconservativen bis hinüber zu der Fortschrittspartei, je nach Lage der Parteiverhältnisse sich verbündend zur Sicherung reichsfreundlicher Wahlen, oder aber, wo solche von vornherein gesichert waren, sich gegenseitig den Besitzstand streitig machend! Außerhalb beider Lager, jedoch in Ermangelung freundlicher Aufmunterung mehr und mehr von der Fühlung mit den Ultramontanen sich lösend und dagegen von der Regierung Hülfe heischend, hatten die „Agrarier" und die unter dieser Firma dem Landmann sich zur Vertretung

Digitized by Google

seiner Interessen bestens empfehlenden „Deutschconservativen" ihre Werbetische aufgeschlagen. Ob und in welcher Stärke sich im neuen Abgeordnetenhause eine „deutschconservative Fraction" bilden wird, muß abgewartet werden; vorläufig sind erstens „Conservative" schlechthin — so firmirte schließlich die aus 6 Mitgliedern bestehende Fraction der Altconservativen, — dann „Deutschconservative" und zwar auch an Stelle früherer Altconservativen, endlich Mitglieder der „neuen conservativen Fraction" gewählt worden. Es kennzeichnet diese Mannigfaltigkeit der Parteibezeichnungen die Unklarheit, welche unter den Conservativen in Bezug auf eine grundlegende Frage der inneren Politik, die Frage nach dem Verhältniß von Staat und Kirche besteht. Bevor nicht das neue Abgeordnetenhaus versammelt ist, läßt sich über die parlamentarische Gestaltung der verschiedenen conservativen Parteigruppen kaum etwas Bestimmtes sagen.

Von Wichtigkeit für den Ausfall der Wahlen ist die Abweisung der an die nationalliberale Fraction herangetretenen Versuchung gewesen, unter Abstoßung der zu einem solchen Fusionswerke nicht sich eignenden Elemente, mit den Freiconservativen und den, nach Ausführung des Parteiorgans der Letzteren, zum Mitwirken an einer liberalen Entwicklung der Gesetzgebung ja auch nicht abgeneigten sonstigen Conservativen bei den Wahlen zur Erzielung einer großen conservativ-liberalen Mehrheit sich zu verbünden. Mit dieser Mehrheit, so schien angedeutet zu werden, würde dann zum ersten Male in Preußen der Versuch einer „parlamentarischen Regierung" gemacht werden, für welche, nach der kurz dargelegten Combination, die freiconservative Partei sich selber als das Medium regens, als die Pflanzschule für parlamentarische Minister in Aussicht genommen zu haben scheint. Klug ausgesonnen war dieses Project; nur litt es leider an einem Fehler: die, welche es erdachten und erwogen, hatten nicht die Mittel in der Hand, es auszuführen, und die, welche über diese Mittel verfügten, fanden wiederum keinen Geschmack daran, die Geschäfte eines Dritten zum Schaden der eignen Sache zu betreiben. Es schieden sich, wo nicht der gemeinsame Gegensatz zu Polen und Ultramontanen sie zusammenführte, Conservative und Liberale, um durch den Wahlkampf zur Entscheidung zu bringen, ob das preußische Volk eine conservative Rückbildung oder eine liberale Fortentwicklung der Staatsgesetze und Staatseinrichtungen für das dem Wohle des Vaterlandes Ersprießliche hält. „Liberal-conservative Wahlen" hätten der Regierung nicht die Erkenntniß des Volkswillens verschafft; der leitende Staatsmann hätte daraus nur das Eine entnehmen können, daß das preußische Volk, eigner Wünsche sich entschlagend, seiner Regierung die Wahl des Weges anheimstelle, und möge sie nun „conservativ" oder aber „liberal" als die Losung verkünden, dessen wohl zufrieden sei. So ist es aber heute nicht. Die nationalliberale Fraction hat sich als einen Bestandtheil der großen liberalen Partei erklärt und hat dadurch bewirkt, daß Preußen 1876, wie 1873, liberale Wahlen in seiner parlamentarischen Geschichte zu verzeichnen hat. Trotz der eifrigsten Agitation der „Agrarier" unter der ländlichen Bevölkerung; trotzdem, daß sich in vielen Kreisen so einflußreiche Regierungsorgane, wie die Landräthe es sind, für die Wahl von conservativen Abgeordneten persönlich verwendeten; trotzdem, daß die Organe der Selbstverwaltung in den Provinzen der neuen Kreisordnung vorwiegend von conservativen Anschauungen durchdrungen sind, haben die Wahlen vom 27. October 1876 eine liberale Mehrheit ergeben, die, soweit sich das heute übersehen läßt, eher noch um einige Stimmen stärker als die vom 4. November 1873 ist. Man könnte einwenden und hat es auch schon gethan, daß es ja nur „Minoritätswahlen" seien, indem die Urwähler, namentlich der dritten Abtheilung (Classe), sich nur sehr schwach an dem Act der Wahlmännerwahl betheiligt hätten: es kann eine ziffernmäßig erwiesene Thatsache nicht in Abrede gestellt werden. Indessen, was beweist eine solche Anrufung der Wahlstatistik im Munde der Agrarier und Conservativen? Höchstens doch das Eine, daß selbst bei einer so schwachen Betheiligung der liberalen Urwähler eine seit Monaten mit den stärksten Mitteln betriebene Agitation nicht einmal so viel mit der wirthschaftlichen Lage unzufriedene Urwähler durchzubringen vermocht hat, daß die kleine Minorität der liberalen Urwähler aus dem Felde geschlagen werden konnte. Es sieht also entweder mit der Unzufriedenheit der Bevölkerung über den wirthschaftlichen Nothstand überhaupt nicht so schlimm aus, wie behufs agitatorischer Zwecke vorgegeben wird, oder es wird eingesehen, das diesem Nothstande durch eine Umkehr der preußischen Landesgesetzgebung nicht abgeholfen werden kann. Uns scheint das Letztere der Fall zu sein, da der Versuch, den Wählern eine „Interessenvertretung" plausibel zu machen, überall gescheitert ist; denn die paar „Agrarier" sind nicht als solche, sondern als Conservative gewählt worden, wo solche sonst auch durchgedrungen wären. Und die „Handwerkerpartei", die in allen 4 Berliner Wahlbezirken so geräuschvoll sich bewegte, hat im Wahlacte nur etliche 20 oder 30 Stimmen auf ihre Schuhmacher- und Tischler-Obermeister vereinigt, denen übrigens das Zeugniß nicht versagt werden kann, daß sie mit großer Gewandtheit auch vor einem ihnen nicht günstig gestimmten Publicum ihre Sache zu führen vermögen. Ein abschließendes Urtheil wird sich im Punkte der „Interessenvertretung" erst nach den Reichstagswahlen aussprechen lassen. Es ist ja immerhin möglich, daß die Unzufriedenheit der Bevölkerung sich bis zu dem Tage zurückhält, wo das allgemeine gleiche Stimmrecht denen, die da mühselig und beladen sind, dieselbe Stärke des Votums wie denen, welche an den bekannten reichbeladenen Tischen sitzen, verleiht. Adhuc sub judice lis est.

Im Vorstehenden ist versucht worden, mit kurzen Zügen ein Bild der Wahlbewegung, insoweit darin allgemeinere Gesichtspunkte zu Tage treten, zu geben. Wir gehen jetzt zur Vorführung des Ziffernmaterials über, wobei wir bemerken, daß bei den neugewählten Abgeordneten, die jedenfalls nach Mittheilungen von amtlicher Seite in den Meldungen des „W. T.-B." dem Namen beigefügte Bezeichnung der Parteistellung, soweit nicht positiv etwas Anderes bekannt war, als vorläufig richtig gelten gelassen wurde. Darnach stellt sich Folgendes heraus: es fielen Mandate auf Mitglieder

der Fortschrittspartei	70	+ 2
Nationalliberale	178	+ 5
des liberalen Centrums	3	
Freiconservative, Mitglieder der neuen conservativen Fraction, Deutsch- und Alt-Conservative, zusammen	66	
des (ultramontanen) Centrums nebst Hospitanten	88	
Polen	15	— 3
Candidaten, die keiner Fraction zuzuzählen sind	13	— 4
	433	

Dieses ziffernmäßige Schlußergebniß läßt sich in Worten ausdrücken als die Bestätigung der gegenwärtigen liberalen Majorität des preußischen Abgeordnetenhauses durch das preußische Volk in ihrem Mandate, mit der Regierung zusammen an der Fortentwickelung der preußischen Landesgesetzgebung in liberalem Sinne zu arbeiten. Der kleine Gewinn, der der nationalliberalen Fraction zugefallen, ist dadurch erzielt worden, daß die Polen drei Sitze an Nationalliberale verloren; außerdem ist Lauenburg neu gewonnen worden. Zwei Plätze endlich sind von der Fortschrittspartei jetzt wieder an sich gezogen worden, nachdem ihre Inhaber vor einiger Zeit aus der Fraction ausgeschieden gewesen waren. Im Uebrigen haben sich Gewinn und Verlust ausgeglichen. Und dasselbe gilt von der conservativen Minorität, innerhalb deren die Freiconservativen eine kleine Verstärkung erfahren haben wollen. Auch das Centrum gleicht in sich Gewinn und Verlust aus. Vertheilt man die Sitze der Mitglieder, die keiner Fraction zuzuzählen sind, auf die betreffenden Parteien, so ergibt sich als die Zusammensetzung des neuen Hauses: liberale Parteien 253, altliberales Centrum 3, conservative Parteien 72; ultramontanes Centrum (mit seinen 4 Hospitanten) 88, Polen 15, Dänen 2.

Digitized by Google

Die liberalen Parteien zusammen zählen also 36 Stimmen über die absolute Majorität.

Innerhalb der Provinzen hat sich die Wahlbewegung folgendermaßen gestaltet. In Preußen hat lediglich der Wahlbezirk Conitz-Schlochau seine Vertretung gewechselt; ein Nationalliberaler und ein Conservativer wurde hier an Stelle eines Polen und eines Ultramontanen gewählt. Im Uebrigen sind alle Wahlbezirke der Parteistellung ihrer Abgeordneten nach genau wie zuvor vertreten. — In Posen wählte der Wahlbezirk Fraustadt-Kröben 3 Nationalliberale anstatt eines Ultramontanen und zweier Polen; Meseritz-Bomst und Czarnikau-Chodziesen wählten einen bezw. zwei Conservative an Stelle von drei Nationalliberalen. — In Pommern gewannen die Nationalliberalen in Pyritz-Saatzig einen Sitz von den Conservativen und mußten ihnen dafür einen Sitz in Anklam-Demmin einräumen. — In Brandenburg sind die Veränderungen am zahlreichsten gewesen. Die Fortschrittspartei gewann vier Sitze, zwei von den Conservativen im Teltow und in der Priegnitz, zwei von den Nationalliberalen im Westhavelland und verlor dafür Osthavelland an die Conservativen. Außer den genannten drei Verlusten haben die Nationalliberalen an die Conservativen verloren zwei Sitze in Friedeberg-Arnswalde; je einen Sitz in Prenzlau, Sternberg und Crossen; sie gewannen je einen Sitz von den Conservativen resp. Freiconservativen im Teltow und in den Barnimkreisen. Außerdem wurde in Ruppin-Templin ein Freiconservativer durch einen Conservativen ersetzt. In Berlin hat die Fortschrittspartei wie bisher noch stets das Feld behauptet. — In Schlesien hat das Centrum drei Sitze in Glatz, zwei in Ratibor, einen in Oppeln von den Nationalliberalen und Freiconservativen gewonnen, wogegen es an dieselben zwei Sitze in Beuthen verlor. Die Nationalliberalen gewannen je einen Sitz von den Freiconservativen in Rothenburg, Oels, Schweidnitz und von der Fortschrittspartei in Görlitz, wogegen sie in Guhrau einen Sitz an die Conservativen verloren. Im Ganzen haben die Ultramontanen in Schlesien vier Sitze gewonnen. — In Sachsen verloren die Nationalliberalen einen Sitz in Delitzsch an die Conservativen und gewannen dem Fortschritt einen Sitz in den Mannsfelder Kreisen ab. — In Schleswig-Holstein ist das Facit dieses, daß die Nationalliberalen zwei Sitze, Flensburg und Plön, an „Agrarier" verloren haben. — Für Hannover reducirt sich die Wahlbewegung auf den Abtausch einiger Sitze zwischen Nationalliberalen, Conservativen und Particularisten; das Facit ist, daß die ersten einen Sitz gewonnen, die zweiten einen Sitz verloren, die dritten sich in ihrer Zahl behauptet haben. — In Westfalen haben die Nationalliberalen die beiden Sitze im Wahlbezirk Minden-Lübbecke an sich gebracht und dafür einen in Tecklenburg verloren. — In Hessen wurde der Wahlbezirk Kirchhain wieder an die Fortschrittspartei überlassen, wogegen in Melsungen statt eines conservativen Landraths ein Nationalliberaler gewählt wurde. — In Nassau gingen der Oberlahnkreis und der Kreis Biedenkopf vom Fortschritt auf die Nationalliberalen über. — Sehr erfreulich für die liberale Partei ist das Wahlergebniß in der Rheinprovinz. Die Ultramontanen haben hier je zwei Stimmen in Düsseldorf und in Neuwied an die Nationalliberalen verloren; diese haben außerdem den Kreis Mettmann den Freiconservativen abgenommen. — In Hohenzollern dagegen ist der liberale Sieg bei den Nachwahlen in der vorigen Legislaturperiode durch die eifrige Thätigkeit der Ultramontanen wieder zu nichte gemacht worden.

Die zahlreichen Verschiebungen, die zwischen dem politischen Besitzstand der Ultramontanen einerseits und der reichsfreundlichen Parteien andererseits stattgefunden haben, und wobei schließlich das Facit gleich Null war, sind jedenfalls das interessanteste Vorkommniß des Wahlkampfes; sie beweisen, daß die ultramontane Agitation an der Grenze ihrer Erfolge angelangt ist. Wenn die Staatsregierung in der Gesetzgebung, vornehmlich auf dem Gebiete der Schule, freisinnige Bahnen einschlägt, kann von nun ab ohne großen Kraftaufwand dem Ultramontanismus ein Stück seines politischen Besitzstandes nach dem andern entwunden werden.

Es bleibt nur noch übrig, der Veränderungen im Personalbestande zu gedenken, die das neu gewählte Abgeordnetenhaus dem aufgelösten gegenüber aufweisen wird. Es werden, außer den bereits als gestorben angeführten, dem neuen Hause u. a. nicht mehr angehören, von der Fortschrittspartei: Franz Duncker, Hagen, v. Kirchmann, Runge (Berlin); von den Nationalliberalen: Georg Jung, Dr. Röpell (ins Herrenhaus auf Präsentation der Universität Breslau berufen), Dr. Wallichs; von den Freiconservativen: Freiherr v. Eckardstein, v. Kardorff, Graf v. Wintzingerode; von der neuen conservativen Fraction: Prinz Handjery, Persius. Das Centrum hat dafür gesorgt, daß seine Führer sämmtlich wiedergewählt worden sind. Unter den neu gewählten Abgeordneten wären zu nennen: von der Fortschrittspartei: Redacteur Heinr. Bürgers in Berlin, Dr. Straßmann (Vorsteher der Berliner Stadtverordneten-Versammlung); von den Nationalliberalen: Georg v Bunsen, Dr. Lammers (Redacteur des „Bremer Handelsblatt") und Dr. Alexander Meyer (Chef-Redacteur der „Schlesischen Presse"), zwei Namen, die unter den deutschen Volkswirthen guten Klang haben; Justizrath Pilet aus Posen, Sombart; von den Freiconservativen: Herr v. Tschirschky, Majoratserbe des Grafen Renard; von den Conservativen: Landrath v. Meyer (Arnswalde), Landrath v. Rauchhaupt (Delitzsch), zwei Säulen der Agrarierpartei. Zum Schluß die Notiz, daß nur vier Doppelwahlen sich ergeben haben: Klotz ist im I. Berliner Wahlbezirk und in Teltow, Zelle im II. Berliner Wahlbezirk und in Brandenburg, Hänel in Segeberg und in Elberfeld-Barmen, Sombart in Eisleben und in Stendal gewählt worden. Die Fortschrittspartei hat also über die beiden Berliner Sitze und Segeberg, die nationalliberale Partei über einen Sitz in der Provinz Sachsen zu Gunsten von Parteigenossen zu verfügen.

Ziehen wir kurz die Summe, so ist es diese: die preußischen Abgeordnetenwahlen vom 27. October 1876 haben erwiesen, daß die Mehrheit der preußischen Bevölkerung eine liberale Entwickelung der Staatsgesetze und Staatseinrichtungen ohne Hineintragung conservativer Velleitäten verlangt.

Wilhelm Wackernagel.

Gladstones Schrift.

(„Die Bulgarischen Gräuel und die orientalische Frage.")

Von **Karl Blind.**

(Schluß.)

V.

Es ist ein peinliches Gefühl, einem hochgeachteten, einflußreichen, auch durch mancherlei gelehrte Kenntniß hervorragenden Staatsmanne einen Mangel an Einblick in die einfachsten sachlichen Verhältnisse, über die er schreibt, vorhalten zu müssen. Die vorliegende Schrift läßt uns indessen keine Wahl. War es schon ein bedenklicher Fehler, daß Gladstone die in Rumelien vorgefallenen Scheußlichkeiten durch die Freistellung Bulgariens zu rächen vorschlug, so kann man seine Behauptung, Serbien sei „ein Halbinselgebiet, das auf allen Seiten von slavischen Bevölkerungen umgeben ist (a peninsular territory .... surrounded on every side by Sclave populations)" ebensowenig eine glückliche nennen.

Ein Binnenland, das von einem anderen durch einen Fluß geschieden ist, nennt man gewöhnlich keine Halbinsel. Serbien ist von Ungarn und Slavonien, wie jedes Kind weiß, durch die Donau und die Save getrennt, und grenzt im Uebrigen an Rumänien und an das eigentlich türkische Gebiet. Und doch Halbinsel?! Eine solche Behauptung erinnert schon fast an die Erdkunde der Pariser Blätter.

Digitized by Google

Nicht besser ist es mit der Angabe bestellt: slavische Bevölkerungen umgäben Serbien von allen Seiten. Wer die orientalische Frage lösen will, sollte sich doch vor Allem über die bunten Stammes- und Sprachverhältnisse unterrichten, in denen die Hauptschwierigkeit liegt. So wenig ist Serbien auf allen Seiten von slavischen Bevölkerungen umgeben, daß es sogar innerhalb seines eigenen Gebietes, auf der Ostgrenze, eine starke rumänische oder wallachische Einsprengung besitzt, die verschiedentlich auf 2 — 400,000 Köpfe angegeben wird. Eine immerhin erkleckliche Zahl in einem Lande von nur 1,338,500 Einwohnern.

Slaven und Griechen scheinen überhaupt für Gladstone, neben den Türken, allein in der europäischen Türkei zu wohnen. Um seinen Lesern und Hörern die Lage klar zu machen, müßte er zeigen, wie das rumänische, eine Tochtersprache des Lateinischen redende Volk der Moldau und Wallachei, gleich dem magyarischen Stamme durch die russisch-slavische Propaganda sowohl von vorn, wie im Rücken bedroht ist. Gleichzeitig dürfte er wahrheitsgemäß nicht verschweigen, daß das bunte Völkergeröll innerhalb der Türkei leicht zum Spielzeug russischer Staatskunst gemacht werden kann, wenn nicht Europa deckend davortritt.

Im Großen und Ganzen kann man im ottomanischen Reiche, seine Vasallenstaaten mitgerechnet, diesseits des Bosporus sechs Hauptgruppen von Völkern annehmen. Nämlich: eine rumänische, eine bulgarische, eine serbisch-slavische, eine albanesische, eine griechische und eine türkische Gruppe. Ich rechne die tatarisch-slavische Gruppe der Bulgaren, die von der Donau bis nahe an die Ufer des ägäischen Meeres wohnen, als eine von der serbisch-slavischen getrennte. Sie ist von letzterer getrennt theils durch Volksursprung, theils durch sprachliche Besonderheiten. Auch wollen die Bulgaren zumeist nicht unter die Slaven der nordwestlichen Türkei staatlich eingereiht sein. Hier finden sich also sechs verschiedene Völker, alle mit verschiedenen Sprachen.

Noch mehr aber, als in Ungarn, liegen unter den einzelnen Hauptgruppen der Völkerschaften in der europäischen Türkei die Bruchstücke anders gearteter Stämme in krausem Gewirr durcheinander. Man blicke nur auf das einzige kleine Gebiet von Bosnien und der Herzegowina. Neben Bosniern, Kroaten, Morlachen, Serben und sonstigen Slaven, trifft man dort auf eine beträchtliche Beimischung von Griechen, Wallachen, Ungarn, Armeniern Italienern u. s. w. Dabei kommt die mahommedanische Bevölkerung der dortigen christlichen an Zahl sehr nahe, während die Gesammtzahl der Einwohnerschaft sich auf nicht mehr als Eine Million beläuft.

So hat also Serbien an seiner Ostgrenze keine Slaven, wie Gladstone behauptet, sondern Rumänen und tatarisch-slavische Bulgaren; an seiner Westgrenze zwar Slaven, die aber kraus mit anderen Volksbruchtheilen durchmischt sind oder zu dem koranläubigen Herrscherstamme halten. Tritt man endlich südlich aus Serbien heraus, so stößt man fast unmittelbar auf einen nicht-slavischen Stamm, nämlich die Albanesen, Arnauten oder Skipetaren, die durch Abkunft und Sprache, auch durch Religion, von den Serben geschieden und ihnen bitter feind sind.

Wenn Gladstone Serbiens Vorgehen rechtfertigen und die Möglichkeit eines auf eigenen Füßen stehenden, vergrößerten Slavenstaates südlich vom Balkan darthun wollte, so war ihm die Angabe, Serbien sei „auf allen Seiten von slavischen Bevölkerungen umgeben", natürlich eine sehr passende. Aber wie steht es, bei den oben geschilderten Verhältnissen, mit der Richtigkeit seiner Behauptung?

VI.

Will die englische Oppositionspartei, unter Vorantragung der Fahne der Menschenfreundlichkeit, über die Leichname der bulgarischen Opfer nach Downing Street hineinstürmen, so läßt sich dies an und für sich, nach der Natur aller Parteien, schon begreifen. Auch wäre es ungerecht, zu verkennen, daß sich in dieser türkischen Frage unter den englischen Volksmassen eine edelmüthige Regung kraftvoll kundgegeben hat. Ueber den Zusammenhang und die Tragweite der Vorgänge im Orient ein richtiges Urtheil abzugeben, sind die zufällig zusammengeströmten Schaaren einer Volksversammlung allerdings kaum fähig.

Käme durch einen Zusammenbruch des ottomanischen Reiches unter russischem Druck eines Tages auch das englische Reich in Asien in's Wanken; träte dann in England, auf dem Gebiete von Gewerbe und Handel, eine furchtbare Stockung ein*), die England von dem Gipfel seiner Staatsmacht und seiner hohen, gewerblichen Stellung herabzureißen drohte: so würden dieselben Massen, die heute Gladstone Beifall rufen, sich mit bitterstem Hasse gegen die aller Voraussicht ermangelnden Führer wenden.

Es läßt sich über die orientalischen Angelegenheiten mit Dem kaum reden, der in dem Vordringen Rußlands nach dem Goldenen Horn nicht den späteren Rückschlag auf Persien und Indien ahnt. Welchen Einfluß eine so gewaltige Wendung in den Geschicken des Ostens auf die Stellung Ungarns, auf die Unabhängigkeit Griechenlands, auf die Zukunft Italiens und sogar unseres eigenen Vaterlandes haben müßte, bedarf kaum der näheren Ausführung. Die panslavistische Partei, die einen jahrtausend alten Herrschaftstraum heidnischer und christlicher Russenfürsten auszuführen strebt, sagt es offen heraus, daß sie auch Deutschland, mittelst Böhmens, wie mit einem slavischen Pfeil durchbohren möchte. Nicht Vereinigung natürlich zusammengehörender Volkstheile, sondern Weltherrschaft, aufgebaut auf den Trümmern der verschiedenartigsten Stämme, ist das Ziel eines bis zur Tollheit gesteigerten Ergeizes, der auch die slavischen Völker, willig oder nicht, vor dem Siegeswagen czarischer Willkür einhertreibt.

Wohl ist die Verbesserung der Lage der unter der Türkenhand liegenden Bevölkerungen ein Gebot der Menschlichkeit sowohl, wie der europäischen Staatsvernunft. Aber nicht minder — nein, noch mehr — ist für Europa die Wachsamkeit gegen russischen Uebergriff nöthig. Türkische Gräuel gegen moskowitische umzutauschen, ist kein Gewinn. Die Aussicht, das „hölzerne Joch" des Muselmanns gegen das eiserne des nordischen Gewaltherrschers auf immer mit in den Kauf zu nehmen ist aber eine so abschreckende wie nur möglich.

Tag um Tag stellt es sich klarer heraus, daß die über das richtige Maß hinausgehende Bewegung, wie sie von Gladstone und seinen Freunden betrieben wird, Rußland mehr und mehr ermuthigt. Für Deutschland naht die Zeit der Entscheidung mit eilendem Schritte. Ich schließe hier mit einigen Worten, die vor sechszehn Jahren geschrieben waren, als es sich darum handelte, Ungarns Recht auf Selbstregierung anzuerkennen und durch Herstellung seiner Freiheiten zugleich die habsburgische Tyrannei zu brechen und gegen Rußland ein Bollwerk wieder aufzurichten. In einem Flugblatte**) sagte ich damals: —

„Das Interesse der Deutschen ist es nicht, daß den Ungarn die Freiheit gekürzt werde. Deutschland hat ohne Zweifel ein Interesse an der Entwickelung der Dinge in Ungarn; und hohl und verstandlos ist die Meinung Derer, die da glauben, es könne an unseren, ohnedies durch russische Wucht bedrohten Ostmarken geschehen was da wolle, die deutsche Nation habe sich nun und nimmer darum zu kümmern. Nein; kein verständiger Deutscher, kein denkender Freund der Freiheit wird so thörichter Ansicht huldigen. Es kann uns nicht gleichgültig sein, ob in Ungarn acht Millionen Magyaren und Deutsch-Ungarn, Rücken an Rücken gelehnt, dem Vordringen der slavischen Propaganda Schach bieten helfen — oder ob Rußland, mit Hülfe der „national, sprachlich und kirchlich mit ihm verwandten" Elemente der Donauländer einen Stoß zugleich gegen uns und die Türkei führt. Unser Interesse ist, dieser letzteren Entwickelung

*) Die Jahresausfuhr nach Indien beträgt nahezu 30,000,000 £.

**) Flugblätter des Vereins „Deutsche Einheit und Freiheit in England". — No. I. Was sollen unsere österreichischen Bundesprovinzen thun? — London: Trübner und Cie., 60 Paternoster Row. 1860.

Digitized by Google

entgegenzuarbeiten. Darum wird es stets unsere Politik sein müssen, mit einem auf ungarischer Grundlage ruhenden Bund der Donauvölker in gutem Einvernehmen zu sein, ihre Unabhängigkeit gegen Rußland zu decken, im Sinne der Gleichberechtigung und der Freiheit ihnen die Hand zu bieten und wo möglich mit ihnen in dauerndem Schutz- und Trutzvertrage zu stehen."

Die Rückwirkung dessen, was Rußland heute gegen die Türkei im Schilde führt, auf die Stellung Ungarns und schließlich auf Deutschland selbst, ergibt sich auf Einen Blick. Wiederholen kann ich heute nur, was ich im Juni dieses Jahres, am Schluß einer Abhandlung in Nr. 25 der „Gegenwart", gesagt: — „General Fadejeff gesteht, daß nichts geeigneter wäre, dem weiteren Vordringen Rußlands Halt zu gebieten, als ein Zusammenstehen Oestreich-Ungarns mit Deuschland und England. Er hält dies für gefährlicher noch, als ein Bündniß der Westmächte. Möge Deutschland sich aus seinem Geständnisse eine Lehre ziehen!"

Ein solcher Entschluß Deutschlands brächte auch die englische Volsmeinung wieder zu sich selbst. Doch während ich dies schreibe, fallen vielleicht schon die Würfel.

London, im September.

Der neueste Umschlag in England.*)

Von **Karl Blind.**

London, 26. October.

Eilenden Schrittes vollzieht sich gegenwärtig ein Umschlag in der öffentlichen Meinung Englands. Als ich vor bald sechs Wochen, mitten in dem Sturm und Drang der türkenfeindlichen Bewegung, den ersten Theil meines Aufsatzes über Gladstones Schrift an die „Gegenwart" sandte, bemerkte ich sofort darin: ein solcher Wirbelwind, wie er augenblicklich hier sein Wesen treibe, halte gewöhnlich nicht lange vor; bald kehre der Engländer wieder zu sich selbst zurück. In hohem Maße hat diese Ansicht bereits ihre Bestätigung gefunden. Mancher gäbe heut viel darum, könnte er all die feuerspeienden Reden wieder in den dunkeln Schlund bannen, all die helmumflatterten Leitartikel der Tinte zurückgeben, der sie nie hätten entsteigen sollen. Noch vor kurzem schien es, als wolle man, zum bloßen Vergnügen einer unmöglichen Gerechtigkeit, den europäischen Staatshimmel einstürzen lassen. Zur Stunde aber, wo ich schreibe, sind gar viele Köpfe ernüchtert. Der Brief des Czaren an Franz Joseph hat Wunder der Bekehrung gewirkt.

Diesen Umschlag wohl erkennend, ist die „Times" von ihrer bisherigen, Rußland höchst auffällig günstigen Haltung entschieden abgegangen, hat sogar in jüngster Zeit hie und da ein heftiges Drohwort gegen dasselbe geschleudert. Earl Russel, der im August dieses Jahres mit Rußland Arm in Arm für bürgerliche und religiöse Freiheit in's Feld ziehen wollte, hat an das ehemalige Cabinetsmitglied Stansfeld, den Vorsitzenden einer hiesigen türkenfeindlichen Versammlung**), einen Brief geschrieben, worin er urplötzlich erklärt: er wünsche im Osten lieber die christlichen Sittengrundsätze, als den christlichen Glauben angenommen zu sehen; scheußliche Grausamkeiten seien zu verwerfen, ob sie für oder gegen die türkische Regierung verübt würden; der Krimkrieg habe den Zweck gehabt, Rußlands listigen Planen zu widerstehen; wohlbekannt sei es, daß der gegenwärtige Kaiser von Rußland ein Gegner der bürgerlichen und religiösen Freiheit ist („it is well known that the Emperor of Russia opposes civil and religious freedom"); solle daher eine Veränderung in der Türkei vorgenommen werden, so wünsche er (Russel) das türkische Volk mit der Regierung des Landes betraut und die Grundsätze der Gerechtigkeit durchführen zu sehen. „Ich kann nicht wünschen, daß Rußland an die Spitze der Türkei trete; noch auch werde ich irgend etwas thun, diesen Zweck zu fördern."

So Russell. Quantum mutatus ab illo!

Earl Shaftesbury, der vor wenigen Wochen die Russen nach Constantinopel hatte bringen wollen — d. h. nur so in rednerischer Wendung, um am Schluß einer ganz aus Rand und Band gehenden Ansprache den lärmenden Beifall des höheren politischen Janhagels zu erlangen — Earl Shaftesbury schweigt jetzt so sehr, daß man es förmlich hört. Auch Gladstone, der sonst gewohnt ist, in einer einmal begonnenen Sache Schlag auf Schlag zu führen, hat eine für ihn gewaltig lange Kunstpause eintreten lassen, die einer schrecklichen Verlegenheit so ähnlich sieht, wie ein Ei dem anderen; fast noch ähnlicher, denn die Eier sind bekanntlich nicht ganz gleich. Wie Gladstone, sind auch andere Führer mit einem Male still geworden. Auf der ganzen Linie ist ein Rückgang, ein Zögern, eine Verwirrung eingetreten.

Selbst in der Arbeiterwelt, wo man am allerwenigsten geneigt ist, die auswärtige Staatskunst der Tories zu bewundern, hat eine tiefe Spaltung der Meinungen Platz gegriffen. Die englischen Arbeiter haben sich vor Jahren für die Ungarn und die Polen begeistert und dabei aus dem Munde liberaler Führer die mächtigsten Philippiken gegen die „teuflische Willkürherrschaft" des Czaren gehört, der zu Vilagos die ungarische Freiheit niederzwang, in Polen die schandbarsten Gräuel der Weltgeschichte wiederholte und erst jüngst wieder in Turkestan seine Hand darin übte. Sollte man, — so fragen sich manche Arbeiter — dem Vordringen solcher Tyrannei in Europa zujauchzen?

Auch ein anderer Grund wirkt zur Spaltung der Meinungen in der Arbeiterwelt mit. Ich erwähnte neulich, daß die englische Ausfuhr nach Indien jährlich gegen 30,000,000 £ beträgt. Nun liegt aber der Zusammenhang zwischen der Erhaltung des englischen Reiches in Indien und dem Fernhalten Rußlands vom Bosporus für Jeden nahe, der den Fragen über die Zukunft des Morgenlandes irgend welche Aufmerksamkeit geschenkt hat. Wenn Solche, die diesen Zusammenhang kennen, gleichwohl die Moskowitermacht nach Constantinopel wollen vordringen lassen, so muß man entweder an ihrer Vaterlandsliebe zweifeln oder sich über ihre rücksichtslose Großmuth wundern.

Die Führer der Gewerksvereine aber, in denen der fortschrittliche Theil der englischen Arbeiterwelt zusammengeschaart ist, wissen volkswirthschaftlich zu rechnen. Ihnen ist die Aussicht, durch eine Wiederholung der indischen Sipoy-Empörung das englische Reich in Asien gefährdet und dadurch eine furchtbare Stockung auf dem hiesigen Arbeitsmarkte herbeigeführt zu sehen, eine hochbedenkliche. Der Grund und Boden ist in England noch feudal gefesselt. In den volkreichen Städten, die die Hälfte der Gesammtbevölkeruug in sich schließen, wohnt dichtgedrängt ein Arbeiterstand, für den die Ausfuhrliste eine tiefgreifende Bedeutung hat. Erwerb und Leben, oder Noth und Tod, stehen in ihr geschrieben. Kein Wunder, daß die weiterdenkenden Führer auch dieser Bevölkerungsschichte nichts wissen wollen von dem Hereinlassen der russischen Macht in die Türkei.

Unter der Herrschaft dieser Macht wäre sofort der Verkehr nach dem Morgenlande gestört. Die Türkei ist ein Freihandelsland; Rußland schutzzöllnerisch. Die Türkei aber, mit ihren Schutzstaaten, steht in der englischen Ausfuhrliste mit etwa 14,000,000 £. Schon das allein, von Indien ganz abgesehen, ist der Erwägung werth.

Man darf sich billig wundern, daß in einem Lande, dessen gewerbliche Größe auf so künstlicher Höhe gipfelt, und in welchem zwischen Stadt und Land eine so tiefe Kluft vorhanden ist, Staatsmänner, die

---

*) Diese Darlegung hat uns unser verehrter Mitarbeiter, als Ergänzung zu seinem Aufsatz über Gladstones Schrift, gesendet.

**) Ich sehe mich bei dieser Gelegenheit veranlaßt, eines Verfahrens zu erwähnen, das bei der „Times" leider seit Jahren zur Gewohnheit geworden ist. Der Wahrheit gemäß muß ich zwar dankend bezeugen, daß das einflußreiche Blatt, so oft ich in deutschen Angelegenheiten, sei es beim Kirchen- oder vielmehr Culturkampf, oder bei irgend einem ähnlichen Anlasse, eine Zuschrift an dasselbe richtete, sie stets bereitwillig aufnahm. Einen thatsächlichen Irrthum jedoch widerlegen zu lassen, der in einem „Times"-Berichte enthalten war, ist wie es scheint mehr, als man von der Redaction erwarten darf. Ich war in einem solchen Berichte als einer der Unterstützer des Vorsitzenden der oben genannten Versammlung angeführt worden. Obwohl ich nun zwei Mal an die „Times" schrieb, daß ich, zwar mit dem Vorsitzenden der Versammlung persönlich befreundet, lediglich als Zuhörer auf einer Galerie anwesend war; und obwohl ich meine entschiedene Nichtübereinstimmung mit den dort gefaßten Beschlüssen klar und scharf in meiner Zuschrift an die „Times" entwickelte und dringend um Veröffentlichung der Berichtigung bat, konnte ich den Abdruck meines Schreibens nicht erlangen! Dasselbe ist darauf im „Examiner" veröffentlicht worden.

Digitized by Google

kaum erst einer verantwortlichen Stellung entrückt worden, mit einer Frage wie die orientalische unbesonnen oder leichtsinnig spielen. Indessen hat es sich eben schließlich klar gezeigt, daß in den Falten der Fahne, unter der man gegen Türken und Tories anging, noch etwas Anderes enthalten war, als der bloße Sinnspruch der Menschenfreundlichkeit. Die Menge mochte in einfach gutem Glauben, ohne tiefere Kenntniß der Verhältnisse, ein richtiges Werk zu thun vermeinen. Aber wenn die Führer auf den Muselmann schlugen, so meinten sie vor Allem den neugebackenen Earl Beaconsfield. Darüber hätte man sich im Grund kaum zu wundern. Parteien gebrauchen bekanntlich mancherlei Listen. Aber daß die Leiter der Bewegung so unbefangen waren, zu glauben, es würden sich an Aeußerungen, wie die von Gladstone über die „Eine große menschenfeindliche Abart der Menschheit" gethane, keine üblen Folgen knüpfen, es würde daraus nicht für Rußland eine Ermuthigung entstehen — wer hätte das von erfahrenen Staatsmännern gedacht?

Jetzt stehen dieselben Staatsmänner vor einer großen Schwierigkeit. Schon haben sie mit einer, immer weiter um sich greifenden Wendung der öffentlichen Meinung zu rechnen. Das allgemeinere Bekanntwerden der kaiserlich russischen Thaten in Turkestan, vom Jahre 1873, hat die „Gräuel"-Waffe der bisherigen Führer der türkenfeindlichen Bewegung stark abgestumpft. Mit Verwunderung lasen auch Viele, daß Lady Strangford, die an der Spitze einer Sammlung für die bulgarischen Familien steht, durch Drahtbericht hieher meldete: die Zahl der Umgekommenen sei stark übertrieben worden; eine Menge derselben habe sich nur geflüchtet gehabt und kehre jetzt, Hülfe heischend, wieder in die Dörfer zurück.

So gleicht sich am Ende die Gräuelrechnung zwischen Rußland und der Türkei aus, und der politische Gesichtspunkt tritt wieder in seine Rechte.

Nun darf man aber wohl fragen, und diese Fragen stellen sich jetzt nicht Wenige in der Stille, oder auch im Gespräch:

1) Wäre es vernünftig, die von unregelmäßigen Truppen der Türkei verübten Gräuel dadurch rächen zu wollen, daß man die Urheber der auf Regierungsbefehl in Polen und Turkestan verübten, gleich schauderhaften Gräuel an's Goldene Horn marschiren läßt? Hieße das nicht einen sehr schlechten Gärtner in den bulgarischen Rosengarten setzen?

2) Wäre es ferner klug für England, sich den Orient durch eine russische oder russenfreundliche Mauth sperren und sich den Suez-Weg nach Indien durch eine diesseits der Dardanellen lauernde russische Heeres- und Flottenmacht verlegen zu lassen? Wenn etwa England in Indien zu kämpfen hätte, wie unbequem käme ihm da diese Lauer! Wäre es nicht besser, für einen solchen Fall einen orientalischen Freund in Europa zu besitzen?

3) Ist es ferner zu billigen, daß man die kaum wieder gefesteten Freiheitserrungenschaften Ungarns in's Schwanken gerathen läßt, daß man den ganzen Staatsbau Ungarns einer Gefahr preisgibt, die unzweifelhaft ihre Rückwirkung bald auch nach den ehemals zum Deutschen Reich und Bund gehörigen Ländern hin üben würde? Ist es möglich, sich gleichzeitig auf den ungarischen und den damit verbundenen echt deutschen, und auch auf den groß-serbischen und russisch-slavischen Standpunkt zu stellen? Kann ein Zweifel darüber herrschen, welcher von diesen Standpunkten der europäischen Sicherheit, Bildung und Freiheit zuträglicher ist?

Hätte endlich der, bis jetzt noch so geringe Freiheitsansatz in Rußland irgendwelchen Nutzen davon, wenn das Czarenthum seine Eroberungspläne durchführen könnte? Aehneln nicht gewisse Bewegungsparteien in Rußland, so weit man von wirklichen Parteien dort sprechen kann, den bisherigen französischen Bewegungsparteien darin, daß freisinnige und chauvinistische Bestrebungen in ihnen gemischt erscheinen? Und sucht nicht das Czarenthum, wie es die napoleonische Regierung einst that, in auswärtigen ruhmreichen Unternehmungen eine Ableitung der Unzufriedenheit? Ist nicht für Frankreich die Niederlage zur Wohlthat geworden, indem der Freistaat daraus hervorging? Und wäre es nicht für Rußland selbst besser, wenn die dumpfe Gährung, die sich innerhalb seiner Grenzen da und dort zeigt, fest eingedämmt würde, damit sie an Ort und Stelle wirke?

Doch es gibt noch ein Dutzend andere, nicht minder triftige Gründe, aus denen dem Drängen des Czarenthums ein Riegel sollte vorgeschoben werden. Ist es aber nöthig, dem deutschen Volke erst noch zu beweisen, daß die Wacht an der Donau von mindestens gleicher Wichtigkeit ist, wie es die Wacht am Rhein war? Sollen wir Ungarn dahinstürzen lassen, die deckende Vormauer des deutschen Südostens? Und weiß nicht heute bald jedes Kind, daß das russische Suchen und Umherwühlen in der Türkei auch auf die Untergrabung Ungarns gerichtet ist?

Im Uebrigen glaube ich, daß es hoch an der Zeit wäre für deutsche Volksvertreter, ihre Stimme ertönen zu lassen und im Vereine mit Oestreich-Ungarn und England festen Widerstand zu fordern gegen das moskowitische Czarenthum.

Literatur und Kunst.

Ein politisches Manifest von Heinrich von Kleist.

Heinrich von Kleist hatte in Gemeinschaft mit Friedrich Dahlmann am 29. April 1809 Dresden verlassen, und beide waren zu Fuß nach Oestreich gewandert. Ihr nächstes Ziel war Prag, wo sie die Entwickelung der Dinge abwarten wollten. Er hatte schon eine Reihe scharfer politischer Satiren geschrieben, in denen er die Mattherzigen, die „mit den gegebenen Verhältnissen rechnen", und alle Verräther und Ueberläufer schonungslos geißelte. In einem „Katechismus der Deutschen" hatte er denselben politischen Idealismus gepredigt, wie er ihn in seiner Hermannsschlacht seinen Helden praktisch hatte bewähren lassen.*) Und nun reifte in ihm das längst geplante Project: eine politische Wochenschrift zu gründen, durch die er seine nationalen Ideen zu verbreiten hoffte, in der er immer und immer wieder auf die Nothwendigkeit eines Kampfes bis auf's Messer gegen die Franzosen hinweisen, das Volk zum heiligsten Zorn gegen die Fremdherrschaft entflammen wollte:

„Wir übten nach der Götter Lehre
Uns durch viel Jahre im Verzeihn,
Doch endlich drückt des Joches Schwere
Und abgeschüttelt will es sein!"

Diese Zeitschrift, welche den Titel „Germania" führen sollte, nahm seine ganze Zeit in Anspruch. Er suchte bedeutende Mitarbeiter für dieselbe zu gewinnen, er selbst arbeitete rastlos für das Blatt, als ob es schon da wäre.

„Diese Zeitschrift", schrieb er, „soll der erste Athemzug der deutschen Freiheit sein. Sie soll Alles aussprechen, was während der drei letzten, unter dem Druck der Franzosen verseufzten Jahre in den Brüsten wackerer Deutschen hat verschwiegen bleiben müssen: alle Besorgniß, alle Hoffnung, alles Glück." . . . „Jetzt hat der Kaiser von Oesterreich den Kampf für das Heil des unterdrückten und bisher noch wenig dankbaren Deutschlands unternommen. Der kaiserliche Bruder, den er zum Herrn des Heeres bestellte, hat die göttliche Kraft, das Werk an sein Ziel hinauszuführen, auf eine erhabene und rührende Art dargethan. Das Mißgeschick, das ihn traf, trug er mit der Unbeugsamkeit des Helden, und ward in dem entscheidenden Augenblicke, da es zu siegen oder zu sterben galt, der Bezwinger des Unbezwungenen, — ward es mit einer Bescheidenheit, die dem Zeitalter, in welchem wir leben, fremd ist. Jetzt oder niemals ist es Zeit, den Deutschen zu sagen, was sie ihrerseits zu thun haben, um der erhabenen Vormundschaft, die sich über sie eingesetzt hat, allererst würdig zu werden; und dieses Geschäft ist es, das wir, von der Lust am Guten mitzuwirken bewegt, in den Blättern der „Germania" haben übernehmen wollen. Hoch, auf den Gipfel der Felsen soll sie sich stellen, und den Schlachtgesang herabdonnern ins Thal! Dich, o Vaterland, will sie singen und deine Heiligkeit und Herrlichkeit, und welch ein Verderben seine Wogen auf dich heranwälzt."

Daß Kleist, dieser treuste Sohn der Mark, hier ohne Weiteres zu Oestreichs Fahne schwört, kann Niemand Wunder nehmen. Er war nicht der Mann der kleinlichen Rücksichten und des engherzigen Particularismus; ihm war jedes Mittel recht, das zum Ziele führte; und dieses Ziel war: die Franzosen aus Deutschland

*) Siehe Adolf Wilbrandt, „Heinrich von Kleist". Nördlingen, 1863. S. 358 und ff.

Digitized by Google

hinauszutreiben. Oestreich hatte in der allgemeinen Noth gegen Frankreich Front gemacht, folglich war ihm Oestreich in diesem Augenblick willkommen. Daß er für specifische Interessen der Habsburgischen Dynastie nicht die geringste Sympathie, nicht einmal das Verständniß besaß, erhellt aus einem anderen Aufsatze: „Was gilt es in diesem Kriege?" Und er beantwortet diese Frage:

„Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wurzeln tausendästig, einer Eiche gleich, in den Boden der Zeit eingreifen; deren Wipfel, Tugend und Sittlichkeit überschattend, an den silbernen Saum der Wolken rührt, deren Dasein durch das Drittheil eines Erdalters geheiligt worden ist; eine Gemeinschaft, die, unbekannt mit dem Geiste der Herrschsucht und der Eroberung, des Daseins und der Duldung so würdig ist, wie irgend eine. . . . Eine Gemeinschaft mithin gilt es, die dem ganzen Menschengeschlechte angehört; die die Wilden der Südsee noch, wenn sie sie kennten, zu beschützen herbeiströmen würden; eine Gemeinschaft, deren Dasein keine deutsche Brust überleben, und die nur mit Blut, vor dem die Sonne verdunkelt, zu Grabe gebracht werden soll."

Von einem Freunde dieses Blattes, der seit langen Jahren mit großer Umsicht und großen Opfern bedeutende Autographen sammelt, und der eine der reichsten und werthvollsten Handschriftensammlungen sein eigen nennen kann, von Herrn Karl Meinert in Dessau*), sind uns zwei Schriftstücke von Heinrich von Kleist zur Veröffentlichung anvertraut worden, die in seine Prager Zeit fallen, die sich auf die „Germania" beziehen, und von denen wir glauben, daß sie bis jetzt noch nicht veröffentlicht worden sind. Das erste derselben ist ein Brief an Schlegel, den er zur Mitarbeiterschaft für sein neues Unternehmen gewinnen will. Kleist schreibt:

Theuerster Herr v. Schlegel.

Durch den Oberburggrafen, Herrn Grafen von Wallis, ist ein Gesuch, das Herr v. Dahlmann und ich, um die Erlaubniß, ein Journal, oder eigentlich ein Wochenblatt, unter dem Titel: Germania, herausgeben zu dürfen, bei der Regierung eingebracht hatten, Sr. Exc., dem Herrn Grafen von Stadion vorgelegt worden. Was dieses Blatt enthalten soll, können Sie leicht denken; es ist nur ein Gegenstand, über den der Deutsche jetzt zu reden hat. Wir vereinigen uns beide, Herr v. Dahlmann und ich, Sie zu bitten, bei dem Herrn Grafen, durch Ihre gütige Verwendung, das, was etwa nöthig sein mögte, zu thun, um die in Rede stehende Erlaubniß, und zwar so geschwind, als es die Umstände verstatten, zu erhalten. Diesem Gesuch fügen wir noch ein anderes bei, das uns fast eben so wichtig ist: nehmlich uns gefälligst mit Beiträgen, oder wenigstens mit einem vorläufig zu beschenken, indem wir durch die Anerbietungen des Buchhändlers ziemlich im Stande sein werden, sie so gut, wie ein Anderer, zu honoriren. Es versteht sich von selbst, daß wir (falls die Einsendung nicht zu stark wäre) sogleich Eines der ersten Blätter damit ausschmücken würden; weniger um Sie zu ehren, was Sie nicht bedürfen, als uns und unser Institut. Ueberhaupt will ich mit der Eröffnung desselben weiter nichts — (denn ihm persönlich vorzustehen, fühle ich mich nur, in Ermanglung eines Besseren, gewachsen) als unsern Schriftstellern, und besonders den norddeutschen, eine Gelegenheit zu verschaffen, das, was sie dem Volke zu sagen haben, gefahrlos in meine Blätter rücken zu lassen. Wir selber nennen uns nicht und mithin auch keinen Andern, wenn es nicht ausdrücklich verlangt wird.

Indem wir bald einer gütigen Antwort entgegensehen, schließe ich mit der Versicherung meiner innigen Verehrung und Liebe, und bin

Herr v. Schlegel

Ihr

gehorsamster

Prag den 13. Juni 1809 Heinrich von Kleist.

Kleine Seite, Brückengasse 39.

Nachschrift: Das Hauptquartier des östr. Corps, das in Sachsen eingerückt ist, ist am 10. dieses in Dippoldiswalde gewesen. Thielemann, der in Dreßden commandirt, hat eine fulminante Prokl. an die Sachsen erlassen, auch das Braunschweigische Corps ist in Sachsen und Nostitz, mit seinem Haufen, in Bayreuth eingefallen, diese Bewegungen können Schill vielleicht retten.*) Schill hat sich vor dem französischen General Gratien nach Stralsund zurückgezogen und Schiffe genommen, um nach Rügen zu gehen. Neunhundert Dänen (was sagen Sie dazu?) haben sich mit dem General Gratien vereinigt.

Das andere Schriftstück ist ein Aufsatz, der jedenfalls für die „Germania" bestimmt war. Die Entzifferung desselben war keine Kleinigkeit. Das Manuscript muß einmal feucht geworden sein, die Tinte ist auf den ersten Seiten verwischt. Da Kleist auf beiden Seiten geschrieben hat und die starken Züge der Schrift durchgedrungen sind, so ist das Ganze an einigen Stellen beinahe unleserlich geworden; erst nach vieler Mühe haben wir den Wortlaut dieser Hieroglyphen ermittelt. Außerdem hat Kleist am Rande zahlreiche Correcturen in kleiner und sehr flüchtiger Handschrift angebracht. Einzelne Wörter hat er gar nicht ausgeschrieben; einige Male ist er auch aus der Construction gefallen, sodaß das Manuscript in seiner jetzigen Gestalt wohl noch nicht für die Druckerei bestimmt war, sondern nur als Skizze für einen zu veröffentlichenden Aufsatz zu betrachten sein dürfte. Eine von diesen Randbemerkungen ist uns trotz aller Anstrengungen unlösbar geblieben. Dieses politische Manifest lautet:

Aphoristische Gedanken über die Rettung der österreichischen Staaten (corrigirt: „von Oesterreich").

Einleitung.

Jede große und umfassende Gefahr gibt, wenn ihr wohl begegnet wird, dem Staat für den Augenblick ein demokratisches Ansehen. Wenn Feuer oder Wasser eine Stadt bedroht, so duldet man, daß Alles was sich regen kann, jung und alt, arm und reich, vornehm und gering, herbei eile, um zu retten. Die Flammen, die eine Stadt bedrohen, ohne ihnen entgegenzukämpfen, das Uebel um sich greifen zu lassen, ohne ihm zu wehren, aus Furcht, der Zusammenlauf der Menschen, den eine nachdrückliche Rettung herbeizöge, könnte der Polizei über den Kopf wachsen; dieser Gedanke ist der Gipfel des Wahnsinns und kann nur in die Seele eines Despoten kommen, aber keines redlichen und tugendhaften Regenten.

Seit dieser unselige Krieg dauert, hinken wir beständig mit unsern Maasregeln hinter der Zeit daher. Mit den Anstrengungen, die wir heute machen, würden wir vor drei Monaten, und mit denen, die wir nach drei Monaten machen werden, (falls überhaupt dann noch welche zu machen sind) heute gesiegt haben. Das Aeußerste, darüber ist Jedermann einverstanden, muß geschehen, wenn die Zeit gerettet werden soll. Aber darunter versteht der Staat das Mindeste in der That, was unter solchen Umständen geschehen kann: eine Landwehr von 80—100,000 Mann, einen patriotischen Aufruf an das Volk und ein beifälliges Verzeichniß der Beiträge, die als ein Almosen an denselben einkommen.

Preußen und manche andere Norddeutschländer, in welchen die Franzosen ihre Raubgier, ihren Hohn, ihre Arglist und Abscheulichkeit nach dem hergebrachten System völlig zu entfalten Gelegenheit haben, begreifen schon besser, was man thun

*) Wir haben Gelegenheit gehabt, in die von Herrn Karl Meinert gesammelten Schätze Einsicht zu nehmen; es befinden sich darunter zahlreiche, noch ungedruckte Briefe und musikalische Skizzen von Beethoven, die Handschriften der „Winterreise" und des „Schwanengesanges" von Schubert, die Partitur von Mozarts „Schauspieldirector", einer der seltenen Briefe von Händel, längere Schreiben von Kepler, Spinoza, Kant, einige der berühmtesten Schillerbriefe an Körner ꝛc., kurz von den hervorragendsten Geistern Hervorragendes. Herr Karl Meinert hat uns versprochen, im Laufe der Zeit einige der interessantesten Nummern durch die „Gegenwart" zu veröffentlichen. D. R.

*) Schill war bereits am 31. Mai gefallen.

Digitized by Google

muß, und mehrere einsichtsvolle Landgüterbesitzer haben berechnet, daß, wenn sie ihre Dörfer angesteckt und ihr Vieh hinweggetrieben hätten, ihr Verlust geringer gewesen wäre, als jetzt.

Ich will in diesen kurzen Sätzen ohne alle Deduction die Gründe angeben, wie der österreichische Staat, so wie die Sachen stehen, noch zu retten sei. Vielleicht wage ich als ein unruhiger Kopf angesehen und eingesteckt zu werden, aber wenn die nächste Schlacht bei Komorn oder Pest, oder wo es sei, geliefert und verloren sein wird, werde ich die eine und untheilbare Republik in Böhmen proklamiren können, ohne angefochten zu werden.

Von der Quelle der Nationalkraft.

Zuvörderst muß die Regierung von Oesterreich sich überzeugen, daß der Krieg, den sie führt, weder für den Glanz, noch für die Unabhängigkeit, noch selbst für das Dasein ihres Thrones geführt werde, welches so wie die Sache liegt, lauter niedere und untergeordnete Zwecke sind, sondern für Gott, Freiheit, Gesetz nnd Sittlichkeit, für die Besserung einer höchst gesunkenen und entarteten Generation; kurz für Güter, die über jeder Schätzung erhaben sind, die um jeden Preis, gleichviel welchen, gegen den Feind vertheidigt werden müssen, der sie angreift, — eine Vertheidigung, die einen heiligen Krieg oder einen Krieg für die Menschheit constituirt.

Sie muß diese Güter für ihren und ihrer Völker alleinigen Schatz anerkennen, der um jeden Preis, gleichviel welchen, gegen den Feind vertheidigt werden muß, und begreifen, daß der Sieg, wenn ihn der höchste Gott uns schenkt, um keine Thräne zu theuer erkauft sei, wenn auch der Werth des ganzen Nationalreichthums im Kampf vernichtet würde und das Volk so nackt daraus hervorginge, wie vor 2000 Jahren aus seinen Wäldern.

Sobald dieser Grundsatz aufgestellt ist, kommt es nicht mehr darauf an, ob die Nation auch den guten Willen habe, die Maasregeln der Regierung zu unterstützen, sondern die Regierung hat in der Voraussetzung derselben ihren Willen bestimmt . . . ."

(Unleserlich; aus einzelnen Worten ersieht man, daß Kleist jedenfalls die Ansicht vertritt, die Regierung habe unter allen Umständen und mit allen Mitteln das Volk, ob willig oder widerwillig, dazu zu bewegen, für die höchsten Güter der Nation einzutreten. Es ist z. B. der Satz zu lesen: „so zu schalten, um diesen Anordnungen Respect zu verschaffen.")

Von den Maasregeln in Hinsicht auf Deutschland.

Man hat durch Proklamationen ohne Ende versucht, Deutschland auf die Beine zu bringen und seine Völker im Bunde mit Oesterreich gegen den gemeinschaftlichen Feind zu bewaffnen. Gleichwohl hat man dadurch nichts bewirkt, als die einzelnen Landstriche, die sich erhoben haben, ins Verderben zu stürzen; ein Umstand, der zwar, insofern er die Gährung unterhält, an und für sich kein Uebel ist, der aber doch den ganzen Umfang der Aufgabe, die man sich gesetzt hat, keineswegs löst. Es gibt ein einziges Wort, welches im Stande ist, im deutschen Reich, besonders im Norden desselben, eine allgemeine große und gewaltige Nationalerhebung zu bewirken — und dieses Wort ist das folgende:

Proklamation.

Wir, Franz der Erste, Kaiser von Oesterreich, kraft Unseres Willens und mit der Hülfe Gottes Wiederhersteller und provisorischer Regent der Deutschen, haben beschlossen und beschließen, was folgt:

1. Von dem Tage dieses Beschlusses an soll das deutsche Reich wieder vorhanden sein.

2. Alle Deutschen vom 16. bis 60. Jahre sollen zu den Waffen greifen, um die Franzosen aus dem Lande zu jagen.

3. Wer mit den Waffen in der Hand gegen das Vaterland fechtend ergriffen wird, soll vor ein Kriegsgericht gestellt und mit dem Tode bestraft werden.

4. Nach Beendigung des Krieges sollen die Stände zusammenberufen und auf einem allgemeinen Reichstag dem Reiche die Verfassung gegeben werden, die ihm am zweckmäßigsten ist.*)

Gegeben ꝛc. (L. S.) Franz.

Soweit Kleist.

Die Schlacht bei Wagram wurde am 5. und 6. Juli geschlagen. Aus dem Kleist'schen Zeitungsprojecte wurde nichts.

Wir glauben durch Veröffentlichung dieses Aufsatzes, der einen neuen und schönen Beweis für den idealen Radicalismus des großen Patrioten gibt, den zahlreichen Verehrern des Dichters, die mit jedem Jahre zahlreicher werden, eine Freude zu bereiten.

F. L.

Freiheit und Gleichheit.

Von **E. v. Hartmann.**

(Fortsetzung.)

Die dritte Hauptaufgabe des Staats nächst Verwaltung und Gesetzgebung ist die Rechtspflege, und es wird folgerichtig der Begriff der politischen Freiheit auch nach dieser Richtung seine Anwendung finden müssen. Wenn nur derjenige Bürger sich politisch frei fühlen kann, der seinen Willen mit dem Willen des Gesetzes in Uebereinstimmung weiß, so ist eine unerläßliche Bedingung der politischen Freiheit eine solche Beschaffenheit des Gesetzes, daß jeder Bürger volle Gesetzkenntniß erlangen kann. Wo dagegen die Gesetze so zahlreich, oder so verkünstelt, oder in einer so unverständlichen Sprache verfaßt sind, daß der Bürger daran verzweifeln muß, die Gesetzkenntniß zu erlangen, die doch bei seinen Handlungen vorausgesetzt wird, da schwebt das Gesetz wie etwas Unheimliches und Fremdartiges beständig drohend über seinem Haupt, und es ist nur ein glücklicher Zufall, wenn dieser unvernünftige Zwang einer unvernünftigen Art von Gesetzgebung ihm nicht auch thatsächlich zum Unheil gereicht. In England sind (nach Spencers „Einleitung in das Studium der Sociologie", deutsche Ausgabe I. S. 208) allein auf strafrechtlichem Gebiete seit der Zeit Eduard's III. bis 1844 nicht weniger als 14408 Gesetze erlassen worden, und doch ist Unkenntniß des Gesetzes kein Grund, der eine Handlung straffrei macht. Hierzu kommt nun die noch weit größere Zahl von bürgerlichen Gesetzen und endlich gar die ungeheure Masse von Rechtssätzen, die in Urtheilen niedergelegt sind. Auch diese alle soll jeder Richter von Amtswegen kennen, und müßte sogar jeder Bürger kennen, wenn er sicher sein wollte, die strenge Linie des Rechts in seinem Handeln zu wahren und sich und die Seinigen vor Schaden zu hüten. Letztere füllen aber nach Spencer 1200 Bände und nehmen windschnell zu, so daß die Zumuthung an einen Menschen, die Bewältigung dieses Materials auch nur zu versuchen, völlig sinnlos ist. Die Folge davon ist eine Rechtsunsicherheit, die jede rechtliche Entscheidung in Frage stellt; nach der erstinstanzlichen Entscheidung eines Falles ist kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß das Urtheil der höheren Instanz mit dieser Entscheidung übereinstimmen werde, und hängt daher die Wahrscheinlichkeit einer Appellation nicht mehr von der Natur der Entscheidung, sondern von dem Muth, der Streitsucht und dem pecuniären Vermögen der geschlagenen Partei ab (Spencer S. 209). Die Bürger gelangen dadurch ganz in die Hände eines Advocatenstandes, dessen Interessen keineswegs mit den ihrigen zusammenfallen; sie sind gezwungen, zum Schutz ihrer Rechte die Wahrung ihrer Interessen einem von Sonderinteressen geleiteten Stande anzuvertrauen, der doch ebenso unfähig ist, die Gesetze

*) Die ursprüngliche Fassung von Kleist lautet: „Nach Beendigung des Krieges soll ein Reichstag gehalten, und werden die Fürsten des Reichs nach der Mehrzahl der Stimmen eine Staatsverfassung festsetzen." Diese Fürstenversammlung erschien Heinrich von Kleist nicht demokratisch genug, und er hat daher seine Idee, wie oben angegeben, abgeändert.

Digitized by Google

zu bewältigen. Die Folge ist für den Redlichen eine große Erschwerung der Kenntniß und der Behauptung seiner Rechte, also für den Unredlichen ein Anreiz zur Verletzung derselben.

Zur politischen Freiheit gehört aber, daß der Staat, der den Bürger zwingt, auf Selbsthülfe behufs Wahrung seiner Rechte zu verzichten, ihm zum Ersatz der verwehrten Selbsthülfe einen ausreichenden Rechtsschutz gewährt, und zwar in einer solchen Weise, daß der Bürger nicht dabei gezwungen wird, unverhältnißmäßige Opfer an Zeit und Geld dabei zu bringen. D. h. zur politischen Freiheit gehört außer einfachen leichtverständlichen Gesetzen auch eine unbestechliche und sachkundige, schleunige und billige Rechtspflege. Lebt der Bürger unter dem doppelten Zwange der verwehrten Selbsthülfe und des unzuverlässigen, allzu große Opfer heischenden Rechtsschutzes, so gelangt er dahin, im Rechtsstaat unfreier zu sein, als im Naturzustande, wo er doch wenigstens sich mit Gewalt zu dem entzogenen Seinigen verhelfen kann. Dieser Zustand der völligen Hülflosigkeit in Wahrung seiner Rechte besteht aber für den Armen und mäßig Begüterten beispielsweise in dem sogenannten „freiesten Lande der Welt", in England. Denn abgesehen von der Unmöglichkeit der Gesetzeskenntniß und der völligen Unsicherheit über den Ausfall eines Processes besteht in England für den Processirenden nur die eine Gewißheit, Kosten tragen zu müssen, die dem Armen überhaupt unerschwinglich sind, den mäßig Begüterten aber leicht an den Bettelstab bringen können. Ein wohlhabender Mann kann ruinirt werden durch einen Schwindler, welcher vorgibt, durch ihn pecuniär geschädigt zu sein, und die Ausdauer und die Mittel besitzt, diese Klage durch alle Instanzen zu führen; der vorsichtige Rechner wird es, wenn er mit einem ebenso energischen als bemittelten Betrüger zu thun hat, vorziehen, denselben durch einen Theil seines Vermögens abzufinden, um nicht durch den Proceß das ganze zu verlieren. (Spencer II. 102.)

Man muß zugestehen, daß solche Zustände den äußersten Grad politischer Unfreiheit begründen, und daß alle mögliche Freiheit auf dem Gebiet der Verwaltung und Gesetzgebung für eine so schauderhafte rechtliche Hülfslosigkeit des an der Selbsthülfe Gehinderten keinen Ersatz bieten können. Dasselbe gilt da, wo die Rechtspflege in den Händen eines corrumpirten geldgierigen Richterstandes ist (wie in den meisten Republiken, besonders in denen, wo die Richter nicht von oben ernannt, sondern von unten gewählt werden), oder wo die Entscheidung in den Händen rechtsunkundiger und ungebildeter Geschworenen liegt, welche den Ausgang des allerklarsten Rechtsfalls mindestens zweifelhaft, den Ausgang eines verwickelteren und schwierigeren Falles aber zum reinen Würfelspiel machen, wofern sich nicht gar Sympathien und Antipathien, Gefühlsstimmungen und Leidenschaften rechtsverfälschend einmengen.*)

Diese Betrachtungen ergeben, daß nirgends größere Begriffsverwirrung über das Wesen der Freiheit besteht, als auf politischem Gebiet. Theils beruht dieselbe in der Verkennung des negativen und relativen Charakters der Freiheit, theils aber in der doctrinären Verlogenheit der politischen Parteien, und in der Verlogenheit, mit der sie ihr Streben nach Parteiherrschaft durch Schwärmerei für Freiheit zu maskiren bemüht sind. Nicht nur politische Parteien im engeren Sinn, sondern auch sociale und kirchlich-religiöse Parteien kämpfen auf dem politischen Schauplatz; denn auch die letzteren müssen in die politische Arena und in das Ringen nach Macht und Herrschaft im Staate eintreten, sobald sie erkannt haben, daß ihre socialen oder kirchlichen Parteiziele auf dem Wege politischer Gesetzgebung zu fördern sind. Nun besitzt aber jede Partei einen Parteiegoismus so gut wie jedes Individuum, und wird ebenso gut wie letzteres durch diesen Egoismus ungerecht in der Beurtheilung der Verhältnisse. Sie empfindet, so lange sie nicht an der Herrschaft ist, einen drückenden Zwang durch die thatsächliche Herrschaft anderer Parteien, die andere, zum Theil den ihrigen entgegengesetzte Ziele verfolgen, und hat ganz Recht, das Streben nach Beseitigung dieses Zwanges ein Streben nach Freiheit zu nennen. Nur täuscht sie sich und andere, wenn sie dieses Streben nach Parteifreiheit für ein Streben nach allgemeiner Volksfreiheit ausgibt, da es vielmehr zunächst ein Streben nach Herrschaft, d. h. nach der Macht, die anderen Parteien unter ihren Willen zu zwingen, also nach Unfreiheit aller übrigen Parteien ist. Dieses formelle Verhältniß ist allen Parteien gemeinsam; aber natürlich ist dabei nicht ausgeschlossen, daß das Programm gewisser Parteien auch inhaltlich gewisse allgemeine politische Freiheiten verfolgen kann. Nur ist dies nicht so zu verstehen, als ob dieser freiheitliche Programminhalt das Streben nach Unterdrückung der anderen Parteien hinderte, denn das erste ist auch bei den Parteien die Selbsterhaltung im Kampf um's Dasein.

Auch dieses beständige Freiheitsgeschrei der Parteien und der sofortige Umschlag desselben in Knechtung und Maßregelung der übrigen Parteien nach erlangter Herrschaft ist am besten an der neuesten französischen Geschichte zu studiren. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß, je lauter und doctrinärer das Freiheitsgeschrei einer Partei ist, desto härter und rücksichtsloser ihre Knechtung der übrigen Parteien nach erlangter Herrschaft sein werde. Denn eine Partei macht um so mehr Lärm mit der Freiheit, je unfreier sie sich fühlt, d. h. je fremder und entgegengesetzter ihre Ziele denen der übrigen Parteien sind; je fremder und entgegengesetzter aber ihre einseitigen Parteiziele denen aller übrigen Parteien sind, desto terroristischer muß sie nach erlangter Herrschaft auftreten, um sich gegen die unausbleibliche Coalition der übrigen zu behaupten. Dies gilt z. B. in Deutschland für die ultramontane und die socialdemokratische Partei.

Ueberhaupt sind diese beiden Parteien die einzigen, welche bei aller Verhöhnung der Freiheit auf ihrem eigenen (dem religiösen und socialen) Gebiet doch auf politischem Gebiet den Muth haben, die letzte Consequenz des Revolutionsprincips der Freiheit zu ziehen, nämlich die Aufhebung alles und jedes politischen Zwanges, d. h. die Aufhebung des Staates selbst. Denn darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben, daß es in dem Begriff der Freiheit selbst keine Grenze für die Negation des Zwanges gibt, daß vielmehr diese die Freiheit auf ein gewisses Maß einschränkenden Grenzen anderswoher als aus dem Princip der Freiheit entlehnt werden müssen; wer aber einmal das Princip der Freiheit als das höchste bestimmende Princip für die Politik auf seine Fahne geschrieben hat, der kann und darf gar nicht dulden, daß demselben von anderswoher Beschränkungen seiner Geltung auferlegt werden. Das Princip der politischen Freiheit negirt aber jede politische Gewalt, als welche nothwendig einen Zwang ausübt; es negirt jede Herrschaft und fordert Anarchie im etymologischen Sinn des Wortes als Herrschaftslosigkeit oder Staatslosigkeit. Auch der Ersatz des Staates durch eine Summe politischer Communen entspricht dem Princip der Freiheit nicht vollständig, denn dieser Ausweg zerschlägt nur den Großstaat in eine Menge Kleinstaaten, läßt aber innerhalb der letzteren die Staatsgewalt, d. h. einen politischen Zwang gegen die Bürger bestehen.

Indem die Aufhebung des Staats die letzte Consequenz des Princips der politischen Freiheit ist, kann man sagen, daß die französische Revolution letzten Endes für die ultramontane und socialdemokratische Partei gearbeitet hat, denn diese sind die eigentlichen Erben der Revolution, während die conservativen und liberalen Mittelparteien selbst in Frankreich trotz ihres Freiheitsgeschreis und trotz ihrer Schwärmerei für die „große Revolution" sich längst zu dem antirevolutionären Princip der Ordnung bekennen. Das innere staatliche Leben aller Culturstaaten strebt gegenwärtig nach ein und derselben politischen Parteigruppirung in staatliche und antistaatliche Parteien; erstere umfassen die conservativen und fortschrittlichen Elemente und können mit dem Ge-

*) Man denke an die Freisprechung mehrerer Franzosen, die nach dem Kriege wehrlose Preußen aus hochherzigem Patrictismus gemißhandelt oder ermordet hatten, ferner an die Vorgänge in Ländern mit zwei sich feindlichen Stämmen oder Racen, an die politischen und kirchlichen Parteileidenschaften, die jede Objectivität des Urtheils zerstören, an die Neigung der skandalsüchtigen Großstädter zur milden Beurtheilung der Preßvergehen u. s. w.

Digitized by Google

sammtausdruck „staatliche Entwickelungspartei" bezeichnet werden, letztere umfassen die reactionäre, ultramontane und die revolutionäre socialistische Partei. Beide letzteren streben natürlich zunächst nach Parteiherrschaft im gegebenen Staat, um von dieser Machtbasis aus denselben umzugestalten, die einen in die Universaltheokratie des Stellvertreters Christi, wo die Erde blos noch in Provinzen des Jesuitenordens getheilt wird, die andere in das allgemeine solidarische Wirthschaftsgemeinwesen der Erde. Beide setzen an Stelle des politischen Zwanges einen anderen mit ärgerem Terrorismus; deshalb kehrt sich der Freiheitsbegriff eben so gut auch wieder gegen ihre Parteitendenzen, und es ergibt sich so die formelle Freiheitsidee überall nur als Aushängeschild, welches ganz anderartige Gründe für die Parteiziele und die Betheiligung an denselben verhüllt. Der consequente Freiheitsschwärmer muß mit den letzten Consequenzen der Freiheitsideen auf allen Gebieten Ernst machen, d. h. er muß nicht blos den Staat, sondern auch die Kirche negiren, nicht blos Ehe, Familie und Eigenthum, sondern auch jede zwangweise Organisation der Arbeit bekämpfen, welche vielleicht die schlimmste Tyrannei von allen bisher dagewesenen repräsentiren würde. Denkt man den Zustand genauer durch, in dem das Menschengeschlecht sich nach Realisirung aller dieser Consequenzen der Freiheitsidee befinden würde, so findet man zu seinem Erstaunen, daß er identisch ist mit demjenigen, welchen es vor Beginn aller Cultur einnahm, wo wirklich volle Staats- und Kirchenlosigkeit, Güter- und Weibergemeinschaft*) und volle Arbeitsfreiheit bestand. Daß bei einer solchen Realisation der Freiheit am Ende der Geschichte die Menschheit sich auf einer höheren Culturstufe würde behaupten können, als diejenige vor Beginn der Geschichte war, wird kein unbefangener Denker behaupten wollen. Es ist nicht uninteressant, daß in Rousseau, dem geistig bedeutendsten Vorläufer der Revolution, sich ein ziemlich klares Bewußtsein davon findet, daß das goldene Land der Freiheit nur und ausschließlich im Ur- und Naturzustande der Menschheit vor allen Anläufen zur Civilisation und Staatsbildung gefunden werden kann, und daß die Sehnsucht nach der Freiheit ihr Auge nicht nach vorwärts, sondern nach rückwärts wenden muß. Man hat die eine Seite der Rousseau'schen Lehre fallen lassen, ohne zu bedenken, daß sie mit der andern untrennbar verknüpft ist.

Das Resultat unserer Betrachtungen ist folgendes: Die Freiheit als formeller Negationsbegriff kann in seiner abstracten Gestalt nicht als Forderung der Vernunft aufrecht erhalten werden. Es ist, abgesehen von dem concreten Inhalt der Freiheit, nicht ersichtlich, inwiefern die Freiheit vernünftiger sein solle, als die Unfreiheit, oder inwiefern ihr sonst ein Vorzug vor letzterer gebühre. Im concreten Falle ist die Entscheidung, ob einer gewissen Art von Zwang und einem gewissen Grade desselben gegenüber die Freiheit oder die Unfreiheit vernünftiger Weise den Vorzug verdiene, niemals aus dem Begriff der Freiheit als solchen, sondern immer nur aus inhaltlichen Rücksichten auf Art und Grad des Zwanges und die Folgen seines Fortbestehens oder seiner Aufhebung unter den gegebenen Verhältnissen zu entnehmen. Es gibt nur ein Gebiet, auf welchem jede Art des Zwanges unter allen Umständen widersinnig ist, das ist das religiöse; denn hier besteht das Wesen der Sache selbst in einem inneren geistigen Proceß, der nach der vorstellungsmäßigen Seite wahrhafter Glaube sein muß, und der Glaube, in dem innern Sinne höchster Wahrhaftigkeit genommen, läßt sich so wenig decretiren und aufzwingen, daß es noch weit sinnloser ist, zwei Menschen mit gleichem Glauben, als zwei gleiche Baumblätter in der Welt zu suchen. Wo also ein kirchlicher Zwang im vorgeblichen Interesse des Glaubenszwanges geübt wird, da wird entweder der Begriff des zu erzwingenden Glaubens in einem so äußerlichen Sinne des Lippenbekenntnisses genommen, daß von einem Verständniß für das tiefere Wesen der Religion auf solcher Stufe überhaupt keine Rede sein kann, oder aber es wird der Unterschied zwischen dem innern Glauben und religiösen Bewußtsein einerseits und deren äußeren Kundgebungen andererseits zwar anerkannt, aber trotzdem der Zwang ausgeübt, um der Kirche durch Aufnöthigung einer solchen in sich widerspruchsvollen Heuchelei wenigstens den äußeren Schein der allgemeinen Glaubenseinheit und die ihrer Macht und Ueppigkeit daraus erwachsenden weltlichen Vortheile gewaltsam zu sichern. Beides ist gleich unvernünftig und verwerflich.

Auf politischem und socialem Gebiet hingegen ist jede Form des Zwanges vernünftig, die den gegebenen Verhältnissen des Landes, des Volkes und seiner Geschichte entspricht, demselbeu eine dienliche, zweckmäßige Organisation der geistigen und physischen Volkskraft verschafft, und dadurch zeitweilig die höchstmögliche Culturentwickelung verbürgt; unvernünftig aber ist auch hier jede Form des Zwanges, welche die zeitweilig größtmögliche Entfaltung der physischen und geistigen Kräfte des Volkes beschränkt und dadurch seine Culturentwickelung hemmt. Ein Zwang, der in einem Lande zu einer gewissen Zeit vernünftig ist, kann in einem andern Lande oder zu einer andern Zeit unvernünftig sein; so vernünftig im letzteren Falle das Freiheitsstreben gegen diesen Zwang sein wird, so unvernünftig müßte es im ersteren Falle genannt werden. In der geschichtlichen Entwickelung fallen nun die Verhältnisse und Mächte, die einen Zwang constituiren, nicht aus den Wolken, sondern sie entwickeln sich eben, und dieser Entwickelungsgang ist vernünftig; indem derselbe sich aber als Kampf vollzieht, repräsentirt die vernünftige Gegenwart das dynamische Gleichgewicht zwischen den Mächten einer nicht mehr vernünftigen Vergangenheit und einer noch nicht vernünftigen Zukunft. Die Zukunftsmächte werden seltener positiv als drückende Zwangsgewalten empfunden, weil sie mit der Idee des Fortschritts segeln und zunächst nur Keime bieten; ihr Eingreifen stellt sich äußerlich mehr als ein negatives gegen die Mächte der Vergangenheit dar. Diese nämlich halten mit dem zähen Beharrungsvermögen der Selbsterhaltung ideell überwundene Stufen so lange fest, bis dieselben von den Mächten der Zukunft durch Gewalt zertrümmert werden; die Mächte der Vergangenheit mit ihren früher vernünftigen, aber mit der Zeit unvernünftig gewordenen Formen sind es daher vorzugsweise, gegen welche das Pathos der Freiheit sich kehrt. Aber es ist wohl zu beachten, daß das Streben, sich von diesen Formen des Zwanges zu befreien, nur darum vernünftig ist, weil sie nicht mehr vernünftig sind, und weil es vernünftig ist, das Unvernünftige zu negiren. In der formellen Thätigkeit der Negation selbst eine vernünftige und bewunderungswürdige Thätigkeit sehen, kann nur als eine vielleicht geschichtlich erklärliche, aber darum begrifflich nicht minder zu verurtheilende Verirrung gewisser Entwickelungsperioden bezeichnet werden.

Vor allen Dingen aber ist gründlich und radical mit der Utopie zu brechen, als ob allseitige Freiheit ein Zustand wäre, der sich unter den gegebenen Naturbedingungen überhaupt irgendwo (außer im Absoluten) realisiren ließe. Jedes Individuum ist von dem übrigen Theil der Schöpfung und nicht zum geringsten von den gleichartigen Individuen abhängig, und jede Abhängigkeit wird als Zwang empfunden. Auch im relativ freiesten Zustande der Menschheit, auf der Uebergangsstufe vom Menschenaffen zum Affenmenschen ist doch keine andere Freiheit zu constatiren, als die Freiheit von allen denjenigen Formen des Zwanges, welche die Cultur erst herausgebildet hat, und gegen welche heute die Freiheitsapostel declamiren; im Uebrigen aber war der Zwang von Seiten der Naturgewalten, der Thiere und der rohen Willkür der Mitmenschen weit größer und empfindlicher als jetzt, so daß wir heute uns bedanken würden, unsere Gebundenheit durch die Zwangsformen der Civilisation mit jener Unfreiheit des Wilden gegen die Natur zu vertauschen.

Der ganze Culturproceß der Menschheit besteht nur darin, daß der Einzelne vom Naturzwang immer freier wird dadurch, daß er sich immer größerem Menschenzwang oder Civilisationszwang unterwirft. Die Herrschaft des Menschen

*) Vergl. A. H. Post, die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe (Oldenburg bei Schulze 1875). John Lubbock, die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechts. Deutsch von A. Passow (Jena bei Costenoble 1875).

Digitized by Google

über die Natur wächst beständig, aber nur auf Kosten seiner Freiheit gegen die übrige Menschheit, d. h. seine sociale Freiheit (worunter wir hier die politische mitverstehen) vermindert sich nach Maßgabe des Fortschritts der Cultur, — ja sogar in der Verminderung dieser Freiheit besteht der Fortschritt der Cultur. Ein von außen abhängiges, d. h. unfreies Wesen ist und bleibt der Mensch immer, und daran rütteln zu wollen, ist Wahnwitz; nur die Form der Unfreiheit kann vertauscht werden.

Dieses Gesetz gilt nicht nur für die Ablösung der Naturgebundenheit durch die sociale Gebundenheit, es gilt auch ganz ebenso für die Ablösung der einen Form socialer Gebundenheit durch die andere. Es ist Thorheit der Freiheitsschwärmer, zu wähnen, nachdem eine alte Kette gebrochen sei, müsse die Menschheit nun positiv freier geworden sein; nein, für jede gebrochene Kette sind ihre Arme mit tausend neuen Fäden und Stricken umschnürt, die sich immer enger zusammenziehen. Die Leibeigenschaft löst die Sklaverei ab; kaum sind die Fesseln der Leibeigenschaft gesprengt, so schlingt das Capital seine Netze um die Arme der Lohnarbeiter; am Siechenbette des Capitals aber lauert schon der socialistische Terrorismus auf das ihm zufallende Erbe. Kaum hat der Liberalismus sein Ziel erreicht, die unzeitgemäß gewordenen Zünfte in die Luft zu sprengen, und schon treten die Gewerkvereine an ihre Stelle, wahrlich nicht zur Vermehrung der Freiheit. Und so geht es immer und überall.

Je einfacher die Beziehungen eines Menschen zu seiner Umgebung, in desto wenigeren Relationen erschöpft sich der Umfang seiner Unfreiheit; je entwickelter und mannigfacher jene Beziehungen werden, desto vielseitiger wird der Zwang unter dem er steht, desto extensiver seine Unfreiheit. Je roher, äußerlicher und oberflächlicher die Beziehungen des Menschen zu seiner Umgebung sind, desto äußerlicher und oberflächlicher berührt ihn auch die Abhängigkeit von denselben; je feiner, innerlicher und intimer jene Beziehungen werden, desto tiefer schneidet der Zwang, den sie auf ihn üben, in seine Seele ein, desto intensiver wird seine Unfreiheit. Die Cultur besteht aber in Vervielfältigung und Verinnerlichung der Beziehungen des Menschen zu seiner Umgebung, d. h. in extensiver und intensiver Steigerung seiner Unfreiheit.

Die Freiheitsschwärmer werden vielleicht diese einfachen Wahrheiten pessimistisch und niederschmetternd finden; aber sie sind es durchaus nur für denjenigen, der sich dazu verirrt hat, in der Freiheit als solcher ein Gut zu sehen, anstatt lediglich den Werth der Veränderung in's Auge zu fassen, welche durch Beseitigung unvernünftig gewordener Zwangsformen der Vergangenheit erreicht wird. Es kommt vielmehr grade darauf an, alle Menschen mit dem Bewußtsein zu durchdringen, daß nicht in dem Erringen der Freiheit, sondern in dem Einwilligen in eine vernünftige Unfreiheit ihre Aufgabe besteht. Es wird diese Forderung verständlicher werden, wenn ich sie dahin exemplificire: nicht auf Freiheit vom Gesetz, sondern auf willige Unterwerfung unter das Gesetz kommt es an. Dasselbe gilt aber für alle anderen Formen vernünftiger Unfreiheit. Ist dieses Bewußtsein, das der Parole des landläufigen Liberalismus allerdings schnurstracks entgegengesetzt ist, erst in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen, dann hört es auf, die Unfreiheit, soweit sie vernünftig ist, als Zwang zu empfinden, und gewinnt im Bewußtsein der Nothwendigkeit und in der willigen Fügung in das vernünftige Müssen einen Standpunkt, der dem Gefühl ganz dieselbe Befriedigung bietet, wie die Freiheit, aber vereint mit den realen Vorzügen der vernünftigen Unfreiheit. In dieser Richtung ist allerdings der Weltproceß auch Fortschritt, nämlich in dem Bewußtsein der Nothwendigkeit und der willigen Fügung in dieselbe, und insofern Hegel diesen der Freiheit gefühlsmäßig gleichkommenden Standpunkt als innere Freiheit bezeichnet, kann er sagen, daß die Geschichte Fortschritt der Freiheit sei. Aber diese zweite Bedeutung des Wortes ist schief und irreleitend, und man thut besser, Hegel in diesem Wortgebrauch nicht nachzufolgen.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Von Gustav Floerke.

IV.

Das zweite malerische Glaubensbekenntniß, welches sich in der Production unserer Tage nachweisen läßt, bedeutet für die Geschichte der modernen Selbstständigkeitsbestrebungen das Zehnfache, der in voriger Nummer gekennzeichneten Richtung. Wir haben es ihm gegenüber mit einer extremen Fortschrittspartei zu thun, deren Auftreten als eine Epoche in der Geschichte der Malerei überhaupt zu schätzen ist; die aber auch, trotz des massenhaften und eigenartigen Talents, durch welches sie geschaffen wurde und mit dem sie noch heute besticht, jene betäubende Einseitigkeit des Vorgehens in sich trägt, welche allen revolutionären Potenzen inne zu sein pflegt, und die darum wohl der Täufer, nicht aber der Heiland eines neuen productiven Kunstglaubens zu sein vermag.

Jemehr unsere Zeit aufhörte in ängstlichem, bequemem oder pietätvollem Epigonenthum Genüge zu finden, jemehr das Bedürfniß nach künstlerischer Selbstständigkeit sich als berechtigt zu fühlen anfing, um so mehr mußte die alte, nur in den seltensten Fällen noch lebendige Schablone den Jüngeren als Fessel, als hohle Phrase erscheinen. Unter Vorgang der modernen Franzosen und wohl direct angeregt von der durchaus unabhängigen Entwickelung des großen Düsseldorfers Andreas Achenbach, begannen sich die Maler von den „Genremalern" ꝛc. zu sondern und sich im Gegensatz zu jenen zu fühlen. Wer unter den Strebsamen nicht die einsichtige Begabung besaß, sich am Charakterisiren genügen zu lassen, wer vielmehr das Hauptgewicht einmal wieder auf die malerisch-künstlerische Erscheinung seiner Bilder zu legen strebte, der konnte sich bald nicht mehr an der alten, für ihn taub gewordenen Receptmalerei genügen lassen. Alle unter den Jüngeren — die in ihrer Art großen Genremaler ausgenommen — denen es nicht darauf ankam, sich eine Aufgabe wie die andere und so leicht wie möglich zu gestalten; was in verba magistri zu schwören nicht pietätvoll, faul oder muthlos genug war; Alles was schließlich an Unzufriedenen und Neuerungssüchtigen mit der bisherigen Production zerfallen war, bildete allmälig ein revolutionäres Element, welches seinen gemeinsamen Schwerpunkt fand in dem Wiedererwerben einer naiven Anschauung und malerischer Mittel an der Hand der Natur.

Dies Bestreben, in malerischer Beziehung wieder selbstständig zu werden, tritt, bei der weit über Andreas Achenbachs ruhigen Fortschritt hinausgehenden Menge, zunächst, wenn auch in eigengemachtem, so doch möglichst unmalerischem Kleide auf. Und nichts erklärt sich natürlicher als dies scheinbare Paradoxon.

Man wollte einen Gegensatz zu dem Bisherigen und kehrte deshalb den Spieß einfach um: man fiel in's entgegengesetzte Extrem. Man machte mit allem Ueberlieferten sozusagen tabula rasa und fing mit der Natur und seinen Augen von vorne an, und so zwar, als ob das Medium der menschlichen Seele vom Uebel sei, als ob der Mensch wie ein photographischer Apparat zu sehen im Stande wäre und sich selber bei diesem Proceß zu Hause lassen könnte. Adam oder der erste Bildmaler ist Nichts gegen die „Unbefangenheit", mit der man sich plötzlich den Schein der Natur zu fassen bemüht. Man sieht wie ein Kind, verzichtet dem entsprechend auf jede eigentliche Bildwirkung und vermeidet krampfhaft alle malerischen Mittel.

Das bedarf einiger näheren Erklärung, wenn anders meine gütigen Leser noch Lust haben, mir auf dieser mißlichen Afrikareise durch die Wüste allgemeiner Auseinandersetzungen zu folgen.

Die Cardinaltugend des neuen Bekenntnisses, die völlige überall sichtbare „Naivetät", erlangte man also ungefähr auf folgende Weise.

Zunächst malt man nur so beleuchtete Gegenstände, wie man sie bisher als unmalerisch, als der Anschauung und dem Können der conservativen Richtung widersprechend, vermieden hatte; d. h. solche Dinge, die von direct auf sie fallendem Licht erhellt sind. „Plattes Licht" ist der technische Ausdruck für letzteres. Dabei sieht man, selbst in der

Digitized by Google

Wirklichkeit, nur Licht oder Schlagschatten, unzweifelhafte breite Helligkeiten und Haupttiefen dazwischen, nicht die kleineren, die doch den malerischen Reiz ausmachen. Man verzichtet vielmehr direct auf alles Spiel des Lichtes und der Schatten; das Helldunkel wird als verdächtig, als Sauce, Eselsbrücke ꝛc. ausgeschlossen. Man sieht so zu sagen nur noch was äußerlichst an der Oberfläche klebt.

Wie zu Licht und Schatten, so verhält man sich auch zu den Farben der beleuchteten Gegenstände, die nun nur noch als Localfarben existiren. In beiden einfachsten Gegensätzen, in Licht und Schlagschatten, sieht man überall nur plattes Colorit. Man zwingt sich wie ein Kind zu sehen, roth roth, grau grau, blau blau, und nicht wie ein Maler, den die Einzelfarben nur interessiren, soweit und weil sie die unselbstständigen Träger einer höheren Harmonie sind, die er gesehen, die ihn angeregt hat und die für ihn das Bild ist.

Diese ganze Malerei, wie sie direct unter Mitwirkung der Photographie arbeitet und eine dieser ähnliche, wenn auch in den Valeurs richtigere Wirkung erzielt, diese ganze Malerei, bei der man trotz ihres häufigen Grau in Grau nicht einmal von wirklichem Colorismus reden kann, erreicht in ihrem Eindruck zweifellos eine gewisse, Respect einflößende Anständigkeit; auf die Dauer aber auch entschiedene Reizlosigkeit. Und an ihr wäre die ganze Richtung vielleicht schon wieder zu Grunde gegangen, wenn nicht eben eine Menge wirklich hoch begabter Maler in ihrer eisernen Schule säßen, denen mit dem nackten Wiedererwerben malerischer Mittel nicht genug geschehen war. Und diese haben es verstanden, sich und Andern den Cultus ihrer Naturanbetungssekte, den sie nun einmal trotz seiner Einseitigkeit für den allein seligmachenden taxiren, einigermaßen reizvoll zu gestalten.

Wie aus den angedeuteten Fundamentalglaubenssätzen hervorgeht, sahen sie sich zunächst aller eigentlich malerischen Wirkungsmittel beraubt und konnten sich doch als Künstler nicht jeglicher farbigen Effecte begeben. Für die Darangabe ihrer Subjectivität, des Helldunkels, der Bildwirkung u. s. w. wollten sie nicht lediglich Einzelrichtigkeit, Unerbittlichkeit und Schwere in der Farbe eingetauscht haben. Auch den Protestanten wird ihr kahler Ritus unbehaglich und ungenügend, — siehe Protestantenverein. So erschien auch diesen Anhängern der modernen naturalistischen Lehre die Sache gar zu trostlos, wenn platt auffallendes Licht und Schlagschatten den ganzen Apparat ausmachen sollten.

Der Ausweg, der sich fand, kam von Seiten der ebenfalls zum Bekenntniß gehörigen Localfarbe. Schließlich ließ sich nämlich auch an dem Nebeneinanderstellen wuchtiger, platter, localfarbiger Massen der Farbensinn entwickeln. Und dieser rief nun wenigstens eine Art von Colorismus hervor, soweit er nämlich innerhalb der Grenzen der Schule möglich ist. Ließ sich nämlich schon durch das bloße Zusammentreffen verschiedener Localfarben, gewissermaßen nebenher, eine speciell malerische Wirkung quasi zufällig erreichen, so ließ sich auf diesem Wege auch ein Mittel finden, die verbotenen Reize des Reflexes ꝛc. einigermaßen zu ersetzen: warme Localfarben wurden scheinbar zwanglos in das im Uebrigen rein studienartige Bild hineingezogen; sammetartige tiefe Farben setzte man neben graue, stumpfe und breite Massen oder neben kleine, scharfe Massen, und erzielte damit Gegensätze, die eine entschieden coloristische Wirkung besitzen und gegen die sich Nichts sagen läßt, als daß sie naturgemäßer durch Licht, Schatten und Reflex entständen. Wenn der feinfühlige und geschmackvolle Gregor v. Bochmann („Motiv aus Esthland") diese Richtung in ihrer uneingeschränkten Nacktheit vertritt und adelt, so liefert Karl Gussows („das Kätzchen") unbegrenztes Geschick und malerische Energie den glänzendsten Beweis, wie ein großes Talent auf dem zuletzt angedeuteten Wege dem an sich kahlen Boden bedeutende coloristische Wirkungen abgewinnen kann.

Aber trotzdem und im Grunde haben wir es hier doch nur mit geistvollen Compromissen, Uebertünchungen, Surrogaten oder Selbstberuhigungen zu thun, die einen innerlichen Fortschritt nach wahrhaft künstlerischer und coloristischer Seite nicht überflüssig machen oder verhindern können. Trotz aller Verdienste um die Reinigung der künstlerischen Atmosphäre, in welcher die große Menge der Maler athmet, trotz der schätzenswerthen Weise, in welcher diese Richtung an der Hand der Natur vorgeht, bleibt doch die obenangedeutete Einseitigkeit, mit welcher dies geschieht, in letzter Instanz ein Irrthum, der verhängnißvoll genug ist. Diese Kunst kann nicht das letzte Wort unserer lernenden, nach neuem Boden suchenden Zeit sein; — der Boden höchstens, dessen unzweifelhafte Solidität allerdings jedem Bauenden nur empfohlen werden kann, und wenn er bis in den Himmel zu bauen gedächte. Denn das ist lächerlich zu glauben, daß ein sogenannter Idealist von den bösen „Realisten" verdorben werden könnte. Auch so einer kann nicht auf Sand bauen. Heut zu Tage darf wieder gefordert werden, daß der Künstler nach allen Seiten seinem Stoff gewachsen sei und das etwaige Ungestüm seines Geistes zu beherrschen und freundlich vorzuführen gelernt habe. Als Schule für den Einzelnen mag demnach diese Art des Natursehens und Malens höchst schätzenswerth sein, wie sie es für unsere ganze lernende Zeit gewesen ist. Aber sie muß ein Ende nehmen sowohl für die ihr entwachsene Kunst wie für den Einzelnen mit den Jahren. Denn sicherlich ist gerade das, was sie sich versagt, das eigentlich Künstlerische in der Malerei: Es muß als ein Fortschritt erkannt werden und als das erste Einsetzen wahrhaft selbstständig künstlerischer Anschauungen, wenn man nicht mehr das Einzelne, sondern das Ganze, nicht die Farben sieht, sondern die Harmonie, nicht plattes Licht und Schlagschatten allein, sondern den malerischen Reiz des Naturmoments unter den verschiedenen Bedingungen: Licht, Schatten und Reflex.

Und damit muß unsern Malern ihr Bestes, die Unabhängigkeit ihrer individuellen Anschauung, zurückgegeben werden, die jene Schule soweit nur irgend denkbar in die allgemeine Zwangsjacke steckt. Die Natur bleibt das einzige Ewige, Lehrende. Aber muß man sie absolut wie ein photographischer Apparat sehen? Im Gegentheil ist es ein Irrweg, sich ihr gegenüber die Hände zu binden. Weil der Mensch nun einmal keine Maschine ist, wird jeder einzelne die Natur auf seine Weise sehen, und gerade in diesem „Wie" wird stets sein Werth liegen; Beherrschung des Stoffes und der Ausdrucksmittel natürlich vorausgesetzt. Oder wäre es umgekehrt doch das Höchste, den Menschen zum Entsagen, zur möglichsten Entäußerung seiner selbst zu zwingen und den photographischen Apparat als Vorbild und Lehrer zu nehmen? Dann wäre eine Kunst unser letztes Wort, die morgen oder in zehn Jahren durch die Vervollkommnung einer Maschine ersetzt werden kann, deren mittelmäßige Vertreter dereinst Platten putzen können, falls auf ihren Lehranstalten vorsichtiger Weise und bei Zeiten Rücksicht darauf genommen wäre, sie für alle Fälle dergleichen nützliche Dinge zu lehren.

Wenn zufällig die Farbenphotographie nicht erfunden werden sollte, so ändert das natürlich an dieser ebenso beschämenden wie ängstlichen Familienähnlichkeit Nichts. Es genügt constatirt zu haben, daß dieser Kunst das Damoklesschwert der Farbenphotographie überm Kopfe hängt. Die wahre Kunst hingegen — um daran in Klammern zu erinnern — könnte nur Vortheil ziehen aus solcher Entdeckung.

Die Reaction gegen die revolutionäre Beschränktheit dieses über alle deutschen Schulen verbreiteten modernsten „Naturalismus" ist übrigens bereits aus dem Stadium des frommen Wunsches in das der Thatsachen übergetreten. Allerdings, wenn die Anhänger des letzteren die zahlreichste, geschlossenste und einmüthigste Fraction in der modernen Kunst genannt werden müssen, wenn diese so uniform auftritt, daß ihre Mitglieder auf den einzelnen Ausstellungen selbst von Laien ziemlich sicher erkannt werden können, so ist im Gegensatz dazu die nun zu besprechende Partei durch und durch die Partei der Individualitäten, der guten „Maler", die bekanntlich alle verschieden malen. Von äußerer Aehnlichkeit ist zwischen den Fractionsgenossen daher wenig die Rede. Aber während es früher nur Einzelne waren, die unabhängig von einander und unbeirrt durch die jeweilige Mode diese oder doch ähnliche Wege gingen (die Achenbachs, Böcklin ꝛc.), hat es sich jetzt bereits zwischen ihnen gefüllt; einer und der andere der Bedeutendsten ist aus den Reihen der Vorigen in die neu sich bildenden Tirailleurketten hinübergezogen, wie Lenbach; die neue Parole ist vielfach bereits das Stichwort ganzer Gruppen geworden, kurz man hat mittlerweile das Recht gewonnen, von einer dritten zielbewußten Fraction zu reden.

Diejenigen, welche mit Bewußtsein wieder auf die unentwegte glänzende Entwickelung der Achenbachs, auf die Verwandtschaft Böcklins mit ihnen, auf ihr gemeinschaftliches Verhältniß zu den alten großen Meistern und auf den neuerdings wieder auftauchenden belgischen Colorismus hinwiesen, gingen wohl von ähnlichen Beobachtungen aus, wie wir sie oben über die Einseitigkeit der „Photographiemalerei" angestellt haben. Sie empfanden, daß der Kunst auf dem reformirenden Wege des Localfarbensehens viel vom Besten verloren gegangen war. Dies wiederzuerwerben, ohne den Boden der Natur zu verlieren, den man ja erst mit Hülfe jener seit kurzem wieder unter den Füßen

Digitized by Google

fühlte, war das Streben der neuen Partei. Alles was sie kennzeichnet, liegt auf diesem Gebiet.

Im Gegensatz zu Jenen betonen ihre Anhänger den Gesammtton, unter welchem ihnen Alles erscheint, anstatt der specialisirten Töne, und stellen damit den Fundamentalsatz wieder fest, daß Harmonie die Seele des malerischen Kunstwerkes sei. Bildwirkung in erster Linie heißt die daraus zunächst hervorgehende thatsächliche Errungenschaft. — Sie verbannen das Licht ferner nicht mehr an die Oberfläche, sondern sie glauben wieder an das Ueberallsein desselben, sie ziehen die Reize des reflectirten Lichtes und der durchleuchteten Schatten wieder vorwiegend zur Hülfe herbei. Ueberhaupt nicht das platt auffallende, sondern das leuchtende Licht erscheint ihnen malerisch. Und hier liegt der Grund eines vielfach zu Tage tretenden technischen Unterschiedes beider Parteien. Während die erste die Oelfarbe nicht wirklich ausnutzt, sondern wie ein lediglich opakes Material behandelt — das Leuchten des farbigen Lichtes geht durch die materielle Farbe verloren —, haben sich die modernen Coloristen die ganze Ausgiebigkeit der Oelfarbe wieder zu eigen gemacht, und verwerthen eben so das Durchscheinen, dessen das Material fähig ist, wie dessen Undurchsichtigkeit; ihr Vorgehen ist entschieden technischer, d. h. dem Wesen ihres Materials entsprechender. Hängt man Bilder dieser beiden Richtungen nebeneinander, so wird jenes in den meisten Fällen grau und doch wie aus unvermittelt nebeneinandergesetzten Farben hergestellt erscheinen, während dieses einen leuchtenden Gesammtton aufweist, d. h. sämmtliche Farben in das Licht aufgehen läßt.

Auch diese neuere vermittelnde Partei lehnt, wie die vorige, jegliches Recept im schlechten Sinne, d. h. jegliche Eselsbrücke ab, auch sie stützt sich hauptsächlich auf die Natur. Aber allerdings nicht sklavisch und auf Kosten der künstlerischen Persönlichkeit. Vielmehr verlangt sie von dieser letzteren so gut wie Alles. Während man die Bilder jener Richtung mit directem Studium vor der Natur fertig machen soll und dadurch langsam aber sicher den ersten anregenden Eindruck todtbüffelt, scheint es mir das Wesentlichste des neuen Glaubensbekenntnisses zu sein, daß es gerade diesen ersten Eindruck für das künstlerisch Befruchtende hält und ihn um jeden Preis im Bilde wiederzugeben oder zu erhalten strebt. Auch hier also weiß man Nichts besser als die Natur; aber man sucht sie in flüchtigen Momenten farbigen Leuchtens oder eindringlicher Poesie ihrer Wesenheit nach zu fassen, in Momenten also, wo sie die Seele des eigenartig anschauenden Künstlers besonders zu erregen verstand.

Natur, aber vornehm angeschaute farbige Natur, — das ist der Wappenspruch der dritten und für mich künstlerischesten Fraction, wie ich sie im Parteileben der Malerei deutlich zu unterscheiden glaube. Diese vertritt die rein malerische Richtung der Malerei, ihr ist die möglichst vollkommene farbige Erscheinung das, was bei früheren in Deutschland die Form war. Aber diese Verstorbenen haben die künstlerisch Urtheilsfähigen im deutschen Publicum noch zu sehr im Bann, als daß dieses die nahe Verwandtschaft und gewissermaßen Berührung beider Extreme fühlen und dem Nachgeborenen wie jenem sein Herz schenken könnte. Es klingt wunderlich; aber es ist wahr: obgleich nirgends so sehr wie hier das eigenthümlich deutsche Bedürfniß und die echt deutsche Begabung, auch als Maler möglichst poetisch zu empfinden, Platz hätte, so ist es doch gerade diese hochkünstlerische Partei, die sich durchaus noch nicht eines nur einigermaßen ermunternden Verständnisses erfreut. Vielleicht verhelfe ich dem einen oder anderen meiner Leser dazu, wenn ich daran erinnere, daß man in Berlin augenblicklich auf der Ausstellung der Commandantenstraße eine Reihe von Skizzen und Studien von Willem Linnig (Weimar) studiren kann, welche wie nichts anderes mir bekannt Gewordenes das eben entwickelte Parteiprincip nackt und schlagend illustriren. Sie sind es überhaupt, die mir das Wesen dieses künstlerischen Colorismus greifbar gemacht haben. Und ich möchte ihnen das mit dem Wunsche danken: möge die deutsche Malerei von dieser Vornehmheit, Haltung, Leuchtkraft, Farbenempfindung, Breite und Harmonie recht viel in ihre Bilder hinüber zu nehmen verstehen!

Das wären meiner Meinung nach die Hauptmuskeln der mit uns lebenden Malerei. Aber auch durchaus nicht mehr. Diese oberflächliche Anatomie hat uns die drei Hauptbewegungsrichtungen unserer zeitgenössischen Malerei erklären wollen, die vielleicht niemals oder doch selten ganz rein zu Tage treten. Von den unzähligen individuellen Bewegungen, die, bald mehr bald weniger im Anschluß hieran, das eigentlich sichtbare Leben der deutschen Kunst ausmachen, werden wir erst in den folgenden, sich enger an die Ausstellung anschließenden Artikeln zu reden haben. Ist dieselbe auch inzwischen beendigt, so werden meine Leser doch diejenigen Meister und Bilder im Gedächtniß haben, die sich als auffallend und selbstständig vordrängten. Und hauptsächlich von ihnen wird im Folgenden die Rede sein.

Musikalische Aufführungen.

Die Folkunger.

Große Oper in 5 Acten von S. H. Mosenthal, Musik von Eduard Kretschmer. Zum ersten Male aufgeführt am Hofoperntheater am 27. October.

Nach Moses Buch 1, Cap. 4, V. 21 war Jubal der Nachkomme Kains, von dem sind „hergekommen die Pfeifer und Geiger". Ergo hat es Musik gegeben vor der Sündfluth, ergo mußten unsere Philologen und sonstige Musikgelehrte, die soviel Unnützes so gründlich wissen, schon seit lange sich mit der Frage beschäftigen, was für Musik die „Gewaltigen" und „berühmten Leute" (Cap. 7, Vers 4) componirt oder gespielt haben, daß der Herr in seinem Zorne keinen einzigen Musiker (Berichterstatter gab es noch nicht) von Noah in die Arche mitnehmen ließ. Mich dünkt, es ließen sich gewiß aus irgend welchen alten Backstein-Keilschriften in Ninive oder sonst wo einige Compositionen herauslesen, die mit der gehörigen Sicherheit und tugendhaft-ästhetischen Phrasen commentirt, einen hübschen Band bildeten, und dem Verfasser eine officielle schöne Anstellung verschafften. Daß man musikalische Fachkenntnisse besitze, ist nicht gerade nothwendig, nur die richtige Parteinahme. Ich denke mir also Studien über vorsündfluthliche Musik folgendermaßen eingeleitet: — — — Doch wo gerathe ich hin? Der geneigte Leser wird wohl fragen, wie alles das, was ich bisher vorbrachte, mit den „Folkungern" zusammenhängt, und vielleicht den ganzen Artikel überschlagen! Und das wäre mir eben Recht! Denn ich schreibe eigentlich eben so gerne über assyrische Backsteine, von denen ich nichts verstehe, als über die Oper, die ich nur zu gut verstehe, der ich mit dem allerbesten Willen entgegenkam, die ich so herzlich gern gelobt hätte, der ich aber factisch keinen einigermaßen hervortretenden Moment abzugewinnen vermochte! Und da wäre es mir fast lieber, wenn der geneigte Leser diesesmal meinen Bericht überschlüge.

Man kann bei einer „großen" Oper von fünf Acten den Text nicht ignoriren, zumal heute, wo ja auch schon der Componist mit anderen bewußten Anforderungen an den Dichter tritt und sich nicht mehr mit der Gelegenheit zu Arien und Chören begnügt, sondern dramatische Charaktere und Situationen verlangt, die musikalische Stimmung zu erzeugen im Stande sind. Nun, was dieses Verlangen betrifft, so hat nicht blos Mosenthal, der schon viele und treffliche Textbücher verfaßte, die Angelegenheit ziemlich leicht genommen, auch ist, der Componist meiner Ueberzeugung nach, mit weniger Kritik zu Werke gegangen, als er unbedingt ausüben muß.

Gewisse Situationen, gewisse Verse darf heute ein dramatischer Componist gar nicht in Angriff nehmen, wenn er sich nicht von vornherein seines eigenen tonkünstlerischen Rechtes begeben, seiner Phantasie Eisenfesseln anlegen will; er muß sich mit dem Dichter über Aenderungen verständigen, die manchmal nur unbedeutend erscheinen mögen und doch ganz unerläßlich sind. Eine so kurz als möglich gefaßte Erzählung des Textes wird unsere Ansicht am besten unterstützen.

Der erste Act spielt (am Ende des 13. Jahrhunderts) auf der Höhe der Kjölen in Schweden, beim Kloster Nydal, dicht unter den Gletschern. Zwei Männer erscheinen, der erste einfach gekleidet, „bleich, todesmüd" (so schreibt das Textbuch vor), der andere gewaffnet, den Dolch im Gürtel, das Schwert in der Hand. Jener ist Magnus, Sohn des Königs Erik von Schweden, aus dem Geschlechte der Folkunger, dieser Sten Patrik, der Vertraute des Herzogs Bengt von Schonen. Der junge Prinz, der bisher in einem Kloster gelebt hat, ist durch den Tod seines Vaters und des Bruders „zu des Thrones Stufen, zum Gatten der geliebten Braut berufen" (ich citire immer den Text wörtlich). Sten Patrik soll ihn an den Hof bringen. Statt dessen setzt er ihm den Dolch auf die Brust, und zwingt ihn, die öden Berge bis zu der Höhe zu besteigen; vor dem Kloster bricht der Thronerbe zusammen — er fragt: „Wohin führst du mich?" Patrik: „Wir sind am Ziel." — „So willst du mich hier tödten?" — „Nein, du sollst leben." Der Thronerbe springt auf und singt: „Wie, ich soll leben, leben! O süßer Hoffnungsblick! Ha, wie die Pulse beben, Bewußtsein kehrt zurück!"

Digitized by Google

Dieses Bewußtsein ist keineswegs das eines zum Könige passenden Helden. Weiter sieht der edle Prinz noch das Kloster, und ist gleich entschlossen, Nothruf erschallen zu lassen. „Nicht hülflos bin ich mehr.“ Doch Patrik zückt nochmals das Schwert gegen ihn und zwingt ihm einen Schwur auf das Kreuz ab, nie zu bekennen wer er ist; „Prinz Magnus ist todt.“ Der Eindruck, den dieser Held des Dramas gleich bei seinem Erscheinen hervorbringt, ist wenig angenehm; und ich denke, der Componist hätte vom Dichter wohl die Streichung jenes Freudengewinsels bei der Nachricht, daß er leben solle, verlangen und erhalten können. Der Abt des Klosters erscheint mit den Mönchen. Ihn bittet nun Magnus um Obdach und Aufnahme, weil sein Herz den Frieden sucht; der edle katholische Abt liest ihm ein Capitel aus Fichtes Anleitung zum seligen Leben vor, er sagt und die Mönche wiederholen es im Chor: „Das Eine nur ist uns gegeben, der Gott in unsrer eignen Brust.“ Magnus soll eine Nacht vor dem Kloster Wache halten, dann am andern Tage eingeweiht werden.

Er bleibt allein mit seinen Betrachtungen. Hirten ziehn an ihm vorüber — die Scene schleppt sich zwecklos dahin. Sturm brauset durch den Berg, ein Wanderer erscheint; es ist Lars Olafson, der Sohn der Amme des Prinzen und Castellan des königl. Schlosses. Durch diesen, der ihn nicht kennt, aber einen „stillen Zug des Herzens“ für ihn fühlt, erfährt er nun, daß der König und dessen ältester Sohn todt sind und Prinz Magnus verschwunden sei, daß Herzog Bengt von Schonen um die Hand der Prinzessin Marie, des letzten Folkungersprosses, wirbt und mit Hülfe der Dänen Schweden unterjochen will.

Zwei schlimme Verse melden die erste Nachricht:

> Der König sandt' um ihn — doch eh' zurück sein Bot',
> Verfiel er selbst dem Tod'.

Mich dünkt, das durfte der Componist nicht setzen.

Magnus entflieht mit Lars, um das Schwedenvolk zum Kampfe zu begeistern. Ende des ersten Actes. Im zweiten erscheint Marie in Sehnsucht nach dem todtgeglaubten Bräutigam (wie Magnus, der „dem heil'gen Stand Geweihte“, auch Bräutigam sein konnte, verschweigt der Dichter), dann kommt der grimme Bengt von Schonen und verlangt, daß die Prinzessin sich krönen lasse. Sie fährt mit ihm gen Upsala. Dann tritt Lars auf, ruft die „Dalmänner, Upländer, Wärmländer“ herbei, um mit ihnen der Königin Befreiung und Bengts Bestrafung zu planen. Der unbekannte Held, der mit ihm vom Kloster herabgekommen, werde ihr Führer sein.

Magnus erscheint; seine Amme Karin erkennt ihn. Alle knieen nieder; doch er, seinem Eide treu, behauptet, sie täusche sich, er wolle nur das Land befreien, nichts weiter — Magnus sei todt. Im dritten Acte erblickt die Königin im selben Augenblicke, als sie die Thronurkunde verliest, den Prinzen, der versteckt unter dem Volke steht, und erkennt ihn; aber auch ihr gegenüber beharrt er in seiner Behauptung, er sei nicht Magnus. Bengt will ihn als Betrüger verhaften lassen. Doch Marie befiehlt, daß er auf ihr Schloß gebracht werde.

Im vierten Acte endlich kann Magnus den Klängen einer alten Ballade, dem Anblick des Bildes seiner verstorbenen Mutter (aus dem 13. Jahrhundert in Schweden) nicht widerstehen, er gibt sich der Amme und seiner Braut zu erkennen; gleich darauf ergreift ihn Raserei, daß er den Eid gebrochen, er stürzt sich aus dem Fenster in die See. Sten Patrik und der Herzog halten ein wenig höfliches Zwiegespräch, weil Dieser Jenem den versprochenen Lohn (sein eigenes Herzogthum) vorenthält. Marie lauschte, tritt nun hervor und schimpft, als wäre sie bei Wagners Alberich in die Lehre gegangen: „Du Kronenräuber, Hochverräther, du, den die Hölle selbst gebar, du Königsmörder, Missethäter, du sei verflucht auf immerdar.“ Bengt will sie ermorden, Sten entwaffnet ihn und die herzueilenden Diener werfen ihn in die See. Dort ertrinkt er, aber Magnus ist nicht ertrunken; ob er besser schwimmen kann oder von Andern gerettet wurde (letzteres ist bei seinem Heldenthum das Wahrscheinlichere) bleibt unaufgeklärt. Der Abt erlöset ihn von dem Priestergelübde (das er noch gar nicht gegeben hat) und die Liebenden vereinigen sich.

Daß dieser Text in der vorliegenden Form kaum von einem Genie zu einer wirksamen Oper verwendet werden konnte, ist ebenso unleugbar, als daß er bei einigen kleinen Aenderungen zu einem viel besseren umzuwandeln war. Und das Verlangen nach solcher Umwandlung war Sache des Componisten. Oder glaubte er in der That, aus diesem Magnus, besonders aus dem der ersten Scene, musikalisches Fleisch und Blut ziehen zu können? Es kann nur Bescheidenheit, nur Rücksicht für den hochgeschätzten Dichter gewesen sein, welche den Componisten vom entschiedenen Verlangen nach Aenderungen abhielt; denn daß er die Mängel erkannte, darf doch nicht bezweifelt werden.

Was nun die Musik betrifft, so befindet sich der Berichterstatter in der sonderbaren Lage, daß er wünschte, mehr Stücke tadeln und dagegen einige wenige ganz loben zu können. Das Halblob, das er gewissenhafter Weise vielen Theilen der Oper zollen muß, dünkt ihm, einem dramatischen Componisten gegenüber, bedenklicher als ein gänzliches Verwerfen derselben und die volle Anerkennung einer oder zweier, aus denen sich eine eigenthümliche Begabung für die Oper erkennen ließe. Aber diese letztere konnte auch die freundlichste Absicht nicht herausfinden. Im Gegentheil boten die lyrischen, rein gesanglichen Stellen noch eher Anregendes als die wenigen Momente, in welchen der Text zur Entwicklung dramatischer Kraft auffordert. Das „Vorspiel“ des ersten Actes bringt zuerst eine anständige, langsam feierliche Phrase, der eine weniger anständige, „freudig bewegte“, recht banale folgt, zum Schluß kehrt die erste „majestätisch“ wieder. Das erste Recitativ des Magnus ist gut declamirt, sein Zwiegespräch mit Sten Patrik dagegen recht unbedeutend; sonderbarer Weise zeigt sich der Schwur auf dem Papier als ein recht wirksam gearbeitetes Stück, aber in der Ausführung auf der Bühne als ein verfehltes! Der Theaterbösewicht Sten sagt dem Prinzen jeden einzelnen Satz des Selbstvernichtungseides vor, und der Held sagt jeden Satz nach wie ein Schuljunge; es läßt sich kaum Sonderbareres erdenken! Der nun folgende Chor der Mönche und die Arie des Abtes, deren letzte Wendung die Mönche wiederholen, sind recht, recht schwach; und gleich hier sei bemerkt, daß es geradezu unbegreiflich erscheint, wie ein Componist, der als Hoforganist mit Kirchenmusik und Kirchenstil vertraut sein muß, in allen religiösen Momenten seiner Oper so ganz banale Männergesangvereinssätze anwenden konnte.

Der zweite Act enthält ein recht hübsches darlekarlisches Brautlied, das Duett Marias und der Amme ist ganz melodisch. Der Chor „Bist du Eriks Sohn“ erscheint mir neben dem Gebet des Lars im dritten Acte das Beste der Oper. Der Krönungsmarsch beginnt recht interessant, verflacht aber in ein sehr triviales Mittelthema. Der Chor vor dem Schlusse bietet wirksame Momente. Vom vierten Act wollen wir schweigen. Herr Kretschmer ist entschieden ein sehr gebildeter Musiker, dem auch eine nicht unbedeutende Fähigkeit für Melodie innewohnt; aber daß diese sich zu eigenthümlichem Schaffen entwickle, bedarf es noch eines großen Läuterungsprocesses. Alle die vielen Weber'schen und Wagner'schen Endungen der melodischen Phrasen (der Secundenfall es d, fis e) die abgebrauchten Wagner'schen chromatischen Wendungen, die immer wiederkehrende, sich gleichbleibende Orchesterphrase, die den Hörer auf etwas Besonderes vorbereiten soll, die liedertafelartige Behandlung des Chores — alles das müßte beseitiget werden vor dem ersten Federstrich zu einer neuen Oper. Ob nun solch ein Läuterungsproceß so viel zurückließe, als er mitnimmt, das muß sich dann zeigen.

Die Aufführung war eine sehr fleißige. Fräulein Hoffmeister als Prinzessin Maria entfaltete ihre schöne wohlthuende Stimme zur vollen Geltung. Im Spiele ließ sich manches anders denken. Mir scheint, daß die ganze Rolle der Individualität der Künstlerin nicht paßt. Herr Müller, der den Prinzen Magnus darstellte, gab sich alle Mühe, die Partie interessant zu gestalten; dort, wo er durch seine schöne Stimme wirken konnte, gelang es ihm; aber was soll ein Künstler mit dem Magnus anfangen? Herr Beck, dessen kleinere Rolle Dichter und Componist am besten bedacht haben, gewann, wie fast immer, alle Sympathien des Publicums. Die Herren Salomon (Bengt) und Fricke (Abt) erwiesen sich als die alten, festen, sichern Stützen der Oper. Das Orchester und der Chor hielten sich gut. Nur glauben wir, daß, nach dem schwedischen Damenquartett zu beurtheilen, die Darlekarlier sehr rein singen; also wollte der Chor uns wohl den Stand schwedischer Musik im 13. Jahrhundert vergegenwärtigen? Die Aufnahme der Oper war in den ersten Acten eine sehr günstige. Das Publicum zeigte sich gut gestimmt, rief Darsteller und den Componisten. Gegen Ende erkühlte der Antheil; doch blieb er noch immer auf der Temperatur eines guten Achtung-Erfolges.

H. Ehrlich.

Digitized by Google

Notizen.

Vom Büchertisch.

Plattdeutsche ausgewählte Erzählungen von John Brinkman. 1. Band. Kasperohm un ik. 3. Auflage. Rostock, Wilh. Werther's Verlag. 1877.

John Brinkman gehört unter die plattdeutschen Schriftsteller ersten Ranges. In seinem „Vagel Griep" finden sich Lieder und Romanzen voll Reiz und Schönheit, sein „Kasperohm un ik" ist ein Roman von einer Vollendung, daß man prophezeihen darf: man wird ihn lesen, so lange man Plattdeutsch liest, und die Zahl seiner Freunde und Verehrer wird wachsen mit den Jahren.

John Brinkman schildert in diesem Roman „ol Rostock, sin ol Baderstadt" ein paar Generationen rückwärts. Er schildert mit besonderem Glück und Behagen den Seemann früherer Zeit, der auf eigenem Schiff die Ostsee befuhr, Thran von Schweden holte, Aepfel nach Petersburg brachte, selbstständige Leute, die sich fühlten und bei dem einträglichen Geschäfte wohlhabend wurden, eine vortreffliche Rasse, für das beobachtende Dichterauge wie geschaffen. Es ist Würde genug in ihnen, daß sie nicht schlechthin lächerlich oder kleinlich werden, und sie bieten Ecken und Kanten genug zu einer humoristischen Darstellung. Kasperohm ist ein Typus dieser Art. Wohlgefällig, selbstzufrieden, großartig, „Rostocker Börger" vom Kopf bis zum Fuße, sein einfacher Verstand etwas überwuchert von Standeseitelkeit.

Ihm zur Seite spielt sein Neffe, ein prächtiger Wildfang, gesund, fröhlich, voll von dummen Streichen, die Brinkman mit einer Frische vorzutragen weiß, daß auch ein altes Herz wieder jung werden kann.

Die Uebrigen sind Nebenfiguren, aber auch sie sind meisterhaft charakterisirt und mit geschickter Hand den Hauptpersonen zur Seite gestellt. Der Gelehrtenstand der alten Universitätsstadt kommt in der Berührung mit diesen Elementen des praktischen Lebens und Treibens natürlich schlecht weg. Kasperohm hat zwar einen großen Respect vor der „Elsquentsch" in abstracto, aber die „Eloquentsch" in Fleisch und Blut oder vielmehr in Haut und Knochen des Herrn „Perfessers Knallerballer" verfällt jedesmal der großartigsten Verachtung, wenn derselbe keinen Thran von Naphtha unterscheiden kann, was doch ein griechisches Wort ist und somit zur Eloquentsch gehört, oder wenn er den Neffen nicht so in der lateinischen Grammatik zu examiniren versteht, daß der Junge antworten kann und nicht immer stillschweigen muß. Schlimmer noch kommt der arme, verhungerte und mit Gelehrsamkeit vollgepfropfte Sohn des Gelehrten, Eucharius mit Namen, bei dem Neffen Andrees und seinen Spielkameraden weg. Eine Hauptgeschichte ist, wie diese den armen Jungen wollen Türkisch lehren.

Die Abneigung des Niederdeutschen gegen obersächsisches Wesen und Sprache wird etwas stark ausgesprochen; die Schilderung des Professorenhauses mit Weib und Kind grenzt an die Caricatur. Doch ist sie geschichtlich begründet und sie gibt dem Verfasser Gelegenheit zu den allerkomischsten Scenen.

Das ganze Buch ist durchweg gesund. Da ist keine Effecthascherei, die zur Caricatur verleitet, vor allen aber fehlt jede Neigung zu schwächlicher Sentimentalität, die sich so leicht als Gegengewicht gegen derben Humor einschleicht. Gretenwäschen (Muhme Gretchen), Andrees unbewußte Knabenliebe, spätere Geliebte und Frau, spielt keine weinerliche Rolle, sondern bleibt frisch und fröhlich.

Bei einem plattdeutschen Schriftsteller ist zuletzt die Sprache das Erste. Wir meinen damit nicht den Dialekt, in dem er schreibt. Jeder Dialekt hat am Ende seine Vorzüge, die, richtig benutzt, ihm einen malerischen Reiz geben. Jeder Dialekt zeichnet in sich selbst seine Leute, die ihn sprechen, die ihn für sich geschaffen haben. Es ist natürlich, daß um einen Seehafen wie Rostock sich die plattdeutsche Schiffersprache besonders reich entwickelt. Diese nun kennt John Brinkman, als wenn er sein Lebelang Seemann gewesen wäre. Er hat auch in seiner Jugend große Seereisen gemacht. Er erzählt selbst in einem Gedicht, wie ihn im Hafen von Halifax beim Anblick der Rostocker Flagge mit dem „Vagel Griep" (Vogel Greif) das Heimweh überfällt. Daher der Titel seiner lyrischen Gedichtsammlung.

Er muß gut zugehört und beobachtet haben. Er kennt nicht nur alle Schiffstheile mit Namen vom Klüver bis zum Achtersteven, vom Nanöck bis zum Kehlswien, alle Schiffsausdrücke für bestimmte Thätigkeiten, sondern er weiß durch ihre bildliche Verwendung der ganzen Rede seiner Hauptfigur, Kaptein Pött, einen Beigeschmack von Seewasser zu geben, der wesentlich zur Charakteristik beiträgt. Er versteht den ganzen Ton dieser Art Leute nachzusprechen. „Schiemannsgarn zu spinnen" wie der Seemannsausdruck ist für das Auftrennen und Spinnen aus altem Tau, so wie bildlich für die „Jagdgeschichten", die sie sich dabei erzählen.

Der Verleger gibt nun dieses vortreffliche Buch in dritter neu durchgesehener Auflage in verbesserter Orthographie heraus. Diese überaus dankenswerthe und nicht geringe Arbeit, die ja ein vollständiges minutiöses Umschreiben des ganzen Werkes nöthig machte, hat Herr Realschullehrer Erzgräber in Güstrow übernommen, und daß ein Sachverständiger wie Dr. Karl Nerger das Unternehmen durch seine Beihülfe gefördert hat, beweist schon, daß der „Kasperohm" einen ungewöhnlichen literarischen Werth besitzt. Das Buch gewinnt durch diese verbesserte Orthographie sicher einen weit größeren Leserkreis, als den es bisher in seiner mundartig zu sehr beschränkten Schreibweise, so zu sagen eigensinnig, nur in der engeren Heimat suchte und fand. Es wird jetzt in der erneuten, auch hin und wieder mit Recht etwas verkürzten Form, erläutert durch gut vertheilte Anmerkungen unter dem Text, durch das ganze Gebiet der niederdeutschen Sprache hin bequem lesbar sein und sich ferner stehende Freunde gewiß bald in ganzer Anzahl erwerben.

Es geschieht im Interesse dieser Freunde des Plattdeutschen, daß ich nochmals dem vortrefflichen „Kasperohm" ein Wort der Empfehlung mit auf die weitere Reise gebe, denn sobald sie seine Bekanntschaft gesucht haben, wird er sich ihnen selbst empfehlen.

Kiel, Oct. 1876. **Klaus Groth.**

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

In Nr. 39 der „Gegenwart" befindet sich ein Artikel: Neuerfundene Sprachen. Pigeon-English. Von Hermann Kindt. In demselben ist vielfach die Rede von dem Ursprunge des Wortes Pigeon. — Der in diesem Aufsatze ausgesprochenen Ansicht, daß dieses Wort von dem englischen Worte business herkommt, gewissermaßen den corumpirten Laut dieses Wortes wiedergebe, kann ich nicht beistimmen. — Dieses Wort Pigeon — Pidjen kommt, wie Gedibber, aus dem Hebräischen und heißt Loskauf, Lösung. — Wie Ihnen aus der Bibel (Altes Testament) bekannt ist, wurden die Erstgeborenen in Folge einer von Gott über Egypten verhängten Plage dahingerafft, nur die Erstgeborenen Israels blieben von der Seuche verschont. — Wegen dieser göttlichen Gnade sollten die Erstgeborenen Israels Gott gehören, d. h. dem Priesterstande angehören. — Doch war es jedem Vater gestattet, seinen Erstgeborenen loszukaufen — Pidjann haben — ein Ritus, der noch heute bei den frommen Juden in Gebrauch ist. — Dieses Wort Pidjann, Pidjen ist nun in den Sprachgebrauch übergegangen. — Noch heute hört man in Polen die Frage bei den jüdischen Geschäftsleuten, wie der Pidjen gewesen sei, d. h. was für Geschäfte sie gemacht haben. — Und wenn man bedenkt, daß in früherer Zeit die polnischen Juden hauptsächlich nach England ausgewandert sind, daß sie dort ihr Gedibber im geschäftlichen Leben zur Geltung gebracht haben, so wird man wohl nicht fehl gehen, wenn man dieses Wort Pidjen, Pidjann, Pigeon einzig und allein aus dem Hebräischen ableitet. —

Mit vollster Hochachtung zeichnet

ergebenst

Rothmann.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Dante Allighieri's

Göttliche Comödie.

Uebersetzt

von

Carl Bartsch.

3 Theile.

Preis 10 Mark.

Deutsches

Original-Declamatorium.

Ernste und launige Vorträge.

Band I.

Preis 1 *M.* 50 *Pf.*

Berlin, Markgrafenstr. 53. **A. Kühling,** Theaterbuchhandlung.

Delius'

SHAKSPERE

IV. (Stereotyp-) Auflage

2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]

Verlag von **R. L. Friderichs** in **Elberfeld.**

In der **C. F. Winter**'schen Verlagshandlung in **Leipzig** ist erschienen:

Euripides.

Deutsch in den Versmaßen der Urschrift

von

J. J. C. Donner.

Dritte Auflage.

3 Bände. 8. geh. 15 *M.*

In demselben Verlage sind erschienen:

Sophokles. Deutsch von **Donner.** Achte Aufl. 2 Bde. 8. geh. 6 *M.* 60 *Pf.* Eleg. geb. in Leinwd. 7 *M.* 50 *Pf.*

Aristophanes. Deutsch von **Donner.** 3 Bände. 8. geh. 15 *M.*

Pindars Siegesgesänge. Deutsch von **Donner.** 8. geh. 4 *M.* 80 *Pf.*

Terentius Lustspiele. Deutsch von **Donner.** 2 Bde. 8. geh. 9 *M.*

Die Lustspiele des Plautus. Deutsch von **Donner.** 3 Bde. 8. geh. 15 *M.*

Photographien

nach den bedeutendsten Gemälden der

Akademischen Kunstausstellung

in Berlin:

Cabinetalbum, enthalten 24 Blatt zu 25 *M.*
Royalalbum, enthalten 23 Blatt zu 120 *M.*
Einzelne Blätter in Cabinetformat à 1 *M.*
Einzelne Blätter in Royalformat à 4 *M.* 50 *Pf.*

Cataloge auf Wunsch gratis u. franco durch unser Detailgeschäft.

Photographische Gesellschaft, Dönhofsplatz — Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Neue Schauspiele.

Soeben erschienen:

Carl Caro, Gudrun. Schauspiel in 5 Aufzügen. 8. Geheftet 2 *M.* 70 *Pf.*, reich gebunden 4 *M.*

Deutschlands Morgenröthe. Schauspiel in 5 Aufzügen. Gross 8. Geheftet 2 *M.*, reich gebunden 3 *M.*

Im Frühjahr erschien:

Carl Caro, Conradine. Trauerspiel in 4 Aufzügen. 8. Geheftet 2 *M.*, reich gebunden 3 *M.*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schiller und seine Zeit.

Von

Johannes Scherr.

Prachtausgabe. Dritte Auflage.

Mit

14 Portraits, 20 historischen Bildern u. 1 Stahlstich.

Preis in elegantem Umschlag 13 *M.* 50 *Pf.*, prachtvoll gebunden 17 *M.*

Zur bevorstehenden Schiller-Feier angelegentlichst empfohlen.

Soeben erschienen:

Die Amalungen.

Dichtung von

Felix Dahn.

Groß Octav. Gebunden. Preis 4 *M.*

Von demselben Verfasser erschienen im gleichen Verlage:

Ein Kampf um Rom. Historischer Roman. 4 Bände. 8. (Bd. I 3. Aufl. Bd. II—IV 2. Aufl.) broch. 24 *M.*

König Roderich. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 2., durchgesehene und veränderte Ausgabe. 8. broch. 4 *M.*, geb. 5 *M.*

Markgraf Ruedeger von Bechelaren. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. 8. broch. 3 *M.*, geb. 4 *M.*

Deutsche Treue. Ein vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen. 8. broch. 3 *M.*, geb. 4 *M.*

Zwölf Balladen. 12. Elegant cart. mit Goldschnitt 3 *M.*

Leipzig, im October 1876.

Breitkopf & Härtel.

Verlag von Carl Rümpler in Hannover.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Psychologie der Liebe.

Von **Julius Duboc,** Dr. phil.

Groß Octav. Broschirt 4 *M.*

Das Leben ohne Gott.

Untersuchungen über den ethischen Gehalt des Atheismus.

Von **Julius Duboc,** Dr. phil.

Groß Oktav. Broschirt 4 *M.*

Gegen den Strom.

Gesammelte Aufsätze

von **Julius Duboc,** Dr. phil.

Groß Oktav. Elegant broschirt 6 *M.*

Verlag von August Hirschwald in Berlin.

Soeben erschien:

Darwin versus Galiani.

Rede in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften

am 6. Juli 1876 gehalten

von

Emil du Bois-Reymond,

beständigem Secretär.

1876. gr. 8. Preis 80 *Pf.*

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Ein geographisches Hausbuch.

Erscheint in 50 reich illustrirten Lieferungen à 50 Pfennige.

Dieses Werk hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Schon jetzt, ehe nur 1/3 des Werkes beendet ist, wurde eine zweite unveränderte Auflage nöthig. Es ist die erste Geographie, welche wirklich amüsant zu lesen ist. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien im Verlage von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W. und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Staats-Musik der Zukunft

von

Albert Hahn,

Musikdirector und Redacteur.

Gross 8. Preis geheftet 1 *M.*

Zur Geschichte

der neuen

chromatischen Claviatur und Notenschrift

von

Otto Quantz.

Gross 8. Preis geheftet 1 *M.*

Alfr. Meissner, Novellen.

Leipzig. Neue Auflage. 3 Bände elegant broch. Preis 9 *M.* **Fr. Wilh. Grunow.**

Hierzu Beilagen von der Verlagsbuchhandlung Otto Spamer und von der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin N. W., Louisenstraße 32.**

Digitized by Google

№ 46. Berlin, den 11. November 1876. X. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Altbayrische Skizzen. Von Martin Schleich. I. — Russisch-byzantinische Wechselwirkungen. Von Borealis. II. — **Literatur und Kunst:** Der Dichter und die Amsel. Von Martin Greif. — Zum Bildungskampfe unserer Zeit. Von Jürgen Bona Meyer. Besprochen von E. Lehmann. — Der moderne französische Roman. Von G. H. — Freiheit und Gleichheit. Von E. v. Hartmann. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Gustav Floerke. V. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Altbayrische Skizzen.

Von **Martin Schleich.**

I.

Nachdem unser „heiliger Geist" den Sommer am Starnberger See zugebracht und sich mit Beginn des Herbstes, herzoglicher Einladung folgend, nach dem Hochgebirg gezogen hatte, ist er nunmehr in seinen Taubenschlag nächst der Theatinerkirche, nämlich in's Ministerialgebäude für Kirchen- und Schulangelegenheiten, zurückgekehrt. Man erräth, daß ich Niemand anderen meine, als den vielgenannten Herrn v. Lutz, dessen Bischofsernennungen, wenn sie vom Papst bestätigt sind, die Ultramontanen nach eigenem Geständniß als vom heiligen Geist geschehen betrachten müssen. Merkwürdig, daß gerade unter seiner Verwaltung eine Epepiskopie ausbrechen mußte, die über 50 Procent der bayrischen Bischöfe, nämlich von Achten Fünf dahinraffte. Dadurch ist Gelegenheit gegeben, allmälig einen kirchlichen Boden zu legen, auf welchem der Staat nicht riskiren muß, bei jedem Schritt ein Bein zu brechen.

Als einst der große Athanasius mit einem kaiserlichen Beamten zu verhandeln hatte, sah sich Letzterer zu der Bemerkung genöthigt: so grob sei ihm noch von Keinem begegnet worden, worauf Athanasius erwiderte: „Nondum in episcopum incidisti", Du bist eben noch nie mit einem Bischof zusammengestoßen! Von diesem Ton haben die Bischöfe nie ganz gelassen, auch wenn sie keine Athanasiusse waren. Das unter dem Namen „Ottonismus" bekannte Princip der sächsischen Kaiser, wodurch die Uebermacht des Adels durch eine Begünstigung der höheren Clerisei gebrochen werden sollte, steigerte natürlich deren Anmaßung, und schon Heinrich IV. bekam die Früchte davon zu kosten, als ihm zu Ingelheim von seinem allergetreuesten Episkopat die Kleider vom Leibe gerissen wurden. Aus der mittelalterlichen Geschichte begreift sich's, wie Dante dazu kommen konnte, von einem Prälaten, der in gesticktem Mantel auf einem Gaule reitet, zu sagen: es befänden sich zwei Bestien unter einer Decke.

Allerdings gab es auch heilige Männer, welche die Doppelgier nach Geld und Herrschaft (divitiae cum exultatione) wenigstens nicht zur Schau trugen, und es waren schöne Zeiten, als sich ein Kaiser glücklich schätzte, nur eine einzige Nacht beim Klausner Remould zubringen zu dürfen, als der König von Frankreich, wenn er sein Land verließ, einen Klosterabt zum Reichsverweser einsetzte, und die wichtigsten diplomatischen Geschäfte, Fürstenversöhnungen und dergleichen, in den Händen von Bettelmönchen lagen. Nun, möchte Mancher vielleicht einwerfen, es ist die Frage, ob sie es viel schlechter machten? Was seit Jahr und Tag am Bosporus und andern Gewässern aufgeführt wird, das hätten tonsurirte Staatsmänner am Ende auch zusammengebracht. Möglich. Aber sehr dankbar dürfte Conrad III. dem heiligen Bernhard doch auch nicht dafür gewesen sein, daß er ihn zur Theilnahme am zweiten Kreuzzug überredete. Als die Sache so entsetzlich schlecht ausgefallen war, schob der unglückliche Rathgeber die Schuld auf die Lügen- und Lasterhaftigkeit der Theilnehmer, was in gewissem Sinne richtig war. Ist ja die Verachtung, deren sich die politische Christenheit im Orient erfreut, schon viele Jahrhunderte alt und datirt von den abscheulichen Intriguen, womit sich Orthodoxe, Lateiner und Germanen auf byzantinischem Boden von jeher zerfleischten.

„Ich will von Atreus Söhnen, will von Cadmus singen, aber die verfluchte Leier klimpert immer nur Erotisches", klagt Anakreon. Auch Nichterotikern geht es manchmal so; ich will vom Fels zum Meer, oder eigentlich vom Kies zur Spree eine Lebensskizze schicken und gerathe dabei in die orientalische Frage. Dieser Cri-Cri stört aber auch jede Conversation. „Die Oestreicher, die Oestreicher!" das ist der überall zu hörende Refrain. In der That kann sich ein Staat nicht leicht in einem ärgeren Dilemma befinden, höchstens die Pforte selbst, die, wenn sie unterliegt, selbstverständlich, und wenn sie siegt, dann erst recht ihre besten Ansprüche aufgeben muß. Der „Geist der Weltgeschichte" gefällt sich dermalen überhaupt in der Aufstellung von Zwickmühlen; man denke nur an die sich gegenseitig paralisirenden Parteien in Frankreich, oder an die ultramontane Mehrheit der bayrischen Kammer, die, wenn sie etwas wagt, aufgelöst wird, und wenn sie nichts thut, von selbst zerfällt.

Mit diesem letzten Satz wären wir wieder glücklich auf heimatlichen Boden zurückgesprungen. Der höchstseelige König Max II. hatte sich's zum Grundsatz gemacht, nur Biedermänner zu Bischöfen zu nehmen, so z. B. Herrn Gregor Scherr, der, ein geborner Wirthssohn, als trefflicher Oekonom die Abtei Metten zur denkbar schönsten Blüthe zu bringen wußte; das dazu gehörige ehemalige Kloster Scheyern liefert heute noch einen Gerstensaft, der im „ewigen Licht" am Marienplatz zu München eimerweise getrunken wird. Solche Naturen, meinte der König, wären keiner jesuitischen Kniffe fähig, vergaß aber, daß es dann den herrschsüchtigen Elementen in den Domcapiteln um so eher gelingt, sie unter den Pantoffel zu bringen. Von der Excommunicationsbulle, welche unser Erzbischof gegen Döllinger „fulminirte", wie der technische Ausdruck lautet,

Digitized by Google

datirt ja eigentlich der Glaubenskrach im katholischen Deutschland. Aehnliche Erfahrungen machte man mit Deinlein in Bamberg und Reißmann in Würzburg, die sich ihrer Behäbigkeit auch lange nicht begeben und von dem Treiben der jeunesse sacrée nichts wissen wollten, bis sie in den Strudel hineingerissen wurden und Hirtenbriefe erließen, die in der Culturgeschichte als traurige Denkmäler schlechten Stils und bankrotter Logik noch einige Zeit fortleben werden.

Seit Lactantius in seinem kirchenväterlichen Werk „de morte persecutorum" bewiesen hat, daß plötzliche oder gehäufte Todesfälle ein Strafgericht bedeuten, kann kein Freigeist oder Reichsfreund mehr ein Bein brechen, ohne daß die Ultramontanen auf den „Finger Gottes" hinwiesen. Wie es aber kommt, daß, wie Eingangs erwähnt, gerade unter dem jetzigen Ministerium sich so viel Hirtenstühle erledigen, mißgrifflich neubesetzte sogar zum zweiten Mal, darüber zu speculiren hütet sich der fromme Aberglaube. Wir wähnen nicht, daß die Herren Wiekert und v. Schreiber in Passau und in Bamberg wesentlich anders seien als die übrigen auch, und vielleicht gar an das Placetum regium glauben; so viel scheint aber doch sicher: ein gemeinschaftliches Actenstück, worin Handlungen der Reichsregierung als „verrucht" bezeichnet werden, ist von unserm Episkopat nicht mehr zu befürchten. Ein mir nahe gestandener Abgeordneter, der als Publicist für die Wahl von Ausdrücken besonders empfindlich ist, fühlte sich damals gedrungen, in der bayrischen Kammer zu interpelliren, ob die Regierung die Haft für solche Excesse übernehmen oder das ihr zustehende Recht, bischöfiiche Scriptionen zu corrigiren, ausüben wolle? Demokratische Schwärmer zeigten nicht übel Lust, die Sache unter dem Focus der Preßfreiheit zu betrachten. Nun steht es allerdings jedem Bischof frei, wo möglich noch mesquinere Artikel zu schreiben, als mancher Bauerncaplan; nimmermehr aber können Erlasse des geistlichen Regiments, das bei unsern antiquirten Verhältnissen mit der Staatsautorität selbst so vielfach verquickt ist, gewöhnlichen Preßerzeugnissen gleich erachtet werden. Was ein Pfarrer am Wirthstisch nach der dritten Maß ganz ungenirt loslassen kann, würde ihm auf der Kanzel selbst vom Ordinariat Unannehmlichkeiten zuziehen. Unsere Frage aber beantwortete Herr v. Lutz dahin, daß in episkopalen Veröffentlichungen allerdings unerhörte Dinge vorkämen, die Verfassung aber in dieser Beziehung lex imperfecta sei und gewartet werden müsse, bis die Zeitumstände eine Revision des Kirchenrechts überhaupt gestatten. Allgemeine Heiterkeit. Das bayrische Religionsedict gibt nämlich sehr zweckmäßige Vorschriften, sagt aber nicht, was dem geschieht, der sich nicht daran kehrt. Auf ihre Temporalien haben die Herren ein klagbares Recht, und wer weiß, wie unser oberster Gerichtshof entscheiden würde? Man könnte die Sache höchstens durch Competenzstreit eine kleine Ewigkeit hinziehen, binnen welcher die hochw. Märtyrer statt des Geldes um Bohnen tarocken müßten.

Vorderhand ist man bei uns froh, wenn nur Männer „auf den Stühlen sitzen", welche die Ehre Gottes und der Kirche nicht gerade in Stänkereien suchen. Hofstiftsdecan Enzler, der nach Speyer kommt, besitzt jedenfalls Taktgefühl, sonst wäre es ihm nicht gelungen, sein Amtsschifflein zwischen einem excommunicirten Probst und den sonderbaren Heiligen des Ordinariats ohne Schaden hin und her zu steuern. Zu dem soll er von der Vorsehung mit dem „donum regiminis" begnadigt sein, also ganz das Gegentheil zum seligen Hansberg, dessen Unselbstständigkeit zu den Oggersheimer Skandalen führte, die Herr v. Ketteler nebst dem gebrochenen Herzen seines Nachbars heute noch auf dem Gewissen hat. Herr Enzler erhält zwar unter Bavariens Oberhirten den spärlichsten Gehalt, etwas über 10,000 M., dafür ist aber auch die alte Sitte aufgehoben, daß jeder neue Speyrer Bischof den berühmten steinernen Domnapf so lange mit guten Wein füllen lassen muß, bis sich seine Diöcesanen und deren Nachbarn voll und genug getrunken haben.

Zum Nachfolger des „großen Julius" in Würzburg ist der Carmelitenpater Ambrosius Käs bestimmt. Als ihren Stifter betrachten die Carmelbrüder keinen Geringern als den Propheten Elias selber, nach dessen Himmelfahrt Kinder, d. h. Schüler desselben, bis zur Ankunft des Messias und darüber hinaus auf dem Berg verblieben. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wurden sie insoferne von der Civilisation beleckt, als ihnen der Patriarch von Jerusalem eine Regel gab, d. h. die Einsiedler in Bettelmönche verwandelte. Ein Lord Grey erwarb sich das ungeheure Verdienst, Exemplare davon nach England zu verpflanzen, wo sie so schnell Wurzel schlugen, daß die Grafschaft Kent schon im nächsten Jahr zwei Klöster derselben, zur Zeit Heinrich des VIII. aber das ganze Land deren vierzig aufzuweisen hatte! Einem englischen Klausner Namens Simon gefiel der Orden so, daß er sich aufnehmen ließ, aber nicht in eine Zelle, sondern er wohnte über 20 Jahre in einem hohlen Baum des Klosterwaldes, ob welchen Sports er heutigen Tages noch als „heiliger Simon vom Stock" im Kalender steht. Er besuchte auch die Mutterstätte auf dem Carmel, und da er fand, daß seitens der Sarazenen „atrocities" bevorständen, setzte er die ganze Gesellschaft nach Europa über. Italien bekam seinen Theil gleich vorweg, die Uebrigen reisten nach England, von da theilweise wieder über den Canal, und zwar nach Bordeaux, wo sie begreiflicher Weise ebenfalls trefflich gediehen. Der heil. Simon starb, während er das Carmeliterwesen in Frankreich organisirte, und liegt annoch in der Metropole des Rothweins begraben. Daß Spanien und Deutschland sich der neuen Segnung ebenfalls theilhaftig machten, versteht sich von selbst.

Où est la femme? Diese Frage fand auch in Bezug auf unsern Orden bald ihre Antwort. Die Castillanerin Theresia Sanchez hatte durch Liegen auf harten Brettern, Geißelhiebe und unglaublich langes Fasten nicht nur ihr heißes Blut gedämpft, sondern sich auch derartige Abdominalzustände zugezogen, daß sie die meiste Zeit in Irrereden und Hallucinationen hinbrachte. Die ansteckend wirkenden Gebetsverzuckungen sowie die wahnsinnigen Schriftstellereien der heil. Theresia bilden eine der traurigsten Episoden in der Geschichte des menschlichen Geistes. Sie ist es, welche die weiblichen Carmeliter erfand und nicht nur zahlreiche Frauen- sondern auch Mannsklöster errichtete, die sie einer verschärften Regel unterwarf, so daß man sie nunmehr Barfüßer und Barfüßerinen nannte. Spanien marschirte damals an der Spitze des Mönchswesens, weit konnte Frankreich nicht zurückbleiben. Eine Frau von Alcarie, Mutter von sechs Kindern, legte, nachdem sie Wittwe geworden, das Gelübde der Keuschheit und Armuth ab und stiftete die Carmelitessen, die sich, von Louis XIV. ritterlich protegirt, nach allen Richtungen ausbreiteten. Zu den berühmtesten Nonnen des „weißen Schleiers" gehörte eine Exmaitresse des großen Königs selbst, Frau von Vallière. Als man derselben, schon hochbetagt, am Sprachgitter den Tod ihres Sohnes meldete, sagte sie: Ich werde seinen Tod dann betrauern, wenn ich über seine Geburt genug geweint habe.

Was für die Franciscaner der Portiuncula-Ablaß, für die Dominicaner der Rosenkranz, das ist für die Carmelbrüder ein benedicirtes schwarzes Tuchleibchen, genannt das Scapulier. Wer in einem solchen gläubig stirbt kann nicht in die Hölle kommen; die Muttergottes hat das dem heil. Simon noch selbst geoffenbart und ihm auch ein Muster eingehändigt. Daß sich aus diesem Artikel eine gute Einnahmsquelle, ja für den Tuchhandel im Allgemeinen ein Aufschwung ergab, kann nicht Wunder nehmen. Auch ein Odeur, schärfer als Eau de Cologne und gleichsam dessen Vorläufer, wurde von den Carmelitern erfunden.

Aus diesem Orden soll nun der demnächstige Bischof von Würzburg hervorgehen. Es wäre unpassend, die Wahl zu glossiren oder über den Auserlesenen Combinationen anzustellen. Nur beiläufig sei erwähnt, daß er zur Zeit des Concils ein Broschürchen schrieb, was schon an und für sich ein Fehler war, denn der heil. Bernhard sagt: plorare, non docere: flenen, nicht dociren soll der Mönch. Indeß — der heil. Geist wird wohl gewußt haben was er that.

Digitized by Google

Somit hoffen wir mit unserer katholischen Weide über den bevorstehenden Winter leidlich hinüber zu kommen; ungesalzenes oder toll machendes Zeug wird von rationellen Oberhirten, und diese bilden jetzt die Mehrzahl, den Schäflein geboten werden. Man hat berechnet, daß unter den vielen Millionen Norddeutscher vielleicht ein paar Hundert sind, die nicht wissen, warum wir den sog. Culturkampf nicht auch haben. Einfach deshalb, weil wir — verzeihen Sie — Preußen voraus sind und das, was in den Maigesetzen verlangt wird, bei uns schon seit mehr als 60 Jahren anstandslos geschieht, allerdings von Concordatswegen, dessen Concessionen man der Curie seiner Zeit förmlich herauswinden mußte. Um die von 1806 bis 1817 währenden bayrischen Concordatskämpfe zu würdigen, muß man bedenken, daß es sich darum handelte, für das neugeschaffene Königreich kirchliche Fundamente zu gewinnen, ohne welche, zumal bei der Mißgunst des östreichischen Nachbars, das Staatswesen nicht gedeihen konnte. Die souveränen Bisthümer waren verschluckt, das Land wurde von auswärtigen Krummstäben pastorirt, und man wollte doch einen bayrischen Episkopat, der aus Unterthanen des Königs bestand. Die Circumscriptionsbulle, d. i. die Eintheilung Bayerns in 8 Diöcesen, war deshalb ein Preis, um welchen man sich — damals — Einiges gefallen ließ. Zudem ist Alles, was im Concordat auf eine Präponderanz des canonischen Rechts hinauszulaufen scheint, durch die II. Verfassungsbeilage, das sog. Religionsedict, welches den Protestanten ganz gleiche Rechte gewährleistet, wieder paralysirt. Die preußischen Ultramontanen können sagen, sie würden die Maigesetze ebenfalls respectiren, wenn sie ihnen nicht einseitig octroyirt wären; der moderne Staat aber ist der wohlbegründeten Ansicht, daß sein Verhältniß zur Kirchengewalt nicht auf dem curvenreichen diplomatischen Vertragsweg, sondern gerade aus auf dem der Gesetzgebung zu regeln sei. Wer den geistigen Fortschritt der Nation will, der steht auf Seite der preußischen Regierung, wenn auch zu wünschen wäre, daß bei manchem thatsächlichen Vorgehen das Verständniß des katholischen Wesens nicht als überflüssig betrachtet würde. So ist z. B. die Messe nach katholischen Begriffen eine Wiederholung des Opfers auf Golgatha, die Verwandlung von Brod und Wein, also ein metaphysischer Act, ein Wunder für Jeden, der daran glaubt. Die Befähigung hiezu erhält der Priester nicht erst durch eine Anstellung, sondern durch Auflegung der bischöflichen Hände und Uebertragung des apostolischen Fluidums. Er kann das Opfer für sich allein bringen; wie Uhlands Hirtenknabe glaubt er dann, daß Tausende ungesehen neben ihm knien. Auch berührt es den schwachgläubigsten Katholiken unangenehm, von einer Untersuchung wegen verweigerter Absolution zu hören, da der Geistliche an das Beichtgeheimniß wehrlos gebunden ist und nicht einmal zugeben darf, X oder Y habe ihm überhaupt gebeichtet. Im Kampf mit einem so großartig künstlichen Organismus wird es am besten sein, gegen seine Principien Stellung zu nehmen, anstatt sich mit einzelnen Vexirschlössern abzuquälen.

Russisch-byzantinische Wechselwirkungen.

Von **Borealis.**

II.

Obgleich die beiden Haupthindernisse der Entwickelung Rußlands zu einem wirklichen Staatswesen, die Tartarenherrschaft und das System der Theilfürstenthümer, bereits im 16. Jahrhundert überwunden waren, vergingen noch Jahrzehnte, bevor dieser Staat daran denken konnte, seine Grenzen nach jenem Süden hin auszudehnen, auf welchen bereits die Begründer Nowgorods ihr Auge gerichtet hatten. Erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts war die durch das Erlöschen der Dynastie Ruriks über Rußland hinaufbeschworene Krisis definitiv beendigt, die Begehrlichkeit Polens für immer in ihre Schranken zurückgewiesen und konnte der Versuch gemacht werden, Rußlands Banner an das Schwarze Meer zu tragen, von welchem es durch die ukrainischen Kosaken und die Tartaren der Krim abgesperrt war. Ernstlich wurde dieses Unternehmen erst von Peter dem Großen in die Hand genommen, — gerade wie ihre Vorgänger aus dem Hause Ruriks hatten auch die ersten Romanow sich mit gelegentlichen Angriffen gegen den mächtigen Staat begnügen müssen, der trotz seiner endlosen Fehden mit Tartaren und Kosaken in diesen Völkern eine Barrière gegen die Erbin der byzantinischen Kaiserherrlichkeit sah und dieselben demgemäß behandelte. Erst nach einer ganzen Reihe mit wechselndem Glück geführter Kriege gelang es dem großen Reformator Rußlands, für einen Augenblick am Schwarzen Meer Fuß zu fassen und an den Städten Asow und Taganrok Stützpunkte für die Flotte zu gewinnen, welche venetianische Werkmeister ihm gebaut hatten. In den 1711 am Pruth geschlossenen Verträgen mußte auf diese Erwerbungen — die nicht nur bestimmt gewesen waren, dem Czaren „den Besitz des Schlüssels zu seinem eignen Hause" zu sichern, sondern zugleich das Mittel zur Erwerbung des Schlüssels zur Erbschaft der letzten Paläologen abgeben sollten — wieder verzichtet werden. Aber nur für kurze Zeit und nur bis zur Befestigung des russischen Einflusses an der Ostsee blieb das nördliche Ufer des Pontus in türkisch-tartarischen Händen. Peters Erben waren zugleich seine Testamentsvollstrecker.

Daß das vielbesprochene „Testament Peters des Großen" eine im Auftrage Napoleons I. um das Jahr 1811 gemachte Erfindung des Pariser Preßbureaus war, steht zu unzweifelhaft fest, als daß über diesen Punkt weitere Worte zu machen wären.*) Ebenso unzweifelhaft ist aber, daß Peter seinen Vertrauten gegenüber die Wiedergewinnung von Asow als nächste Aufgabe bezeichnete und das seinem umfassenden Geist bereits bei Begründung der russischen Herrschaft über das Schwarze Meer, der Besitz Constantinopels als letztes Ziel vorgeschwebt hat. Als „letztes Ziel", denn ein Staatsmann von der Scharfsichtigkeit dieses Fürsten mußte genau wissen, daß ein so hoher Preis nicht mit einem Wurf gewonnen werden könne und daß die Unterwerfung Polen-Litthauens unter das russische System die erste, die Beseitigung der kosakischen Freiheit und die Bändigung der krimmischen Tartaren die ferneren Etappen der Orientpolitik seines Staates sein müßten. Art. 10 des 1720 zwischen Rußland und der Pforte geschlossenen Friedensvertrages beseitigte demgemäß die Geschenke an den Chan der Krim, welche der Czar von Alters her zahlen gemußt hatte, Art. 12 aber stellte „die Rechte und Constitutionen der königlichen Republik", d. h. die Verewigung der polnischen Anarchie unter die gemeinsame Garantie der beiden pacificirenden Mächte. — Der enge Zusammenhang des großen orientalischen Problems mit den Zielen, welche Rußland an der Weichsel und am taurischen Ufer zu verfolgen hatte, lag so direct auf der Hand, daß die einsichtigen russischen Staatsmänner des 18. Jahrhunderts ausnahmelos in demselben Sinne thätig waren, wie vor ihnen Peter. Der thatkräftigste und talentvollste sämmtlicher von dem großen Czaren nach Rußland gezogenen Ausländer, der Feldmarschall Münnich, benutzte die erste seinem neuen Vaterlande gebotene Möglichkeit dazu, Peters Laufbahn genau da fortzusetzen, wo dieser stehen geblieben war. Indem er die Kaiserin Anna auf Constantinopel als das letzte Ziel der russischen Politik hinwies, nahm er genau den von Peter eingenommenen Standpunkt: durch die Besetzung Rußland benachbarter polnischer Gebiete und die Einnahme Danzigs stellte er den früheren Einfluß seiner Regierung auf die inneren Angelegenheiten der Republik wieder her — die Einnahme Asows und Otschakows gewannen Rußland den sehnlich erstrebten Weg zum Schwarzen Meere wieder. Zunächst blieb Otschakow allerdings noch in türkischen

*) Vgl. „Le testament de Pierre le grand." Par G. Berkholz.

Digitized by Google

Händen und verzichtete die Kaiserin auf die Befestigung Asows und auf das Recht der Entfaltung ihrer Flagge an den Ufern des Pontus: aber schon vierzig Jahre später gelang es den von Rumänzow geführten Armeen der zweiten Catharina, diese drückenden Beschränkungen der Hauptsache nach zu beseitigen und durch Abschluß des Friedens von Kutschuk-Kainardsche (16. Juli 1774) eine neue Phase der russischen Orientpolitik zu eröffnen. Die tartarischen Besitzungen am Kuban, am Budjak und in der Krim, bis dahin Dependencien der Türkei, wurden für völlig unabhängig erklärt, Kertsch, Jenikale, die große und die kleine Kabardei an Rußland abgetreten, die Fürsten der Moldau und der Wallachei wenigstens indirect unter russischen Schutz gestellt (der russische Gesandte erhielt das Recht, sich zu Gunsten derselben zu verwenden) und die bis dahin üblich gewesenen Menschenlieferungen aus Georgien und Migrelien für immer abgeschafft. Endlich enthielt Artikel sieben dieses Vertrages eine Bestimmung, deren Bedeutung von keinem der Zeitgenossen ihrem ganzen Umfange nach verstanden wurde, sich in der Folge aber als sehr viel wichtiger ausgewiesen hat, als die Mehrzahl der Eroberungen, welche in den vorhergehenden Paragraphen dieses Vertrages stipulirt worden waren. Es hieß in demselben nämlich wie folgt:

„Die hohe Pforte verspricht vollständigen Schutz der christlichen Religion und deren Kirchen; sie gestattet den Ministern des russischen kaiserl. Hofs bei jedem Anlaß der Pforte Vorstellungen zu machen zu Gunsten der unten im Artikel 14 erwähnten Kirche zu Constantinopel und nicht minder zu Gunsten derjenigen, welche diese Kirche bedienen und verspricht diese Vorstellungen mit Aufmerksamkeit anzunehmen, als von einer Person herrührend, die bei einer benachbarten aufrichtig befreundeten Macht in Ansehen steht."*)

Daß diese Stipulation (der erst achtzig Jahre später der Sinn einer russischen Schutzherrschaft über die griechische Kirche als solche unterstellt wurde) der Kaiserin selbst als ein nur mäßiges Zugeständniß erschien, hatte vornehmlich in den hochfliegenden Absichten seinen Grund, mit welchem dieselbe in den Krieg gegen die Türkei gezogen war. Der intimste der damaligen Rathgeber Catharinas, jener Potemkin, den die russische Volksphantasie ohne allen Grund in einen „Giganten" und in ein Sinnbild nationaler Kraft verwandelt hat, war Jahre lang bemüht gewesen der Kaiserin einzureden, sie sei berufen, daß höchste Ziel aller Wünsche ihres Volkes zu erreichen und Rußlands orientalische Aufgabe zur allendlichen Ausführung zu bringen. In unmittelbarster Nähe sollte liegen, was Peter und Münnich als Resultat einer langen, nach Jahrzehnten, wenn nicht Jahrhunderten zählenden Entwicklung angesehen hatten, — Catharina sollte den Beruf und die Fähigkeit haben, das griechische Kreuz am Bosporus aufzupflanzen, die Türken aus Constantinopel und aus Europa zu vertreiben und ein von einem russischen Großfürsten regiertes griechisches Reich aufzurichten. — Ohne Rücksicht auf das Befremden, mit welchem alle besonneneren Staatsmänner ihrer Umgebung diese um ein Jahrhundert verfrühte Anticipation aufnahmen, hatte die ehrgeizige Semiramis des Nordens diesen phantastischen Plan ihres Lieblings aufgegriffen. Im Sinne desselben adoptirten Schmeichler der Monarchin ein dem griechischen Nationalcostüm nachgeahmtes Kleidungsstück, die sog. Gretschanka als Hofcostüm, wurde das östliche Thor der Stadt Cherson mit der Aufschrift: „Hier geht der Weg nach Constantinopel" versehen, der zweite Enkel der Kaiserin auf den Namen Constantin und nicht nach russischem, sondern dem etwas abweichenden griechischen Ritus getauft und mit Spielgefährten griechischer Abkunft umgeben. Mit echt weiblichem Instinct erkannte die Prinzessin aus dem Hause Anhalt-Zerbst, daß es keinen sichereren Weg zum Herzen des Volkes und zur Verwischung ihres deutschen Ursprungs gebe, als die Anknüpfung an einen Gedanken, der im Bewußtsein desselben seit Jahrhunderten geschlummert hatte und gerade weil er niemals zu voller und öffentlicher Anerkennung gekommen war, mit den phantastischsten Vorstellungen im Zusammenhang stand. Einerlei, ob Potemkins chimärisches Project realisirt werden konnte oder nicht, das bloße Bekenntniß zu demselben verhieß Gewinnung der so sehnlich erstrebten Popularität bei dem eignen, Ruhm und Ehre bei den fremden Völkern. War der Gedanke an die Möglichkeit einer Befreiung der Griechen vom türkischen Joch doch von Niemand so enthusiastisch begrüßt, von Niemand so emphatisch gefeiert geworden, als von dem einflußreichsten Schriftsteller der damaligen civilisirten Welt, — von Voltaire. „J'aimerais mieux", so schrieb der Philosoph von Ferney im November 1772 seinem Freunde dem gekrönten Philosophen von Sanssouci, „que vous l'aidassiez l'imperatrice à chasser du Bosphore ces vilains Turcs, ces ennemis des beaux-arts, ces éteignoirs de la belle Gréce . . . . . C'est parceque les Turcs ont de très bon blès et point de beaux-arts, que je voulais vous voir partager la Turquie avec vos deux associés*) . . . . Im ähnlichem Sinne war von Voltaire und dessen Freunden direct nach Petersburg geschrieben worden und diese Meinungen zusammt den Rathschlägen, welche ein venetianischer Nobile dem Grafen Alexei Orlow über die Chancen einer griechischen Volkserhebung gegeben hatte, waren bei der Kaiserin schwerer in's Gewicht gefallen, als die Bedenken ihrer erfahrensten Staats- und Kriegsmänner. Seit 1765 wimmelten Griechenland, Rumelien, Thessalien, Macedonien, Montenegro und die Inseln des Archipels von Emissären, die zur Erhebung gegen den verhaßten Halbmond mahnten, russische Unterstützung, russisches Geld und russische Waffen verhießen. 1769 wurde zu Pisa zwischen Orlow und den Häuptlingen der kriegerischen Mainotten ein förmlicher Vertrag abgeschlossen, im Februar 1770 erschien der Viceadmiral Spiridow mit einer fast dreißig Segel starken Flotte bei Cap Mazatlan, im April desselben Jahres fielen Patras und Navarino in russisch-griechische Hände und am 2. Mai wurde nach einem feierlich vor dem Altare der rasch in eine griechische Kirche verwandelten Moschee von Kolon abgehaltenen Hochamte, jenes berühmte Manifest verlesen, in welchem es hieß:

„Die rechtgläubige und heilige Czarin und Kaiserin Catharina II. wird vollbringen, was ihre ruhmreichen Vorgänger, Kaiser Peter, glorreichen Andenkens, und die in Gott ruhende Kaiserin Anna bereits versucht haben."

In pomphafter, auf Entzündung der griechischen Phantasie geschickt berechneter Sprache wurde verkündet, die Kaiserin habe dem Sultan in der Absicht, Constantinopel zu erobern und die Griechen zu befreien, den Krieg erklärt, und durch ihre siegreichen Waffen bereits 600,000 Türken den Untergang gebracht, — das griechische Volk solle zu den Waffen greifen, Gott und der Kaiserin vertrauen — weder an ewigem noch an irdischem Lohn für diese Opfer werde es fehlen, da die Kaiserin entschlossen sei, diejenigen, „die Gehorsam leisten und sich ihres Schutzes würdig zeigen würden", reichlich zu belohnen.

Obgleich dieses weitaussehende Unternehmen durch den im Juni 1770 bei Tschesme erfochtenen Seesieg des Grafen Alexei Orlow glänzend eingeleitet worden war, hatte es mit demselben ein für die Ehre des russischen Namens entschieden bedenkliches Ende genommen. Rußland hatte seine griechischen und slawischen Verbündeten, insbesondere die tapferen Montenegriner, preisgeben und auf seine hochfliegenden griechischen Pläne ebenso Verzicht leisten müssen, wie auf die Eroberung der Moldau und Wallachei. Für diese Einbußen und den peinlichen Eindruck, den die Kunde

*) Im Artikel 14 wurde stipulirt, daß Rußland außer der Hauscapelle der russischen Botschaft eine Kirche in Galata, an der Straße Bey Oglu bauen dürfe, „welche eine öffentliche und russisch-griechische heißen und stets unter dem Schutz des russischen Ministers stehen und vor jeder Belästigung und Unbill frei bleiben soll".

*) Es ist nicht ohne Interesse, was Friedrich der Große auf diesen Vorschlag zur Antwort gab: „Les Grécs pour lesquels vous vous interessez si vivement, sont — dit on — si avilis, qu'ils ne méritent pas d'être libres." (Oeuvr. de Fréderic le gr. XXIII, p. 265.)

Digitized by Google

von dem über die griechischen Bundesgenossen Rußlands hereingebrochenen türkischen Strafgericht in der gesammten civilisirten Welt machte, hatte der Frieden von Kutschuk-Kainardsche in der That keine volle Compensation geleistet und demgemäß in der Kaiserin die Empfindung zurückgelassen, daß die erzielten Erfolge eher zu theuer als zu billig bezahlt worden seien.

Die Gründe freilich, welche zum Abschluß jenes Vertrages und zum vorläufigen Verzicht auf die weitergehenden Pläne der Kaiserin geführt hatten, — waren die gewichtigsten von der Welt gewesen: Catharina hatte sich im J. 1772 Oestreich gegenüber zum Verzicht auf ihr griechisches Project und auf die Unabhängigkeit der Moldau-Wallachei verpflichten müssen, denn nur unter diesen Bedingungen hatte Fürst Kaunitz zu jener ersten Theilung Polens seine Zustimmung gegeben, welche auch in Rücksicht auf das große orientalische Project von ungleich größerem Werth war, als Alles, was im Bosporus oder am Aegäischen Meer erreicht werden konnte. Acht Jahre später wurde mit Hülfe der freundschaftlichen Beziehungen, welche Catharina mit Joseph II. angeknüpft hatte, die zweite der Bedingungen erfüllt, welche wir oben als Etappen zur Lösung der orientalischen Frage bezeichneten: die krimmischen Tartaren wurden um den Rest ihrer Unabhängigkeit gebracht, die taurische Halbinsel am 4/15. April 1783 dem russischen Reiche einverleibt und dadurch das Schwarze Meer in das Gebiet der russischen Machtsphäre gezogen. — Sich mit diesem wichtigen Resultat zufrieden zu geben und an den orientalischen Dingen vorläufig nicht weiter zu rühren, war ein so dringendes und so einfaches Gebot politischer Klugheit, daß sämmtliche zurechnungsfähige Berather Catharinas sich zu demselben vereinigten — diesen Rathschlägen nicht zu folgen, der größte Fehler, den die sonst so kluge Beherrscherin des russischen Reichs überhaupt begehen konnte. Sie beging ihn, — obgleich bei dem zweifelhaften Zustande der russischen Armee und bei der Erschöpfung der finanziellen Kräfte des von den heterogensten Aufgaben in Anspruch genommenen Staates andere als ungünstige Folgen von vorn herein unvermeidlich gewesen waren. — Nur ein so gedanken- und gewissenloser politischer Stümper, wie der „Gigant" Potemkin es war, konnte der Kaiserin rathen, noch vor Beendigung des in Polen begonnenen Werkes und inmitten der Anstrengungen, welche die zweite und die dritte Theilung Polens nothwendig machten, Rußlands weitergehende orientalische Interessen durch Rüstungen zu einem abermaligen Türkenkriege zu compromittiren und die Pforte zu der Kriegserklärung vom August 1787 zu nöthigen. Wohl machten Suworows Tapferkeit und überlegenes Talent wieder gut, was Potemkins Feigheit und Unfähigkeit verschuldet hatten, wohl erweiterte Rußland durch den Friedensschluß von Jassy (Herbst 1792) abermals seine südöstliche Grenze, — diese Resultate aber wurden durch die finanziellen Verlegenheiten, in welche Catharina sich gestürzt hatte und die sie ihren Nachfolgern als Erbschaft hinterließ, mehr als aufgewogen und der Grund zu Schwierigkeiten gelegt, welche bis in unsere Tage hinein gedauert haben und noch heute nicht völlig überwunden sind.

Da die vorliegenden Blätter es nicht auf eine Geschichte der russischen Orientpolitik, sondern blos auf die Darstellung „russisch-byzantinischer Wechselwirkungen" älterer und neuerer Zeit absehen, können wir, soweit Kriege und Friedensschlüsse in Betracht kommen, vorläufig bei dem Frieden von Jassy stehen bleiben. Durch die Vernichtung der krimmischen Tartarenherrschaft und die Zerstörung des polnisch-litthauischen Staats waren die Barrièren zwischen Rußland und der Türkei beseitigt, die Petersburger Politiker bis an die Schwelle dessen geführt worden, was schon die Moskowitischen Großfürsten als letzte Aufgabe ihrer nationalen Politik angesehen hatten. Catharina hatte nicht nur die bisherigen Hemmnisse russischer Machtentfaltung nach Süden und Südwesten beseitigt, sondern zugleich das Bewußtsein der Nation auf's Neue den Zielen zugewendet, welche im Jammer der Tartarenherrschaft und des Bürgerkrieges halbwege vergessen worden waren. In der Geschichte des Orients war der griechisch-slawische Aufstand von 1770 ein epochemachendes Ereigniß, dessen Wirkungen sich Jahrzehnte lang fortsetzten und den Grund zu den großen Umwälzungen des 18. Jahrhunderts legten, — Rußland selbst war durch die Kunde von Ramänzows und Suworows Heldenthaten auf's Tiefste bewegt worden. Bis in die Hütte des Bauern hinein war die Mähr von den hochfliegenden Plänen des Tauriers (Potemkin), von der stolzen Inschrift über dem Thor des neu eroberten Cherson und von der edelmüthigen Absicht der Mutter-Czarin gedrungen, die „heiligen Stätten", denen Rußland die Segnungen des Christenthums und der Civilisation dankte, von den Gräueln der Ungläubigen zu reinigen, die Glaubensbrüder am Bosporus und an der Donau von dem Joch jener „Bussurmany" zu befreien, welche man als die Nachkommen der schlimmsten Feinde und Bedränger des heiligen Rußland anzusehen gewohnt war. Uralte, von dem Nimbus der Heiligkeit umgebene Volkserinnerungen, waren durch die Proclamation an die Griechen, durch die Berichte von den Siegen Suworows und Weißmanns hinaufbeschworen, Wünsche und Hoffnungen geweckt worden, welche gerade wegen ihrer Verschwommenheit und Unklarheit eine bleibende Stätte im Gemüth des Volkes gewannen und Wurzeln schlugen, die eine, wenn auch späte und langsame, so doch sichere Frucht verhießen.

Zum Verständniß dieser eigenthümlichen, freilich durch ein halbes Jahrhundert vorbereiteten Wirkungen der Kriege Catharinas auf das russische Volksbewußtsein, wird nothwendig sein, auf das Verhältniß der russischen Kirche zu dem öcumenischen Patriarchat und zu den religiösen Zuständen im Morgenlande näher einzugehen.

Literatur und Kunst.

Der Dichter und die Amsel.

Dichter.

Sage mir, Amsel, liebevoll,
Wie ich denn anders singen soll,
Weise tadelten oft mich schon,
Daß ich nicht treffe den rechten Ton.

Amsel.

„Singe nur stets aus voller Brust,
Deine Bedrängniß, deine Lust,
Machst du Innerstes offenbar,
Ist es das Rechte, glaub' fürwahr!"

Dichter.

Aber sie finden auch zumeist,
Daß mir gebreche der hohe Geist,
Der die Brüder verbessert und lehrt,
Ihrer Gedanken Reich vermehrt.

Amsel.

„Bist du Magister, sage mir?
Singe nur herzlich für und für:
Die Getrösteten bleiben steh'n,
Die Andern laß vorübergeh'n."

Martin Greif.

Digitized by Google

Zum Bildungskampfe unserer Zeit.*)

Unter obigem Titel veröffentlicht der Verfasser zehn Abhandlungen, welche zum Theil aus früher gehaltenen Vorträgen und zum Theil aus bereits publicirten Arbeiten bestehen, und welche, wenn auch nicht mit der bestimmten Absicht einer solchen Vereinigung geschrieben, doch das Gemeinsame haben, daß sie sämmtlich den Kampf des Fortschrittes und der Aufklärung gegen den Rückschritt und den Obscurantismus, wie er gerade in unseren Tagen auf allen Gebieten des staatlichen und kirchlichen Lebens so heftig entbrannt ist, zum Gegenstande haben und daher recht wohl als ein Ganzes unter dem gewählten Titel zusammengefaßt werden konnten.

Der Verfasser gibt sich auch in diesem neuesten Werke als der milde, versöhnliche, allen Extremen abholde, aber doch dem entschiedenen Fortschritte huldigende, unermüdliche philosophische Menschenfreund kund, als den wir ihn seit Jahren in einer Reihe von philosophischen, religiösen und pädagogischen Zeitfragen gewidmeten Schriften kennen gelernt haben. Den philosophisch-religiösen Standpunkt des Verfassers, wie er ihn namentlich in diesem neuesten Werke in den verschiedensten Veranlassungen entwickelt, wüßten wir nicht anders denn als den des philosophischen Eklekticismus und des religiösen juste milieu zu bezeichnen. Er steht der engherzigen und bornirten Orthodoxie auf der einen, dem naturwissenschaftlichen Materialismus und dem philosophischen Radicalismus — die er uns beiläufig etwas zu sehr zu vermengen scheint — auf der anderen Seite gleich feindlich gegenüber und hält einen, sich von diesen beiden Extremen gleich fernhaltenden Glauben an eine allwaltende göttliche Vorsehung und ein anderes Leben für eine unerläßliche Bedingung einer gedeihlichen Fortentwicklung der Menschheit. Nicht unsere Einwendungen gegen diesen Standpunkt, sondern nur das Bedenken wollen wir hier hervorheben, daß der Verfasser allzuwenig zur philosophischen Begründung seines Standpunktes beibringt. Denn während er auf Schritt und Tritt die gedachten beiden Extreme kritisch und polemisch verfolgt, versucht er es nur an einer einzigen Stelle und ziemlich beiläufig, seinen eigenen Standpunkt positiv zu begründen. In dem übrigens ganz vortrefflichen und sehr lehrreichen Aufsatze „Der Aberglaube" nämlich sucht der Verfasser (auf S. 175) die Berechtigung des Glaubens wie folgt nachzuweisen: „Glaube und Aberglaube haben Das gemeinsam, daß sie eine Verknüpfung der sinnlichen mit der übersinnlichen Welt voraussetzen. Es ist kein Grund vorhanden, die Möglichkeit einer solchen Verknüpfung zu bestreiten. Die Kenntniß der sinnlichen Welt ist nicht im Stande und wird auch nie im Stande sein, den Glauben an eine übersinnliche Welt als unberechtigt zu erweisen." Wir wollen, wie gesagt, die Berechtigung der Annahme einer übersinnlichen Welt hier nicht bestreiten. Wir finden eine solche auch bei anderen modernen Philosophen, namentlich, wenn auch in sehr bedingter Weise, bei John Stuart Mill in seinen nachgelassenen Essays über Religion. Aber Mill hat die von ihm statuirte Möglichkeit eines bewußten Gottes und eines Jenseits viel ausführlicher begründet als Meyer, wie er denn auch, im Gegensatze zu diesem, weit davon entfernt ist, den Glauben an diese Möglichkeit als eine unerläßliche Voraussetzung eines nicht in crassen Materialismus versunkenen Daseins zu betrachten, vielmehr das Ideal der Entwicklung der Menschheit in einer von jedem Glauben an Uebersinnliches abstrahirenden Anschauung sieht; Meyer aber spricht es wiederholt mit großem Nachdruck aus, daß nach seiner Ueberzeugung für die Menschheit kein Heil außer in einem gereinigten Gottesglauben sei. Zur wissenschaftlichen Begründung dieser Behauptung ist aber unseres Erachtens in dem vorliegenden Werke nicht genug geschehen.

Für die Stellung, die der Verfasser inmitten der kirchlichen Kämpfe unserer Tage einnimmt, ist die Vorliebe bezeichnend, welche er für die Bestrebungen des Protestantenvereins und des Altkatholicismus hegt, während er andererseits die Vertreter des modernen philosophischen Pessimismus Schopenhauer und von Hartmann leidenschaftlich bekämpft und auch von den Anhängern des Darwinismus wiederholt sehr geringschätzig spricht. Uebrigens ist das Capitel „Der Aberglaube", das uns zu den vorstehenden Bemerkungen Veranlassung gegeben hat, wenn wir auch die von dem Verfasser gegebene Definition des Aberglaubens im Gegensatze zum Glauben nicht als durchaus richtig gelten lassen können, durch das darin zu Tage tretende Bestreben, das Wesen des Aberglaubens vorurtheilslos zu ergründen, und vor Allem durch die Fülle der darin enthaltenen Beiträge zu dem noch in unseren Tagen herrschenden Aberglauben, sehr interessant und lesenswerth. Namentlich über die stigmatisirte Louise Lateau in Bois d'Haine in Belgien, über den mit dem vermeintlichen Zustande dieser vielleicht betrogenen Betrügerin lange getriebenen Unfug und die schließliche unzweifelhafte Aufdeckung des Betrugs hat der Verfasser ein sehr vollständiges Material beigebracht.

Eine nach Tendenz und Behandlung gleich vorzügliche, vielleicht die beste unter allen in diesem Werke des Verfassers gesammelten Abhandlungen ist die über „Die wahre und die falsche Toleranz". In einem von gründlichem philosophischen Studium zeugenden, kurzen historischen Abriß skizzirt der Verfasser die Entwicklung des Begriffes der Toleranz, wie derselbe sich im Alterthume und während des Mittelalters gestaltet und von den Zeiten der Reformation an durch die Phasen einer mehr oder weniger beschränkten Toleranz hindurch allmälig zu dem geläuterten Begriffe der Toleranz durchgerungen hat. Hier ist die Darstellung des Verfassers durchweg ebenso belehrend wie anziehend, ebenso klar und präcis, wie durch die ihr zu Grunde liegende echte Humanität wohlthätig erwärmend. Auf die noch zur Zeit der Reformation herrschenden Begriffe von dem Wesen der Toleranz wirft es ein merkwürdiges Schlaglicht, daß noch der durch seine Milde ausgezeichnete Melanchthon, als der Genfer Rath auf Anstiften Calvins den spanischen Arzt Servet am 27. October 1553 den Tod auf dem Scheiterhaufen hatte erleiden lassen, weil er nur glauben wollte, daß Christus Gottes Sohn sei, aber nicht mehr, daß Christus von Ewigkeit her als eine von Gott unterschiedene Person dagewesen sei, in einem Schreiben an Calvin vom 14. October 1554 seine volle Billigung dieser Hinrichtung „eines solchen gotteslästerlichen Mannes" aussprach. Der Verfasser zeigt dann, wie eine Aenderung in diesen Gesinnungen durch eine freiere Entwicklung der Philosophie, und zwar zunächst in Frankreich und Belgien, hervorgerufen wurde, wo als die ersten Vorkämpfer einer, wenn auch noch beschränkten Toleranz Montaigne, Charron, Descartes und Bayle auftraten. Dem Ziele echter freier Duldung wurde der Begriff der Toleranz demnächst einen bedeutenden Schritt näher geführt durch Spinoza, namentlich in seinem theologisch-politischen Tractate; dann in England durch Locke (in seinen Briefen über Toleranz) und Hume (deren Ansichten Meyer als mit Unrecht von Schlosser auf französischen Einfluß zurückgeführt bezeichnet), und wieder in Frankreich durch Montesquieu und Voltaire, dessen große Verdienste um die Bekämpfung der Intoleranz der Verfasser mit ausgezeichneter Kenntniß der hier in Betracht kommenden Verhältnisse vortrefflich in das rechte Licht zu setzen weiß. Auch in Deutschland kam allmälig ein beschränkter Toleranzbegriff zur Geltung, wesentlich wie er von Locke festgestellt worden war: „staatlich zu schützende Toleranz gegen Glaubensunterschiede mit Ausschluß des staatsgefährlichen Papismus und Atheismus". Eine weitere Entwicklung erfuhr der Begriff dann hier durch Leibnitz, Pufendorf und Thomasius. Ueber Pufendorfs großes Verdienst in dieser Beziehung sind wir, wie der Verfasser in einem Nachtrage zu diesem Capitel ausführt, neuerdings durch zwei von H. von Treitschke in den Preußischen Jahrbüchern veröffentlichte Aufsätze, namentlich durch den Hinweis auf Pufendorfs dem großen Kurfürsten gewidmete Schrift „Ueber das Verhältniß der christlichen Religion zum Staate" aufgeklärt worden. Nachdem der Verfasser dann noch das Wirken des Philosophen Christian Wolff und Kants Ansichten über Toleranz beleuchtet hat, kommt er auf den Verfasser der Wolfenbüttler Fragmente,

*) Von Jürgen Bona Meyer, Doctor und Professor der Philosophie in Bonn. Bonn, Adolph Marcus. 1875.

Digitized by Google

Reimarus, und damit ganz natürlich auf Lessing, dessen namentlich in seinem „Nathan der Weise“ kundgegebene Gesinnung er mit Recht als die Toleranz der neuen Zeit bezeichnet, die er schön dahin definirt: „Unsere Toleranz soll beruhen auf der Anerkennung eines unbedingt freien Glaubensrechtes Aller und der Forderung völliger Unabhängigkeit bürgerlicher und staatlicher Rechte vom jeweiligen Glaubensbekenntniß des Einzelnen.“

Wesentlich dieselben Fragen, wie die beiden vorstehend besprochenen Capitel, die Fragen des Glaubens und des Aberglaubens, der Toleranz und der Intoleranz, behandeln auch, wenn gleich im Zusammenhange mit anderen Fragen und daher in einer vielfach durch neue Gesichtspunkte bereicherten Weise, die beiden letzten Capitel des Buches: „Der Religionszwist und die Schule“ und „Die Bildungsvereine und die Religionsfrage unserer Zeit“.

In dem erstern, mit einer Fülle lehrreicher Nachweise ausgestatteten Aufsatze plaidirt der Verfasser mit guten Gründen, die um so mehr auf eingehende Berücksichtigung werden rechnen dürfen, als ihm nichts ferner liegt, als auf eine bestimmte Theorie gestützte, radicale Anschauungen zu vertreten, für die confessionslose Schule. Am Schlusse resümirt er sich in folgenden, den Geist echt humaner Milde und Versöhnlichkeit athmenden Worten:

„Es ist keineswegs meine Ansicht, daß der Religionsunterricht unter allen Umständen aus den Staatsschulen, die wir im allgemeinen um der einheitlichen nationalen Bildung willen wünschen müssen, zu verbannen ist. Vielmehr gebe ich zu, daß damit eine künstliche Scheidung zusammengehöriger Bildungselemente herbeigeführt wird, welche leicht nachtheilige Folgen herbeiführen kann, und welche namentlich die Gefahr mit sich bringt, die religiöse Erziehung ganz in die Hände staatsfeindlicher Richtungen zu geben. Doch halte ich unter Aufrechthaltung der Staatsaufsicht über alle Schulen diese Gefahr für geringer als den sichern Schaden des religiösen Zwiespaltes in der Schule. Und deshalb bin ich, wenn dieser Zwiespalt in unserer erregten Zeit nicht einmal aus der Schule fern zu halten ist, für zeitweilige Herausnahme des Religionsunterrichtes aus der Schule und für Ueberlassung der Sorge für denselben an die Eltern und Religionsgemeinden. Wenn die Anhänger verschiedenen Glaubens wieder geneigt sein werden, unbeschadet ihrer Unterschiede nicht das Trennende, sondern das ihnen Gemeinsame aufzusuchen und dies wenigstens für die Kinderlehre als die gemeinsame Grundlage festzuhalten, dann werden wir leicht den gestörten Schulfrieden wieder herstellen können. Meine Hoffnung ist, daß diese Einsicht in unserm Volke wieder zum Durchbruch kommen wird, und wenn wir erst wieder dahin gekommen sind, es für rathsam zu halten, den Religionszwist wenigstens nicht in die Schule zu tragen, dann wird das so erzogene Geschlecht auch wissen in religiösem Frieden mit einander zu leben. Das wird ein Segen für unser Land und ein Glück für alle jetzt Getrennten sein!“

In dem letzten Capitel über „Die Bildungsvereine und die Religionsfrage unserer Zeit“ bemüht sich der Verfasser, in einer sehr ausführlichen Besprechung die hohe Bedeutung der vor einigen Jahren in Berlin gegründeten „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“ und der theils von ihr in's Leben gerufenen, theils mit ihr zusammenhängenden Vereine in das rechte Licht zu stellen. Wir müssen bekennen, daß wir, bei aller Achtung vor dem Urtheile des Verfassers und trotz der großen Wärme, mit welcher er diese ihm offenbar zur Herzenssache gewordene Angelegenheit behandelt, durch seine Ausführungen nicht überzeugt worden sind, daß mit diesen Bildungsvereinen dem deutschen Volke ein lebensfähiger und für seine Entwicklung auf der Bahn des humanen Fortschrittes wichtiger Organismus gegeben worden sei. Was wir bisher von den Bestrebungen der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“, so weit es an die Oeffentlichkeit gelangt ist: den von ihr veranlaßten Schriften und Vorträgen, den von ihr gegründeten Volksbibliotheken u. s. w. kennen gelernt haben, hat uns durchweg den Eindruck einer löblichen Vermehrung der mannigfachen zur Verbreitung populärer Kenntnisse vorhandenen Einrichtungen und Schriften gemacht, ohne daß wir darin nach irgend einer Seite hin etwas zu erkennen vermocht hätten, was die Anschauungen des Volkes nachhaltig zu reformiren im Stande wäre. In dieser Ansicht sind wir durch das von dem Verfasser Beigebrachte nur bestärkt worden und halten ihn auch nach sorgfältiger Lectüre seines interessanten Aufsatzes nicht für berechtigt, gleich im Anfange desselben zu sagen: „daß die Gesellschaft als der gegebene Mittelpunkt aller solcher mehr oder minder gleichen Bildungsbemühungen unseres Vaterlandes, eine hervorragende Macht geworden sei, die in dem Bildungskampfe unserer Zeit eine allseitige Beachtung verdiene.“

Als besonders charakteristisch, sowohl für die Natur der Bildungsvereine als für die religiösen Anschauungen des Verfassers, erscheint uns, was er von dem Einflusse dieser Vereine, besonders in ihrem Verhältnisse zum Protestantenverein, zum Altkatholicismus und zu den Freimaurerlogen auf die Förderung religiöser Toleranz und echter Religiösität erwartet. Wenn er auf S. 345 ff. sagt: „Die Gründung einer neuen Religion zu erhoffen, halte ich für eine Verkennung der wahren Sachlage. Der Menschengeist hat in seinem Nachdenken die Glaubensmöglichkeiten erschöpft und neue Offenbarungen werden ihm nicht mehr zu Theil werden.“ Und weiter: „Der Glaube wird keine neuen Wahrheiten mehr entdecken,“ oder: „eine neue Religion läßt sich nicht machen“, so wird ihm jeder mit der Geschichte und den religiösen Anschauungen, zu welchen dieselbe in der Gegenwart geführt hat, einigermaßen Vertraute gewiß unbedingt beistimmen. Schwerlich aber wird er sich einer gleich allgemeinen Zustimmung zu erfreuen haben, wenn er nach jenen vorstehend citirten Sätzen fortfährt: „Es kommt für ihn — den Menschengeist — jetzt nur noch darauf an, unbefangen zu erkennen, daß um den Glauben nicht herumzukommen ist und daß es der Vernunft allein zukommt zu sagen, was geglaubt werden kann und was nicht geglaubt werden darf.“ . . . „es kommt darauf an, durch freie Vernunftforschung die vorhandenen Wahrheiten in ihrer vollen Reinheit und in ihrer tiefen Bedeutung wieder zu erkennen.“ . . . „aber auf dem alten Glaubensboden das Wesentliche und Gemeinsame und damit das dem Menschengeiste Naturgemäße suchen, darnach kann ein jeder nach besten Kräften mitstreben. In diesem Streben aber nicht abzulassen, halte ich für Pflicht aller und glaube, daß dieser Pflicht am besten genügt wird, wenn man innerhalb der bestehenden Religionsgemeinschaften dahin drängt, daß diese unbeschadet ihrer Unterschiede sich auf das Wesentliche und Gemeinsame des Glaubens besinnen und sich dann in wechselseitiger Toleranz ehren, nicht aber gegenseitig verketzern und verdammen.“

Diese und ähnliche Aeußerungen des Verfassers erklären sich aus seinem gewiß löblichen aber schwerlich zum Ziele führenden Streben, zwischen den Extremen zu vermitteln. Er wird es damit Niemand, weder den Radicalen noch den Orthodoxen recht machen. Ueber alle solche, nach Erhaltung des Veralteten in geläuterter Gestalt ringende Bestrebungen, die namentlich auch von dem Protestantenvereine und dem Altkatholicismus vertreten werden, wird nach unserer Ueberzeugung die Geschichte hinweggehen, ohne von ihren ohnmächtigen Velleitäten eine irgend nachhaltige Notiz zu nehmen.

Der Protestantenverein geht selbst dem Verfasser in der Unbestimmtheit dessen, was seine Mitglieder zusammenhält, zu weit und er hält die Aufstellung eines, die Glaubensgemeinschaft richtig begrenzenden Bekenntnisses, welches das Wesentliche des Christenthums zum Ausdruck brächte, für die unerläßliche Bedingung einer gedeihlichen Entwicklung des Protestantenvereins. Wenn der Protestantenverein in Rücksicht auf die positive Glaubensverschiedenheit seiner Mitglieder, diese eigentlich religiöse Zukunftsarbeit jetzt nicht in Angriff nehme, so werde seine religiöse Bedeutung immer mehr abnehmen nnd — hier gelangt der Verfasser zu einer gewiß überraschenden These, die sich wohl nur aus seiner überschwänglichen Vorstellung von der Bedeutung der Bildungsvereine für das religiöse Leben erklärt — „seine Mitglieder thäten dann besser, die unbefangene Ausgleichung der religiösen Meinungsverschiedenheiten in der Mitte der religiös

Digitized by Google

tendenzlosen Bildungsvereine zu suchen, deren Streben es sein muß, für solche Ausgleichung einen freien Boden darzubieten. Daß bei solcher Sachlage die Mitglieder des Protestantenvereins und viele Bildungsvereine wechselseitige Theilnahme für einander hegen, ist natürlich."

Das Gleiche gilt, nach der Ansicht des Verfassers, die er näher zu begründen sucht, für das freundliche Verhältniß zwischen den Bildungsvereinen und den Altkatholiken, wenn auch, wie er ausführt, der Natur der Sache nach nicht die festgeschlossenen altkatholischen Gemeinden, sondern nur einzelne Altkatholiken sich gern zu den Mitgliedern der Bildungsvereine zählen, während sich, wie der Verfasser sodann fortfährt, aus dem gleichen Streben der Bildungsvereine und Freimaurerlogen hinreichend erklären und rechtfertigen lasse, daß eine, wenn auch im Verhältnisse zum Gesammtbestande nur geringe, so doch an sich größere Zahl von Logen denselben angeschlossen haben.

Als eine der höchsten Aufgaben der Bildungsvereine unserer Zeit bezeichnet es der Verfasser schließlich, ihren Mitgliedern zeitweilig einen Ersatz für das zu gewähren, was ihnen die Kirchen nicht mehr gewähren.

Es würde uns hier zu weit führen, auch auf alle übrigen Capitel unseres interessanten Werkes näher einzugehen. Sie alle bieten eine Fülle positiver Belehrung und durch den Reichthum der darin eröffneten Gesichtspunkte die mannigfachste Anregung zu weiterem Nachdenken über die von dem Verfasser erörterten Fragen. Die von uns vorstehend besprochenen Capitel sind die vier letzten, das siebente, achte, neunte und zehnte; in den sechs vorangehenden Capiteln bespricht der Verfasser „Wesen und Aufgabe der allgemeinen Bildung"; „Volksbildung und Sittlichkeit"; „Geld und Geist"; „den sittlichen Fortschritt der Menschheit", und im zweiten Capitel, das wir zuletzt nennen, weil wir noch einige kurze Bemerkungen an den Inhalt desselben knüpfen wollen, „Frauengeist und Frauenbildung".

Im Ganzen spricht sich der Verfasser über den Beruf der Frauen in sehr verständiger Weise aus, indem er ihnen wesentlich die Sphäre des Gemüthslebens zuweist. Nur halten wir die Begründung dieser Auffassung des weiblichen Wirkungskreises für eine nicht zureichende, wenn der Verfasser sie lediglich in der quantitativen Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Begabung findet und die Behauptung, daß den Frauen aus physiologischen Gründen eine wirklich schöpferische Thätigkeit versagt sei, als unzutreffend von der Hand weist. Wir halten vielmehr diese Beschränkung der weiblichen Thätigkeitssphäre für eine erfahrungsmäßig durchaus richtige und glauben, daß die entgegenstehende Ansicht Mills, auf die sich auch der Verfasser beruft, die Hauptschuld an den auf der Hand liegenden Einseitigkeiten und falschen Schlüssen der „Subjection of Women" des berühmten englischen Philosophen trägt. Nach der Ansicht Meyers ist es nicht „die schöpferische Phantasie, die Initiative des Gedankens", was den Frauen fehlt, „sondern die andauernde Kraft, die dazu gehört, um aus diesen Anregungen großartig zusammenhängende Werke der Kunst und Wissenschaft oder gewichtige Thaten des öffentlichen Lebens hervorwachsen zu lassen." Für die erstere Behauptung beruft er sich darauf, daß „auf einigen Gebieten der Phantasie, wie z. B. der Romandichtung, der Blumen- und Landschaftsmalerei, sich die Frauenseele schöpferisch genug gezeigt habe," und daß, wie Mill nicht mit Unrecht behaupte, „mancher große Mann einen Theil seiner guten bewegenden Gedanken der Anregung seiner oder doch einer klugen Frau zu verdanken habe."

Was die letztere Behauptung betrifft, so entzieht sie sich theils ihrer Natur nach überhaupt jeder strengen und genauen Controle, theils beruht sie nur auf den Angaben einzelner, für die betreffenden Frauen begeisterter Männer, ja unseres Wissens wesentlich nur auf denen des einen Mill. Was aber die vom Verfasser angeführten künstlerischen Leistungen anlangt, so springt, selbst wenn man die Vorzüglichkeit der Leistungen der Frauen auf diesen Gebieten ohne Einschränkung zugeben wollte, was wir noch nicht einmal thun, doch die Dürftigkeit der hier in Betracht gezogenen Thätigkeiten im Verhältnisse zu den Gebieten eigentlich schöpferischer Thätigkeit auf den ersten Blick so sehr in die Augen, daß schon gerade diese Anführungen für die Berechtigung der entgegengesetzten Behauptung zu sprechen scheinen. Man kann vielleicht über die Natur des Schaffens auf dem Gebiete des Romans streiten; wir würden demselben, namentlich wenn wir mit ganz vereinzelten Ausnahmen die Frauenromane in Betracht ziehen, doch einen wesentlich receptiven Charakter zuschreiben. Dasselbe gilt auch von der Landschaftsmalerei, die überhaupt unseres Wissens keine hervorragenden Leistungen von Frauen aufzuweisen hat, und in noch höherem Grade von der Blumenmalerei, der auch in ihren bedeutendsten Leistungen ein anderer als receptiver Charakter nicht beizumessen sein wird. Noch viel gewisser und entscheidend aber ist unserer Ansicht nach, daß auf allen denjenigen Gebieten, wo wirklich ausgezeichnete Leistungen durch ein reines künstlerisches Schaffen bedingt sind, auf den Gebieten der epischen und dramatischen Poesie, der Historienmalerei und der musikalischen Composition — der Philosophie und der wissenschaftlichen Entdeckung gar nicht zu gedenken —, von hervorragenden weiblichen Leistungen absolut keine Rede sein kann.

Von dieser Meinungsverschiedenheit abgesehen, können wir, wir wiederholen es, der Auffassung und Darstellung des weiblichen Wesens und des ihm zugewiesenen Wirkens von Seiten des Verfassers nur unsern unbedingten Beifall zollen. Auch hat uns, um auch das noch schließlich anzuführen, die ebenso humoristische wie energische Zurückweisung, welche der Verfasser in einem Nachtrage den heftigen Angriffen, mit welchen Frau Hedwig Dohm den ursprüglich in der „Gegenwart" erschienenen Aufsatz Meyers in eben demselben Blatte bekämpfen zu müssen geglaubt hat, zurückweist, wahrhaft gefreut.

Daß wir einer so eingehenden Besprechung, einer solchen Fülle von Gegenständen gegenüber, mehrfach anderer Meinung sind, schließt nicht aus, daß wir dem Verfasser für die reiche Belehrung und nachhaltige Anregung, welche uns sein Buch gewährt hat, und welche wir jedem ernsten Leser von der Lectüre desselben versprechen zu können glauben, wahrhaft dankbar sind.

E. Lehmann.

Der moderne französische Roman.

(Daudet, Ferdinand Fabre, Hector Malot.)

Paris, September 1876.

Seit dem bekannten und noch nicht entschiedenen Streit in der schöngeistigen Literatur zwischen der sogenannten classischen und der romantischen Schule hat sich ein ganzer Schwarm junger Talente von verschiedenem Caliber in das immer mehr anschwellende Heer der Romantiker unter der Fahne Victor Hugos anwerben lassen. Die jungen Kämpen entwickelten eine Productivität, welche die Lesewelt mit Romanen überschwemmte. Um all das Futter für Leihbibliotheken durchzulesen, reicht ein Menschenalter nicht hin. Ganze Ladungen von liegen gebliebenen Auflagen werden an die Antiquare zu Spottpreisen verkauft und wandern von deren Auslagen in die Mansarden der Arbeiterfamilien, Nätherinnen und Ladenmamsellen, die sich unmöglich eine billigere Zerstreuung für ihre Abende und Sonntage verschaffen können, als mit der Lectüre von Romanen, von denen der Band durchschnittlich nicht über fünf Sous zu stehen kommt. In den größeren Ateliers findet sich immer ein speculativer Kopf, der sich eine ganze Bibliothek von solchen Buchhändlerkrebsen anlegt und an seine Collegen für einen Sous vermiethet. Am Ende wird Alles consumirt.

Der Roman, schlecht oder gut, liefert dem Arbeiterstande, oder vielmehr derjenigen immer noch zahlreichen Fraction desselben, die sich um politische oder sociale Fragen zu kümmern weder Muße noch Neigung hat, die einzige geistige Nahrung, die ihr zusagt und die sie verdauen kann. Dieses Bildungsmittel hat freilich seine gefährlichen Seiten, die von den Moralisten häufig genug, aber ohne merklichen Erfolg, signalisirt wurden.

Digitized by Google

Ihre Demonstrationen haben im Gegentheil nur dazu gedient, die Neugierde zu stacheln und die Neigung primitiver Leser für die ihnen als gefährlich bezeichneten Werke anzuregen. Damit erklären sich die häufigen Erfolge elender Machwerke, in denen pfiffige Gaunerstreiche berühmter oder unbekannter Abenteurer mit etwas lebhaftem Colorit geschildert werden. Manche von diesen gehaltlosen Dilettantenarbeiten haben mehrere Auflagen erlebt, während gediegene Sittengemälde talentvoller Autoren in den Auslagen der Buchhandlungen oder Antiquare Jahre lang unbeachtet aufliegen.

Diesem Uebel wäre nur abzuhelfen, wenn man von den Werken renommirter Schriftsteller eben so billige Ausgaben veranstalten könnte. Dies ist jedoch wegen des hohen, mitunter fabelhaften Honorars, das die Celebritäten unter den Romanschriftstellern von den rivalisirenden Verlegern erhalten, nicht leicht ausführbar. Den lohnenden Honoraren verdankt aber die Romanliteratur in Frankreich ihren Aufschwung und ihre gegenwärtige Bedeutung. Erst nachdem sich ihre Goldquellen geöffnet hatten, betheiligten sich Schriftsteller ersten Ranges daran, die bis dahin den Roman als einen untergeordneten Zweig der belletristischen Literatur betrachtet hatten. Ihnen verdankt man das Entstehen der Tendenzromane, in denen die ernstesten socialen, religiösen und selbst politischen Fragen in anziehender Form verhandelt werden und sich als die wirksamste Propoganda für die Verbreitung freiheitlicher Ideen, für Beseitigung eingewurzelter Vorurtheile und für das Erkennen der Gebrechen in den gegenwärtigen staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen erwiesen haben. Eugen Sue, Victor Hugo, Georg Sand und deren Geistesverwandte haben sich durch das Bloslegen der Mißverhältnisse, deren Druck auf den productiven Kräften des Volkes am empfindlichsten lastet, zur Erkenntniß dessen, was der Menschheit Noth thut, mehr beigetragen als alle gelehrten Abhandlungen der Erfinder von Systemen für gesellschaftliche Reformen.

Die Betheiligung der hervorragendsten Schriftsteller an der Romanliteratur hat nothwendigerweise die Anforderung des Lesepublicums und das Aufkommen der jungen Talente ungemein erschwert. Gegenwärtig macht man andere Ansprüche an einen guten Roman: eleganter Stil und lebhafte Phantasie genügen nicht mehr. Man verlangt von einem Romanschriftsteller nicht blos eine genaue psychologische Beobachtungsgabe, um das Uhrwerk der geheimen Triebfedern, welche die Gefühle und Leidenschaften in Bewegung setzen, schildern und darnach die Entwickelung der verschiedenen Charaktere erklären zu können. Man heischt, daß er mit allen gesellschaftlichen Verhältnissen des äußeren Lebens vertraut sei, um befähigt zu sein nicht bloße Fictionen, sondern wahre, dem wirklichen Leben entlehnte Bilder zur Darstellung zu bringen. Die Lesewelt ist lange genug mit Phantomen der Einbildungskraft, die man für lebende Wesen ausgab, gespeist worden, um nach so viel verdunsteten Illusionen das Bedürfniß zu fühlen, sich mit dem vertraut zu machen, wie die verschiedenen Schichten der Gesellschaft leben, denken, sich bewegen und auf der Bahn des Culturfortschritts sich um- oder neugestalten.

Es ist, wie man sieht, keine kleine Aufgabe, die man den Romanautoren der Gegenwart stellt. Aeußerst wenige unter ihnen haben dem Leben so tief in die Augen gesehen, um sie befriedigend lösen zu können. Die meisten, und darunter manche Berühmtheiten, strengen sich an neue Typen von Charakteren, pikante Situationen zu erfinden, um die Leselust zu stimuliren; sie verschwenden an ihre fictiven Gebilde den ganzen Reichthum ihrer Geistesgaben; der Leser aber bekommt die Realität nur durch das Prisma ihrer Phantasie zu sehen.

Von Zeit zu Zeit taucht ein Meteor am literarischen Horizonte auf, das als eine neue Erscheinung begrüßt wird, und man wundert sich, daß diese Leuchte von dem Observatorium der Kritik nicht schon früher entdeckt wurde. Dazu gehört z. B. der in alle Sprachen übersetzte und auch in Deutschland vielseitig gefeierte Roman von Daudet: „Fromont jun. Riesler sen." Unglücklicherweise begnügte sich der begabte Autor nicht mit dem fabelhaften Erfolge seines glänzenden Treffers, von dem schon die 17. Auflage erschienen ist, und ließ sich verleiten, sein Werk zu dramatisiren. Die Irisfarben, womit Daudet es so gut versteht, die Situationen, Schilderungen und die Analysirung der Details zu übertünchen, erblassen vor dem Lampenschein der Bühne. Das Publicum war erstaunt in den Personen und Charakteren des Romans, als sie ihm lebend vorgeführt wurden, gewöhnliche Erscheinungen zu erkennen, wie sie ihm schon hundertfach im Schauspiel und Roman vorgeführt wurden, während sie ihm in Erinnerung an die gewandten Schilderungen des Romans als neue interessante Originale vorschwebten.

Der schnell berühmt gewordene Roman Daudets, den ich bei Ihren Lesern als hinlänglich bekannt voraussetze, ist ein Album von einer Reihefolge mehr oder minder gelungener Genrebilder in Meissonier'scher Manier ausgeführt. Jedes Blatt enthält einzelne, mitunter meisterhaft durchgeführte Scenen, die mit Figuren aus der commerzionellen Sphäre der Pariser Bourgeosie belebt sind. In dem Ausmalen der kleinen Details entwickelt Daudet ein unbestreitbares Talent. In der Anlage der Charaktere aber gelingen ihm nur die Contouren. So wie er zu deren Analysirung übergeht, geräth er aus dem Geleise der Wahrheit. Die Typen, die er schaffen will, gestalten sich in seiner Schilderung zu Excentricitäten, wie sie die nach Effecten haschende Phantasie wohl erfinden, die psychologische Menschenkenntniß aber nicht rechtfertigen kann. Die Hauptfiguren in seinen Romanen sind entweder der Inbegriff einer vollkommenen moralischen Fäulniß, oder idealisirte Tugendexemplare, an denen weder Mängel noch Schwächen zu entdecken sind.

Man hat es ihm zum besonderen Verdienst angerechnet, daß er in seinen Romanen nachgewiesen habe, wie die Sittenverderbniß in den spießbürgerlichen Kreisen eben so monströse Erscheinungen erzeugen kann, wie in den höheren Classen der priviligirten Müßiggänger. Dieser Nachweis ist vollständig mißglückt. Sidonie, diese vom Glück aus abhängigen Verhältnissen in den Besitzstand erhobene Parvenüe, die der Autor als Musterkarte aller Infamien darstellt, ist nicht das Product mangelhafter, socialer Einrichtungen; ihre Verdorbenheit ist weder durch Erziehung noch durch Einwirkung äußerer Verhältnisse motivirt, sie ist auf die Bahn des Lasters, zu revoltirenden Abscheulichkeiten nicht durch Verführung oder böse Beispiele gedrängt worden. Ihre Verworfenheit entspringt aus innerem Triebe, aus Lust am Bösen, was einen abnormalen Organismus des Seelenzustandes vorbedingt, wie derselbe in der Wirklichkeit bei keinem Menschen, selbst nicht bei dem abschreckendsten Verbrecher vorzufinden ist. Sie ist die spontane durch nichts erklärbare Erscheinung eines mitten in dem Fruchtfelde aufgeschossenen Giftschwammes, dessen Bestimmung es ist, Gift und Fäulniß zu erzeugen.

Nein, Daudet mag als gewandter Stilistiker, als geistreicher Componist pikanter Situationen und zweideutiger Abenteuer gelten, ein Psychologe ist er nicht, sonst hätte er eine solche moralische Mißgeburt nicht für die Illustration eines Sittengemäldes wählen und ein derartiges Monstrum als einen in der bürgerlichen Gesellschaft wuchernden Typus vorführen können.

Gefallene Frauen haben allerdings in der neuern Periode der schöngeistigen Literatur Frankreichs nur allzu häufig Stoff zum Schauspiel und Roman geliefert. Wenn aber z. B. Emil Augier in seinem Drama: „Lionnes pauvres" in der Madame Pommeau ein gefallenes Weib schildert, so rechtfertigt und erklärt er den moralischen Zersetzungsproceß, der im Innern des Herzens dieser Frau dem Falle voranging, durch natürliche Reihefolge von verführerischen Motiven. Es war ihm nicht um die Schilderung einer pflichtvergessenen Frau, sondern um die Bloslegung eines Geschwüres in dem Organismus der Gesellschaft zu thun. Man konnte die Frau verachten und ihren betrogenen Mann beklagen, man sammelte aber in dem Drama einen reichen Stoff für ernste Reflexionen. Die Daudet'sche Sidonie erzeugt aber nicht Verachtung, sondern nur Ekel. Die einzige Reflexion, die man aus der ganzen Handlung des Romanes ziehen kann, liefert das gewagte Paradoxon des Autors, daß in den kleinbürgerlichen Kreisen

Digitized by Google

die Zahlungsfähigkeit einer Firma größeren Werth hat als die Ehre der Familie.

Daudet wird von seinen zahlreichen Freunden in der Presse viel beweihraucht. Den geschicktesten Reclamen wird es aber nie gelingen, den Autor von „Fromont jun. und Riesler sen." zum Modell des modernen französischen Romans hinaufzuschrauben. Er kann wohl seinen Standpunkt unter den Romanschriftstellern als geistreicher Erzähler behaupten, einen Vergleich aber mit den wirklichen Repräsentanten der modernen Richtung hält er nicht aus. Ohne mich auf die notorischen Berühmtheiten in diesem Genre, auf die Meisterwerke der unnachahmlichen George Sand, Sandeau, Octave Feuillet u. s. w. zu berufen, will ich nur einige der in Deutschland weniger bekannten Schriftsteller signalisiren, die sich mühsam bei den denkenden Leser zur begründeten, wenn auch verspäteten Anerkennung empor gearbeitet haben.

Einer der bedeutendsten davon ist Ferdinand Fabre. Seine zahlreichen Romane, worunter ich „Julien Savignac", „Mademoiselle Maleville", „Chevrier", „Tigrane", „Barnabe", und „Marquis Pierrerue" anführe, hatten längst in literarischen Kreisen große Beachtung gefunden, ehe das große Publicum durch die französische Akademie auf den bescheidenen Autor aufmerksam gemacht wurde, als sie ihm 1872 für seinen Roman: „Les Courbezon" den Ehrenpreis von 2000 Fr. zuerkannt hat. Das Publicum, immer unsicher in selbstständigen Urtheilen, hatte nun einen Anhaltspunkt in der Autorität der Akademie gefunden und seitdem ist der Ruf Fabre's begründet. — Jeder bedeutende Schriftsteller nimmt gewisse Eigenthümlichkeiten an, die ihn, sei es im Stile, in der Darstellungsweise, oder in der Vorliebe für gewisse Stoffe kennzeichnen. —

Der gewandte klare Stil, die mit sicherer Hand entworfene Anlage der Charaktere, das lebhafte Ausmalen der Situationen und das scharfe Sondiren des menschlichen Herzens in dessen Kämpfen mit den Leidenschaften, der geistreiche Dialog in allen Tonarten des gesellschaftlichen Verkehrs, dies Alles vereinigt kann man nicht als besondere Eigenthümlichkeit Fabres bezeichnen, da man diese Vorzüge bei Belletristen von Ruf vereinzelt vorfindet und sogar voraussetzt. Was er aber vor den Meisten voraus hat, und was seine Werke so anziehend macht, das ist die Objectivität seiner Schilderungen und die Tiefe seiner Beobachtungsgabe. Wenn er den Leser, wie z. B. in „Barnabe", unter die Kleinstädter und Dorfbewohner des südlichen Frankreichs einführt, so würde man darauf schwören, daß er einen großen Theil seines Lebens in deren Mitte zugebracht habe; so genau hat er deren Sitten, Denk- und Ausdrucksweise abgelauscht und mit der Naturtreue einer Photographie wiedergegeben. Aus seinen Schilderungen der Pariser akademischen Jugend im „Marquis Pierrerue" erkennt man sogleich den ehemaligen Universitätsburschen, der in seinem Verkehr mit Studenten, Künstlern und angehenden Literaten einen ganzen Schatz interessanter Beobachtungen gesammelt und zu trefflichen Lebensbildern verarbeitet hat. Eben so familiär sind ihm die Sphären der höheren Gesellschaft mit ihren traditionellen Standesvorurtheilen und ihren geheimen oder offenen Anstrengungen, um im Bunde mit dem Clerus dem ihren Vorrechten gefährlichen Ueberströmen der freiheitlichen Ideen zu wehren.

Das Terrain aber, worin er sich am heimischsten fühlt, ist die Organisation des gesammten französischen Priesterstandes, deren complicirtes Räderwerk Niemand so gründlich sondirt hat als Fabre. Sein letzter Roman „La petite mère", der soeben im Feuilleton des „Temps" beendet ist, enthält mehrere Enthüllungen über die Taktik des höheren Clerus, von der selbst die große Armee der Landpfarrer und Congregationen aller Art keine Ahnung hat. Er stellte sich die Aufgabe, die Verzweigung aller durcheinander laufenden Fäden zu entwirren, woraus die herrschenden Seelensorger die feinen Schlingen gedreht haben, in denen sie das Heer der frommen, um ihr ewiges Heil besorgten Gläubigen festhalten und ihnen zum Heil der Kirche die weltlichen Güter abschwindeln. Auf diesem Gebiete ist der Autor ohne Rivalen; er hat seine Aufgaben mit einer erstaunlichen Kenntniß des Stoffes gelöst, als hätte er nur in Klöstern, in Presbyterien, Seminarien und Missionscollegien gelebt. Alle seine Romane haben eine Tendenz, eine moralische oder ästhetische Grundlage. Dabei sucht er nie seine eigene vorgefaßte Meinung geltend zu machen; er tritt nie als Parteimensch auf, sondern läßt den Leser aus dem Wirken der vorgeführten, der Wahrheit entnommenen Personen selbst die Reflexionen ziehen. Seine Gegensätze sind nie schroff, er schimpft und tadelt nicht, läßt jeder Anschauung Gerechtigkeit widerfahren; weist aber nach, welches entsetzliche Unheil Fanatiker, oder irre geleitete fromme Gemüther, mit dem besten Willen Gutes zu thun, anrichten können, wenn ihnen die Einsicht fehlt, daß sie nur als blinde Werkzeuge für selbstsüchtige Zwecke der gefährlichsten aller Verbrüderungen mißbraucht worden sind. Der Clerus hat nie einen gefährlicheren Gegner gefunden als Fabre, obwohl, oder weil er ihn nie direct angreift und anscheinend mit allen ihm gebührenden Rücksichten behandelt.

Eben so objectiv wie Fabre, aber in anderer Richtung, ist Hector Malot, der auch erst nach 15jährigem Schaffen zur verdienten Anerkennung gelangt und ein Lieblingsschriftsteller der Gegenwart geworden ist. Mit reicher Phantasie ausgestattet, hat er sich frühzeitig zu zügeln gelernt, um seinem Grundsatze: „immer wahr zu sein", treu zu bleiben. Dafür pulsirt aber auch in seinen Gestalten, die alle dem Selbsterlebten entnommen sind, gesundes Leben. Er gleicht auch darin Fabre, daß er nie dem selbstständigen Urtheil der Leser vorgreift und die vorgeführten Personen einfach sprechen und handeln läßt, ohne durch eine lange Analyse von deren Denk- und Handlungsweise ihren moralischen oder geistigen Gehalt im Voraus abzuwiegen. Auf diese Weise entrollen sich die Charaktere in der Mannigfaltigkeit der Situationen von selbst, und dem durch keine Reflexion des Autors beeinflußten Leser tauchen unwillkürlich Erinnerungen aus eigenen Erlebnissen auf, die ihn zu Vergleichen und zur Kritik der in den Scenen gruppirten verschiedenartigen Charaktere hinleiten. Eben so objectiv wie in der Schilderung der Personen ist Malot in der Beschreibung von dem Schauplatze der Handlung. Entwirft er das Bild von einer Gegend oder von einer Stadt, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß er selbst gesehen hat, was er ausmalt; und er hat nicht nur viel gesehen, sondern er versteht auch zu sehen. Wäre Malot Maler geworden, so hätte er schwerlich Adonisse, Nymphen und andere luftige Gestalten gemalt, er hätte aber mit Breton um den großen Ehrenpreis in der Darstellung naturwüchsiger Landbewohner der Normandie gerungen, die er kennt und mit Vorliebe in seinen Erzählungen, wie Breton die Typen der Bretagne in seinen Gemälden vorführt. Malot hat sich aber nicht auf die Schilderung der normännischen Typen beschränkt. Eine seiner vorzüglichsten Eigenschaften besteht vielmehr in der Vielseitigkeit seines Talentes. Seine Beobachtungen erstrecken sich auf alle Classen der Gesellschaft, auf alle Gebiete des intellectuellen, wie des materiellen Lebens. Welche Verschiedenheit und welche Abwechselung in den Rahmen und in den handelnden Personen seiner Werke, von den „Liebesopfern" an, worin ergreifende von den Leidenschaften angerichtete Dramen in Scene gesetzt sind, bis zu den politische, finanzielle und religiöse Fragen behandelnden Romanen, wie: „die Heirath unter dem zweiten Kaiserreich", der „Schwager", der „Landpfarrer", die „Erbschaft Arthurs", die „Herberge zur Welt". Malot geht in den vorgeführten Personen seiner Romane ganz auf. Seine Bauern, Bourgeois, Beamte, Edelleute u. s. w. reden alle in der Sprechweise ihres ihnen zugemutheten Bildungsgrades. In keinem Dialog hört man den Redeschmuck des Autors. Es sind stenographirte Gespräche und keine Wortgefechte, die der Leser belauscht und in denen viele Schriftsteller ihre eigene Schlagfertigkeit in treffenden Repliken auf Kosten der Wahrheit Parade reiten lassen.

Es wird in der letzten Zeit über die Bedeutung der Auffassungsweise, die man mit dem Worte „Realismus" bezeichnet, viel discutirt. Gewisse Autoren nehmen für sich den Titel „Realisten" in Anspruch und glauben ihn durch die Schilderung niederer Leidenschaften, entwürdigender Laster, verkommener Individuen, überhaupt mit dem Ausmalen aller Schattenseiten des gesellschaftlichen Lebens gerechtfertigt zu haben. Den Titel „Realist" verdient aber nur, wer ohne vorgefaßte Meinung am schärfsten

Digitized by Google

die Gebrechen sowohl, wie die eminenten Erscheinungen, wie sie sich im geselligen Verkehr offenbaren, beobachtet und naturtreu wiederzugeben versteht. Wenn diese Definition richtig ist, verdient Malot vor Allen den Titel eines wahren Realisten.

G. H.

Freiheit und Gleichheit.

Von E. v. Hartmann.

(Schluß.)

Die vorstehenden Resultate erhalten eine weitere Bestätigung, wenn wir die Bedeutung des anderen Revolutionsprincips, der Gleichheit, in's Auge fassen.

War die Freiheit etwas rein Negatives, so ist die Gleichheit allerdings eine positive Bestimmung, aber gleichfalls nur eine relative; denn die Gleichheit sagt nur eine Beziehung zwischen den Verglichenen aus, aber nicht eine Eigenschaft, die jedes derselben an und für sich besäße. Wenn man hört, daß alle Menschen gleich seien oder gleich sein sollten, so ist man dadurch nicht um ein Haar klüger darüber geworden, wie denn der einzelne Mensch beschaffen sei, oder sein sollte. Die Gleichheit ist also auch eine ganz abstracte Relation, und ihre Forderung kann nur insofern als ein Ausfluß der Vernunft gelten, als die Gleichheit einmal gegebener Vieler so lange als das einfachere und rationellere Verhältniß erscheinen muß, wie die Ungleichheit nicht begründet ist. Es ist mithin die Rationalität der Einfachheit und der Ausschließung jeder Abweichung von der Einfachheit ohne zureichenden Grund, was der Gleichheit einen rationellen Charakter aufprägt, der dem Begriff der Freiheit als solchen selbst in diesem denkbar dürftigsten Grade fehlt.

Daß die Menschen wirklich gleich seien, oder auch nur gleich geboren sein, ist längst als eine völlig unhaltbare Behauptung nachgewiesen worden, und doch ist es immer noch diese Annahme, die letzten Endes stillschweigend der Forderung zu Grunde liegt, daß sie als gleiche zu behandeln seien. In Wahrheit sind die Menschen nur bis zu dem Grade gleich, als sie den Gattungstypus „Mensch" repräsentiren; es kann also auch nur die Folgerung daraus gezogen werden, daß sie insoweit gleich zu behandeln seien, daß die Behandlung derselben dem Gattungstypus „Mensch" entsprechen müsse. Im Uebrigen aber kann die Behandlung derselben genau in ebenso weiten Grenzen variiren, als die Individuen innerhalb des Gattungstypus „Mensch" variiren. Außerdem bleibt die Frage völlig offen, welche Arten von Behandlung durch die dem Gattungstypus „Mensch" zukommenden Charaktere ausgeschlossen seien, ob z. B. die Behandlung des Menschen als Sklaven schon eine unmenschliche, entmenschlichende, oder verthierende sei, oder ob die Behandlung eines Menschen als eines Heiligen und Unfehlbaren schon eine übermenschliche, vergötternde sei. Der Begriff Gleichheit lehrt uns eben gar nichts über die Frage, wie weit der Gattungstypus Mensch hinab- und hinaufreiche, wie tief also seine Ansprüche herabsinken, oder sich erheben können; dazu gehört eine sachliche Untersuchung anthropologischer oder psychologischer Art.

Mit einem Gleichheitsbegriff, der solchen Spielraum ließe, hätte aber auch die große Revolution gar nichts anfangen können; hier wurde von der Verschiedenheit der Racen, Geschlechter und Lebensstadien abgesehen, und ganz praktisch zunächst eine volle Gleichheit für die erwachsenen Männer der französischen Nation verlangt. Daß diese Forderung gegenüber den unvernünftig gewordenen Ungleichheitsformen einer überwundenen Geschichtsperiode völlig berechtigt war, ist schon oben zugestanden; das Unvernünftige liegt nur in der Erhebung der Gleichheit zum allgemeingültigen Princip an Stelle der Bekämpfung der concreten Ungleichheiten als unvernünftiger. Hatte aber dieses so aufgestellte Princip sich einmal als Waffe zur Beseitigung schädlicher Ungleichheiten als nützlich bewährt, so mußte es nothwendig einen falschen Nimbus behalten, zu weiteren Anwendungen und Consequenzen reizen, und dadurch unter dem Schein der edelsten Bestrebungen der rohesten Unvernunft Vorschub leisten. Nach Beseitigung der Ungleichheit der Geburt und des Ranges mußte das Princip sich nothwendig gegen die Ungleichheit des Besitzes, endlich gegen die Ungleichheit des Geschlechts und der Lebensstadien kehren; d. h. nach der Emancipation des Bürgerstandes mußte die Emancipation des Proletariats, und endlich die Frauen- und Kinderemancipation an die Reihe kommen. Man erkennt schon hier, wie eng die Forderung der Gleichheit mit der der Freiheit verknüpft ist; beide kehren sich gegen eine Ueberlegenheit, die bald als bindende Macht, bald als störende Ungleichheit erscheint. Der Capitalbesitz z. B. ist eine Ueberlegenheit; die Freiheitsidee verlangt ihr gegenüber Beseitigung der Capitalsherrschaft und Lohnsklaverei, die Gleichheitsidee fordert die Ausführung dieser Emancipation durch gleichmäßige Vertheilung des Besitzes, beziehungsweise des Nießbrauchs unter Alle (Comunismus).

Der Bourgeoisliberalismus hat denn auch bald einen Schreck bekommen vor den Consequenzen des Princips, dessen er sich in der großen Revolution als Waffe gegen den Adel bedient hatte, und hat sich beeilt, das Gleichheitsprincip durch die Formel „Gleichheit vor dem Gesetz" zu beschränken. Aber diese Einschränkung geht theils zu weit, indem sie durch die Gleichheit der gesetzlichen Behandlung des Feingebildeten und Verzärtelten mit derjenigen des rohen Ackerknechts dem ersteren die größte Unbilligkeit zufügt, theils ist sie willkürlich eng, und nicht aufrecht zu erhalten. Entweder ist die Forderung der Gleichheit begrifflich berechtigt, dann ist sie es ohne Rücksicht auf die von den Interessen der Bourgeoisie beliebte Einschränkung, oder sie ist es nicht, dann kann sie auch innerhalb jener Einschränkung nicht als Grund für die Wegräumung bestehender Ungleichheiten benutzt werden.

Es ist die Folge jenes abstracten Princips, wenn der hochgebildete und verweichlichte Großstädter dieselbe Gefängnißkost, Lagerstatt und Behandlung empfängt, wie der rohe Wasserpolack, obgleich sie dem ersteren als eine Folter, dem letzteren als ein Paradies erscheint, — oder wenn Verbal- und Realinjurien oder Verstöße gegen die Sittlichkeit und Schamhaftigkeit bei verschiedenen Ständen und Bildungsstufen mit demselben Maße gemessen werden. Derselbe Thatbestand hat in verschiedenen Gesellschaftsschichten eine ganz verschiedene Bedeutung, und lediglich eine vernunftgemäße Umgehung des Princips der Gleichheit vor dem Gesetz durch die Strafabmessung von Seiten des Richters schützt uns davor, daß wir den Unsinn dieses Princips nicht noch weit härter empfinden. In solchen Fällen, wo durch die Gleichheit vor dem Gesetz die niederen Stände benachtheiligt werden, sind dieselben auch ganz bereit, die Nothwendigkeit eines Abgehens von diesem Princip zuzugestehen; so z. B. bei der Alternative von Geld- oder Gefängnißstrafe, oder bei der für alle Stände gleichartigen Bemessung der Geldstrafe oder des Maßstabs der Umwandlung von Geld- in Gefängnißstrafe und umgekehrt. Hier wird die Unvernunft einer formellen Rechtsgleichheit bei inhaltlich-realer Ungleichheit eingesehen, aber wo die oberen Gesellschaftsschichten die durch formelle Rechtsgleichheit benachtheiligten sind, will man von einer Correctur derselben zu Gunsten einer sachlich gleichbedeutenden Behandlung nichts wissen, und steift sich auf sein Princip.

Diese Andeutungen dürften genügen, um darzuthun, daß es eben nicht auf die formelle Gleichheit vor dem Gesetz als solche ankommt, sondern auf sachliche und inhaltliche Billigkeit und Angemessenheit der Behandlung, daß also die Fassung des Gleichheitsprincips als „formelle Gleichheit vor dem Gesetz" unter Ausschließung realer Gleichheit principiell verkehrt ist, da vielmehr eine Gleichheit vor dem Gesetz nur dadurch gerechtfertigt werden kann, daß sie sachlich angemessen und vernunftgemäß ist, während sie andernfalls zu verwerfen ist.

Dazu kommt nun, daß die Gleichheit vor dem Gesetz doch erst dann der Gleichheitsidee entspricht, wenn das Gesetz so beschaffen ist, daß es die etwa noch bestehenden oder sich bildenden

Digitized by Google

Vorrechte beseitigt, nicht aber sie sanctionirt. Nun hat zwar die Revolution die früher vom Gesetz sanctionirten Vorrechte der Adelsaristokratie beseitigt, hat aber die Geldaristokratie bestehen lassen, und sind die Macht und die Privilegien, welche durch Capitalbesitz verliehen worden, gegen jeden Versuch der Besitzlosen, sie zu stürzen, durch die Gesetzgebung und die richterliche Gewalt geschützt. Freilich hat jeder Besitzlose die Aussicht, desselben Schutzes jener Vorrechte zu genießen, für den Fall, daß es ihm gelingen sollte, zu dem Object dieser Privilegien zu gelangen, aber das tröstet ihn über die bestehende Ungleichheit so wenig, wie den Sklaven die theoretische Möglichkeit, daß es ihm gelingen könnte, seinen Herrn zur Freilassung zu bewegen, oder den Bürger unter dem ancien régime die Hoffnung, daß sich ja ein Edelmann finden könnte, der ihn adoptirt. Ebenso wenig hilft es dem Ehelosen, der sich über die gesetzlich geschützten Vorrechte der Ehemänner beschwert, wenn man ihn darauf hinweist, daß er ja nur zu heirathen brauche, um derselben Privilegien theilhaftig zu werden; denn wenn ihn kein Mädchen nehmen mag, oder wenn er zu arm ist zur Familiengründung, so kann er eben factisch nicht dieser Vorrechte theilhaft werden. Thatsache ist also ein Zustand ungleicher Rechtsvertheilung, der durch das Gesetz sanctionirt, und durch gesetzlich geschützte Einrichtungen (wie z. B. das Erbrecht) perpetuirt wird. Eine solche Ungleichheit im Gesetz macht aber in der That die Gleichheit vor dem Gesetz zum Spott. Es ist die letztere eine klägliche Abschlagszahlung, mit der die liberale Bourgeoisie formell dem Princip der Gleichheit zu huldigen sich den Anschein gibt, während sie es reell mit Füßen tritt. Auch hier wird der Zauberlehrling die Geister die er rief, nicht wieder los, bis der Meister kommt und mit dem ganzen Spuk Kehraus macht.

An der Freiheitsidee fanden wir noch in doppelter Hinsicht eine allgemeine Wahrheit: einerseits in der fortschreitenden Befreiung des Menschen von der Gewalt der Natur (allerdings auf Kosten der extensiven und intensiven Steigerung seiner Unfreiheit gegenüber der Gesellschaft) und andererseits in dem mit der Steigerung der Intelligenz zunehmenden Bewußtsein von der Nothwendigkeit der socialen Unfreiheit und ihres Wachsthums mit der Cultur. Nach diesen beiden Seiten ist in der Gleichheitsidee keine analoge Wahrheit zu finden; ihre einzige Wahrheit besteht darin, daß Ungleichheiten, die in früheren Geschichtsperioden vernünftig und culturdienlich waren, mit der Zeit aber unvernünftig und culturhemmend geworden sind, beseitigt werden müssen, um anderen Formen der Ungleichheit Platz zu machen. Denn darüber darf man sich auch in Betreff der Gleichheit keine Illusionen machen, daß die eine Form der Ungleichheit nur zerstört wird, um einer anderen Platz zu machen, und daß der Proceß der Geschichte von der größtmöglichen Gleichheit des Urzustandes der Menschheit Schritt vor Schritt zu immer reiferen und mannigfaltigeren Formen der Ungleichheit und zu immer tiefer greifenden Verschiedenheiten innerhalb einer Staatsgesellschaft fortschreitet. Auch das Ideal der Gleichheit liegt nicht vor, sondern hinter uns, nämlich in der Affenmenschheit, oder mit anderen Worten: die Verwirklichung der Forderung der allgemeinen Gleichheit ergäbe wiederum den Urzustand, d. h. die allgemeine Bestialität. Alle Individuen dadurch gleich zu machen, daß man sie auf den höchsterreichten Gipfel der Cultur erhebt, wird um so unmöglicher, je höher dieser Gipfel selbst aufsteigt; die allgemeine Nivellirung kann nur durch Herunterreißen des Hohen, Großen und Edlen (das bekanntlich selten ist) in das breite Niveau der Gemeinheit erreicht werden. Dieses letztere Niveau selbst aber hat sich nur gehoben, indem es von den voranstrebenden Höhen ein wenig nachgezogen wurde, und würde nach Abtragung dieser Gipfel schleunigst in die reine Thierheit wieder versinken.

Keinem, der die organische Entwickelungstheorie studirt hat, kann es zweifelhaft sein, daß alle Entwickelung, aller Fortschritt zu höheren Formen, alle Steigerung der Organisation nur durch Differenzirung der Glieder des Organismus bewirkt wird, d. h. durch Herausbildung von Unterschieden in vorher gleichartigen Theilen, und Steigerung der Unterschiede in den bereits verschiedenen. Je gleichartiger die Theile, auf desto tieferer Stufe steht ein Organismus, je mannigfaltiger und verschiedener die Theile, auf desto höherer steht er. Die rückschreitende Metamorphose oder der Verfall vollzieht sich durch Vereinfachung und Verähnlichung der Theile, die fortschreitende Entwickelung durch extensive und intensive Steigerung der Ungleichheit. Dieses Gesetz aller Entwickelung gilt auch für den social-politischen Organismus. Je höher derselbe sich ausbildet, desto reicher wird er an differenzirten Gliedern, desto vielseitiger werden seine Verrichtungen und die Anpassung seiner Glieder an dieselben, desto mehr und desto größere Unterschiede bilden sich unter denselben heraus, und desto unselbstständiger werden die Theile gegen einander, desto mehr wird ihre Freiheit von einander beschränkt, weil sie desto accurater und exacter mit ihren Verrichtungen in einander greifen müssen, um den Gang der ganzen Maschine in Ordnung zu erhalten. So erkennt man allein schon aus dem Begriff der organischen Entwickelung des politisch-socialen Lebens, daß Ungleichheit und Unfreiheit Hand in Hand mit einander zunehmen müssen, so lange der Proceß sich in aufsteigender Richtung bewegt. Nicht um ihrer selbst willen werden hier Unfreiheit und Ungleichheit, dort ein gewisses Maß relativer Freiheit und Gleichheit vernünftig sein, sondern weil sie jede an ihrer Stelle der vernünftigen Organisation des Ganzen dienen; es handelt sich also darum, die rechte Vertheilung einer jeglichen Unfreiheits- und Ungleichheitsform an die passende Stelle zu finden, und die Principien der Freiheit und Gleichheit weisen mithin auf ein höheres rationales Princip hin, in welchem sie in ihrer abstracten Unwahrheit aufgehoben, in ihrer relativen Wahrheit aber conservirt und erst recht fruchtbar gemacht sind. Dieses nächsthöhere rationale Princip aber ist das der Ordnung, im umfassendsten Sinne des Begriffs.

Aus der Hauptstadt.

Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Von **Gustav Floerke.**

V.

Die Säulen dieses Erkenntnißtempels, seine Oberpriester, haben herausgebracht, daß ihr Jupiter Publicus umgehend seine von der Museumsinsel nunmehr verschwindenden Weihgeschenke besungen haben will. Reihenfolge und Gruppirung sei ihm dabei gänzlich gleichgültig; er habe einfach das Generalisiren satt.

Was sind der Sterblichen Pläne, wenn die Ewigen zu wollen anfangen? Spreu ist unsere Ernte, wenn es den Göttern einfällt, Stroh zu dreschen. Soll ich mich als einen Widerspänstigen an den Felsen des Nicht-gelesen-werdens vereinsamen lassen? Nein, ich fürchte die Leberbisse des Adlers Aerger mehr als alle Geier literarischer Gewissensbisse. Unsere Epoche ist nationalliberal und ich ziehe den Compromiß vor.

Ich bekenne demnach, daß die Fülle des Fleisches auf den Knochen mindestens eben so viel Recht hat, wie das Skelett darunter, und daß es Gelegenheiten gibt, wo das Hinweisen auf das Knochengerüst und den anatomischen Zusammenhang den Genuß verderben kann. Ich bekenne ferner, daß der Körper unserer Kunst das simple Gerippe bis zum Unkenntlichen mit Einzelreizen verdeckt, welche sich durchaus nicht überall durch einen Knochen darunter erklären lassen. Und ich bin bereit, den Ruhm derselben in die Tafeln auch dieser Stätte einzugraben und aller Oekonomie dieser Arbeit zum Trotz einen „lyrischen Nachtrag" anzuheben und damit zu schließen.

Das sei kein Compromiß, sondern einseitiges Nachgeben? Je nun, — wo man einsieht, daß nicht mehr zu erreichen ist, muß man manchmal auch damit zufrieden sein und sich das Seinige gelegentlich zu nehmen wissen.

Also. „Die guten Maler malen alle verschieden", und möglichst nur von den besten soll hier die Rede sein. Will man aber einem viertel Hundert von Individualitäten in's Gesicht sehen, so muß man allerdings

Digitized by Google

die verallgemeinernde Brille des Rubricirers abnehmen. Wie sie gerade kommen, nach Aehnlichkeiten oder Gegensätzen, oder nur nach der Reihenfolge, welche ihnen die Erinnerung gewahrt, werden wir also auf den folgenden Blättern eine Reihe der auffallendsten Erscheinungen, durch welche sich unser Kunstleben auf der letzten Ausstellung manifestirte, festzuhalten bemüht sein.

Wo von der Entwicklung deutscher Kunst die Rede ist, wird der Name Achenbach, mit A. oder O. davor, mitklingen. Auf unserer Ausstellung zumal waren die beiden Brüder mit einem Glanz vertreten, daß ihnen hier wohl der Vortritt gebührt. Die drei Bilder des älteren, besonders „Hildesheim" und das unvergleichliche „Sturm und Ueberschwemmung am Niederrhein", waren so echte und doch wieder so überraschend schöne Andreas', und ebenso waren die drei Oswalds, in erster Linie der „Mondaufgang überm Vesuv", von der Marcellina aus gesehen, dann der „Marktplatz von Amalfi" und dann das „Nachtfest in Casamicciola auf Ischia", wiederum so eigenthümlich und überzeugend schön — beide Brüder so grundverschieden und doch so ähnlich Anderen gegenüber —, daß ich es für eine unverzeihliche Bequemlichkeit hielte, diesmal einer Parallele zwischen ihnen, so weit sie sich aus ihren Bildern ergibt, aus dem Wege zu gehen. Jedem, der die Achenbachs nebeneinander sieht, wird sie sich aufdrängen, nnd doch habe ich noch keinen nur einigermaßen genügenden Versuch einer solchen gelesen. Auch das Folgende beansprucht nur einige Hauptzüge dieses Doppelbildes zu skizziren.

Beide sind zum Unterschied von Vielen in erster Linie Maler, und zum Unterschied von noch Mehreren Maler des Moments, des Natureindrucks, wie Verschiedenes sie auch vom Augenblick verlangen, damit er sie anrege. Beide malen die Natur nicht der Natur, sondern des Bildes wegen, und, wie sie sich ihre künstlerische Wahl ihr gegenüber offenhalten, so glaubt sich auch keiner von ihnen verpflichtet, so grau und hart zu malen, wie die Natur wohl ist. Keiner von beiden malt, wie man versichert, directe Studien im Freien, oder macht gar seine Bilder vor der Natur fertig. Ein kaum begreifliches Gedächtniß ersetzt ihnen diese so gefährliche und für Talente zweiten Ranges doch zeitweise so werthvolle Büffelei. Sie sehen ihre Bilder beim Fischen, Spazierenfahren ꝛc. Darum, wenn man sie, und besonders den Andreas, naturalistisch nennen will, so soll man dabei sagen: im Sinne der Ruysdael, van Goyen und ähnlicher alter Niederländer, nicht der Modernen. Denn wenn Andreas auch zur Zeit, wie Schadow im Gegensatz zu Cornelius, ein Naturalist gescholten werden konnte, weil er und seine Schüler so allerlei nach dem Modell malten, wenn Andreas auch damals als „zu brutaler Realist" in Düsseldorf keinen Boden finden konnte, — heute hat ihn in der Beziehung die naturalistische Schule, zu der er wohl den Anstoß gegeben, die aber über ihn hinaus zur „Photographiemalerei" ausgeartet ist, längst weit hinter sich gelassen. Mit dem, was wir ihnen bisher nachgesagt haben, stehen vielmehr beide Achenbachs im schärfsten Gegensatz zum neuesten Naturalismus und selbst zu der Stimmungsmalerei der modernen französischen Landschafter (Daubigny ꝛc.), die beide, trotz aller Unterschiede zu Gunsten der letzteren, doch immer mit ihren Bildern mehr oder weniger in den Grenzen der Studien bleiben.

Andreas steht in sofern fast allein in der ganzen deutschen Malerwelt, als er immer den alten malerischen Ueberlieferungen treu geblieben ist; aber, während die Andern damit zu einer nebelhaften (oben charakterisirten) Schablone ausarteten, hat er stets nebenher und auf eigene Hand seinen Bildern das Leben der Natur zu bewahren gewußt. Dieser höchste Natureindruck seiner Arbeiten war es später nicht zum geringsten Theil, welcher zur Gründung der modernen Naturalistenschule den Anstoß gab. Aber wie sich auch Geschmack und Malweise an ihn wie an ihren immer frischen Bahnbrecher anschlossen, niemals ist er irgend einer Modemalerei in ihre Einseitigkeiten und Uebertreibungen gefolgt, sondern immer sah er nach wie vor die Natur selber und die großen Niederländer daneben. Ganz Düsseldorf hat sich nach Andreas Achenbach umgestaltet und sein Recept hat sicherlich nicht jedem genutzt. Aber doch muß man sagen: Andreas ist an dem Guten schuld, was die Düsseldorfer haben, nicht an dem Schlechten.

Oswald betont im Grunde genommen dasselbe wie Andreas, aber noch mehr in erster Linie die schlagende einfache Bildwirkung; und wohl schon dadurch erscheint er zunächst unmittelbarer und mehr aus dem Vollen schöpfend als sein Bruder. Zu diesem ersten Eindruck hilft auch die malerische Erscheinung Oswald'scher Bilder, die Andreas gegenüber wie ein geistreiches Spiel auf der Leinewand aussieht, bei dem von Mache oder Mühe keine Rede zu sein scheint. Wie mit Riesenschritten schreitet hier alle Arbeit lustig und siegreich auf das Eine, Einzige zu: eindrücklichste, einheitlichste, zweifelloseste Wiedergabe eines empfundenen Moments. Und jedes Mal kann Oswald Tusch und Fanfare blasen lassen, wenn er den Pinsel weglegt.

Vor Allem aber ist es der eigenthümlich bestimmte Charakter, den Oswald von einer Bildidee verlangt — was ihn von seinem älteren Bruder unterscheidet. Oswald hat mehr von dem, was man so eigentlich einen echt deutschen Maler nennen könnte, trotzdem gerade er mit seinen weichen Augenblicksstimmungen bei den Franzosen viel populärer ist als der sprödere, strengere Andreas. Oswald denkt sich bei seinen Bildern mehr als die Meisten glauben, mehr vielleicht als von dem Beschauer herauszusehen ist. Naturpoesie und fremdartiges Volksleben spielen bei der Wahl seiner Stoffe eine Ausschlag gebende Rolle, eine für fast jeden Andern gefährliche. Viel mehr als man es seinen Bildern anmerkt, folgt er dem Gegenstand als solchem, er will z. B. gerade eine Procession malen, weil es eine Procession ist, und nicht das Malerische, was er zufällig einmal an einer solchen gesehen hat. Hat er einmal in einem Bilde nur wenige Figuren, so bedeutet diese Leere etwas und wirkt mit, während Andreas seine Staffage nur aus rein malerischen Gründen hinsetzt. Bei Oswald ist es nicht blos der goldige Ton z. B. der Sonne, den er im Bilde so schön brauchen könnte, was ihn anregt, ihm Freude macht: sondern daß es seine liebe, lustige, lebenspendende Sonne ist, empfindet er und will er empfinden lassen. Kurz, er packt das Leben der Natur und des Menschen in ihr, nur wo und weil es poetisch ist.

Aber was ihn als Maler groß macht ist sicherlich nicht dies, sondern vielmehr sein Genie, stets zugleich mit der poetischen die schlagende malerische Wirkung im Kopf zu haben, und das Unvermögen, seiner Idee anders als auf die malerischeste Weise Ausdruck zu geben; kurz, Maler und Poet sind in ihm in einziger Weise so untrennbar Eins geworden, daß man unmöglich jedem das ihm gebührende Theil an einem Bilde klar herausrechnen könnte.

Während Oswald so stets ganz und doppelt interessirt sein muß, um dann aber auch, ohne rechts und links zu schauen, lediglich auf diesen Eindruck loszugehen, als ob er in jedem Bilde so zu sagen ein Hauptbild malen wolle, währenddessen sucht und sieht Andreas zunächst aus lediglich malerischem Gesichtspunkt seine Bilder, und zwar häufig in lediglich malerisch interessanten Kleinigkeiten. Er sieht das Bild eher wie das, was man sich dabei denken kann, wie die Poesie, die sich aus ihm entwickeln ließe u. s. w. Andreas ist nur Maler und malt lediglich aus malerischen Gründen: im Gegensatz zu seinem Bruder Oswald, der aus Gefühlsgründen, und zu den modernen Naturalisten, die aus Richtigkeitsgründen so oder so malen. Trotzdem kann man das, was seine Grundanschauung im Gegensatz zu der poetischen Freudigkeit oder Lustigkeit Oswalds charakterisirt, als naturalistischen Ernst bezeichnen, der sein zunächst rein malerisches Interesse an den Dingen stärkt und sättigt. Hier läge für Andreas die Klippe, wie sie für Oswald im Entgegengesetzten, in der zunächst poetischen Anschauung läge, wenn nicht eben jede Einseitigkeit bei diesen beiden großen Malern von vorneherein, von der Begabung aus ausgeschlossen wäre. Wie Oswald, weil er den poetischen Moment zugleich malerisch empfindet, so wird Andreas nicht leer oder ermüdend, weil er seine malerischen Motive so mit Wahrhaftigkeit zu durchdringen und diese letztere so großartig zu gestalten weiß, daß man von ihm den höchstmöglichen Natureindruck in künstlerisch schönster und überzeugendster Weise empfängt. Es scheint ihm unmöglich, die Hauptsache nicht als Hauptsache, oder nur genrehaft und klein aufzufassen. Andreas wählt zwar im Gegensatz zu seinem Bruder am liebsten einfache, jedem bekannte Motive. Auch bei ihm hat man schließlich ein sachliches Motiv und einen bestimmten stimmungsvollen Naturmoment. Aber dies Zufällige versteckt sich nur so nebenbei von selbst, erscheint nur als Gelegenheit, das Wesen des Gegenstandes selbst zu entbinden: im Einzelnen zeigt er sozusagen das Ganze, das All. Auch bei ihm ist es wohl der bestimmte Tag, die Stunde, das Wetter, die einzelne Mühle — aber das ganze Sein und Treiben so eines Stückes Welt wird uns dabei erschlossen. Darin liegt es auch wohl hauptsächlich, daß seine Malerei gerade Malern von viel vornehmerem Natureindruck erscheint, als die irgend eines anderen Lebenden. Er ist eben wie Jacob Ruysdael, dessen grandiose künstlerische Anschauung selbst das in allgemeinerem Sinne malerisch Interessante des bloßen Motivs, welches bei ihm noch mehr wie bei Andreas Achenbach fehlt, auszugleichen im Stande war.

Digitized by Google

Den Reiz, den Oswalds Bilder durch ihre poetischen Ideen ihrer malerischen Schönheit hinzufügen, ersetzt Andreas außerdem noch in seiner Weise durch neue Wagnisse und Versuche, durch neue malerische Witze — wenn dies Wort bei ihm verzeihlich ist, d. h. richtig verstanden wird. Daher erscheint Oswald geistreich und übersprudelnd auch für das Publicum, Andreas mehr für Maler und Kenner allein.

Ein weiterer schließlicher Unterschied hängt genau mit den genannten Anschauungsverschiedenheiten zusammen. Oswald wird also stärker in Bildwirkung, im ersten Eindruck sein, er wird intensiver, in der Stimmung weicher und decorativer erscheinen. Aber dafür sieht er auch, streng malerisch betrachtet, routinirt aus, wo Andreas sicher und ruhig erscheint, oberflächlich, während man bei diesem Alles prüfen kann und ihn stets und überall voll und meisterhaft erfinden wird. Kurz, malerisch auf der höheren Stufe stehen doch, wenn man das höchste Maß anwenden will, in abgewogenster, vollendetster Ruhe die Bilder von Andreas, von denen ich überzeugt bin, daß sie für alle Zeiten classisch bleiben werden.

Damit möchte ich diese Parallele schließen und nur noch ganz nebenbei über das Italien Oswalds eine Bemerkung hinzufügen, die mehr einem ganz subjectiven Vergnügen an seinen Bildern entspringt, als daß sie nach dem Gesagten an dieser Stelle noch unerläßlich wäre.

Oswalds Italien ist stets poetisch geschaut, ja, — aber niemals, wie meist in der deutschen Literatur, aus Unkenntniß des Intimeren und also auf Kosten der Wahrheit. Ich habe mehr als einen einsamen Sommer fern von irgend welchen idealistischen Bedürfnissen und Täuschungen deutscher Touristen in Süditalien verlebt. Ich habe meine Wuth gehabt selbst auf die Prosadichtungen eines Gregorovius, während ich der Wirklichkeit gegenübersaß und monatelang von ihr lebte. Aber Photographien nach Oswald Achenbachs Farbenpoesien habe ich überall genießen können, weil sie selbst vor der Natur Stich hielten und sich als wahrhaftig erwiesen. Er ist eben ein Interpret, der den Charakter von Land, Volk und Augenblick wie selbstverständlich greift, und während die Wahrheit überall mühelos pulst, hat er Zeit, Dichter und Maler zu sein.

Für einen seinem innersten Wesen nach den Achenbachs vielfach verwandten Künstler ersten Ranges halte ich Böcklin. Zuerst ist er, wie Andreas, unbekümmert um Modemalerei und Publicum seinen eigenen einsamen Weg gegangen und geht ihn noch, manchmal zwar in so rücksichtslosem Aufzug, als ob er allein auf der Welt wäre. Auch er hat viel von den Alten und ebensoviel von der Natur gelernt und weiß auf allen zweien zu fußen. Er hat aber auch mit Oswald die poetische Anschauung seiner großartig malerischen Phantasie gemein und mit Beiden das Schätzen und Wiedergeben des Moments, des ersten Eindrucks. Mag dieser Moment bei ihm auch weniger, als in der realen Natur gesehen, erscheinen, sondern sich vielmehr als ein innerlich Geschautes darstellen, so weiß Böcklin doch diese seine Phantasiegebilde mit mehr und großartigerer Natur zu bekleiden und malerischer zu verwirklichen, wie irgend ein zweiter deutscher Figurenmaler der Gegenwart. Auch Böcklin würde nichts malen, was ihn nicht poetisch interessirt, bewegt hätte, obgleich diese seine Empfindungen oder Ideen so stark und echt malerisch auftreten, wie bei wenig Anderen. Er erzielt also, wie Oswald, seinen Eindruck durch die überall in seinen Bildern webende poetische Idee und drückt sie wie jener aus durch die fabelhafteste malerische Erscheinung. Man könnte sagen, er sei das in düsterem, weltzerfallenem Ernst, was jener in frohem Genießen ist. Darum sind die Würfe, die er thut, seltener, aber auch tiefer und wuchtiger in ihrer Poesie, als die unerschöpflichen Leuchtkugeln des großen Düsseldorfers, und seine Malerei erscheint noch einfacher, großartiger und rücksichtsloser.

Böcklins Poesie erscheint den Wenigsten verständlich. Meinetwegen. Die Malerei ist überhaupt kein Mittel, um Gefühle oder Gedanken deutlich auszusprechen, sondern nur um anzuregen, und es dürfte dem Werthe eines Bildes wenig schaden, wenn jeder Empfindungsfähige von ihm in anderer Weise berührt erschiene. Noch heute z. B. streiten sich Gelehrte und Ungelehrte ganz ernsthaft darüber, was Tizians „Amor sacro e profano" schließlich vorstelle. Adolf Stahr erzählte mir sogar eine ganze Novelle, die er aus dem Bilde herausgelesen hatte. Ich habe bis heute noch nicht bemerkt, daß dasselbe durch irgend eine neue Erklärung besser oder schlechter geworden wäre, oder daß es dadurch an Wirksamkeit gewonnen hätte. Vielmehr muß ich gestehen, daß ich vor diesem Bilde stets den höchsten Genuß empfinde, wenn ich lediglich die Augen aufmache — in mir steigt dann jedesmal erwärmend das Gefühl auf, als hätte ich einen Blick in die eleusinischen Geheimnisse der Schönheit thun dürfen — will ich mehr, fängt der Verstand an zu fragen, so fällt der Vorhang. Und ich habe diese Probe oft genug gemacht vor dem Original in der Galerie Borghese und vor der Copie, die seit Jahren über meinem Schreibtisch hängt.

Auch bei Böcklin ist die Schönheit eine derartig tausendfältige, unabhängige, die sich wohl an hundert Einzelheiten nachweisen läßt, als Ganzes aber dennoch nur je nach der Subjectivität des Beschauers empfunden werden kann. „Das ist große Malerei", sagt der Eine. Gut. „Das ist eine See, vor der selbst dem Seemann grauft. Das ist der Tod alles menschlichen Lebens, die menschenfeindliche Natur selber, mit dem Wenigsten gemacht." Auch wahr. „Und da wo alles Leben erstarrt, auf schwammförmiger Klippe vor dem gefräßigen heranbrausenden Sturm liegen zwei Wesen. Sie kümmert das Wetter wenig. Gerade das ist ihr Element, ihr Behagen." Auch dieser Gegensatz ist schön. „Der Mann, thierartig menschenähnlich, schaut mit großen sehnsüchtigen Augen — mit was für unvergeßlichen Augen — in's Weite. Sehnt er sich ein Mensch zu sein, ein armseliger, furchtsamer, aber gottähnlicher Mensch, so wie der nach dem Ebenbilde Gottes geschaffene Mensch Gott gleich sein möchte . .? Sehnt er sich nach einer Seele, oder nach der verlorenen Seligkeit, denn die Wassermänner, glaube ich, sind verdammt . .? Haben diese Augen vor dem Sturz der Engel Gott geschaut — seine Herrlichkeit und seinen Zorn? Denn es sind mehr wie Menschenaugen." — Ich muß gestehen, bester Leser, ich weiß es nicht, warum sich dieser thierische Leib so krampfhaft an den Felsen klammert, während die menschliche Seele in ganz anderen als Sturmesnöthen in den gegenwartvergessenen Augen zittert. Und neben ihm lagert und streckt sich seine körperlich viel schönere Hälfte — ein menschlich schönes nacktes Weib — leichtsinnig und mit Behagen genießt sie das menschentödtende Wetter, bei dem allein ihre Art zur Oberfläche auftaucht. Sie wird ihn auslachen, wenn sie den Träumer sieht, und ihn unbekümmert und lustig in die heimische Einöde hinabziehen . . . Was weiß ich! Böcklin hat das Grauen des Meeres gesehen in Momenten, wo nur die geheimnißvollen Wesen der Tiefe aufzutauchen wagen, und er läßt uns hineinschauen in die märchenhafte Realität noch unentdeckter Existenzen. Es ist diesmal kein bloßer Zufall, wenn dieses „Seekalb" dem verehrlichen Publico noch nicht vorgekommen ist. Da draußen, wo das Sonntagskind Böcklin es hat sehnsüchtig emportauchen sehen, sind keine reservirten Plätze, weder für Naturforscher, noch für neugierige Alltagsmenschen. Auch der dreisteste Specialcorrespondent wäre längst verweht und gefressen, ehe er dahin käme, wo die Natur dermaßen bei sich zu Hause ist. Solchen bleibt es auch viel richtiger überlassen, vor diesem Bilde nachzurechnen, wie viele Verzeichnungen an den darauf befindlichen Gliedmaßen etwa zu entdecken wären!

Auch die Nationalgalerie hat die „Meeresidylle" von Arnold Böcklin nicht gekauft. Officiöse Reporter dürfen, taktvoller Weise, über eine solche Schöpfung spötteln . . . Wie mag es wohl mit der Zukunft der großen Kunst in Preußen aussehen? . .

Notizen.

Vom Büchertisch.

Das von uns bereits angekündete Prachtwerk „Germania", zwei Jahrtausende deutschen Lebens, von Johannes Scherr (W. Spemann, Stuttgart), liegt uns jetzt in der 1. Lieferung vor. Der textliche Inhalt führt uns in die ältesten Zeiten der germanischen Völker, und gibt besonders im 2. Capitel ein höchst belehrendes Bild der Sitten und Rechtsverhältnisse. Scherr ist niemals ein Schmeichler gewesen, auch nicht seinem Volke gegenüber, und so zeichnet er den germanischen Charakter mit dem Stift des unparteiischen Culturhistorikers und verwischt mit vollster Berechtigung die allzu idealen Linien, in denen noch heute Viele das Bild der deutschen Urzeit sehen, ohne daß es ihm deshalb an warmer Begeisterung fehlt, wenn er die edlen Züge unserer Ahnen schildert. Die Ausstattung ist musterhaft und das Werk schließt sich den besten seiner Art würdig an. Von den Illustrationen zeichnet sich „Patricierhaus aus Nürnberg" von F. Knab durch die farbigwirkende Ausführung besonders aus; „Deutscher Urwald" von H. Baisch, dem Münchner Pilotyschüler,

Digitized by Google

trägt das Gepräge der Wahrscheinlichkeit; „Im Frauengemach" von Fr. Aug. Kaulbach ist ein fein empfundenes Bild deutschen Familienlebens. — Wir wünschen, daß die Fortsetzung auf der Höhe der 1. Lieferung bleibt, dann ist der Erfolg sicher. Das Heft kostet 1½ Mark.

* * *

Im Verlage von Alphons Dürr ist ein Werk erschienen, das — man verzeihe die Phrase — in keinem Hause fehlen sollte. „Bilder aus dem Familienleben" ist der Titel, Hugo Bürkner, der Autor der 14 Radirungen, Franz Bonn, der Dichter gemüthvoller Kinderlieder, der Verfasser der begleitenden Gedichte. Wir haben in Deutschland seit Richter eine Schule von Zeichnern, die ihre Stoffe oft dem Kinderleben entnehmen, wie Oscar Pletsch, Paul Thumann; H. Bürkner gehört dazu als Dritter im Bunde. Seine Hauptstärke liegt weniger in der Composition von Gruppen, als in der Wiedergabe einzelner Kindergestalten. Auf diesem Gebiete bringt das uns vorliegende Buch einige entzückende Blätter. „Mariechen" ist das erste betitelt. Ein kleines Mädchen hält die Puppe im Arm und blickt liebevoll auf den Pflegling. Die ganze Haltung ist von einer so liebenswürdigen Naivetät, das Köpfchen so herzig, daß man sich von dem Blatte kaum losreißen kann. Gleich vorzüglich ist „der tapfere Hans", ein kleiner Junge, der mit ernstem energischem Blick, die Hände hinter dem Rücken gefaltet, dasteht. Sehr gelungen sind „der kleine Künstler" und das „Lieblingsplätzchen". Die Radirungen sind im Werthe verschieden, die zwei zuerst genannten stehen auch in technischer Beziehung in erster Linie. Die Blätter, die größere Gruppen umfassen, streben nach Bildwirkung, aber sie sind meist nicht einheitlich geschlossen, obwohl auch in ihnen das deutsche Gemüth zur Geltung kommt, und alle ein tüchtiges künstlerisches Streben bekunden.

H. v. L.

Offene Briefe und Antworten.

Die Melodie des Liedes der „Schlacht von Pavia".

Beim Studium der jüdisch-deutschen Sprache, in welcher ein vom Laien ungeahnter Schatz von deutscher Volkspoesie und Prosa deponirt liegt, begegnet dem Leser wiederholt die Ueberschrift: „Beniggun die Schlacht von Pavia" (vom hebräischen nagan, das Saitenspielrühren, wovon neginah, Saiteninstrument, Lied, Melodie) als Bezeichnung der Sangweise oder Melodie. So namentlich in dem von Elchónan Bar Awróhom in den unglücklichsten Knittelversen gedichteten „Vinzlied", welches den im Jahre 1614 zu Frankfurt a/M. vom Lebkuchenbäcker Vincenz Fettmilch und Consorten angestifteten Aufruhr, wie die schwere Bedrängniß und die empörende Mißhandlung der Juden dabei besingt. Der Titel des in 103 Strophen zu je acht Versen und in kläglichen Knittelversen behandelten Liedes lautet in buchstäblicher Uebertragung:

Ein schön Lied, hübsch und bescheidlich.
Für Weiber und Meidlich.
Zu erkennen Gottes Kraft und Macht
Wie der Schomer Jisróël*) hat bei uns gewacht.
Darum thut Hoschem Jisborech**) loben.
Der uns geniedert und wieder derhoben.
— — — — — — — — —
Hab ich ein Niggun drauf gebracht.
Als wie von Pavia is die Schlacht.

Außerdem steht nun Innen unmittelbar über dem (im Jahre 1648 zu Amsterdam gedruckten) Liede die schon erwähnte Bezeichnung:

„Beniggun die Schlacht von Pavia."

Es handelt sich hier jedoch nicht um das Vinzlied (auch Vinz-Hans-Lied genannt), sondern um die Originalmelodie und deren Verbleib. Diese muß durchaus volksbeliebt und volksthümlich gewesen sein (etwa wie das 1717 sogleich nach der Erstürmung von Belgrad gedichtete und noch heute vom Volke gern gesungene „Prinz Eugenius"), da sie auch bei den Juden sich einbürgerte und nach 1648 als Volksmelodie vorhielt, trotzdem im 16. und 17. Jahrhundert Gemeinheit und Rohheit in das Volkslied einriß, und bis auf wenige Zunftwanderlieder viele Melodien vergessen und verschwinden machte.

Auch Georg von Frundsberg, der tapfere Feldherr Kaiser Carl V., der die Schlacht und Gefangennahme Franz I. von Frankreich am 24. Februar 1525 entschied, hatte im folgenden Jahre, nach dem Aufstande seiner Truppen bei Ferrara, ein Gedicht über die Ungerechtigkeit des Schicksals gegen verdiente Männer (de iniquo bonorum virorum fato) nach der Melodie der Schlacht bei Pavia gedichtet, das nach Veit Ludwig von Seckendorf (1626—1692) von Frundsbergs Biographen Reisner (?) bewahrt geblieben ist, und welches Frundsberg sich häufig bei der Tafel vortragen ließ (sibi frequenter praecini, dum epularetur, jubebat, modis illis musicis, quibus Epinicium Ticinensis*) victoriae tunc compositum cantari solebat.

Sollte die Melodie, deren große Popularität von 1525—1648 verbürgt ist, gänzlich verloren gegangen sein? Oder könnte ein Musikgeschichtsforscher ihr eine Spur abgewinnen? Vielleicht könnte ein anderes Volkslied die Melodie sich angeeignet und dadurch das Gedächtniß der ursprünglichen „Schlacht von Pavia" absorbirt haben.

F. Ch. W. Avé-Lallemant.

*) Wächter Israels.
**) Gebenedeiter Gott.

*) Ticinum, Pavia.

Bibliographie.

Aesthetik. Literaturgeschichte.

G. Th. Fechner, Vorschule der Aesthetik. 2 Bde. (Leipzig, Breitkopf und Härtel.)
Dr. A. Kullak, die Aesthetik des Clavierspiels. 2. Aufl. Bearbeitet von Dr. Hans Bischoff. (Berlin, Guttentag-Collin.)
Philokalon, das Reinmenschliche bei Richard Wagner. (Berlin, A. Weile.)
Wilhelm Mohr, Richard Wagner und das Kunstwerk der Zukunft. (Köln, Du Mont-Schauberg.)
Heinrich Keiter, Versuch einer Theorie des Romans und der Erzählkunst. Mit Vorwort von F. Kreyssig. (Paderborn, Schöningh.)
Gustav Weck, Principien der Uebersetzungskunst. (Breslau, Maruschke und Behrendt.)
Fr. Schröter und R. Thiele, „Lessings Hamburgische Dramaturgie" für die oberste Classe höherer Lehranstalten erläutert. 5 Mk. I. Bd. (Halle, Waisenhaus.)
Karl Elze, William Shakespeare. 10 Mk. (Halle, Waisenhaus.)
Emil Palleske, „Schillers Leben und Werke". 9. verb. Aufl. 2 Bde. (Stuttgart, C. Krabbe.)
G. H. Lewes, „Goethes Leben und Werke". Uebersetzt von Julius Frese. 11. Aufl. 2 Bde. (Ebenda.)
Julius Rathgeber, die handschriftlichen Schätze der früheren Straßburger Stadtbibliothek. 4 Mk. (Gütersloh, Bertelsmann.)

Geschichte ꝛc.

E. v. Colomb, Blücher in Briefen (1813—15). Mit Holzschnitt, Lichtdruck und 2 Facsimiles. (Stuttgart, Cotta.)
Th. Fontane, der Krieg gegen Frankreich. II. Bd. 2. Hlbbd. Orleans bis zum Einzug in Berlin. Mit 104 Plänen. (Berlin, R. v. Decker.)
W. von Hassel, der Aufstand des jungen Prätendenten Carl Eduard Stuart (1745—46). Mit Porträt. (Leipzig, Wigand.)
Charles Yriarte, Bosnie et Herzégovine. Mit 15 Originalzeichnungen und einer Karte. (Paris, Plon.)

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Friedrich von Hellwald

Die Erde und ihre Völker.

Ein geographisches Hausbuch.

Erscheint in 50 reich illustrirten Lieferungen à 50 Pfennige.

Dieses Werk hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Schon jetzt, ehe nur 1/3 des Werkes beendet ist, wurde eine zweite unveränderte Auflage nöthig. Es ist die erste Geographie, welche wirklich amüsant zu lesen ist. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien im Verlage von **Gebrüder Bornträger** (Ed. Eggers) in **Berlin:**

Lubbock, Sir John, Blumen und Insekten in ihrer Wechselbeziehung dargestellt. Nach der zweiten Auflage übersetzt von A. Passow. Mit 130 Holzschnitten. Preis 4 *M.*

Es ist dies die erste populäre Darstellung der Vorgänge bei der Befruchtung der Blumen durch Insekten, welche bei der anerkannt fesselnden Schreibweise des Verf. bei Allen, die ein warmes Herz und offenes Auge für die Natur haben, das höchste Interesse erregen wird.

Carus Sterne, Werden und Vergehen. Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Mit 175 Holzschnitten. Preis eleg. geh. 8 *M.*; in Leinewand geb. 9 *M.* 20 *Pf.*

Auf dem sicheren Grund der modernen wissenschaftlichen Forschungs-Resultate, wie Darwin's, Häckel's und Anderer, in fesselnder und gemeinverständlicher Darstellungsweise behandelt Carus Sterne das uralte Räthsel des Lebens und der Welt, die Frage nach dem Woher und Wohin des Irdischen. Es ist vor Allem die Entstehung der Planeten, die Bildung der festen Erdrinde, die stufenweise Entwickelung von Pflanze und Thier aus niederer zu höherer Organisation, die Stellung des Menschen in der Natur und seine Entwickelung in Sprache, Sitten und Weltanschauung, was den Gegenstand dieses interessanten, reich mit Holzschnitten ausgestatteten Buches bildet.

Soeben erschien:

Geibel, Emanuel, König Sigurds **Brautfahrt.**

Eine nordische Sage.

Vierte Auflage. Miniat.-Ausg. eleg. geb. mit Goldschnitt. Preis 2 *M.*

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Keiter, Heinrich, Versuch einer Theorie des Romans und der Erzählkunst. Mit einem orientirenden Vorwort von **F. Kreyssig.** 232 S. 8. 2 *M.*

☛ Das Vorwort des berühmten Literaturhistorikers und Kritikers ist die beste Empfehlung des höchst zeitgemässen Buches.

Paderborn. **Ferdinand Schöningh.**

Neuester Verlag der C. H. Beck'schen Buchhdlg. in Nördlingen:

Handbibliothek für das öffentliche Leben.

Band I. **Deutsche Statslehre.** Von Prof. Dr. **Bluntschli** in Heidelberg. 29 Bogen. geh. 5 *M.* 40 *Pf.* Geb. 6 *M.* (Im Jahre 1875 erschienen.)

Band II. **Deutsches Rechtsbuch.** Ein Spiegel des heutigen bürgerlichen Rechts in Deutschland. Von Prof. Dr. **Felix Dahn** in Königsberg. **1. Lieferung** (soeben erschienen) 1 *M.* 50 *Pf.* Das ganze Werk ist auf 30 Bogen berechnet, und erscheint in rascher Folge in 5 Lieferungen à 1 *M.* 50 *Pf.* Ein Buch für Juristen und Laien: ebenso fesselnde als geistvolle Zusammenfassung des heutigen Privatrechts in Deutschland mit Ausblicken auf die im Gang befindliche Codificirung für den Rechtsgelehrten, wie dienlich als Berather und Anwalt in allen Fragen, die zum bürgerlichen Recht in Bezug stehen, für jeden Gebildeten. Die erste Lieferung wird zur Einsicht von allen Buchhandlungen mitgetheilt.

☛ Jeder Band der „Handbibliothek für das öffentliche Leben" — weitere Bände aus der Feder ausgezeichneter Schriftsteller werden die Selbstverwaltung, die Nationalökonomie und die Sociallehre zum Inhalt haben — ist in sich durchaus selbständig und einzeln käuflich. Die leitende Idee ist aber bei allen dieselbe: die Grundsätze und Gesetze der Wissenschaft in der Weise aus dem Leben zu entwickeln, daß jeder Gebildete das Buch mit Genuß lesen, reiche Anregung und Belehrung, sowie vorkommenden Falls Aufschluß über practische Rechtsfragen aus ihm schöpfen wird. Das Unternehmen, das mit einer oberflächlichen Vulgarisirung der Wissenschaft nichts gemein hat, empfiehlt sich vertrauensvoll der Würdigung des deutschen Volkes.

Photographien

nach den bedeutendsten Gemälden der

Akademischen Kunstausstellung in Berlin:

Cabinetalbum, enthalten 24 Blatt zu 25 *M.*
Royalalbum, enthalten 23 Blatt zu 120 *M.*
Einzelne Blätter in Cabinetformat à 1 *M.*
Einzelne Blätter in Royalformat à 4 *M.* 50 *Pf.*

Cataloge auf Wunsch gratis u. franco durch unser Detailgeschäft.

Photographische Gesellschaft,
Dönhofsplatz — Berlin.

Neuester belletristischer Verlag von **H. Costenoble** in **Jena.**

In jeder Buchhandlung und Leihbibliothek vorräthig:

Winterfeld, A. von, Der Fürst von Montenegro. Komischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 10 *M.* 50 *Pf.*

Winterfeld, A. von, Der alte Knast. Komischer Kriegsroman. 3 starke Bde. 8. broch. 13 *M.* 50 *Pf.*

Bentlage, C., Durch eigene Kraft. Roman aus der niederl. Gesellschaft. Dem Niederl. des **H. J. Schimmel** frei nacherzählt. 3 Bde. 8. broch. 10 *M.* 50 *Pf.*

Dinklage-Campe, E. von, Die Schule des Herzens. Roman. 2 Bde. 8. broch. 9 *M.*

König, Ewald August, Auf der Bahn des Verbrechens. Roman. 4 Bde. 8. broch. 18 *M.*

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Gesammt-Ausgaben musikalischer Classiker. Verzeichniss sämmtlicher Werke von **W. A. Mozart, L. van Beethoven, F. Mendelssohn Bartholdy.** Cartonnirt.

Mozart's Werke. Verzeichniss und Subscriptionseinladung.
Beethoven's Werke. Verzeichniss und Subscriptionseinladung.
Mendelssohn's Werke. Verzeichniss und Subscriptionseinladung.
Mendelssohn's Werke. Billige Ausgabe in roth cart. Bänden.
Richard Wagner's Musikwerke im Verlage von Breitkopf & Härtel.
Weinachtskatalog 1876. Blau cartonnirt.
Jugendbibliothek in eleganten blauen Bänden. Verzeichniss.
Classische und moderne Musikwerke in neuen correcten und billigen Ausgaben. Verzeichniss vom October 1876. **Rothe Bände.**
Mittheilungen der Musikalienhandlung Breitkopf & Härtel über vorbereitete und erschienene Unternehmungen. Nr. 1. **September 1876.**

Durch jede Buch- u. Musikalienhandlung gratis zu beziehen.

Alfr. Meissner, Novellen.

Leipzig. Neue Auflage. 3 Bände elegant broch. Preis 9 *M.* **Fr. Wilh. Grunow.**

Brehms Thierleben

Zweite Auflage

mit gänzlich umgearbeitetem und erweitertem Text und grösstentheils neuen Abbildungen nach der Natur, umfasst in vier Abtheilungen eine

allgemeine Kunde der Thierwelt

aufs prachtvollste illustrirt

und erscheint in 100 wöchentlichen Lieferungen zum Preis von 1 Mark.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Weg zur höheren Berufsbildung der Frauen

und die

Lehrweise der Universitäten.

Von

Dr. E. Dühring,

Docenten an der Berliner Universität.

gr. 8. 5 Bogen. Preis 1 *M.* 50 *Pf.*

Leipzig, im October 1876. **Fues's Verlag** (R. Reisland).

Hierzu Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Otto Spamer in Leipzig, Heinr. Schindler in Berlin und W. Spemann in Stuttgart.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. **Für die Redaction verantwortlich: Georg Hiltke in Berlin.** **Expedition, Berlin N. W., Louisenstraße 32.**
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 47. Berlin, den 18. November 1876. X. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Betheiligung Deutschlands an der Pariser Weltausstellung. Von ***. — Mehemet Ali, Vicekönig von Egypten. Aus meinem Tagebuche 1826—1841, vom Grafen Prokesch-Osten. Besprochen von Walter Rogge. — **Literatur und Kunst:** Drei Sonette. Von Otto von Leixner. — Gesammelte Schriften von David Friedrich Strauß. Besprochen von Theobald Ziegler. — „Ferien in England." Von Julius Rodenberg. Besprochen von R. L. — Georg Jenatsch. Eine alte Bündnergeschichte von Conrad Ferdinand Meyer. Besprochen von Hermann Lingg. — **Aus der Hauptstadt:** Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin. VI. Von Gustav Floerke. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Die Betheiligung Deutschlands an der Pariser Weltausstellung.

Unsere Nachbarn jenseits der Vogesen vergessen schwer und lernen deshalb nicht leicht. Die Erinnerung an den großen Erfolg der letzten Pariser Weltausstellung ist frisch im Gedächtniß aller Franzosen, und sie sprechen noch heute und noch häufig von den glorreichen Tagen, wo alle Großen und Mächtigen der Erde sich in Paris Rendezvous gegeben hatten, um dem Kaiser und seinem Hofe, der Hauptstadt und ihrer Bevölkerung und damit ganz Frankreich ihre Huldigungen darzubringen.

Das waren schöne Tage für alle warmherzigen Patrioten, und man durfte ihnen kaum widersprechen, obgleich man sich wohl etwas dadurch verletzt fühlen mochte, wenn sie in allen Tonarten wiederholten: „Oui, vraiment la France marche à la tête de la civilisation." Die Franzosen waren damals liebenswürdige, zuvorkommende, freundliche Wirthe; jeder Gast war der besten Aufnahme sicher: aber die Gastfreundschaft hatte doch etwas von der des Parvenü, der einem armen Schlucker ein kostbares Diner auf silbernen Schüsseln vorsetzt und nach jeden Gange wiederholt: „Nicht wahr, etwas Aehnliches finden Sie nur bei uns!"

Die Franzosen haben nicht gelernt, daß Weltausstellungen seit 1867 in der öffentlichen Meinung gesunken sind. Das doppelte Fiasco in Wien und in Philadelphia ist hier gewissermaßen unbemerkt geblieben. Man bildet sich ein, daß der Nichterfolg, den die Oestreicher und die Americaner zu beklagen haben, nichts weiter als eine Folge von Ungeschicklichkeit sei, derer man sich in Frankreich niemals schuldig machen würde. Paris, so glaubt man, hat seine alte Anziehungskraft nicht verloren, und man rechnete bis vor Kurzem mit vollständiger Sicherheit darauf, daß eine Einladung von Paris an die Welt, nach der Hauptstadt Frankreichs zu kommen, um dort ein großes friedliches Fest zu feiern, von allen gebetenen Gästen mit Dankbarkeit angenommen werden würde. Die Zurückhaltung, welche die deutsche Regierung dieser Einladung bisher entgegenstellt, hat die Leute zum ersten Male etwas stutzig gemacht. Es fängt an ihnen klar zu werden, daß ein Fest, dessen Unkosten der Gast und nicht der Wirth bezahlt, eigentlich mehr von jenem als von diesem gegeben wird, und daß Erkenntlichkeit dafür, wenn davon überhaupt die Rede sein soll, eher dem bezahlenden Gaste als dem Wirth gezollt werden sollte. Der Reisende muß zunächst mit seiner Börse rechnen, wenn er sich die Frage stellt, ob er in einem großen stattlichen Hotel, wo ihm jeder mögliche Comfort geboten wird, absteigen soll oder nicht. Das Problem, ob die Kunstreise der deutschen Industrie nach Paris mit den finanziellen Mitteln Deutschlands vereinbar ist oder nicht, entzieht sich aber der Wahrnehmung des Schreibers und soll hier nicht erörtert werden. Sachverständige selbst, die Herren Professoren Lessing und Reulaux, sind darüber der verschiedensten Meinung. Aber die Frage, ob es gerathen oder nicht sei, daß Deutschland sich an der Pariser Weltausstellung betheiligt, hat verschiedene Seiten, und im Nachstehenden soll nur die politische Opportunität derselben kurz in's Auge gefaßt werden.

Man kann nirgends, weder in Frankreich noch in Deutschland, noch in den befreundeten Nachbarländern: Rußland, England, Oestreich u. s. w. einen Zweifel darüber hegen, daß die Deutschen nicht beliebt in Frankreich sind. Dank dem Tacte der officiellen Vertreter der beiden erstgenannten Länder sind die amtlichen Beziehungen zwischen denselben bereits seit längerer Zeit vollständig befriedigend. Der Vicomte de Gontant-Biron ist gern gesehen in allen Kreisen, in denen er sich in Berlin zeigt; und der Fürst von Hohenlohe hat, soweit dies bekannt ist, nie Ursache gehabt, sich über Mangel an Zuvorkommenheit seitens der französischen Behörden zu beklagen. Sämmtliche fremde Diplomaten in Paris sind einstimmig in ihrem Lobe der vollkommenen Urbanität des Herzogs Decazes, Minister des Auswärtigen; — aber andere Verbindungen als die durch den Friedensschluß bedingten officiellen Beziehungen sind bisher in Frankreich noch nicht wieder hergestellt worden.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß selbst den Mitgliedern der deutschen Botschaft in Paris Zutritt in den Privatcirkeln der guten französischen Gesellschaft nicht gestattet ist. Die Clubs sogar bleiben ihnen geschlossen, und man darf mit vollständiger Sicherheit behaupten, daß, wenn ein Mitglied unserer diplomatischen Mission in Paris die unglückliche Idee haben sollte, sich in einen französischen Club aufnehmen lassen zu wollen, eine große Majorität, ja wahrscheinlich sämmtliche französische Mitglieder gegen ihn stimmen würden. Daß es hier etablirten Kaufleuten nicht besser geht als den Beamten, ist selbstverständlich. Auch ihnen ist es gelungen, geschäftliche Beziehungen, als Parallele der officiellen Verbindungen zwischen Beamten, herzustellen; aber aus französischen Familienkreisen bleiben sie verbannt. — Dies sind Thatsachen, die wir constatiren, ohne deren Berechtigung in Erwägung ziehen zu wollen, und noch weniger, ohne uns darüber zu beklagen. Das unbestreitbare Factum ist und bleibt: die Deutschen sind in Frankreich nicht gern gesehen. Alle Bemühungen unserseits, diesen Zustand der Dinge zu ändern, sind erfolglos geblieben. Zuvorkommenheit und Artigkeit von Seiten der Deutschen sind

Digitized by Google

von den Franzosen als Heuchelei, Eigennutz oder Ironie gedeutet worden.

Unter diesen Umständen ist es eine wohl aufzuwerfende Frage, ob es sich mit der Würde eines großen Reiches verträgt, einer Einladung, die ohne vorher erlangte Zustimmung cavaliermäßig ausgesandt worden ist, sofort und unbedingt Folge zu leisten.

Wenn man sicher sein könnte, daß die Annahme dieser Einladung zur schnelleren Wiederherstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich beitragen könnte, so wäre es gerathen, die Stimme des seit Jahren fortwährend verletzten Nationalgefühls zum Schweigen zu bringen; aber angesichts des vollständigen Mißerfolges, den deutsches Entgegenkommen bisher in Frankreich gefunden hat, würde blinder Optimismus dazu gehören, um sich von der Beschickung der Ausstellung aus Deutschland ein solches Resultat zu versprechen. Daß der französischen Presse die Verantwortlichkeit dieser Sachlage mehr zuzuschreiben ist als dem großen, anständigen Publicum, soll nicht in Abrede gestellt werden, ändert aber an dem Zustande, wie er einmal ist, absolut nichts.

Die Wiederherstellung aufrichtig freundschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich ist ein Desideratum, von dem das Wohl der ganzen Welt in hohem Maße abhängt. Die möglichen segensreichen Folgen eines solchen Ereignisses sind so weitgehend, daß sie der unmittelbaren Beobachtung entgehen; aber gerade aus dem Grunde erscheint es nothwendig, nichts unversucht zu lassen, um dies Ziel zu erreichen, wie gering auch die Aussicht auf schließlichen Erfolg sein möge. Und da wirft sich denn ganz natürlich die Frage auf, ob, nachdem Freundlichkeit und Zuvorkommenheit seit sechs Jahren ohne Resultat geblieben sind, es nicht an der Zeit sein dürfte, andere Saiten aufzuziehen, und den Franzosen nun — wenn auch keineswegs mit abschreckender Kälte, so doch — mit jenem nüchternen Ernste entgegenzutreten, welcher keinen Zweifel mehr lassen kann, daß man sich in die Verhältnisse, wie die Franzosen sie gewollt und gemacht haben, wie in etwas Unvermeidliches mit richtiger Würde zu fügen beabsichtigt.

Wo Freundschaft kühl zurückgewiesen wird, da soll man sie nicht aufdrängen wollen. Ein Mann, der sich achtet, geht nicht über die Schwelle eines Hauses, wo man ihn ungern sieht, selbst wenn man ihm dort, bei Gelegenheit irgend eines außerordentlichen Ereignisses, für einen bestimmten Tag artige Aufnahme zusichert. Mag man seine Abwesenheit durch Furchtsamkeit, durch Mangel an Selbstvertrauen erklären wollen! Es genügt, wenn er weiß, daß er seiner Ehre gerecht geworden ist.

Die Möglichkeit ist vorhanden, daß ein solches Auftreten den Franzosen die Augen öffnet, und daß sie die Hand, die wir ihnen lange Zeit vergeblich entgegengestreckt haben, nun, nachdem wir sie zurückgezogen, ergreifen wollen. Es ist eine schwache Möglichkeit, aber es ist keine absolute Unmöglichkeit. Jedenfalls wäre es vielleicht gerathen, diesen Weg zur Herstellung aufrichtigen Friedens einzuschlagen, nachdem der Weg der Güte und Zuvorkommenheit uns dem Ziele nicht um einen Schritt näher gebracht hat. ***

Mehemet Ali, Vicekönig von Egypten.

Aus meinem Tagebuche 1826—1841, vom Grafen Prokesch-Osten.

Es wird in Europa nicht viele Staatsmänner geben, die den Orient, seine politischen Lebensbedingungen, die dort maßgebenden Persönlichkeiten nur annähernd so genau zu beurtheilen verstehen, wie der ehemalige k. k. Gesandte in Athen und Internuntius in Constantinopel, Graf Prokesch-Osten, der ja übrigens auch, um dies beiläufig zu erwähnen, in der Zwischenzeit unter dem Regimente Manteuffels Oestreich in Berlin repräsentirt hat. Wenn Prokesch nun im 81. Lebensjahre den Griffel zur Hand nimmt, um uns ein Bild Mehemet Alis zu entrollen, und uns den diplomatischen Hintergrund seiner beiden Kriege mit der Pforte zu skizziren, so gewährt uns sein warmes und farbenreiches Buch in doppelter Beziehung Belehrung und hohen Genuß. Erstens gewinnen wir eine durchaus neue Anschauung von dem „Wiedererwecker Egyptens, der in Europa wenig verstanden, mit unpassenden Maßstäben gemessen ward" — einem jener Menschen, die in der Erinnerung des Verfassers „wie Thürme über das Häusermeer der Städte ragen". Mehemet Ali, der Handlungsgehülfe aus Albanien, der dann ein arnautisches Freicorps nach Egypten führte, und 1805 mittelst desselben den Statthalter Chosrev Pascha, weil er den Sold schuldig blieb, an die Luft und sich selber an seine Stelle setzte, war nach Prokesch weit davon entfernt, der separatistische, nur auf Ziele des persönlichen Ehrgeizes gerichtete Rebell zu sein, zu dem ihn bisher die landläufige Anschauung gestempelt. Nach der Darstellung unseres Autors suchte Mehemet Ali in der Regeneration Egyptens nur die Mittel zur Reorganisation des osmanischen Reiches. Sein Plan war, wie Sir Henry Bulwer es in seinem „Leben Palmerstons", aber erst vor sechs Jahren ausgedrückt, „to dictate as Mayor of the palace the policy of the Porte at Constantinople" — als Hausmayor, als major domus der Pforte in Constantinopel ihre Politik vorzuschreiben. Er wollte der loyalste Großvezier des Sultans sein, aber Mahmud II. sollte in seiner Hand eine Marionette sein, wie die letzten Merovinger in der Gewalt Carl Martells und Pipins des Kurzen. Natürlich ging mit diesen hochfliegenden Projecten in echt orientalischer Manier immer auch vorneweg die fixe Idee zusammen, vor allen Dingen einmal den wüthend gehaßten Chosrew um einen Kopf kürzer zu machen, der sich als Großvezier, als Seraskier und als Kapudan Pascha ausgiebigst für das Hinauswerfen aus Egypten zu rächen wußte. Als Prokesch Anfangs 1827 mit Mehemet Ali verhandelte, und dieser immer wieder zu allererst den Tod Chosrews verlangte, bezeichnete der Oestreicher diese Forderung als „gehässig" und den sachlichen Bedingungen gegenüber als „ganz werthlos"; der Vicekönig aber erwiderte ihm, gerade er sei es, der „das Wichtige dem minder Wichtigen unterordne", da, so lange Chosrew lebe, von einem guten Verhältnisse zwischen ihm selber und Mahmud II. nie die Rede sein könne. Allein Niemand wird auch heute leugnen, daß Chosrew in jenen Tagen wirklich der böse Engel der Türkei und des Padischah war. Mitte September 1832, in der Pause des ersten türkisch-egyptischen Krieges, schrieb Prokesch an Metternich: „Siegen der bald dreißig Jahre alte Haß des Günstlings und dessen steigende Erbitterung nochmals im Rathe des Sultans, so werden nach und nach Heer und Flotte verloren gehen; ein Stück von Kleinasien nach dem andern wird mit unerwarteter Schnelligkeit das Schicksal Syriens haben — und wenn der Sultan den Vicekönig von Egypten dazu zwingt, aber (so seltsam es klingen mag, so wahr ist es doch) nur in diesem Falle, dann kann es allerdings geschehen, daß der Vicekönig den Sultan aus den Mauern von Constantinopel wirft." Es ist von höchstem, nicht blos historischem, sondern auch psychologischem Interesse, in Prokesch Buche die zahlreichen authentischen Belege des Doppellebens in Mehemet Alis Seele zu verfolgen. „Diener des Sultans will ich bleiben, nicht die Spaltung des Reichs", antwortete er seinen kriegerischen Freunden in Alexandrien, die ihn im Hochsommer 1832 nach dem Siege seines Sohnes Ibrahim Pascha in Syrien eilig vorwärts drängten — und gerade durch diese Mäßigung erleichterte er Chosrews Spiel, der den Kampf auf's Neue entzündete, bis im December die Niederlage von Konieh jedem weiteren Widerstande der Türken ein Ende machte. „Mehemet Ali" — argumentirte Chosrew in Constantinopel — „weiß recht gut, daß er nach jedem neuen Siege die Gnade des Sultans anflehen muß; denn stände auch Ibrahim Pascha schon am Bosporus, sein Heer würde sich dem großherrlichen Scepter beugen, und er müßte die Erlaubniß des Padischah erbitten, sich ungehindert nach Egypten zurückziehen zu dürfen." Und wie hatte Mehemet den Obersten Caradoc im Frühjahr 1824 abgetrumpft, als dieser, um die Ab-

Digitized by Google

berufung Ibrahims aus der Morea und vom Kampfe gegen die Griechen zu erlangen, ihm die Zustimmung Englands bot, wenn er sich in Egypten und Arabien unabhängig erklären wolle. „Sie sind ein Fremder" — entgegnete ihm der Khedive — „mit der Denkweise eines Muselmannes unbekannt und für Ihren Auftrag nicht verantwortlich; wer aber gibt Ihrem Cabinete das Recht, mich in meinem Hause zu beleidigen? Wissen Sie, welche Folgen die Zertrümmerung des Reiches für mich haben würde? Jeder Muselmann träte mit Abscheu von mir zurück. Mein Sohn wäre der Erste mich zu verlassen. Der Sultan ist ein Narr und ein Thor, aber Gott hat ihn uns gegeben unserer Sünden wegen." Auf der Höhe seiner Erfolge, gegen Ende des Jahres 1832, mied er Einheimische und Fremde, die ihn angingen, sich von dem „undankbaren" Reiche loszureißen: „Nicht das Reich ist undankbar, sondern die Menschen sind es, die dasselbe verwalten; aber Menschen gehen vorüber, für einen so verzweifelten Entschluß gäbe es vor meinem Gewissen keine Rechtfertigung, außer den Zerfall des Reiches oder den Angriff auf mein und meiner Familie Leben." Allerdings laufen damit parallel auch Aeußerungen aus der gleichen Zeit, wie die folgenden: „Ich wünschte, das türkische Reich wäre befreit von dem Thoren, der es heute beherrscht, und an dessen Stelle säße sein Sohn und eine Regentschaft" — und die, bei dem Ausbruche des ersten Krieges 1832 dem Padischah hinterbrachte Drohung des Vicekönigs: „Der unglückliche Kampf könnte den neunjährigen Sohn des Sultans (Abdul Medjid) auf den Thron bringen!" Auch vor dem Ausbruche des zweiten Krieges 1839 erklärte der Vicekönig: „Zwingt man mich die Waffen zu ergreifen, um mich zu vertheidigen, dann werde ich mich nicht mehr mit der Erblichkeit, sondern nur noch mit der Unabhängigkeit zufriedenstellen."

Indessen wir müssen wohl auf Prokesch Urtheil hier wie auf eine unbestreitbare Autorität bauen, da Metternich und auf der Monarchen-Zusammenkunft in Münchengrätz auch Kaiser Nicolaus ihm das Compliment machten, er habe die Dinge unendlich viel richtiger beurtheilt als die Cabinete. Der Fürst sagte ihm, er sei sicherlich im Rechte, aber er, der Staatskanzler, müsse nun einmal mit der Ansicht der Regierung rechnen; und ein englischer College meinte, er habe ganz gewiß Recht, allein die leitenden Minister seien nun einmal in die Auffassung von Mehemet Ali als einen heillosen Rebellen verrannt, und er wisse selber, daß es „leeres Stroh dreschen" hieße, wenn man die von einer vorgefaßten Meinung abbringen wolle! Ewig schade, daß der gewisse „Hauptmann von Moltke", der an jenen Ereignissen ja ebenfalls einen thätigen Antheil nahm, da er zu den preußischen Instructoren der türkischen Armee gehörte, nicht ebenfalls mit einer pragmatischen Darstellung des damals Erlebten an die Oeffentlichkeit tritt. Prokesch entnimmt „die Schilderung der türkischen Bewegungen in der Schlacht" von Nisib am 27. Juni 1839 „einer trefflichen Denkschrift des Hauptmanns von Moltke, die sich unter seinen Papieren befindet". Diese preußischen Instructoren waren dem Chefgeneral des Sultans, Hafis Pascha, als Rathgeber zugesellt; als er aber gegen ihren eindringlichen Rath den Angriff beschloß, legten sie diese ihre officielle Stellung nieder und dienten nur noch als gehorchende Militärs. Allein auch nach der Vernichtung der türkischen Armee bei Nisib durch Ibrahim Pascha; nach dem acht Tage später erfolgenden Tode Sultan Mahumeds; ja, nachdem am 17. Juli der Kapudan Pascha die türkische Flotte in den Hafen von Alexandrien zu Mehemet Ali hinübergeführt, blieb Prokesch-Osten durchaus bei seiner Meinung: „Die sogenannten Freunde des Sultans" — schrieb er inmitten dieser verzweifelten Lage der Türkei an den k. k. Internuntius in Constantinopel Baron Stürmer — „erscheinen mir als dessen Feinde; und wenn ich mich frage, wer dies Reich zu Grunde richtet? so fällt mir gar nicht ein, meine Augen auf Mehemet Ali und Ibrahim Pascha zu richten; sondern ich finde mich nach fünfzehnjähriger Anschauung gezwungen, sie auf den Mann zu heften, der mir als der Regierer, Schützer und Retter des türkischen Reiches gepriesen wird, auf Chosrew Pascha, — die Zumuthung an Mehemet Ali, diesem Manne zu trauen, kommt mir kindisch vor."

Niemals stand in der That der Vicekönig von Egypten seinem Ziele so nahe als bei dem Thronwechsel. Als am 11. Juli 1839 die Schwertumgürtung des siebzehnjährigen Sohnes Mahumeds in der Ejub-Moschee stattgefunden, hofften alle Patrioten, ja das gesammte Volk, auf die sofortige Beendigung des Krieges und die Wiedergeburt des Reiches durch die Berufung Mehemet Alis in das Großvezierat. Allein Mahumed hatte dem jungen Abdul Medjid dringend empfohlen, sich gerade auf Chosrew, den eigentlichen Urheber und Anstifter der beiden unseligen Kriege mit Egypten, als auf seinen treuesten Rathgeber zu stützen. So kam Chosrew in's Großvezierat; er und seine Creaturen dachten jetzt an nichts, als im Namen des jungen Padischah eine Regentschaft zu führen und die Macht unter Abdul Medjids Firma zu üben. Prokesch war förmlich enthusiasmirt für das Project, Mehemet Ali an Chosrews Stelle zu setzen, denn eine Verständigung zwischen diesen beiden Männern war allerdings von vorne herein absolut ausgeschlossen. Datirte Chosrews tödtlicher Haß von 1805 her, von seiner Vertreibung aus der egyptischen Statthalterschaft, so war Mehemets Groll deshalb nicht geringer, weil derselbe 20 Jahre jünger war. Als Großadmiral oder Kapudan Pascha hatte Chosrew 1825 in der Morea mit Ibrahims Truppen gegen die aufständischen Griechen cooperiren sollen, diesen aber dabei so schmählich im Stiche gelassen, daß es aller Welt klar ward, es sei ihm nicht um einen Sieg über die Hellenen, sondern um die Vernichtung des egyptischen Heeres zu thun. „Welches ist die Haltung des Sultans?" rief damals Mehemet Ali empört aus. „Ich habe ihm das Werk vieler Jahre, Heer und Flotte, gegeben; überdies meinen Sohn, denselben, der ihm Arabien (durch Niederwerfung der Wechabiten) zu Füßen legte. Er aber hat durch Chosrew Pascha die Siege meines Sohnes zu vergeblichen gemacht, und ist mein Sohn nicht zu Grunde gegangen, wahrlich, das Verdienst Chosrew Paschas ist es nicht. Mit diesem Feinde und Verräther will ich nichts mehr zu thun haben!" Mit durch Prokeschs Vermittlung kam indessen damals eine Aussöhnung zu Stande; Chosrew wurde Anfang 1827 nach Kleinasien verbannt und der Sultan schickte seine ganze Flotte nach Alexandrien, wo sie von Mehemet Ali mit einem Aufwande von 6 Millionen Silbergulden vollständig equipirt ward und dann im Verein mit der egyptischen Escadre nach der Morea in See stach — um dort am 20. October 1827 im Hafen von Navarino, die eine wie die andere, durch die Engländer, Franzosen und Russen vernichtet zu werden. Gleich darauf brachten auch die Nöthen des russischen Krieges (1828 und 1829) Chosrew aus dem Exil in seine Stellung bei Hofe zurück, wo er als Seraskier oder Kriegsminister Gelegenheit fand, den ersten Krieg gegen den Vicekönig von Egypten anzuzetteln. Seine Stellung, wenngleich nicht mehr ganz die alte, ward doch dadurch befestigt, daß sein ehemaliger Sklave und späterer Adoptivsohn Reschid Großvezier geworden. Reschid, der schon als Seraskier im Kriege gegen Rußland bei der Vertheidigung der Balkanübergänge fabelhaft ungeschickt und unglücklich operirt, übernahm dessen ungeachtet persönlich das Commando gegen Ibrahim und ward in der Schlacht von Konieh am 21. December 1832 gefangen. Demungeachtet empfing der Vicekönig den gedemüthigten Großvezier und Adoptivsohn seines Todfeindes mit den höchsten Ehren in Alexandrien: „Er ist", sagte er, „ein Diener des Sultans so gut wie ich selber, aber er steht viel höher im Range." Als er nun aber den zweiten Krieg gegen Mehemet Ali angezettelt und durch die Schlacht bei Nisib das Reich an den Rand des Unterganges gebracht, fühlte Chosrew trotz seiner Berufung in das Großvezierat durch den neuen Sultan Abdul Medjid, daß der Boden unter ihm wanke. Die nächste Folge dieser Berufung hatte die Bevölkerung der Hauptstadt vollends in Wuth versetzt. Der Kapudan Pascha, gleichfalls mit Chosrews tödtlichstem Hasse beladen, lief am 5. Juli 1839 mit der türkischen Flotte aus Constantinopel aus; versuchte unterwegs den Besiegten von Nisib, Hafis Pascha, zu einem Marsche auf Constantinopel zu bewegen, wo sie eine Erhebung zu Gunsten Mehemet Alis hervorrufen wollten, und lief am 17. in den Hafen von Alexandrien ein.

Digitized by Google

Der Vicekönig empfing das ihm vorgestellte Officiercorps mit folgender Anrede: „Meine Kinder, die Kraft eines Volkes besteht in seiner Einheit. Nun sind wir Eines; Niemand darf mehr sagen: der ist ein Constantinopeler und der ein Egypter. Wir sind alle Muselmänner und als solche Eines. Wir haben denselben Herrn, den jungen Sultan Abdul Medjid, dem Gott langes Leben gewähre. Er ist ein Edelstein. Wir müssen ihm mit allen unsern Kräften, mit Treue und Hingebung dienen, und um dies zu können, wie Brüder zusammenstehen: dann wird Gott mit Abdul Medjid und dessen Volke sein." In demselben Sinne schrieb Mehemet an die Mutter und Schwester des Sultans, ja an Chosrew selber: „Er habe um seiner persönlichen Zwecke willen den jungen Padischah, der makellos wie ein Diamant sei, in eine falsche Lage gebracht, woraus derselbe nur durch seinen Rücktritt gezogen werden könne." Vergebens rieth Prokesch, jetzt jede Einmischung fernzuhalten und Mehemet Ali seine Sache mit dem Sultan direct ausfechten zu lassen. Chosrew, von England inspirirt, rief die Intervention der Mächte an gegen den Rebellen, „der dem Sultan die Wahl seiner Minister vorzuschreiben wage" — und als am 27. Juli die fünf Botschafter auf dem Zimmer Stürmers die von Admiral Roussin entworfene Note angenommen, welche der Pforte diese Unterstützung zusagte, rief Lord Ponsonby entzückt aus: „nun endlich sind wir auf gutem Wege!" Prokesch, Graf Ficquelmont, der türkische Botschafter in Wien, und Graf Senfft, ein hochangesehener Diplomat, der Oestreich in Holland vertrat, waren in Verzweiflung über diese Wendung. Der letztere suchte im September Metternich auf Schloß Johannisberg auf, um ihm zu sagen: „Daß das türkische Reich erstarke und sich unabhängig mache vom russischem Drucke, ist das Interesse der Mächte; diese langgewünschte Entwicklung hat Palmerstons Eigensinn vereitelt. Statt Mehemet Ali den leitenden Einfluß in Constantinopel gewinnen zu lassen, opfert er das große europäische Interesse seinen engen Ansichten und wirft Sultan und Vasall gegeneinander, so daß sich beide erschöpfen zum Vortheile Rußlands." Chosrew allerdings schwand allmälig der Boden unter den Füßen, aber in den frei werdenden Raum konnte jetzt nicht mehr der einzig mögliche Retter, Mehemet Ali, einrücken. Noch im September 1839 hatte der Großvezier den Gesandten in London, seinen Günstling und sein Geschöpf Reschid Pascha, als Minister des Aeußern nach Constantinopel berufen. Reschid nun führte zur großen Erbauung der Westmächte, und namentlich Englands, am 3. November das Schauspiel der Constitutionalisirung des türkischen Reiches auf durch die Verkündigung des famosen Hattischeriffs von Gülhane, denuncirte Chosrew den Seestaaten als Gegner der Neuerungen, ließ ihn am 10. Juni 1840 wegen Alters und Kränklichkeit des Großvezierates entheben und, als er nunmehr zu conspiriren begann, am 8. Juli bei Nacht und Nebel in seinem Hause zu Emirghian durch Soldaten auf Befehl des Sultans aufheben. An Bord eines Dampfers nach Rodosto gebracht, starb er dort bald darauf.

Ein tragisches Geschick fürwahr, daß nunmehr Chosrews Sturz gerade den Grabstein für alle hochfliegenden Pläne Mehemet Alis abgeben mußte und die Bahn zu seinem eigenen Sturze eröffnete. Ein Stärkerer war an die Stelle seines Todfeindes getreten. Mehemets Partei in Constantinopel, hauptsächlich durch den Haß gegen Chosrew zusammengehalten, wandte sich jetzt Reschid zu als dem Bringer einer besseren Zukunft. Auch der Meinung, daß die Mächte einen Mann wie Chosrew an der Spitze des Reiches nicht ernst nehmen könnten, war jetzt der Boden entzogen, denn Reschid war aus französischer Schule und sein Glaube war England. Die liebste Hoffnung seines Ehrgeizes, selbst der Türkei neue Bahnen zu eröffnen, mußte der Vicekönig zu den Todten legen. Schon 1827 hatte er den europäischen Consuln geklagt: „Das schönste Reich auf Erden, das an Mitteln jedes andere übertrifft, in so tiefem Verfall und den Sultan zu einem russischen Diener herabgewürdigt zu sehen! So will ich wenigstens einen Theil des Reiches verwalten und pflegen, damit der Sultan sich daran als an einer Stütze aufrichte und sehe, wie das Ganze verwaltet und gepflegt werden muß! Begriffe mich der Sultan, so würde er mich seinen und des Reiches besten Freund nennen, und begriffen mich die Mächte, so würden sie bestrebt sein mich zu stützen und nicht mich zu verderben trachten." Hatte doch Chosrew es durch den ersten Krieg dahin gebracht, daß Sultan Mahumed, zum Entsetzen der Türkei wie Europas, nach der Niederlage von Konieh die Russen zu Hülfe rufen mußte: auf des Gesandten Bouteneff Ruf landeten 5000 Mann aus Odessa und Sebastopol am 5. April 1839 auf dem asiatischen Ufer des Bosporus und 25,000 Mann hielt, auf Chosrews wiederholtes Bitten, Kisseleff in den Donaufürstenthümern marschbereit. Erst am 10. Juli dampften die Russen wieder heimwärts; und als ihnen der außerordentliche Gesandte Graf Orloff drei Tage später folgte, nahm er jenes berüchtigte Schutz- und Trutzbündniß von Unkhiar Skelessi mit, worin Rußland auf acht Jahre der Pforte die innere Ruhe verbürgte und die Pforte sich anheischig machte, kein fremdes Kriegsschiff in die Dardanellen einlaufen zu lassen. War Mehemet Ali nicht im Rechte gewesen, nach jenem Kriege gegen den Verfasser zu klagen: „Die Feinde des Reiches haben dessen Kräfte lahmgelegt, indem sie, um Chosrews Hasse zu genügen, Mittel und Kräfte der Türkei im Kampfe gegen mich erschöpften! Es ist allgemein bekannt, daß in ganz Arabien, Anatolien bis zum Pontus, in Daghestan, in Bosnien und Rumelien, in Constantinopel selbst die Ulemas und die Bevölkerung sich öffentlich und heimlich an mich gewendet: entrüstet über die Mißgriffe des Sultans, habe das ganze Volk sich von ihm abgekehrt und suche nach einem Manne, der es retten könne, sehe aber keinen Mächtigeren als mich und flehe daher meine Hülfe an. Was habe ich darauf gethan? Ich habe mich der Pforte erwehrt, aber meine Hand nicht gegen den erhoben, den Gott zum Herrn seiner Diener bestellt hat. Mächtig unter meinem Volke, bin ich durch das heilige Gesetz verpflichtet, mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln dem Reiche und dem Sultan eine Stütze, ein Retter zu sein. Ich will den Zerfall des Reiches hindern, der Europa eine lange Reihe von Kriegen bringen würde, und will dadurch auch das Wohlwollen der Mächte gewinnen — ich will dem richtig verstandenen Fortschritte die Thore der Länder öffnen, wo einst dessen Wiege war." Als sich dann im Hochsommer 1840 über dem Sieger von Nisib das Ungewitter der europäischen Intervention zusammenzog, schlug diese loyale Sprache in offene Drohung um, ohne doch mit der Demuth zugleich etwas von ihrem Stolze zu verlieren. „Es steht in meiner Macht," rief er den Consuln zu, „die ganze Türkei in Aufstand zu versetzen; hebe ich meine Hand, so erklären sich Anatolien und Rumelien für mich. Die Pforte hat nur die Wahl, durch eine Anarchie zu schreiten, aus der sie nie herauskommen wird, oder sich dem neuen Laufe der Dinge zu fügen und auf dem Wege gesunden Fortschrittes und der Entwicklung ihrer Mittel der Türkei neues Leben einzuflößen." Ja, dem östreichischen Generalconsul Lauvin sagte der Vicekönig: „Man fange den Krieg an, wenn man will, ich fange ihn nicht an. Greift man mich aber an, zwingt man mich zur Vertheidigung, so bricht mein Sohn über den Taurus und wirft Alles vor sich nieder: denn man vergesse nicht, daß Rumelien mein Vaterland ist, daß mein Name dort gilt und wiegt und daß ich 9000 Arnauten in meinem Dienste habe. Wer, glauben Sie, ist in Albanien volksthümlicher, der junge Sultan, der sich vor den Fremden krümmt und ihren Schutz nachsucht, oder ich, der sich auf sein Volk stützt und es mächtig zu machen sucht? Hören die Muselmänner, daß ich den Franken Nein sage, so stehen sie mir alle zur Seite." Eitle Rodomontaden! Der Vertrag vom 15. Juli 1840 inaugurirte die bewaffnete Intervention der vier Mächte ohne Frankreich, um Ibrahim und Mehemet Ali aus Syrien zu vertreiben. Am 14. September 1840 erklärte der Absetzungsferman des Sultans den Vicekönig der Erblichkeit verlustig und der Verwaltung Egyptens entsetzt. Die vier Botschafter billigten den Act, und Lord Ponsonby rief, eine auf dem Tisch brennende Kerze ausblasend: „Das ist das verdiente Loos Mehemet Alis!" Erst als nach Neujahr 1841 Mehemet Ali sich unbedingt der Pforte unterworfen und Mitte Januar die türkische Flotte wieder ausgeliefert, ward er am 13. Februar mit der erblichen Verwaltung Egyptens auf's Neue belehnt. Prokesch

Digitized by Google

schließt sein Buch: „Rußland dürfte sich seinen drei Verbündeten verpflichtet fühlen und sich sagen, sie haben für mich gearbeitet! Die Frage, was könnte das türkische Reich geworden sein, hätten die Mächte versöhnend eingewirkt und dem unmittelbaren Ausgleiche freien Lauf gelassen? ist nicht beantwortet worden. Aber die andere Frage, was ist das türkische Reich geworden seit dem, durch Einmischung von außen erzwungenen Ausgleiche? hat die Zeit genügend beantwortet."

Hier wären wir denn bei dem zweiten Momente angelangt. Wir meinen die ungeheure Actualität des Büchleins, die in der That so groß ist, daß das „de te fabulo narratur" bei der Schilderung dieser ein Drittel- bis ein halbes Jahrhundert alten Ereignisse scharf genug in die Augen springt, um jeden Commentar nicht nur überflüssig, sondern aufdringlich störend erscheinen zu lassen. Dies gilt namentlich von der Zeit der griechischen Revolution und von den Tagen unmittelbar vor dem Ausbruche des russisch-türkischen Krieges im Jahre 1828. „Das Wiener Cabinet, dem an der dreihundert Meilen langen Südgrenze des Kaiserstaates die Türkei der ungefährlichste Nachbar war, wünschte sich denselben unverkümmert zu erhalten" — schreibt Prokesch über jene Epoche — und Mehemet Ali sagte ihm damals: „Ich halte Oestreich für verständig, und folglich haben Oestreich und ich in den heutigen Wirren dasselbe Ziel vor Augen, die Erhaltung des türkischen Reiches .... Der Sultan und ich, wenn treu verbunden und redlich zusammenwirkend, haben keinen Feind und keine Zukunft zu fürchten." Der Verfasser fährt fort: „Seit der Erhebung der Griechen im April 1821 beherrschte aber die Wiedergeburt des alten Hellas die öffentliche Meinung Europas und namentlich die Cabinete von England und Frankreich so völlig, daß nicht sowohl die Erhaltung als die Zerstörung der Türkei ihre Aufgabe schien. Der Londoner Vertrag vom 26. Juli 1827, zu dem Oestreich den Beitritt verweigerte, war allerdings bereits ein Anzeichen des Trachtens der Westmächte, sich der russischen Umarmung zu entziehen; allein sie waren gebunden durch die ihrerseits der öffentlichen Meinung gebrachten, von Rußland kluger Weise ausgenutzten Zugeständnisse, und die Schlacht von Navarin, eine der Ueberstürzungen, wie deren nicht selten vorkommen, wenn die Cabinete die Tagesleidenschaften zum Leitstern nehmen, und bald darauf der russische Krieg waren die Folgen dieser verschrobenen Zustände." Der französische Commandirende, Admiral de Rigny selbst, nannte wenige Tage nach seinem Siege diese Schlacht in vertraulicher Besprechung mit dem Grafen Prokesch, „eine That politischen Wahnsinnes!" So trug der Londoner Vertrag, „dessen erste Blüthe Navarin gewesen, auch weiter seine natürlichen, statt der von den Seemächten erwarteten Früchte". Als der französische Botschafter in Wien, Graf Laferronais, Metternich vorwarf, daß dieser nicht begreife, wie für Frankreich und England der eigentliche Zweck des Tractates nur der sei, Rußland zu binden und den Krieg zu verhindern, entgegnete der Fürst: „Sie sind gebunden und der Krieg wird folgen." Er folgte, kaum daß der Vertrag ein halbes Jahr alt war. Als sich kurz vor Ausbruch des zweiten egyptischen Krieges die Besorgniß von dem nahen und unvermeidlichen Falle des türkischen Reiches wieder als Tagesmeinung breit machte, schrieb Palmerston an Sir Henry Bulwer in Constantinopel: „Kein Reich fällt zusammen, wenn sich selbst überlassen, und nicht etwa von einem wohlwollenden Nachbar in Fetzen zerrissen. Ich glaube überhaupt nicht an den zunehmenden Verfall der Türkei. Die Zustände von heute sind die von gestern. Europa lernt nur mit jedem Jahre die Schwächen des türkischen Staatskörpers besser erkennen, und sieht heute, was es gestern nicht gesehen. Auch muß die Türkei aus dem täglich zunehmenden Verkehr mit Europa Vieles lernen." Allerdings gibt Prokesch nicht viel auf das Urtheil seiner Zunftgenossen in orientalischen Dingen. Sagt er doch einmal gerade heraus: „Namentlich bei Diplomaten wohne in der Regel wenig Verständniß für die Denkweise, die Zustände und Bedürfnisse in der Türkei." Hatte er doch einst in London Palmerston eine große Rede über eine griechische Angelegenheit im Unterhause halten hören und auf die Frage des Ministers, was er von der Rede halte, freimüthig erwiedert: „Es war kein wahres Wort daran, aber sie hat im Parlament einen großen Eindruck gemacht und durchgegriffen!" — „Nun, und wollen Sie denn noch mehr?" lachte der leichtblütige Ire. Prokeschs Arbeit gibt gerade heute auch den Staatsmännern zu denken, ganz abgesehen von dem hohen Werthe des Buches für die Historiographie.

Walter Rogge.

Literatur und Kunst.

Drei Sonette.

I.

Mein Geist im Winterschlafe war begraben,
Das Herz in dumpfes Träumen eingesponnen,
Als sollte keine von den Lebenssonnen,
Nicht Lenz noch Liebe mehr den Kranken laben.

Nur quälende Gedanken, Unglücksraben,
Mir sangen von den Schmerzen, längst verronnen,
Der einz'ge Trost, der holden Lieder Bronnen,
Im Schutt zerfall'ner Hoffnung lag begraben.

Da rührte mich's mit lenzesfeuchten Schwingen,
Und um mich tönte zauberhaftes Klingen;
Mit Einem war versunken rings die Nacht,

Es lag vor mir die Welt in Frühlingspracht,
Und in die Seele strömten Lichtesfluthen,
Aus Deinem Aug' geheimnißvolle Gluthen.

II.

Wir nennen uns des Paradieses Erben
Und doch ist unser Leben Kampf und Leiden,
Nach langem Suchen thränenreiches Scheiden,
Bis mit dem letzten Traum wir selber sterben.

So ist das Beste wohl sich selbst verderben?
Nein, nein! Ich schwöre dir mit tausend Eiden,
Nicht will die hohen Götter ich beneiden,
Wenn ich mir deine Liebe kann erwerben.

Ein Herz, das Liebe sucht, ist heimatlos
Und irrt umher; ein Sehnen riesengroß
Es peitscht durch alle Welt mit scharfen Nesseln.

O neige dich gewährend zu mir nieder,
Gib dem Verbannten seine Heimat wieder
Und löse mich von meiner Sehnsucht Fesseln.

III.

Des Erdenlebens Sonne ist das Schöne,
Des Himmels Kind, dem ew'gen Licht entsprossen.
Ob es in süßer Worte Form gegossen
Den Geist mit allem Irdischen versöhne;

Als reiche Harmonienfluth der Töne
In Schmerz und Glück der Menschenbrust entflossen,
In hohen Marmorbildern eingeschlossen —
Es zwingt mit Geistermacht die Erdensöhne.

Du hast bezwungen mich, ein hold Gebild,
Und heiß das Lied aus meiner Seele quillt,
Denn über alle Schönheit herrscht die Liebe.

Empor, wo unsrer Leiden Schleier reißt,
Erhebt im Sturme sie den Menschengeist
Auf Adlerschwingen aus dem Weltgetriebe.

Otto von Leixner.

Digitized by Google

Gesammelte Schriften von David Friedrich Strauß.

Der erste Band der gesammelten Schriften von David Friedrich Strauß ist so eben erschienen. Nicht ohne Anstrengung ist es dem Verleger, Emil Strauß in Bonn, einem Neffen des Schriftstellers, gelungen, die Schwierigkeiten, die sich der Sammlung der Strauß'schen Schriften in verschiedener Gestalt entgegenstellten, zu überwinden, und es gehörte wirklich die volle Energie eines Mannes, gepaart mit der Aufopferungsfähigkeit eines pietätsvollen Verwandten und begeisterten Verehrers dazu, so kurze Zeit nach dem Tode schon den von Strauß selbstgefaßten Plan zu verwirklichen und dem deutschen Volke diese schöne Gabe zu vermitteln. Um so mehr freuen wir uns der gelungenen Ausführung; denn auch die Ausstattung des Werkes ist eine in ihrer Einfachheit durchaus würdige und der Bedeutung des großen Todten vollkommen angemessene; der erste Band ist mit dem wohlgelungenen Bilde desselben geschmückt.

Die Herausgabe hat der Freund des Verstorbenen, Eduard Zeller in Berlin, übernommen, der hierzu selbstverständlich die geeignetste Persönlichkeit war. In der Zusammenstellung der Strauß'schen Arbeiten und Schriften konnte übrigens in der Hauptsache die Anordnung von diesem selbst befolgt werden, wie er dieselbe noch vor seinem Tode festgestellt hat; doch mußte da und dort aus äußeren oder inneren Gründen von derselben abgegangen werden. Einer eigentlichen Einleitung ist Zeller dadurch überhoben gewesen, daß er schon vor zwei Jahren eine kurze Biographie von Strauß hat erscheinen lassen, und darum durfte er sich auf ein kurzes Vorwort beschränken, das mehr nur über Plan und Umfang der Sammlung Aufschluß gibt. Er durfte sich einer solchen aber vor Allem auch deswegen entschlagen, weil der erste Abschnitt des Buches eine Art biographisch-bibliogenetischer Einleitung in die Sammlung seiner Schriften aus der Feder von Strauß selbst ist.

Diese „literarischen Denkwürdigkeiten" sind die köstlichste Perle in diesem ersten Bande, schon darum, weil sie bisher ungedruckt ein opus posthumum von Strauß sind; sie sind es aber noch mehr um ihres Inhaltes willen. Denn ein Stück Autobiographie von dem Meister biographischer Darstellung kann nur selbst wieder ein Meisterstück sein, und wenn man es in dieser Erwartung in die Hand nimmt, findet man sich nicht getäuscht; nur behalte man im Auge: es ist ein Torso, als solchen gibt es sich und als solchen hat man es auch zu betrachten. Dann wird man dasselbe auch nur recht und voll genießen können und seine Wirkung wird dieselbe sein, wie die des Poseidon-Torso vom Parthenon zu Athen: man bedauert, je mehr man das Vorhandene in sich aufnimmt, daß es nicht vollständig ist, man wünscht in diesem Falle speciell, es möchte dem Verfasser vergönnt gewesen sein, auch noch die literarischen Stürme seiner letzten Lebensjahre zu besprechen, es möchte ihm gefallen haben, wie sein schriftstellerisches so auch sein menschliches, sein ganzes Bild vor unsern Augen zu entrollen.

Doch begnügen wir uns mit dem, was uns die weise Selbstbeschränkung des Meisters und ein gütiges Geschick geschenkt hat und versuchen wir es, die Hauptmomente daraus hervorzuheben.

Das Büchlein, in Form eines Tagebuchs aus den letzten Jahren seines Lebens, ist begonnen am 2. Februar 1866 unter dem frischen Eindruck eines erfreulichen Familienereignisses: Strauß hat die frohe Botschaft von der Geburt eines Enkels erhalten; dem Großvater ziemt es nun, sein Haus zu bestellen, sein schriftstellerisches Inventar zu revidiren, auf seine Autorlaufbahn einen Rückblick zu werfen. So beginnt er denn mit dem „Leben Jesu", das 1834 fertig geschrieben war. Mit vollstem Recht nennt er dieses sein Erstlingswerk ein inspirirtes Buch, geschrieben mit dem Instinct der Menschen, die bestimmt sind, ihre Gattung um einen Schritt vorwärts zu bringen. Ein stolzes Wort fürwahr, und doch klingt es in dem Munde des bescheiden großen Mannes so einfach und natürlich, so selbstverständlich vor Allem deswegen, weil es voll und ganz wahr ist. Daß er die dritte Auflage des Buches von 1838 mit ihren Aenderungen und Zusätzen für eine Entstellung, ja geradezu eine Selbstvernichtung des Werkes erklärt, und ebenso die „Selbstgespräche über Vergängliches und Bleibendes im Christenthum" als ihm nicht mehr sympathisch verwirft, ist ganz richtig: sie sind beide hervorgegangen aus der so natürlichen Stimmung des tief verketzerten und darum plötzlich einsam dastehenden Mannes, aus dem Wunsch, Frieden zu halten, sich wieder einzureihen in den Kreis der andern Menschen. Diese Stimmung ist natürlich gewesen, aber ebenso natürlich, daß sie rasch dahin schwand, daß der kecke Rufer im Streit diese nachgiebige Anwandlung wieder von sich abschüttelte.

Aus Anlaß dieser dritten Auflage erhalten wir nun das Wichtigste der ganzen Autobiographie, die Selbstcharakteristik des Verfassers, worin er wie immer, ja hier eine ganz besondere Meisterschaft an den Tag legt. Bei seinem Schaffen, sagt er, sei er nicht wie ein Mann der strengen Wissenschaft, sondern eher wie ein Poet zu Werke gegangen; denn ein Stück von einem Poeten sei wirklich in ihm gewesen, ohne das er freilich wohl ein größerer Gelehrter geworden, aber ein geringerer Schriftsteller geblieben wäre. Von den vier Factoren, die eine vollständige und wohlabgerundete Dichternatur ausmachen: der sinnlichen Receptivität, der tiefen innigen Empfindung, der Phantasie und der Handhabung der Kunstform, habe er nur das zweite Stück in vollem Maße besessen, das erste nur in beschränkter Weise, das dritte habe ihm gänzlich gefehlt; und was die Form betrifft, so stehe ihm zwar der prosaische Ausdruck völlig zu Gebot, dagegen mache ihm der Vers Schwierigkeiten, die er nur bei besonders erregtem Gefühle überwinden könne. Und nun vergleicht er sich — nomen et omen! — mit dem Vogel Strauß, der statt der Flügel nur Stummeln hat; aber diese beflügeln seinen Lauf: so habe auch er nichts geschrieben, wobei ihm der Poet nicht doch zu Statten gekommen wäre; oder ein anderes Bild: seine Geistesanlage gleiche der früheren Gestalt Preußens auf der Karte: ein Stück hier und ein Stück da, und in der Mitte kein rechter Zusammenhang; daher der Annexionstrieb Preußens; er würde mir auch nicht fehlen, setzt er scherzhaft hinzu, wenn man Talente annectiren könnte. Allein er fand ein Surrogat für die ihm fehlende schöpferische Phantasie, das sein gespaltenes Wesen zur Einheit brachte, es war die Gabe des dialectischen Denkens. Sie stand ihm in seinen früheren Werken, ganz besonders in der „Glaubenslehre" in Hegel'scher Weise zur Seite, und später hat er sie wohl auch namentlich in dialogischer Form, ähnlich wie Lessing, verwerthet.

Mit der Dogmatik erlahmte vorläufig der Eifer und das Interesse für die Theologie, was freilich theilweise auch äußerlich zusammenhing mit dem Fehlschlagen seiner Berufung nach Zürich, womit für ihn überhaupt tragischer Weise die Aussicht auf einen theologischen oder philosophischen Lehrstuhl an einer Universität dahin sank, und mit seiner unseligen Heirath, die seine schriftstellerische Thätigkeit eine Zeit lang zu vollkommenem Stillstand brachte. Ueber diese kurze Episode redet Strauß mit großer Bitterkeit, und Wissende sagen: mit vollstem Recht.

Aus dem Jahr 1848, dem er doch nicht so kühl gegenüber stand, wie man oft glauben machen wollte — man lese nur seine sechs theologisch-politischen Volksreden, die er als Bewerber um einen Sitz in der Frankfurter Paulskirche gehalten hat — sind besonders interessant die Mittheilungen über seinen Aufenthalt in Stuttgart als Mitglied der württembergischen Ständekammer und über die persönlichen Bezüge, in die er damals z. B. zu dem Professor der katholischen Theologie, Dr. v. Kuhn, und zu seinem alten Widersacher Menzel getreten ist; und daß ihm in jenen Tagen König Wilhelm die Redaction des württembergischen Staatsanzeigers angeboten hat, dürfte bisher kaum in weiteren Kreisen bekannt gewesen sein. Also erkannte dieser jedenfalls praktisch hellsehende Fürst schon damals, daß die Tradition von der Zusammengehörigkeit von Thron und Altar ein — Mythus sei.

Der Sturm, der in die Zeit gefahren, hatte auch in Strauß die Schaffenslust wieder angefacht. Allein die ungünstige Aufnahme der Schubartsbriefe mit seinen Einleitungen und der Biographie seines Freundes „Christian Märklin," für die er nur mit Mühe einen Verleger fand, verstimmte ihn auf's Neue, so daß er sich empfindlich zurückzog. Man wollte ihn nicht mehr lesen; gut: so wollte er auch nicht mehr schreiben. Mehr zu-

Digitized by Google

fällig war es daher, wie er zu einer neuen Arbeit, zu der über Frischlin, kam. Was ihn zu diesem Helden hinzog, von dem man fast sagen könnte, es sei für ihn die Feder eines Strauß zu gut gewesen, war ähnlich wie bei Schubart, die warme, lebensvolle Persönlichkeit, die frische Sinnlichkeit. Was ihm selbst bis auf einen gewissen Grad fehlte, eben das war es, was ihn an diesen Beiden interessirte. Gefördert wurde diese Arbeit durch seine Uebersiedlung nach Heidelberg und seinen dortigen Verkehr mit Kuno Fischer und Gervinus, die er beide trefflich charakterisirt. In dieser regen geistigen Atmosphäre, von der er mit wahrer Begeisterung spricht, erwachte Muth und Kraft ihm wieder voll. Von Frischlin ging er weiter zu Hutten. Sich an Luther zu machen, rieth ihm Gervinus. Aber der war ihm für den Augenblick noch zu theologisch, und überhaupt, abgesehen von dieser augenblicklichen Abneigung gegen diese seine erste Liebe — Luther war kein Mann für Strauß: er, dessen Kern das Bewußtsein von der völligen Verdorbenheit des Menschen und der Erlösung durch das Blut Christi bildete, mußte ihm fremd bleiben, für ihn konnte von Liebe, von Sympathie, wie sie zwischen dem Biographen und seinem Helden unerläßlich ist*), niemals die Rede sein. So kehrte er — neben dem Plan, eine Reihe deutscher Dichterleben, von Klopstock bis Schiller, zu schreiben, wovon bekanntlich nur mit Klopstock ein Anfang gemacht worden ist — zu Hutten, und von da doch schließlich wieder zur Theologie zurück, zunächst freilich aus einem äußerlichen und noch dazu häßlichen Anlaß. Strauß hatte seinen Freund, den Pfarrer Rapp in Münkheim, besucht, und hatte sich im Wirthshaus des Dorfes eine Zeit lang aufgehalten. Kaum war er von dort abgereist, so wurde Rapp von seinem Vorgesetzten, dem Prälaten v. Mehring in Hall, darüber amtlich zur Rede gestellt. Wohl hörte man darüber zuweilen in Württemberg reden, aber wir Jüngeren hielten diese Sache doch stets für eine unglaubliche und darum unbeglaubigte Sage. Jetzt, nachdem sie constatirt ist, dürfte sich nachträglich noch ein Sturm der Entrüstung über diesen Hierarchen, den freilich nunmehr die Rache der Strauß'schen Feder für ewig an den Pranger gestellt hat, und über die vornehme Blasirtheit sich erheben, mit welcher Straußens gerechte Beschwerde über diese geistliche Einsprache gegen den Aufenthalt eines württemberg'schen Staatsbürgers an einem württemberg'schen Ort abgelehnt wurde.

Aus dieser Empörung heraus schrieb nun Strauß seine gewaltige Vorrede zu der Uebersetzung der Huttengespräche, die den Uebergang gebildet hat zu der Rückkehr zur Theologie. Kleine Schriften, wie der meisterhafte Vortrag über Lessings Nathan oder der Nekrolog seines Freundes J. Kerner, unterhielten indessen seinen Verkehr mit der Leserwelt, bis im Februar 1864 das neue Leben Jesu für's Volk erschien. Trotz der guten Aufnahme, die dasselbe fand, und mit Recht fand, denn die zweite Hälfte jedenfalls steht, wie er selbst sagt, nicht unter dem ersten Leben Jesu, finden wir ihn im November 1867 in München ziemlich verstimmt wieder, verstimmt darüber, daß er den theologischen Faden wieder angeknüpft habe, bei dem doch so viel des Abgeschmackten und Erlogenen ihn anekelte, verstimmt vor Allem über das Publicum, das ihn nicht genug beachten wollte; es darf heute, sagt er darum bitter, wenn überhaupt noch von mir die Rede ist, jeder literarische Gassenjunge an mir die Schuhe abputzen, ohne eine Zurechtweisung fürchten zu müssen. Daß dem so ist, haben wir im Jahre 1872 wirklich mit erlebt, allein daß das Publicum ihn nicht mehr lesen wolle, das hat sich eben damals als zu hart geurtheilt erwiesen: die vielen Auflagen seines „Neuen Glaubens" beweisen schlagend, daß sich Strauß in der Schätzung des Publicums doch nicht immer weiter heruntergeschrieben hat. Und es bewies es schon vorher der Beifall, mit dem sein Voltaire begrüßt wurde, zu dem Strauß eben in jenen Münchener Tagen hingeführt worden ist; die wie am Faden einer Ideenassociation verlaufende Entstehungsgeschichte dieses Werkes ist psychologisch überaus interessant; niedergeschrieben hat er dasselbe zunächst, wie bekannt, für die von ihm hochverehrte Prinzessin Alice von Hessen.

Noch erzählt er ausführlicher die Geschichte seines berühmten Briefwechsels mit E. Renan im Jahre 1870, dessen gute und große Wirkung ihm sichtlich überaus wohl gethan hat, und in dem sich freilich auch der Deutsche als Mensch ebenso hoch erhaben zeigt über den Franzosen, wie er ihm als Biograph Jesu an historischem Sinn ebenso wie an echter Kritik überlegen ist. Dagegen tritt an die Stelle eines eingehenderen Berichtes über das Zustandekommen „des alten und des neuen Glaubens" ein lateinischer Brief an einen Freund, der, trefflich wie er ist, schon früher, wenn ich mich nicht täusche in der „Neuen freien Presse", veröffentlicht wurde. Wir müssen, wie schon gesagt, dieses rasche Abbrechen bedauern, denn gerade über diese seine letzte Schrift wäre es ganz besonders interessant gewesen, näheren Aufschluß zu erhalten. Glücklicherweise fehlt dieser aber auch nicht ganz. Wiederholt kommt nämlich Strauß schon bei früheren Gelegenheiten auf diese seine Absicht zu sprechen, wie er in dem Leben Jesu für das deutsche Volk seinem ersten Leben Jesu eine populäre und modernisirte Um- oder richtiger Neubearbeitung gegenüber gestellt habe, so von seiner christlichen Glaubenslehre eine möglichst populäre Umarbeitung, gleichsam ein letztwilliges Glaubensbekenntniß eines Denkenden unserer Tage zu geben, das der alten christlichen Weltanschauung die moderne natürliche oder philosophische entgegenstellen sollte. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint das Buch, man könnte beinahe sagen, in einem ganz neuen Lichte, und namentlich den Theologen, die in ihren Kritiken des zweiten Lebens Jesu höhnisch bemerkt haben, dasselbe sei glücklicherweise nicht populär genug, ist damit der Mund gestopft: der neue Glaube ist um so populärer und allgemein menschlicher ausgefallen, und nun haben sie nicht das Recht zu sagen, derselbe sei nicht tief, nicht gelehrt und philosophisch genug, sie haben ja Strauß seiner Zeit selbst darauf hingewiesen. Diese Ironie ist köstlich!

Ob es mir gelungen ist, von dem reichen Inhalt des doch so kleinen Schriftchens eine annähernde Vorstellung zu geben, weiß ich nicht, hoffe aber, daß diese Zeilen jedenfalls Manchen veranlassen, nach demselben zu greifen; er wird sich reichlich dadurch belohnt, davon befriedigt fühlen. Die vielen eingestreuten Urtheile über mehr oder weniger bekannte Persönlichkeiten, über Freund und Feind, geben der Schrift noch einen ganz besonderen Reiz, geben auch wohl Manches zu denken und erklären umgekehrt wieder manche Urtheile über Strauß von der oder jener Seite, die den Uneingeweihten bisher leicht hätten überraschen können. Diese achtzig Seiten sind der Keim einer künftigen Biographie von Strauß, die freilich noch etliche Zeit auf sich wird warten lassen; für die richtige Form einer solchen, wie sie zunächst möglich ist, hat Strauß selbst in seinem Schubart ein Beispiel gegeben: die Briefe von Strauß müssen gesammelt werden; das drängt sich gewiß Jedem bei der Lectüre dieser „literarischen Denkwürdigkeiten" als ein Wunsch auf, den wir auch an dieser Stelle dem Herrn Verleger für eine nicht allzu ferne Zukunft bittend an's Herz legen möchten.

Was der erste Band sonst noch enthält, um auch darüber ein Wort zu sagen, sind, wenn ich mich so ausdrücken soll, persönliche Aufsätze über seine Mutter, seinen Bruder, seine zwei Freunde Sicherer und Kerner, und politische Schriften, der Romantiker auf dem Throne, die bekannte Parodie auf Friedrich Wilhelm IV., weiter König Wilhelm von Württemberg, sechs theologisch-politische Volksreden, deutsche Gespräche und der Briefwechsel mit Renan. Es sind alte Bekannte, aber auch wer sie da und dort zerstreut gelesen hat, wird sie hier doch gerne beisammen finden; urtheilt ja Strauß selbst von diesen vermischten Aufsätzen, wie sie dann besonders auch noch der zweite Band bringen wird, sie seien das Beste, was er rein als Schriftsteller

*) Wenn Hausrath das beherzigt hätte, so hätte er sich vielleicht gefragt, ob gerade er zum Biographen von Strauß berufen sei; in seinem zweiten Band wird sich dieser Mangel noch fühlbarer machen, und dann wenn dieser erschienen ist, wird es auch an der Zeit sein, das Lob, das Herr Hammerschlag in Nr. 42 der „Gegenwart" dieser Hausrath'schen Biographie ertheilt hat, etwas zu beschränken.

Digitized by Google

geleistet habe. Der dritte bis sechste Band soll Theologisches, die fünf letzten Bände die größeren Biographien enthalten.

Dem ganzen deutschen Volke aber legen wir zum Schlusse diese Gesammtausgabe der Strauß'schen Schriften dringend an's Herz. Was es in früherer Zeit da und dort gegen den großen Mann durch Gleichgültigkeit gefehlt hat, die ihn mit Recht verstimmen und verbittern mochte, möge es durch um so größeres Interesse an der Geistesarbeit des Todten, wie sie hier abgeschlossen vor uns liegt, gut machen, mit Stolz darf es ja sagen: er war unser!

Baden-Baden, October 1876.

Theobald Ziegler.

„Ferien in England."

Von Julius Rodenberg.*)

Die kleine, anspruchslose und doch so gefällige letzte Arbeit Rodenbergs ist vom Verfasser „der Dame von Elthorne-House freundschaftlich zugeeignet"; aber sie ist für alle Freunde Englands geschrieben — und ausschließlich für diese. Rodenberg liebt England mit all' seinen Fehlern; — with all thy faults I love thee still — seine Bewunderung für alles Große, das er dort findet, ist eine enthusiastische; seine Freude an allem Schönen, dem er dort begegnet, eine tief empfundene; und da, wo sein kritischer Verstand tadeln möchte, trägt doch schließlich das wohlwollende Herz den Sieg davon, und die Feder, die sonst so leicht und klar zeichnet, versagt den Dienst oder findet nur Worte der Beschönigung. — Ich constatire diese Eigenthümlichkeit ohne mich darüber zu beklagen. Es ist angenehm, einem wohlwollenden Erzähler zu lauschen, selbst wenn man seinen Ansichten nicht überall unbedingt beistimmen kann; gerade wie es angenehmer ist, mit gutmüthigen als mit harten Menschen zu verkehren, die in ihrem Cultus der Gerechtigkeit geneigt sind, Wohlwollen und Böswilligkeit als Geschwisterfehler zu verurtheilen.

Rodenberg ist mit den englischen Verhältnissen auf das Innigste vertraut; dies ist unverkennbar und verleiht seiner ganzen Darstellung die meisterhafte Sicherheit, die von jeglicher Pedanterie und von stümperhaftem Dilettantismus gleich frei ist. Der Leser ist in seiner Gesellschaft beruhigt; er fühlt, daß er ihm vertrauensvoll folgen kann. Rodenberg leitet ihn in der Art, wie der Eigenthümer eines schönen Grundbesitzes einen geehrten Gast durch seine Gärten und Anlagen führt und ihn Scheunen und Ställe bewundern läßt. Der Besucher ahnt wohl, daß nicht Alles so herrlich ist wie Das, was ihm gezeigt wird; aber er hat auch nicht zu fürchten, unversehens in einen Graben zu fallen. Rodenberg sagt keineswegs die ganze Wahrheit über England — das hat übrigens Niemand vor ihm gethan und wird schwerlich Jemand nach ihm thun —, aber was er sagt, ist wahr und trägt den unverkennbaren und unnachahmbaren Stempel der Wahrheit.

Im ersten Capitel seines Buches beschreibt Rodenberg die Seereise von Hamburg nach London. Seine Bemerkung, daß ihm die Fahrt von der Rhede in Gravesend bis zum Bahnhofe daselbst „genau so viel gekostet hat, wie die Fahrt von Hamburg über die ganze Nordsee und die halbe Themse", ist nicht sehr beruhigend für Leute, welche mit schlecht gefülltem Geldbeutel nach England gehen — und möge von diesen beachtet werden.

Die nächstfolgenden Seiten „Elthorne-House" und „Schöne freundliche Gewohnheit des Daseins" sind zur Verherrlichung des Landlebens in England geschrieben.

„Nichts Erfrischenderes, nichts Erquicklicheres, als ein Blick oder ein Gang in den Garten, von welchem man in Elthorn-House rings umgeben ist. Ueberall ruht das Auge mit Wohlgefallen auf dem saftigsten Grün, athmet die Brust mit Behagen die reine Luft, welche voll ist von dem süßen Arom der Blumen und dem herzstärkenden Geruch von Laub und Pflanzen und Rosen und Kraut ..... Wie still auch ist die Landstraße! Man sollte nicht glauben, so nah bei London zu sein, diesem Ocean des Lebens, der unaufhörlich rollt, verschlingend und neu gebärend ohne Unterlaß. Hier hat man das Gefühl eines gewissen glücklichen Stillstandes. Man ist wie auf einer Insel, auf welcher Altengland sich erhalten; man kann sich der Täuschung einer Vergangenheit hingeben, die sonst nur noch in den Bildern, den Gedichten und Romanen des vorigen Jahrhunderts existirt: Karren fahren auf der Straße, Frachtwagen halten in den sonnigen Höfen kleiner Wirthshäuser, Heckenwege zweigen sich ab, und Meilenzeiger und Wegweiser stehen an den Kreuzungspunkten. Da und dort, aus der Umgebung laubiger Massen, die ganz in blauen Duft getaucht, ragt ein spitzer Kirchthurm .... Ich gehe weiter: immer feiertäglicher wird die Luft, immer stiller die Straße. Kinder spielen in einem Schattengang von ehrwürdigen, alten Bäumen; sie suchen Kastanien, wie vormals an dieser Stelle vielleicht ihre Großeltern und Urgroßeltern, welche unter den eingesunkenen Kreuzen neben der Kirche schlummern. Ein Ton, wie man ihn in unserer Zeit des Kampfes nur noch an diesen abgeschiedenen Stellen vernehmen kann, mischt sich mit dem Rauschen des Windes und des Laubes — eine Stimme der Klage, die doch so viel der „zitternden Hoffnung" in sich trägt, ach! so viel mehr, als wir unter stolzeren Denkmalen zu bekennen wagen; ein leiser Nachhall jener rührenden Elegie von Gray, „geschrieben in einem Dorfkirchhof", die nun für immer voll süßer Melancholie, voll Wehmuth und Wohllaut um solche niedere Gräber zu schweben scheint, das Loos Derer preisend, die darin ruhen — „far from the madding crowd's ingnoble strife"."

Diese anmuthige Idylle macht einem andern, ernsteren Bilde Platz. — Nach dem Lande die Stadt. In London sieht es nicht feiertäglich aus. Dort arbeitet man hart, unermüdlich, mit trotziger, fast finsterer Energie. Niemand, in der City oder in den Docks, scheint sich um „saftiges Grün" und um „spielende Kinder" zu kümmern.

„Als ich zum ersten Male nach London kam" — schreibt Rodenberg — „im Jahre 1856, da zählte diese Stadt 2,618,258 Einwohner und bedeckte 100 englische Quadratmeilen mit 333,500 Häusern; sechs Jahre später dehnte sie sich über 117 englische Quadratmeilen mit 362,890 Häusern und 2,803,034 Einwohnern aus; abermals sechs Jahre später, 1868, über 122 Quadratmeilen mit 400,788 Häusern und 3,162,635 Einwohnern; 1871 über 126 Quadratmeilen mit 417,028 Häusern und 3,251,804 Einwohnern. Man hat berechnet, daß die Einwohnerzahl Londons sich täglich im Durchschnitt um 126 Menschen, und im Jahre zwischen 40 bis 50,000 vermehre; heute daher müßte sie gegen 3,400,000 betragen, und da dort jedes Haus durchschnittlich von 8 Personen bewohnt wird, so müßte die Zahl der Häuser sich auf etwa 430,000 vermehrt haben. Um es mit einem Worte zu sagen, die Bevölkerung von London hat in den letzten zwanzig Jahren um so viel zugenommen, als die gegenwärtige gesammte Einwohnerzahl von Berlin beträgt, und in derselben Zeit um fast halb so viel Häuser, als ganz Berlin Wohnungen enthält."

Rodenbergs Enthusiasmus, wenn er mit wohlgefälligem Stolze niederschreibt, was die $3\frac{1}{2}$ Millionen Londoner während der letzten Jahrzehnte gearbeitet, geschaffen haben, ist aufrichtig, ist ansteckend. Er reißt den Leser mit sich fort und zwingt ihn mit ihm zu bewundern:

„Nirgends, in keiner andern Stadt der Welt, wird man Etwas sehen können, was sich an Kühnheit der Conception und Sicherheit der Ausführung mit der „Untergrund-Eisenbahn" von London vergleichen ließe; die Bewunderung, welche schon die bloße Thatsache verdient und ein flüchtiger Ueberblick hervorruft, wird noch gesteigert, wenn man sich mit den immensen Schwierigkeiten bekannt macht, unter welchen das Werk zu Stande gebracht worden. — Das subterrane London ist in seiner ganzen ungeheuren Ausdehnung unterminirt und durchzogen mit hundert und aberhundert Meilen von Röhren und Leitungen, von Kanälen und Tunnels. Da sind zuerst die Röhren der Wasserleitung, welche dem Riesenkörper Londons alltäglich eine Masse von 46,000,000 Gallonen zuführen. Da sind ferner die Gasröhren, welche die 360,000 Flammen, die sie auf den Straßen allein zu speisen haben, während

*) Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1876.

Digitized by Google

des Verlaufs von 24 Stunden mit 13,000,000 Cubikfuß Gas versorgen. Da sind endlich die Drainageröhren, welche in einer Gesammtlänge von 85 (engl.) Meilen die täglichen Effluvien in einem Betrage von 14,000,000 Cubikfuß, 14 Meilen unterhalb London-Bridge in die Themse ausleeren. Diese Kanäle der Ernährung und Ausscheidung im Körper von London mußten von der Untergrund-Eisenbahn überall in Betracht gezogen werden; sie durfte dieselben nicht verletzen, sie mußte bald parallel mit ihnen in einer Linie, bald über, bald unter ihnen sich einen Weg suchen. Die Kosten, selbst nach englischem Maße gemessen sehr hoch, sind für continentale Begriffe geradezu fabelhaft; die Schwierigkeiten nicht minder. Aber englisches Capital und englischer Unternehmungsgeist nahmen das Werk in die Hand, und heute ist es fertig. Die Welt hat nichts Aehnliches aufzuweisen, weder an Großartigkeit des allgemeinen Plans, noch an Bequemlichkeit der Benutzung für den Einzelnen."

Die Sauberkeit, die gute Technik, mit der Rodenberg arbeitet, geht recht deutlich aus der correcten Disposition seines Buches hervor. Rodenberg hat sein „Handwerk" studirt und versteht es. Das große Publicum mag sich darum wenig kümmern; es genießt die reifen Früchte, ohne sich Rechenschaft davon abzulegen, welche Mühe es gekostet hat, sie zu zeitigen. Aber der Mann vom Fach erfreut sich daran. Rodenberg hat uns nur ein kleines Bild von England gegeben; aber es ist ein abgerundetes, ein fertiges Bild; es fehlt nichts daran. Er hat vom Lande und von der Stadt gesprochen. Er durfte, da er auf der Insel war, das Meer nicht vergessen. Davon spricht er im letzten Capitel: „Am Seestrande".

Am Schluß seiner Arbeit angelangt, scheint Rodenberg gefühlt zu haben, daß er vielleicht allzu wohlwollend über England geschrieben habe. Er hat diesen Fehler — wenn Wohlwollen in einen Fehler ausarten kann — wieder gut machen wollen und auf den letzten fünf oder sechs Seiten hat er den Muth zu tadeln. Er spricht von der in England „organisirten Heuchelei". Aber dies Thema ist ihm wenig sympathisch und er verläßt es schnell wieder: „Wissenschaft und Religion, Staat und Kirche" — „das sind nicht Gegenstände der leichten Feriendiscussion." Ferienluft zieht in der That durch das ganze anmuthige Buch, in dem Rodenberg von „sonnigem Ausruhen" erzählen wollte und meisterhaft erzählt hat. Zwar bietet seine Arbeit, trotz der von seiner Bescheidenheit gemachten Reserve, auch dem Wißbegierigen des Interessanten Vieles; aber im Ganzen ist es ein Buch für Feierstunden, das man nach gethaner Arbeit zur Erholung aufnehmen darf, und, nachdem man es gelesen hat, mit inniger Befriedigung niederlegen wird.

A. L.

Georg Jenatsch.

Eine alte Bündnergeschichte von Conrad Ferdinand Meyer.

Die Literatur der Schweiz hat auf dem Gebiete der historischen Erzählungen in neuer Zeit beachtenswerthe Werke hervorgebracht, denn ihre Dichter wußten bisher verborgene Schätze ihrer vaterländischen Geschichte zu heben und die alten Urkunden mit poetischem Leben zu ergänzen. Im verflossenen Jahre lasen wir mit großem Interesse einen Roman aus der Westschweiz von Alfred Hartmann: „Die Denkwürdigkeiten des Kanzlers Hory", heuer erfreut uns Conrad Ferdinand Meyer mit einer Erzählung aus dem Bündnerlande.

Weniger bekannt, aber nicht minder ruhmvoll als die früheren Kämpfe der helvetischen Waldstätte um ihre Freiheit sind die nachfolgenden jener Cantone, die sich in den spätern Jahrhunderten der Eidgenossenschaft anschlossen. Ja, je weiter die Verwickelungen der eifersüchtigen Machtinteressen größerer Staaten, wie Frankreich, Spanien, Oestreich, das Schweizervolk bedrohten, um so schwerer ward es, Freiheit und Unabhängigkeit zu behaupten. Es galt nun, nicht mehr allein tapfer das Schwert zu führen, Streithammer und Morgenstern zu handhaben, oder mit Pfeil und Kugel das feindliche Ziel zu treffen, man mußte auch diplomatischen Listen und Ränken die Spitze bieten. Dies war um so schwieriger und gefährlicher, als es dem geraden Sinne des Volkes widerstrebend war.

Eine der hervorragendsten Gestalten solch' einer bewegten Zeit ist der Graubündnerheld Georg Jenatsch, der Mann, der umgeben von feindlichen Heeren in den Kämpfen des dreißigjährigen Krieges seinem theuern Bündnerlande Freiheit und Unabhängigkeit zu erringen wußte. Unmöglich konnten seine Mittel immer die eines streng rechtlichen oder sittlichen Werthes sein, und es war für den Verfasser gewiß keine leichte Aufgabe, dem wilden und ungestümen Charakter, der nicht nur als Vollstrecker eines Volksurtheils den Vater seiner Geliebten mordet, der auch zum Verräther an dem milden und hochgesinnten Herzog Rohan, seinem Freunde, wird, die Theilnahme des Lesers bis zuletzt zu erhalten. Der Dichter hat die Aufgabe, die er sich dabei gestellt, mit großer Kunst gelöst. Die Alles überragende Vaterlandsliebe des seltenen Mannes, welcher er Leben, Ehre, ja sich selbst zum Opfer brachte, flößt uns Ehrfurcht für ihn und tiefes Mitleid ein. Wie einem kühnen Bergsteiger folgen wir bangen Blickes dem Alles Wagenden. Jeden Augenblick meinen wir, sein Sturz sei gewiß; aber immer wieder erreicht er eine neue schwindelnde Höhe. Ich kann mich nicht enthalten, hier eine Stelle anzuführen, die einen solchen Moment schildert, und mir von besonders seelenkundiger Tiefe zu sein scheint:

„Noch einmal war eine Verwandlung mit ihm vorgegangen. Was heute aus seinen Augen blitzte, war nicht mehr der jugendliche Uebermuth von früher, war nicht die vor keinem Hinderniß zurückweichende Sicherheit, mit welcher er, seit sie (Lucretia) ihn wieder kannte, ihr entgegen getreten, es war etwas Maßloses in seinem Wesen, eine gereizte Gewaltsamkeit in seiner Stimme und Haltung, als hätte eine übermenschliche Kraftanstrengung ihn aus dem Geleise und über die letzten, seiner Natur gesetzten Marksteine hinausgeschleudert."

Das Interesse, das wir gleich von Anfang für Georg Jenatsch, von seinem ersten Auftreten an, gewannen, steigert sich fort und fort bis zu dem verhängnißvollen Tage, an dem wir ihn der lang geplanten Rache seiner Gegner unterliegen sehen. Fein und sinnreich ist sein tragisches Ende in die Buntheit eines Faschingsballes verlegt, der ihm zu Ehren gefeiert wird, als er auf der Höhe seines Strebens angelangt ist, und die letzten seiner Ziele erreicht sieht, alle bis auf eines, die Hand der edlen Lucretia, einer der schönsten Erscheinungen in dem Buche. Trefflich geschildert sind die beiden Zürcher, Herr Waser und der Locotenent Wertmüller; es sind mit allen Zügen guter Individualisirung ausgestattete Personen, echte Schweizernaturen, wie sie es vor zwei Jahrhunderten sein konnten, und heute noch anzutreffen sein mögen. Aber nicht nur seine Leute, auch sein Land und seine Nachbarländer kennt der Verfasser genau und weiß sie uns anschaulich zu machen. Die Scenen aus Venedig sind nicht minder gelungen, als die landschaftlichen Schilderungen aus den Bergen des Engadin und Veltlin. Wer jemals jene wilden und anmuthigen, so eigenthümlich zwischen Nord und Süd getheilten Landschaften besucht hat, wird lebhaft an die dort empfangenen Eindrücke erinnert werden, wenn ihm die Beschreibung eines Herbsttages, eines Föhnsturmes, einer Sommernacht in dem romantischen Rhätierlander aus dem Buche so stimmungsvoll entgegenweht, daß man sich eines leisen Reiseheimwehs und Wanderzuges nicht erwehren kann.

Hermann Lingg.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Von Gustav Floerke.

VI.

Adolf Menzel ist heuer durch sein bekanntes „Eisenwalzwerk" und durch die „Abfahrt des Königs zur Armee 1870" vertreten. Ohne generalisiren und in Schachteln vertheilen zu wollen, läßt sich doch ein Künstler von der einzigen Eigenart und Größe dieses größten Berliner Künstlers unter den Malern an dieser Stelle schwerlich ganz unabhängig von den beiden Düsseldorfern betrachten, denen wir den vorigen Artikel gewidmet haben, wenn auch fortgesetzte Parallelen über Parallelen für den Raum dieser Blätter zu weit führen würden.

Andreas Achenbach sieht das Wesen, Oswald die Poesie, Menzel das Leben seines Gegenstandes, wenn man eine grundlegliche, allerdings sehr grobe und allgemeine Unterscheidung feststellen will, die nur auf das Vorwiegen je eines dieser drei Hauptcharakteristica Rücksicht zu nehmen beabsichtigt.

Wenn ich innerhalb dieser gewiß reichlich subjectiv gefärbten Besprechungen noch extra eine persönliche Bemerkung machen darf, so schicke ich voraus, daß Menzel für mich seit Jahren das Höchste war, was ich mir nicht nur puncto Können, sondern auch als Neuschaffen auf Papier oder Leinwand denken kann, — wozu denn allerdings in erster Linie spielende Beherrschung der Mittel gehört. Und gegenüber seinen diesjährigen beiden Bildern kann ich weiter nichts thun als versuchen, diesen Eindruck einigermaßen zu zergliedern und als berechtigt nachzuweisen.

Wer nur Menzels „Pariser Boulevards", wer diesmal seine „Linden 1870" und sein „Eisenwerk" gesehen, wird mir beistimmen: Menzels stärkste Eigenschaft ist seine Persönlichkeit, ist, daß er eine Brille besitzt, wie Niemand vor ihm. Er sieht überall nur Bewegung, Durcheinander, Leben. Und er besitzt eine persönliche Fähigkeit, nicht etwa nur dies Leben zu studiren, sondern hineinzuschreiben, so erstaunlich, daß man seine Bewegungscharakteristik Zauberei nennen möchte. Besonders das kleinere der genannten beiden Bilder sieht aus wie ein der unbekannten gefährlichen Größe „Farbenphotographie" übermüthig und siegesgewiß hingeworfener Handschuh. Selbstbewußter und lächelnder durfte das allerdings Niemand thun als der Realist, der dies Augenblicksbildchen gemalt hat, wenn auch gerade seine Kunst den sogenannten Historienmalern gefährdeter erscheinen mag als die ihrige. Aber großgefühlte, großgegriffene und womöglich (ob in kleinem oder großem Format) großgemalte Kunst, ob sie Maschinenarbeiter oder Kaiser darstellt, ob sie „realistisch" oder „idealistisch" gesonnen erscheint, — das ist unsere Zukunft, sobald wir die Farbenphotographie erfunden haben, die alles Geringere unmöglich machen muß. Beten wir für sie, meine Freunde!

Erinnern wir uns — auch Oswald Achenbach malt Augenblicksbilder. Den grundleglichen Unterschied zwischen der zündenden Anschauung Beider haben wir bereits festgestellt. Aber an diesen grundverschiedenen Willen knüpft sich auch ein charakteristischer Unterschied der Erscheinung. Ich sagte, Menzels Bilder sähen wie hingeschrieben aus. Aber wie die Feder nur einen immer erkennbaren Strich hat, so könnte man auch Menzels Malerei in technischer Beziehung einseitig nennen, d. h. im Gegensatz zu den Bildern Oswald Achenbachs, von denen man sagen muß, daß sie entweder mit keiner oder in hundert verschiedenen Manieren gemacht sind. Auch bei letzteren sind die Figuren an sich und für den Moment charakteristisch, aber jede Figur, jeder Gegenstand, jeder Stoff hat so zu sagen seine eigene, seiner Erscheinung entsprechende Vortragsweise, die jedesmal des jeweiligen Gegenstandes wegen und mit ihm zugleich neu entstanden zu sein scheint.

Indessen der scharfe Beobachter des zuckenden, strömenden Lebens muß sozusagen geistreicher sein und erscheinen als der aus der Stimmung schöpfende Lyriker. Und so sind denn Menzels Bilder, auch denen Oswald Achenbachs gegenüber, die geistreichste Interpretation eines Augenblicks, die nur zu denken ist. In ihnen lebt, ganz abgesehen von der spielenden Bewältigung der Ausdrucksmittel, ein Ueberallsein der persönlichen künstlerischen Anschauung und eines auf das Wesentlichste der Lebensäußerungen dressirten Gedächtnisses, daß man wohl sagen kann: in kaum einem anderen Bilde der Ausstellung ist der Geist des Künstlers so deutlich allgegenwärtig, so allein schöpferisch, wie in den geringsten anscheinend äußerlichsten oder nebensächlichsten Dingen auf Menzels Bildern. Trotz der „Realisten", zu denen er gehört, und denen doch die „Naturerscheinung" das Höchste ist, und trotz der großen Genremaler andererseits, zu denen er ebenfalls gezählt werden muß, und bei denen die Persönlichkeit sofort zu erstarren pflegt, wenn die Haupthelden des Stückes fertig charakterisirt sind und der Rest gut durchgezeichnet ist! — Allerdings die Bildwirkung ist diesmal, was das staunenswerthe „Eisenwalzwerk" anlangt, an solchem Menzel'schen Leben einigermaßen zu Grunde gegangen.

Menzel und Oswald Achenbach gegenüber wäre in mancher Beziehung der Vergleich mit Bochmann verführerisch. Aber von Bochmann hätten wir auf eine solche Reihe von Parallelen und Gegensätze zu kommen — Brandt, Gierimsky, Dietz, Gentz ꝛc., — daß wir uns zunächst lieber anderen consequenzenloseren Beziehungen und einzelnen größeren Bildern „realistischer", d. h. wohl malerischer Anschauung zuwenden möchten.

Von Carl Gussow zu reden haben wir schon Gelegenheit gehabt — dennoch gehört er auch hier wieder in unsere Besprechung. Freunde, Gegner und Laien haben über seine drei Bilder „das Kätzchen", „verlornes Glück" und „der Blumenfreund" genügend Einseitiges zu Tage gebracht. Ich kann mich nach den allgemeinen Auseinandersetzungen, für welche ich ihn in Art. III als Beleg angeführt habe, an dieser Stelle mit Wenigerem begnügen, als dieser an drei Akademien in gutem fortschrittlichen Sinn erprobte Lehrer, dieser endlich einmal wieder einseitig energische Künstler oder meinetwegen Techniker sonst wohl in Lob und Tadel verdiente. Gerade gegenüber Menzel erscheint der „Realist" Gussow kaum jemals als Jemand, dem an dem realistischen Packen eines wirklichen Moments irgend etwas gelegen. Das Leben zwischen den einzelnen Trägern seiner Sache ist z. B. in seinem „Kätzchen" nicht allzu lebendig — Malerei und Farbe treten an seine Stelle. Das Motiv selber ist auch nicht gerade überzeugend: daß sich nämlich vier Bauern und Bäuerinnen um ein Kätzchen besonders kümmern und in Besorgung setzen. Ich glaube vielmehr, daß so eine Composition aus Einzelstudien, aus vier Figuren zusammengesetzt ist, die Gussow nacheinander aus malerischen Gründen gemalt hat. Aber heute ist der Zusammenhang da, geistig wie coloristisch ist das eine Gruppe — ein Bild. Gussow ist zwar in erster Linie Techniker (und ich sehe, wie ich öfter zu sagen Gelegenheit hatte, am wenigsten heutzutage einen Tadel darin) aber es ist nicht blos Können, was seine Bilder macht, sondern ebensosehr Wissen und Zwingen durch Energie, ein Weg, auf dem er sogar in den Grenzen seiner Richtung zu immerhin bedeutenden coloristischen Wirkungen gelangt.

In Berlin erscheint Gussow diesmal etwas forcirt. Sein „Blumenfreund", dächte ich, wäre unnöthig brutal, als ob er den Berlinern sagen wollte: „ich genire mich durchaus nicht wegen eurer Geschmacksbedürfnisse", sein „verlornes Glück" hingegen kommt mir vor, als ob er im selben Athem erklären wollte, „übrigens kann ich das auch, was so z. B. euer Richter kann". Vielleicht sind Gussows Motive denen, die ich ihm hier unterlege, absolut fremd. Bezeichnend aber erscheint mir das Gesagte durchaus und die Thatsache, daß nämlich die beiden hier zuletzt genannten Bilder auf denjenigen, der Gussow sonst verfolgt hat, einigermaßen unbehaglich wirken, muß ich wenigstens für mich constatiren.

Aber mag er diesmal selbst in seinem „Kätzchen" des Guten und absichtlich Tendenziösen etwas zu viel gethan haben, — mag ihm das unbefangene Leben wie die Poesie des Ganzen fehlen — Eines schickt sich nicht für Alle! Er hat Anderes dafür. Von seinem unfehlbaren Können will ich nicht wieder reden. Aber direct steht er doch der Natur so nahe wie möglich, und wenn nicht geistvoll oder poetisch, so doch stramm und derb; er besitzt, wenn man das Wort entschuldigen will, einen Grad von Forsch-sein-können, zu welchem sich selbst das heutige Deutschland meiner Meinung nach nur gratuliren könnte. Bisher allerdings scheint es, wie ich aus belgischen Zeitschriften ersehe, daß es wieder einmal Fremden vorbehalten war, ein energisches (wenn auch einseitiges, so doch ungeheuer lehrreiches) deutsches Talent (ich meine als Maler, nicht nur als Lehrer) anzuerkennen.

Eine entschiedene Aehnlichkeit mit Gussow in der unbeugsam „realistischen" Anschauung läßt sich denn auch an dem Belgier Alex. Struyß mit Leichtigkeit erkennen, der heute Gussows Stelle in Weimar auszu-

Digitized by Google

füllen versucht. Gewisse Schwächen letzterem gegenüber sind bei dem Maler der „Raubvögel" nicht zu verkennen. Indessen gestatten wir uns hier seine Aehnlichkeiten und vorzüglichen Eigenarten in den Vordergrund zu stellen, da uns, bei der Kürze dieser Besprechungen, das Gute und Besondere in erster Linie beschäftigen muß, während sich die Schwächen möglichst nebenher darzustellen haben.

Vor Allem, will mir scheinen, fällt, trotz der ungünstigen Raumverhältnisse der engen Ausstellungscorridore und trotz des grellen Lichts, das große Struyß'sche Bild als besonders gesund gemalt aus der großen Menge selbst besserer deutscher Bilder heraus. Fast alle unsere Bilder (und diese Erkenntniß ob angenehm oder nicht ist endlich nöthig) sehen neben ihm und ähnlichen, wie hart er auch sein mag, gemacht aus, — man merkt ihnen das Material an, mit dem sie gemalt, oder die Mühe, mit der sie hergestellt sind. Von Poesie hat diese erbarmungslose Malerei keine Spur — so daß man bei ihr z. B. gegenüber Böcklin mit gutem Gewissen von Verzeichnungen reden dürfte, wenn solche vorhanden oder dieser Sicherheit gegenüber möglich wären, — aber eine lebendige Charakteristik des Moments wie des Einzelnen und des Details weiß Struyß dafür in Scene zu setzen, und zwar in Lebensgröße, die nur Jemand eine übertriebene nennen kann, dem das unangenehm tendenziöse Motiv nicht nur den Geschmack an dem Bilde, sondern auch das Verständniß für diese große Malerei verkümmert hat. Für Unbefangene brauche ich wohl nur an den beliebten Herrn Grützner zu erinnern, dessen Pfaffen selbst in ihrem kleinen Maßstabe Caricaturen gegen die großartig überzeugende Gewalt sind, mit welcher Struyß in Form von stupider Disciplinirtheit und gewissenloser Schönrednerei die Gefährlichkeit seiner Jesuiten nachgewiesen hat. Als Beweis für die Objectivität seiner Charakterschilderung mag angeführt werden, daß dies Bild in Antwerpen von den klugen ultramontanen Blättern dahin erklärt werden konnte: „Jemand, der vom Staate eingezogene Kirchengüter gekauft hat, beruhigt seine Gewissensbisse auf dem Sterbebette dadurch, daß er sein ganzes Vermögen der Gesellschaft Jesu vermacht."

Aber immerhin — diese tendenziöse Absicht bekundet die echt belgische Neigung für das interessante, womöglich aufregende Motiv, vermöge deren diese modernen Niederländer die schlimmsten unter den Malern wären, wären sie nicht so unfehlbar malerisch beanlagt. Struyß sucht wie der schlechteste deutsche Historienmaler nach „Stoffen", aber wie malerisch kommen sie bei ihm zur Welt, für den wenigstens, der von allerlei Merkwürdigkeiten, selbst Geschmacklosigkeiten und Rücksichtslosigkeiten absehen kann! Der Moment ist von vornherein gegriffen und charakterisirt, in breitester Weise. Eine Robustheit tritt dabei, wie in seiner Malerei überhaupt, zu Tage, der gegenüber die eigentlich deutsche Malerei wie eine Quälerei mit Farben aussieht. Und eine einfache, schlagende Wirkung besitzen diese Bilder (ich denke nebenher fortwährend an das fabelhaft charakteristische und viel weicher gemalte Porträt von Wanters), welche sie gegenüber unseren größesten Realisten wenigstens, heißen sie nun Menzel, Bochmann oder wie sonst, durchaus eigenartig hervorhebt.

Und diese Wirkung ist der einfachsten, vornehmsten Entstehungsart: große, groß behandelte, malerisch vollkommen bewältigte Flächen und Gegensätze bilden, entsprechend einer breiten, rein malerischen Anschauung, den künstlerischen Kern dieser Gemälde, ohne daß die Charakteristik im Geringsten dabei litte. Ich weiß ohne sonst Parallelen ziehen zu wollen, nur an Rembrandts „Anatomie" zu erinnern, um mich ganz verständlich zu machen.

Um noch specieller von dem Wanters'schen „Porträt des Herrn Somzée" zu reden, füge ich dem bisher Gesagten lediglich die Ansicht hinzu, daß dies Bildniß dasjenige auf der Ausstellung ist, welches mich in der Art, wie es „aus dem Handgelenk geschüttelt" erscheint, als Lebensauffassung und in Bezug auf Lebensfähigkeit ganz allein direct an die alte große Zeit der Porträtmalerei erinnert. Daß Manier und Farbe einigermaßen auf Franz Hals zurückweisen, erscheint mir heutzutage, und den gerühmten wesentlichen Eigenschaften dieses Bildes gegenüber, höchstens werth zu constatiren.

Und um unsere heutige Unterhaltung mit einer allgemeineren Notiz zu schließen: als ein Hauptverdienst der Struyß, Wanters, Linnig (Commandantenstraße) und ihrer Gesinnungsgenossen erscheint mir für die Kunstgeschichte Belgiens und Deutschlands der Umstand, daß sie eine Richtung gestürzt haben oder zu stürzen im Begriff sind, wie sie de Vierfe und selbst de Vriendt in Berlin vertreten und die doch nur die alte akademische Convention unter neuer Flagge einschmuggeln. Allerdings besser als diese, die sich komischer Weise einbildeten, den Rubens auf der Palette zu haben, haben selbst wir Deutschen inzwischen malen gelernt; aber diese Jungen, die endlich wieder den großen alten Meistern, gleichviel wem, im Geiste ähnlich zu sehen anfangen, malen bereis wieder besser als wir — und zwar — Ausnahmen zugelassen — um ein Bedenkliches!

Notizen.

Der Verwaltungsrath der deutschen Schillerstiftung hat zum 10. November einen Bericht über das Wesen und Wirken der Schillerstiftung an die verschiedenen Zeitungen versandt. Dieser Bericht zeigt die segensreiche Thätigkeit, welche diese Stiftung seit ihrem Entstehen entfaltet hat. Seit dem Entstehen derselben bis Ende 1874 sind 227 Schriftsteller und deren Hinterbliebene unterstützt worden.

Während des Zeitraums von 1870—1874 verausgabte die Schillerstiftung die Gesammtsumme von 232,312 M. 22 Pf. Die höchsten lebenslänglichen Pensionen betrugen bisher 1500 M. jährlich, und solcher erfreuen sich nur 2 Stiftungspensionäre, während einem derselben nur 1200 M., 6 Pensionären nur 900 M., 2 Pensionären nur 600 M. jährlich ꝛc. bewilligt werden konnten. Diese Summen sind in vielen Fällen geringer, als sie sein sollten. Um wirksamere Hülfe leisten zu können, müßte die Stiftung, wie dies in den ersten Jahren ihrer Wirksamkeit erfreulicher Weise geschah, öfter mit Schenkungen, Vermächtnissen, Benefices und ähnlichen Zuwendungen bedacht werden. Wir bitten alle Freunde der vaterländischen Literatur, keine für solche Zuwendungen sich darbietende Gelegenheit ungenutzt vorübergehen zu lassen.

An Jahresbeiträgen empfängt die Stiftung Seiten des Deutschen Kaisers 1000 M., Seiten der Deutschen Kaiserin 150 M., Seiten des Kaisers von Oestreich 500 Fl., Seiten des Königs von Sachsen (außer den Räumlichkeiten für die Vorortsexpedition im sogenannten Prinzenpalais) 500 M. auf die Dauer der Dresdener Vorortschaft, Seiten des Großherzogs von Weimar den Ertrag je einer zum Besten der Weimarischen Zweigstiftung veranstalteten Vorstellung im Weimarischen Hoftheater, sowie die von derselben Stiftung für ihre Expeditionsräume im Schillerhaus zu erlegende Miethe im Betrage von 750 M.

Wir selbst haben Gelegenheit gehabt, in zwei Fällen die Unterstützung der Schillerstiftung für unterstützungsbedürftige Angehörige verdienstvoller Schriftsteller anzurufen und können uns über das Wohlwollen, mit denen man diesen Gesuchen entgegengekommen ist, über die Schnelligkeit und den Takt der geschäftlichen Erledigung nur rühmend und dankbar aussprechen. Möchte die Schillerstiftung durch reichlich zufließende Spenden in den Stand gesetzt werden, noch durchgreifender, als es ihr bis jetzt möglich ist, dem unverdienten Elend der Schriftsteller und ihrer Angehörigen entgegenzuarbeiten.

Literarische Notizen.

Aus der großen Anzahl der in jüngster Zeit erschienenen Werke greifen wir einige heraus und geben an dieser Stelle kurze Notizen darüber, die eine spätere, etwa noch zu veröffentlichende eingehendere Besprechung derselben nicht ausschließen sollen.

Felix Dahn hat sein vaterländisches Schauspiel „Deutsche Treue" in Leipzig bei Breitkopf und Härtel veröffentlicht. Wir beschränken uns auf diese Angabe, da wir auf das Stück selbst, das inzwischen am Berliner Hoftheater zur Aufführung gekommen ist, noch zurückkommen werden.

Von Friedrich Bodenstedt sind in der Grote'schen „Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller" unter dem Titel „Theater" zwei dramatische Dichtungen, eine fünfactige, historische Tragödie, „Kaiser Paul" und ein vieractiges Lustspiel „Wandlungen" dem Lesepublicum übergeben. Im Vorwort erzählt uns Bodenstedt, daß die Aufführung des „Kaiser Paul" allen königlichen Hofbühnen von entscheidender Stelle verboten worden sei. Er fügt hinzu, man habe Mittel und Wege gefunden, auch an größeren Stadtbühnen die Aufführung zu verhindern. Es ist Schade,

Digitized by Google

daß Bodenstedt es bei dieser Bedeutung bewenden läßt. Daß Hofbühnen gewisse Rücksicht zu nehmen haben, ist ganz begreiflich; daß aber der Einfluß der für die Hofbühnen maßgebenden Persönlichkeiten so weit gehe, auch die Directionen der unabhängigen Stadttheater von der Aufführung eines Stückes, von dem diese sich einen Erfolg versprechen, abzuschrecken, das ist uns neu; das wäre doch eine ganz bedenkliche Erscheinung, und es würde verlohnen, sie etwas näher in's Auge zu fassen. Das Lustspiel „Wandlungen" ist in Hannover aufgeführt worden. Vielleicht werden wir dasselbe in Berlin zu sehen bekommen und dann die Gelegenheit haben, dasselbe einer kritischen Besprechung zu unterwerfen.

Von Rudolf Gottschall sind ebenfalls zwei neue dramatische Dichtungen erschienen, welche das 9. und 10. Bändchen seiner dramatischen Werke, Leipzig 1877, Brockhaus, füllen, „Amy Robsart" und „Arabella Stuart". Beides sind fünfactige Trauerspiele. „Amy Robsart" lehnt sich in den Grundzügen des dichterischen Plans an den Roman von Walter Scott „Kenilworth" an, aber der Dichter beansprucht in einem Nachwort von einer unabhängigen Kritik das Zeugniß, daß die Dichtung vollen Anspruch auf Selbstständigkeit geltend machen könne. Das Trauerspiel ist in Leipzig und in Weimar mit Erfolg zur Aufführung gekommen. Das zweite Trauerspiel, „Arabella Stuart", in welchem ebenfalls einzelne Motive aus den Romanen von James und Walter Scott frei benutzt worden sind, wird demnächst am Wiener Hofburgtheater zur Aufführung kommen.

Wilhelm Oechelhäuser hat von seinen Bearbeitungen der Shakespeare'schen Werke nach den Schlegel-Tieck'schen Uebersetzungen den 17. und 18. Band, „Othello" und „König Johann" veröffentlicht (Weimar, Alexander Huschke, 1876). Wie bei den früheren hat der Bearbeiter auch hier in umfangreichen Einleitungen das historische und kritische Material dargelegt, seine Bearbeitungen speciell motivirt, die Stücke selbst analysirt und endlich die Literatur darüber besprochen.

* * *

Im Anschluß an die dramatischen Dichtungen und Bearbeitungen wollen wir einige auf die dramatischen Dichter bezüglichen Werke hier anführen. Da verdient in erster Reihe genannt zu werden die umfangreiche Studie „William Shakespeare" von Karl Elze, Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1 Band, 651 Seiten. Elze hat das ungeheure Material in acht Capiteln behandelt. In den ersten vier Capiteln bespricht er die Heimat, Kindheit und Jugend Shakespeares bis zu seiner Uebersiedlung nach der Hauptstadt, gibt eine eingehende Schilderung des damaligen London und des englischen Theaters bis auf Shakespeare. Das fünfte und umfangreichste Capitel ist den Shakespeare'schen Werken gewidmet, im sechsten ist Shakespeares Bildung, im siebenten sein Charakter und seine Weltanschauung besprochen, und im achten die letzten Lebensjahre in Stratford und sein Tod. Wenn wir es einstweilen bei diesen nüchternen thatsächlichen Angaben bewenden lassen, um der Besprechung, die diese ernsthafte Studie in diesen Blättern finden wird, nicht vorzugreifen, so wollen wir doch gleich über eine Aeußerlichkeit unser Bedauern aussprechen: es fehlt dem Buch eine eingehende Angabe des Inhalts und ein Namen- und Sachregister. Elzes Studie ist dazu bestimmt, häufiger zum Nachschlagen benutzt zu werden; es wäre menschenfreundlich, wenn die Verfasser ihren Lesern die Mühe des langen Suchens nach irgend einer Einzelheit durch ein Register, oder zum mindesten durch eine genaue und eingehende Bezeichnung des Inhaltes jedes Capitels erleichterten.

Von der weit verbreiteten, allgemein bekannt und beliebt gewordenen Schrift „Schillers Leben und Werke" von Emil Palleske ist die neunte verbesserte Auflage, Stuttgart 1877, Karl Krabbe, erschienen. Als Beitrag zur Biographie des Dichters haben wir hier noch zu nennen den sehr interessanten „Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta", herausgegeben von Wilhelm Vollmer, Stuttgart, J. G. Cotta, der allein 467 Nummern zählt; außerdem sind noch eine große Anzahl von zeitgenössischen Briefen Schiller'scher Freunde und Verwandter mit aufgenommen worden. Fast das gesammte Material war bisher ungedruckt. Der Briefwechsel ist ein neues unvergängliches Denkmal für die hohe Gesinnung Schillers, ist zugleich ein Zeugniß für den edeln Charakter des verständnißvollen Verlegers Cotta. Dieser Briefwechsel bildet ein natürliches Seitenstück zu dem zwischen Schiller und Goethe. Wie jener ein Freundschaftsbündniß zwischen den beiden Dichtern, dem kein anderes in der Gesammtliteratur zur Seite zu stellen ist, beurkundet, so bringt dieser zur lebendigen Anschauung, wie aus einer rein geschäftlichen Verbindung ein freundschaftliches und intimes Verhältniß herauswuchs, dessengleichen kaum ein zweites zwischen Dichter und Verleger zu finden sein dürfte. Der Herausgeber hat sehr wohl daran gethan, auch die rein geschäftlichen Briefe im Wortlaut mitzutheilen. Alles, was wir über Schiller Neues erfahren, läßt uns den Menschen lieber gewinnen und keine noch so geringfügige Mittheilung dünkt uns werthlos. Es ist ein ebenso interessantes und inhaltreiches, wie liebenswürdiges Buch.

Von dem gleichen Gesichtspunkt aus ist auch die Publication der „Briefe von Schiller an den Herzog Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg", herausgegeben von A. L. J. Michelsen (Berlin, Gebrüder Paetel), mit Freude zu begrüßen. Diese Briefe über ästhetische Erziehung, welche eine große Summe geistiger Thätigkeit unseres Dichters darstellen, sind hier zum ersten Mal in ihrem ungedruckten Urtext vereinigt. Sechs dieser Briefe sind vollständig mitgetheilt und vom siebenten der Anfang. Nach der Hypothese des Herausgebers wird Schiller wahrscheinlich 10 Briefe an den Herzog gerichtet haben; die Hoffnung, die noch fehlenden aufzufinden, ist, wie der Herausgeber sagt, noch nicht ganz aufzugeben; dieselben befinden sich vielleicht noch abschriftlich unter den Augustenburgischen oder als Concepte unter den Schiller'schen Papieren. Die Umarbeitung dieser Briefe, die in den „Horen" veröffentlicht wurde, war bedeutend umfangreicher. In den „Horen" veröffentlichte Schiller über dasselbe Thema 27 Briefe.

Ein Seitenstück zu der oben erwähnten Schillerbiographie bildet „Goethes Leben und Werke" von G. H. Lewes; mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Julius Frese. Diese beste Goethebiographie ist jetzt bereits in 11. Auflage im Verlage von Karl Krabbe in Stuttgart erschienen. Die Vorzüge dieser ausgezeichneten Arbeit sind so allseitig anerkannt, daß die einfache Anzeige genügt. Einen sehr interessanten, inhaltreichen, unterhaltenden, geistvollen und in vorzüglichem Deutsch geschriebenen Beitrag zur Goetheliteratur gibt uns Franz Dingelstedt in seiner dramatischen Studie „eine Faust-Trilogie" (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel). Dingelstedt entwickelt darin seine Vorschläge für die Aufführung des Gesammt-Faust. Jeder dieser Vorschläge läßt den erfahrenen, scharfsinnigen und feingebildeten Dramaturgen erkennen — den Theoretiker und den Praktiker in einer Person. Für die Stätte der Aufführung denkt Dingelstedt nicht an eines der bestehenden Hoftheater, er denkt an das Bühnenfestspielhaus zu Bayreuth, „den Schauplatz nationaler Festspiele idealer Gestalt", an „ein Werk der Zeit, das die Kraft Eines Mannes mit den Mitteln eines Volkes geschaffen hat".

Wir haben noch zweier Beiträge zur Lessingliteratur zu gedenken. Dr. Emil Godschlich hat den Einfluß der aristotelischen Studien Lessings auf seine Werke dargestellt (Berlin 1876, Verlag von Franz Vahlen) und die Herren Dr. Friedrich Schröter und Dr. Richard Thiele haben die Hamburgische Dramaturgie für die obersten Classen höherer Lehranstalten und den weiteren Kreis der Gebildeten erläutert. Dem unvergleichlichen Lessing'schen Werke, das, wie viele andere, mehr citirt als gekannt ist, ist durch die Anmerkungen der gewissenhaften Herausgeber ein breiter Weg gebahnt.

Aus der großen Zahl der erzählenden Dichtungen heben wir nur folgende hervor: Von dem zweibändigen Roman von Heinrich Laube, „das junge Europa", ist in der Ausgabe von Laubes gesammelten Schriften (Wien 1876, Wilhelm Braumüller) eine neue Auflage erschienen.

„Der Bildschnitzer von Achensee", Roman von Robert Schweichel, drei Theile in einem Bande (Berlin 1876, Otto Janke), hat bereits seine dritte Auflage zu verzeichnen, eine Ehre, welche dieser spannende, gut componirte und gut durchgeführte Roman wohl verdient.

Von Helene von Hülsen ist unter dem Titel: „Ohne Flitter" eine Sammlung von neuen Novellen erschienen (Berlin 1877, Plan'sche Buchhandlung, Henri Sauvage). Die Eigenart dieser Schriftstellerin ist aus ihren früheren Erzählungen bekannt. Sie verschmäht alle pikante Würze und alle grobsinnlichen Effecte, sie erzählt in einfacher und gemüthvoller Weise Einfaches und Gemüthvolles; sie wendet sich nicht an ein raffinirtes und überreiztes Publicum, das nach Aufregung dürstet, ihr Leserkreis ist vorzugsweise der sinniger, beschaulicher und unverdorbener Naturen. Die Erzählungen der Helene von Hülsen gehören zu denen, die ein junges Mädchen nicht zu verstecken braucht, wenn es bei der Lectüre betroffen wird.

La mère en permettrait la lecture à sa fille.

Digitized by Google

Schon das dem Buche vorangestellte weiße Blatt mit dem Wort „Widmung" läßt seine Bestimmung, als Geschenk für junge Mädchen zu dienen, erkennen. An dieser Stelle lassen wir es uns genügen, auf das Erscheinen der namhaft gemachten Romane nnd Novellen hingewiesen zu haben.

* * *

Als erste Vorläufer der Weihnachtsliteratur sind die jetzt ausgegebenen Werke des Grote'schen Verlags, Berlin 1876, zu bezeichnen.

Tennysons „Enoch Arden" gehört in Bezug auf die künstlerische Ausstattung zu dem Besten, was der deutsche Büchermarkt seit langer Zeit geliefert hat. Die Uebersetzung von Adolf Strodtmann ist gewissenhaft nnd fließend, die Thumann'schen Illustrationen sind von einer Liebenswürdigkeit, Feinheit und Stimmung, die wahrhaft entzückend sind. Es sind keine Illustrationen in dem leider gewöhnlich gewordenen Sinne des Wortes, es sind selbstständige Kunstschöpfungen, zu denen die Dichtung den Künstler, der selbst weiter dichtet, angeregt hat. Der feinfühlige Künstler, den wir selten so durchweg glücklich gesehen haben wie in allen diesen Zeichnungen, ist von den Xylographen Hermann Günther und R. Brend'amour auf das Beste unterstützt worden. Die äußere Ausstattung dieses Werkes ist in jeder Beziehung, im Papier, im Druck, im Einbande, eine meisterhafte. Wir können dieses vorzügliche Werk auf das Wärmste empfehlen.

Einfacher aber ebenso geschmackvoll ist die 7. Auflage der „Spaziergänge eines Wiener Poeten" von Anastasius Grün ausgestattet, für welche die Verlagshandlung die geschmackvolle Schwabacher Schrift aus der B. G. Teubner'schen Officin gewählt hat. Die Anstrengungen, welche einige unserer guten Verlagshandlungen in neuester Zeit machen, in Bezug auf die äußere Ausstattung der Dichterwerke, die bis vor Kurzem in Deutschland auf das Aergste vernachlässigt wurde, mit Frankreich und England zu wetteifern, können nicht rühmend genug anerkannt werden.

Wir wollen hier gleich noch ein anderes Buch namhaft machen, das ebenfalls in Schwabacher Schrift gedruckt ist: „die Nachtwachen des Bonaventura", welche einen Theil der „Bibliothek deutscher Curiosa" bilden (Lindau und Leipzig 1877, Verlag von Wilhelm Ludwig). Diese Bibliothek hat sich die Aufgabe gestellt, Werthvolles aus vergessenen Schachten deutscher Literatur heraufzuförden. Die Nachtwachen sind ein dichterischer Versuch J. von Schellings und bilden einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß des Philosophen und seiner Geistesentwicklung. Von dem Original des 1805 erschienenen Buches waren bis zu diesem Neudruck nur noch 5—6 Exemplare vorhanden. Die Wiederherstellung ist sehr verdienstlich; und auch hier verdient die Ausstattung und der Druck aus der Breitkopf und Härtel'schen Officin alles Lob.

Von der nordischen Sage „König Sigurds Brautfahrt" von Emanuel Geibel ist im Verlag von Karl Krabbe in Stuttgart die vierte Auflage erschienen; ein neues Gedicht von Felix Dahn, „die Amelungen", im Verlage von Breitkopf und Härtel, Leipzig 1876.

* * *

Von Sammlungen früher bereits durch die Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichter Aufsätze sind zu nennen:

„Portraits und Studien", von Rudolf Gottschall (Leipzig 1876, Brockhaus), welche den 3. und 4. Theil der „literarischen Charakterköpfe" bilden. Der 3. Theil enthält ausschließlich Charakteristiken von Dichtern, nämlich: Grillparzer, Heigel, Hoffmann von Fallersleben, Robert Prutz, Rudolf Böttger, Roderich Benedix und Otto Ludwig. In dem 4. Bande finden sich die Charakteristiken der Philosophen Hegel, David Strauß und Ludwig Feuerbach, des Schauspielers Emil Devrient, der Kriegslyriker von 1813 und 1870, der Biographie der Neuzeit und Victor Hugos als Romanschriftsteller. Den Lesern von „Unsre Zeit" werden die meisten dieser wohlwollenden und gewandt geschriebenen Charakteristiken bekannt sein.

Daniel Spitzer, einer der witzigsten Köpfe unserer Zeit, hat eine dritte Sammlung seiner „Wiener Spaziergänge" (Wien 1876, Verlag von L. Rosner) veranstaltet. Spitzer hat hier etwa ein halbes Hundert seiner besten Feuilletons znsammengestellt, die mit dem unheilvollen „Krach" beginnen und mit der Schilderung „eines Tages während der Bayreuther Schreckenszeit" schließen. Es ist eine vielleicht nicht vollständige, aber jedenfalls die originellste und amüsanteste Geschichte unserer Zeit. Ueber Spitzer ist in diesen Blättern schon gelegentlich seiner früheren Publicationen gesprochen worden, und er selbst hat alles Gute, was wir ihm nachsagen konnten, durch einen seiner Beiträge bestätigt. Spitzer ist oft schonungslos, bisweilen sogar ein bischen boshaft, aber selbst in seiner schmerzhaftesten Satire ist seine Form von einer unwiderstehlichen Grazie, und überall zeigt sich eine tüchtige, solide Bildung. Er ist unter Umständen rücksichtslos, aber niemals ungezogen. Für den reellen Werth dieser anscheinend so flüchtig hingeschriebenen Skizzen spricht schon der Umstand, daß dieselben durch die Einbuße der Actualität von ihrer Frische und von ihrem Reize nichts verloren haben; im Gegentheil, losgelöst von den Erregungen des Tages, dem sie ihr Entstehen verdanken, machen sie im Buche einen wo möglich noch günstigeren Eindruck, als sie in der Tageszeitung schon ausgeübt hatten. Die meisten dieser Feuilletons sind in der „Neuen freien Presse" erschienen.

Von dem modernen Feuilletonisten zu dem der Vergangenheit ist der Uebergang leicht gefunden. Professor Friedrich Brockhaus hat vor einiger Zeit (Leipzig 1876, F. A. Brockhaus) über „die Briefe des Junius" eine wenig umfangreiche, aber sehr werthvolle Schrift veröffentlicht, welche ein getreues Bild von den Zuständen unter Georg III. gibt, die weltberühmten Briefe des Junius analysirt und charakterisirt, die politischen Lehren, welche er ertheilt, daraus auszieht und endlich die Frage nach dem großen Unbekannten zu lösen sucht — wie wir glauben, löst. Brockhaus vertritt die von Taylor aufgestellte Hypothese, die in der That die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß der Verfasser der Juniusbriefe identisch sei mit Sir Philip Francis, dem „Statthalter von Bengalen", den Laube auf die Bühne gebracht hat. Brockhaus' Beweisführung erscheint uns schlagend.

Von wissenschaftlichen Werken haben wir außer diesem noch anzuführen: „Der Naturgenuß, eine Phisophie der Jahreszeiten" von Hieronymus Lorm (Berlin 1876, A. Hofmann & Co). „Die confessionslose Religion" von Dr. W. L. (Berlin 1877, Elwin Staude). Die Schrift gipfelt in dem Verlangen, den nicht-confessionell Gesinnten die Verbreitung des freien Denkens durch Wort und Schrift und die Bethätigung desselben durch ein confessionsloses, aber nichts desto weniger religiöses Gemeindeleben von Staatswegen zu gewähren. — Friedrich Latendorf hat Sebastian Franks erste namenlose Sprüchwörtersammlung vom Jahre 1532 in getreuem Abdruck mit cultur- und literargeschichtlichen Beilagen herausgegeben (Pösneck 1876, Karl Latendorf). Es ist ein nicht nur sehr gelehrtes, sondern auch sehr unterhaltendes Werk. Wir fügen hier noch an: „Das Urheberrecht an Schrift- und Kunstwerken, Abbildungen, Compositionen, Photographien, Mustern und Modellen nach deutschem und internationalem Recht", systematisch dargestellt von Professor Dr. Klostermann (Berlin 1876, Franz Vahlen), das namentlich allen Schriftstellern, Künstlern und Verlegern von Büchern und Kunstwerken sehr zu empfehlen ist.

Dr. Heinrich Jaques hat ein „Lebens- und Geistesbild von Alexis de Toqueville" herausgegeben (Wien 1876, Karl Gerolds Sohn). Toqueville ist einer der schärfsten Denker und edelsten Charaktere des modernen Frankreichs. Der Schriftsteller Toqueville wird von allen Kennern der französischen Literatur hochgeschätzt; durch die liebevolle, anziehend und geistvoll geschriebene Studie lernen wir auch den Menschen verehren. Ein Stück Charakterbild ist auch das neue Werk von Victor Hugo, das den stolzen Titel: „Thaten und Worte" führt (Stuttgart 1876, August Auerbach), aber eigentlich blos „Worte", oder zum mindesten „Worte und Thaten" heißen sollte. Es sind die gesammelten Reden Victor Hugos. Einige derselben haben für uns das Interesse verloren, sie beziehen sich auf Ereignisse, die längst unserm Gedächtniß entrückt sind; aber viele andere haben sich ihre volle Frische zu erhalten gewußt. Victor Hugo ist in seiner Weise ein Redner ersten Ranges. Der packende Ausdruck, das zündende Wort, die wirksame Phrase versagen ihm nie, wenn er ihrer bedarf. In unserer ruhigen Kammerrhetorik wäre ein solcher Redner allerdings undenkbar; aber man begreift vollkommen die Wirkung, welche die Victor Hugo'schen Reden in Frankreich haben ausüben müssen. Diese Reden sind eine jetzt unentbehrlich gewordene Ergänzung zur Charakteristik des Dichters; alle Eigenarten seines ungestümen, aber doch eigenthümlich sympathischen Naturells treten hier in diesen oft momentanen Ausbrüchen der Empfindung naturgemäß noch greller hervor, als in den reiflich erwogenen und wohldurchdachten Ausdrücken, die er seinen Gefühlen in den dichterischen Werken gibt.

Es bedarf keiner Motivirung, um von Victor Hugo auf die Schauspieler zu kommen. In der „Librairie des Bibliophiles" erscheinen lieferungsweise die Biographien der ersten französischen Schauspieler. Die Ausstattung ist musterhaft, jeder Lieferung ist ein Porträt beigegeben (Radirung, Zeichnung von Léon Gaucherel). Die neusten Lieferungen bringen die Lebensschilderungen von Sophie Croizette und von

Digitized by Google

Sarah Bernhard. Den Text hat Francisque Sarcey, einer der angesehensten Pariser Kritiker geschrieben.

Schließlich wollen wir noch auf eine neue Ausgabe der sämmtlichen Werke von Alfred de Musset die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken; dieselbe erscheint im Verlage von Alphonse Lemerre in Paris und umfaßt im Ganzen 10 Bände. Sie zeichnet sich aus durch äußerste Correctheit im Texte, einige discrete, aber sehr erwünschte Anmerkungen, die am Schluß der Bände angebracht sind, durch ein angenehmes Format (genau dasselbe der meisten Elzevierausgaben) und durch eine wahrhaft künstlerische Ausstattung. Für die Lettern ist die alte Elzevierschrift gewählt, die sich durch Sauberkeit, Schärfe und geschmackvolle Zeichnung vor Allen hervorthut; die berühmte Officin von Jules Claye hat das Werk gedruckt. Da auch das hier genommene Büttenpapier die Aehnlichkeit mit den Elzevierausgaben anstrebt, so ist die Täuschung eine fast vollkommene. Bis jetzt sind sieben Bände erschienen. 2 Bände Gedichte, 3 Bände Lustspiele und Proverbes, der Roman: Bekenntniß eines Kindes dieses Jahrhunderts, und die Novellen. Der Preis ist relativ ein sehr niedriger: der Band, 350—450 Seiten stark, kostet sechs Francs. Von allen Mussetausgaben ist diese weitaus die geschmackvollste und empfehlenswertheste.

* * *

Nitschmanns polnischer Parnaß.

Die Polen sind als ein Weltvolk allen Culturvölkern hinreichend bekannt, aber ihre Poesie, sowie die Geschichte derselben, ist denselben verhältnißmäßig unbekannt. Die Polen stimmen mit den übrigen slavischen Nationen darin überein, daß sie in volksthümlichen Liedern die Grundlage zu einem allgemeinen poetischen Ausdruck besitzen, allein aus derselben hat sich bei ihnen keine Initiative zu einer selbstständigen Kunstpoesie entwickelt. Nach dieser Seite hin sind die Polen von den Mustern fertiger Gebilde anderer Völker abhängig geworden. Gerade die Zeit, in welcher der polnische Name durch den Glanz seiner kriegerischen Thaten in ganz Europa Bewunderung erregte, stellte das humanistische Ideal die Nachahmung der lateinischen Poesie als höchstes Ziel hin. Die Dichtungen Sarbiewskis sind das ausgezeichnetste Denkmal dieser Epoche. Auf sie folgte die Nachahmung der französischen Kunstpoesie. Zwischen dem Genius des polnischen und dem des französischen Volkes besteht eine gewisse unläugbare Wahlverwandtschaft, welche die Polen nur zu oft verführt hat, sich den Franzosen in kritischen Augenblicken mit mehr Zuversicht auf deren Beistand hinzugeben, als dieselben ihnen ernstlich zu widmen geneigt waren. Doch wurde Paris in unserem Jahrhundert der Mittelpunkt der polnischen Emigration. Viele Polen empfingen Unterstützung aus der französischen Staatscasse, und viele dienten in den französischen Fremdenlegionen. Diese innige Sympathie konnte jedoch nicht verhindern, daß nicht seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts auch die deutsche Dichtung sehr stark nachgeahmt zu werden anfing. Es waren nicht blos die Dichter ersten Ranges, um die man sich bemühte, sondern vorzüglich eine mittlere Schicht, die ich der Kürze wegen durch das Beispiel Kotzebues bezeichnen möchte, der in Warschau so überaus glücklich reproducirt wurde. Daß die Polen so gut als die Deutschen den Roman Walter Scotts, die tragische Zerrissenheit eines Lord Byron und die romantische Ueberschwenglichkeit eines Victor Hugo nachahmen mußten, versteht sich von selbst. Mickiewicz war wohl derjenige Pole, welcher der Originalität der beiden Letztgenannten am nächsten kam. Die einzelnen Namen der hervorragenden Werke der polnischen Dichtung, sowie die Namen ihrer Verfasser, sind jedoch mit geringen Ausnahmen in Deutschland wenig bekannt. Es ist daher ein großes Verdienst des als Uebersetzer aus fremden neueren Sprachen schon lange höchst vortheilhaft bekannten Herrn Nitschmann, daß er in dem vorliegenden polnischen Parnaß eine anziehende Sammlung polnischer Dichtungen in treuer und geschmackvoller Uebersetzung zusammengestellt hat, woraus wir einen Ueberblick über die innere Bewegung des poetischen Geistes bei unsern östlichen Nachbarn gewinnen können. Mit sehr richtigem Takte hat der Uebersetzer bei seiner Auswahl alles politisch Tendenziöse vermieden und sich dafür an Dasjenige gehalten, was die edleren Seiten des polnischen Gemüthes charakterisirt. Die wiederholten Auflagen dieses Parnasses beweisen thatsächlich, wie treffend der Herausgeber seine Auswahl gemacht hat. Chronologische und literarische Notizen über die Dichter erhöhen noch die Brauchbarkeit der eleganten Sammlung, die hiermit bestens empfohlen sei.

Königsberg i. Pr., im November. **Karl Rosenkranz.**

* * *

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie. Unter Mitwirkung von C. Göring, M. Heinze, W. Wundt herausgegeben von R. Avenarius. 8. Leipzig, Fues's Verlag (R. Reisland). I. Heft.

Diese neue philosophische Zeitschrift erklärt in dem Prospect, daß sie beabsichtige, nur solcher Philosophie zu dienen, deren Grundlage die Erfahrung bildet, indem sie von der Voraussetzung ausgeht, daß ohne solche Erfahrungsgrundlage Wissenschaft überhaupt nicht möglich sei. Diesen Gedanken entwickelt der Herausgeber R. Avenarius in einem einführenden Artikel näher, in welchem er aber nicht allein des Genaueren erörtert, daß einerseits eine wahrhaft wissenschaftliche Philosophie allerdings nur durch engsten Anschluß an die Erfahrungswissenschaften möglich sei, sondern zugleich auch nachweist, daß andererseits die Specialwissenschaften nur durch die Vermittlung einer umfassenderen, nicht mehr specialwissenschaftlichen, d. h. aber philosophischen Betrachtung diejenige begriffliche Vollendung erwerben können, auf der doch erst formal ihr Charakter als „Wissenschaft" beruht. In dieser Wechselwirkung der erfahrungswissenschaftlichen Forschung mit der nicht mehr specialwissenschaftlichen, sondern allgemeineren philosophischen Betrachtung entwickelt sich die Philosophie formal als Einheit der Wissenschaft, material als einheitliche Weltauffassung. Was Avenarius durch eine begriffliche Analyse erreicht, wird im zweiten Artikel von Fr. Paulsen durch eine geschichtliche Betrachtung des „Verhältnisses der Philosophie zur Wissenschaft" bestätigt, sodaß zwei verschiedene und unabhängig von einander angestellte Untersuchungsweisen zu demselben Resultate führen — gewiß eine günstige Empfehlung für den Standpunkt der „Vierteljahrsschrift". A. Riehl hat einen Beitrag über „die englische Logik der Gegenwart" beigesteuert, der namentlich die Jevons'sche Reform der Logik, welche in einer außerordentlichen Vereinfachung der logischen Operationen besteht, eingehender behandelt. Für den Werth des nun folgenden vierten Artikels (beiläufig auch des umfangreichsten des ganzen Heftes: S. 80—136) bürgt allerdings in besonderer Weise schon der berühmte Name des Verfassers: W. Wundt. Dieser schier universal begabte Forscher behandelt in ungemein einfacher und durchsichtiger Form (unter dem bescheidenen Titel „über das kosmologische Problem") keine geringere Aufgabe als die Frage nach der Endlichkeit, bez. Unendlichkeit der Welt, sich für die Unendlichkeit derselben nach Raum und Zeit, aber für die Endlichkeit in Bezug auf die Größe ihrer Masse entscheidend. Der fünfte Artikel endlich hat zum Autor einen hervorragenden Münchener Zoologen, der zugleich die Feder nicht minder elegant zu führen weiß als das Messer: J. Kollmann; was uns hier der Verfasser „aus dem Leben der Cephalopoden" berichtet, ist allerdings wohl geeignet, uns zum Nachdenken über die psychischen Functionen des „entfernten Vetters der Auster" anzuregen. Den Schluß des Heftes bilden, außer einigen bibliographischen Mittheilungen, vier Selbstanzeigen (darunter je eine von W. Wundt und H. Steinthal) — übrigens eine in der Zeitschriften-Literatur wohl ziemlich neue Rubrik, durch welche, wie der Prospect besagt, den „Autoren Gelegenheit geboten werden soll, auf dasjenige, worin nach ihrer eigenen Auffassung das Neue, bez. Charakteristische ihrer Arbeit besteht, aufmerksam zu machen". In der That ein glücklicher Gedanke! Hierdurch erfährt die wißbegierige Welt nicht nur den Inhalt der erschienenen Bücher, sondern die Recensenten verlieren auch die Berechtigung zu der stillen Neigung, die eigentlichen Intentionen der Autoren mißzuverstehen oder gar nicht herauszufinden — bekanntlich eine sanfte Gewohnheit, die so viele bittere Klagen der Autoren über die Recensenten verschuldet hat. Der Preis des Jahrganges von 40 Bogen (in 4 Heften) ist 12 Mark. — Wir schließen unsern Bericht mit zwei Wünschen: erstens wünschen wir dem Unternehmen, daß es von all denen, für die es bestimmt ist, also außer von den Philosophen auch von den Naturwissenschaftlern, den allgemeiner gebildeten Gelehrten und Laien recht fleißig gelesen werde, und sodann wünschen wir, daß es, was wahrlich Noth thut! den Naturforschern Veranlassung werde, sich nicht ferner vornehm von der philosophischen Arbeit abzuwenden, sondern thatkräftig mit Hand anzulegen an die Gewinnung einer wirklichen Einheit der Wissenschaft und den Ausbau einer wissenschaftlichen einheitlichen Weltauffassung!

Digitized by Google

Bibliographie.

Schöne Literatur.

Conrad Ferd. Meyer, Georg Jenatsch. Eine alte Bündnergeschichte. (Leipzig, H. Haessel.)

Fernan Caballero u. Antonio de Trueba, Spanische Dorfgeschichten. Uebersetzt von Pauline Schanz. (Wien, Pest, Leipzig, Hartleben.)

P. K. Rosegger, Streit und Sieg. Novellen. 2 Bde. (Preßburg u. Leipzig, Heckenast.)

John Brinkmann, Plattdeutsche Erzählungen. I. Kasper Ohm un ik. 3. Aufl. (Rostock, Wilh. Werther.)

Vermischtes.

Euripides, Sämmtliche Tragödien. Metrisch übertragen von Franz Fritze, vollendet von Theodor Kock. 1. Lief. (Berlin, H. Schindler.)

Adelbert von Keller, Alte gute Schwänke. 2. Aufl. (Heilbronn, Gebr. Henninger.)

Sebastian Franck's Erste namenlose Sprichwörtersammlung (1532), im getreuen Abdruck mit Erläuterung ꝛc. von Friedrich Latendorf. (Pösneck, Carl Latendorf.)

Karl Goedecke u. Julius Tittmann, Deutsche Dichter d. 16. Jahrh. 8. Bd. Froschmeuseler von G. Rollenhagen. 1 Thl. 9. Bd. Dasselbe. 2. Thl. (Leipzig, Brockhaus.)

Wegen äußerlicher Hindernisse können die Berichte des Herausgebers über die letzten Bühnennovitäten erst in der nächsten Nummer erscheinen.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Inserate.

Delius'

SHAKSPERE

IV. (Stereotyp-) Auflage

2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]

Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Photographien

nach den bedeutendsten Gemälden der

Akademischen Kunstausstellung in Berlin:

Cabinetalbum, enthalten 24 Blatt zu 25 *M.*
Royalalbum, enthalten 23 Blatt zu 120 *M.*
Einzelne Blätter in Cabinetformat à 1 *M.*
Einzelne Blätter in Royalformat à 4 *M.* 50 *Pf.*

Cataloge auf Wunsch gratis u. franco durch unser Detailgeschäft.

Photographische Gesellschaft, Dönhofsplatz — Berlin.

Karl Gutzkow's gesammelte Werke.

Erste vollständige Gesammt-Ausgabe.

Erste Serie. 12 Bände. In Lieferungen à 60 *Pf.*, oder in Bänden broch. à 4 *M.* 25 *Pf.*, geb. 5 *M.* 25 *Pf.* Einzelne Bände broch. 6 *M.*, geb. 7 *M.*

Hermann Costenoble in Jena.

Joseph Krauss in Hamburg

empfiehlt sein reichhaltiges

Cigarren-Lager

in 84 verschiedenen Sorten von

68 bis 550 Mark pr. Mille.

Preis-Courant franco gratis.
Wiederverkäufern besondere Vortheile.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Friedrich von Hellwald

Die

Erde

und

ihre Völker.

Ein geographisches Hausbuch.

Erscheint in 50 reich illustrirten Lieferungen à 50 Pfennige.

Inhalt der bereits erschienenen Lief. 1—14:

Amerika. Allgemeines. — I. Nordamerika. §. 1. Umrisse der Küsten. §. 2. Das neu-mexicanische Tafelland und die Colorado-Wüste. §. 3. Die californischen Gebirge. Coast Range und die Sierra Nevada. §. 4. Das Cascada-Gebirge. §. 5. Das Gebiet der Hochsteppen. §. 6. Die Mountains oder Felsengebirge. §. 7. Der amerikanische Norden. §. 8. Das Mississippi-Becken und die Prairien. §. 9. Die Alleghanies oder Appalachen und die atlantische Küstenebene. — Die Vereinigten Staaten. §. 10. Geschichtlicher Ueberblick. §. 11. Gebiet und Bevölkerung der Vereinigten Staaten. §. 12. Das Volk und seine Elemente. §. 13. Neger und Chinesen in den Vereinigten Staaten. §. 14. Die Indianer. §. 15. Sociale Zustände. §. 16. Geistige Cultur. §. 17. Materielle Cultur. §. 18. Staatsorganisation. — Das Territorium Aljaska. §. 19. Das Festland. §. 20. Die Aleuten. — Britisch Nordamerika. §. 21. Allgemeines. §. 22. Britisch Columbia. §. 23. Das Nordwest-Territorium. §. 24. Manitoba. §. 25. Die Halbinsel Labrador. §. 26. Neufundland und die Nachbarinseln. §. 27. Canada. §. 28. Neu Braunschweig. §. 29. Neu Schottland und Prinz Edwards-Inseln.

II. Centralamerika und Westindien. §. 30. Gestaltung des Landes. §. 31. Die Bevölkerung Mittelamerika's. §. 32. Gebiet und Bevölkerung Mexico's. §. 38. Die Halbinsel Californien. §. 34. Charakteristik des mexicanischen Festlandes. §. 35. Die physikalischen Verhältnisse Mexico's. §. 36. Oeffentliche Zustände in Mexico. §. 37. Die Halbinsel Jucatan und die britische Colonie Belize. §. 38. Die Republik Guatemala. §. 39. Honduras. §. 40. San Salvador. §. 41. Nicaragua. §. 42. Die Republik Costarica. §. 43. Die westindische Inselwelt. §. 44. Die Großen Antillen. §. 45. Die Kleinen Antillen.

III. Südamerika. §. 46. Umrisse der Küsten. §. 47. Allgemeine Züge der Bodenplastik Südamerika's. §. 48. Die Cordillere der Anden. §. 49. Die isolirten Gebirgssysteme im Norden Südamerika's. §. 50. Die venezuelanischen Llanos und das Orinoco-Gebiet. §. 51. Das Amazonas-Gebiet. §. 52. Das Innere Brasiliens. §. 53. Das La Plata-Gebiet und die Pampas. §. 54. Patagonien. §. 55. Magelhaensstraße und das Feuerland.

Dieses Werk hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Schon jetzt, ehe nur 1/3 des Werkes beendet ist, wurde eine zweite unveränderte Auflage nöthig. Es ist die erste Geographie, welche wirklich amüsant zu lesen ist. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Brehms Thierleben

Zweite Auflage

mit gänzlich umgearbeitetem und erweitertem Text und grösstentheils neuen Abbildungen nach der Natur, umfasst in vier Abtheilungen eine

allgemeine Kunde der Thierwelt

aufs prachtvollste illustrirt

und erscheint in 100 wöchentlichen Lieferungen zum Preis von 1 Mark.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Alfr. Meissner, Novellen.

Leipzig. Neue Auflage. 3 Bände elegant broch. Preis 9 *M.* **Fr. Wilh. Grunow.**

Digitized by Google

Empfehlenswerthe Jugendschriften

aus dem Verlage von

Carl Flemming in Glogau.

Für kleine Kinder.

Gumpert, Th. v.: Herzblättchens Zeitvertreib. Unterhaltungen für kleine Knaben und Mädchen zur Herzensbildung und Entwickelung der Begriffe. Mit vielen bunten und schwarzen Illustrationen von H. Bürkner, K. Fröhlich, Jul. Scholz u. A. Erschienen sind 21 Bände. Jeder Band ist einzeln gebunden in engl. rother Leinwand mit reicher Deckenvergold. für 6 M. oder cart. in eleg. Umschlag für 5 M. 25 Pf. zu haben.

Jäde, J.: Hellmund und Helläuglein. Bilder und Klänge für Kinder und Kinderfreunde. Mit 34 Holzschnitten von Leopold Venus. Gebunden 3 M.

— **Häschen im Kraut.** Mit bunten Bildern von Leopold Venus. Zweite Auflage. Gebunden 2 M. 50 Pf.

— **Das Roggenkörnlein.** Mit bunten Bildern von Leopold Venus. Zweite Auflage. Preis 2 M. 50 Pf.

Die erste Auflage dieses reizenden Buches wurde von Gutzkow in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd", von Rob. Prutz im „deutschen Museum", von der „Europa", „Gartenlaube" ꝛc. ꝛc. warm empfohlen. Die neue Auflage ist von der gesammten Presse als eines der schönsten Kinderbücher begrüßt worden.

Wagner, H.: Herzblättchens Naturgeschichte. Mit 6 Bildern von B. Mühlig und L. Venus. 1. Bändchen. Preis geb. 3 M.

Für Mädchen von 11—16 Jahren.

Gumpert, Th. v.: Erzählungen für meine jungen Freundinnen. (Separat-Abdruck aus dem 1. bis 4. Bande des Töchter-Albums.) 1. Auflage. 1. bis 6. Bändchen mit je 3 Bildern. Preis à Bändchen 1 M. 50 Pf.

— **Töchter-Album.** Unterhaltungen im häuslichen Kreise zur Bildung des Verstandes und Gemüthes der heranwachsenden weiblichen Jugend. Mit Bildern nach Originalzeichnungen von Prof. H. Bürkner, Jul. Scholz, R. Leinweber, A. Diethe, L. Venus u. A. Der Band enthält 35 Bogen Text und 24 Abbildungen. Erschienen sind 22 Bände, von denen jeder ein abgeschlossenes Ganzes bildet und apart zu haben ist. — 1r bis 3r Band cart. à 6 M., in Callico gebunden à 7 M. 50 Pf. — 4r bis 22r Band cart. à 6 M. 75 Pf., in Callico geb. à 7 M. 50 Pf., in roth Callico gebunden 7 M. 75 Pf., in roth Callico mit Goldschnitt 8 M. 70 Pf.

Für Knaben von 11—16 Jahren.

Höcker, G.: 1870 u. 1871. Zwei Jahre deutschen Heldenthums. Mit 114 Bildern und 12 Karten nach Zeichnungen von W. Camphausen, E. Horn, Chr. Sell u. A. Gebunden 5 M. 25 Pf.

Pflug, Ferd.: Geschichts-Bilder. Erster Band. Mit 8 Illustrationen von Julius Scholz und Alfred Diethe. Gebunden 4 M. 50 Pf. — Zweiter Band. Mit 8 Illustrationen von Julius Scholz und Chr. Sell. Gebunden 4 M. 50 Pf.

Smidt, Heinrich: Seeschlachten und Abenteuer berühmter Seehelden. Ein Buch der Admirale. Der deutschen Jugend zur Unterhaltung und Nacheiferung erzählt. Dritte Auflage. Mit 8 Stahlstichen. Elegant gebunden 4 M. 50 Pf.

Für Knaben und Mädchen.

Godin, A.: Märchenbuch. 34 Bogen mit 124 Holzschnitten und 1 Titelbild in Farbendruck, nach Originalzeichnungen von Leopold Venus, Holzschnitt von Prof. H. Bürkner. Elegant gebunden 9 M. Mit Goldschnitt 10 M. 50 Pf. In Prachtband mit Goldschnitt 15 M.

Die gesammte Presse hat dieses neue Märchenbuch als eine der werthvollsten Festgaben empfohlen.

Lüben's Pädagogischer Jahresbericht schreibt u. A.: Es haben sich zur Herstellung desselben Kräfte zusammengefunden, die uns immer vorzügliche Leistungen garantirten, wo wir einem oder dem andern dieser Namen begegneten. So hier! Das Märchen in lieblichster Gestalt tritt in einfach kindlicher Sprache anmuthig in Wort und Bild an den Leser heran, erregt die Phantasie wohlthätig, erwärmt das Gemüth, ohne Sentimentalität zu erzeugen, giebt den Naturkräften Leben und Gestaltung, ohne den Wunderglauben zu befördern und zu nähren, so daß selbst ein leicht erregbares Kindergemüth ohne Erschöpfung aus dem Wunderlande dieser Märchen sich in das alltägliche Leben zurückfinden wird. Und wie der Erzähler sorglich Alles vermieden hat, was das Rechtsgefühl des Kindes verwirren oder seine heitere Anschauungsweise zu trüben vermöchte, so tragen die Illustrationen zur Bildung des Schönheitsgefühls bei; obgleich dem berechtigten Humor in denselben Rechnung getragen worden, so fühlt sich das Auge doch nicht durch Carricaturen beleidigt, die zur Erzielung eines kräftigeren Effects unter den bewegenden Kräften im Märchen meist im Vordergrunde zu stehen pflegen. Wir empfehlen das Buch als eine der vorzüglichsten Märchen-Sammlungen für Kinder von 8—14 Jahren und besonders für Mädchen passend.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Hammer, Guido: Hubertus-Bilder. Ein Album für Jäger und Jagdfreunde. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage mit 4 Bildern in Farbendruck und 65 Holzschnitten von Professor H. Bürkner. In Callico gebunden mit Deckelvergoldung 10 M. 50 Pf.

Die Blätter für literarische Unterhaltung besprechen die erste Auflage mit folgenden Worten: Elegant ausgestattet treten die „Hubertusbilder" Guido Hammer's vor uns auf. Hier ist der Zweck wiederum ein anderer; der specielle Jägerberuf, das Leben im Walde, der Haushalt und die Gewohnheiten der Jagdthiere geben den Stoff zu den 65 vortrefflichen Holzschnitten her, welche vor allen Dingen durch eine ungemein charakteristische Auffassung in der Zeichnung der Thiere hervorstechen, und bilden den Inhalt des Textes, der diese geistvollen Skizzen erläutert. Der malerische Werth dieser Zeichnungen beeinträchtigt jedoch einigermaßen den Text, welcher auf leidenschaftliche Jäger berechnet, etwas zu viel von der kernigen Ausdrucksweise des ungeschulten Waidmanns enthält, um jedem zu gefallen. Viele Abschnitte sind dagegen mit vorzüglicher Plastik geschrieben und die lebendige Veranschaulichung, mit der z. B. die Auerhahn-Balz, dieses an scherzhaften Intermezzos bekanntlich so reiche Jagdvergnügen, geschildert ist, gewinnt gewiß auch dem Sonntagsjäger ein befriedigtes Lächeln ab, an dem wir den Leser gern theilnehmen ließen, wenn es der Raum gestattete. Statt dessen wollen wir unter den vorzüglich gelungenen Skizzen, die den Meistern der niederländischen Thierzeichenschule Ehre machen würden, nur einige als überaus vortrefflich bezeichnen: Füchse auf Raub, Füchse vor dem Bau, Reh mit Kälbchen, Habicht am Horst, Hirsch im Kampfe u. a. m., und der unterhaltenden Schilderung einer Sauhetze Königs Friedrich August's in Moritzburg gedenken, wo dieser Herr, von dem man sagt, daß er nie das Pflaster von Dresden betreten habe, sich als der kühnste Jäger zeigt, dem das echte Jagdtemperament, Ruhe und Entschlossenheit zur Seite steht. Doch genug von diesem Werke, das sich vor allem zu einer Weihnachtsgabe für den eingefleischten Jäger empfiehlt, das der Jagdlust in allen ihren Fährlichkeiten und reizvollen Chancen die frischeste Nahrung bietet und in dem sich der Zeichner in Wahrheit ein Denkmal gestiftet haben wird.

Sohr-Berghaus Hand-Atlas der neueren Erdbeschreibung über alle Theile der Erde. Ausgeführt unter Leitung von F. Handtke in dem kartographischen Institut der Verlagshandlung. Sechste vollständig neue und verbesserte Auflage. — Das Werk ist zu beziehen complet ungebunden in 25 Lieferungen für 37 M. 50 Pf. Außerdem in folgenden Ausgaben: Ausgabe in 25 Blättern elegant gebunden 12 M. Ausgabe in 65 Blättern elegant gebunden 31 M. 60 Pf. Dieselbe mit gebrochenen Karten elegant gebunden 31 M. 60 Pf. Ausgabe in 100 Blättern elegant gebunden 45 M. Ausgabe in 100 Blättern mit gebrochenen Karten elegant gebunden 45 M. Ausgabe in 100 Blättern mit gebrochenen Karten in Halbjuchten elegant gebunden 50 M. Ausgabe in 35 Blättern für Oesterreich elegant gebunden 16 M. 50 Pf.

Hierzu Beilagen von den Verlagshandlungen
F. A. Brockhaus, Fues's Verlag, Otto Spamer und F. C. W. Vogel in Leipzig, Paul Neff in Stuttgart und R. Simrock in Berlin.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N. W., Louisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 48. Berlin, den 25. November 1876. X. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Giacomo Antonelli. Von C. Müller-Fürstenwalde. — Russisch-byzantinische Wechselwirkungen. III. Von Borealis. — **Literatur und Kunst:** Stimmungsbilder. Nach Fr. Coppée von Emanuel Geibel. — Einkehr und Umschau. Neueste Gedichte von Friedrich Bodenstedt. Besprochen von M. Carriere. — Du Bois-Reymond über den Darwinismus. Von Otto Zacharias. — **Aus der Hauptstadt:** Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Gustav Floerke. VII. — Die neuen Stücke am königl. Schauspielhause. I. Deutsche Treue. Vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen von Felix Dahn. Besprochen von Paul Lindau. — Gudrun. Schauspiel in 5 Aufzügen von Karl Caro. Besprochen von O. v. Leixner. — Bibliographie. — Inserate.

Giacomo Antonelli.

Von C. Müller-Fürstenwalde.

Aus dem Vatican dringt das Gerücht, daß des Papstes Pius IX. langjähriger Staatssecretär, der Cardinal und Staatsminister Giacomo Antonelli, am 6. November unter großen Schmerzen an einem Blasen- und Nierenleiden gestorben ist.

Giacomo Antonelli ist am 2. April 1806 in dem berüchtigten Räuberdorfe Sonnio bei Terracina an der Grenze Neapels in armseligen, anrüchigen Verhältnissen geboren. Sein Vater, Domenico Antonelli, war eine rohe, verschlagene Natur. Für gewöhnlich ernährte sich der Mann während des Winters als Holzhauer, während des Sommers als Kuhhirt. Im Sommer aber und im Winter war er ein verschwiegener und treuer Cumpan der Räuber und Mordgesellen, denen er in ihren düstern Bergen Hülfe und Botschaft zutrug, wo er wußte und konnte. Natürlich ließen die Räuber derartige Dienste nicht unbelohnt. Die Mutter, Losetta Mancini, war eine Dulderin, eine fromme, unterdrückte, häusliche Frau.

Nachdem Antonelli, der Vater, durch diesen nicht eben ehrenvollen Verkehr in finanzieller Beziehung einen guten Grund gelegt, betrieb er einen Kornhandel und ward auf geraden und krummen Wegen ein reicher Mann. Schließlich aber erhob ihn des Sohnes Einfluß, der bereits unter Gregor XVI. (1831) begann, da in der Welt Alles möglich, in den Grafenstand. Die lieben Verwandten, Bekannten und Jugendfreunde Antonellis blieben dagegen ruhig in dem berüchtigten, übel beleumundeten Sonnino. Sie trieben Räuberei und Schmuggelei, an denen sich Antonelli sen., wenn der Fang einträglich, selbst später noch mit Rath und That betheiligte.

In der armseligen, niedern Hütte, in der die Mutter manche bittere Thräne über das wüste Treiben des Vaters geweint, hing auch das Bildniß eines Ahnen, der Cardinal war. Für den kleinen, geweckten Giacomo war dieses Bild ein besonderes Werthstück. Die Mutter aber betrachtete den Mann im priesterlichen Kleide wie einen Heiligen. Die Familienlegende erzählt, daß der kleine Giacomo sich gar oft vor das Bild gestellt und gesagt: „Ich will nicht ein Räuber werden wie mein Vetter Lorenzo, ich will ein Cardinal werden, wie mein Großohm Antonelli."

Onkel Lorenzo aber, des Vaters würdiger Bruder, war ein gefährlicher Räuber, auf dessen Kopf ein hoher Preis stand. Lange Zeit wußte sich derselbe den Nachstellungen der Behörden zu entziehen. Endlich siegte Muth und Entschlossenheit, er wurde gefangen und hingerichtet. Sein Kopf vermoderte langsam an einem eisernen Haken des Galgens.

Der junge Antonelli ging, nachdem er ohne besondern Unterricht bis zum 16. Jahre bei den Seinen gehaust, ein wenig geräubert und mit den bärtigen Männern in guter Kameradschaft gestanden, um für die Freundschaft zu beten, in's große Seminar nach Rom, wo er sich nicht, weil es ihm an wissenschaftlichen Vorkenntnissen mangelte, für die höhere Carrière eines römischen Priesters, sondern für die niedere eines Diakonen ausbildete.

Eine Universität hat Antonelli nie besucht. Er ist mehr durch das praktische Leben als durch die Wissenschaft in dem Glauben gereift. Grau ist alle Theorie!

In Sonnino lebte eine alte Sibylle, die als Wahrsagerin zugleich in dem Geruch der Zauberei stand und deshalb bei den Räubern viel galt. Zu dieser alten, übrigens gutmüthigen Frau, die ihren Ruf nur ausbeutete, um ein stilles, bequemes Leben zu führen, schlich in Folge eines Traumes am 1. April Frau Antonelli, die sich in gesegneten Umständen befand, um sich von der klugen Frau denselben deuten zu lassen. Die Aermste mühte sich auf den bergigen Wegen entsetzlich ab und brachte der Seherin den letzten Groschen. Die Wahrsagerin aber verkündete der armen Mutter, sie würde binnen drei Tagen einen Sohn gebären, der würde dereinst „Cardinal und der Nächste am Papst".

Bekanntlich ist bei der Geburt großer Männer die Sage stets geschäftig. Wie viel an dieser Erzählung Wahrheit, wie viel Zusatz, kann heute nicht mehr ausgemacht werden. In Sonnina schwört Jeder mit besonderem Wohlgefallen auf die Wahrheit derselben. Fest steht, daß Giacomo Antonelli am 2. April 1806 geboren, und daß er „Cardinal, der Nächste am Papst geworden".

Durch seinen Landsmann Merrone, — der anfangs Barbier beim Papst Gregor XVI. (2. Febr. 1851), dann wegen der Verdienste der schönen Signora Merrone, die dem heiligen Vater, dem ehemaligen frommen Camaldulenser-General, dem heuchlerischen Mönch vom Scheitel bis zur Sohle, mehrere Kinder geboren, päpstlicher Kammerherr — wurde Antonelli 1841 in den Hofstaat des Papstes, als Substitut beim Staatssecretariat im Ministerium des Innern angestellt. Antonelli spielte damals an dem ultramontanen Hofe Gregors den eifrigsten Reactionär. Er war, obwohl noch jung, eine schlaue, geriebene Persönlichkeit, eine feste, stets beobachtende Natur, die dem Ehrgeiz ergeben, gern den eignen Vortheil suchte. Jedenfalls machte er einen unheimlichen Eindruck. Man konnte zu demselben kein Vertrauen gewinnen. Aeußerlich war er

Digitized by Google

häßlich, auf seinem schwarzbraunen, hagern Gesicht thronte eine eisige Kälte und ein fröhliches, harmloses Lächeln hat sich nie bei ihm gezeigt. In der Hauptsache ist der Mann bis zu seinem Tode derselbe geblieben, wenn er auch später wie ein Chamäleon oft genug die Farbe gewechselt.

Mit dem Einfluß Merrones, der den Papst wie eine Puppe am Gängelbande leitete, und der treue Brüderschaft mit seinen Landsleuten hielt, wuchs auch das Ansehen Antonellis, der, trotzdem er nur die niederen Weihen besaß, 1845 bereits Generalschatzmeister war.

Trotz aller Lust zu bramarbasiren, trotz allem Eifer, Furcht und Schrecken um sich zu verbreiten, war Antonelli innerlich feig. Dieser Mann von wachsendem Einfluß, der bald der Nächste am Papst werden sollte, trat, da er kein Gewissen hatte, nach dem Tode (15. Juni 1846) des Papstes Gregor XVI. sofort (16. Juni) aus dem üppigen, reactionären Dienst desselben in den sparsamen und ehrlichen Haushalt, in den damals noch freisinnigen und frommen Dienst des neuen strebsamen Papstes Pius IX. Den Antonelli aber, der in allen Sätteln ritt, der überall seine Helfershelfer hatte, der ein Mann en tous cas war, genirte dieser Wechsel in keiner Weise. Pius IX. erhob ihn 1847 zum Cardinal.

Antonelli hatte die Frauen gern. Der Papst Pius gleichfalls. Dies war aber dem Ersten unangenehm, da er sich den Einfluß auf den Mann Gottes allein sichern, ihn mit Niemanden, am wenigsten mit Damen theilen wollte. Demnach entfernte Antonelli die Gemahlin des bayerschen Gesandten, mit der Pius IX. am 25. Nov. 1848 bei Nacht und Nebel, verkleidet, um den Stürmen der Revolution zu entgehen, nach der Festung Molo de Gaëta floh, nach glücklicher Rückkehr in der listigsten Weise 1852 aus dem Vatican. Die schöne, ultramontane Gräfin Therese von Spaur, mit der der Papst gern verkehrte, erschien dem Cardinal gefährlich. So mußte sie weichen. In Rom, wo der Papst von den 1100 Zimmern des Vatican für gewöhnlich nur 3 Zimmer im zweiten Stockwerke bewohnte, während Antonelli die gleiche Anzahl im dritten Stockwerke innehatte, ließ sich jeder Besuch, der zum Papst wollte, leicht controliren, persönliche Annäherungen ebenso leicht verhindern. Dasselbe Verfahren hatte Antonelli 1850 unter schwierigeren Verhältnissen mit der vom Papst seit seiner Jugend besonders geliebten, verehrten Donna Clara Colonna und mit der Prinzessin Chigi durchgeführt. Durch dieses Isolirsystem bekam er den Papst, der nicht allein stehen konnte, der sich stets anlehnen mußte, völlig in seine Hand. Pius ließ sich aus Gewohnheit berathen, und wenn auch mit Widerwillen, unter Sträuben von Antonelli führen.

Petrucelli de la Gattina erzählt uns in den Préliminaires de la quaestion Romaine, wodurch Antonelli, der einst so lüsterne Antonelli, ein so erbitterter Weiberfeind geworden. Wir erzählen ihm nach:

Antonelli hatte sich als Prolegat, als päpstlicher Statthalter von Orvieto in eine reizende Sabinerin von altem Adel, in die junge, schöne Gräfin Clerici leidenschaftlich verliebt. So wunderbar es aber auch scheinen mag, aber die reizende, feine Frau, die einen schönen, liebenswürdigen Mann hatte, opferte ihre Ehre dem häßlichen, damals aber schon einflußreichen Priester, der durch Merrones Einfluß — ohne alle Berechtigung und Vorbildung — durch Hinterthüren aller Art die priesterlichen Weihen erhalten hatte. Das Liebesverhältniß wurde fortgesetzt, als Antonelli nachmals Prolegat in der Provinz Viterbo und schließlich in der noch reicheren von Macerta wurde. Hier wohnte der Schleicher Antonelli mit dem gräflichen Ehepaar sogar in demselben Hotel. Er wurde durch die Gelegenheit, die Diebe macht, so sicher, daß er die sonst bemerkte Vorsicht aufgab. Sein Grundsatz war bisher: nisi caste, tamen caute, wenn nicht keusch und züchtig, so wenigstens vorsichtig. Einst traf der Graf den unbesonnenen Prolegaten am hellen Tage an einem Ort, wo er allein als Ehemann das Recht hatte, zu sein. Der beleidigte Ehemann, der nie Mißtrauen in die Treue seiner Frau gesetzt, der sie aufrichtig liebte, war außer sich. In seinem gerechten Zorne, in seiner eifersüchtigen Wuth vergaß er Anstand und Sitte. Er schlug den geistlichen Herrn mit Fäusten, er trat ihn mit Füßen, er mißhandelte den Geweihten. Geschunden am ganzen Leibe, braun und blau geschlagen, gepeinigt durch das Wehgeschrei der Gräfin gelang es endlich dem Prolegaten, sich mit Hinterlassung seiner geistlichen Garderobe vor der Wuth seines Gegners in ein angrenzendes Zimmer zu retten, wo er sich einriegelte, verrammelte und nun in seiner Seelenangst unter Vernachlässigung aller Form laut um Hülfe schrie. So wurde der Privatskandal ein öffentlicher, ein Gaudium für die Menge! Der unversöhnliche Graf leitete die Ehescheidungsklage gegen die blamirte Gattin ein, die natürlich nur nach katholischen Grundsätzen auf Trennung von Tisch und Bett lautete, wodurch die Affaire, die wegen des geprügelten, halb bekleideten Priesters schon pikant genug war, nur noch pikanter wurde. Die hochadligen, entrüsteten Verwandten aber placirten die schöne Sabinerin in ein entlegenes Nonnenkloster, wo sie hinlänglich Zeit hatte, ihren Leichtsinn zu bereuen.

Der junge Graf ging mit gebrochenem Herzen in die weite Welt, und trieb sich ohne Zweck und Ziel an den Spieltischen in den Bädern umher. Giacomo Antonelli aber, der Mann mit der ehernen Stirn, grollte mit sich und seinem Geschick, verschwor jeden Umgang mit dem weiblichen Geschlecht, ignorirte das Ganze, wurde Staatssecretär, Präsident des Staatsrathes, Cardinal, Minister, der böse Dämon des Papstes.

In der evangelischen Kirche gehört ein solcher Fall, zumal bei den Würdenträgern, zu den Unmöglichkeiten!

Uebrigens hat Giacomo Antonelli sein Wort nur kurze Zeit gehalten. Er war und blieb ein Don Juan, der seine Schönen aus allen Ständen und aus allen Nationen wählte. Er betete die Töchter Albions und Galliens, die Russinnen und die Polinnen an. Er hatte Italiens Flora tief in's Herz geschlossen. Neben der schmucken Zofe war in dem geräumigen Schrein desselben die hochgeborne Herzogin, die schöne Sabinerin placirt. In seinem Testament, welches über viele Millionen Scudi verfügte, hatte er seinen Bruder und drei seiner Söhne reichlich bedacht, während mehrere Töchter bereits privatim abgefunden waren.

Wie man erzählt, hat Antonelli sein Leben selbst beschrieben, in einem Anfluge von Scham aber kurz vor seinem Tode eigenhändig verbrannt. So viel ist gewiß, daß Pius IX. sofort nach seinem Tode des Cardinals Papiere mit Beschlag belegen ließ.

Antonellis Mithelfer war in politicis Monsignore Stella, der päpstliche Beichtvater, der in Bezug auf das sigillum confessionis, auf das Beichtgeheimniß, wenigstens dem päpstlichen Staatssecretär gegenüber, ein ziemlich weites Gewissen hatte. Durch diesen Beistand erfuhr Antonelli gar Vieles, was ihm gerade in seiner Stellung zum Papst von wesentlichem Vortheil war. Konnten es die jesuitischen Beichtväter der Maria Theresia verantworten, dem lutherischen Ketzer, dem König Friedrich dem Großen, die Beichtgeheimnisse der Kaiserin zu übersenden, sind Napoleon I. Beichten durch den Cardinal Maury bekannt worden, so glaubte Pater Stella auch nicht zu fehlen, wenn er ad majorem gloriam Dei, zur größeren Verherrlichung Gottes, gegen den allmächtigen Antonelli ab und zu aus dem Beichtstuhl schwatzte.

Pius IX. hatte anfangs den besten Willen die Italiener zu beglücken, deshalb errichtete er 1847 die Staatsconsulte, welche den Bewohnern des Kirchenstaates das Heil bringen sollten. Antonelli wurde im Februar 1848 Präsident derselben. Den Fleiß, die Umsicht, die Pünktlichkeit desselben müssen wir rühmend anerkennen, wenn er auch sonst, zumal in den Augen eines Evangelischen, ein unzuverlässiger Passagier war. Heute erscheint dies Kind Gottes liberal und geht scheinbar mit dem Papst Hand in Hand, morgen ist der Mann reactionär; heute verheißend, morgen zurücknehmend, heute offen, fast geschmeidig, morgen bis zum Halse zugeknöpft, schroff

Digitized by Google

und schneidig. Jedenfalls sollen Se. Eminenz käuflich gewesen sein.

Und dieses diplomatische Chamäleon, dieser sittlich ganz unzuverlässige Mensch, der die Inquisition, die Knute, ja die Folter auf's Neue einführte, hatte nur eine schwache Seite. Am 12. Juli 1855 streifte ihn der Dolch des Banditen, der ihn später noch einmal berührte, ohne ihn zu treffen. Seit dieser Zeit schwebte Antonelli in steter Todesfurcht. In seiner Seelenangst sieht er überall das Stilet des bezahlten Mörders.

Feinde hatte Antonelli in Menge. Die Italiener dürsteten nach Freiheit. Der Cardinal war durch das Vertrauen des Papstes zum Präsident des Staatsraths, der das Morgenroth der Freiheit bringen sollte, berufen, aber Antonellis Gesinnungen schnitten alle päpstlichen Reformen ab und stifteten daher nur böses Blut.

Antonellis Ausspruch lautete wörtlich also:

„Reformen kann es im Kirchenstaat nicht geben, denn die Theokratie kennt keine Irrthümer und Mißbräuche. Etwas im Staate zu verbessern, Reformen vorzunehmen, wäre eine Anmaßung gegen Gott, wie eine Furcht vor den Menschen und ein Zugeständniß für die Revolution, die täglich darauf wartet, daß wir ihr die Thür aufmachen sollen. Sollten sich aber dennoch einige Mißbräuche im Laufe der Zeit eingeschlichen haben, so ist es sicherer, sie zu behalten, als sie zu tilgen."

Wo solche Ansichten bei einem Präsidenten herrschen, müssen natürlich alle Verbesserungen, sie mögen sich auf das politische, sociale, kirchliche oder Schulleben beziehen, fallen. Und sie fielen, fielen wie die Amnestie, durch die der Papst über 12000 Verbannte der Heimat zuführen wollte.

Der einzige Mann in der Umgebung des Papstes, der es gewagt, dem allgemein gefürchteten Staatssecretär auf seinen Schleichwegen offen entgegen zu treten, war Franz Xaverius Maria Friedrich Graf v. Merode. Merode war 1820 in Brüssel geboren, erhielt daselbst eine sorgfältige Erziehung, diente dann längere Zeit als höherer Officier in der französischen Armee, bis er 1859 die Uniform mit dem priesterlichen Gewande vertauschte. Er ging nach Rom, stellte sich dem Papst vor und dieser nahm den Grafen seiner militärischen Kenntnisse, seiner kurzen, schlagenden Sentenzen wegen in den Dienst. Merode aber machte eine gute Carrière. Er wurde zunächst Geheimer Kämmerer, dann Kriegsminister und schließlich Erzbischof von Mitilene und päpstlicher Großalmosenier. Wegen seiner Offenheit, Umsicht und Ehrlichkeit war er beim Papst wohlgelitten. Er sagte dem alten Herrn, wie dessen täglichen Begleitern, den Jesuiten, die sich nach ihrer Verbannung bereits wieder im Vatican eingefunden, so auch dem General Goyon, dem Befehlshaber des französischen Occupationscorps, in seiner soldatischen Derbheit so Manches, was kein Anderer zu sagen wagte. Bekannt ist, daß er, weil Napoleon III. in seinen politischen Verheißungen dem Papst gegenüber meist unzuverlässig war, zu Herrn v. Goyon sagte:

„Votre maître est une canaille et vous êtes le plus vil des haillons, dont il couvre son infamie."

Als gewandter Franzose, der sich auch in bedenklicher Lage leicht zurecht findet, antwortete Herr v. Goyon:

„Le respect, que je dois à votre habit, m'empêche de punir votre insolence comme elle le mérite; ainsi je ne vous toucherai pas, mais je vous donne un soufflet moral."

Als Merode am 12. Juli 1874 an der Lungenentzündung starb, war der Papst, der schon während der Krankheit desselben nicht pro forma, sondern aus wirklicher Theilnahme, wiederholentliche Erkundigungen über den Stand des Leidens einziehen ließ, sehr betrübt. Obgleich selbst körperlich und geistig angegriffen, ließ Pius den theuren Leichnam in die Sixtinische Kapelle bringen und hielt, was gewiß für einen Papst eine Seltenheit, mit großem Pomp in Andacht die Todtenmesse.

Merode hatte den intriguanten, herrschsüchtigen Charakter Antonellis richtig erkannt, er durchschaute des Mannes ehrsüchtige Pläne, die er deshalb, wo er nur konnte, energisch und selbst in Gegenwart des Papstes durchkreuzte. Nannten wir den Staatssecretär „den bösen Dämon des Papstes", so nannte ihn Merode „il peccato di Pio nono", „die Sünde des Papstes Pius des Neunten".

Gar oft, wenn Antonelli in's Zimmer trat, in dem Merode bereits verweilte, drehte dieser dem Eintretenden sans façon den Rücken zu mit den Worten: „Ecco! il peccato di Pio."

Und Giacomo Antonelli ließ sich im Gefühl mannigfacher Schuld trotz seiner hervorragenden Stellung von dem ehrlichen, derben Soldaten diese Behandlung gefallen.

Aber auch in neuester Zeit haben sich die Jesuiten, die mit dem Cardinal zerfallen, in gleicher Weise seinen Bestrebungen entgegen gestellt und beim Papst im Interesse ihres Ordens heimlich und offen an seinem Sturz gearbeitet. Bei der Wahl des Erzbischofs v. Ledochowsky (März 1875) zum Cardinal ist dieser Zwiespalt zum förmlichen Bruch gekommen. Der schlaue Antonelli wollte den Hieb der päpstlichen Partei pariren, der durch diesen päpstlichen Gnadenbeweis dem deutschen Reich, dem deutschen Kaiser versetzt werden sollte. Es sollte in Deutschland, am Hofe zu Berlin gefühlt werden, daß, was man an der Spree erniedrigt, man gewillt ist, an der Tiber zu erhöhen. Die Jesuiten aber beharrten auf ihren Plan. Sie wollten die Polen gewinnen, den Fürsten Bismarck ärgern, die Maigesetze verspotten. Sie behielten den Sieg. Der gefangene, gemaßregelte, in Preußen bestrafte Erzbischof erhielt gegen den Einfluß Antonellis den Cardinalshut.

Als Pius aus Gaëta, wo Antonelli an seiner Seite treu ausgehalten, nach Rom zurückkehrte, öffnete er am 1. November 1850 die sämmtlichen Universitäten, die wegen der politischen Umtriebe der Studenten zwei Jahre lang geschlossen waren. Lehrer und Studenten wurden ihrer unfreiwilligen Siesta enthoben und ihrer eigentlichen Bestimmung wiedergegeben. Obgleich mit diesem Schritt eine allgemeine, zweite Amnestie verbunden war, blieb er doch ohne nachhaltige Folgen.

Einen Act von Ueberzeugungstreue bewies Antonelli im Frühjahr 1855. Piemont verband sich gegen die Ansicht des päpstlichen Cabinets mit den Westmächten. Dies Gebahren war dem Staatsminister so entgegen, daß er seine Entlassung einreichte, die der Papst nicht annahm.

Am 12. Juni 1855 erfolgte der Mordanfall auf Antonelli, dem er glücklich entging.

Im Gegentheil, der Genius der italienischen Freiheit und Selbstständigkeit breitete, trotz aller Gegenwehr Antonellis, seine Flügel. Hell leuchteten die Siege bei Magenta und Solferino! Am 17. März 1861 legte sich Victor Emanuel unter dem Jubel des Volkes den Titel „re d'Italia" bei. Am 18. Juli 1862 erkannte der König Wilhelm von Preußen ihn zum großen Leidwesen Antonellis als König an. Das italienische Volk aber nannte ihn dankbar den „Erlöser Italiens". Der Kirchenstaat hatte aufgehört, er war zu einer römischen Provinz herabgesunken.

Nach kurzem Kampf und mit geringem Verlust waren die päpstlichen Schergen durch Victor Emanuel geworfen. Die Speculationsarbeiten Antonellis waren vergebens, der Bannstrahl des Papstes zündete nicht.

Ein vorangehender und nachfolgender Federkrieg, in dem Edmund About, Laguéronnière, Döllinger debütirten, brach dem Papst und seinem Cardinal das Herz. Dieser Streit deckte das ganze Elend, die Misère des Kirchenstaates auf. Victor Emanuel hatte nur einen Wunsch, nur ein Verlangen, er wollte sich mit dem Papst, dem er von Staatswegen durch das sogenannte Garantiegesetz eine Apanage von jährlich 3,225,000 Frank und die Herrschaft über das alte, kirchliche, römische Territorium bot, versöhnen. Aber am 15. Mai 1871 wies der heilige Vater das ganze, von der Regierung und dem Parlament berathene und genehmigte Garantiegesetz in der Encyklica mit harten Worten ab. Er wollte „von dem ver-

Digitized by Google

fluchten und gebannten Kirchenräuber, von dem groben Goliath, von dem Absalon, Holofernes und Herodes, von Pilatus kein Almosen annehmen".

Victor Emanuel aber zog am 2. Juli 1871 unter dem Jubel des Volkes, unter wehenden Fahnen triumphirend in Rom ein. Pius aber und Antonelli saßen hinter geschlossenen Jalousien — und weinten.

An den Arbeiten, die Pius seit dem 6. Nov. 1846 als Kirchenfürst, als Statthalter Petri, als Oberhaupt der katholischen Kirche unternommen, die sich auf die Untrüglichkeit der Kirche, auf die Infallibilität des Papstes, auf das Verderben der menschlichen Vernunft, auf die Censur und schlechte Presse, auf die immaculata conceptio Dei Matris Mariae, auf die große Synode bezogen und bis 1859 andauerten, hat Antonelli den lebendigsten Antheil genommen. Jetzt ist der Cardinal ein todter Mann, um den man in Rom keine Thräne vergossen. Bei Nacht und Nebel ist er in unwürdiger Eile ohne jeden Pomp, ohne jede Feierlichkeit, begleitet von zwei einfachen Priestern, beerdigt worden.

Sic transit gloria mundi!

Russisch-byzantinische Wechselwirkungen.

III.

Während des ersten halben Jahrtausends christlicher Zeitrechnung in Rußland war der ökumenische Patriarch von Constantinopel anerkannter Oberherr der russischen Kirche, und hatte die Mehrzahl wichtigerer kirchlicher Aemter dieses Landes Griechen zu Inhabern. Von zwei Ausnahmen abgesehen waren bis zur Zeit der Begründung der Tartarenherrschaft (13. Jahrh.) die sämmtlichen „Metropoliten von Kiew und Rußland" Griechen gewesen, die der Patriarch im Einverständniß mit dem Großfürsten ernannte und — wenn sie seinen Erwartungen nicht entsprachen — wieder absetzte. Die unter diesem Metropoliten stehenden, auf seinen Vorschlag von den Großfürsten ernannten Bischöfe waren freilich der Regel nach Russen, es verstand sich aber von selbst, daß sie den Anschauungen und dem Lebenszuschnitte ihres griechischen Primas folgten und gleich diesem nach Constantinopel gravitirten. War doch Alles, was auf höhere Bildung und allgemeine Anerkennung Anspruch machte, griechischen Ursprungs und bildete der Einfluß des ökumenischen Pariarchen doch das einzige Gegengewicht gegen die unumschränkte Gewalt, welche die Beherrscher des russischen Landes über ihre Unterthanen übten; das Grundgesetz des russischen Kirchenrechts und zugleich die Norm für die bischöfliche Rechtsprechung war der griechische Nomokanon, dem die Geistlichkeit das wichtigste ihrer Vorrechte, den privilegirten Gerichtsstand, zu danken hatte. Einen nationalrussischen Charakter nahm nur die Weltgeistlichkeit, der sog. weiße (niedere) Clerus an, dem das Recht zur Eheschließung zustand, der dafür aber von allen höheren Würden ausgeschlossen war, beim Volke wenig Achtung genoß und der Autorität seiner mönchischen Vorgesetzten bedingungslos unterstellt war. Der von Alters her zwischen diesen beiden Classen von Geistlichen bestehende feindliche Gegensatz brachte es naturgemäß mit sich, daß die Klostergeistlichen auf ihren Zusammenhang mit der griechischen Mutterkirche und deren Oberhaupt das höchste Gewicht legten und systematisch darauf hinarbeiteten, Ansehen und Heiligkeit des den Augen der gemeinen Volksmasse entrückten byzantinischen Kirchenregiments mit geheimnißvollem Nimbus zu umgeben: auf den Nimbus dieses Regiments und ihre Beziehungen zu demselben gründeten die Herren ja den Anspruch auf die eigene Ausnahmestellung. Wer in der heimischen Kirche zu höherer Geltung gelangen wollte, mußte demgemäß mindestens ein Mal Constantinopel und die Klöster des Athos besucht, den Segen des „Weltpatriarchen" empfangen und eine byzantinische Reliquie mitgebracht haben; so groß war die Anziehungkraft des „neuen Rom", daß Metropoliten, welche Jahre lang des Oberhirtenamts gewartet hatten, diese Würde am Abend ihres Lebens niederlegten und zum Behuf der Erlangung eines höheren Grades von Heiligkeit an den Sitz der Mutterkirche zurückkehrten.

Der directe Zusammenhang mit Constantinopel und die Unterordnung der russischen Kirche unter das ökumenische Patriarchat hörten mit dem Jahre 1446 auf; schon einige Jahre vor der Vernichtung des griechischen Kaiserthums und der Beugung des Patriarchats unter das türkische Joch ließ Großfürst Wassily der Geblendete einen in Rußland geborenen Bischof von Rjäsan von der Versammlung russischer Bischöfe zum Metropoliten erwählen und dieses Verfahren wurde nach dem Fall von Constantinopel zur Regel. Noch einen Schritt weiter ging Boris Godunow, der die Verlegenheiten der orientalischen Kirche dazu benutzte, durch Vermittelung des Patriarchen von Antiochien die Zustimmung der morgenländischen Kirchenversammlung zur Begründung eines eignen russischen Patriarchats zu erlangen, dessen Besetzung dem Czaren übertragen wurde. Aber gerade die Lösung des formalen Bandes zwischen der Kirche Rußlands und dem ökumenischen Stuhle befestigte die moralischen Bande, durch welche das russische Mönchthum mit Byzanz verbunden war. Je weiter die czarische Allgewalt sich ausdehnte und je directer der Einfluß derselben auf die Kirche und den Clerus wurde, desto lebhafter sehnten die Cleriker sich in die Zeiten zurück, in denen sie von der weltlichen Macht unabhängig und, als Untergebene einer außerhalb der Reichsgrenze bestehenden selbstständigen Macht, der czarischen Willkür entrückt gewesen waren. — Hand in Hand mit diesen hierarchischen und in gewissem Sinne „ultramontanen" Tendenzen der höheren Geistlichkeit, ging ein leidenschaftlicher Haß gegen Alles, was aus Westen kam und mit der westeuropäischen Civilisation zusammenhing. Gerade wie die Griechen verfolgten auch die Russen das Papstthum mit verdoppeltem Haß, seit dieses an dem über Byzanz hereingebrochenen Ungemach Veranlassung genommen hatte, die Vereinigung der morgenländischen und der römischen Kirche zu betreiben. Schaudernd erzählte man an der Moskwa wie am Bosporus, daß die römischen Ketzer dem Erbfeinde des allein wahren Glaubens, dem grimmen Sultan, bei der Einnahme der heiligen Stadt Vorschub geleistet hätten, und daß der „Lügenfürst der abendländischen Kirche" seit dem Untergang des neuen Rom (Constantinopel) darauf aus sei, seine ketzerischen Hände nach dem „dritten Rom" (Moskau) auszustrecken.*) — Den tief gegründeten Glauben daran zu befestigen, daß „das Licht nur aus Osten kommen könne", trugen die Ereignisse des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts dann auf das Erheblichste bei: die in Weiß- und Rothrußland vollzogene, von ganz Rußland perhorrescirte Union der griechischen mit der römischen Kirche, das seit dem altgläubigen Schisma beständig zunehmende Uebergewicht der czarischen Gewalt, endlich die von Peter dem Großen unternommene Aufhebung des Patriarchats und desselben Herrschers offenkundige Begünstigung occidentaler Einflüsse mußten die Sehnsucht nach der guten alten Zeit und die byzantinischen Tendenzen des Clerus um so mehr beleben, als die Stellung der griechischen Kirche nach wie vor sehr viel unabhängiger war, als die der russischen. Die türkische Eroberung und der Untergang des oströmischen Kaiserthums hatten die Machtstellung des Patriarchats von Constantinopel noch erweitert seit der Divan systematisch darauf hinarbeitete, den Kirchenfürsten zum Oberhaupt aller orientalischen Christen und dadurch zum Bürgen für den Gehorsam derselben zu machen. Kein Wunder, daß die russische hohe Geistlichkeit an dem alten Zusammenhang mit dem „neuen Rom" auf's Eifrigste festhielt und ihre Gläubigen immer wieder daran erinnerte, daß die Befreiung des Mittelpunkts der wahren alten und aposto-

*) Der Patriarch von Moskau nahm in der griechischen Kirche des 16. und 17. Jahrh. die dritte Stelle ein; nur die Patriarchen von Constantinopel und von Alexandrien gingen ihm voraus, Antiochien nahm die vierte, Jerusalem erst die fünfte Stelle ein.

Digitized by Google

lischen Kirche die heiligste aller Pflichten des Rechtgläubigen sei. Je entschiedener die Staatsgewalt mit der Absicht umging, Rußland zu europäisiren und in das abendländische Staatensystem einzuführen, desto eifriger war der Clerus darauf bedacht, den alten Zusammenhang mit dem christlichen Orient aufrecht zu erhalten, um in dem Byzantinismus ein Gegengewicht gegen den Occidentalismus zu gewinnen.

So erscheint der Gedanke der orientalischen Kirchen- und Glaubenseinheit als der mächtigste aller derjenigen Factoren, welche den „Zug nach Osten" in dem Rußland früherer Jahrhunderte bedingten. „Moskau, das dritte Rom", in diese zuerst von Boris Godunov gebrauchte Formel läßt sich die Quintessenz dessen zusammenfassen, was nach kirchlich-nationaler Anschauung Rußlands Aufgabe im Orient ausmachen sollte. Von dem Racenzusammenhang mit den slawischen Bewohnern des Balkan, den West- und Südslawen, war bis tief in das neunzehnte Jahrhundert hinein kaum die Rede — nur als Glaubensgenossen, nicht als Stammesbrüder kamen diese Völker für das Rußland Alexanders I. und der ersten Zeiten des Kaisers Nicolaus in Betracht. Der Antheil, den Kirche und Nation an den Befreiungskämpfen der Griechen nahmen, war in Nichts von dem verschieden, den man einige Jahre früher der Erhebung der Serben unter Kara-Georg und Miloſch gespendet hatte. In der Politik der Petersburger Regierung bezeichnete die Constituirung des selbstständigen Königreichs Griechenlands allerdings eine neue Phase, — das russische Publicum blieb dieser Wendung aber vollständig fremd. Daß es am Bosporus einen Gegensatz zwischen russischen und griechischen Interessen geben könne, und daß man griechischerseits bei etwaigen Gedanken an eine künftige Eroberung Constantinopels von der Absicht geleitet werde, die russische Vormundschaft mit der Zeit vollständig los zu werden, hat auch der höchstgebildete Theil der russischen Gesellschaft erst in der jüngsten Vergangenheit erfahren.

Die Entstehung der modernen russischen Nationalpartei (des sogenannten Slawophilenthums) datirt bekanntlich aus der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre; um dieselbe Zeit begannen sich im Schoße des außerrussischen, namentlich des östreichischen Slawenthums, die ersten panslawistischen Wünsche und Gedanken zu regen — vorher hatte man weder hüben noch drüben eine andere Gemeinschaft, als die der Religion gekannt. Erst während der vierziger und fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts, und auch da nur innerhalb eines beschränkten Kreises, gewann der Glaube an das Vorhandensein gemeinsam-slawischer Interessen in Rußland Boden und wurde die traditionelle Theilnahme der Nation für die „unter dem Joch der Ungläubigen schmachtenden Glaubensbrüder" mit national-slawischen Gesichtspunkten versetzt und allmälig von den türkischen auf die östreichischen Slawen ausgedehnt. Eine gewisse, wenn auch nur beschränkte Rolle, spielte in dieser Rücksicht der ungarische Feldzug vom Sommer 1849, weil er die russischen Soldaten zum ersten Male mit Leuten in Berührung brachte, welche das griechische Kreuz schlugen, ein dem Russischen verwandtes Idiom sprachen und dennoch weder russische noch türkische Unterthanen waren. Von tiefer gehenden Wirkungen konnte indessen nicht die Rede sein, so lange der Panslawismus seines revolutionären Ursprungs wegen in dem officiellen Rußland verfehmt, der eifrigste Vorkämpfer desselben, Bakunin, ein Staatsverräther, der zu Prag abgehaltene Slawencongreß eine unliebsame und streng ignorirte Thatsache war. — Erst nach Beendigung des Krimkrieges und seit der durch die Thronbesteigung Alexanders II. eröffneten neuen Aera haben panslawistische Gedanken und Wünsche breiteren Boden gewonnen und eine politische Rolle zu spielen angefangen; von einer wirklichen Bedeutung derselben läßt sich erst seit einigen Jahren reden — bis in die allerneuste Zeit hinein ist die russische Begeisterung für die Stammesbrüder jenseit der Grenze, nur eine Spielart, nur ein modern-liberaler Aufputz für den alten, tiefgegründeten Antheil gewesen, den die rechtgläubige Nation an ihren rechtgläubigen Glaubensbrüdern nahm, und der von der Geistlichkeit (insbesondere dem ultramontan-byzantinisch angehauchten schwarzen oder mönchischen Clerus) absichtlich und bewußt genährt wurde. Die ersten Slawophilen selbst waren kirchliche Eiferer, Anbeter der byzantinischen Patristik und Schwärmer für den prononcirt orientalischen Beruf dessen, was sie russische Civilisation nannten und schon aus diesen Gründen wenig geneigt gewesen, zwischen den politisch nationalen und den kirchlichen Gesichtspunkten für die Beurtheilung der orientalischen Frage zu unterscheiden und einen Gegensatz der bezüglichen Interessen anzuerkennen.

Thatsächlich besteht ein solcher Gegensatz allerdings. Die Zeiten, in welchen sämmtliche der griechisch orthodoxen Kirche angehörige Bewohner der Balkanhalbinsel sich als Glieder einer ungetrennten Gemeinschaft fühlten, sind längst vorüber und mindestens seit der Begründung des Königreichs Griechenland (d. h. seit einem halben Jahrhundert) wissen die Griechen (die hellenischen, wie die in der Türkei lebenden) zwischen ihren und den russischen Interessen einen strengen Unterschied zu machen. Ihrer Auffassung nach ist nicht Rußland und nicht das Slawenthum, sondern das Königreich Griechenland der prädestinirte Erbe des kranken Mannes; Rußlands Beihülfe im Befreiungskampf gegen den gemeinsamen Feind will man sich natürlich gern gefallen lassen, — die Früchte dieses Kampfes gedenkt man aber für sich selbst zu behalten. Russischerseits wird dagegen geltend gemacht, daß die ungeheure Mehrzahl der „rechtgläubigen" Christen südlich von der Donau, slawischen Ursprungs sei, daß die Griechen eine aristokratische Minderheit bildeten und daß, wenn es ein Mal dazu gekommen sein werde, daß die Slawen ihre türkischen Bedränger los geworden, kein Grund vorhanden sei, dieselben einer Griechenherrschaft zu unterwerfen und der Gefahr einer allmäligen Gräcisirung auszusetzen.

Zum Gegenstande der öffentlichen Aufmerksamkeit wurde dieser längst vorhandene Gegensatz — der in der Geschichte der russischen Orientpolitik eine sehr erhebliche Rolle gespielt hat — erst vor sechs oder sieben Jahren, als der ökumenische Patriarch das russische Kirchenregiment zu einem Schiedsspruch in Sachen des bulgarischen Kirchenstreits aufforderte. Seit lange der griechischen Priesterherrschaft und der in griechischer Sprache abgehaltenen Gottesdienste überdrüssig, hatten die Bulgaren Bischöfe, Priester und Ritualordnungen ihrer Sprache und Nationalität verlangt und, als das Patriarchat ihnen dieselben verweigerte, von der Pforte die Erlaubniß zur Constituirung eines formell unter dem Patriarchen stehenden, aber in Bezug auf seine innere Angelegenheiten ziemlich selbstständigen bulgarischen Exarchats erlangt. Rußland stellte sich in diesem mit äußerster Erbitterung geführten Streit im Namen des slawisch-nationalen Princips auf die Seite der Bulgaren und hielt an dieser Parteinahme fest, obgleich es darüber aller Sympathien des einflußreichen Griechenthums und seiner herrschsüchtigen Kirchenfürsten verlustig ging. Maßgebend waren für die bezügliche Entschließung des Petersburger Synods der Rath des Botschafters Ignatjew und der Wille der Staatsregierung, welche auf den Zusammenhang mit dem türkischen Slawenthum größeres Gewicht legte, als auf die günstige Meinung des Griechenthums, das man in Petersburg längst als anspruchsvollen und ränkesüchtigen Rival kannte. Geleitet von dem Einfluß der Presse und der allmälig zu einer gewissen Bedeutung gelangten slawisch-nationalen Partei, sprach sich derjenige Theil des russischen Volks, der an öffentlichen Angelegenheiten überhaupt Theil nimmt, entschieden zu Gunsten der von der Regierung getroffenen Entscheidung aus: im Schoße der hohen Geistlichkeit waren die Meinungen dagegen getheilt und fehlte es keineswegs an Stimmen, die aus ihrem Einverständniß mit dem Standpunkt der griechischen Hierarchie kein Hehl machten und das von dem Synod (der Oberkirchenbehörde) zu Gunsten der Bulgaren abgegebene Votum mißbilligten.

Die Absicht der vorstehenden Ausführungen beschränkt sich auf

Digitized by Google

die Beibringung von Belegen dafür, daß die Theilnahme des russischen Volks keineswegs das Product panslawistischer Umtriebe und rein nationaler Ueberschwänglichkeiten, sondern das natürliche Ergebniß eines uralten und ziemlich complicirten geschichtlichen Processes ist. Zu diesem Zweck dürften die vorliegenden Auseinandersetzungen genügen. Als Summe ergibt sich, daß die Idee der Befreiung der heiligen Stadt, aus welcher Rußland das Christenthum empfangen hatte, und der Glaube an das Erbrecht, welchen das „dritte Rom" von dem zweiten überkommen haben sollte, im russischen Volke populär waren, bevor dasselbe irgend etwas Genaueres von der slawischen Nationalität „der unter dem Joch der Ungläubigen schmachtenden Glaubensbrüder" wußte. Erst in neuerer und neuester Zeit hat die slawische Nationalidee sich zum Rang eines selbstständigen, für die russische Orientpolitik wichtigen Factors erhoben, — sie ist ein Moment mehr, aber keineswegs das einzige, welches bei Beurtheilung der Bewegung in Rechnung zu ziehen ist, welche das russische Volk seit dem Sommer d. J. ergriffen hat. Für die gebildeten Classen der Gesellschaft und den Eifer, mit welchem diese die Agitation in die Hand genommen haben, spielt der Gedanke der Solidarität aller slawischen Interessen allerdings eine wichtige Rolle, die eigentlich populäre Kraft der Sache ist aber wo anders, nämlich in der kirchlichen Vergangenheit Rußlands zu suchen.

Dabei ist freilich — und nicht an letzter Stelle — noch in Betracht zu ziehen, daß eine wesentlich aus volksthümlicher Initiative hervorgegangene Bewegung, wie die gegenwärtige, in und für Rußland mit dem vollen Reiz der Neuheit umgeben ist. In einem Lande, wo Jahrhunderte lang die Regierung Alles, die Gesellschaft Nichts bedeutet hat, ist es von zauberähnlicher Wirkung, wenn die Nation sich ein Mal als Trägerin der von der Regierung befolgten Politik fühlt, wenn Elemente, die sonst eine nur secundäre Rolle spielten, an die Spitze einer großen Bewegung treten. All' den zahllosen Malcontenten und Liberalen, welche beim Beginn der sechziger Jahre in den Vordergrund traten, eine Weile das Heft in Händen zu halten schienen, nach Bewältigung des polnischen Aufstandes aber wieder bei Seite geschoben wurden, ist durch die Agitation für ein directes Einschreiten Rußlands zu Gunsten der Serben- und Westslawen, neuer Spielraum, unerwartete Gelegenheit zur Geltendmachung ihres Einflusses und ihrer Thätigkeit geschafft worden. Nationale und liberale Tendenzen, in Rußland seit lange eng verschwistert, machen auch dieses Mal gemeinschaftliche Sache, suchen gemeinsam an der Wiedereroberung des verlorenen Terrains thätig zu sein und einander in die Hände zu arbeiten. Insbesondere für die seit den letzten Jahren immer mehr in das Hintertreffen gerathene, nahezu creditlos gewordene Presse der beiden Hauptstädte ist die durch den serbischen Krieg gebotene Gelegenheit zum Wichtigthun und Declamiren von unermeßlichem Werth gewesen: endlich hat sich wieder ein Stoff gefunden, der auf die allgemeinste Theilnahme Anspruch erheben kann, dessen Reiz bis in die untersten Classen der Bevölkerung hinab wirkt, der des Beifalls der Geistlichkeit sicher ist und der sich zu augenfälliger und dabei nicht all' zu halsbrechender Kritik gegen Handlungen der Regierung verwenden läßt! Dieser letzte Punkt fällt besonders in's Gewicht, denn das Oppositionmachen gehört — in Rußland, wie anderswo — ein Mal zum Handwerkszeug der Presse und ist das dankbarste und sicherste aller „Zugmittel", welche überhaupt angewendet werden können.

So haben sich Umstände und Elemente der verschiedensten Art dazu verbunden, der anfangs ziemlich harmlosen und in ihrer ursprünglichen Gestalt der Regierung nicht unwillkommenen nationalen Theilnahme für die „Brüder" am Balkan und an der unteren Donau, die Bedeutung einer Agitation zu verleihen, welche allem Anschein nach auf die Entschließungen der Petersburger Regierung maßgebenden Einfluß üben, vielleicht in der Geschichte unseres Welttheils Epoche machen wird.

Horealis.

Literatur und Kunst.

Stimmungsbilder.

Frei nach François Coppée.

Ein stilles Glück, von dem ich oft geträumt,
Wär's, draußen, wo die letzten Häuser stehn,
Am Saum der Vorstadt mir ein Nest zu bau'n,
Hoch unter'm Dach, wo man in's Freie blickt
Und wo ich leben könnte wie ein schlichter
Arbeiter, dem sein Wochenlohn genügt.
Dort, mein' ich, ließ' ein gutes Buch sich schreiben;
Im Winter rings umher beschneite Höh'n,
Im Sommer Himmelblau und Waldgeruch.
Und kämen Abends ein paar Freunde dann
Mich zu besuchen, sollten sie mich schon
Von fern am off'nen Fenster sitzen sehn,
Vergnügt auf meiner Clarinette blasend.

Schnurgerade führt die Straße durch den Forst;
Zu beiden Seiten strecken dichtverzweigt
Die alten Rüstern ihre kahlen Wipfel
Starr, wie von Eisen, in die Winterluft.
Am Ende der Allee schwebt groß und roth
Die untergeh'nde Sonne, die bereits
Den Horizont berührt. Kein Vogel rings!
Nur dann und wann von fernher kracht ein Ast
Durch's öde Dickicht des erstorb'nen Walds
Und drunten wandelt vor dem Purpurball,
Der langsam wegschmilzt, schwarz der Schattenriß
Vorüber einer Alten, die am Stabe
Mit ihrem Reisigbündel heimwärts schwankt.

Dicht an der Bahn, wo stündlich wie ein Blitz
Der Zug vorbeisaust und sein Eisenroß,
Wohnt im bescheid'nen Häuschen still der Wärter.
Durch's Fenster sieht man sein besonnt Gemach,
Ein Heim, so traulich, daß der Reisende
In seiner Hast ihn drum beneiden möchte.
Zuweilen auch versieht sein junges Weib
Den Dienst am Schlagbaum, nur mit Einem Arm
Den Säugling haltend, der sie fest umschlingt.
Dann rast mit grellem Pfiff der Wagentroß
Vorüber, daß erschüttert vom Getös
Die Wände dröhnen, doch der Kleine lacht
Und läßt sich nicht in seiner Ruhe stören.

Sie weiß es, welche Qual das Warten ist
Und daß er bang schon harrt; denn sie versprach
Ihm auf ihr Wort, um Mittag da zu sein.
Allein vom lauen Duft des Schlafgemachs
Gebannt, hat sie beim Anzug sich verspätet.
Jetzt, vor dem Spiegel stehend, der entzückt
Ihr Bild zurückstrahlt, müht sie sich in Hast
Den Handschuh am Gelenk noch zuzunesteln,
Und unnachahmlich ist die Grazie,
Mit der die kleine Hand das Werk beeilt,
Indeß die Spitze ihres Stiefelchens
Zitternd vor Ungeduld den Teppich schlägt.

Digitized by Google

Tagüber an den Actentisch gebannt
Empfind' ich jeden Abend doppelt süß
Das Glück der Muße. Langsam schlendr' ich heim,
Ergötze mich am fröhlichen Gelärm
Des Knabenschwarms, der aus der Schule strömt,
Und höre, da mein Weg durch Gärten führt,
Wie jedes Nest hellzwitschernd seinen Gruß
Der Abendröthe nachschickt, ein Geräusch,
Als zischt' am Feuer eine Riesenpfanne.
Nun glühn die Wolken aus, nun glänzt der Mond
Durch's Laub herein, und glücklich, wie ein Kind,
Das man zum erstenmal im Wagen mitnahm,
Bewundernd staun' ich Alles an und danke
Dem Himmel, daß ich stets noch schwärmen kann.

Emanuel Geibel.

Einkehr und Umschau.

Neueste Gedichte von Friedrich Bodenstedt. Jena, bei Costenoble.

Bodenstedt ist eine productiv und reproductiv begabte Natur; so ward er Uebersetzer und Dichter, und holt er in geselliger Unterhaltung aus dem Schatze seines Gedächtnisses hervor, was der Augenblick fordert oder wünscht, indem er es diesem anpaßt. Wie die Märchenerzähler des Orients oder die Rhapsoden des Alterthums ist er halb Improvisator, halb lebendige Biblibliothek. Die anschaulichen Schilderungen wie die reizenden Gedichte seiner Jugendzeit waren von ihm längst vorgetragen, ehe er sie in 1001 Tag aus dem Orient, in den Liedern des Mirza Schaffy niederschrieb und drucken ließ. Auch das Wohlerwogne erhält durch die spielende Leichtigkeit der Formgebung das Gepräge des unmittelbar Frischen, und der Dichter bewegt sich auch inhaltlich am liebsten in der Sphäre geistvoller Unterhaltung. Seine gedruckten Novellen oder Romane reichen für mich nicht an den Eindruck heran, den seine mündlichen Erzählungen machen. Tiefe der Idee nnd künstlerische Durcharbeitung, die einem Literaturwerk seine Dauer sichern, fordert und vermißt man nicht bei den gesprochenen Worten, die eine flüchtige Stunde sinnreich und anmuthig ausfüllen. Auch die besten Gedichte Bodenstedts erscheinen wie glückliche Einfälle, welche die eigenartige Form nicht erst gesucht, sondern mit auf die Welt gebracht haben; aber sie sind voll echten Gehalts und Werthes.

Für eine solche Dichterpersönlichkeit eignen sich Erzählung und Lyrik mehr als das Drama. Doch hat Bodenstedt sich auch in letzterm, und wie die Zeitungen melden, mit Erfolg versucht, der indeß auch von der Vorliebe des Publicums für den Erzähler und Lyriker getragen werden mag. So weit die Werke gedruckt vorliegen, überwiegt das Epische, die Darlegung anziehender Situationen, das Bild fremdartiger Sitte und anziehender Charaktere über die eigentliche Spannkraft der dramatischen Handlung, die ihrem in die Zukunft gerichteten Streben einen bestimmten Zweck setzt, dafür kämpft, unterliegt oder siegt; der Nerv des Dramatischen, der innere Conflict, wird wohl berührt, aber zu wenig Nachdruck auf ihn gelegt. So im Lustspiel „Alexander in Korinth"; leicht entsagt der Heldenjüngling der Liebe um des Ruhmes und der Thaten willen. Aber das Leben des Volkes wie der Philosophen im alten Griechenland breitet sich in treuer Abspiegelung vor uns aus. Aehnlich im Trauerspiel. „Kaiser Paul" gewährt uns einen Blick in die vornehme Petersburger Gesellschaft am Anfang unseres Jahrhunderts, wie das durch Bodenstedts Vertrautheit mit dem russischen Wesen möglich war; im Ganzen aber spielen sich doch mehr wechselnde Begebenheiten vor uns ab, als daß eine Hauptsache mit packender Energie aus dem Conflict der ringenden Kräfte, aus der Spannung, der Furcht und Hoffnung uns die befreiende, befriedigende Lösung brächte. Ein Vorwiegen des epischen Elementes wird man indeß den meisten historischen Dramen zugeben müssen; der Antheil, den wir an der wirklichen Geschichte und ihrer künstlerischen Motivirung nehmen, bietet einen Ersatz dafür, daß die Concentration der Kunstform um des Stoffes willen oft mangelhaft bleibt. Der Kaiser Paul, der Feldmarschall Suworoff, dessen Diener sind übrigens Cabinetsbilder geschichtspoetischer Charakteristik.

Wenden wir uns zu dem neuen Liederbuch, das uns der Dichter geboten hat. Es ist reich an mannigfaltigen Gaben, doch überwiegt, wie es die Reife der Jahre mit sich bringt, die sinnige Betrachtung über die frische Empfindung, über die Freudigkeit des Lebensgenusses in den Liedern des Mirza Schaffy. Bodenstedt selber sagt, daß auch im Alter er jung im Fühlen geblieben sei, und dies ist wahr; wenn er daran erinnert, daß die Traube erst nach der Sonnenwende zeitig wird, so wird man hinzufügen, daß auch die Frucht der Lebenserfahrung neben der Blüthe jugendlicher Liebesempfindung, das ernste Gespräch neben der heitern Weinlaune sein Recht in der Dichtung hat. Namentlich verlangen ältere Leser, daß ihnen der Dichter auch etwas zu sagen verstehe, was sie nicht längst selbst gewußt, oder besser anderwärts gelesen, und nachwachsende Poeten mögen das nicht für Stumpfsinn und Griesgrämlichkeit halten, sondern lieber suchen etwas noch Unausgesprochenes hervorzubringen, und nicht glauben, daß, was ihnen neu und wichtig ist, das auch Andern so erscheinen müsse. Ihre Lieder sind ihnen ja zur eignen Freude gegönnt!

Bodenstedt sagt in der Widmung:

Der Frühling lockt mit reicher Hoffnungsblüthe,
Doch niemals hält er ganz was er verspricht;
Mir hat er nichts versprochen, drum versprühte
Ich meinen Witz in eitlen Klagen nicht;
Doch was in Leid und Lust mein Herz durchglühte
Und all mein Denken ward mir zum Gedicht;
Den Widerspruch vom Guten und vom Bösen,
Von Tag und Nacht sucht' ich im Lied zu lösen.

Auch anderwärts klingen Schmerzen und Entbehrungen des frühern Lebens nach, so in dem Gedicht: Meiner Frau zum Christabend, wohl der Perle der ganzen Sammlung:

Was soll ich Dir zum Christfest schenken,
Du liebes Weib, Du treues Herz?
Ich muß den Blick zurück heut lenken
In früh're Tage heimatwärts.
Wenn ich der Kerzen hell Geflimmer
Auf dem geschmückten Baume seh,
So überschleicht mich heimlich immer
Ein unaussprechlich tiefes Weh.

Gewaltsam alle jungen Leiden
Ruft die Erinn'rung mir zurück;
Mir blieben fremd der Jugend Freuden
Und fremd der Kindheit sonnig Glück;
Nur Unglück hatt' ich zum Genossen
Und legt' ich nieder mich zu ruhn,
Hab' ich die Augen oft geschlossen
Im Wunsch sie nie mehr aufzuthun.

Erst spät und meiner Heimat ferne
Ging heit'rer mir das Leben auf;
Mir glänzten viele schöne Sterne,
Ich wagte manch' verwegnen Lauf;
Frisch trieb ich um im Weltgetümmel,
Und Geist und Herz ward reich genährt,
Doch dauernd Glück hat mir der Himmel,
Edlitam, nur durch Dich gewährt.

Und diesem Glück zum Angedenken
Für Kinder und für Kindeskind
Laß Dir dies Lied zum Christfest schenken, —
Es bleibt auch wenn wir nicht mehr sind, —

Digitized by Google

Um ihnen wie jetzt Dir zu sagen,
Daß mir mein Bestes ward durch Dich,
Weil nie ein edler Herz geschlagen
Für einen Mann als Deins für mich.

So fühlt und klagt der Dichter das Leid des Lebens, aber er erhebt sich darüber zu der Lichtseite, zum Guten, das ihm geworden, und darin ruht er dichtend aus; er fordert noch mit uns „altmodischen Idealisten" eine Kunst, bei welcher uns wohl wird, er übt selbst das trostspendende Amt der Poesie, hinzuweisen auf die Momente, wo das Schöne wirklich geworden, wo die Harmonie des Innern und Aeußern thatsächlich vorhanden ist, um nicht blos ihre Beseligung auszusprechen, sondern sie überhaupt als das Wahre, das Seinsollende hinzustellen, den Glauben an sie zu knüpfen, daß die Gegensätze und Widersprüche des Daseins überwindbar sind, daß sie sind, damit die Energie der Liebe und der Freiheit sich siegreich bestätige. Darum kämpft Bodenstedt gegen die Neumodischen, die aus dem Pessimismus Profession machen, als ob sie so geistreich wären wie Schopenhauer und Hartmann, wenn sie diesen nachsprechen. Er selbst bietet uns die Sprüche:

Wer etwas freudig will genießen,
Muß halb das Auge dabei schließen.
Wenn der Havannah reiner Brand
Dir würzig Zung' und Nase prickelt,
So denk' nicht an die schwarze Hand
Des Negers, der sie dir gewickelt.

Wem ein helles Aug' und Herz gegeben,
Dem ward das beste Theil im Leben;
Der echte Frohsinn im Gemüthe
Ist eines guten Herzens Blüthe.

Die Gedichtsammlung bringt uns Lyrisches, Erzählendes, Sprüche und zuletzt einen Operntext, dessen Schluß nicht recht befriedigt. Unter den Liedern, die der Dichter „Vorklänge" überschrieben, finden sich zwei an den Rhein. Das erste rauscht in so melodischen Versen dahin, daß es zur musikalischen Composition einlädt, und gewiß bald gesungen werden wird; es hebt an:

Wenn das Abendroth in der Sonne glüht
Und im Blüthenschmuck das Ufer lacht,
Jede Welle goldne Funken sprüht,
Jedes Herz zu neuer Lust erwacht, —
Ferner Glockenklang
Tönt vom Rebenhang
Und im nahen Baum der Drossel Sang.
In der Morgengluth
Wie im Abendschein
O wie wonnig ruht
Sich's am grünen Rhein!

Aber in einem zweiten Gedicht stellt er dem gepriesenen Fluß eine sonderbare Zumuthung: er soll das Volk frei von Rom machen! Wie wird der Rhein das anstellen? Geistig frei kann überhaupt Jeder nur sich selbst machen. Nicht der Rhein, aber die Poesie wird dazu mithelfen, wenn sie in Spott und Ernst die Verkehrtheiten bekämpft, die Wahrheit einleuchtend hinstellt. Hüten wir uns vor der Phrase! Auch das wird dazu beitragen:

Daß man bei edlem Weine
Aufjubelnd singen mag:
Die Nacht versank im Rheine
Und hell erglänzt der Tag!

Daß aber Bodenstedt mit Spott und Ernst im Kampf der Geschichte streitet, mögen einige Strophen bezeugen:

Wallfahrt.

Wir sausten über des Hochlands Bahnen,
Es war im schönen Monat Mai, —
Tief unten im Thale flatterten Fahnen,
Da zog eine Procession vorbei.

Die Pilger sangen vom gläubigen Hoffen —
Zwar hört ich ihre Worte nicht,
Doch wenn der Mund so sperrweit offen,
Wie diese, sieht man was er spricht.

Sie zogen zum Muttergottesbilde
Und sangen die alte Litanei:
Das Wirthshaus führt einen Fuchs im Schilde,
Der Wirth macht gute Geschäfte dabei.

Dazu der Schluß der „Mahnung".

Mein deutsches Volk, wie lang im Büßerhemde
Gingst du, ein Spott der andern, durch die Welt!
Jetzt rühmt man dich daheim und in der Fremde
Als größtes Volk, weil du gesiegt im Feld.

Du schlugst den äußern Feind: — schlag' auch den innern
Zu Boden, und erneure dich im Geist,
Daß nicht allein nach deinen Schlachtgewinnern
Als großes Volk dich die Geschichte preist.

Es nagt manch gift'ger Wurm an deiner Blüthe,
Aus Lasterstümpfen steigt der Fäulniß Hauch;
Die Fackel deines Genius versprühte
Viel edle Gluth, erstickt in Dunst und Rauch.

Empor! mein Volk, daß du in alter Reinheit
Die Tiefe deines Geistes offenbarst,
Und dich im Glanze deiner neuen Einheit
Nicht schlechter zeigst als du zersplittert warst!

Auch die erzählenden Gedichte tragen meist ein ethisches Gepräge. Sokrates mahnt, daß das Böse zu bändigen sei; Mezzofanti weiß in den vielen Sprachen, die er redet, kein Wort zu sagen, daß die flüchtige Stunde überdauert. Semiramis und Catharina II. werden einander gegenüber gestellt. Im wilden Walter erhebt sich ein von den Menschen Ausgestoßner aus seinem Trotz und seiner Tücke zu edler That, er wird der Retter König Heinrichs I. im Ungarnkrieg. Am sinnreichsten ist die morgenländische Erzählung von Schein und Wesen. Der Lehrer behauptet, die Welt sei ein wesenloser Schatten, nichts bleibe zu dauerndem Gewinn, und mit dem Gehirn des Menschen verschwinde das All, das ja blos seine Vorstellung sei. Aber bald findet in der Wüste der Schüler den Schatten eines Felsens, der ihn von dem Verschmachten in der Sonnengluth rettet, während der Lehrer am Sonnenstich stirbt; der muntere Schüler lebt noch heute.

Von den Sprüchen wird eine ganze Reihe den modernen Alexandrinern gewidmet, die sich freuen, wenn sie auch in den Größen unserer Literatur etwas Kleines und Gemeines entdecken, die es für ein wissenschaftliches Verdienst halten, Goethes Waschzettel diplomatisch genau abdrucken zu lassen. Er preist Shakespeare und uns glücklich, daß wir ihn nur selber lesen; der Himmel zerstörte bei Zeiten alle ihn betreffenden Kleinigkeiten. Unsere Classiker haben die Gerüste entfernt, wenn sie den Bau eines Werks vollendet, jetzt sammelt man wieder die Abfälle, die weggeworfenen Splitter, und baut neue Gerüste:

O möchte der Himmel hineingewittern,
Der Blitz entzünden den ganzen Plunder!
Das gäbe ein wahres Beleuchtungswunder
Der Bilder unsrer hehren Meister,
Befreit vom Staub der Sammelgeister.

Gewiß ist nichts verkehrter, als wenn man meint, durch die Lectüre einer Literaturgeschichte über das Lesen der Dichter selbst sich hinwegzusetzen; die Literaturgeschichte soll uns nur das Verständniß vermitteln. Dazu gehören aber auch Kleinigkeiten, dazu gehört Kritik und Gründlichkeit, und daß wir Lessing, Goethe, Schiller mit derselben Pietät wie die alten Griechen und Römer behandeln, das ist unsere Pflicht; dabei freut und belehrt es uns, einen Blick in die Werkstatt ihres Geistes zu werfen,

Digitized by Google

und unsere Bewunderung für sie steigt, wenn wir sehen, wie unverdrossen sie nach der tiefsten Wahrheit und dem klarsten Ausdruck für sie gerungen; das endlich Errungene wird uns selbst dadurch theurer und deutlicher. Ich will ein Beispiel geben. Die kritische Schillerausgabe, deren Abschluß wir endlich entgegensehen, hat uns vom Verderbniß des Textes befreit, die so leicht sich einschleicht, wie jeder Schriftsteller sich überzeugt, der ein Werk in neuer Auflage drucken läßt; er muß es revidiren, wenn er nicht will, daß fast jeder Bogen Fehler in seine Darstellung bringen soll. Im Ideal und Leben hat Schiller den Gegensatz der Wirklichkeit und des Ideals gezeichnet, um zu seiner Versöhnung in der Schönheit und Kunst, in der ästhetischen Auffassung hinzuleiten. Trieb und Vernunft, die selbstsüchtigen Neigungen und das Gebot der Pflicht stehen einander gegenüber, und Keiner kann sagen, daß er dem Sittengesetz ganz gerecht geworden. Aber in der schönen Seele löst sich der Zwiespalt zwischen Pflicht und Neigung, das Gute ist ihre Gesinnung, sie thut es mit Lust, es beglückt sie. Gott und Mensch sind durch keinen Abgrund, keine Kluft von einander getrennt, wir als Endliche erstehen und bestehen im Unendlichen, und sobald wir unsern Willen mit dem göttlichen einstimmig machen, vollenden wir unser eignes Wesen, das ja ein Glied im Organismus des Gottesreiches ist. Das Sittengesetz ist keine Fessel für uns, sondern der Geist gibt es sich selbst, es ist der Ausdruck seines wahren Wesens, und so ist er frei in der Erfüllung des Pflichtgebotes, weil es ihm nicht von außen auferlegt, sondern aus dem eignen Innern hervorgebildet ist. Nun theilt uns Gödecke in der kritischen Ausgabe mit, daß Schiller diesen Gedanken zuerst in folgender Strophe ausgedrückt:

Aber laßt die Wirklichkeit zurücke,
Reißt euch los vom Augenblicke,
Und kein Grenzenloses schreckt euch mehr,
Und der ewige Abgrund wird sich füllen,
Nehmt das Heil'ge auf in euren Willen,
Und des Weltenrichters Thron steht leer.
Mit der Willkür ist der Zwang vernichtet,
Mit dem Zweifel schwindet das Gebot,
Mit der Schuld der Reine, der sie richtet,
Mit dem Endlichen der Gott.

Liegt hier nicht das Mißverständniß nahe, daß es für den Guten keinen Gott mehr gebe, Gott nur ein Schreckmittel für die Bösen sei, und daß er für uns verschwinde, wenn wir uns im Unendlichen, als Glied des Ganzen erfassen? Aber das wollte Schiller nicht, und so änderte er die Strophe, und wie wir sie jetzt lesen, besagt sie, daß wir uns zu dem Gedanken der Einheit alles Lebens erheben können, und nicht zu fürchten brauchen, daß wir von Gott und dem Guten abgetrennt sind; er eint sich mit uns, wie wir uns seinem Willen ergeben und seinen Willen thun. Es heißt:

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht,
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Das Verdienstvolle der kritisch-wissenschaftlichen und historischen Arbeit für unsere Dichter bleibt auch neben der Kleinkrämerei bestehen, die dem Wahn verfällt, daß man ohne ihre Notizlein die Werke selbst nicht verstehe oder genieße. Sie trifft Bodenstedts Spott, und ebenso stimme ich bei, wenn er in Bezug auf Goethe und Frau von Stein sagt:

Ob Goethes Liebe zu Frau von Stein
Platonisch gewesen oder nicht?
Darüber wird uns jahraus jahrein
Stets neuer zweifelhafter Bericht.
Mir ward aus Goethes eignem Mund
Das wirkliche Verhältniß klar:
Gesegnet war der hohe Bund —
Der so viel Herrliches gebar.

M. Carriere.

Du Bois-Reymond über den Darwinismus.

Der berühmte Erforscher der Nerven- und Muskelelektricität hat am Leibnizischen Jahrestage in einer Festrede seine Ansichten über die Darwinische Theorie öffentlich ausgesprochen. Diese Rede ist unter dem Titel Darwin versus Galiani, zu Berlin, wo sie gehalten wurde, auch im Druck erschienen.*) Sie hat somit allgemeine Publicität erlangt und einer bescheidenen, sachgemäßen Kritik derselben steht deshalb nichts entgegen. Die Persönlichkeit des Abbé Galiani figurirt darum neben Darwin in dieser Rede, weil Du Bois-Reymond mit Recht in dem geistvollen Hausfreund Holbachs einen der scharfsinnigsten Vertreter des teleologischen Standpunktes sieht. Galiani spielt also in diesem Felde keine Rolle als Person, sondern als Typus — als Vertreter einer ganzen Classe von Gegnern. Um diese letzteren zu charakterisiren, citirt uns Du Bois eine geistvolle Apologie der Zweckursachen, die in den Mémoires inédits des Abbé Morellet dem Monsignore Galiani zugeschrieben wird. Auf diese Weise erhält der Titel der Festrede seine Erklärung. Wir wenden uns nun in Folgendem zu einer kurzen Besprechung der sich speciell auf den Darwinismus beziehenden Punkte der Rede. Auf S. 8 sagt Du Bois-Reymond Folgendes: „Wer nicht schlechthin alles Geschehene in die Hand des Epikuräischen Zufalls legt, und der Teleologie auch nur den kleinen Finger reicht, muß folgerichtig bei William Paleys verrufner Natural Theology anlangen und zwar um so unvermeidlicher, je klarer und schärfer er denkt." Der Paley'sche Standpunkt ist cum grans salis etwa der, daß die Rinde der Korkeiche zu dem Zwecke geschaffen wurde, den Weinhändlern zum Verstöpseln ihrer Flaschen zu dienen. Weshalb man nun grade alles Geschehene in die Hand des Zufalls legen soll, um dieser Korkstöpselphilosophie zu entgehen, ist mir nicht ganz klar. Ich würde mich, um die Charybdis der Zweckursachen zu vermeiden, nicht in die Scylla des Zufalls stürzen, sondern meinen Blick grade aus auf das allmächtige und unabänderliche Causalgesetz richten, welches die gesammte Natur ohne Ausnahme, die organische sowohl wie die anorganische Welt, regiert. Und diesem Causalgesetz, dieser allumfassenden Nothwendigkeit gegenüber, kann ebenso wenig von einem Zufall als von einem freien Willen die Rede sein. Wo aber kein freier Wille mehr ist, existiren auch keine bewußten Ziele mehr, mithin auch keine Teleologie. Durch einen Forscher von dem Range Du Bois-Reymonds hätte man am wenigsten erwarten sollen, den Epikuräischen Zufall wieder in seine verjährten Rechte eingesetzt zu sehen. Zufall ist nur ein anderes Wort für Schöpfung, ebenso wie Nothwendigkeit nur eine andere Bezeichnung für Entwickelung ist. Wer also den Zufall bei Entstehung der Weltordnung walten läßt, spricht dem Entwickelungsprincip seine Allgemeingültigkeit ab. Damit ist der Dualismus wieder eingeführt und die monistische Weltanschauung, welche eine einheitliche, zusammenhängende Naturkenntniß erst möglich macht, verbannt.

Trotz alledem betrachtet Prof. Du Bois-Reymond den Darwinismus „als einen der größten Fortschritte in der Gedankenwelt, von welchem eine neue Epoche zu datiren ist". Die hierauf bezüglichen Ausführungen der Rede sind wahrhafte Meisterstücke einer klaren und sachgemäßen Vortragsweise. Besonders beherzigenswerth sind die Bemerkungen über das, was wir unter

*) Im Verlag von August Hirschwald, 1876.

Digitized by Google

morphologischen Gesetzen zum Unterschiede von astronomisch-physikalischen zu verstehen haben. „Jene vermeintlichen Gesetze" — sagt Du Bois — „sind nichts als von einer größern oder geringern Zahl von Fällen abgezogene Regeln, welche nach Art grammatischer Regeln nur dazu dienen, um andere unter ihren Begriff fallende Erscheinungen zu rechtfertigen und verständlich zu machen. Auch die Keppler'schen Gesetze waren nur solche Regeln bis Newton sie aus dem Gesetze der allgemeinen Schwere ableitete, und dadurch zu Gesetzen erhob. Wegen dieser innern Begründung läßt sich aber jetzt aus den Keppler'schen Gesetzen die ganze Lehre von der Bewegung der Himmelskörper mit dem Grade von Sicherheit herleiten, welcher unsern Schlüssen überhaupt erreichbar ist . . . ."

„Ganz anders steht es mit den organischen Bildungsgesetzen. Wenn uns in jurassischem Gestein ein Stückchen einer rhombischen Schmelzschuppe aufstößt, so sagen wir mit einem sehr hohen Grade von Wahrscheinlichkeit, daß der Fisch, zu dessen Panzer vor ungezählten Jahrtausenden diese Schuppe gehörte, einen selbstständig schlagenden Aortenstiel besaß. Decken wir beim Zerschlagen eines unförmlichen Stückes fossilen Knochens eine gewundene Gehörschnecke auf, so sind wir überzeugt, daß das Thier, zu dessen Schädel das Bruchstück gehörte, ein Säuger war. Es ist ein kleiner Triumph, solche und ähnliche Aussprüche wagen zu dürfen. Aber absolut sicher sind sie nicht . . ."

„Diese Unsicherheit der organischen Bildungsgesetze rührt daher, daß sie reine Erfahrungssätze sind, in denen kein solcher, in den letzten Gründen wurzelnder, logisch zwingender Inhalt erkannt ist, wie in physikalisch-mathematischen Gesetzen. Im Abweichen der Natur von jenen Regeln liegt daher nichts Widersinniges und Unmögliches."

Bei Gelegenheit dieser Erörterung kommt Prof. Du Bois-Reymond auch auf die Häckel'schen Stammbäume zu sprechen und übt an diesen folgende scharfe Kritik: „Jene Stammbäume unseres Geschlechtes, welche eine mehr künstlerisch angelegte, als wissenschaftlich geschulte Phantasie in fesselloser Ueberhebung entwirft, sie sind etwa so viel werth, wie in den Augen der historischen Kritik die Stammbäume Homerischer Helden."

Dieses Urtheil ist sehr absprechend, aber nicht in gleichem Maße treffend. Denn jene „historische Kritik", die über die Herkunft Homerischer Helden aburtheilt, kann gar nicht mit derjenigen Instanz, welche über den Werth oder Unwerth Häckel'scher Stammbäume zu Gericht sitzt, verglichen werden. Die historische Kritik besitzt einen Maßstab der von ihr beanspruchten Gewißheit, an den in historischer Zeit über historische Persönlichkeiten entworfenen Stammbäumen; eine Kritik prähistorischer Vorgänge dagegen, resp. eine Kritik des zoogenetischen Processes kann nur von den bei Erforschung dieser Dinge in Betracht kommenden Wissenschaftszweigen geübt werden. Wir werden also in diesem Falle Embryologie, vergleichende Anatomie und Paläontologie zum Urtheil für oder gegen Häckel aufrufen müssen. Die historische Kritik kommt, nach meiner Ansicht, in der schöpfungsgeschichtlichen Stammbaumfrage so wenig in Betracht, wie die Geschichte der jeweiligen Regierungsform eines Staates bei Beurtheilung der geschichtlichen Entwickelung dieses Staates selbst. Wenn ich auch gern zugebe, daß der von Häckel aufgestellte Stammbaum des Menschengeschlechts an beträchtlichen Lücken und Schwächen laborirt, so ist doch dieser Umstand durchaus noch nicht dazu geeignet, den Versuch als solchen zu discreditiren. Im Gegentheil haben wir alle Ursache, dem Schicksal dafür dankbar zu sein, daß sich in Häckels Kopfe soviel Einbildungskraft und wissenschaftliche Detailkenntniß zusammenfand als nöthig ist, um den Ikarusflug über das Meer des organischen Werdens und Vergehens zu wagen.

Allerdings stimmen die Bestrebungen Prof. Häckel's schlecht zusammen mit dem Mahnworte Du Bois-Reymonds, wonach (vgl. S. 27) der Standpunkt des heutigen Naturforschers den letzten Gründen der Dinge gegenüber nur „Entsagung" sein soll. Wir haben es hier abermals mit dem bekannten Ignorabimus zu thun, was der Berliner Physiologe schon auf der Leipziger Naturforscherversammlung im Jahre 1872 aussprach.

Dieses Ignorabimus ist eine Halbheit. Wir sind durchaus nicht im Stande die Grenzen anzugeben, vor denen sich unser Erkenntnißdrang in Demuth zu bescheiden hat. Um sagen zu können: bis hierher und nicht weiter, muß man das Terrain, dessen Betretung man verbietet, bereits kennen; man muß auch den Grund des Verbotes angeben, wenn es befolgt werden soll. Mit Angabe dieses Grundes überschreitet man aber das Ignorabimus selbst, indem dadurch etwas über das jenseits der Grenze befindliche Terrain ausgesagt wird. Wir haben überhaupt kein Kriterium des Erkennbaren und Unerkennbaren; die Schranke der von uns erreichbaren Erkenntniß liegt in unserem Vermögen, nicht in unserem Bewußtsein. Wir können daher niemals im Voraus sagen, wo die Erkenntniß aufhört und die Ignoranz beginnt.

Zum Beweise, wie vorsichtig man in positiven Aussprüchen sein muß, diene die Stelle eines Briefes des jungen Cuvier an Prof. Pfaff in Tübingen. Für Cuvier war die ganze Entwicklungsidee etwas vollständig Unbegreifliches. Er sagt in dem bewußten Briefe vom Jahre 1792: „Ich glaube ich sehe, daß die Wasserthiere für das Wasser, die andern für die Luft geschaffen sind; ob sie aber die Zweige oder die Wurzeln, oder sonst Theile eines einzigen Stammes sind: das verstehe ich nicht einmal."

Der junge Cuvier hatte also in diesem Falle entschieden sein Ignorabimus ausgesprochen. Und doch existirt Darwin und die Darwin'sche Theorie. Wir müssen demnach vorsichtig sein.

Otto Zacharias.

Aus der Hauptstadt.

Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Von **Gustav Floerke.**

VII.

Der Streit wider die „Historienmaler" gilt natürlich nur so lange, wie diese Herrn mit papierenen Cartonprätentionen, ohne sichtbare Hinterlage in Barren oder Baarem, zu zahlen beabsichtigen.

Gustav Spangenberg hat mit seinem „Zug des Todes" eins der allerbedeutendsten Bilder der Ausstellung gemalt.

Gemalt? War diese riesige Stimmung, die mich noch heute ganz und voll ausfüllt, wenn ich sie mir zurückrufe, gemalt? Und wie war sie gemalt? — Ich habe, ehrlich gestanden, vor diesem Bilde, vielleicht vor diesem allein, danach zu fragen vergessen. Ich weiß nur, daß auf dieser ganzen großen Leinwand gewiß nichts gewesen sein kann, was sich vorgedrängt oder gar was durch Schwäche oder Mittelmäßigkeit gestört hätte. Ich sehe noch immer einzig und allein den stillen, endlosen Zug sich an mir vorüberbewegen, im Costüm jener Zeit des großen Sterbens, da man mit dem Knochenmann, dem Gevatter Tod, gleichmüthiger umzugehen sich gewöhnt hatte: Es ist nun einmal so. Die große, harte Nothwendigkeit, die über der Welt liegt und keinen Unterschied kennt, hat Gestalt angenommen. Es ist unter sie getreten und wandelt zwischen ihnen, — — sehen sie es? Wie ein Schleier liegt es vor ihren weitoffenen vorausgerichteten Augen; ihre Füße gehen wie von selber, vorwärts, unerbittlich stetig vorwärts: horch, sagen die Kinder, hörst du die schöne Glocke? Und sie laufen dem Gevatter mit der Schelle, die doch neben ihnen klingt, fast vorauf, mit ihren verwunderten, ernsthaften Augen. Dem jungen Landsknecht tönts wie Werbetrommel; sein Liebchen, das er eilig küßt, um seinen Platz im Zuge nicht zu versäumen, fühlt, daß er davongeht; aber — es ist nun einmal so. Vorwärts! Stumm, unaufhaltsam, die Augen geradeaus, weit geöffnet, wie im Traume folgt das blühende Weib, der lebenskräftige Mann, Reichthum und Glück hinter sich vergessend, dem zwingenden Schall des Glöckleins. Das ist wirklich der Gang in's große unbekannte Nichts, den diese gehen, und welches ihre blicklosen Augen schon zu ahnen beginnen; auf das große Geheimniß zu, welches mit seinen feierlich heranwachsenden Schatten bereits alles Aufleuchten menschlichen

Digitized by Google

Fühlens in die erstickenden, stillestehenden Herzen zurückdrängt. Keines wundert oder wehrt sich. Es ist nun einmal so. Die große Nothwendigkeit ist sichtbar geworden über dieser Welt. Die Alten im Zuge zum wenigsten sehen sie; denn sie lächeln verständnißvoll, können's kaum erwarten in verhaltener Lust; oder fragende Angst hemmt ihren zitternden Schritt, den doch eine fremde unerbittliche Gewalt vorwärtstreibt, — ihnen allein erhellt sich das Auge hie und da noch an des Bewußtseins Flamme. — Und hinter ihnen, vor Nebel und Thau, vorwärts und immer vorwärts, kommen Andere und Andere und immer noch mehr tauchen auf über dem fahlen, kahlen Hügelrand: der Zug nimmt kein Ende — nie! Und wer weiß, wie lange du selber zu warten hast, bis auch dich das Glöcklein ruft und du dort hinten aus dem formlosen Gewimmel erkennbar wirst, über dem die Raben fliegen ... Denn daß du darunter bist ist gewiß, Niemand, du selbst nicht, zweifelst daran, — es ist nun einmal so ...

Ein anderes Bild von hervorragender, wenn auch hauptsächlich malerischer Stimmung, möchte ich hier anschließen — „Auf der Flucht" von Zdistan v. Suchodolski. Es handelt sich dabei um ein Stück Romantik, an welches man glauben kann. Allerdings, was den Beschauer an das eigenthümliche Bild fesselt, ist schwerlich das Leid der zusammengesunkenen Fürstin, deren Zelter ein Waldbruder durch die abendlichen Buchen leitet; ist sicherlich nicht ein poetisch empfundenes und dargelegtes Menschenschicksal. Vielmehr ist diese Stimmung eine durchaus malerische und es sind rein malerische Mittel, welche, allüberall in diesem Bilde ausgesprochen, dieselbe dem Beschauer vermitteln. Die fast an Schwind erinnernde Zeichnung ist überall sauber und straff, aber auch stets geschmackvoll und malerisch. Die Farben sind still und blaß, aber der Gesammtton von prächtiger Fülle, schön und sammetartig. Die Vertheilung der Massen von höchstem malerischen Reiz. Die Mache scheinbar mittellos, während sie vielleicht die mühsamste ist auf der ganzen Ausstellung. Das Ganze fraglose Bildwirkung und tiefe Stimmung zugleich.

Das waren, bei Spangenberg wie bei Suchodolski, scheinbar mühelos übermittelte, vollangeschlagene Eindrücke. Ob man die beiden Kunstwerke deshalb oder aus sonstigen Gründen des Titels „Historienbilder" für würdig erachten wird oder nicht, kann ich nicht sagen, interessirt mich auch nicht. Einige Figurenmaler indessen möchte ich hier anschließen, die auf den Titel „Geschichtsmaler" ein heiliges Recht haben, wenigstens soweit man dem „Verein für historische Kunst" ein maßgebendes Urtheil zugestehen muß.

Da ist zunächst Lindenschmit, der mit Recht hochgeschätzte Maler des „Hutten" im Leipziger Museum, inzwischen aber Professor in München. Die Berliner Ausstellung zeigte von ihm „Luther und Cajetan", „Luther von seinen Eltern in die Klosterschule nach Erfurt gebracht" und eine „Episode aus dem Jugendleben der Königin Elisabeth" oder vielmehr eine beliebige „ahnungsvolle" That der Anna Boleyn, bei welcher letztere ein rothes Kleid anhatte.

Ich habe Lindenschmit vor Jahren, besonders seinen Hutten und seine Lutherbilder, trotz der gestrengen Kritik, die dieselben so genrehaft fand, bewundert. Was gingen auch mich die Unterschriften an, die Herr Lindenschmit beliebt hatte. „Rauferei im Costüm des 16. Jahrhunderts" wäre mir z. B. bei seinem Leipziger Hutten vollauf genügend gewesen; daß er aber den Forderungen unserer seriösen Bilderkaufvereine durch einen pomphaften Taufnamen entgegenkam, diesen Umstand habe ich niemals mit dem Bilde selbst verwechselt. Jetzt indessen scheinen mir die malerischen Qualitäten dieser Bilder, die nach wie vor sehr historische Vornamen erhalten, ihrerseits die Kritik herauszufordern.

Ich weiß nicht mehr recht zu sagen, was die Lindenschmit'schen Bilder wollen. Zunächst: die Natur ist es nicht, die sie uns darstellen, und soll es doch sein, wenn ich richtig merke. Welches von den drei Berliner Bildern man ansehen mag: man merkt, daß das körperhaft sein soll, — aber man sieht nur eine mühsame Quälerei mit materiellen Farben; jeder Kopf hat eine andere, der eine erscheint ziegelroth, der andere rosa, der dritte caput mortuum u. s. w. Vom Studium nach der Natur scheint dabei keine Rede. Dazu der eine runder als der andere, mit utrirten, bunten Augen, pockennarbig-schmutzig durch die Manier, wie sie in seinem „Wilhem von Oranien" am unbehaglichsten auftrat, — kurz, wo der Künstler sich müht körperhaft zu werden, wird er unangenehm materiell, ölfarbig. Er hat — ein anerkennenswerthes Streben — über die „Historienmaler" hinaus, in deren Reihe er sich nun einmal begeben, nach der Natur malen wollen — und er hätte das noch heute nöthig, aber er ist vom Conventionellen nicht los gekommen. Grün, blau, roth und alles Mögliche sitzt dann und wann an einem einzigen Kopf, der besser einen ruhigen Ton gehabt hätte, — weil und während ihn doch die Natur mit den einfachsten Mitteln herstellt. — Malerisch sollen die Lindenschmit'schen Historien sein, und, anderen gegenüber, sind sie das auch ungefähr; in beiden bei ihm vorkommenden Fällen: wenn sein Bild auf der weißen Wand oder wenn es in braunem Helldunkel spielt. Wenn man aber von Colorismus spricht, so muß ich gestehen, daß ich davon diesmal nur das Kunststück mit dem ersten Kleide entdeckt habe, durch welches er seiner Anna Boleyn ein Interesse zu verleihen gewußt hat, welches sich sonst schwerlich auf sie gelenkt hätte. Schließlich soll Lindenschmit natürlicher und lebendiger sein, als seine Verwandten; aber bei Allem, was davon wahr ist und was je nach dem zum Vergleich Herbeigezogenen wächst und abnimmt, kann man ihn, allein betrachtet, doch gewiß nicht überall von schulmäßiger, einigermaßen conventioneller Composition freisprechen.

Albert Baur, von dem man unwillkürlich neben ihm reden muß, scheint mir seinem Herzen nach „Historienmaler", seiner Begabung nach „Genremaler" und seinem Streben nach Maler ohne jedes Epitheton ornans. Seinem Wollen nach kommt er mir gründlicher vor als Lindenschmit (dem ich damit vielleicht Unrecht thue), aber sein Erreichen in malerischer Beziehung will mich geringer bedünken, obgleich er auch hier so unermüdlich wie möglich, nur zu unermüdlich zu Werke geht. Seine Studien nach Tadema sind z. B. unverkennbar, wenn auch für die Wirkung, mindestens seines Historienbildes „Paulus", nutzlos; das Modell ist, gerade wieder in diesem Gemälde, bis in die kleinsten Nebensachen hinein ebenso bemerkbar und wichtig, wie sonstige Studien jeder möglichen Art. Davor müßte man alle Achtung haben, wenn nur die Resultate, wenn nur die Bildwirkung oder mindestens eine geistreiche Behandlung des Einzelnen malerisch wirklich über die Allgegenwärtigkeit und Unverdautheit dieser Hülfsmittel hinausreichte. Aber auf dieser Seite scheint Baur's Talent nun einmal nicht zu liegen. Auch die Zeichnung, däucht mir, wird bei den malerisch-coloristischen Bestrebungen Baur's — wie sie diesmal seine „Amazonen" besonders darthun — allgemeiner und minder charaktervoll, obgleich gerade sie auch heute noch mehr Einfluß auf seine Compositionen hat, wie die rein malerischen Erfordernisse. Die Leidenschaft seines „Paulus" scheint mir ferner durchaus nicht auf der Höhe zu stehen, wie die Darstellung seiner mehr genreartig gefaßten Zuhörergruppen; das ganze Bild ist mir überhaupt nicht so lieb, wie jene kleine harmlose Scene, wo lustige Mädchen von einer Mauer herab einen skandirenden jungen Dichter mit Blumen necken. Baur steht mit seinen Bildern gewiß auf jener Höhe, wo sich wenig direct zu tadeln findet. Aber vom höchsten Standpunkt aus zu loben ist an ihnen, wie sie auch diesmal wieder da sind, ebenso gewiß nur Eines: die überall sichtbare rastlose, von Geist und Gewissenhaftigkeit unterstützte Energie des Künstlers.

Noch weniger erhebt sich, meiner bescheidenen Meinung nach, Camphausen's „Sedan" über das Gewöhnliche. Seine Malerei kennt man: auch sie ist noch immer unbefriedigt, mühsam strebend, also äußerst anerkennenswerth; aber sie erreicht nichts als solche. Indessen auch die Zeichnung ist diesmal, wenn auch fleißig und sauber, so doch nirgends groß oder nervös. Glücklich der, welcher nur die Lithographie kennt, nach Camphausens prächtigen Feldherrnbildern! Darin liegt etwas von dem, was Andere Historienmalerei nennen und selbst, trotz des Schwarz und Weiß, viel wirkliche Malerei. Aber dies berühmte Historienbild, welches vom siegreichen Bismarck und dem beendigten Napoleon handeln soll, ist nicht mehr als eine beliebige geduldig und fleißig gemachte Landstraßenscene. Das einzige Historische — obgleich es auch nicht so wirkt — ist dabei der Wagen; und auch der nur, weil man dem Künstler doch auf sein Wort glauben muß. Und das hat er im Katalog expreß und des Breiteren zu bekräftigen für nöthig gehalten. In dem Wagen sitzen Leute, die wohl Franzosen sein und Aehnlichkeiten haben werden, und nebenher reiten Kürassiere, deren Einen ein nicht Uniformenkundiger etwa für einen richtigen Unterofficier, durchaus aber nicht für einen richtigen Fürsten Bismarck taxiren könnte.

In Summa, ihrem Geiste nach vermag ich in diesen Geschichtsbildern — einem Böcklin oder dem Spangenberg'schen „Zug des Todes" und selbst einigen der schamlosesten „Realisten" gegenüber — nichts von „Historienmalerei" oder, wie ich lieber sagen würde, von „großer Malerei" zu entdecken. Ihre Malerei kann ich vielmehr nur unter das

Digitized by Google

verweisen, was ich bei früherer Gelegenheit über die echte Genremalerei gesagt habe. Ihre Stoffe aber werden unter uns hoffentlich ebensowenig maßgebend sein, wie etwa das Gaupp'sche Stillleben mit Costümen oder sonstige „historische" Motive. Kleider machen doch keine Leute und Costüme erhöhen keine Leidenschaften. Nur ihr Personal und die Garderobe sind andere und nur vorgeblich bedeutender. Höchstens die eigenen Ansprüche oder der philologisch-ästhetische Trieb unserer nachdenklichen und classificirenden Nation denkt sich etwas Anderes, Höheres hinter und unter diesen Requisiten. Für den Besonnenen, dächte ich, blieben die Herren was sie sind, — „Genremaler" unter historischer Maske.

Der Name Camphausen gibt uns Gelegenheit, kurz der übrigen in Berlin vertretenen Soldatenmaler zu gedenken, deren Zahl übrigens so niedrig wie möglich ist. Wir thun, in Rücksicht auf die Beschränkung dieser Aufsätze, unserer Meinung nach genug, wenn wir zunächst Bleibtreu's erwähnen, des in der Empfindung Bedeutendsten unter ihnen. Seine beiden Bilder „Der König begrüßt das Leibregiment bei Vionville" und „Moltke und Wimpffen am Abend von Sedan" zeigen die gewöhnlichen Eigenschaften: Bleibtreu's Größe liegt in dem heftig pulsirenden Leben, in dem oft großen und überzeugenden Schwung seiner Zeichnung und der dramatischen Concentrirung seiner Composition. Allerdings leidet diese Größe fast überall ein wenig an barocken Uebertreibungen und an der meist merkwürdig unglücklichen Malerei des Künstlers. Dann muß Graf Harrach's „Moltke vor Paris" erwähnt werden, schon des Interesses wegen, welches dies Bild mit seinen äußerst ähnlichen, originell beleuchteten Portraitköpfen in Berlin erregt hat. Auch bei ihm, von dem ich seiner Zeit Studien ersten Ranges bewundert habe, weiß ich von Malerei diesmal nichts Gutes zu sagen. Ich finde in ihr ein Etwas wie Dilettantismus zu Tage treten, von welchem ich früher in den Arbeiten dieses hochbegabten und sorgfältigen Künstlers kaum eine Spur gefunden habe. Daß er seine Aufgabe nicht leicht nimmt, versteht sich beim Grafen Harrach von selbst, daß er es seiner Malerei aber so schwer macht, wie bei diesem Lichteffect mit großen Portraits darin, das ist ihr gewiß nicht gut bekommen und bringt ihr, wenn wir vom großen Publicum absehen, schwerlich mehr ein als Achtung vor ihrem Wagniß. Hünten's gemalte Heldenthaten sind diesmal malerisch gewiß keine Heldenthaten. Die Bilder von Kolitz endlich haben den bunten Rock ganz ausgezogen und Civil an. Schade fast. Seine Episoden und Stimmungen vom Schlachtfeld waren stets in erster Linie malerisch gedacht, und vielleicht war er der einzige unter den norddeutschen Kriegsmalern, denen man das nachsagen konnte, — nur das gute Zeichnen ähnlicher Franzosen fehlte noch. — Sein diesmaliges „Rennen" („Landschaft mit Staffage") zeugt von ausgezeichneter Beobachtung und großer Frische. Allerdings ist die Malerei etwas schwarz und reichlich brutal und das ganze Bild hat viel von einer guten Skizze, aus der sich etwas Ausgezeichnetes machen ließe. Das „Kinderportrait" von demselben Maler zeigt ihn mit Glück auf noch ungewohnteren Wegen. Mir ist vor diesem originellen, einfach lebendigen Bildniß unwillkürlich Velasquez mit seinen wunderbaren kleinen Prinzessinnen in die Erinnerung gekommen. Portraits dieser rücksichtslos malerischen Richtung hatte unsere Ausstellung recht wenig. Selbst Paul Meyerheim, der doch sonst von den Berlinern das Atelierlicht in seinen Bildern wohl am meisten überwunden hat, gestattete der Frau P., die er doch im Freien darstellt, mit einem Teint zu erscheinen, wie ihn unter den gegebenen Umständen keine Göttin, wenn sie einmal Fleisch und Bein angenommen hätte, zu bewahren im Stande wäre. Damen gegenüber ziehen unsere Maler eben meist die Gesetze des guten Tons denen des richtigen Tons vor. Nur Paul Spangenberg macht noch eine Ausnahme. Was im Ton steht wird auch im Ton gemalt, — eine muthige malerische Ueberzeugung, die besonders in Berlin schätzbar ist. Seine beiden lebensgroßen Damenportraits, von denen das eine etwas reichlich Portrait ist, das andere sich durch eine prächtig zufällige Bewegung auszeichnet, legen Zeugniß davon ab. Was Fedor Enke und Ernst Tepper thun würden, wenn sie Damen zu malen hätten, weiß man noch nicht. Einstweilen kann man ihnen, und besonders letzterem, gewiß nicht nachsagen, daß Neigung für Galanterie sich bei ihnen vordränge. Allerdings waren es einstweilen nur Männerportraits, die die Berliner Ausstellung von ihnen besaß. Diese aber sind hier rühmlich zu erwähnen.

Die neuen Stücke am königlichen Schauspielhause.

I.

Deutsche Treue. Vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen von Felix Dahn.*)

Felix Dahn liebt es, für die bewegenden Ideen unserer Zeit in fernen, schwer zugänglichen und schwer controlirbaren Vergangenheiten Analoga zu suchen und unter byzantinisch-romanischen, unter westgothischen Gewändern oder den langwallenden dunkelfarbigen Mänteln des frühsten Mittelalters Leute zu ermitteln, die sich mit einiger Wahrscheinlichkeit über solche Dinge auslassen können, welche wir gemeiniglich als „Tagesfragen" zu bezeichnen pflegen.

Wollte ein Unberufener unserm Dichter das Recht bestreiten, sich in dieser Weise für seine modernen Zwecke und für seine modernen Tendenzen die Vergangenheit dienstbar zu machen, so würde der einfache Hinweis auf Kleists „Hermannsschlacht" genügen, um jenen Unberufenen zum Schweigen zu verweisen. Die Berechtigung zu einem modernen Tendenzdrama in alterthümlicher Vermummung steht außer Zweifel; etwas anders ist es um die Frage nach der Nothwendigkeit einer solchen Tendenzdichtung unter den gegebenen Bedingungen bestellt. Die Tage des politischen Unheils, der Erniedrigung scheinen in der That geeigneter dazu zu sein, derartige patriotische Dichtungen zu zeitigen als die der vaterländischen Blüthe und des Gedeihens. Das unerschütterliche Vertrauen zu Deutschlands Gesundheit hat niemals einen beredteren Ausdruck gefunden als gerade in jenem wunderbaren Gesange, den Kleist in der Verzweiflung über sein zu Boden geworfenes Vaterland angestimmt hat; und jetzt in diesem Augenblick erklingen voll und warm da drüben, in dem gekränkten und gedemüthigten Frankreich, die Hymnen zur Feier von Frankreichs Größe und Erhebung: „La fille de Roland" und „Rome vaincue".

Wenn die patriotische Dichtung auch unter allen Umständen ehrenwerth und tüchtig ist, so kann die Pflege derselben dennoch unter erfreulichen staatlichen Verhältnissen bedenkliche Folgen haben. In Unglückszeiten hat sie einen hehren Zweck; da soll sie aufrütteln, erheben, erstarken, die Zweifel an der Kraft des Vaterlandes zerstreuen und die Liebe zum Vaterlande wetterfest machen gegen alle Stürme; wird ihr aber dieser Zweck durch eine normale, freundliche und günstige Gestaltung der staatlichen Verhältnisse entzogen, so kann sie anstatt der Erhebung der Ueberhebung, anstatt der Erstarkung dem renommistischen Krafthuberthum, anstatt der Vaterlandsliebe dem Chauvinismus das Wort reden. Haben wir es doch in demselben Frankreich erlebt, wohin die übertriebene Glorificirung Frankreichs unter dem prosperirenden Kaiserreich geführt hat. Die militärischen Spektakelstücke auf den Boulevardbühnen haben den Volksgeist geradezu corrumpirt. Jene Bühnen sind eine Pflanzstätte geworden für nationale Beschränktheit, eine Schule für thörichte Selbstvergötterung und verderbliche Unterschätzung aller Nicht-Franzosen. Wenn wir auch, Gott sei Dank, von diesem Mißbrauch der patriotischen Dichtung noch weit entfernt sind, so erscheint es doch nicht überflüssig, auf die Gefahren wenigstens hinzuweisen.

Wie Felix Dahn im „König Roderich" im achten Jahrhundert auf westgothischem Boden unsern Culturkampf dramatisch veranschaulicht, so hat er in dem vaterländischen Schauspiel „Deutsche Treue" das Verhältniß der Einzelstaaten zum Gesammtreiche, die nothwendige Unterordnung der Particularherrlichkeit unter die Oberherrlichkeit des Reiches dramatisch behandelt und diesmal die Handlung in das zehnte Jahrhundert, nach Hessen und Bayern verlegt. Ein Recensent, welcher das Stück scherzhaft einen „Kampf um die bayrischen Reservatrechte" getauft, hat damit eine feine und treffende Kritik an dem Dahn'schen Schauspiel geübt. Obwohl uns beinahe ein Jahrtausend von der Zeit trennt, in welcher die Handlung des Dahn'schen Schauspiels vor sich geht, so verläßt uns doch die ganz moderne Empfindung nicht einen Augenblick, und sie wird durch gewisse Einzelheiten in der Dahn'schen Dichtung immer auf's Neue geschürt. Während Dahn, wie er durch seine Anmerkungen und Weisungen an die Regisseure zu erkennen gibt, großen Werth darauf legt, daß die Aeußerlichkeiten bei der Darstellung einen möglichst streng historischen Eindruck machen, während er für die Archi-

*) Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1875.

Digitized by Google

tektur, die zur Verwendung kommen darf, kommen muß, sehr bestimmte Forderungen stellt, die sicherlich auf gelehrten Forschungen beruhen, die Costüme genau vorschreibt und bis in die Details des Haarschmuckes und des Barttragens ein getreues äußeres Bild der Zeit seiner Handlung auf der Bühne geben will; — während mit einem Worte alles Aeußerliche einen archäologischen Anstrich bei ihm hat, ist der Inhalt der Dichtung überreich an anachronistischen Wirkungen — ich sage absichtlich nicht: Anachronismen.

Es ist sehr wohl möglich, daß Gesinnungen und Ausdrücke, die wir für specifisch modern halten, sich als ganz ähnlich vorhanden schon in der Vergangenheit, schon vor einem Jahrtausend nachweisen lassen; nur habe ich immer die Ansicht vertreten, daß der Dichter nicht wohl daran thue, dergleichen durchaus modern wirkende Dinge für ein Drama, das in der Vergangenheit spielt, zu verwerthen. Die Begriffe des Nationalen und des Liberalen datiren gewiß auch nicht von gestern, dessenungeachtet würde es doch sehr befremdlich berühren, wenn man etwa in einem Drama aus der französischen Revolution „Mirabeau" als „nationalliberal" bezeichnen wollte. Ebenso sonderbar wirkt es, wenn Eberhard, Herzog von Franken, bei Dahn vom „Kater Murr" spricht, bei dem wir gezwungenermaßen an E. T. A. Hoffmanns „Lebensansichten des Katers Murr" erinnert werden. Können wir hier noch im Zweifel sein, ob sich ein Kater Murr im neunten Jahrhundert finden lasse, so springt uns der Anachronismus mit der vollen Kraft der Gegenständlichkeit aufdringlich am vierten Actschluß entgegen. Da heißt es wörtlich: „Das Orchester spielt Schillers „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd" in raschem Tempo; der Vorhang fällt." Ich muß bekennen, daß mir das Verständniß für diese eigenthümliche scenische Bemerkung durchaus abgeht. Von einem kindischen dilettantenhaften Schnitzer kann bei einem so befähigten und so unterrichteten Manne wie Felix Dahn natürlich nicht die Rede sein. Was hat er also damit sagen wollen? Wenn eine Regie diese Vorschrift des Dichters wörtlich befolgte, so würde sie sicherlich den schwersten Vorwürfen von Seiten der Kritik nicht entgehen. Schließt der vierte Act mit: „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd", so ist man zu der Erwartung berechtigt, daß nach den Schlußworten des letzten Aufzuges: „Mit deutscher Treue", das Orchester einsetzt und: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein" spielt.

Die Handlung ist in ihren Hauptzügen folgende: König Heinrich beruft zum ersten deutschen Reichstag die beiden mächtigsten Herzoge des Reichs, den Bayern Arnulf und den Schwaben Burchard, damit diese dem obersten Gewalthaber des Reiches, dem Könige, huldigen. Der Schwabe kommt zur Stelle, will aber die Huldigung nicht früher leisten als der Herzog von Bayern, der nicht vor dem Throne erschienen ist. Schon soll diesen letzteren wegen Ungehorsams gegen das Reich die Acht treffen, als Arnulfs Verwandter, Konrad von Kärnthen, in die Schranken tritt und Bürgschaft übernimmt, daß Arnulf zum nächsten Reichstage kommen und König Heinrich anerkennen werde. Der König beruft den Reichstag nach Regensburg in Herzog Arnulfs eigenes Land. Konrad hat eine unmögliche Bürgschaft übernommen. Der grimmige, stolze Bayernherzog, dem der Begriff eines deutschen Reiches nicht aufgegangen ist, und der über den König wie über einen machtlosen Schatten spöttelt, denkt nicht daran, sich diesem als dem Inhabec einer höheren Gewalt zu beugen, und ist über die Keckheit, daß der König nach Regensburg den Reichstag geladen habe, so entrüstet, daß er zum Schwerte greift, um dem Eindringling in seine Rechte mit bewaffneter Faust entgegenzutreten. Die Vertreter der beiden Gegensätze: der höchsten Autorität des Reiches und der Selbstständigkeit des Einzelstaates, König Heinrich und Herzog Arnulf, treten einander gegenüber, und die schlichte Größe der königlichen Majestät geht schließlich als Siegerin hervor.

In der Behandlung dieses unzweifelhaft sehr populären Stoffes hat Felix Dahn eine anerkennenswerthe dichterische Kraft bekundet; aber die Dichtung selbst macht doch einen etwas matteren und gedrückteren Eindruck als „König Roderich". In jenem ersten Drama waren die Fehler allerdings stärker und auffälliger, aber auch die guten Eigenschaften gewinnender. Zwar ist auch hier an schwunghaften Versen, an guten treffenden Worten kein Mangel; aber das Ganze ist mühseliger. Es fehlt der frische, jugendliche Zug, der durch „König Roderich" geht, der diesen bisweilen zwar ungeberdig macht, aber immerhin nach einer gewissen Seite hin als liebenswerth erscheinen läßt. An feinen Einzelheiten ist das Stück nicht eben reich; findet sich eine solche vor, so berührt sie naturgemäß um so wohlthuender. Als auf eine derartige feinpoetische Stelle machen wir auf die folgende aufmerksam: Arnulf, der im Vollbewußtsein seines Bayernthums von deutschen Dingen nichts wissen mag, sagt doch einmal, als er von seiner Tochter spricht, zur Böhmin Wanda:

„Doch was weißt Du von deutschem Mädchenthum?"

und darauf bemerkt Udalrich, indem er Arnulfs Hand faßt:

„Wollt Ihr so recht von Herzen loben, Herzog,
Kommt doch von selbst Euch stets das Wörtlein »deutsch«."

Einige Redewendungen scheinen uns durch ihre Gewöhnlichkeit aus dem hohen Stile des Dramas zu fallen. Es macht sich doch wunderlich, wenn man Aussprüche wie die folgenden hört:

Gerd Billung.
Die Bürger Hamburgs sind so brav.

König Heinrich.
Drum eben!

Oder wenn auf Burchards, des Schwaben, Rede, daß sich die Sachsen deshalb etwas Besseres dünken, weil sie sich mehr schinden müssen:

Weil sich's bei ihnen nicht so leicht und lustig,
So sonnig, bunt und froh lebt wie bei uns.

Eberhard versetzt:
Da ist was d'ran!

Oder wenn der Bischof von Augsburg, Udalrich sagt:

Mein Kind, ich kenn' mich aus!

An allen diesen Stellen würde man schwerlich erkennen können, daß die Dahn'sche Diction sich an der Schiller'schen gebildet hat. Hierfür mag nur ein Beispiel, aber allerdings ein sehr schlagendes, angeführt werden. In der großen Scene zwischen Heinrich und Arnulf ruft Heinrich aus:

Als letztes Mittel in die starke Hand,
Hilft keines sonst, gab Gott dem Mann das Schwert.

und Arnulf versetzt:

Das war ein gutes Wort.

Arnulf hat ganz Recht, es ist ein sehr gutes Wort! Schiller hat es auch schon gesagt:

Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben.

— nämlich dem Menschen. Auch für die Berichterstattungen vom Schlachtfelde hat sich, wie schon Karl Frenzel mit Recht hervorgehoben hat, unser Dichter Schiller zum Muster genommen. Der Bericht Udalrichs über den Tod Konrads von Franken hat eine störende Aehnlichkeit mit dem des schwedischen Hauptmanns; und die ganze Situation am Schluß, in welcher ein wahrer Gewitterregen von Siegesnachrichten auf Heinrichs Haupt darniederströmt, gemahnt unwillkürlich an einen bekannten Präcedenzfall, der in Samos gespielt haben soll. Wenn die beiden „eichenlaub-bekränzten" Boten von Havelland und von der Elbe erscheinen, so erwartet man unwillkürlich den Bericht:

Getroffen sank der Feind vom Speere,
Mich sendet mit der frohen Märe
Dein treuer Feldherr Polydor.

In der Charakteristik ist dem Dichter der Bayernherzog Arnulf vor Allem gelungen. Es ist eine kräftige, menschliche und sympathische Gestalt.

Um den König so bedeutend zu machen, wie er nach den Intentionen des Dichters sein soll, sind schon einige äußerliche Hülfsmittel von nöthen, die mit der dichterischen Kraft der Charakterisirung nichts gemein haben. Der König wirkt mehr noch als durch seine Worte und seine Thaten durch seinen Blick; mit diesem Blick bändigt er die Aufsässigen und flößt den Zweifelnden Vertrauen ein. Dahn hat es sich da dichterisch auch mit seinen Vorschriften für den Darsteller etwas bequem gemacht. Es ist leicht geschrieben: „König Heinrich zieht großartig das Schwert"; oder: „König Heinrich, sehr groß mit einer Handbewegung ablehnend". Da überträgt eben der Dichter die Kunst der Charakterisirung dem Darsteller.

Digitized by Google

Der ideale junge Konrad von Kärnthen wird mehr durch seine Umgebung als durch sich selbst charakterisirt. Alle Welt sagt das Beste von ihm. König Heinrich muß beim Gedanken an diesen Konrad sich unwillkürlich des Recken Siegfried erinnern, und sobald er den Namen des Helden vom Bayreuther Bühnenfestspiele ausgesprochen hat, beginnt er naturgemäß zu alliteriren:

„Licht wie der Mai und ohne Mal und Makel."

Ferner heißt es über ihn:

„Das ganze deutsche Volk hat keinen Jüngling,
Der diesem edlen Markgraf sich vergliche . . .
Er ist ein Held, das wissen die Lombarden . . .
Er ist der treuste Graf des deutschen Reichs . . .
Das ist ein Jüngling! Das ist Sanct Georg!
Wie ich ihn liebe, diesen Sonnenstrahl!"

Das sind die Aeußerungen, die über diesen Jüngling fallen; kunstvoller wäre es vielleicht, wenn weniger Gutes von ihm gesprochen würde und wenn er selbst uns durch seine Handlungen von seiner Großartigkeit überzeugte.

Für die übrigen Charaktere hat Dahn die Farben sehr stark aufgetragen und die Contouren in sehr breiten Linien gezogen, ohne sich um die feinere Ausarbeitung sonderlich zu kümmern. Die Frauencharaktere sind auch diesmal die wenigst bedeutenden; zur Bezeichnung der verschiedenen Landsmannschaften hat Dahn das etwas wohlfeile Mittel der dialektischen Beimischung gewählt. Der Schwabe schwört „bi Gott", der Franzose spricht so:

„Salut, Ihr Herrn, laßt nochmals promittiren,
Daß wir zusammenstehn."

Wunderbar, daß uns der Ungar mit dem „Bassama teremtete" verschont. Man kann das allenfalls eine Markirung, aber nimmermehr eine Charakterisirung nennen.

Die Composition, welche stellenweise einen entschiedenen Sinn für die theatralischen Effecte bekundet, ist in Bezug auf die Vertheilung des Stoffes in die fünf Aufzüge sehr eigenthümlich. Die Exposition füllt eigentlich die ersten vier Acte; das ganze Stück scheint auf die eine Scene im Schlußacte, auf die Begegnung zwischen Heinrich und Arnulf hin gearbeitet zu sein. Da dieses Zusammentreffen sofort zu dem günstigen Resultate führt, so ist das Stück aus, und es werden nun noch in einigen ganz kurzen Scenen alle „Reste" aufgearbeitet. Es gibt keinen anderen Ausdruck dafür. Dabei herrscht eine merkwürdige Willkür in Betreff der Länge der einzelnen Acte. Der erste Act zählt im Druck 70 Seiten, der zweite 50, der dritte 19, der vierte 11 und der fünfte 34 Seiten. Schon diese Aeußerlichkeit zeigt, daß in der Composition mancherlei nicht stimmt. In den beiden letzten Scenen, die zusammen neun Seiten lang sind, erhalten wir Bericht über das Geschick der folgenden Personen: Wir erfahren, daß die beiden Ungarn, Karchan und Miklosz, deren flüchtige Bekanntschaft wir gemacht haben, mit ihrem König Zoltan von Konrad getödtet worden sind. Konrad selbst fällt, von 12 Pfeilen durchbohrt. Der böhmische Fürst Spithinjef, den wir ebenfalls kennen gelernt haben, erhält den Garaus von Helmbrecht, Arnulfs Bogenspanner. Die Fürstin Wanda wird des Reichs verwiesen. Arnulfs Tochter, Lindgard geht in's Kloster. Der Schwabe Burchard stirbt den Heldentod, nachdem er den französischen Gesandten, Robert von Paris erstochen hat. Darauf erscheinen denn die beiden „eichenlaub-bekränzten Boten" und melden den ersten Sieg von Brandenburg und die Entsetzung Hamburgs. Alle diese guten Mittheilungen treffen fast gleichzeitig ein; es ist, wie uns scheint, des Guten zu viel.

Auf wirksame Actschlüsse hat Dahn den größten Werth gelegt. Der Vorhang fällt fast immer unter Drommetengeschmetter.

Am Ende des ersten Actes zieht König Heinrich „großartig" das Schwert:

„Drommeten blast, hie deutsches Recht und Schwert!"
(Der Vorhang fällt unter Drommetenfanfaren.)

Der zweite Actschluß ist bescheidener. Konrad tritt vor mit den Worten:

„Mir blieb der Trost, für dies mein Volk zu sterben."
(Vorhang fällt rasch.)

Beim dritten Actschluß ruft Arnulf aus:

„Blast, blast, ihr Hörner, auf! nach Regensburg!"

und der Vorhang fällt, dieweil die Hörner blasen.

Beim vierten Actschluß soll das Orchester, wie schon hervorgehoben wurde, Schillers „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd", in raschem Tempo spielen, und der Vorhang fällt rasch.

Beim letzten Actschluß ruft König Heinrich:

„Drommeten blas't, erhebt das Reichspanier."

Udalrich gemahnt:

„Vertragt euch treu fortan!"

und der Bayer Arnulf versetzt:

„Mit deutscher Treue."

Ein warmes und tiefes vaterländisches Gefühl geht durch die ganze Dichtung.

Paul Lindau.

Gudrun.

Schauspiel in fünf Aufzügen von Karl Caro.

(Aufgeführt im Nationaltheater.)

Die Arbeit, mit welcher sich der Autor der „Gudrun" vor einem Jahre in die Literatur eingeführt, war ein Drama „Conradine", das schon dadurch Interesse erregte, daß der Dichter den Blankvers in einem ganz modernen Trauerspiel angewendet, mehr noch aber durch die romantisch-souveräne Willkür, mit welcher Caro den Stoff behandelt hatte. Aber wie unwahr auch die ganze Entwicklung ist, die dichterische Begabung spricht offen und klar aus dem Buche. Die Empfindung ist nicht angeschminkt, sondern quillt aus dem Herzen, leider zu viel aus dem des Autors, zu wenig aus dem seiner Gestalten. Die Sprache in „Conradine" ist reich an poetischen Bildern, die nicht selten den Gedanken wie unter Rosen ersticken.

Von „Conradine" zu „Gudrun" ist ein großer und nicht ungefährlicher Sprung. Auch in diesem Drama treten die individuellen Vorzüge Caros hervor: der klare, einfache Bau, das Vermeiden aller psychologischen Spitzfindigkeiten; die Sprache ist voll dichterischer Wärme und in einzelnen Momenten sogar voll leidenschaftlicher Kraft. Und dennoch mußte er an diesem Stoffe scheitern.

Caro beginnt die Exposition bei König Hettel, dem Vater Gudruns, an dessen Hofe sich auch Hartmut, Sohn Ludwigs von der Normandie, im einfach ritterlichen Kleide und unerkannt aufhält. Der Ruf von der Schönheit der Königstochter hat ihn hierher gelockt, und die Liebe hält ihn nun hier fest; — die Boten, die für ihn um Gudrun geworben hatten, sind abgewiesen worden, da beschließt er selbst der Geliebten seine Liebe zu offenbaren, findet aber kein Gehör. Die Weiterentwicklung schließt sich an das Epos an. Herwig, der die Königstochter schon seit langem liebt, gewinnt ihre Hand durch eine kühne Waffenthat, und die Hochzeit wird für die nächste Zeit bestimmt. Da dringen Feinde in das Land und während Hettel und Herwig von Seeland ferne weilen, brechen die Normannen ein und rauben Gudrun. Boten bringen die Nachricht zu Vater und Bräutigam, die sogleich Alles aufbieten, um die Entführte zu retten. Es kommt zur Schlacht auf dem Wölpensande, in welcher Hettel durch die Hand des alten Ludwig fällt. Kurz, die Hülfe kommt zu spät, die Normannen entfliehen auf ihren Schiffen.

Im dritten Aufzug sind wir bei Ludwig — drei Jahre sind indeß vergangen, und vergebens hat Gudrun auf Rettung gehofft aber ihr Stolz ist nicht gebrochen, und geduldig trägt sie Gerlindes, der Mutter Hartmuts, harte Worte und harte Thaten, stets ihrer Liebe zu Herwig eingedenk. — Jetzt wird Hartmut im Elternhause erwartet, und Hergard, Gudruns Gespielin, spricht dieser zu, sie möge sich in das Unabänderliche fügen. Da erscheint der Erwartete. Die folgende Scene ist vom rein poetischen Standpunkt betrachtet von seltener Schönheit; Hartmut ist empört, als er erfährt, daß seine Geliebte wie eine Magd gehalten worden sei. Er sieht sie an, zu vergessen:

Digitized by Google

Warum willst Du allein denn nicht vergessen?
Die dort im blut'gen Kampfe in die Wellen
Mit Todeswunden sanken, stille schlummern
Am Grunde sie und träumen weltvergessen
Seit manchem Jahre; lange schon durchschlingen
Des Meeresbodens bleiche, seltsame,
Duftlose Blumen ihre feuchten Locken,
Und über ihnen rollt die Fluth dahin.
Auch sie weiß nichts von jenen Thaten mehr.
Die Wasser, die sich damals blutig färbten,
Wo sind sie hin? Verflossen und verrauscht!
So laß auch Du das alte Weh im Grunde
Des Herzens ruh'n und über seinem Grabe
Die Wogen ewigen Vergessens fluthen.

Gudrun bleibt unerschüttert, und als Hartmut und seine Mutter mit Gewalt drohen, da erwacht ihr stolzes Blut:

Dem wehe, der mich zu berühren wagt.

Hartmut erkennt, daß er zu weit gegangen. Er macht Gerlinde die bittersten Vorwürfe und eilt Gudrun nach, die vor ihm fliehend wieder auf die Scene zurückkehrt; beide Frauen stehen sich gegenüber und die finstere Königin will das Mädchen von der Brüstung des Altans in das Meer stoßen als ihr Sohn wieder erscheint.

. . . . Zurück!
Wärst Du nicht meine Mutter, wär's Dein Tod!

Damit schließt der dritte Act, der die Motive des epischen Gedichtes sehr frei behandelt. Der vierte weicht noch mehr ab. Gudrun hat sich endlich entschlossen nachzugeben, denn sie fühlt ihre Kraft gebrochen. Die Königin hat Hartmut von der Sinneswandlung durch Boten unterrichtet und er kehrt liebeglühend zurück. Schon will Gudrun ihre Hand zum Gelöbniß in die seinige legen, als plötzlicher Gesang ertönt, — Gudrun sinkt ohnmächtig um. In ihrem Gemach erwacht sie. Wieder ertönt das Lied, das an die Heimat mahnt.

Herwig und Horand sind die Sänger; sie haben sich als Spielleute verkleidet in die Burg geschlichen, und künden Gudrun die nahende Befreiung. Hier weicht Caro im Stoffe vom Epos ab, wo Herwig und sein Genosse, der aber Ortwein heißt, Gudrun am Meeresstrand finden, als sie die Kleider der Königin wäscht. Die Liebenden erkennen sich an den Goldreifen. Die Heldin ist schnell verwandelt,

. . . . „zu so geringem Dienste ist mir die Lust vergangen!"
sie wirft die Gewänder in das Meer

und, wie es naiv lautet:

sie schwammen eine Weile; ich glaube Niemand fand sie jemals wieder.

Der Schluß des Dramas spricht für das feine Gefühl des Autors. Die Retter nahen; ehe Hartmut zum Kampfe eilt, den er offen, nicht von den Mauern umschlossen, kämpfen will, nimmt er Abschied von Gudrun, die er noch immer liebt — nur Gerlinde ist Schuld, daß er einen Augenblick an Gewaltthat dachte. Als die Königin sieht, daß Alles verloren ist, da faßt sie den Entschluß, sich selbst zu tödten nnd stürzt fort. Herwig und die Seinen werden Sieger, — der verwundete Hartmut stirbt, nachdem ihm Gudrun vergeben hat.

Mit folgenden Worten Herwigs schließt das Drama:

. . Und Horand soll beim Fest die Harfe schlagend,
Ein herrlich Lied uns singen von der Treue
Des deutschen Frauenherzens, das im Volk
Fortklinge bis in's späteste Jahrhundert.

Die Aenderungen im letzten Acte sind sehr günstig, — im Epos tödtet Wate die Königin, die hier selbst das Gericht an sich vollzieht, und Hartmut heirathet Hildburg, die Gespielin der Gudrun, deren Bruder Ortwin die Schwester Hartmuts. Mit richtigem Takt hat Caro empfunden, daß dieser Orgie zur Ehre Hymens etwas Komisches anhaftet, sobald sie auf der Bühne vor sich geht. Aber noch ein weiterer Grund zwang den Autor, Hartmuts Heirat zu streichen: es wäre bedenklich gewesen, in dem engen Rahmen des Dramas die psychische Wandlung im Herzen Hartmuts klar zu machen. Die Gestalt hat durch die Treue ihrer Liebe an Interesse so sehr gewonnen, daß Hartmut der eigentliche Held wird. Er begeht eine tragische Schuld, er vollendet in sich das tragische Geschick. Gudrun ist eine epische, eine passive Heldin, und tritt Harmut gegenüber so zurück, daß sie mit Unrecht dem Stück den Titel gibt. Der Hauptfehler des Stückes liegt darin, daß der Autor es nicht vermochte, das Interesse mit einer Gestalt dauernd zu verknüpfen. Nicht behagen kann die Gerlinde. Im Epos ist man gar nicht besonders begierig, allüberall die Gründe genau kennen zu lernen, die Jemanden zu einer bestimmten That veranlassen. Uns genügt ein kleines Motiv, wenn es der Figur nur etwas entspricht. Im Drama hingegen wollen wir klare Motive, die wir selbst mitempfinden können. Daran fehlt es der Gestalt Gerlindes und sie ist uns deshalb antipathisch, so oft sie erscheint, und ihr Selbstmord ist uns gleichgültig — das ist ein dramatischer Fehler, denn auch ein Schurke, ein Verbrecher soll uns auf der Bühne interessiren . . . . „Gudrun" bekundet dichterische Begabung, ist aber das Werk eines noch zweifelhaften Dramatikers. Bei dem Ernst, der sich in dem Werke ausspricht, läßt sich jedoch annehmen, daß der Autor bei steigender kritischer Schärfe auch den größten seiner Fehler, das Uebermaß lyrischer Empfindung, wird beherrschen lernen.

O. v. Leixner.

Bibliographie.

Geschichte ꝛc.

Abbé E. Michaud, der gegenwärtige Zustand der röm.-kath. Kirche in Frankreich. Unter Berücksichtigung deutscher Verhältnisse bearbeitet von Fridolin Hoffmann. (Bonn, P. Neuffer.)

E. L. Rochholtz, Tell und Geßler in Sage und Geschichte. Nach urkundlichen Quellen. (Heilbronn, Henninger.)

Theodor von Schön, Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen . . . IV. Bd. Mit Lithogr. und Facsimile. 15 Mk. (Berlin, Fr. Duncker.)

Dr. Hans Prutz, Quellenbeiträge zur Geschichte der Kreuzzüge. 1. Hft. (Danzig, Kafemann.)

David Müller, Geschichte des deutschen Volkes. 6. Aufl. (Berlin, Franz Vahlen.)

— — Leitfaden zur Geschichte des deutschen Volkes. 2. Aufl. (Ebenda.)

Wilhelm Mohr, 18 Monate in Spanien. I. Th. Abenteuer eines spanischen Kriegscorrespondenten. II. Th. Frühlingstage in Andalusien und Marokko.

Philosophie und Naturwissenschaften.

Leopold Jacoby, die Idee der Entwicklung. Eine social-philosophische Darstellung. 2 Theile. (Berlin, Neuenhahn.)

Robert Graßmann, 1) die Denklehre, 2) die Erkenntnißlehre, 3) die Wissenslehre, 4) die Weisheitslehre. 4 Hfte. (Stettin, R. Graßmann.)

Emerich du Mont, der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauers und Darwins. (Leipzig, Brockhaus.)

L. v. Wekerle, zeitgerechte Reform der Philosophie. Ein Zukunftsprogramm. 3 Mk. (Leipzig, Erich Koschny.)

J. H. v. Kirchmann, philosophische Bibliothek. 231—233. Hft. Die Kategorien des Aristoteles. Die Hermeneutika des Aristoteles. (Ebenda.)

Albrecht Krause, die Gesetze des menschlichen Herzens. Wissenschaftlich dargestellt als die formale Logik des reinen Gefühls. (Lahr, Schauenburg.)

Friedrich Maaßen, neun Capitel über freie Kirche und Gewissensfreiheit. (Graz, Leuschner und Lubensky.)

Karl Freiherr du Prel, der Kampf um's Dasein am Himmel. Versuch einer Philosophie der Astronomie. 2. umg. Aufl. 5 Mk. (Berlin, Denicke.)

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage von **E. Bidder** in **Leipzig** erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Durstige Lieder.

Von

Julius Meyer.

Complete Ausgabe mit schlaraffenähnlichen Liedern, „Krakenlieder" genannt, elegant in Goldschnitt cart. 3 *M.*

Gewöhnliche Ausgabe, ohne Krakenlieder, eleg. geh. 1 *M.* 50 *S.*, cart. 2 *M.*

Mehrere dieser ergötzlichen, von Publikum und Presse mit gleichem Beifall aufgenommenen Dichtungen sind jüngst von Carl Reinecke für vierstimmigen Männerchor componirt in Wien erschienen, darunter das köstliche Lied „Fingal und Ossian". — Der sprudelnde Humor und das außerordentliche Formtalent des Autors bekunden sich wie in zahlreichen andern Gedichten so insbesondere in dem unvergleichlichen

Kakobau von Fidschi.

Asien hinterwärts ein wenig
Sonnen sich die Fidschi-Inseln,
Dort war Kakobau der König
Von den nackten Einfaltspinseln;
Herrschte südseemäßig huldreich:
Hatt' sich Einer dort vergessen,
Ward vom König für die Schuld gleich
Frühstücksweis er aufgefressen.
Fidschi zur Diner-Erweitrung
Yams und Kokosnüsse schaffte;
Dazu trank er als Erheitrung
Von gegohrnem Palmensafte
Schalen fabelhafter Größe
Zu des großen Geistes Ruhme,
Und bedeckte seine Blöße
Mit dem Blatt der Lotosblume.
Ach, dies Leben paradiesisch
Hat ein Ende bald genommen,
Denn der Weiße, stärker physisch,
Kommt aus fernem Land geschwommen,
Bringt um die Cultur zu fördern
Schnupf-, Kau-, Rauchtaback und Geld her,
Rum, Schnaps, Fracks nebst Vatermördern
Bringt er über's blaue Weltmeer.
u. s. w.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Friedrich von Hellwald

Die Erde und ihre Völker.

Ein geographisches Hausbuch.

Erscheint in 50 reich illustrirten Lieferungen à 50 Pfennige.

Dieses Werk hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Schon jetzt, ehe nur 1/3 des Werkes beendet ist, wurde eine zweite unveränderte Auflage nöthig. Es ist die erste Geographie, welche wirklich amüsant zu lesen ist. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

In meinem Verlage erschien:

Einige

praktische Vorschläge

zu

einer einheitlichen plattdeutschen Schreibweise

für **plattdeutsche Schriftsteller**

von

G. A.

Geh. Preis 40 *S.*

Leipzig. **C. A. Koch's** Verlagshandlung.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist erschienen:

OSIRIS.

Die Weltgesetze in der Erdgeschichte.

Von **C. Radenhausen.**

3 Bände *M.* 31.50.

In der Isis hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, den Entwickelungsgang der Menschheit in seinen Hauptzügen zur Darstellung zu bringen. Im Osiris versucht er die Weltgesetze, Entstehen und Vergehen der Welten festzustellen und begründet dieselben durch den Entwickelungsgang des Erdenlebens.

Band I behandelt die unorganische Welt, nicht allein in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit, sondern auch in der Vorgeschichte und künftigen Gestaltung.

Band II giebt Uebersicht der organischen Welt, weist die Gesetze nach in Gestalten, Vererben und Fortbilden der Pflanzen und Thiere.

Band III ist ausschliesslich dem Menschenwesen und der Menschheit gewidmet, behandelt deren Heranbildung und allmälige Entwickelung bis zur Gegenwart, wie auch ihre voraussichtliche Zukunft.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Sturmflut.

Roman in sechs Büchern von

Friedr. Spielhagen.

3 Bände, Preis brosch. 15 *M.*, eleg. geb. 18 *M.*

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Im Verlage von **Georg Wigand** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Wartburg-Erinnerungen.

Ein neuer Cicerone

für

Wartburgpilger.

Von

Philipp Freytag.

Mit Ansicht der Wartburg u. 11 Holzschnitten (Elisabethbilder von M. v. Schwind).

Eleg. broschirt 2 *M.* 25 *S.* Gebunden 3 *M.* 50 *S.*

Diese anziehend geschriebenen Schilderungen, die alles Historische über die Burg und eine eingehende Beschreibung ihrer Räume in sich fassen, sollen eine hübsche Erinnerung für alle Die sein, welche auf der herrlichsten deutschen Burg einige unvergessliche Stunden verlebten, ☞ **namentlich aber werden sie eine treffliche und nothwendige Vorbereitung für Diejenigen sein, welchen der erste Besuch noch bevorsteht, und die mit einigem Verständniss die prächtigen Räume durchwandern wollen.** Die trefflich in Holzschnitt ausgeführten **Elisabethbilder** von **M. v. Schwind** erhöhen den Werth des Büchleins.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Studien über Protoplasma

von

Dr. **Eduard Strasburger.**

Mit 2 Tafeln.

Gr. 8. broch. Preis: 2 *M.* 40 *S.*

Jena, October 1876. **Hermann Dufft.**

Im Verlage der Buchhandlung **L. Rosner** in **Wien** sind soeben erschienen:

WIENER SPAZIERGÄNGE

von

D. Spitzer.

Dritte Sammlung.

8. 24 Bogen elegant brosch. Preis fl. 2.50 = *M.* 5.—

Ad. Glasbrenner schreibt in der „Montagszeitung": Man braucht nicht Wiener zu sein, ja Wiens Genussluft nicht eingeathmet zu haben, um in diesen Feuilletons zu schwelgen; sie sind falls unsre Philologen diesen Ausdruck gestatten: klassisch. Etwas zugeknöpft gegen Idealismus und Sentimentalität, ist D. Spitzer doch ein Ritter der Freiheit und des Rechtes, kämpft mit Muth und Geschick, trifft mit seinem Feder-Degen immer den Nagel auf den Kopf und dabei manchen Kopf auf dessen Nagel, und tödtet das ihm Feindliche mit einnehmendster Grazie und Eleganz. Seit Ernst Kossack nicht mehr schreibt, hat Berlin Wien um solche Feuilletonisten wie D. Spitzer zu beneiden.

DER SCHANDFLECK.

Roman

von

L. Anzengruber.

8. 24 Bogen elegant brosch. Preis fl. 2.50 = *M.* 5.—

Anzengruber, der Dramatiker, der Autor des „Pfarrer von Kirchfeld", der seinen Siegeszug über alle deutschen Bühnen gehalten, tritt hier zum ersten Male als Romanschriftsteller auf und gleich sein erster Wurf ist ein Meisterstück in seiner Art. Gedankensatt und formvollendet. Solche Charaktere, solche Figuren kann nur Anzengruber gestalten. Ein Kenner des wirklichen Volkslebens wie es neben ihm keinen Zweiten gibt. Diese unbestritten glänzende literarische Production wird nicht verfehlen mächtiges Aufsehen zu erregen.

Der neue

TANHÄUSER.

Die wollust der creaturen ist gemenget mit bitterkeit. **Meister Eckhart.**

Neunte vielfach verbesserte und neu vermehrte Auflage.

154 Seiten. Preis fl. 1.80 = *M.* 3.60.

TANHÄUSER

in Rom.

Vom

Verfasser des „Neuen Tanhäuser".

Dritte wesentlich umgestaltete und um zwei neue Kapitel vermehrte Auflage.

118 Seiten. Preis fl. 1.50 = *M.* 3.—

Der brillante Erfolg dieser beiden vielgepriesenen und bestverläumdeten Dichtungen sichert auch diesen neuen Auflagen raschen Absatz. Sie sind im Texte vielfach vermehrt, auf holländischem Schreibpapier mit neuen Kopfleisten und Pergament-Umschlägen in jener bekannten Weise ausgestattet, welche seither so viele Freunde und Nachahmer gefunden.

Digitized by Google

Novitäten
aus dem
Verlage von **Heinrich Matthes** in **Leipzig.**

Brendel, Dr. **Franz,** Geschichte der Musik in Italien, Deutschland und Frankreich bis auf die Gegenwart. 5. vermehrte Auflage. Broschirt 10 *M.*, gebunden 12 *M.*

Dürenberg, F. L. S. von, Die Symphonien Beethovens und anderer berühmte Meister. Mit Hinzuziehung der Urtheile geistreicher Männer analysirt. 2. Auflage. Broschirt 2 *M.*

Elterlein, Ernst von, Beethovens Claviersonaten für Freunde der Tonkunst erläutert. 4. Auflage. Broschirt 2 *M.* 50 *Pf.*, fein gebunden 3 *M.* 50 *Pf.*

Lackowitz, W., Musikalische Skizzenblätter. Biographische Essays. Mit 23 Illustrat. 4 *M.*

Reichsner, A. von, Friedrich Wieck u. s. beiden Töchter Klara Schumann u. Marie Wieck. Biograph. Notizen. 2 *M.*

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Bei **W. Werther** in **Rostock** erschien soeben:

John Brinckmans
ausgewählte plattdeutsche Erzählungen. I.

Kasper Ohm un ik.

3. Auflage.

Preis broch. 3 *M.*; eleg. geb. 4 *M.*

Klaus Groth schreibt in Nr. 45 der „Gegenwart" unter Anderem: „John Brinckman gehört unter die plattdeutschen Schriftsteller ersten Ranges; sein „Kasper-Ohm un ik" ist ein Roman von einer Vollendung, daß man prophezeihen darf: **man wird ihn lesen, so lange man plattdeutsch liest, und die Zahl seiner Freunde und Verehrer wird wachsen mit den Jahren.**"

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber die

Entwickelungsgeschichte
der
Malermuschel.

Eine Anwendung der Keimblättertheorie auf die Lamellibranchiaten
von
Carl Rabl.

Mit 3 lithograph. Tafeln und 2 Holzschnitten. gr. 8. broch. Preis: 3 *M.*

Jena, October 1876. **Hermann Dufft.**

Soeben erschien:

Pecht, Fr.: Deutsche Künstler des XIX. Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen. Erste Reihe. 20 Bog. Eleg. geh. 4 *M.* Gebunden 4 *M.* 80 *Pf.*

Inhalt der ersten Reihe: I. Cornelius. — II. Ludwig Richter. — III. Rietschel. — IV. Ludwig Knaus. — V. Semper. — VI. Moritz v. Schwind. — VII. Anselm Feuerbach. — VIII. Preller.

Dieses Werk, welches den Versuch macht, einen modernen deutschen Vasari zu geben, ist auf eine Reihe solcher Bände berechnet, und will in seinem Zusammenhang eine Geschichte der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts in frisch aus dem Leben geschöpften Biographien geben. Jeder Band ist einzeln zu haben, der soeben erschienene erste in jeder Buchhandlung vorräthig. Zu Weihnachtsgeschenken dürfte sich das Buch vorzüglich eignen.

C. H. Beck'sche Buchhdlg. in Nördlingen.

In meinem Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Liebe und Weisheit.
Auswahl aus hinterlassenen Schriften
Raphael Hanno's.
Herausgegeben
von
Dr. **C. Fortlage,**
Professor an der Universität Jena.
2 Theile.
I. Theil: Gedichte. II. Theil: Betrachtungen.
16. broch. Preis jedes Bandes 3 *M.*
eleg. geb. 4 *M.*
Jena, October 1876.
Hermann Dufft.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Dramatische Werke
von
Rudolf Gottschall.
Neuntes und zehntes Bändchen.

Jedes Bändchen geheftet 1 *M.* 50 *Pf.* Beide Bändchen gebunden in 1 Band 3 *M.* 75 *Pf.*

9. **Amy Robsart.** Trauerspiel in fünf Aufzügen.
10. **Arabella Stuart.** Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Die ganze Sammlung von Rudolf Gottschall's „Dramatischen Werken", 10 Bändchen, kostet geheftet 15 *M.*, gebunden (in 4 Bänden) 18 *M.*; jedes Bändchen einzeln geheftet 1 *M.* 50 *Pf.*

Bei
Otto Janke in **Berlin**
erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Italienische Blätter
von
Robert Schweichel.

23 Bogen gr. 8.

Velin-Papier.

Elegant geheftet. Preis 5 *M.*

Inhalt:
I. Verona. — II. Mailand. — III. Genua. — IV. Florenz. — V. Rom. VI. Neapel. — VII. Die Maremma. Pisa. Pistoja. — VIII. Bologna. Venedig.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstrasse.

Theater von Paul Lindau.

Erster Theil.
(Zweite Auflage.)
Marion. — In diplomatischer Sendung.
Maria und Magdalena.

Zweiter Theil.
Diana, Schauspiel in fünf Acten.
Ein Erfolg, Lustspiel in vier Acten.
Letzteres mit einer Vorrede in Form einer Widmung an den K. K. Hofschauspieler Adolf Sonnenthal in Wien.

Preis pro Band in 8. elegant geheftet 4 *M.* 50 *Pf.*

Werke von Klaus Groth.

Quickborn.

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von **Otto Speckter.** Preis: broch. 7 *M.* 50 *Pf.*, eleg. geb. mit Goldschn. 9 *M.*

Pracht-Ausgabe
davon
auf feinstem Velinpapier.
Preis:
eleg. geb. mit Goldschn. 17 *M.*

Miniatur-Ausgabe.
Preis: broch. 4 *M.*, geb. 5 *M.* 25 *Pf.*

Octav-Ausgabe
mit hochdeutscher Uebersetzung.
Preis: brochirt 2 *M.* 25 *Pf.*

Klaus Groth, Rothgeter, Meister Lamp un sin Dochder. Plattdeutsches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. Preis broch 2 *M.*, geb. 2 *M.* 70 *Pf.*

— — **Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn. Preis geb. 3 *M.***

— — **Trina, zweiter Theil der Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen. Preis** geh. 2 *M.* 25 *Pf.*, geb. 3 *M.*

Soeben erschien:

Geschichte der französischen Literatur
des neunzehnten Jahrhunderts
von **J. P. Charpentier.**
Autorisirte Uebersetzung von **E. Otto.**
gr. 8. 21 Bogen. Preis 6 *M.*

Eine bis in die Gegenwart reichende Geschichte der französischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts fehlte seit längerer Zeit auf dem deutschen Büchermarkte; es darf daher mit Bestimmtheit angenommen werden, dass die autorisirte deutsche Uebersetzung von Charpentiers: „Littérature française au dix-neuvième siècle" unserem allgemeinen Bedürfnisse entgegenkommt. Der gelehrte Verfasser, ein Inspecteur honoraire de l'Académie de Paris, hat seinen Stoff sehr übersichtlich gruppirt, so dass sich die verschiedenen Perioden der französischen Geschichte und der mit ihr Hand in Hand gehenden französischen Literatur, das erste Kaiserreich, die Restauration, das Juli-Königthum und das zweite Kaiserreich, ausserordentlich klar darlegen. Das Urtheil des Verfassers ist im Ganzen mild, fern von jedem Paroxysmus und besonders frei von jener gewissen Stimmung gegen Deutschland, die seit 1870 so viele französische literarische Erscheinungen für Deutsche ungeniessbar macht. Die Uebersetzung von E. Otto ist fliessend und mit Verständniss abgefasst.

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Digitized by Google

Verlag von H. Costenoble in Jena:

Die Statistik
und die
Socialwissenschaften
von
Emilio Morpurgo,
Mitglied des italienischen Parlaments.
Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe.
Aus dem Italienischen.
Mit 3 lithograph. Tafeln und 1 Karte.
gr. 8. br. 11 *M.*

Dieses Buch behandelt die Statistik und ihre Wissenschaft im Allgemeinen mit Berücksichtigung aller Länder Europas.

Im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Italienische Plaudereien
von
Hektor Frank.
Preis: 7 *M.*

Der Deutschen
Sprichwörter und Spruchreden.
Mit Illustr. von **Ludwig Richter** u. A.
Preis: 1 *M.*

Vom alten Fritz.
Denkwürdige Aussprüche
aus seinen Werken gesammelt
von
E. Schröder.
Preis: 1 *M.* 50 *Pf.*

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Ueber die
Aufgabe der Naturwissenschaft.
Ein Vortrag
von
W. Preyer.
gr. 8. broch. Preis: 1 *M.* 80 *Pf.*
Jena, October 1876. **Hermann Dufft.**

Verlag von **Glaser & Garte** in **Leipzig.**
Vorlagen
für
Holz-Malerei.
Entworfen von
Emil Zschimmer
in Weimar.
Heft 1/4 in prachtvollen Farbendruck.
gr. Folio. à Heft 6 *M.*
Der bekannte Künstler gibt hier ein Werk, welches einem überall hervortretenden Bedürfnisse abhilft. Stilvoll und elegant gehalten, haben die Zschimmer'schen Vorlagen den Vorzug, dass sie die zu wählenden Farben lebendig u. bestimmt zur Anschauung bringen, und dadurch dem Schüler und Lehrer wesentliche Erleichterungen bieten.

Madeira-Weine,
garantirt echt und unverfälscht, à Kiste enthaltend 12 Flaschen (Originalverpackung) zu *M.* 28½, 33, 36½, 43, 55, 66 und 78 ab Speicher Hamburg incl. Emballage, empfiehlt und versendet gegen Nachnahme das Commissionslager von
Reinhold Schöber, Hamburg.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Belgische Studien.
Schilderungen und Erörterungen
von
Dr. Friedrich Oetker,
Mitglied des Deutschen Reichstags *rc.*

Inhalts-Verzeichniß:
I. Vereinsleben und Schaubelustigungen.
II. Städtebilder.
III. Die Beginenhöfe.
IV. Kunst und Kunstgewerbe.
V. Die Rettungshäuser zu Ruysselede und Beernem.
VI. Die Meeresküste.
VII. Nationalitäten- und Sprachenstreit.
38 Bogen. 8. Geheftet: 10 *M.* Gebunden: 11 *M.*
Verlag von **August Auerbach** in **Stuttgart.**

Brehms Thierleben
Zweite Auflage
mit gänzlich umgearbeitetem und erweitertem Text und größtentheils neuen Abbildungen nach der Natur, umfasst in vier Abtheilungen eine
allgemeine Kunde der Thierwelt
aufs prachtvollste illustrirt
und erscheint in 100 wöchentlichen Lieferungen zum Preis von 1 Mark.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Für Bücherfreunde.
Aus einem Nachlasse sollen folgende Werke zu Antiquar-Preisen billigst verkauft werden:

Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der Arischen, Celtischen und Slawischen Sprachen. Herausgegeben von **Kuhn u. Schleicher.** Berlin 1858. 3 Bände. 8.
Fr. Bopp, Ueber das Albanesische in seinen verwandschaftl. Beziehungen. Leipzig 1831. kl. 4.
—— Glossarium Comparativum Linguae Sanskritae. 3. Ausgabe. Berlin 1867. kl. 4.
W. Corssen, Ueber Aussprache, Vokalismus und Betonung der Lateinischen Sprache. Leipzig 1868. 2. Ausgabe. 2 Bände. gr. 8.
—— Kritische Nachträge zur Lateinischen Formenlehre. Leipzig 1866. 8.
Lorenz Diefenbach, Die alten Völker Europas mit ihren Sippen und Nachbarn. Frankfurt a/M. 1861. 8.
Dr. **J. P. Fallmerayer,** Das Albanesische Element in Griechenland. 1/3. Abth. Münster 1857. kl. 4.
F. C. A. Fick, Vergleichendes Wörterbuch der Indogermanischen Sprachen. 1. Abtheilung. Göttingen 1870. 8.
—— Wörterbuch der Indogermanischen Grundsprache in ihrem Bestande vor der Völkertrennung. Göttingen 1868. 8.
Dr. **Wilhelm Freund,** Wörterbuch der Lateinischen Sprache. Leipzig 1834. 4 Bände. Lex. 8.
Dr. **Julius Fürst,** Hebräisches Taschen-Wörterbuch über das Alte Testament. Leipzig 1869. kl. 8.
Dr. **E. Georges,** Kleines Lateinisches Wörterbuch. 7. Aufl. Leipzig 1841. 8.
Dr. **J. Ph. Krebs,** Antibarbarus der lateinischen Sprache. 4. Auflage neu bearbeitet von Dr. F. S. Allgayer. Frankfurt a/M. 1866. 8.
J. Loth, Etymologische angelsächsische englische Grammatik. Elberfeld 1870. 8.
Dr. **H. Merguet,** Die Entwickelung der Lateinischen Formenbildung. Berlin 1870. 8.
Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Für das deutsche Publikum bearbeitet von Dr. Carl Böttger. Leipzig 1866. 2. Auflage. 8.
Iwan Pawlowsky, Russisch-Deutsches und Deutsch-Russisches Wörterbuch. Riga 1867. 2. Auflage. 2 Bände. Lex. 8.
Dr. **A. F. Pott,** Doppelung als eines der wichtigsten Bildungsmittel der Sprache. Lemgo und Detmold 1862. 8.
—— Die Sprachverschiedenheit in Europa. Halle 1868. 8.
—— Die guinare und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile. Halle 1847. 8.
M. Rapp, Grundriß der Grammatik des indisch-europäischen Sprachstammes. 1. Heft. Stuttgart 1852. 8.
L. Rudolph, Schiller-Lexikon. Berlin 1869. kl. 8.
Dr. **Theodor Waitz,** Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1859. 5 Bände. 8.
Fr. Wiggert, Vocabula latinae linguae primitiva. 15. Auflage. Magdeburg 1868. 8.
Appleton's Cyclopaedia of Biographie. New-York 1870. 8.
Dictionary of The Gaelic Language. 2. Thl. Glasgow 1866. 8.
Three Irish Glossaries. London 1862. 8.

Diese Bücher sind sämmtlich gebunden und gut erhalten. Briefliche Offerten werden erbeten **sub Litera W. M.** durch die Expedition dieser Zeitung, Berlin N. W., 32. Louisenstraße.

Griechische Weine.
Unterzeichnete Firma beschäftigt sich mit dem Import griechischer Weine, dieselben sind von vorzüglicher Güte und großer Schönheit. — Um deren Bekanntwerden zu erleichtern wird 1 Probekistchen in folgender Zusammenstellung abgegeben:

3/1 Fl.	Rothwein aus Corinth	à *M.* 1.60.	= *M.* 4.80.
3/1 Fl.	dito Claret Vino di Bacco von Santorin	à *M.* 1.20.	= *M.* 3.60.
3/1 Fl.	Malvasier weiss Vino santo von Santorin	à *M.* 1.40.	= *M.* 4.20.
3/1 Fl.	dito roth aus Misistra	à *M.* 1.50.	= *M.* 4.50.
Zusammen 12/1 Fl. Kiste. Flaschen und Verpackung frei für			*M.* 17.10.

Zusendung per Post oder Bahn, ab hier. **Absolute Garantie für Reinheit und Aechtheit.** Ausführlichen Preiscourant und Circulair franco gegen franco.
J. F. Menzer, Weingroßhandlung, **Neustadt a/Haardt.**
Diese Probekistchen dürften sich zu passenden **Weihnachtsgeschenken** eignen.

Digitized by Google

Non omnibus sed nonnullis.

Liebhaberausgaben von Velhagen & Klasing.

Ausgabe der Bücherfreunde. Octav.

Verzierte Drucke auf holländischem Büttenpapier, Wasserzeichen V. & K. Schrift ältere Fraktur und Schwabacher. Jeder Band broschirt oder gebunden in feinsten Liebhabereinbänden in Halbkalbleder, echtem Pergament und ganz roth Saffian. Von jedem Bande außer der Brodauflage noch je 76 Ex. auf stärkerem holl. Büttenpapier, je 12 Ex. auf Whatmanpapier, je 11 Ex. auf chines. Papier, jedes Exemplar in der Presse numerirt.

Erschienen:

Bismarckbriefe. 1844—18-0. Originalbriefe Bismarcks an seine Gemahlin, seine Schwester und Andere. 10¾ Bogen. Broschirt 6 Mark, geb. Halbkalbleder 9 Mark, Pergament 10 Mark, roth Saffian 12 Mark. Numerirte Exemplare (holländ.) 20, (Whatm.) 30, (chines.) früher 40 Mark, dann 100 Mark, jetzt vergriffen.

Kleinere Schriften D. Martin Luthers. I. Wider Hans Worst und andere Stücke persönlich-polemischen Inhalts. Mit den Originaltitelbordüren der ersten Drucke. 15¾ Bogen. Broschirt 7 Mark, geb. Halbkalbleder 10 Mark, Pergament 11 Mark, roth Saffian 13 Mark. Numerirte Exemplare wie oben 20, 30 & 40 Mark.

Kleinere Schriften D. Martin Luthers. II. Von Ehe- und Klostersachen Zwölf Stücke. Mit den Originalbordüren der ersten Drucke. Broschirt 8 Mark, geb. wie oben 11, 12 & 14 Mark. Numerirte Exemplare wie oben 20, 30 & 40 Mark.

Faust. Eine Tragödie von Goethe. Beide Theile in einem Bande. 34¾ Bogen. Broschirt 15 Mark, geb. Halbkalbleder 20 Mark, echtes Pergament 22 Mark, roth Saffian 22 Mark. Numerirte Exemplare wie oben 30, 40 & 50 Mark.

(*EDITIO BIBLIOPHILORVM.* Oktav.)

QVINTI HORATII FLACCI CARMINA EDIDIT ECKSTEIN. *Cursiv der Aldine.* 21½ *Bog. Broschirt* 12 *Mark, geb. wie voriges* 17, 19 & 19 *Mark. Numerirte Exemplare wie oben* 30, 40 & 50 *Mark.*

Ausgabe der Kabinetsstücke. Gedez.

Verzierte Drucke auf deutschem Büttenpapier, Wasserzeichen V. & K. Kleine zierliche Bände im Gedez der Elzevire. Schrift Nonpareille Schwabacher. Jedes Bändchen broschirt oder in Einbänden von auserlesener Arbeit: Halbkalbleder oder Schweinsleder. Von jedem Bande außer der Brodauflage noch je 77 Ex. auf stärkerem holländ. Büttenpapier (Format der Ausgabe der Bücherfreunde) und je 22 Ex. auf chines. Papier, jedes Exempl. in der Presse numerirt.

Erschienen:

Altdeutscher Witz und Verstand. Reime und Sprüche aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderte. Für Liebhaber eines trefflichen Sinnes in ungekünstelten Worten. 15 Bogen. Broschirt 4 Mark, geb. in Halbkalbleder 7 Mark, in Schweinsleder 8 Mark. Numerirte Exemplare (holländ.) 10 Mark, (chines.) 15 Mark. (Nach einem Plane Lessings (siehe die Maltzahn'sche Ausg. Bd. XI. 2, S. 314 u. 329 ff.) der eine solche Sammlung selbst herausgeben wollte und schon diesen Titel festgestellt hatte.)

Faust. Eine Tragödie von Goethe. Beide Theile in einem Bande. 31½ Bogen. Brosch. 8 Mark, geb. in Halbkalbleder 12 Mark, in Schweinsleder 13 Mark. Numerirte Exemplare wie oben 20 & 40 Mark.

Diese Ausgaben, welche sich in direkten Gegensatz zu dem „schlecht und billig" unserer modernen Bücherausstattung setzen, wenden sich an das Interesse aller gebildeten Bücherfreunde und bilden für Solche, welche derartige Feinheiten zu würdigen verstehen, ein gewähltes Geschenk, wozu sie von der Verlagshandlung empfohlen sein mögen.

In der **E. Schweizerbart'**schen Verlagshandlung (E. Koch) in **Stuttgart** erschien soeben:

Die
Bewegungen und Lebensweise
der
kletternden Pflanzen
von
Charles Darwin.
Aus dem Englischen übersetzt
von
J. Victor Carus.
Mit dreizehn Holzschnitten.
Preis: 3 *M.* 60 *S.* In Leinwand gebunden 4 *M.* 60 *S.*

Über
den Bau und die Verbreitung
der
Corallen-Riffe
von
Charles Darwin.
Aus dem Englischen übersetzt
von
J. Victor Carus.
Mit 3 Karten und 6 Holzschnitten.
Preis: 8 *M.* In Leinwand gebunden 9 *M.*

Verlag von **G. Reimer** in **Berlin,**
zu beziehen durch jede Buchhandlung:
Shakespeare's
dramatische Werke
nach der Uebersetzung
von
August Wilhelm Schlegel und Ludwig Tieck,
sorgfältig revidirt und theilweise neu bearbeitet, mit Einleitungen und Noten versehen,
unter Redaction von
H. Ulrici,
herausgegeben durch die
Deutsche Shakespeare-Gesellschaft.
Zweite Auflage in zwölf Bänden.
Preis pro Band gr. Oct. auf Velinp. broch. 2 *M.*
Alle 4—6 Wochen soll ein Band ausgegeben werden. Band 1—3 sind bereits erschienen.

Verlag von **Julius Hainauer**
(Hofmusikhandlung S. M. des Königs von Preussen) in **Breslau:**

Adolf Jensen's
Englischer Lieder-Cyclus
für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte.
Gedichte von **Burns, Moore, Allan Cunningham, Walter Scott, Alfred Tennyson** und **Felicia Hemans** in Uebersetzungen
von
Ferdinand Freiligrath.

				M.	*S.*
No.	1.	Mein Herz ist im Hochland	Burns	1	—
-	2.	Für Einen. (Mein Herz ist schwer)		—	75
-	3.	Einen schlimmen Weg ging gestern ich		1	—
-	4.	Du süsse Dirn von Inverness		1	—
-	5.	John Anderson, mein Lieb!		—	75
-	6.	O, säh' ich auf der Haide dort		1	—
-	7.	Leb' wohl, mein Ayr!		1	25
		No. 1—7, cplt. in 1 Band (Op. 49.)		3	75
No.	8.	Licht sei dein Traum	Thomas Moore	1	—
-	9.	Es kommt eine Zeit, eine trübe Zeit		1	—
-	10.	Wenn durch die Piazetta		1	—
-	11.	Leis' rudern hier, mein Gondolier		1	—
-	12.	Die Bowle fort		1	—
-	13.	Wie manchmal, wenn des Mondes Strahl		1	25
-	14.	Friede den Schlummerern		1	—
		No. 8—14, cplt. in 1 Band (Op. 50.)		4	50
No.	15.	Gordon von Brackley	Vier Balladen von Allan Cunningham	1	75
-	16.	Der Geächtete		1	50
-	17.	Das Mädchen von Inverness		1	75
-	18.	Carlisle Thor		1	50
		No. 15—18, cplt. in 1 Band (Op. 51.)		5	—
No.	19.	Jock von Hazeldean	Walter Scott	1	50
-	20.	Wiegenlied		1	—
-	21.	Das Mädchen von Isla		1	50
-	22.	Barthram's Grablied		1	25
-	23.	O, sag' mir, wie dich frein		1	25
-	24.	Klage der Grenzerwittwe		1	25
		No. 19—24, cplt. in 1 Band (Op. 52.)		5	50
No.	25.	Die Schwestern	Alfred Tennyson	2	25
-	26.	Wiegenlied		1	25
-	27.	Claribel	Felicia Hemans	1	25
-	28.	Weit entfernt		1	—
-	29.	Mutter, o sing mich zur Ruh		1	—
-	30.	Der letzte Wunsch		1	75
		No. 25—30, cplt. in 1 Band (Op. 53.)		5	50

Digitized by Google

Im Verlage von **Ferdinand Hirt & Sohn** in **Leipzig** erscheint seit Oktober d. J.:

Nach der Schule.

Illustrirte Zeitschrift
zur
Unterhaltung und belehrenden Beschäftigung der Jugend.

Mit literarischen, musikalischen und artistischen Beiträgen
von
Dr. C. Beyer, Prof. Hugo Büchner, Martin Claudius, G. C. Diefenbach, Woldemar Friedrich, Emanuel Geibel, H. Goldammer, C. Graff, Klaus Groth, Fr. Güll, Karl von der Halde, Clem. Helm, F. v. Hellwald, H. Hendner, Dr. Friedrich Hofmann, H. Jaede, C. A. Kern, Aug. Köhler, Dr. G. Kreyenberg, Dr. Rudolph Löwenstein, C. Michelsen, Dr. Paul Möbius, L. Morgenstern, Prof. Müller-Hartung, Dr. C. Pilz, Dr. R. Richter, Prof. C. L. Rochholz, Dr. Gerhard Rohlfs, Ferdinand Schmidt, Franz Schmidt, J. Schurig, Dr. G. Schweinfurth, H. Schwerdt, G. Steinacker, L. Stiebritz, Julius Sturm, G. Sundblad, A. v. Tonndorf, Dr. O. Volger, Dr. A. Weber, Adolf Werner, Prof. Wolf u. a. m.

herausgegeben von
Friedrich Seidel
in Weimar.

Monatlich 1 Heft gr. 4., 2 resp. 3 Doppelbogen, Preis je Quartal 3 *M.* Probenummern in allen Buchhandlungen, die sowie die Post Bestellungen annehmen.

Der Auszug aus der Liste der Mitarbeiter macht jede Empfehlung des gediegenen Unternehmens überflüssig.

Photographien

nach den bedeutendsten Gemälden der
Akademischen Kunstausstellung
in Berlin:

Cabinetalbum, enthalten 24 Blatt zu 25 *M.*
Royalalbum, enthalten 23 Blatt zu 120 *M.*
Einzelne Blätter in Cabinetformat à 1 *M.*
Einzelne Blätter in Royalformat à 4 *M.* 50 *Pf.*

Cataloge auf Wunsch gratis u. franco durch unser Detailgeschäft.

Photographische Gesellschaft,
Dönhofsplatz — Berlin.

Im Verlage von **Adolf Bonz & Co.** in **Stuttgart** ist erschienen:

Die socialen Ordnungen

in weltgeschichtlicher Entwicklung
von **Friedrich Ritter.**

Gr. 8. geh. 8 *M.*

Die Gesammtentwicklung der realen Grundlagen des Volks- u. Staatslebens: der Nationalität, des Familien- u. Geschlechtsverbands, der Standesunterschiede, der lokalen Gliederung und der Grundbesitzverhältnisse hat unseres Wissens bis jetzt in universalgeschichtlichen Werken wenig Beachtung, eine gesonderte Bearbeitung nicht gefunden. Der Herr Verfasser stellt solche bis in den Anfang unseres Jahrhunderts in einer, jede Periode, jede Völkerfamilie, jede Nation scharf kennzeichnenden Weise dar; er zeigt den alles beherrschenden Fortschritt, von Unfreiheit zur Freiheit und hat den Stoff so geordnet, daß sein Werk eine wesentliche Ergänzung jeder Universalgeschichte bildet und zugleich die gesonderte Verfolgung der Entwicklung der einzelnen Völker erleichtert.

Tisch für Magenkranke

von Dr. med. **Josef Wiel** (Besitzer der Heilanstalt für Magenkranke in Zürich). Neue Aufl. (1876). 4 *M.* = 2 fl. öst. W.

Die Bohemia 1875 Nr. 57 sagt darüber: Wir möchten nicht nur jedem wirklichen Magenkranken, sondern der grossen Zahl jener Personen, welche stets über einen „schwachen Magen" klagen, sich bei der geringsten Veranlassung leicht „den Magen verderben", dabei aber nicht daran denken, sich im Essen und Trinken irgend Schranken zu setzen, die aufmerksame Lecture dieses Buches empfehlen. Dasselbe enthält so viele wichtige und bedeutungsvolle Winke für die Art und Weise, wie die richtige Diät beobachtet werden soll, dass auch die sorgsame Hausfrau, der es darum zu thun ist, dass ihre Tischgäste eine gute und nahrhafte Kost erhalten, davon profitiren wird etc. etc.

Zu bez. d. alle Buchh.; in Ermangelung geeigneter Verbindung vom Verleger (Hans Feller in Karlsbad, Böhmen) gegen Eins. d. Betr. in Briefm. oder Post-Anweis., Zusend. sofort franco.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Prschewalski, N. von, Reisen in der Mongolei, im Gebiet der Tanguten und den Wüsten Nordtibets in den Jahren 1870—1873. Autoris. Ausg. Aus dem Russischen von **Albin Kohn.** Mit 22 Illustr. und 1 großen Karte. gr. 8. broch. 12 *M.*

Ein durch die orientalische Frage höchst wichtiges Werk von großer Bedeutung. Dem Verfasser wurde für diese Arbeit die große Medaille von der geogr. Gesellschaft in Paris zuerkannt.

Morelet, A., Reisen in Central-Amerika. In deutscher Bearbeitung von Dr. Heinrich Hertz. **2. Aufl. Wohlf. Volksausg.** (Bibl. geogr. Reisen und Entdeckungen. X. Bd.) gr. 8. Mit Holzschnitten und 7 Illustrat. in Tondruck, nebst 1 Karte. eleg. broch. 8 *M.*, eleg. geb. 10 *M.*

Shaw, R., Reise nach der hohen Tatarei, Yarkand und Kâshghar und Rückreise über den Karakorum-Paß. Aus dem Engl. von J. E. A. Martin. **2. Aufl. Wohlf. Volksausg.** (Bibl. geogr. Reisen und Entdeckungen. IX. Bd.) gr. 8. Mit 10 Holzschnitten und 4 großen Farbendruckbildern. eleg. br. 8 *M.*, eleg. geb. 10 *M.*

Alfr. Meissner, Novellen.

Leipzig. Neue Auflage. 3 Bände elegant broch. Preis 9 *M.* **Fr. Wilh. Grunow.**

Aus den Papieren
des
Ministers und Burggrafen von Marienburg
Theodor von Schön.

Band II.—IV.
Eleg. geb. Preis 40 *M.*

Neben einer Fülle von äußerst werthvollem und völlig neuem Material zur Geschichte des preußischen Staates während seiner Katastrophe und seiner Wiedergeburt zu Anfang dieses Jahrhunderts, wie der späteren Jahrzehnte enthalten die Schön'schen Aufzeichnungen eine Reihe meisterhafter Erörterungen von Fragen, die, wie die innere Verwaltung, das Unterrichtsgesetz, das Verhältniß zwischen Staat und Kirche u. s. w. grade zur Jetztzeit wieder brennende geworden sind. Für Forscher und Freunde der vaterländischen Geschichte, wie für Politiker ist diese Hinterlassenschaft eines der größten preußischen Staatsmänner nach dem einstimmigen Urtheil der unbefangenen Kritik geradezu unentbehrlich, aber auch darüber hinaus verdient sie die Aufmerksamkeit aller gebildeten Kreise in höchstem Maße.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direkt vom Verleger
Berlin W., Potsdamerstraße 20. **Franz Duncker.**

Soeben erschien:

Zu Schutz und Trutz
am Grabe Schön's.

Bilder aus der Zeit der Schmach und der Erhebung Preußens.

Von
einem Ostpreußen.

Erste Lieferung. Preis 3 *M.*

Auf gründlichster Forschung beruhend giebt dies Werk eine schneidige Kritik der Lehmann'schen Schrift „Kneseb eck und Schön" und damit eine glänzende Ehrenrettung des großen Staatsmannes. Dem Verfasser waren nicht nur die Schön'schen Papiere vollständig zugänglich, sondern auch die anderer hervorragender Männer jener großen Zeit, so daß es für den Geschichtsforscher unentbehrlich, dem Freund einer unverfälschten vaterländischen Geschichte hochwillkommen sein wird.

Berlin W., Potsdamerstraße 20. **Franz Duncker.**

Hierzu Beilagen von den Verlagshandlungen F. Bruckmann's Verlag in München und Berlin, H. Dufft in Jena, Alphons Dürr und E. W. Fritzsch in Leipzig und F. Soennecken's Verlag in Bonn und Leipzig.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Hille** in Berlin. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig. **Expedition, Berlin N. W.**, Louisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 49. Berlin, den 2. December 1876. X. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ein groß-serbisches Zukunftsbild. Von Karl Blind. — **Literatur und Kunst:** Die Ruine von Canossa. Von Erich Altjung. — „Verfehlte Liebe." Roman von Hans Hopfen. Besprochen von R. L. — Sleswig-Holsteener Buerngeschichten. Bun Angelius Beuthien. Besprochen von F. Ch. B. Avé-Lallemant. — **Aus der Hauptstadt:** Die neuen Stücke am königlichen Schauspielhause. II. „Rose und Distel", Schauspiel in einem Act von Herman von Schmid. „Die Augen der Liebe", Lustspiel in 3 Acten von Wilhelmine von Hillern. Besprochen von Paul Lindau. — Von der Musiksaison. Von H. Ehrlich. — Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Gustav Floerke. VIII. — Notizen. — Inserate.

Ein groß-serbisches Zukunftsbild.

Von Karl Blind.

„Aus diesen Gründen kann Serbien jederzeit, und auf irgendwelchem Punkte des Landes, 100,000 bewaffnete Bürger gegen den Feind in Bewegung setzen, während ein Ersatzheer von weiteren 100,000 Mann für die im Felde liegenden Truppen als Nachschubsquelle dient. Bei so vortheilhafter Stellung, und da wir jetzt vollkommen gerüstet sind, steht es außer aller Frage, daß 50,000 serbische Krieger immer stark genug sein werden, einem ihnen gegenüber tretenden türkischen Heer von 100,000 Mann die Spitze zu bieten. Ziehen wir ferner die Streitkräfte der in früheren Kämpfen tüchtig herangebildeten Montenegriner und Herzogewiner in Betracht, so unterliegt es nicht dem mindesten Zweifel, daß die Truppen Serbiens, Montenegros und der Herzegowina genügen würden, die gesammte Heeresmacht zu beschäftigen, die von der Türkei in's Feld gestellt werden könnte, ohne daß wir irgendwelche fremde Hülfe in Anspruch zu nehmen hätten, ja ohne daß wir auf die kriegerische Mitwirkung der Serben Bosniens und Altserbiens zu rechnen brauchten, die noch unter dem Türkenjoche liegen."

Wer schrieb diese stolze Weissagung?

Niemand anders, als der heutige Finanzminister des Fürsten Milan, Herr Wladimir Yowanowitsch. Seine Aeußerungen sind niedergelegt in einer lesenswerthen Schrift über: „Die Befreiung und Einigung der serbischen Nation; oder die Wiedergeburt Osteuropas durch die Wiederherstellung der Nationalitäten."*)

Das Schriftchen ist lesenswerth nicht etwa wegen der eben erwähnten Prophezeiung, denn diese ist so schlecht wie nur möglich ausgefallen. Es verdient vielmehr Beachtung, weil in ihm mancherlei Angaben über Ziel und Zweck der südslavischen Bewegung enthalten sind, von denen Kenntniß zu nehmen uns nur frommen kann. Der Verfasser, Herr Yowanowitsch, ist ein eifriger Fürsprech der Omladina. Gegen Ungarn und Oestreich ist er vom bittersten Hasse erfüllt. Durch seine Darstellnng, die vor ein paar Jahren in London erschien, hat er die öffentliche Meinung Englands im groß-serbischen und all-slavischen Sinne zu bearbeiten gesucht. Im jetzigen Augenblick, wo unter russischem Säbelgerassel eine „Friedens"-Conferenz zusammengetrommelt werden soll, mag eine Blüthenlese aus seiner Broschüre nicht ohne Nutzen sein.

Für Herrn Wladimir Yowanowitsch ist es ausgemacht, daß „die Sendung Serbiens darin besteht, die leitende Stellung unter den Völkern Osteuropas einzunehmen". Die Regierung zu Belgrad sollte also an den Platz der Türken rücken. Gegen diesen Entwurf scheinen freilich von vornherein die Ziffern der Nationalitäten zu sprechen, deren Wiedergeburt der Verfasser anzustreben behauptet.

Unter den Völkern des ottomanischen Reiches in Europa nehmen, wenn man die Vasallenstaaten einrechnet, jedenfalls nicht die Serben der Zahl nach den Vorrang ein. Die Rumänen, die nicht slavischen Stammes sind und eine Tochtersprache des Lateinischen reden, gehen ihnen darin voran. Den fünf Millionen Rumänen stehen nur etwas über zwei Millionen Serben innerhalb der Türkei gegenüber. Nach den Rumänen kommen die Türken, d. h. die Mohamedaner — was politisch gleichbedeutend ist — als die an Zahl mächtigere Bevölkerung. Es sind ihrer etwa fünfthalb Millionen. Auf die Mohamedaner folgen die Bulgaren, ein turanisch-slavisches Mischvolk, das jetzt eine slavische Sprache redet, aber eben so wenig „serbisch" ist, wie etwa ein Engländer als ein Deutscher bezeichnet werden kann. Erst nach den Bulgaren kommen die Serben. Dann die Albanesen; und schließlich — immer innerhalb der türkischen Grenzen — die Griechen.

Gleichwohl verlangt Herr Yowanowitsch für die Serben als solche die „leitende Stellung". Um dieser Forderung etwas Nachdruck zu verleihen, zieht er einfach die Bevölkerung Südungarns herüber und stellt die Bulgaren in Reih und Glied neben die Serben. Auf diese Weise rechnet er zehn Millionen zusammen.

In Ungarn haben bekanntlich serbische Auswanderer im siebzehnten Jahrhundert Schutz und Aufnahme gefunden. Den Dank dafür möchte der Verfasser der genannten Schrift nunmehr durch die Zerreißung Ungarns heimgezahlt sehen. Obwohl sich als Liberaler geberdend, bezeichnet er die „Wiederherstellung einer stark centralisirten absoluten Macht in Wien, mit Hülfe der russischen Bajonette, als die natürliche Folge der blutigen Tyrannei des Magyarenthums und des verworrenen Zustandes von Ungarn, zu welchem diese Tyrannei geführt hatte".

Der wirklichen Geschichte von 1848—49 entspricht diese Darstellung nicht im Mindesten. Aus der ungarischen Revolution ging vielmehr die Rechtsgleichheit der gesammten dortigen Bevölkerung hervor. Den alten Stammeshaß schürte jedoch

*) The Emancipation and Unity of the Serbian Nation; or the Regeneration of Eastern Europe by the Reconstitution of the Nationalities. By Vladimir Yovanovitch.

Digitized by Google

eine despotisch gesinnte Camarilla, im Verein mit russischen Sendlingen, aus Leibeskräften, um die Freiheitsbewegung wieder in den reactionären Koth herabzuzerren. Zu diesem Zwecke wurde auch zwischen dem Hofe und dem Banus von Kroatien, Jellatschitsch, eine Trugkomödie angezettelt, zu der sich die Urheber erst bekannten, als die Verschwörung ganz reif geworden. Diese Zettelungen, in denen tschechisch-kroatische Ränke eine Hauptrolle spielten, führten zuerst die Niederlage der heldenhaften Wiener Erhebung und die Ermordung Robert Blums, und im weiteren Verlaufe, mit russischer Hülfe, den Sturz der ungarischen Freiheit herbei.

Auf den Freisinn östreichisch-ungarischer Liberalen ist Herr Jowanowitsch sehr übel zu sprechen. Eine Umformung der östreichisch-ungarischen Staaten im liberalen Sinne könnte er, wie er uns belehrt, nur darin finden, daß „ein für allemal der Herrschaft der Deutschen und Magyaren über die anderen Stämme ein Ende gemacht, dagegen die slavische Mehrheit (?) zum Mittelpunkt der sittlichen und politischen Macht des Reiches erhoben würde". Es soll also die Geschichte eines Jahrtausends zurückgeschraubt; es soll die Staatsmacht und die Cultur der Deutschen in Oestreich unter die zersprengten und vielfach zurückgebliebenen, nicht einmal eine gemeinsame Sprache redenden slavischen Bevölkerungsbruchtheile gebeugt; es soll Ungarn als Staat einfach ausgestrichen werden!

Hier hätten wir somit schon eine neue „Sendung Serbiens". Doch es kommt noch besser.

Ein Vertheidiger der Omladina, wie Herr Jowanowitsch ist, da er ihr offenbar selbst angehört, will er sich doch — das heißt, immer nur in rednerischer Wendung — gegen den Vorwurf wehren, als huldige er dem russischen Panslavismus. Seine wahre Gesinnung brennt freilich rasch genug durch den künstlich aufgestellten Scheffel. Zwischen die Wahl gestellt, ob sie die östreichisch-ungarische und türkische Herrschaft oder die Herrschaft Rußlands annehmen wollen, „werden die slavischen und anderen christlichen Völker Osteuropas", zufolge dem Verfasser, „alle einstimmig antworten, daß sie das moskowitische Czarenthum dem falschen östreichisch-ungarischen Liberalismus vorziehen, wie auch der türkischen Barbarei".

Daß Herr Jowanowitsch nachträglich mit einer neuen rednerischen Floskel die „Unabhängigkeit" dieser Slaven und Christen betont, will nichts sagen. Dieser Unabhängigkeit redet er blos für den Fall das Wort, daß sowohl Serbiens Sendung in der Türkei erfüllt, wie auch Oestreich-Ungarn in eine slavische Macht umgewandelt wird. Da nun beide Bestrebungen jenseits aller Wahrscheinlichkeit der Ausführung liegen, so bleibt nichts übrig, als daß die Partei, in deren Namen Herr Jowanowitsch spricht, das moskowitische Czarenthum als ihren Führer und Herrn anerkennt. In der That sagt der Verfasser wiederholt: um der politischen Oberherrschaft der Deutschen und der Magyaren zu entgehen, seien die Slaven gezwungen, sich in Rußlands Arme zu werfen.

An anderer Stelle fragt er: „Läßt sich für die Interessen Rußlands, als einer groß-slavischen Macht, ein wirksameres Bollwerk gegen eine gefahrdrohende Herrschaft des germanischen oder des lateinischen Stammes im Orient denken, als ein Bündniß der freien und unabhängigen Völker Osteuropas, die in ihrer Mehrheit slavisch sind?" — Daß diese Bevölkerungen in ihrer Mehrheit nicht slavisch sind, sondern deutsch, magyarisch, rumänisch, türkisch, griechisch u. s. w., mit dazwischen liegenden slavischen Eingrenzungen, verschlägt dem von der Sendung Serbiens erfüllten Verfasser nichts. Der Verzeichnung werth ist jedoch sein Geständniß, daß durch die Pläne, die seine Partei im Schilde führte, ein neues Bollwerk für die Interessen Rußlands im Orient aufgerichtet werden sollte.

Und gleichwohl spricht er von „östreichisch-ungarischen Intriguanten", die in allen slavischen Bewegungen Osteuropas die Hand Rußlands sehen wollen!

Es ist immer gut, zu erfahren, worauf eine Partei eigentlich hinaus will. Für solche Kenntniß hat Herr Wladimir Jowanowitsch immerhin einen Beitrag geliefert. Kein freidenkender Deutscher wird den Bestrebungen die Theilnahme versagen, die auf Hebung der Bevölkerungen des Ostens gerichtet sind. Aber im Angesichte der wie ein schwarzer Riesenfleck sich ausbreitenden moskowitisch-mongolischen Tyrannei ist es vor Allem geboten, nicht thöricht mitzuwirken am Abbruch der Schutzwehr, die der Donau entlang noch glücklicherweise gegen eine von Weltherrschaft träumende, freiheitsfeindliche Macht errichtet ist. Auf solche Bestrebungen gibt es nur Eine Antwort: Deutschland und Oestreich-Ungarn mit England Hand in Hand!

Literatur und Kunst.

Die Ruine von Canossa.

Von **Erich Altjung.**

In den ersten Tagen des kommenden Jahres runden sich acht Jahrhunderte über den drei Bußtagen Kaiser Heinrichs IV., wie er sie im härenen Gewande, barhäuptig und bloßfüßig, im tiefen Schnee aller Unbill des Wetters ausgesetzt, sonder Speis' noch Trank, auf dem Schloßhofe von Canossa unter den Gemächern Gregors VII., vom 25. bis 28. Januar des Jahres 1077 ausgestanden, um sich (wie männiglich bekannt) von der Excommunication zu erlösen, welche der gestrenge Hildebrand in Folge des Investiturstreites über ihn verhängt und damit die deutschen Fürsten wie das deutsche Volk vom Gehorsam gegen seinen Herrn und Kaiser entbunden hatte.

Daß der Vatican, wie die Zeitungen verkünden, dies Centennarium mit Pauken und Posaunen feiern will, kann Niemanden Wunder nehmen, der die Gesinnungen christlicher Milde und taktvoller Versöhnlichkeit kennt, womit die Rathgeber des greisen Pius IX. auf seine hermetisch durch sie vom Weltverkehr abgeschlossene Persönlichkeit wirken, ja ihm sogar seit Jahren schon vorspiegeln: der gewaltige Gregor VII. feiere in ihm, dem schwachen, liebenswürdigen, ebenso untheologischen als witzig heitern Pius IX. seine Wiederauferstehung! Man glaubt, was man wünscht. Man wünscht, was man nicht besitzt. Was Wunder, daß der 84jährige Papst solchen Vergleich gern hört, dadurch angestachelt seine Bannstrahlen verdoppelt und eine starre Unversöhnlichkeit mit dem Zeitgeist entwickelt, welche seinem ursprünglich milden und, wie wir Alle wissen, freisinnigen Wesen gerade zuwiderläuft.

Zugleich erfährt man, daß die italienische Regierung (dadurch wohl angeregt) Auftrag gegeben, die Ruine von Canossa zu untersuchen und ihren weiteren Verfall zu verhüten. Das mag den Grafen dieses Namens sehr willkommen sein, die, in Verona in schönem Renaissancepalaste residirend, das Besitzthum, womit Gräfin Mathilde in ihren letzten Lebensjahren deren Urahn wahrscheinlich selbst belehnt, pietätlos (wie das italienischer Brauch) verkommen lassen, nur auf den dürftigen Ertrag bedacht, der ihnen von den umliegenden Wiesen gebührt.

Ehe diese beiden Nachrichten das Interesse an einer der historisch merkwürdigsten Ruinen des Mittelalters im Publicum neu erregt, hatte ich in den ersten Octobertagen des vergangenen Jahres einen langjährigen Wunsch in aller Stille erfüllt und war, unseres viel geprüften Kaisers Leidensweg Schritt für Schritt folgend, nach der alten Trümmerveste von Canossa gepilgert.

Und zwar vollzog ich das von Reggio aus, einer jener hübschen, wenig belebten Städte Mittelitaliens, deren große Paläste, pompöse Plätze und reich ausgestattete Kirchen noch zeigen, daß sie einst den Glanz des Hoflebens gekannt und sich bis vor wenig Jahren gerühmt, ihren kleinen, darum nicht minder prunkliebenden Fürsten zur Winter- oder Sommerresidenz zu dienen.

Digitized by Google

Dort empfing mich einer jener classisch gebildeten Italiener, wie das schöne Land sie, mit dem attischen Salze des treffendsten Humors gewürzt, dem sprachkundigen Fremden oft an den entlegensten Orten zu seiner angenehmen Ueberraschung entgegenführt. Von einem vornehmen Geistlichen an diesen zur Erreichung meines Zweckes empfohlen, mußte ich in ihm einen Gesinnungsgenossen seines eben so gelehrten als pechschwarzen Freundes vermuthen. Desto befremdender schienen mir des großen Mannes stumme Verneigungen zu dem Lobe, das ich unserm gemeinsamen Bekannten spendete. Erst als ich hinzufügte: „Ich muß jedoch bemerken, daß ich seine religiös-politischen Ansichten nicht theile", kam Leben in die bis dahin artig impassiblen Züge. Ein tiefer, befreiender Athemzug, lauter Freudenruf und lachendes Ergreifen meiner Hand, um sie kräftig zu schütteln, war der unerwartete Lohn meines Freimuthes. „Gottlob", rief der Treffliche, „hatte ich mich doch auf einen eben so schwarzen Besuch gefaßt gemacht, als mein werther, feudaler Jugendfreund es ist! Nun freue ich mich doppelt Ihres Kommens! Nur gleich zu Wagen und morgen gehts von meinem Gute nach Canossa."

Eine circa anderthalbstündige Fahrt in südwestlicher Richtung brachte uns über die erst fruchtreiche, dann mehr kiesige, mit Gehölz bestreute Ebene der Aemilia nach Bibbiano, einem zwischen prächtigen Triften wohlhabend ausgebreiteten Orte. Wir waren in der Heimat des Parmesaner Käses und zugleich am Landhause meines verbindlichen Gastfreundes angelangt. Mit anmuthigen Gruße trat Signor Giambattista Venturis einzige Tochter zum Willkomm aus dem von Rosen umschlungenen Peristyle und empfing uns, von einem Kranze lebendiger Schößlinge umringt, mit jenem Gemische halb ernster und halb schalkhafter Liebenswürdigkeit, wie es meines Wissens den Italienerinnen nur eigen und ihrem Wesen einen besondern Zauber verleiht. Als ich an die Fenster meines mit englischem Comfort ausgestatteten Gastzimmers trat, neigte die Sonne sich glühend hinter den stahlblau gen Süden ziehenden Apeninnen. Dort aber standen (in etwa meilenweiter Entfernung) vier steile Hügel kaum 800 Meter von einander, mit massiven Thürmen gekrönt, nach allen Seiten isolirt, in einer Reihe aus der Ebene auf und schimmerten und glühten im purpurnen Abendlichte. War es doch, als seien durch Zauberei diese vier Burgen aus dem Rahmen eines jener alten Bilder getreten, darauf die Meister sie in den landschaftlichen Hindergründen ihrer biblisch oder legendenhaft belebten Leinwanden als realistische Charakteristik ihrer Zeit mit Vorliebe anzubringen pflegten! Monte Zano, Monte Lucio, Monte Bianello (Abkürzung von Bibbianello, was der eigentliche Name) und Monte Vetro heißt diese konische Vierzahl, von rechts nach links aus der Ebene gerechnet. Sie Alle haben einst Mathilden von Tuskien, der ergebenen Freundin Gregors VII. gehört und, vor den letzten Ausläufern der Apeninnen gelagert (auf dessen wilden Höhen Canossa liegt), eine mächtige Vorhut jenes uneinnehmbaren Castells einst gebildet. Von diesen vier Burgen ist Bianello — durch die Grafen von Canossa späterhin um den Kern von Mathildens Bau erweitert — heute allein noch bewohnbar (im wohlgepflegten Besitze eines Privatmannes aus Parma) und stolz auf das einzige authentische Conterfei jener merkwürdigen Frau. Leider konnte ich dem Drängen meines geistvollen Wegweisers damals nicht nachgeben, mit ihm diese Lieblingsresidenz der großen Gräfin zu besuchen, obschon er mir die Sehnsucht danach mit Schilderung der gut erhaltenen Räume ꝛc. steigerte, darin die muthige Frau ihren päpstlichen Freund vor seinen Feinden geborgen. Nach Bianello hatte sie sich auch im Jahre 1077 von Canossa aus mit dem Papste (in Folge der feierlichen Aussöhnung) verfügt, um den Kaiser, der sich inzwischen nach Reggio begeben, — ohne die peinlichen Reminiscenzen, welche jene Bergveste in ihm erwecken mußte — auf verwandtschaftlichem Fuße nochmals bei sich zu beherbergen und das kaum wieder angeknüpfte Band zwischen ihren beiden erhabenen Gästen im intimeren Verkehre zu festigen. Mühsam nur hat der an Selbstbeherrschung, ja Verstellung durch die schwierigsten Lebenslagen gewöhnte Kaiser sich dort zu bezähmen vermocht, denn nicht vergebens war er inzwischen in Reggio gewesen und dort den zornigen Vorwürfen der lombardischen Großen begegnet, die bisher zu ihm gehalten, die Erniedrigung von Canossa aber als einen Schimpf empfanden, dem kein gekröntes Haupt, geschweige denn ihr eigener Herrscher sich beugen durfte. Auch Guibert von Ravenna (den er später zum Gegenpapst erkor) hatte er dort seiner harrend gefunden und die niederdrückende Gewißheit erlangt, daß er mit dem Opfer seiner kaiserlichen Würde vielleicht seinen Thron gerettet, die ihm in Italien ergebensten Gemüther hingegen jedenfalls bedenklich entfremdet, die ihm in Deutschland feindlichen Mächte aber nur momentan, wenn überhaupt, gewonnen haben mochte. Was Wunder, daß es unter solchen Verhältnissen in Heinrichs stolzem Herzen finster aussah und er zähneknirschend nur auf Rache vorerst an seiner schönen Muhme sann, die ihm zugleich mit ihrer Person die Macht über die päpstlichen Beschlüsse in die Hände spielen sollte? Daß dieser Anschlag, der von Bianello aus, auf einem Ritte nach Parma beim Ueberschiffen der Enza vollzogen werden sollte, durch Verrath mißlang, hat auf Heinrichs erbittertes Gemüth um so aufreizender gewirkt, je größere Vortheile er sich von diesem wichtigen Unterpfande des Friedens in seinen Händen versprochen. In jenen Tagen voll tödtlichen Hasses hielt man gegenseitig jedes Mittel erlaubt, das zum Zwecke führen konnte, woraus sich ergibt: daß lange ehe die Jesuiten diesen tief in der menschlichen Natur begründeten Drang zu ihrem Wahlspruch erhoben, er den Leidenschaften der Sterblichen gedient hat, wie der eherne Griffel der Geschichte es verzeichnet. Kaum aber ist er je kühner von beiden Seiten gehandhabt worden, als in dem welterschütternden Zweikampfe zwischen Heinrich und Gregor.

Dorthin ward von uns am folgenden Morgen aufgebrochen, und so rollten wir auf ebener, gut gehaltener Fahrstraße rasch San Polo, einem südwestlich von Bibbiano gelegenen ansehnlichen Marktflecken zu und kamen damit an die Ufer der Enza, welche voll und frisch aus den Bergen herab in raschem Laufe der Lombardei zufließt. Aus dem entwaldeten, zerklüfteten Hügelland, das den Weg zur Linken begrenzt, rieselt eine Strecke weiter ein Bach in den Fluß. Lucera wird er genannt. Viele in seiner Nähe gefundene römische Alterthümer in gebranntem Thon, Glas und Bronce, sowie Reste römischer Bauten lassen darauf schließen, daß hier das alte Nuceria der Gallia togata gestanden, das Andere südlicher in die Nähe des heutigen Ciano verlegen und seine Etymologie in der Enza suchen, die Plinius Nycia nennt. Dies der einzige archäologische Zwischenfall! — Nach wenigen Minuten theilt der Rio di Vico den Weg von einem Dorfe begrenzt und gleich der Lucera säuberlich überbrückt. Binnen kurzem sind wir am Ziele der Fahrt. Im kleinen Weiler Ciano verlassen wir den Wagen und ersteigen jäh und ermüdend auf dem zerblöckelnden Kalkboden das nach allen Seiten tief durchfurchte, zerspaltene Höhenland. Nach etwa halbstündigem Aufstieg sehen wir mitten in der Landschaft vor uns auf isolirtem Felsen von serpentinartiger Formation, der mindestens hundert Klafter tief, schroff abfällt, einen feudalen Bau nisten. Halb gemauert, halb aus dem lebendigen Felsen gehauen, scheint es mehr Adlerhorst als menschliche Wohnstätte. Und doch lebt sich's in seiner schwindelnden Höhe, mit dem allumfassenden Blick von dem mächtigen Hintergrunde der Apenninen bis zum fernen grünen Flachlande der Aemilia und Lombardei, darauf in weiten Zwischenräumen die Umrisse von Forreggio, Modena, Reggio und Parma hell leuchten, während in der Nähe die Natur sich wild bäumt und senkt, — so schön wie nicht leicht an einem zweiten Orte. Graf Opizzoni, ein piemontesischer Edelmann, durch mehrjährigen diplomatischen Dienst an den Höfen von München und Stuttgart sowohl wie durch seine anmuthige blonde Gemahlin mit den behaglichen Sitten des Nordens vertraut, hat diese Burg seit kurzem an sich gebracht und durch passende Restaurationen wie entsprechende Einrichtung der Gemächer sie zu einem beneidenswerthen Sommersitze geschaffen, dem nur der Reiz der Romantik geblieben mit Versenkung ihrer Schrecken in die Abgründe ringsum, welche kolossale Trümmer des Burgfelsens auf ewig decken. Dies ist Rossena. — Im Gebüsche von Hol-

Digitized by Google

lunder, Feigen und saftigen blätterreichen Bäumen zu seinen Füßen liegt der bescheidene Burgflecken gleichsam ängstlich verborgen, den schützenden Felsen gen Osten umklammernd. Wenige Steinwürfe südlich von Rossena steht dessen Vedette auf schwindelerregendem Vorsprung über der tiefen Schlucht, darin die Ceresoia sich als dritter Nebenfluß der Enza seit San Polo Bahn bricht. Dieser massive, fensterlose Wartthurm, dessen Eingang nur mit Turnkünsten oder Leitern zu erreichen, bildet von seinen Zinnen über alle Klüfte und Höhen der südlichen Vorberge einen ebenso herrlichen Luginsland als er trefflich in seiner strategischen Anlage, denn der Burg gegenüber beherrscht er mit ihr den Saumpfad, der sich zwischen hindurch im Bogen nach Canossa windet. Weit und breit ist die Gegend von den hervorragendsten Punkten mit ähnlichen Vedetten gekrönt, die theils zerfallen, theils in ihrer massiven Structur noch ebenso wohl erhalten wie hier, stets die Vorhut einer Burg verrathen und in diesem Umkreise sich zumeist auf Canossa beziehen. Davon macht Rossena die einzige Ausnahme. Unabhängig von Mathildens Botmäßigkeit, gehörte es von altersher den Correggios aus Parma, einer aus eben dem Grunde wie die meisten Barone Italiens damals gut kaiserlichen Familie, der die deutschen Fürsten zu Parteigängern des Papstes machte: die Erhebung der Sonderinteressen über jene des Landes. Darum hier wie dort der Wunsch nach Schmälerung der herrschenden Gewalt behufs Vergrößerung der eigenen. Erhabenerer politischer Motive vermochte sich in jenen Tagen faustrechtlicher Habsucht keiner der welschen Gegner Gregors zu brüsten. Dadurch eben ragt die gewaltige Gestalt dieses weit blickenden Pontifex so gigantisch über seine Zeit, daß Niemand ihm gewachsen war und er die einzige Persönlichkeit, welche vermöge ihrer ebenso mächtigen Stellung als rücksichtslosen Thatkraft und unerschütterlichen Festigkeit im Dienste der von ihr ergriffenen Sache ihm die Spitze zu bieten vermocht hätte — zu seiner begeistertsten, aufopferndsten Freundin gemacht hat. Was wäre aus Hildebrand ohne Mathilde geworden? Wie viele blutige Kämpfe und traurige Auftritte weniger hätte die Geschichte aber auch ohne die unselige Schenkung dieser blind in den Interessen des Papstthums aufgehenden Frau zu verzeichnen?

Deshalb mag der directe Anblick des in kaiserlich gesinnten Händen befindlichen Rossena, wie Mathilde ihn von den Fenstern von Canossa aus hatte, ihr ein gar schlimmer Dorn im Auge gewesen sein. Aus eben diesem Grunde läßt sich aber auch annehmen, daß Heinrich IV. von den zwei Pfaden, welche von Vico (der Aufstieg von Ciano mündet in den zweiten) nach Canossa führen, ungeachtet des halbkreisförmigen Umweges, den letzteren gewählt, um mit seinem geringem Gefolge, möglichst geschützt vor feindlichen Ueberfällen, sein geächtetes Haupt unangetastet an das Ziel seines bittern Leidensweges zu tragen, den ich mit steigender Ergriffenheit verfolgte, als Canossa bei der nächsten Biegung aus ferner Höhe sichtbar ward. Dort hebt sich eine Felsenkuppe im Osten, majestätisch weit und breit alle Burgen und Thürme, Zinnen und Zacken, Klüfte und Zugänge in der Runde überragend, indeß sie scheinbar mit dem Rücken an den mächtigen Gebirgsstock der Apeninnen lehnt, davon sie in gleicher Entfernung wie im Westen gegen die Ebene die Enza, so dort der reißende Crostolo scheidet. — Ein vom Zahn der Zeit stark angenagter Basteithurm an der Südostseite des abgerundeten Kegelplateaus verkündet weithin das letzte Wahrzeichen von Canossa!

Am Höhenrande entlang in weitem Halbkreise sachte aufwärts ging es in betrachtendem Schweigen, das Niemand unterbrechen mochte, denn mein gelehrter und erlauchter italienischer Gastfreund, dem das Herz warm für das eigene Vaterland schlägt, zu dessen Festigung er mit geholfen, ehrte und verstand, was das Gemüth jedes rechtschaffenen Germanen im Angesichte jener Ruine bewegen mußte. Im Norden, einer öden Bergwand entlang, zieht über dem tiefen Flußbett des Rio di Vico, der, in Folge der barbarischen landesüblichen Entwaldungen fast unwegsam gewordene, abgeschwemmte directeste Saumpfad von Vico nach Canossa. Zwischen jener Schlucht und unserem Hügelrande hat die Natur tumultuarische Orgien gefeiert, um gleich den braunrothen Lavamassen an den Abhängen des Aetna oder Vesuv, nur hier in den sanfteren Tinten von hellem grau- und blaugrünem Thone, zu einem großen zerklüfteten Zeltlager zu erstarren. Wären germanische Völker in diesen Gauen seßhaft, längst hätten sie mit ihrer sagenreichen Phantasie diese spitzen Gebilde zu einem Zeltlager des starren Hildebrand umgedichtet, das mit Mann und Maus von der Vorsehung zu Thon (woraus der Mensch nach der hl. Schrift ja entstanden) gewandelt worden zur gerechten Strafe dafür, daß sie „dem Kaiser nicht gegeben, was des Kaisers". So kamen wir von Rossena binnen etwa einer Stunde an den Fuß von Canossa, dessen weiche Rasenumbettung es von weitem nicht einmal so schroff nach allen Seiten abgeschnitten erscheinen läßt, als es sich in unmittelbarer Nähe zeigt, wo die tiefe Zerklüftung des Bodens sich nach östlich fortsetzt, den grünen sattelartigen Uebergang nur aussparrend, auf dem wir querüber dahin gelangten, wo die erste der damaligen drei Umwallungen angehoben haben mag. Mit einer handvoll Reisigen war die solchermaßen isolirte Veste auf ihren paar Zugängen gegen die größte Uebermacht zu vertheidigen und ist der strategische Blick des Markgrafen Azzo Adalbert (Mathildens Großvater) zu bewundern, mit dem er diese unvergleichlich sichere Lage gegen Mitte des 10. Jahrh. zur Erbauung seines Hauptschlosses gewählt, nachdem Otto der Große ihn mit Tuskien belehnt hatte. Die erste Probe ihrer Vortrefflichkeit sollte sie bald genug liefern, als es der Wittwe Lothars, der schönen Königin Adelheid gelungen war, ihrer Haft am Gardasee entronnen (darin der Lombardenkönig Berengar sie gehalten, um sie in die Ehe mit seinem Sohne Adalbert zu zwingen) Canossa zu erreichen und der Belagerung des wüthenden Berengar so erfolgreich von dort aus zu widerstehen, daß sie im selben Jahre noch (950) sich Otto dem Großen vermählen konnte, wo — wie die fromme Hrothsuitha singt:

„Noch höherer Glanz durch Christi Gnaden auf jenem
Thron ihr wurde zutheil, den einst sie traurig verlassen."

Desgleichen vermochte Gregor VII. sich drei volle Jahre hinter diesen festen Wällen unangefochten gegen seine Feinde zu behaupten und trotzte die Veste ebenso siegreich den siebenjährigen Kriegszufällen, welche bald darauf das Land durch den erneuten Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Kaiser und Papst schwer heimsuchten.

Und als das Castell nach dem verhältnißmäßig kurzen Bestande dreier Jahrhunderte 1255 endlich doch in Feindeshand fiel, so erlag es keinem äußeren Ueberfall, sondern der zwingenden Gewalt des Hungers. Das geschah in der Folge der wegelagernden Heldenthaten seines damaligen Gebieters, des Grafen Bonifazius, darin er sich so weit vermessen — abgesehen der steten Ueberfälle an seinen Grenzmarken dahinziehender Reggianer, unter dem bequemen Vorwande, daß sie die vertriebene Partei der Welfen wieder aufgenommen — sogar einen päpstlichen Zug mit dem persönlichen Eigenthum des Papstes gänzlich auszuplündern, nachdem er zuvor den Mönchen von Canossa schon ihre Kirchengeräthe entführt. Daß Päpste in dieser Beziehung keinen Scherz verstehen, zeigte alsbald das Interdict, womit die Stadt Reggia als Sündenbock für ihren übermüthigen Nachbar belegt wurde, in der schlauen, durch die That bestätigten Voraussicht, daß die Reggianer, um sich von dieser Last zu befreien und in Rom einzuschmeicheln, die Züchtigung des widerhaarigen Ghibellinen auf eigene Rechnung unternehmen würden. So faßten sie nothgedrungen den Muth, mit Heeresmacht gen Bonifazius auszuziehen, der, seiner Sache sicher, sie wiederholt kräftig zurückwarf und von seiner thronenden Burg aus ihrer vergeblichen Anstrengungen lachte. Da beschlossen endlich die Belagerer, durch vollständige Umzingelung des Castelles ihm alle Zufuhr abzuschneiden. Dies Mittel wirkte.

Bonifazius ergab sich, vom Hunger überwunden. Triumphirend zogen die Reggianer ein und zerstörten den stolzen Bau.

In der Folge soll ein Theil desselben zwar wieder von den Nachkommen jenes wilden Bonifazius aufgerichtet und be-

Digitized by Google

wohnt worden sein. Das kann weder von solidem Materiale geschehen, noch von langer Dauer gewesen sein, denn in fragmentarischen Umrissen umspannt die oberste Umwallung nur mehr kaum über die Hälfte der Plattform, die in ihrer Hauptausdehnung von Nord nach Süd einst Hof und Schloß nicht nur, sondern auch noch Kirche und Kloster mit inbegriffen, wie Markgraf Azzo sie als zur Veste gehörig frommen Sinns zugleich mit der Burg erbaut und zwölf Chorherren übergeben hatte. Diese Einrichtung war 1062 von der lothringischen Beatrix und deren Tochter Mathilde dahin abgeändert worden, daß an Stelle der 12 Chorherren sechs Benedictiner traten, deren gelehrter Abt Donizzo als Augenzeuge über jene denkwürdigen Tage des Januars 1077 berichtet, hinzufügend: Canossa sei ihm dazumal durch seine zahlreiche Versammlung vornehmer Gäste ein zweites Rom erschienen. Erstaunten Auges nimmt man den beschränkten Raum wahr und fragt sich: wo diese vornehmen Gäste alle mit ihrem Gefolge untergebracht worden, wenn selbst der Hauptbau noch so hoch gewesen? Es sei denn, daß nur die höchsten Häupter dort bescheiden gewohnt, die übrigen Gäste nebst Gefolge, dieses in Zelten zwischen den Umwallungen campirt, jene aber sich in den Thürmen und Verließen der Außenwerke zu behelfen gesucht hätten. Von den letzteren sind nur mehr in einzelnen Schutthaufen der äußersten Umfassung Bestandtheile zu errathen, die sich mit dem leicht zerbröckelnden Kalkstein der Felsenkuppe schon beinahe unentwirrbar vereint haben. Ein paar armselige Bauernhäuser lehnen, von Sträuchern umgeben, daran. Zutraulich kamen deren Insassen — einfache Hirten mit ihren Weibern und Kindern — herbei, erfreut, in dieser Einsamkeit eine angenehme Abwechslung zu finden, und bestanden darauf, uns den steilen, an manchen Stellen vor lauter Gestrüpp uud abrollenden Steinen fast unwegsamen Pfad hinauf zu geleiten. So erkletterten wir den, mit etlichen Mauertrümmern der zweiten Umwallung stehengebliebenen Thorbogen. Von hier an besserte sich der Weg und nahten wir binnen kurzem dem zerfallenen Eingange zum Schloßhofe. Jetzt war die grüne Schwelle überschritten und meine Füße betraten den Boden, auf dem der unglückselige Kaiser dreimal vierundzwanzig Stunden lang die tiefste Demüthigung erlitten, die je einem Herrscher und in ihm dem ganzen mächtigen Volke geworden, das er in seiner kaiserlichen Person zu vertreten berufen.

Gras und Kräuter, Blumen und Sträucher überwuchern jetzt lieblich versöhnend diese erinnerungsschwere Stätte, welche uns Deutsche durch die Seelenqualen des gemarterten Heinrich nicht nur ingrimmig bewegt, sondern zugleich tief rührt im Gedanken jenes Ideales weiblicher, hingebender Treue, wie es in Heinrichs bei ihm hier ausharrenden, ihn tröstenden Gemahlin, über dies düstere Bild den verklärenden Schimmer selbstloser Hoheit wirft. Von den Gemächern, aus denen der unerbittliche Hildebrand, von Heinrichs flehender Schwägerin Adelheid und den ihm gleich Mathilde meist nahe verwandten Fürsten umringt, sich an dem kläglichen Schauspiele geweidet*), ist nicht ein Stein auf dem andern geblieben. Ueber Berge von Schutt und dornig überranktem Gestein bahnte ich mir einen Weg nach dem verhältnißmäßig besterhaltenen südlichen Theile, wo im zerfallenden Rundthurm ein paar kleine Rundfenster das einstige Burgverließ erkennen lassen. Das Gemäuer ist, wie die meisten Structuren jener Tage, von barbarischer Fügung und unsolidem Gehalte, daher es so rasch verfallen konnte im Vergleiche zu den unerschütterlichen, allen Zeitläufen trotzenden Bauten früherer Jahrhunderte.

Während wir hier rasteten und die unvergleichliche Großartigkeit von Canossas Lage bewunderten, gesellten sich wiederum unsere Hirten zu uns und erzählten, wie die Gräfin Mathilde hier umgehe als böser Geist und manchen Schrecken schon verursacht habe. So wandelt die Volkssage diese gewaltige Persönlichkeit, deren ganzes Leben nur der Verherrlichung und Befestigung der päpstlichen Macht gedient, zum geraden Gegentheil der Heiligkeit, die sie von den Händen der dankbaren Päpste mit Recht hätte beanspruchen dürfen. Statt dessen hat das Papstthum die Hauptgründerin seiner weltlichen Besitzungen mit einem modernen, an einem der rechten Seitenpfeiler der Peterskirche im bescheidenen Schatten lehnenden Monumente von carrarischem Marmor hinlänglich zu ehren gedacht und sie Christinen von Schweden zur nächsten Nachbarin gegeben.

Auf diesen Trümmern aber zog das ganze historische Drama jener Tage nochmals im Geiste an mir vorüber und ich frug mich: wie es möglich, daß ein sonst so überlegener Kopf gleich Hildebrand, dem es an Menschenkenntniß nicht gebrach, den schweren politischen Fehler begehen konnte, seinen kaiserlichen Gegner, dessen Thron damals der erste der Christenheit gewesen, so zum Aeußersten der Selbsterniedrigung zu treiben, daß Heinrichs leidenschaftliche, stolze Natur (die er von altersher genau kennen mußte), dies der Politik gebrachte übermenschliche Opfer nimmermehr seinem Demüthiger würde verzeihen können. Dies hätte Gregor voraussehen und es entweder nicht zu diesem Aeußersten kommen, oder einmal geschehen, Heinrich nimmermehr lebendig aus den Mauern von Canossa entlassen dürfen. Der Triumph war aber zu groß, um ihn nicht langsam auszukosten und selbst Gregors scharfen Geist über dessen Folgen zu blenden. Er wähnte Heinrichs Gemüth endlich gebrochen, zum willfährigen Werkzeuge in seinen Händen geworden! Statt dessen bäumte es sich hoch auf unter den empfangenen Streichen, wie ein edles, über Gebühr gezüchtigtes Roß, das seinen übermüthigen Reiter unter seine Hufe schleudert. Als nothgedrungen Flehender war er nach Canossa gekommen; als Todfeind des Papstes sprengte er aus dessen Thoren von dannen.

Wie Gregor in Folge dessen gegen Heinrichs rachedürstende Heerschaaren bald darauf sich genöthigt sah, Robert Guiscard mit seinen beutegierigen Normannenhorden zu Hülfe zu rufen und gelassen mit ansehen mußte, wie diese ihm sengend und brennend die damals reichsten und schönsten Theile Roms in einen großen Schutthaufen verwandelten, wie er aber nach dieser nutzlosen Barbarei vor den rasend gemachten Römern nach Salerno fliehen mußte, um dort einsam und gebrochenen Herzens in der Verbannung zu sterben — — — ob ihm da nicht der Gedanke doch vorübergehend gekommen: daß jede irdische Macht, sei es auch, daß sie sich himmlischer Vorrechte rühme, wie er es bis zum Höhepunkt seiner Gewalt in den drei culminirenden Tagen von Canossa mit blendendem Erfolge gethan, — ihre Grenzen hat, und wer vermessen darüber hinausgreift, das unerbittliche Schicksal in die Schranken ruft? So ist es am 28. Januar 1077 in jener Bergveste von Canossa geschehen; so hat es sich am 18. Juli 1870 in Rom wiederholt. Wenn der Vatican darauf beharrt, jene erste Jahresfeier im kommenden Januar zu begehen, so feiert er mit der Erinnerung an Canossa nur das eigene Todtenamt. Wir fügen als aufrichtiger Katholik hinzu: Requiescat in pace!

*) Gregor schreibt selbst darüber von Canossa am 28. Januar 1077, also den Tag danach datirt, in seiner Epistel an die deutschen Fürsten und Geistlichen wie folgt: „Mit geringem Gefolge kam er, legte vor dem Thore alle Abzeichen seiner königlichen Würde ab und flehte barfuß und in Wolle gekleidet drei Tage lang mit Thränen die päpstliche Gnade nach. Endlich baten Alle, von solchem Schauspiele gerührt, mit Thränen für ihn und wunderten sich ob unserer Herzenshärte, so daß Einige sogar meinten: das sei keine apostolische Strenge mehr, sondern wilde Grausamkeit. Von seiner Zerknirschung und von den Bitten der Umstehenden endlich zu Mitleid gestimmt, entbanden wir ihn von der Excommunication, nahmen wir ihn in den Schoß der Mutterkirche wieder auf, nachdem wir von ihm die Versprechungen erhalten, die ihr unten sehen werdet und die mir bestätigt wurden vom Abte von Clüny, von unsern geliebten Töchtern Mathilde und Adelheid und anderen dazu passenden Fürsten, Bischöfen und Laien."

Digitized by Google

„Verfehlte Liebe."

Roman von Hans Hopfen. 2 Bände. Stuttgart, 1876. Eduard Hallberger.

Es ist eine höchst tragische Geschichte, die Hopfen uns in seinem letzten Romane „Verfehlte Liebe" erzählt. Der Knotenpunkt derselben ist jenes Verbrechen, das in tausenden von französischen und italienischen Lustspielen, Dramen und Romanen behandelt worden ist, an das sich aber deutsche und englische Schriftsteller immer nur ausnahmsweise und mit großer Vorsicht gewagt haben: der Ehebruch. — Hopfen behandelt es von der ernstesten Seite, und sein Werk darf weder ein leichtfertiges, noch ein unmoralisches genannt werden.

Ein 18jähriger Bursche, Gotthold, oder wie er gewöhnlich genannt wird, Bogdan Iwanowitsch, der in Rußland geborene Sohn eines deutschen Kaufmanns, verliebt sich in Kathinka Ossipowna, die Frau des Obersten Semen Dimitriewitsch, eines mächtigen russischen Gutsherrn. Bogdan, der auf der Universität den Spitznamen „Narciß" führt, und von seinem besten Freunde, dem Mediciner Halm, ein Zierpüppchen genannt wird, erscheint als ein harmloser, sentimentaler Schwärmer, der aufrichtig nach dem Höchsten und Edelsten strebt, der aber aus Mangel an ernstem, männlichen Willen der Versuchung, sobald ihm diese verlockend entgegentritt, unterliegt. — Kathinka ist die Tochter der Leibeigenen Warwara, einer unheimlichen alten Hexe, die ihren Mann Ossip vergiftet und sich den Händen des Henkers nur dadurch entzogen, daß sie ihre wunderbar schöne Tochter dem Gutsherrn, Semen Dimitriewitsch, zur Verfügung gestellt hat. Dieser, ein halb civilisirter Barbar, läßt Kathinka, die, als er sie kennen lernt, ein 14jähriges Kind ist, in den besten Schulen Moskaus zur Gesellschaftsdame ausbilden. Die gewissenlose, heißblütige, scharfberechnende Asiatin versteht es, ihrem Gebieter und Wohlthäter eine so starke Liebe einzuflößen, daß dieser sich mit ihr vermählt. Vor den Augen der Welt erscheint sie als eine glückliche und achtbare Hausfrau; aber sie haßt Semen Dimitriewitsch, dem sie sich für das Leben der Mutter verkauft hat; und ohne irgend welche Scrupel wirft sie sich dem deutschen Narciß an die Brust, als der Zufall die beiden jungen Leute auf dem Landgute des Obersten zusammenführt. Sie liebt den Deutschen leidenschaftlich. Sie legt sich selbst nicht sofort Rechenschaft ab, aber als sie Bogdan nach drei Jahren wiedersieht — schöner, schwärmerischer als je —, da bricht das glimmende Feuer in helle Flammen aus. Sie küßt ihn, als sie ihm im Traume ihren Namen aussprechen hört, und sie gesteht ihm am nächsten Tage, daß sie ihn liebe — „denn ich bin das närrische Weib, das Sie überaus lieb hat, o, so lieb, wie es ein Mann kaum begreift ... Haben Sie nicht heute Nacht nach mir gerufen?! Ja, das haben Sie. Und ich hab's auch gehört. Ich konnte nicht schlafen und saß am offnen Fenster. Es klang so seltsam in der Stille zwischen dem Rauschen der Blätter und dem Nachtigallenschlag hindurch. Ich konnte nicht anders, ich lief hinüber. Ihr Rufen zog mich hin unwiderstehlich."

Der sehr verliebte und sehr moralische Bogdan sitzt aufrichtig mit sich selbst zu Gerichte und kommt zu dem Schlusse, daß er Kathinka, die Frau eines Andern, meiden muß, um sich nicht an seiner eigenen Ehre zu versündigen. Er verläßt Rußland und zieht nach Halle, wo er sich mit Halm befreundet und sich in Lorchen, ein echt deutsches Mädchen verliebt. Halm, „der Provisor", und Lorchen sind musterhaft geschildert; aber die ganze Episode in Halle hat mit der eigentlichen Geschichte wenig zu thun und hätte beinahe fortbleiben können. Fast sieht es aus, als ob dieselbe später erst eingeschoben wäre, sei es um den schwachen Bogdan und die wilde Kathinka durch den Vergleich mit dem energischen Halm und dem sanften, reinen Lorchen in einem schärfern Lichte zu zeigen, sei es aus andern, rein äußerlichen Gründen.

Bogdan ist nahe daran, dem deutschen Lorchen eine Liebeserklärung zu machen, als er einen ganz unerwarteten Brief von Kathinka erhält, in dem diese ihm ein Rendezvous in Dresden gibt. Er besinnt sich nicht eine Secunde und verläßt Halle, ohne auch nur daran zu denken, von Lorchen Abschied zu nehmen. — Kathinka ist in Trauerkleidern, als er sie in Dresden wiederfindet. Sie erzählt ihm, Semen Dimitriewisch sei plötzlich gestorben, und sie sei nun frei und bereit, sich für immer mit Bogdan zu verbinden. — Die Liebenden schwelgen eine kurze Woche lang im Genusse vollkommenen Glücks. Dann wird Kathinka plötzlich traurig und gesteht dem Geliebten endlich ein, daß sie ihn getäuscht habe, daß Semen Dimitriewitsch noch lebe, daß sie alsbald nach Rußland zurückkehren müsse, wenn ihre Abwesenheit nicht von dem heimkehrenden Gebieter entdeckt werden solle. — Eine heftige Scene findet statt. Bogdan klagt die Falsche an, ihn gegen seinen Willen zum Verbrecher gemacht zu haben; Kathinka entschuldigt sich mit ihrer Liebe, und schließlich verzeiht Bogdan, wenn auch nicht in Worten, so doch durch die That, indem er das ehebrecherische Weib bis an die russische Grenze zurückbegleitet. — Trostlos irrt er sodann eine Zeit lang in Deutschland umher, bis ihn eine Depesche nach Odessa, an das Sterbelager seines Vaters ruft. Dort trifft er auf's Neue mit Kathinka zusammen.

Am Begräbnißtage überrascht Semen Dimitriewitsch seine Frau, als sie vor Bogdan auf den Knien liegt und ihn anfleht, mit ihr zu entfliehen. Der Russe fordert Bogdan, erscheint jedoch nicht auf dem Kampfplatze, als das Duell stattfinden soll, und wird von Halm, Bogdans Secundanten, auf dem Sterbebette gefunden. Die russischen Aerzte attestiren, Semen Dimitriewitsch sei an einem Gehirnschlage gestorben; Halm dagegen erklärt, der Unglückliche sei vergiftet worden.

Der Verdacht des Verbrechens fällt auf Kathinka. Diese kann jedoch ihre Unschuld auf das Klarste beweisen. Bogdan und die junge Wittwe verlassen darauf Rußland, um sich in Deutschland niederzulassen und sich dort zu vermählen. Auf einer Reise, die die Verlobten in der Schweiz machen, berühren sie eine kleine Stadt, in der, wie ein schwatzhafter Kellner ihnen erzählt, am nächsten Tage die Hinrichtung einer Giftmischerin stattfinden soll, die ihren Mann um's Leben gebracht hat. Der Schreck, mit dem Kathinka diese Nachricht empfängt, erzeugt einen furchtbaren Verdacht bei Bogdan. Er will sich von der Schuld oder Unschuld seiner zukünftigen Frau überzeugen und zwingt sie, die Verurtheilte, die auf dem Wege zum Richtplatze am Hotel vorüberzieht, vom Fenster aus zu sehen. Kathinka kann dieser furchtbaren Probe nicht widerstehen, und verräth sich, zunächst durch ihre Angst und später durch ein offnes Bekenntniß ihrer Schuld. Sie hat aus Liebe für Bogdan ihren Gatten, Semen Dimitriewitsch, am Tage vor dem Duell vergiftet. Meisterhaft ist die Beschreibung der verurtheilten Giftmischerin, deren Anblick Kathinka zum Geständniß der eigenen Schuld zwingt: „Das Gesicht war nicht eben schön zu nennen oder doch zu sehr verhärmt, um noch den Gedanken an Schönheit aufkommen zu lassen. Schlichtes blondes Haar hing an den blassen Wangen nieder. Nur die Augen schienen größer, als sonst bei Lebenden ... Diese Augen sahen aus, als ob sie sich blaß geweint hätten vor Jammer und Zerknirschung; und doch war eine Tiefe, ein Glanz, eine überweltliche Macht in diesen großen Blicken, als hätte die furchtbare Ewigkeit schon in diesen Spiegel geschaut und einen Strahl aus ihren unermeßlichen Abgründen darin zurückgelassen."

Nachdem Bogdan sich davon überzeugt hat, daß die Geliebte seines Herzens eine Mörderin ist, beschließt er, sich mit ihr zu tödten. Kathinka geht darauf ein; aber während Bogdan seine letzten Bestimmungen trifft, entflieht sie aus dem Hotel unter Hinterlassung eines Briefes, in dem sie Bogdan anfleht, zu leben, und ferner sagt, daß sie, als die einzig Schuldige, allein sterben wolle. — Bogdan eilt ihr verzweifelt nach und findet an den Ufern des nahen Rheines Spuren der Unglücklichen, die zunächst keinen Zweifel mehr bei ihm lassen, daß sie sich ertränkt habe. Die eifrigsten Nachforschungen nach der Leiche bleiben jedoch erfolglos, und mit der Zeit nistet sich in Bogdans Brust der Verdacht ein, daß Kathinka, die so oft die Unwahrheit

Digitized by Google

gesagt, ihn auch diesmal schändlich belogen habe, um ihr erbärmliches Dasein in dunkler Verborgenheit zu enden. — Bogdans Tod erfahren wir durch Lorchen, die schließlich noch den Professor Halm geheirathet hat. Ihre Andeutungen lassen vermuthen, daß Bogdan Kathinka nicht lange überlebt hat und aus Gram und Scham über das schändliche geliebte Weib gestorben ist. Die Ungewißheit über das Ende von Kathinkas Schicksal ist eine befriedigende. Jedenfalls weiß jedoch der Leser, daß sie, ob lebend oder todt, hart bestraft ist. Der strengste Moralist hat gegen den Schluß nichts Erhebliches einzuwenden.

Hopfens Helden und Heldinnen, so wenig sympathisch dieselben in ihrer Mehrzahl auch sein mögen, sind mit großer Kunst gezeichnet. Es sind weder Automaten, noch unnatürliche Erzeugnisse dichterischer Einbildungskraft, sondern wirkliche Menschen, die in ihrer Güte, Schwäche und Scheußlichkeit menschlich logisch handeln und vollkommen verständlich bleiben. Sie treten deutlich, lebhaft aus dem dunkeln Hintergrunde hervor, auf den Hopfen sie mit fester Hand hingeworfen hat. „Verfehlte Liebe" hat ferner das sehr große Verdienst, das eben nur von phantasiearmen Autoren als ein Verdienst zweiter Classe bezeichnet wird: ein spannender Roman zu sein. Fesselnde, dramatische Situationen drängen sich in demselben, und die schöpferische Kraft Hopfens hat sich auch hier wieder im vollsten Maße bewährt. — Auch über die Darstellung, den Stil, das Technische läßt sich viel Lobendes sagen, ohne daß jedoch die Anerkennung, von diesem Gesichtspunkte aus, ohne Rückhalt sein dürfte. Hopfen hat viel heftige, reiche, schöne Farben auf seiner Palette, aber er trägt sie häufig gar zu stark auf. Sein Stil hat Eigenthümlichkeiten, die nicht mit Unrecht Anstoß erregen. Es ist möglich, daß dieselben an vielen Stellen absichtlich sind; dies verhindert nicht, daß sie hie und da affectirt erscheinen. — So hat Hopfen z. B. eine große Vorliebe für Interjectionen. Halm und Kathinka sind selten als sprechend eingeführt, ohne daß sich in ihrer Rede zahlreiche: „Ei, Ach, J, O, Ja, Na, Bah!" vorfinden. Es ist ganz richtig, daß viele lebhafte Menschen die Gewohnheit haben, ihre Rede mit derartigen Ausrufen zu würzen. In der Schriftsprache macht dies einen unangenehmen Eindruck; und je mehr Effect man erzielen will, desto sparsamer sollte man damit sein.

Diminutive und Schmeichelworte der außerordentlichsten Art wendet Hopfen so häufig an, daß selbst der wohlwollendste Leser darüber ungeduldig wird. So spricht z. B. der alte Kosack Cyrill in folgender Weise: „Gibt es ein süßeres Kindchen als Wolodja, mein Zuckerpüppchen, mein Augäpfelchen, mein Lebkuchenmännlein? . . . . O, du mein süßes Väterchen, mein gebenedeiter Wohlthäter, du mein Paradiesvogel, mein goldener Rosenkranz . . .". Die Worte „Väterchen, Brüderchen, Mütterchen" kommen wohl hundert Male in Hopfens Buche vor. — Nun bin ich zwar nicht in der Lage zu beurtheilen, ob die Kosacken wirklich so sprechen, wie der alte Cyrill in „Verfehlte Liebe"; aber angenommen, daß Hopfen wahrheitsgetreu gezeichnet habe, so ist seine Schreibweise bei dieser Gelegenheit doch ebenso störend, wie wenn er in dem sorgfältig geschriebenen Romane ungebildete Menschen vorgestellt hätte, die uns durch lange Reden in falschem Deutsch unterhalten sollten. Ein Schriftsteller von Hopfens Werth sollte andere Mittel finden, als das von ihm angewandte, um einen uns fremdartigen Menschen lebendig und interessant zu zeichnen. „Goldner Rosenkranz, Augäpfelchen, Paradiesvogel" ꝛc. laß ich mir zur Noth in Kleists halb wahnsinnigen, letzten Briefen gefallen. Im Munde des Kosacken Cyrill mißfallen sie mir.

Neben diesen augenscheinlich beabsichtigten Eigenthümlichkeiten Hopfens sind noch andere anzuführen, die ihren Ursprung in dem Geburtsorte oder in der Erziehung des Dichters haben dürften. In Norddeutschland würde man nicht schreiben: „Die Glöcklein verbimmelten" — „sie futschelte mir vor der Nase herum" — „Ich sage Ihnen gute Mär" (für „guten Tag") — „ein höriges Leben" — „die linke Stirn" — „der Unname" (für Beiname) — „Mir schlug das Herz am Mieder wund" — „lauschige Nächte" — „ein vertrackter Knecht" u. s. w. u. s. w. — Endlich ist mir der Mißbrauch aufgefallen, den Hopfen mit dem Worte „knirschen" treibt. Es ist ein gut deutsches Wort, aber Hopfen wendet es zu oft an. Auf drei hintereinander folgenden Seiten des 1. Bandes (237—239) finde ich es dreimal: „leise knirschenden Wasser" — „das Boot knirschte in den Sand" — „Sie bat, sie knirschte, sie rief" — und auf jeden 20 bis 30 Seiten liest man es sicherlich einmal. Eine solche Vorliebe für ein ganz besonderes hartes Wort kann bei einem sorgfältigen Schriftsteller wie Hopfen nicht zufällig sein; sie ist aber wahrscheinlich auch nicht absichtlich; sie ist natürlich und charakteristisch und zeigt, daß der Autor das Harte, Zermalmende, Knirschende besser und deutlicher hört, als sanftere, beruhigendere, angenehme Laute.

— „Alles dies sind Kleinigkeiten. Es ist pedantisch, solche Sachen an einer großen Arbeit zu tadeln."

Nein, es ist nicht pedantisch. Desto besser für Hopfen, wenn der aufmerksame Leser nur Kleinigkeiten an seinem Werke zu tadeln findet, und ein Grund mehr, diese Kleinigkeiten, wenn sie ungefällig erscheinen, als solche zu rügen.

A. L.

Sleswig-Holsteener Buerngeschichen.

Bun Angelius Beuthien. Klaas Hinnerk. Ehrs Band. 1876.

Je reichhaltiger unsere deutsche Literatur durch eine Unzahl von Schriftstellern beiderlei Geschlechtes vertreten ist, desto mehr läuft sie Gefahr, ihren Grundzug und ihre Grundbestimmung zu verlieren, die nämlich, sich als schriftliches Denkmal unserer deutschen geistigen Bildung und Entwickelung aufzustellen, und ein wahres und natürliches Bild unserer Cultur zu geben. Unser durch die zahllosen Romane, Novellen, Possen und Schauerspiele u. s. w. übersättigtes Lese- und Theaterpublicum kann nur noch durch „Spannung" auf Kosten der deutschen Nerven und guten Sitte aus der Erschöpfung gerissen werden, um zeitweilig sich aufregen zu lassen und dann noch ermatteter als zuvor zurückzusinken. Unsere deutschen Verleger concurriren mit einander mehr in der Speculation auf die Nerven als auf das Herz und den Verstand des Publicums und haben jeder ein Corps dressirter Schriftsteller mit und ohne Talent zur Hand, deren wahre Natur- und Culturgeschichte ein sehr bedeutsames Supplement zu Hackländers „Europäisches Sklavenleben" liefern würde.

Desto erfreulicher und wahrhaft herzerquickend ist es, wenn ein Talent vom entschiedensten Beruf, wie Angelius Beuthien, frank und frei, ohne Verleger und Verlegenheit, völlig neu und unerwartet vor das Publicum tritt und mit ganzer Frische und Wahrheit, mit warmer rührender Innigkeit und wieder mit dem prächtigsten Humor eine Reihe von Bildern mitten aus dem Leben und Walten des urkräftigen, biedern deutschen Volksstammes der Schleswig-Holsteiner uns vor Augen stellt, die jedes Gemüth ergreifen und erheben und somit die wundervolle Ausgleichung zwischen dem Ernst und der heitern Seite des Lebens herbeiführen, die wir als Kern und Stern aller rechten Volkslectüre erkennen.

Den „Buerngeschichen" Beuthiens liegt angeblich eine wahre Begebenheit zu Grunde, was den eigentlichen Roman des „Klaas Hinnerk" betrifft. Die Geschichte ist, so weit der vorliegende erste Theil reicht, einfach die, daß Klaas Hinnerk vom Drange in die Fremde sich aus dem väterlichen Hause weggezogen fühlt, nach Beseitigung der entgegenstehenden Bedenken und Schwierigkeiten sich auf die Reise macht und bei dem Landmann Reimers nahe bei Wismar Unterkunft findet, um dort die Mecklenburgische Landwirthschaft kennen zu lernen. Aus diesem kurzen schlichten Gange der Geschichte des Helden ahnt man schwerlich den ungemein reichen und bunten Wechsel von Bildern, von denen eins das andere drängt und bald den Leser tief ergreift, bald zur hellsten Heiterkeit hinreißt. In letzterer Beziehung ist besonders

Digitized by Google

das dritte Capitel (S. 44), der Besuch beim Schwager Draht in Schwiesow und vor Allem die köstliche L'hombrepartie mit den wundervoll trocknen Witzen und Bemerkungen wahrhaft classisch und kann sich kühn mit jedem humoristischen Capitel des genialen Fritz Reuter messen. Von gleich gelungenem und eben so wahrem wie echtem Humor ist die Schilderung der Eifersucht zwischen der Maierin, der Stubenmagd und der Lehrmamsell Petersen bei dem Mecklenburger Landwirth Reimers, welche alle drei Wohlgefallen an dem schmucken Holsteiner gefunden haben, und von denen Mamsell Petersen (S. 180) die „Maiersche" in wundervoller Weise mit dem Kraut im Waschbecken des Holsteiners abfertigt.

Doch ist es unmöglich, auf die überaus reich wechselnden Bilder einzeln aufmerksam zu machen. Die Bilder sind so wahr, der Gang und Wechsel so ungesucht und natürlich, daß man sich mitten in das Leben und Treiben des prächtigen Holsteiner Volkes hineinversetzt fühlt und das Behagen nur mit der Begierde nach dem zweiten und dritten Bande, die noch ausstehen, vertauscht. Wir haben nur die Pflicht, auf das neu und völlig unerwartet hervorgetretene Talent mit seiner entschieden bedeutenden Begabung aufmerksam zu machen, und den Ankömmling auf dem heiklen Boden der deutschen Literatur willkommen zu heißen.

In der Schreibung ist uns die originelle Ausgleichung des phonetischen Elementes mit dem grammatischen aufgefallen. Der Verfasser schreibt „sengn" wo anderwärts „seggen" (sagen) ausgesprochen und geschrieben wird, ebenso (S. 173 Z. 13 v. o.) „Rüngn" für „Rüggen" oder sogar „Rüg" oder „Rüch" (Rücken) u. s. w. Indessen ist die vom Verfasser gewählte Schreibung dem topischen phonetischen Elemente durchaus entsprechend, wie jeder Holsteiner zugeben wird. Dabei erscheint die für den ersten Anblick auffällige ganze oder theilweise Sperrung einzelner Wörter als ein Hülfsmittel für den minder geübten Leser plattdeutscher Drucke, durch Betonung die logische Bedeutung des Wortes sogleich und richtig zu erkennen.

Schließlich können wir uns auch bei diesem neu auftretenden Talente, das wiederum die Berechtigung der plattdeutschen Mundart als wichtigen Theil unserer deutschen Nationalliteratur documentirt, der Frage nicht entschlagen, warum denn nicht einer unserer sonst so unternehmungslustigen deutschen Verleger es unternimmt, ein plattdeutsches belletristisches Blatt — mit oder ohne Illustrationen — herauszugeben. An berufenen Talenten, wie z. B. Johannes Meyer, Piening u. s. w., fehlt es doch wahrlich nicht. Dem Volke wäre das Unternehmen sicher sehr willkommen.

F. Ch. B. Avé-Lallemant.

Aus der Hauptstadt.

Die neuen Stücke am königlichen Schauspielhause.

II.

„Rose und Distel", Schauspiel in einem Act von Herman von Schmid. „Die Augen der Liebe", Lustspiel in 3 Acten von Wilhelmine von Hillern.

Die großen historischen Ereignisse und Persönlichkeiten sehen, wenn man sie uns hinter der erleuchteten Rampe vorführt, gewöhnlich ganz anders aus, als sie sich unsere Phantasie nach den Darstellungen der Geschichtsschreiber gebildet hatte. Wenn der Dichter, der uns diese Größen zeigt, nicht gerade ein erstes dramatisches Genie ist, wenn er nicht gerade Shakespeare oder Schiller oder Goethe heißt, so bleibt uns eine gewisse Enttäuschung nur selten erspart. Es nimmt sich Alles das, was uns so großartig dünkte, auf der Bühne gar so bescheiden, fast kleinlich aus! Wie fein und interessant ist in der Geschichte z. B. das Spiel Cromwells mit der Königswürde, nach der er im Geheimen mit aller Leidenschaft trachtet, die er aber öffentlich als seinen schlichten Neigungen zuwider bezeichnet; wie er da die Agenten, die ihm diese höchste Gewalt zusichern wollen, durch seine wohlberechnete Ruhe ermuthigt und bis zu dem Augenblick gewähren läßt, da er merkt, daß er auf einen unerwarteten Widerstand stößt; wie er gleichzeitig vortreibt und zurückdämmt, und wie er es durch seine Klugheit dahin bringt, daß er schließlich in den Augen des Landes großmüthig zu verzichten scheint auf das, was er in Wahrheit nicht erlangen zu können sich wohl bewußt ist. Der historische Bericht über diese Bewegungen und Gegenbewegungen und dies verzwickte und schlaue diplomatische Doppelspiel liest sich wie der spannendste Roman. Auch in dieser Episode seines Lebens tritt uns der mächtige Protector in seiner gewaltigen, wenn auch nicht immer ganz sympathischen Größe entgegen.

Auf der Bühne? —

Da läutert sich der große Ehrgeiz in einigen sauber geschriebenen Monologen, da schrumpft die politische Riesengestalt zu einem biedern Hausvater zusammen, der all' seine ehrgeizigen Pläne begräbt und die höchstfliegenden Hoffnungen in den Käfig sperrt, um seiner Tochter eine kleine Freude zu bereiten; da wird die Frage über Annahme oder Ablehnung der Königskrone etwa behandelt, wie die: „Ob ich heute wohl ausgehe, oder nicht?"

Man begreift auch nicht, wie ein Cromwell, dessen Gehirn die gewichtigsten Fragen des Staates ohne Unterlaß verarbeitet, Zeit findet zu so vielen unbedeutenden Dingen, Zeit findet, sich in ein längeres Gespräch mit einem angezechten Cornet einzulassen. Will er sich über die Stimmung des Heeres unterrichten? Dann hat er doch ohne Zweifel untrüglichere und bessere Mittel zur Hand. Es ist auch noch manches Andere an diesem Cromwell nicht recht wahrscheinlich. Herman von Schmid läßt den Protector mit den Stuarts unterhandeln. Cromwell strebt hier eine Verbindung zwischen seiner Tochter und dem jungen Karl Stuart an. Auf diesen Antrag wird die Antwort in einem versiegelten Schreiben erwartet, das im Falle der Annahme des Cromwell'schen Vorschlags die Worte „Rose und Distel" enthalten, im Falle der Ablehnung aber unbeschrieben sein soll. Cromwell ist in fieberhafter Erregung. Er erwartet jeden Augenblick diesen entscheidenden Brief. Endlich kommt das heiß ersehnte Schreiben. „Ich habe dich erwartet, wie Noah die Taube!" ruft er aus. Man sollte glauben, daß er nichts Eiligeres zu thun habe, als den Brief zu erbrechen. Gott bewahre. Er steckt ihn erst in die Tasche, behält ihn dann in der Hand und läßt sich darauf in einer längeren Rede über die Bedeutung des Blattes Papier aus, das seine vor Aufregung zitternde Hand hält. Dann erst wird der Brief erbrochen, der die Weigerung der Stuarts, mit Cromwell zu unterhandeln, constatirt. Diese Zögerung ist in diesem Augenblick ganz unwahrscheinlich. Ich glaube nicht, daß Noah die Taube erst Stunden lang um die Arche hat flattern lassen, bevor er sich überzeugt, ob sie ein grünes Blatt im Schnabel trage oder nicht.

Daß die Arbeit eines so tüchtigen und mit Recht beliebten Schriftstellers auch reelle Vorzüge hat, bedarf kaum der Erwähnung. Schmid hat es verstanden, dem Charakterdarsteller eine sehr dankbare Aufgabe zuzuweisen, und schon deshalb wird sich dies Stück voraussichtlich Bahn brechen und bei besonderen Anlässen, bei Gastspielen bedeutender Charakterspieler ꝛc. gelegentlich immer wieder aufgenommen werden. Unser Darsteller bewältigte trotz sichtbaren Eifers, der rühmend anerkannt werden soll, die Partie nicht vollkommen. Es machte sich zwischen der alten Maske und dem jugendlichen Spiel ein gewisser Widerspruch geltend. Daß sich der jugendliche Künstler an einem Erfahreneren, Aelteren bildet, soll ihm sicherlich nicht zum Vorwurf gemacht werden. Leider prägen sich die Unarten der Vorbilder leichter ein als die Eigenarten. Unser Künstler ist noch jung, er ist entwicklungsfähig und bei seinem unzweifelhaften Talent ist die Hoffnung, daß an ihm unsere Bühne eine tüchtige Kraft gewinnen wird, berechtigt; er muß und wird noch an sich arbeiten. Die verschieden Register seines Organs müssen z. B. noch mehr ausgeglichen werden; hört man ihn auf der Bühne, ohne ihn zu sehen, so wirkt seine Rede bisweilen wie der Dialog zwischen zwei Schauspielern.

Auch der Erfolg des andern Stückes, „die Augen der Liebe" von Wilhelmine von Hillern, ist vornehmlich der zwar nicht umfangreichen aber für ein naives Talent recht ergiebigen Rolle der Gräfin Fifi zuzuschreiben. Frau von Hillern führt uns in eine eminent aristokratische Gesellschaft; der bescheidenste Titel, den die auftretenden Personen führen, ist der des Barons und eine ganz kleine Rolle wird mit dem Prädicat Excellenz geschmückt, das allerdings auch deren einzigen Schmuck bildet. Etwas weniger vornehm hätt's am Ende auch gethan! Einigen Personen hätte

Digitized by Google

füglich nicht blos der Titel, sondern auch der Lebensfaden abgeschnitten werden können; sie sind für die Handlung ganz entbehrlich.

Wie schon in ihrem vortrefflichen Roman „Aus eigner Kraft" rückt die begabte Schriftstellerin auch hier die körperlichen Eigenschaften ihrer Individuen in den Vordergrung der Handlung. Der eine junge Mann muß recht häßlich, der andere muß bildschön sein. Für die Bühne sind solche Forderungen nicht ganz gefahrlos.

Comtesse Priska, die jedenfalls „Donna Diana" recht oft gesehen hat, behauptet, sich nur für schöne Männer interessiren zu können und hat bisher dem Husarenofficier Maroly, der allerdings sehr hübsch ist, aber auch nichts weiter, einen Verkehr gestattet, welcher von der Gesellschaft stillschweigend wie der zwischen Braut und Bräutigam aufgefaßt wird. Officiell ist die Verlobung nicht, aber alle Welt und auch die Betheiligten betrachten sie wenigstens als officiös. Da kommt nun noch ein anderer Graf an, der sogar zwei Namen führt, Graf Brunneck-Hardenheim — welcher Luxus in Namen! andere Dichter sind froh, wenn sie einen ungefähr passenden gefunden haben —; dieser Graf Brunneck ist sehr häßlich, aber gerade deshalb setzt er es sich in den Kopf, Comtesse Priska von ihrem Vorurtheil gegen häßliche Männer zu heilen und sie in sich verliebt zu machen. Nach der ersten Scene ist man überzeugt, daß ihm dies auch gelingen wird, denn der Häßliche wird uns als ungewöhnlich interessant gerühmt. Auf das Moment der Spannung verzichtet die Schriftstellerin ganz und gar. Um Comtesse Priska zu Gemüth zu führen, daß es um die Liebe für das rein Aeußerliche doch etwas schlecht bestellt sei, verabreden die beiden Männer, der Husarenlieutenant und der interessante, aber häßliche Graf, einen recht gewagten Scherz. Es wird zwischen den Beiden ein künstlicher Streit abgekartet, dem sich ein Scheinduell mit einer Scheinverwundung anschließen soll. Der hübsche Graf soll von dem häßlichen vorgeblich verunstaltet werden. Ursprünglich hatte die Verfasserin sogar gewünscht, daß man die Damen glauben machen solle, es wäre dem Hübschen die Nase abgehauen. Das ist uns indessen erspart geblieben; er hat jetzt blos eine schwarze Binde über das Gesicht gebunden, und die Damen können sich denken, was sie wollen. Es kommt nun noch ein retardirendes Element dadurch hinein, daß Priska für den Unglücklichen Mitleid empfindet und sich, während sie den häßlichen Grafen schon von ganzer Seele liebt, nun für moralisch gebunden erachtet, den verunstalteten Schönen doch zu heirathen. Das dauert natürlich nicht lange, der Husarenofficier nimmt rechtzeitig die Binde ab; und da er solchergestalt wieder schön ist, kann Priska ihn ohne Gewissensbisse verlassen, um sich in die Arme des Häßlichen zu werfen, während die kleine Fifi sich mit dem Hübschen, dem sie in seinem Unglück ihre Liebe für ihn gestanden hat, verbindet.

Die amüsanteste Scene ist die am Schluß des zweiten Actes, der verabredete Streit. Der häßliche Graf spielt seine Rolle so vortrefflich, daß der hübsche aus der seinigen fällt, die Grobheiten, die ihm gesagt werden, wirklich übel nimmt und im Begriff steht, aus dem Scherze Ernst zu machen. Das ist eine ganz reizende komische Scene, die bei der Aufführung den vollsten Erfolg der Heiterkeit errang. Was Frau Niemann-Raabe aus der kleinen Rolle der Fifi macht, ist ganz wunderbar! Ein niedlicheres keines Mädchen ist wohl kaum jemals auf der Bühne gewesen. Ueberhaupt war die Darstellung auf der Hofbühne eine musterhafte, eine der vorzüglichsten, die wir seit langer Zeit gesehen haben. Fräulein Keßler, die Herren Liedtke und Dehnicke leisteten durchweg Vorzügliches. Den andern vortrefflichen Künstlern war die Gelegenheit hervorzutreten durch die Verfasserin benommen.

Weshalb das Stück „die Augen der Liebe" heißt? Weil die Liebe nicht blind ist, wie das Sprüchwort behauptet, sondern weil ihre Augen nur das Schöne sehen, wie Priska sagt.

So ähnlich hat es auch im „Misanthrop" Molière schon gesagt:

„Die Leidenschaft wird nie zu tadeln finden,
An der Geliebten scheint ihr Alles hold;
Ja selbst die Mängel werden Tugenden,
Und alle stellt sie in das schönste Licht. . . .
So wird ein übermäßig Liebender
Die Fehler selbst an der Geliebten lieben;"

— und vor Molière schon Lucrez, Horaz und viele Andere.

Paul Lindau.

Von der Musiksaison.

Die außerordentliche Rührigkeit, welche sich auf dem Felde der schaffenden Tonkunst in den letzten Jahren entwickelt, kann einem wahren Kunstfreunde Freude machen, wenn er auch manches Mittelmäßige mit in den Kauf nehmen muß, bevor ein echtes Kunstwerk geboten wird. Denn besser, kunstfreundlicher ist es jedenfalls, keine zu hohen Ansprüche zu stellen, sich des Guten zu erfreuen, selbst wenn es im geringeren als wünschenswerthen Maße erscheint, um die jungen Künstler aufzumuntern, als durch die bequeme ausschließliche Verehrung der großen verstorbenen Meister, oder durch die Parteinahme für die eine oder andere lebende bereits accreditirte Berühmtheit, sie zu entmuthigen.

Aber eben der hier angedeutete kunstfreundliche Standpunkt legt dem unparteiischen, unabhängigen Beurtheiler die Pflicht auf, laute und entschiedene Verwahrung einzulegen, wenn lebende berühmte Künstler auf ihren Ruhm hin jedes Erzeugniß schwacher Stunden ohne alle Selbstkritik sofort in die Welt senden, und wenn diese Werke von ihren unbedingten Anhängern, die sonst gegen andere Componisten sich sehr exclusiv verhalten, als ganz besondere Erscheinungen dem Publicum vorgeführt werden. In dem zweiten Quartettabende von Joachim und Genossen kam ein „Manuscript"-Quartett von Brahms zur Aufführung, das, wenn es einen anderen Namen trüge, höchst wahrscheinlich nicht vom Leiter des Quartetts vorgeführt, und ganz bestimmt nicht vom Publicum und der Kritik anders denn als ein mißlungenes Werk betrachtet worden wäre. Der Verfasser dieser Besprechung — ein sehr warmer Verehrer Brahms von früherer Zeit, als noch keine Brahmsgemeinde in Berlin existirte — lauschte vergebens, um zehn Takte zu vernehmen, die ihn den Componisten des B-dur-Sextettes, des A-moll-Quartettes, des Trios für Piano, Violine und Waldhorn erkennen ließen, einen Satz zu vernehmen, der aus frischer Schaffensquelle entsprungen sei und nicht die Spuren grübelnder Mattigkeit an sich trüge — vergebens! Selbstverständlich wird es Leute geben, die auch dieses Quartett schön, oder doch wenigstens „edel concipirt", „innerlich" und wie all' die Umschreibungen heißen, finden! Und warum nicht? Die Wolzogens sind nicht allein im Lager der Zukunftsmusiker zu finden! Doch genug für heute! Gedenken wir noch des Quintettes von Schubert, das Joachim mit seinen Künstlern am selben Abend gespielt, und womit er wieder alle Herzen gewonnen hat! Im dritten Abende führte der Meister ein Quartett von Herrn v. Herzogenberg vor, einem Componisten, der hier noch fast unbekannt, in Leipzig und den mit dieser Stadt in Beziehung stehenden Kreisen sich eines guten Rufes erfreut, und in diesem Werke (op. 18) eine sehr achtenswerthe Begabung zeigt. Die Hauptthemata, besonders die des ersten Satzes, sind originell, recht warm und melodisch flüssig; hätte der Künstler bei der Durchführung eine knappere und klarere Form gewählt, so würde diese den Erfolg bedeutend erhöht haben. Und daß er die festen Formen handhaben kann, bewies das Fugato zu Anfang des letzten Satzes. Hoffentlich begegnen wir dem Componisten bald wieder; vielleicht findet er einmal eine recht heitere Stimmung des Schaffens; die in diesem Quartette und gerade im interessanten ersten Satze vorherrschende, ist eine schmerzlich düstere.

Die letzten Wochen brachten noch mehrere neue oder doch wenigstens hier noch nicht gehörte Compositionen von Saint-Saëns: ein Violinconcertstück, ein Concert für Clavier, und einen Marche Triomphale. Der französische Componist hat erst in den letzten zwei Jahren hier einen Ruf erworben, ist aber in der musikalischen Welt schon seit längerer Zeit hochgeachtet als ein universell gebildeter, höchst interessanter Künstler. Er spielt Clavier und Orgel mit gleich ausgezeichneter Technik und Sicherheit und leistet fast Erstaunliches im a vista Lesen der schwersten Partituren, und im Transponiren der verwickeltsten harmonischen Sätze (es ward mir von höchst glaubwürdiger Seite versichert, er habe einmal „Tristan und Isolde" vom Blatte transponirt). Als Componist ist er in seiner Art eine Erscheinung. Ohne eigentliche Unmittelbarkeit des Schaffens, ohne frappante Gedanken, ohne besondere hervortretende Melodik, weiß er doch meistens den Zuhörer so zu fesseln, daß dieser immer gespannt auf das achtet, was er eben vernimmt, und über dem Interesse an der außerordentlich geistreichen Form fast ganz vergißt, an den Inhalt zu denken. Ich möchte Saint-Saëns mit einem Autor vergleichen, der eigentlich nicht viel Neues sagt, aber Alles, was er sagt, in einem so meisterhaft flüssigen Stile und mit so geistreichen Wendungen vorbringt,

Digitized by Google

daß man ihm immer mit Interesse folgt. Er ist ein vollendeter Meister des Satzes, der orchestralen Technik und der Klangfärbung, er weiß jedem Instrumente besondere Effecte abzugewinnen, und die Themen in so vielfältiger Gestaltung, in so eigenthümlichem Wechsel von Licht und Schatten erscheinen zu lassen, daß man wohl sagen kann, er hat sich seine eigene musikalische Ausdrucksweise geschaffen. Dabei ist diese immer klar, durchsichtig, präcise und geschmackvoll, niemals wird sie matt, ordinär oder langweilig; hierin ist er ganz Franzose, während in der Behandlung der Motive, in der Harmonisirung und Instrumentation er ganz und gar auf deutschen Vorbildern fußt. Frisch und rüstig beginnt sein Concertstück für Violine und bleibt in dieser Stimmung bis zur letzten Note. Das erste Motiv ist markig und eigenthümlich, das zweite Thema dagegen nicht hervorragend; aber wie ich schon oben bemerkt habe, es geht Alles recht frisch vorwärts, und das Formelle ist vortrefflich. Das Concert für Clavier ist eigentlich mehr ein Phantasiestück in drei Theilen: es beginnt mit einem Andante sostenuto, das zwar zwei Themen und Mittelpassagen enthält, sich aber in vollkommen freier und improvisationsartiger Form bewegt. Die Clavierparthie ist sehr schwer, aber durchweg sehr interessant. Dem Andante folgt ein ganz reizendes Scherzo. Obwohl die Elfentanz-Reminiscenzen nachgerade an Wirksamkeit verlieren, so wird eine so künstlerisch gemachte, wie die hier besprochene, immer Anklang finden. Den Schluß des Concertes bildet ein tarantellaartiges Presto, das ganz die Vorzüge der vorhergehenden Sätze theilt. — Der „Triumphmarsch", den Herr Bilse zuerst vorführte, kann mit den eben genannten Werken nicht verglichen werden; er steht auf bedeutend tieferer Stufe, obwohl auch er den vortrefflichen Coloristen und sorgfältig feilenden geschmackvollen Künstler erkennen läßt. Als solcher wird Saint-Saëns überall anerkannt werden und Aufmerksamkeit erregen; ob seine Erfindung sich steigern wird, das muß die Folge lehren. Freuen wir uns einstweilen dessen, was er bis jetzt geleistet hat. Das Violinconcert wurde von Herrn Hellmich (in seinem mit Herrn Nicodé gemeinschaftlich veranstalteten Montagsconcerte) mit Sicherheit und Feuer gespielt. Das Clavierconcert brachte Fräulein Clara Hahn aus Breslau in dem Brenner'schen Reichshallenconcerte mit großem wohlverdienten Erfolge zu Gehör. Die junge Dame besitzt eine überraschende Technik — und es will etwas besagen, wenn heutzutage eine Technik überhaupt noch überrascht — und sehr tüchtige musikalische Bildung; das bewies ihr klarer und richtiger Vortrag des Concertes, das viele Schwierigkeiten in Rhythmik und Stimmführung bietet. Namentlich der erste Satz verlangt große Taktfestigkeit und Energie der Auffassung. Fräulein Hahn bekundete neben all' diesen lobenswerthen Eigenschaften auch starkes Gedächtniß, indem sie das Concert ohne Noten frei und sicher vortrug.

In einem Reichshallenconcert kam auch die neue Symphonie von Goldmark „Ländliche Hochzeit" zur Aufführung. Der Componist, der in Wien lebt, ist ein sehr talentvoller Mann, dessen Ouvertüre „Sakuntala" vor Jahren allgemeine Aufmerksamkeit erregte, und dessen Oper „die Königin von Saba" in Wien günstige Aufnahme fand, und von der Berliner königlichen Oper zur Aufführung vorbereitet wird. Seine Symphonie bietet eigentlich nicht das, was man gewöhnlich davon erwartet, größere Sätze mit breiten, in verschiedenen Wendungen durchgeführten Themata; sie enthält mehr eine Reihe von Phantasiestücken idyllischen Charakters. Im ersten Theile „Hochzeitsmarsch" erklingt ein einfaches gefälliges Thema, das die Bässe zuerst allein ausführen, die Blasinstrumente dann übernehmen. Dann folgen Variationen, von denen einige recht geistreich gemacht sind, während andere weniger anregen. „Weniger wäre mehr." Das zweite Stück „Brautlied" ist melodisch anspruchslos, wenig bedeutend. Das dritte „Serenade" in Scherzoform ist ein anmuthiges freundliches Stücklein. Das vierte „Im Garten", das offenbar ein Liebesgespräch musikalisch wiedergeben soll, hat hübsche Momente. Am besten und wirksamsten entfaltet sich der letzte Theil „Tanz", der zuerst frisch in dem fugirt gehaltenen Thema erklingt, und sich dann in markiger breiter Durchführung ergeht. Hier tritt zum ersten Male das symphonische Moment vor den Hörer, das bisher vermißt wurde. Ich glaube die Bezeichnung „Phantasiestücke" würde dem Werke besser passen und die Erwartung des Hörers auf den richtigen Weg gebracht haben. Doch soll hier nicht unbetont bleiben, daß sich überall die geschickte Hand eines begabten und edel strebenden Tondichters erkennen läßt.

Das Raff'sche Celloconcert ist eine dankenswerthe Bereicherung der spärlichen Concertliteratur dieses so schönen Instrumentes. Es ist auffallend, wie wenig wirkungsreiche Solostücke für Cello geschrieben werden. Vielleicht mögen manche Componisten sich von dem gerechten Bedenken zurückhalten lassen, daß viele laufende und springende Passagen dem sanften Toncharakter des Instruments widersprechen, während der Violine eine recht brillante Technik auch in der classischen Form vortrefflich paßt. Aber selbst melodische Stücke, selbstständige (nicht Opern-) Phantasien, in welchen die Eigenartigkeit des Instrumentes Berücksichtigung und zu gleicher Zeit Gelegenheit zur Entfaltung fände, fehlen fast ganz und gar. Und daher muß das Concert von Raff jedenfalls gastfreundlich aufgenommen und nicht einem zu strengen künstlerischen Maßstab unterworfen werden; denn die Routine — selbstverständlich nur die eines bedeutenden Tonsetzers, der schon manches sehr Schöne geschaffen hat — spielt in dieser Composition die bedeutendste Rolle. Dieselbe wurde in dem zweiten Concert der Berliner Symphoniecapelle von Herrn Hausmann vortrefflich gespielt, mit richtiger Auffassung, sicherer Technik und schönem Vortrage.

Am selben Abend kam der Gesang der Rheintöchter aus der „Götterdämmerung" hier zum ersten Male zur Aufführung. Die Fräulein Beihl, Chambeau und Schulze führten die sehr schwierigen Parthieen mit überraschender Sicherheit aus; daß der Zusammenklang der Stimmen und der Technik nicht die von drei wohlgeschulten Hofopernsängerinnen waren, die zwanzig Proben gehalten hatten, das wußte wohl jeder vorurtheilsfreie Hörer im vorhinein, und mußte daher die Leistungen der jungen Damen um so mehr anerkennen. Das Orchester konnte etwas zurückhaltender sein in der Kraftanwendung beim Forte, und auch der Reinheit der Intonation mehr Aufmerksamkeit zuwenden; Stücke wie dieser Gesang und wie die Faustouvertüre von Wagner, die ebenfalls gespielt wurde, müssen zum Concertvortrage sehr fleißig probirt, oder bei Seite gelassen werden. Dem Unternehmen ist der beste Erfolg zu wünschen, aber auch der rechte Weg zum Erfolge in's Gedächtniß zu rufen! An größeren Concerten brachten die letzten Wochen noch eines der königl. Hochschule, in welchem Schumanns D-moll-Symphonie, Brahms herrliches Schicksalslied und Mendelssohns Walpurgisnacht aufgeführt wurden; Chor und Orchester waren sehr gut geschult, die Solisten des königlichen Institutes dagegen waren von einer Art, wie sie ein Privat-Institut dem Publicum und der Kritik vorzuführen nimmermehr wagen dürfte. — Der Stern'sche Verein veranstaltete seine alljährliche Mendelssohnfeier, in welcher besonders die achtstimmigen Chorsprüche und das Finale aus der Lorelei (in welchem Fräulein Hofmeister die Hauptparthie vortrefflich sang) von schönster Wirkung waren. — Die königliche Oper brachte — ein höchst seltenes aber sehr erfreuliches Ereigniß! — in drei Abenden zwei Werke von Gluck, „Armide" und „Iphigenie auf Tauris". Die Erstgenannte konnte trotz der glänzendsten Besetzung keinen großen Eindruck erzielen. Abgesehen, daß die ganze Macht und Herrlichkeit Glucks erst vom dritten Acte an sich entfaltet, und auch der letzte wieder ermattet, litt die Ausführung an manchen nicht unbedenklichen Mängeln; Herr Niemann zeigte sich weder in Stimme noch in der Darstellung gut disponirt, und Fr. v. Voggenhuber und Fräulein Grossi waren ihrer Stimme auch nicht sehr sicher. Dagegen war die Iphigenie eine Glanzvorstellung. Frau Mallinger gab ihre Parthie vollendet und ward von den Herren Betz (Orest) und Ernst (Pylades) in bester Weise unterstützt. Die Kroll'sche Bühne, die im Winter sonst nur die Posse zu pflegen gewohnt ist, hat sich bewogen gefühlt, einer durchreisenden Gesangskünstlerin — Signora Donadio — zu Ehren den Opernkothurn anzulegen. Sie hätte vielleicht besser gethan, nur Concerte anzuordnen, in welchen die Gastin ihren vollen Glanz entfaltete, anstatt sich und die Hörer mit den Vorführungen von Werken zu plagen, denen die Kräfte nicht gewachsen waren, und in welchen selbst die genannte Dame manchmal sich beengt fühlen mußte. Signora Donadio (eigentlich Dieudonne, sie ist Französin von Geburt) gehört jedenfalls zu den allerersten Gesangsvirtuosinnen, sie besitzt die vollendetste Herrschaft über alle Mittel der Technik, dabei entwickelt sie einen immer nobeln Vortrag, und ein manchmal überraschend feines Spiel. Es ist nur zu bedauern, daß diese Vorzüge nicht zur vollen Geltung gelangen konnten. Jedenfalls war die Signora eine höchst interessante Erscheinung auch für den Hörer, der sonst der ganzen Richtung wenig Sympathie entgegen bringt.

S. Ehrlich.

Digitized by Google

Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Von Gustav Floerke.

VIII.

Einen der glänzendsten Namen der modernen Kunstgeschichte trägt und vertritt auf der Berliner Ausstellung Ludwig Knaus. Auch er ist, wie Menzel etwa, ein Unicum in der deutschen Malerei, trotz des großen Trosses der ihm folgt und trotzdem er von ganzem Herzen Genremaler ist. Bei Menzel merkte man nie und nirgends das Malenwollen, — Knaus will um jeden Preis Maler sein, man merkt es überall und — läßt es sich mit Vergnügen oder Behagen gefallen. Weil eben Alles bei ihm genial ist und liebenswürdig genial erscheint, so glückt ihm natürlich auch dies für den echten Genremaler eigentlich Unmögliche und eine gewisse geniale Mache innerhalb seiner Art wird ihm selbst von den eingefleischtesten Realisten und Coloristen nicht abgesprochen werden. Gerade wo er der Natur gegenüber am meisten lügt und sich selber folgt, wirkt Knaus mit seiner Malerei am angenehmsten und vollsten befriedigend; er ähnelt dann einer der reizvollsten Erscheinungen der Kunstgeschichte — Watteau. Seine aus Reminiscenzen aller Zeiten und Schulen zusammengesetzte und doch originelle „Heilige Familie", mit ihrer einigermaßen porzellanartigen Durchführung, weist allerdings nicht gerade überzeugend hin auf diese Höhe Knaus'scher Malerei. Ich muß vielmehr die Ketzerei offen aussprechen: daß dies schöne Bild, durch welches der Künstler die Welt wieder um einige der allerreizvollsten Kindertypen bereichert hat, auf mich in der übrigens mustergültigen Nachbildung der Photographischen Gesellschaft noch angenehmer wirkt als im Original. Sein zweites Bild „Auf schlechten Wegen" weist auf ganz andere malerische Bestrebungen zurück, wie sie etwa in den inzwischen zu Grunde gegangenen Spielern am ausgesprochensten zu Tage traten.

Aber die besondere Größe von Knaus steht auf einem anderen Blatt: er ist das Genie unter den Charakterisirern und Erzählern mit Pinsel und Palette, unter den eigentlichen Genremalern, zu denen ihn seine Madonna so gut rechnen läßt, wie seine neuen Spieler („auf schlechten Wegen"). War für Menzel das Zufällige des Moments der Quell alles Lebens, so ist es hier bei Knaus das Umgekehrte: er will vollständige Dorfgeschichten erzählen mit ganzen Generationen von Perspectiven vor- und rückwärts, während Menzel sich daran genügen läßt, uns eine Secunde wirklichen Lebens vor Augen zu zaubern. Und das ist den Grenzen und Aufgaben der Malerei entschieden entsprechender. Jenes Alleswollen bei Knaus ist dagegen nur wieder der alte Düsseldorfer Fehler — aber wie! Knaus kommt eben dazwischen, — und aus dem Fehler wird ein bewunderungswürdiger Vorzug. Als Führer einer Richtung in diesem Sinne (wie in Bezug auf seine Malerei) konnte er gefährlich sein, als einzelner Künstler ist er wie gesagt ein Unicum. Das Genie beweist wohl, daß Unmögliches möglich ist; aber es beweist dies, wie jede Ausnahme, nur für sich selber und für die Uebrigen das Gegentheil.

Man vergleiche nur Knaus mit dem nächst ihm bedeutendsten Genremaler, mit Deffregger und schon hier wird man finden, daß dieser absichtlich wirkt, während jener unbefangen und grandios erscheint. Trotz aller noch so tief angelegten Begabung überwindet schon dieser große Tyroler den lähmenden Widerspruch nicht mehr, der der Fluch der Genremalerei ist und der darin besteht, daß sie zu gleicher Zeit zu viel Natur und zu wenig will, zu viel „Innerliches" und zu wenig „Aeußerliches" nöthig zu haben glaubt, um ihre Bilder herzustellen. Seine reiche Begabung müht sich ab in den möglichsten Tiefen der Charakteristik, aber darüber und bei den ewigen Beziehungen hinüber und herüber, bei dem Ueberallsein des „wissenden" und „vertiefenden" Künstlers gehen — abgesehen von der unmöglich gewordenen malerischen Erscheinung und Wirkung — Ruhe und Unbefangenheit verloren — vor lauter Natur im Einzelnen entweicht sie aus dem Ganzen. Das ist z. B. das Schicksal der „Heimkehrenden Tyroler 1809". Sein einfachstes und ruhigstes Bild, die reizende als „Besuch" bezeichnete Tyrolerscene, halte ich hingegen aus eben denselben Gründen für sein weitaus bestes unter den dreien, die Deffregger ausgestellt und für eine kleine Perle deutscher Genremalerei.

Ich verzichte darauf, hier eine Aufzählung der besseren Genremaler unserer Ausstellung zu unternehmen und glaube, daß mich die Einrichtung dieser meiner Besprechungen davon entbindet. Mögen Günther, dessen Streben mehr nach Knaus hinüberschielt, und Mathias Schmid, der vergleichsweise wie ein müheloser, leichtsinnigrr und behaglicher Deffregger aussehen könnte, es für sie Alle thun.

Nur die eigenthümlich malerisch-naturalistisch arbeitende Weimarische Gruppe der Genremalerei habe ich noch durch ihren hervorragendsten Vertreter Otto Pilz zu charakterisiren. In ihm sitzen Maler und Genremaler merkwürdig durcheinander — sein „Turnunterricht auf dem Lande" ist Beweis dafür. Anschauung wie Talent sind bei ihm derartig, daß sie einer gesund malerisch angeschauten Natur in seinen Bildern einen für „Genrebilder" ungewöhnlichen Raum gewähren. Anstatt z. B. sein Dutzend freihandturnender Bauerjungen zu benutzen, um an ihren Physiognomien Alles nachzuweisen, was aus einem Bauerjungen werden kann, anstatt Schaffot und Cardinalshut aus ihren Mienen zu weissagen, begnügt sich Pilz mit der ihm natürlichen anspruchslosen Leichtigkeit, die genrehafte Situation sicher zu erfassen und dieselbe trotz noch so vieler Figuren frisch und überzeugend seinem Bilde zu erhalten. Seine Menschen sind gerne Dutzendmenschen, was mir bei Kindern und Bauerjungen auch durchaus nicht von schlechter Beobachtung zu zeugen scheint. Anstatt beziehungsreicher Charaktertiefen genügt ihm überhaupt für seine Figuren im Wesentlichen die deutliche Charakteristik der Bewegung und äußerlichen Erscheinung; seine vorwiegend aus Kinderkreisen gewählten Stoffe unterstützen ihn dabei, und die mehr idyllische wie dramatische oder erzählende Art der ihm bequem liegenden Vorwürfe vervollständigt schließlich die Erklärung, wie auch er Maler und Genremaler zugleich sein kann.

Scheinbar genrehaft oder historisch, wie man je nach der stofflichen Gelegenheit will, erscheinen einige Künstler hervorragenden Ranges, die wir jetzt kurz zu verzeichnen haben, und deren Werth sich doch lediglich von malerischer Seite her feststellen läßt. Carl Beckers Historien, Genrebilder oder Portraits, von denen wir diesmal vier ebenso reizvolle wie stofflich verschiedene Exemplare ausgestellt sahen, erscheinen, trotz aller Vorwände, wenn man das Wesen des Künstlers aus ihnen herausdestilliren will, als Gelegenheiten, ein reizvolles Farbenbouquet, eine Wirkung wie etwa ein persischer Teppich sie in seiner Art und zu seinem Zweck besäße, zu erzielen. Schöne Farbe, schön gemalt, das erscheint, nach Abzug aller Mittel der Ansprache an das Publicum, als das Ideal des vorwiegend coloristisch beanlagten Künstlers. Die Träger dieser Reize, seine Figuren, sind wie gewöhnlich gut gezeichnet, wenn man auch spürt, daß dies Zeichnen, wie diese Figuren selber, mit ihrer etwas allgemeinen Schönheit mehr als Vorwand, als Gelegenheit, in Summa — als Nebensache da sind. — Trotzdem vertritt und bedeutet Becker unter den über ganz Deutschland verbreiteten Costümmalern eine wirklich künstlerische Abart von coloristisch gesinnten Könnern. Weil mir später die Gelegenheit fehlen würde, erwähne ich bei dieser Aeußerung — ohne jede weitere Parallele — Ehrentrauts reizvolle und feine Kleinigkeiten, die zu vergessen ich für ein Versehen halten würde.

Etwa das entgegengesetzte Extrem dieser Verwandtschaft würde Wilhelm Sohn vertreten, der innerhalb ähnlicher Grenzen wie Becker, doch viel vorwiegender, als geschmackvoller Zeichner und überall solider Techniker erscheint. Er selber hat in Berlin nicht ausgestellt. Aber seine Schüler vertreten dafür außer sich selbst alle möglichen Tüchtigkeiten ihres Meisters. Für den Kenner unserer letzten „Akademischen" wird es genügen, hier einerseits Wünnenbergs Dame in schwarzem Rips („Genrebild") zu erwähnen, die zu den solidesten und erstaunlichsten Studienbildern der Ausstellung zählt (auch te Peert mit seinem unglaublich mühsam gekonnten, wenn auch ganz bildwirkungslosen, verzweifelt detailwahren „Heliograph" entstammt dieser Schule), andererseits an Scheurenbergs reizvoll gezeichnetes und empfundenes Portrait zu erinnern. Mit Herm. Höfer („Im Boudoir") der fast an Stevens erinnert uud Emil Seeldrayers, der wie ein kräftiger Hoff aussieht, kommen wir auf einen anderen, ebenso eleganten wie anmuthigen Düsseldorfer Künstler dieser graziös-coloristischen Richtung, zu Carl Hoff, der hier, als etwa zwischen Becker und W. Sohn stehend, zu erwähnen ist. („Die Taufe des Nachgeborenen" vom Nationalmuseum hergeliehen, und „Vor der Haideschenke".) Nicht so sehr wie bei Becker ist bei ihm das wohlgefällige Farbenmosaik Hauptsache, nicht so sehr wie Sohn ist er überall zweifellos und Aufmerksamkeit erregend in der Mache. Dafür geben ihm seine graziös-malerische und niemals nebensächliche Composition, seine feine Empfindung für Figurenzeichnen, sein

Digitized by Google

großer, flüssiger, geschickter und geistreicher Geschmack einen ganz besonderen, persönlichen Reiz, dem allerdings etwas Modeartiges überall ankleben mag. Selbst diesmal, wo Hoff, und zwar streng innerhalb seiner gewöhnlichen malerischen Qualitäten, die Darstellung tieferer Seelenbewegung mit überraschendem Erfolg durchgesetzt hat, dürfte doch auch die zuletzt angedeutete Schwäche nicht fehlen. Nur seine in jeder Beziehung reizvolle Kleinigkeit „Vor der Haideschenke" bot nicht recht Gelegenheit zu solchen seinen größeren Compositionen anhaftenden Allgemeinheiten.

Gentz beweist mit seinem die erstaunlichsten Schwierigkeiten überwältigenden „Einzug des deutschen Kronprinzen in Jerusalem", daß er, Alles in Allem und Eins ins Andere gerechnet, immer noch einer der allergeschicktesten und vielleicht der malerischeste unter den Berliner Malern ist. Gut gezeichnete und empfundene Figuren, klare, geschickte Composition nnd zweifelloser Charakter, spielende Ueberwindung der größesten Schwierigkeiten, überzeugender Natureindruck und bei alledem volle Bildwirkung, das sind Eigenschaften, die in solchem Maße Wenige in ihren Arbeiten vereinigen dürften. Seel, der Düsseldorfer Orientalist, ist in seinem „Arabischen Hof zu Kairo" gewiß nicht minder stark. Aber bei aller Bravour erscheint er doch der Wahrhaftigkeit des Gentz'schen Bildes oder gar dem Realismus eines Andreas Achenbach gegenüber gefühllos, seelenlos; man denkt vor diesem Bilde eher an den unglaublichen Fleiß und die Geduld des Künstlers wie an alles Andere. Man sieht Alles, Alles, was der Maler nur irgend gesehen hat, keine Kleinigkeit wird uns erspart, nur dem Künstler selber begegnet man nicht recht. Eines der glänzendsten Figurenbilder mit landschaftlicher Grundstimmung ist die „Begrüßung der Steppe durch ukrainische Kosacken" von Jos. Brandt. In diesem durch die Photographie längst bekannten Gemälde häufen sich die künstlerischen Eigenschaften fast noch mehr als bei Gentz. Auch das ist Natur, aber überall herrscht in ihr und noch eigenthümlicher als dort der Wille des Künstlers. Seine Poesie erst belebt diese bis in's Kleinste geistreiche und durchdachte Zeichnung, diese leuchtenden Farben. Wie poetisch und schlagend selbst die Vertheilung! Auch dies Bild, so viel überlegter und absichtsvoller es im Einzelnen erscheinen und sein mag, ist wie ein Oswald Achenbach mit demselben Blick gesehen und empfunden und wie ein selbstverständliches Kleid des malerisch wie poetisch Geschauten fand sich die Art der malerischen Behandlung aus diesen beiden von selbst. Wenigstens wirkt das Bild als wäre dem so. Auch des verstorbenen Gierimsky „Auszug zur Jagd" ist vorzüglich, aber doch etwas kühl und richtig dagegen. Der malerisch geistreiche Diez ist persönlich nur durch eine Kleinigkeit, in seinen directen oder indirecten Schülern aber hauptsächlich durch die ausgezeichneten und selbstständigen Kleinmalereien von Breling und das ganz in Diez'scher Weise behandelte „Volkstheater" Weisers vertreten. Loeffz mit seiner pompösen durch zwei Pfaffen staffirten „Landschaft" darf hier schließlich nicht vergessen werden.

Wie Brandt fordert vielleicht auch der Carlsruher Riefstahl Manchen zu einer Parallele mit Oswald Achenbach heraus. Und Vieles ließe sich zugeben; in Composition und glücklich in's Ganze eingeordneter Charakteristik des Einzelnen, sowie in klarer, poetischer, von Natur nud Menschen gleichmäßig getragener Stimmung ist er gewiß einer der Besten. Auch coloristische Bestrebungen sind in seinem „Kloster am Inn" wie in seiner „Trauerversammlung" wieder stark mitsprechend. Aber gerade als Farbe sind seine Bilder fast unangenehm, gerade gegen den Düsseldorfer sieht der Carlsruher denn doch gemalt, mit Farben gemalt, speciell deutsch gemalt aus. Auch sonst liegt ihm schon etwas von genrehafter Schwere und mühsamer Ungenügsamkeit in den Gliedern. Kurz, von der überzeugenden, ja erlösenden Unmittelbarkeit und sprudelnden Frische Oswald Achenbachs ist den malerisch und poetisch empfundenen Bergscenen Riefstahls bei der sorgsamen, gewissenhaften Arbeit Vieles verloren gegangen. Mir wenigstens nähert sich die Empfindung vor seinen Bildern trotz Allem mehr der Achtung als der Bewunderung, — ich sehe hier sogar mehr als ich empfinde.

Auch Gregor von Bochmann („Motiv aus Esthland" und „An der Schleuße") muß hier noch einmal erwähnt werden. Auch bei ihm haben wir Figuren und Landschaft zu gleichen Theilen und von einander unlöslich gedacht. Aber das Mittel, welches hier beide verbindet, ist einfach die Wahrhaftigkeit, das graue Licht eines nordischen Tages, welches, wie die Luft, deren Menschen, Thiere und Bäume gleicherweise zur Existenz bedürfen, das Eine so gut sichtbar macht und umscheint wie das Andere. Hier steckt der größeste Gegensatz zu dem Wollen der Achenbachs, Böcklin ꝛc. Auch diese Sachen, versichert man, sind ohne Studien vor der Natur aus dem Gedächtniß gemalt. Wie unglaublich das auch bei der fast photographischen Wirkung der Bilder klingen mag: in Bochmanns Gedächtniß haften eben gerade diese Aeußerlichkeiten und Details der Erscheinung, weil sein Interesse nur diese sieht. Allerdings bei seinem Geschmack sieht er in der Natur immer noch mehr, als ein photographischer Apparat je vermöchte. Ferner hat die Natur nun einmal Luft, die über Alles herfließt, das Einzelne verbindet und Vieles gut macht. Bochmann, der Alles sieht, sieht diese Luft mit und malt sie folglich mit, und dadurch kann man seinen Bildern Bildwirkung schließlich nicht absprechen, sie demnach als Kunstwerke sehr wohl goutiren. Auch die überzeugende Lebendigkeit seiner Zeichnung fesselt das Interesse. Aber zuerst und in Summa ist ihm doch in seinen Bildern die kahle Wahrheit des Scheines, wie ihn ein Stück belebter Natur besitzt, das Höchste. Seine Nachahmer sind schlimm daran, und das ist gut. Bei ihm sind keine technischen Haltepunkte, keine Recepte, wenn man will, zu lernen, die schon an sich nach etwas aussehen. Wer seine Straße gehen will, muß vor der Natur studiren und weiter studiren, denn möglichste Richtigkeit ist das Einzige, was auf diesem Wege auszeichnen kann. Allerdings ist diese Auszeichnung, besonders für jüngere Kräfte, keine geringe in einer Zeit, die sich wie die unserige erst wieder hinfinden soll zur Natur, die sich erst wieder ein wahrhaft malerisches Verhältniß zu ihr erarbeiten muß und sich alle malerischen Mittel wieder von Neuem selbstständig zu erwerben hat.

Als an eine Specialität in Sonne, wie Bochmann in Grau, ist hier schließlich an Fritz Werner, besonders an seine ausgezeichnete „Conversation" zwischen Grenadieren und Ammen zu erinnern, ein Bild, welches in seiner Art, Mängel wie Vorzüge ineinander gerechnet, so eigenartig und vollkommen ist, daß es als eins des besten Specimines für das Können und Wollen der heutigen äußersten naturalistischen Linken für alle Zeiten denen, die sich dafür zu interessiren haben, an einer maßgebenden Stelle aufbewahrt zu werden verdiente. Indessen daran denkt schwerlich eins unserer vielen Museen, daß die Aufgabe: charakteristische Bilder aller auffälligen zeitgenössischen Richtungen zu sammeln und damit ein übersichtliches Material für die spätere Beurtheilung unseres Erreichens wie Fehlens zusammenzutragen, daß diese Aufgabe und der gute Wille zu ihrer Lösung den meisten solcher Anstalten doch wenigstens die Berechtigung zur Existenz in den Augen derer geben würde, die für das bloße eitle Spiel mit Liebhabereien aus öffentlichen Mitteln keinen Sinn haben. — Krohn in Weimar hat im Gegensatz zu den geblendeten Gesichtern Werners seine „Mädchen von Capri", sowie die weißen Pfeiler der Pergola auf der sie spielen, dunkel gegen den hellen Himmel gestellt und bei diesem schwierigen Experiment zwar etwas die Bildwirkung eingebüßt, dafür seinen Figuren aber, etwa im Gegensatz zu Werner, mehr Form und Linienschönheit erhalten können. Auch dies Bild ist zum Mindesten eine besonders ihrer Größe wegen höchst interessante Studie.

Schlösser in Rom steht auch dies Jahr wieder ganz allein, oder besser er vereinsamt mehr und mehr trotz seiner großen Begabung, seines eminenten Wissens und Könnens und trotz seiner idealen Bestrebungen. Zu dieser Malerei, die in der Absicht uns die großen raphaelesken Italiener wiederzubeleben, selbst schon wieder süß und zopfig wird und dabei kalt und seelenlos gekonnt erscheint, hat unsere Zeit wenig Verhältniß mehr. Schlösser stellt sich der Zeit gegenüber, und mit ebensoviel Verstehen wie Können, — aber wie mir immer mehr scheint ohne die individuelle Kraft, ohne zwingende Berechtigung dazu. Ich für mein Theil kann seinem „Theseus und Ariadne" nicht mehr abgewinnen als etwa einem der tausende italienische Bilder der Caraccizeit, die hundert besten noch extra ausgenommen.

Lawrence Alma-Tadema habe ich vor zwei Jahren an dieser Stelle möglichst erschöpfend behandelt und ich weiß gegenüber seinen beiden bewunderungswürdigen Bildchen („Joseph" und „Audienz bei Agrippa") heute nichts Neues hinzuzufügen, um so weniger, da die Schule, die er inzwischen in Deutschland gemacht hat, nicht gerade überzeugend auftritt. Auch sie sind wieder erstaunlich gekonnt und von ebenso erstaunlicher überall pulsirender Wärme der malerischen Empfindung.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Notizen.

Die orientalische Krisis ist bis zu einem Punkt gelangt, wo Jedermann mehr oder weniger klare Stellung dazu nehmen muß. Auch der Wochen-Chronist kann sich der zwingenden Pflicht in diesen Blättern nicht länger entziehen. Wenn er sich auf einem Herbstausfluge von der Schweiz aus nach Rom und Neapel etwas verspätet hat, so wird ein befreundeter Leserkreis wohl um so leichter Nachsicht üben, als sich bis jetzt in der schwebenden Tagesfrage Alles in einem Hin und Her der Nachrichten, Räsonnements und beziehentlich Kannegießereien bewegte, deren periodisches Resumé im Lichte der Gegenwart wirklich ohne großen Verlust für das öffentliche Interesse entbehrt werden konnte. Inzwischen hat sich die Frage wunderbar zugespitzt und die Gemüther der Menschen, je nach Temperament und Neigung, von gewissen sonstigen Einflüssen abgesehen, vielgestaltig ergriffen. Wer Mitte November nach etwas langer Abwesenheit wieder in Berlin eintraf, fand die neutrale Hauptstadt angesichts der Dinge, die da kommen sollen, eigenthümlich gestimmt. Die seltsamsten Gruppen fesseln das Auge des Beobachters. Da sind zuerst wieder unsere guten Freunde, die kleinen Macchiavellis, die sich in schlauen Berechnungen über die immensen Vortheile ergehen, die aus Rußlands Fortschritten an der Donau für Deutschland erwachsen werden. Von dem altmodischen Völkerrecht sprechen die Herren achselzuckend mit souveräner Verachtung. Verträge sind dazu da, daß sie von dem Stärkeren, je nach Bedürfniß, beobachtet oder gebrochen werden. Der Krieg ist der normale Zustand der Menschheit, welchen einige Friedensphasen und Ruhepausen zur Beschwichtigung des Philisters hin und wieder in unliebsamer und lästiger Weise unterbrechen. Trägt die heilige slavische Sache den Sieg davon und geht Oestreich darüber aus den Fugen, desto besser für Deutschland, welchem alsdann die deutschen Provinzen Oestreichs von selbst zufallen werden. An und für sich ist es ein unschätzbarer Gewinnst, daß Rußland im Osten beschäftigt werde und uns nach anderen Seiten freie Hand lasse. Ja noch mehr. Die Ausdehnung Rußlands wird seine kolossale Macht eher schwächen und Deutschland Luft machen. Solcher und ähnlicher Unsinn, von unseren listigen Politikern als hohe Staatsweisheit mit dem bewußten verständnißvollen Blick unter vier Augen ausgekramt, kann in unserem kriegerischen Zeitalter nicht Wunder nehmen. Verwildert der Soldat in einem längeren Feldzuge so geht es den Bürgern zu Hause, die sich mit Politik beschäftigen, nicht viel besser. Der moralische Sinn und das sittliche Bewußtsein kommt ihnen buchstäblich abhanden. Einen zweifelhaften Ersatz dafür findet der Menschenfreund bei der zweiten, hochinteressanten Gruppe, die sich unter dem Impuls der orientalischen Bewegung in einem Theile Deutschlands, und namentlich in Berlin, gebildet hat. Bezeichnet ist sie durch die plötzliche Begeisterung für das von den Türken gefährdete Christenthum. Nichts ist amüsanter als diese Berliner Christen, bei welchen früher keine Spur von religiösen Gefühlen irgend welcher Art mit der schärfsten Lupe zu entdecken war. Es stand mit ihrem Christenthum durchweg noch ungleich schiefer als bei Gretchens Geliebtem. Aber das hat sich jetzt mit einem Male geändert. Wir sind Alle sehr christlich geworden, glühen voll Humanität und möchten mit dem Halbmond je eher je lieber aufräumen. In dem Munde des echten Berliner Kindes nahm sich diese Sprache zuerst etwas ungewohnt aus. Aber nach einiger Uebung flossen die weihevollen Worte ganz geläufig dahin. Man darf die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Bekehrung auch für die Zukunft Früchte trage und unsere Neophyten, die sich früher weder um Hölle noch Teufel scheerten, gelegentlich selbst den lieben Gott als einen längst überwundenen Anachronismus behandelten, auch später, wenn die Türken erst einmal nach russischem Recept über den Bosporus gejagt sind, von der neugewonnenen christlichen Erleuchtung irgend einen Zug bewahren werden. Mit den modernen, vorhin skizzirten Macchiavells und den über Nacht erstandenen Berliner Christen ist die Scenerie jedoch nicht abgeschlossen. Vervollständigt wird das Tableau durch den journalistischen Janhagel, der aus der vorliegenden Verwickelung wie aus jeder anderen Capital schlägt und sich freut, daß die in Annoncen und sonstigen Einkünften seit geraumer Zeit arg beschädigten Blätter nunmehr inmitten des Kriegsgeräusches wieder etwas zu Kräften kommen. Bis es losgeht, läßt sich über die Conferenz so Vieles sagen und combiniren. Lord Salisbury erschien diesen guten Leuten in Berlin wie gottgesandt zur Belebung des Interesses. Die englische Botschaft war während Salisbury's Anwesenheit von zahlreichen Reportern geradezu umlagert: sie wünschten dringend ein Promemoria über die Unterredungen zwischen dem Bevollmächtigten Großbrittaniens und dem Kanzler des deutschen Reiches. Als ihnen hierin nicht willfahrt werden konnte, sollen sie das unliebsam empfunden haben. Die Engländer selbst machen es übrigens nicht besser. Mindestens zwei Correspondenten großer englischer Blätter begleiten die Mission Salisbury auf Schritt und Tritt und berichten telegraphisch nach London über deren Thun und Lassen. Einer dieser Herren, der sich stets in demselben Zuge mit Salisbury befunden hatte, soll sich hier im Kaiserhof einlogirt und, um auch sein Billet nach Wien zu nehmen, auf des Lords Abreise gewartet haben. Nicht unmöglich wäre es, daß Lord Salisbury deswegen Freitag den 24. früh mit einem Extrazuge nach Wien gereist ist. Der Correspondent hatte das Nachsehen. So fehlt es denn dieser orientalischen Haupt- und Staatsaction nicht an halbwegs heiteren Zwischenfällen, und auch die weitere Entwickelung wird derselben sicherlich nicht ganz entbehren. Zu einer Aschermittwochstimmung wegen der Russen und Türken ist denn auch ein dringender Anlaß nicht vorhanden.

* * *

Rud. Genée hat in der vergangenen Woche einen Cyclus von „Shakespeare-Vorträgen" mit „Julius Cäsar" begonnen, dem sich „Othello" und „der Sturm" anreihen. Der erste Vortrag hat ein glänzendes Zeugniß für die Methode Genées gegeben. Er recitirt nicht und er ästhetisirt nicht; sein Bestreben ist dahin gerichtet, den Organismus der Dichtung und der einzelnen Charaktere klar zu entwickeln, und Alles durch einzelne Scenen, die er meisterhaft vorträgt, zu illustriren. Er besitzt ein Individualisirungstalent, das ihn befähigt, die Gestalten auseinander zu halten, wie es bei Schauspielern von Beruf nicht oft zu finden ist. Das zahlreiche Publicum folgte mit gespanntester Aufmerksamkeit dem vortrefflichen Vortrag.

* * *

Ein seltener Gast ist vor einigen Tagen bei uns eingetroffen, ein deutsches Blatt aus Yokohama, „Ostasiatische Zeitung". Der europäische Journalist kann bei der Lectüre etwas wie Neid empfinden, daß sein japanesischer College sich's mit den Neuigkeiten so bequem machen kann. Die Nr. 1 vom 7. October bringt die Nachrichten von Anfang August; Telegramme werden gar keine bezogen. Uebrigens scheint Japan schon ganz auf der Höhe unserer Cultur zu stehen: Nr. 2 des Blattes meldet zwei Preßprocesse gegen die Herren Kuribara und Kiriyama; weiteres ersehen wir, daß auch in Japan gestohlen wird; in der Nacht vom 3.—4. Oct. wurde in Tokio an 52 Orten eingebrochen, und nur an 7 gelang es den Wächtern, die Diebe einzufangen. In Osaka wird eine freiwillige Feuerwehr gebildet; an verschiedenen Stellen des Landes neue Exercirplätze errichtet. Andere Ereignisse haben gar nichts Europäisches an sich. Prinz von Satsuma will der Regierung drei Provinzen abkaufen, die er und seine Erben ratenweise in 500 Jahren bezahlen sollen. Der Mikado hat dem Prinzen Fôusimi, der die Prinzessin Arisugawa-nomija geheirathet, als Angebinde folgende Gaben gesendet: zwei Fässer Reiswein, mehrere Schalen mit Fischen und einige Stücke Seidenzeug. Die Beamten der Regierung werden den Befehl erhalten, die europäische Tracht anzulegen, ein Zeichen von sehr schlechtem Geschmack. —x—

* * *

In der „Deutschen Dichterhalle" citirt Dr. Ch. Röse als schlagenden Beweis für völlige Uebereinstimmung dichterischer Productionen Folgendes:

Emanuel Geibel („Neue Gedichte" 1856) „Gudruns Klage":

„Ach Ortwin, trauter Bruder, ach Herwig, Buhle werth,
Was rauscht nicht euer Ruder, was klingt nicht euer Schwert?"

Felix Dahn „Gudrun" (Gedichte, I. Sammlung 1857):

„Ach Ortewein, mein Bruder, ach Herwig, theurer Mann,
Was rührt ihr nicht die Ruder und legt die Waffen an?"

Geibel hat sein Gedicht „Gudruns Klage" im Sommer 1849 in Häringsdorf verfaßt und bereits 1850 veröffentlicht. Felix Dahn, der

Digitized by Google

von Herrn Dr. Röse über diese Angelegenheit interpellirt wurde, erwiderte auf die Anfrage Folgendes:

„In Erwiderung Ihres werthen Schreibens vom 23. l. M. beehre ich mich zu bemerken, daß Sie sich auf die Uebereinstimmung beider Gudrun-Balladen deshalb getrost berufen mögen, weil ich bereit bin, eidlich und gerichtlich meine Unkenntniß des Geibel'schen Gedichts zur Zeit der Dichtung und Veröffentlichung des meinigen zu erhärten. Auch Geibel selbst und Julius Grosse wissen um diesen Sachverhalt."

Wir können einen ähnlichen Fall hier anführen. Goethe, der am ersten Theil des Faust vom Jahre 1774 bis zum Jahre 1806 gearbeitet hat, hat nach der Mittheilung von Lewes den Monolog im Walde „Erhabener Geist ꝛc." während der italienischen Reise, also in den Jahren 1786—88 geschrieben. Zu derselben Zeit schrieb Beaumarchais die fünfactige Oper „Tarare", die im Juni 1787 in Paris zur Aufführung kam. Die Dichtung ist sehr mittelmäßig und die Musik von Salieri soll ebenfalls nicht bedeutend gewesen sein. Es ist in hohem Grade unwahrscheinlich, daß Goethe in Italien Kenntniß von diesem verfehlten Operntexte erhalten und ihn für seine Faustdichtung benutzt habe. Gleichwohl weist eine Stelle in diesen ganz verschiedenen Dichterwerken eine erstaunliche Uebereinstimmung auf. Fausts Monolog im Walde schließt, wie man weiß, mit den Worten:

„So tauml' ich von Begierde zum Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde."

In der Oper „Tarare" erster Act, dritte Scene, hat der Chor der Schatten Folgendes:

„En désirant, je sens que je jouis
En jouissant, je sens que je désire."

Diese Beaumarchais'schen Verse sind eine viel bessere, weit poetischere Uebersetzung der Goethe'schen, als die in der neuen Uebertragung des „Faust" von Bacharach: „Ivre de désir, d'un pas chancelant, je vais au devant de la jouissance, et dans la jouissance, je languis après le désir."

* * *

Neue Bücher.

Die 12. Ausgabe von Brockhaus' Conversationslexikon schreitet rüstig voran. Es sind von dieser neuen Auflage bis jetzt 63 Hefte erschienen (bis zum 16. Bogen des sechsten Bandes und bis zu dem Worte „Essenwein"). Man kennt die Vorzüge dieses vorzüglichen Werkes: die zweckmäßige Vertheilung des ungeheuren Materials in den verfügbaren Raum, die Correctheit in den Angaben, die strenge Objectivität im Urtheil und die große Vollständigkeit des Inhaltes. Die Redaction der neuen Auflage erledigt ihre schwierige Aufgabe mit Gründlichkeit, Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit. Wir haben einzelne Artikel mit denen der früheren verglichen und überall die bessernde Hand wahrgenommen. Ein so nützliches und verdienstliches Werk wie dieses bedarf nicht der Anpreisung, es genügt die einfache Anzeige.

Der würdigste Nebenbuhler des Brockhaus'schen Conversationslexikons ist Meyers Conversationslexikon (Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts), von dem bereits 9 Bände bis „Kirschäther" vollständig erschienen sind. Die Liste der Mitarbeiter enthält die Namen der competentesten Fachgelehrten. Das Meyer'sche Lexikon zeichnet sich vor Brockhaus durch die Beigabe von Illustrationen, bildlichen Darstellungen, technischen Tafeln u. dergl. aus.

Im J. G. Cotta'schen Verlag erscheint jetzt ein „Fremdwörterbuch" mit etymologischen Erklärungen und zahlreichen Belegen aus deutschen Schriftstellern von Joseph Kehrein, von dem bis jetzt 4 Lieferungen bis „Lävus" ausgegeben sind. Kehrein hat sich namentlich die etymologische Erklärung der Fremdwörter, die von seinen Vorgängern entweder ganz vernachlässigt, oder doch nicht genügend gepflegt ist, angelegen sein lassen. Die Erklärungen sind alle sehr sorgfältig gemacht und höchst interessant. Der Natur der Sache nach werden nicht alle unangefochten acceptirt werden. Um nur ein Beispiel anzuführen, gibt Kehrein für „Hokus, Pokus" folgende Deutung:

„Hokus-Pokus n. m. (bei Rachel 1669 okes boks, bei Schuppius † 1661 Ockes Bockes von Taschenspiel und Segensprechen über Würfel und Karten beim Spiele, niederl. hokus bokus, unverständliche Wörter, (in welchen Ochs und Bock als Namen von Opferthieren stecken könnten), Taschenspielerei, Gaukelspiel; Ausruf der Taschenspieler und Gaukler bei ihren Spielen."

Ich habe für dieses Wort irgendwo eine Deutung gelesen, die mir viel plausibler und richtiger erscheint. Demnach wäre Hokuspokus nichts als eine corrumpirte Wiederholung der Worte, welche der Priester beim Abendmahl spricht: „Dies ist mein Leib" „hoc est corpus meum". (Luc. 22, 19.) Es würde in dieser Deutung allerdings ein gewisser boshafter Volkswitz stecken; aber man kann sich sehr wohl vorstellen, daß der ungebildete Laie, wenn er über die Wunder des Abendmahls berichtet, sich so ausdrückte: „Dann spricht der Pfaff sein Hokuspokus" (hoc est corpus) und daß daraus dann die Anwendung dieser Formel bei anderen profaneren wunderbaren Erscheinungen gebräuchlich geworden sei.

Kehrein hat die classische Literatur mit großem Fleiße und großem Verständniß benutzt. Aus dem Vorwort erfahren wir, daß er aus Wieland an tausend Fremdwörter, aus Herder an zweitausend, aus Humboldt tausend aufgenommen habe, nach der reichlichen Ausbeute, die ihm Lessing, Schiller und Goethe bereits dargeboten hatten. Die Uebersetzungen sind bisweilen etwas zu bequem, so z. B. übersetzt Kehrein: Evolutionist: Anhänger der Evolutionstheorie. (Für Evolutionstheorie fehlt die Erklärung.) Exactitüde: Exactheit; Expropriation: Expropriirung; Extenuation: Extenuirung. — Das Werk ist typographisch vortrefflich ausgestattet, so daß es bei großer Raumersparniß seine volle Uebersichtlichkeit bewahrt hat. In dieser Beziehung unterscheidet es sich zu seinem Vortheil von dem Sanders'schen (Otto Wigand, Leipzig), bei dem der Druck der Stichwörter sich nicht scharf genug vom Texte abhebt. Das Kehrein'sche Fremdwörterbuch scheint sich demnach als ein praktisches Nachschlagebuch zu bewähren.

Wir wollen diese kurze Uebersicht über die lexikographische Literatur nicht abschließen, ohne Nachricht von dem Fortgang des Grimm'schen Wörterbuches (Leipzig, S. Hirzel) zu geben. Vollständig erschienen sind die ersten drei Bände von A—Forsche, vom 4. Bande 1. Abtheilung acht Lieferungen von Forsche—Gebirge; vom 4. Bande 2. Abtheilung zehn Lieferungen, von H—Irre, und der 5. Band wieder complet, von K—Kyrie. Demnach sind die folgenden Buchstaben bis jetzt vollständig: A. B. C. D. E. F. H. K. Von G und I fehlen noch einige Lieferungen, die hoffentlich bald ausgegeben werden können und dann wird das groß angelegte Werk bis zum K, also nahezu bis zur Hälfte abgeschlossen vorliegen. Bis „Frost" ist das Wörterbuch von den Begründern bearbeitet worden, von da an bis zum Ende des Buchstaben F ist dasselbe das Werk des Dr. K. Weigand. Den Buchstaben G bearbeitet Dr. Rudolf Hildebrand, den Buchstaben H hat Dr. Moritz Heyne erledigt, den Buchstaben I bearbeitet Dr. K. Lucae. Der starke Buchstabe K ist wiederum das Werk des Dr. Hildebrand.

Die biographische Literatur hat in jüngster Zeit einige zum Theil sehr bedeutende Neuigkeiten aufzuweisen. Wir begnügen uns einstweilen mit den folgenden kurzen Angaben:

Hermann Grimm hat unter dem Titel „Goethe" die 25 Vorlesungen, die er im Wintersemester 1874—75 an der königlichen Universität in Berlin gehalten hat, veröffentlicht, die eine neue und höchst interessante Biographie unseres größten Dichters darstellen. (Zwei Bände, Berlin 1877, Wilhelm Hertz, Besser'sche Buchhandlung.)

Professor Alfred Stern in Bern hat eine sehr stoff- und umfangreiche Biographie des Dichters des „verlorenen Paradieses" verfaßt, die unter dem Titel: „Milton und seine Zeit" in Leipzig, Verlag von Dunker und Humblot erscheint. Es sind bis jetzt zwei starke Bände ausgegeben, welche den ersten Theil dieses breit angelegten Werkes bilden und die Zeit von 1608—1649 umfassen. Von dem Hauptwerke des Dichters kann hier mithin noch gar nicht die Rede sein.

In demselben Verlage ist eine Biographie des Freiherrn Friedrich August von Hardenberg erschienen, herausgegeben von einem Mitgliede der Familie. Sie führt den Titel: „Ein kleinstaatlicher Minister des 18. Jahrhunderts."

Dr. Paul Nerrlich hat „Jean Paul und seine Zeitgenossen" in einer umfassenden Studie geschildert (Berlin 1876, Weidmann'sche Buchhandlung). In der Einleitung charakterisirt der Verfasser das Verhältniß Jean Pauls zu unserer Zeit, im ersten Buche die Stellung des Dichters zur Gesellschaft seiner Zeit, im zweiten Buche seine Stellung zu den zeitgenössischen Dichtern und im dritten Buche zu den zeitgenössischen Gelehrten.

Zur Säcularfeier der Geburt unseres großen Historikers Schlosser hat Georg Weber eine Festschrift unter dem Titel: „Friedrich Christian Schlosser der Historiker. Erinnerungsblätter aus seinem Leben und Wirken" verfaßt. (Leipzig 1876, Wilhelm Engelmann.)

Vom „Neuen Plutarch", Biographie hervorragender Charaktere aus Geschichte, Literatur und Kunst, herausgegeben von Rudolf Gottschall (Leipzig 1876, F. A. Brockhaus), ist der 4. Band erschienen, der drei Lebensschilderungen enthält, Ulrich von Hutten von Hans Prutz, Konrad Ekhoff von Hermann Uhde und Lord Byron von Rudolf Gottschall.

Wir wollen der Anführung der obigen Werke, die zum großen Theil eine eingehendere Würdigung in unserm Blatt erfahren werden, noch die Mittheilung hinzufügen, daß jetzt die „Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshoff" (Münster 1877, Rudolph Russels Verlag) erschienen sind. Das Ansehen der Annette von Droste-Hülshoff wächst mit jedem Jahre, und sie wird jetzt allmählich nach ihrem wahren Werth, als eine der begabtesten, sinnigsten und merkwürdigsten Dichterinnen unseres Vaterlandes geschätzt. Aus diesem Grunde ist auch die Herausgabe ihrer Briefe gerechtfertigt.

Der Verlag von Dunker und Humblot hat zwei neue volkswirthschaftliche Schriften herausgegeben: „Das Arbeitsverhältniß gemäß dem heutigen Recht, geschichtliche und ökonomische Studien"

Digitized by Google

von Lujo Brentano und die „Geschichte der deutschen Gesellenverbände im Mittelalter" mit 55 bisher unveröffentlichten Documenten aus der Zeit des 14.—17. Jahrhunderts von Georg Schanz.

Von Neudrucken deutscher Dichterwerke des 16. und 17. Jahrhunderts sind folgende erschienen: (Halle a. d. Saale 1876, Lippersche Buchhandlung, Max Niemeyer) „Das Buch von der deutschen Poeterei" von Martin Opitz, Abdruck der ersten Ausgabe von 1624; „Aller Practik Großmutter" von Johann Fischart, Abdruck der ersten Bearbeitung 1572; „Horibilicribrifax", Scherzspiel von Andreas Gryphius, Abdruck der ersten Ausgabe, „Breßlaw bei Veit Jacob Treschern", ohne Jahreszahl. Der Preis dieser Neudrucke ist ein sehr mäßiger: 60 Pf. das Stück. Es ist gewiß ein verdienstliches Unternehmen, das alle Ermuthigung verdient. Indessen würden wir es für angemessen erachtet haben, wenn man bei diesen Nendrucken weniger auf die Billigkeit der Herstellung, als auf eine wirklich geschmackvolle typographische Ausstattung gesehen hätte. Diese Neudrucke sollten sich doch vorzugsweise an die ernsten Bibliophile wenden. Man hätte die schöne und charakteristische Schwabacher Schrift, das alte solide Büttenpapier 2c. wählen sollen. Es wäre dadurch der Preis der einzelnen Hefte allerdings sehr vertheuert worden, aber diese Neudrucke würden dann eine wahrhafte Bereicherung jeder guten Bibliothek geworden sein. Auch jetzt sind es immerhin dankenswerthe Gaben, die bei der Billigkeit der Hefte ein viel größeres Publicum finden dürften.

Unter den poetischen Werken finden wir zwei, welche sich durch ihre schöne und geschmackvolle Ausstattung auszeichnen und in der Schwabacher Schrift gesetzt sind. Diese sind: „In der Veranda, eine dichterische Nachlese" von Anastasius Grün (Berlin 1877, Grote'sche Buchhandlung, Druck von B. G. Teubner in Leipzig). Dieses letzte Werk des verstorbenen großen Dichters bildet einen Band der Grote'schen „Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller". Die erste Auflage ist unmittelbar nach dem Erscheinen vergriffen, das Werk liegt schon jetzt in 2. Auflage vor. Das andere Dichtwerk heißt „Zlatorog", eine Alpensage von Rudolph Baumbach (Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind, Druck von W. Drugulin, Leipzig). Bei beiden verdient das äußere Gewand der Dichtungen das uneingeschränkteste Lob.

In der letzten Woche sind auch zwei große Romane unserer bedeutendsten Romanschriftsteller veröffentlicht worden: „Sturmflut" von Friedrich Spielhagen (3 Bände, Leipzig 1877, Staackmann) und „Uarda", Roman aus dem alten Egypten von Georg Ebers (3 Bände, Stuttgart, Eduard Hallberger), dem geistvollen Verfasser der „Egyptischen Königstochter".

Von kleineren Erzählungen sind folgende erschienen: „Männersünden an Frauenherzen", Erzählungen von Agnes Willms (Stuttgart, A. Kröner). „Aus dem Leben", Skizzen von Ada Christen (Leipzig 1876, E. J. Günther). „Leyer und Palette", Geschichten aus dem Dichter- und Künstlerleben von E. Bely (Stuttgart 1877, C. F. Simon). „Intermezzo", neue Erzählungen von Carl Marquard Sauer (Breslau 1877, S. Schottländer).

Bei S. Hirzel in Leipzig ist das neueste Trauerspiel von Heinrich Kruse, „Marino Faliero" veröffentlicht worden, das demnächst am königlichen Schauspielhaus zur Aufführung kommen und dann eine eingehende Besprechung finden wird.

Von Schriften vermischten Inhaltes erwähnen wir hier kurz die folgenden: „Aus dem Geistesleben der Thiere oder Staaten und Thaten der Kleinen" von Dr. Ludwig Büchner (Berlin 1876, A. Hofmann & Co.). Das Werk bildet einen Band der Publicationen des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur".

Unter dem Titel „Gegen den Strom" hat Julius Duboc eine Anzahl seiner interessantesten literarischen und philosophischen Aufsätze gesammelt (Hannover 1877, Carl Rümpler).

Dr. Hermann Baumgart hat, angeregt durch das Werder'sche Buch über Hamlet, eine Studie über „Die Hamlettragödie und ihre Kritik" veröffentlicht (Königsberg 1877, Verlag der Hartung'schen Druckerei).

Wahrscheinlich soll auch die folgende Schrift eine Art von kritischem Charakter haben: „Die Bühnenfestspiele in Bayreuth, ihre Gegner und ihre Zukunft", von Martin Plüddemann. (Colberg 1877, C. F. Post'sche Buchhandlung, C. Janke.) Es ist Herrn Martin Plüddemann jedenfalls mehr gelungen, uns von dem Vorhandensein der Gegner, als von dem der Zukunft der Bühnenfestspiele in Bayreuth zu überzeugen. Herr Plüddemann gibt sich augenscheinlich große Mühe, energisch zu sein, aber es geht halt nicht. Jedenfalls erkennen wir den guten Willen bereitwillig an, und da der Autor großmüthig den zweifelhaften Ertrag seines Werkes dem in Bayreuth zu gründenden Fond für die Bühnenfestspiele zugewandt hat, so wollen wir der ganz ungefährlichen Schrift sogar ein empfehlendes Wort mit auf den Weg geben.

Von französischen neu erschienenen Werken seien folgende genannt: Von dem großen Roman „Les Rougon-Macquart, sociale Naturgeschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich" von Emile Zola, ist der sechste selbstständige Roman „Son Excellence Eugène Rougon" erschienen. (Paris, Charpentier & Cie. 13 rue de Genelle-Saint Germain 1876.)

In demselben Verlage: „Histoire de quatre ans" 1870—73 von Theodor Duret. Der erste Band, der jetzt ausgegeben ist, schließt ab mit dem Sturze des Kaiserreichs. Man ist erstaunt über die Unparteilichkeit und Ruhe dieses Franzosen, welcher gleichwohl als einer der Redacteure des „Siècle" mitten in dem Strudel der Tagespolitik und ihrer Leidenschaften steht. Er ist unter den Historikern seines Landes, die größten nicht ausgenommen, ein weißer Rabe und wird die verdiente Anerkennung in unserm Blatte noch finden.

Ferdinand Fabre, der Verfasser des „Abbé Tigrane", ist unsern Lesern kein Fremdling mehr. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß der eben genannte bedeutende Roman vor kurzem in's Deutsche übersetzt worden ist und empfehlen diese Uebersetzung angelegentlichst. Von einem andern Roman desselben Autors „Les Courbezons" (Paris, E. Dentu) ist eine neue Auflage erschienen. Diesem Roman ist von Seiten der französischen Akademie die höchste Ehre zuerkannt worden: er ist mit dem Tugendpreise gekrönt worden. Wir lenken die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dieses lobenswerthe Werk, das vielleicht noch eine eingehende Kritik finden wird.

Zum Schluß haben wir noch einige Kalender zu nennen, zunächst den vortrefflichen „Illustrirten Kalender" (Leipzig, Verlag von J. J. Weber) mit seinen interessanten Uebersichten über alle Gebiete des Staates, der Wissenschaft und Kunst, seinem wichtigen statistischen Material und seinem reichen Bilderschmuck. Ferner die alten wohlbekannten „Steffens Volkskalender" (37. Jahrgang, Berlin, Louis Gerschel) und „Trewendts Volkskalender" (33. Jahrgang, Breslau, Eduard Trewendt) mit den Stahlstichbeigaben und Holzschnitten, beide mit guten literarischen Beiträgen von anerkannten Autoren; Steffens mit Aufsätzen und Gedichten von Hermann Kletke, Wellmer, Bacano, Gustav Lewinstein, Trewendt mit Beiträgen von O. Beta, Carl von Holtei, G. von Prittwitz-Gaffron 2c.

Gegenüber diesen guten Freunden des Volkes wollen wir vor dem wenig guten, der sich unter treuherziger Vermummung mit falscher Biederkeit einzuschleichen sucht, warnen. „Christophorus der Stelzfuß, Kalender für Jedermann", von Pastor Hafermann zu Victorbur (Norden, Diedr. Soltaus Verlag), nennt sich dieser gefährliche Biedermann, der den Zweck zu verfolgen scheint, gegenüber der liberalen Tendenz des Lahrer „Hinkenden Boten" reactionäre Propaganda zu machen. Wie das Volk durch diesen Kalender aufgeklärt werden soll, ergibt sich aus folgender Stilprobe: „Die Liberalen haben Alles darangesetzt, um den Kampf mit Rom zu einem Kampf gegen die christliche Kirche zu machen. Diesen Culturkämpfern ergeht es wie jenem Manne, der die Katze nicht mochte und nun mit den Mäusen essen und zu Bett gehen mußte. Bereits schäumt die Bosheit, die sich erst heimlich regte, ihren Geifer auf die Gassen aus, so daß selbst unseren Fortschrittshelden die Augen anfangen darüber aufzugehen. Wo solche moralische Senkgruben und Kloaken ihre giftigen Gase so offen ausströmen dürfen, da muß die Luft von Pesthauch und von bösen Dünsten angefüllt sein." Wie es den Juden in dem Kalender ergeht, kann man sich selbst sagen. Sie werden die lächerlichen Helden aller lächerlichen Geschichten. „Moses, ein feiner Mann, galant wie seine Waare, jedoch mit schlaffem Beinwerk und kühner Adlernase", heißt der eine, die andern heißen Baruch und Itzig, die Lederwaarenfabrikanten sind. „Man riecht euch das Geschäft auf eine halbe Meile an." Wie dem Volke der Begriff der confessionslosen Schulen von dem Herrn Pastor klar gemacht wird, erhellt aus Folgendem. Die Geschichte heißt: „Das betrübte Schulmädchen." „Als der Lehrer ihr sagte: ‚Mein Kind, Bibel, Katechismus und Gesangbuch, die mußt du fortan zu Hause lassen und darfst sie nimmer mitbringen in die Schule", da standen Christinen die dicken Thränen in den Augen und sie ging betrübt heim. Der Lehrer aber schaute dem Mädchen wehmüthig nach, zog das Taschentuch und wischte sich die Augen." Der Pastor macht dazu noch eine Bemerkung, daß in den niederländischen Volksschulen, weil sie confessionslos seien, kein Wort mehr von Jesu gesagt werden dürfe, weil das den jüdischen Schulkindern zum Anstoß gereichen könnte. „So übt $^1/_{50}$ der Bevölkerung in den Niederlanden gegen die übrigen $^{49}/_{50}$ den unerhörtesten Glaubensdruck aus und zwar vermöge der Glaubens- und Gewissensfreiheit." Noch ein Beispiel für die Gemüthlichkeit des Herrn Pastors. Er schreibt: „Die Restauration Silberborn ist sehr zu empfehlen; billig und gut! Der liebe Gott ist selber der Oberbraumeister, der das Getränk im Oberstockwerk destillirt und im Erdgeschoß filtrit, und so kommt, wenn man das Faß anbohrt, aus der Erde der helle Silberstrahl und erquickt den Leib und erfrischt das Gemüth. Gebe der Himmel uns viele bornirte Leute, die einen Born in sich tragen und von deren Leibern aus Ströme lebendigen Wassers fließen in die giftige Sandwüste hinein, die unsere Fortschrittshelden geschaffen haben! Gott segne den Silberborn und alle bornirten Leute, die solchen Born in sich tragen" — und Herrn Pastor Hafermann sammt seinem traurigen Kalender obenein!

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Digitized by Google

Inserate.

Für Weihnachten!

In **J. Schneider's** Buchhandlung (Verlags-Cto.) in **Straßburg i. E.** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Brentano, Am Erlenbach. eleg. gebd.	M.	4.—.
Glaser, Kleine Thierwelt I. cart.	„	6.50.
— — 8 Tafeln Abbildungen dazu	„	3.25.
Glöckler, Heimathklänge. gebd.	„	4.—.
Herzfeld, Pantheon I.	„	6.—.
Hensing, Dem malerischen Oberland. gebd.	„	6.—.
Kriegspoesie d. J. 1870/71. 6 Bde. gebd.	„	20.—.
Laukhard, Geographie. cart.	„	12.50.
Laur, Z. Geschichte d. franz. Liter. gebd.	„	4.—.
Schmitt-Blank, Zu Lied und Lehre. gebd.	„	3.75.
Trabert, Vaterlos. gebd.	„	1.50.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Friedrich von Hellwald

Die Erde und ihre Völker.

Ein geographisches Hausbuch.

Erscheint in 50 reich illustrirten Lieferungen à 50 Pfennige.

Dieses Werk hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Schon jetzt, ehe nur 1/3 des Werkes beendet ist, wurde eine zweite unveränderte Auflage nöthig. Es ist die erste Geographie, welche wirklich amüsant zu lesen ist. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Georg Jenatsch.

Eine alte Bündnergeschichte

von

C. Ferdinand Meyer.

Verlag von **H. Haessel** in **Leipzig.**

Preis 6 M.

Die vorliegende Novelle erzählt das interessanteste Bruchstück der Geschichte Bündens und stellt eine merkwürdige, die außerordentlichste Persönlichkeit ans Licht, die das Bergland hervorgebracht: den Retter des durch die Stürme des dreißigjährigen Krieges in seiner Existenz bedrohten kleinen Freistaats. Die Dichtung ruht auf fester historischer Grundlage, vereinfacht aber die verworrenen Verhältnisse und hebt mit künstlerischer Klarheit den Helden hervor, den sie mit einer Fülle der lebendigsten Nebenfiguren umgiebt.

Der Verfasser, welcher durch die Novelle „das Amulet" vielseitiges Interesse erregte, tritt hier mit einer größeren Arbeit vor das Publikum, das ihm seine Anerkennung nicht versagen wird.

Man vergleiche die von **Hermann Lingg** in Nr. 47 d. Bl. erschienene vortreffliche Kritik des Buches.

Verlag der **Buchhandlung des Waisenhauses** in **Halle a/S.:**

William Shakespeare,

von

Dr. **Karl Elze,**

ordentl. Professor a. d. Univ. Halle.

1876. VIII. 651 Seiten. gr. 8.

Preis 10 M. eleg. gebunden 11 M. 50 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Empfehlenswerthe Festgeschenke!

Emsland-Bilder.
Erzählungen a. d. Emslande
von **E. v. Dincklage.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Von ihr und mir.
Eine Weihnachtsgeschichte
von **Edmund Hoefer.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Nymphäa.
Novelle
von **Wilh. Jensen.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Ein **Deutsches Dichter-Buch.**
Aus Originalbeiträgen deutscher Dichter
gesammelt u. herausgegeben
von
Max Kalbeck.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 5 M.

Leier und Palette.
Geschichten
aus dem
Dichter- u. Künstlerleben
von
E. Vely.
Mit einer Illustration.
Eleg. geh. 3 M. Eleg. geb. 4 M.

Assunta.
Novelle
von **E. Vely.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Meereswellen.
Venetianisches Märchen
von **E. Vely.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Sonnenstrahlen.
Ein Märchen
von **E. Vely.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

In der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte
der
deutschen Litteratur.

Ein Handbuch
von
Wilhelm Wackernagel.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet und herausgegeben
von
Ernst Martin,
Professor an der Universität in Prag.

I. Band 1. Lieferung. — Preis: 2 Fr. 50 Cts.

Die zweite Auflage von **Wilhelm Wackernagel's Litteraturgeschichte,** dem Haupt- und Meisterwerke des berühmten Germanisten, erscheint in 2 Bänden à 5—6 Lieferungen. Der erste Band umfasst die deutsche Litteratur bis zum dreissigjährigen Kriege, der zweite Band führt dieselbe bis zu Göthe's Tode.

Herr Professor **Ernst Martin** in **Prag** hatte die Güte, die zweite Auflage, auf Grundlage der hinterlassenen Manuscripte, Collegienhefte und Notizen Wilhelm Wackernagel's und im Sinne und Geiste desselben zu bearbeiten und herauszugeben.

Basel. Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.
Hugo Richter.

PRACHTVOLLES FESTGESCHENK! Verlag von J. ENGELHORN in STUTTGART.

ITALIEN.

Eine Wanderung
von den
Alpen bis zum Aetna.

Kein Werk dürfte sich besser zu Festgeschenken eignen, als diese herrliche Schilderung Italiens, welche, von den beliebtesten Autoren und Künstlern im Verein geschaffen, seit dem Beginn ihres Erscheinens von dem gebildeten Publikum und der gesammten Kritik mit ungetheiltestem Beifall aufgenommen worden ist.

430 Seiten in Folio mit 300 Textillustrationen und 88 Bildern in Tondruck.

In Prachtband nach einem Original-Entwurfe von **Julius Schnorr.**

Preis: 75 Mark.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen.

Neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Baumgarten, Robin Jouet's abenteuerliche Fahrten und Erlebnisse in den Urwäldern von Guyana und Brasilien. In deutscher Umarbeitung nach Emil Carrey, ethnographisch ergänzt und illustrirt nach Bouyer, Agassiz, Brett, Jusselain u. a. Quellen. — **Mit 24 ganzseitigen Holzschnitt-Illustrationen** von Girardet, gestochen von Herington, Barbant, Pontenier u. A. gr. 8. In lithogr. Umschlag mit Leinwandrücken elegant gebunden. Preis 7 M. 80 Pf.

Obgleich das Werk vorzugsweise eine höchst spannende und lehrreiche Unterhaltungslektüre bieten soll, geben ihm die auf Thatsachen und wirklichen Erlebnissen beruhenden Natur- und Sitten-Schilderungen auch einen wissenschaftlichen Werth, und ist das Buch daher **ebensowohl für die Bibliothek Erwachsener, als für die reifere Jugend, und für letztere namentlich zu Geschenken geeignet.**

Digitized by Google

So eben erschien:

Goethe.

Vorlesungen
gehalten an der Kgl. Universität zu Berlin
von
Herman Grimm.
2 Bde. Preis 11 M.

Verlag von W. Hertz (Besser'sche Buchhdlg.), Berlin N.W. 10 Marienstraße.

In meinem Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Symbol-Begriff
in der neuesten Aesthetik.
Von
Dr. **Johannes Volkelt.**
Preis 2 M. 40 Pf.
Jena, November 1876. **Hermann Dufft.**

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Sturmflut.
Roman in sechs Büchern von
Friedr. Spielhagen.
3 Bände, Preis brosch. 15 M., eleg. geb. 18 M.
Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Soeben erschien:

Geibel, Emanuel,
König Sigurds
Brautfahrt.
Eine nordische Sage.
Vierte Auflage. Miniat.-Ausg. eleg. geb. mit Goldschnitt. Preis 2 M.
Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Reisebilder und **Skizzen** aus **Amerika** von **Theodor Kirchhoff.** Altona 1875. 1876. Carl Theod. Schlüter. In New-York bei E. Steiger. — Inhalt des 1. Bandes: Fünfzehnhundert Meilen in der Stagekutsche. Eine Fahrt mit dem „Hotelzuge" der Pacificbahn. Bilder **aus dem Goldland. Bilder aus dem Süden. — Des 2. Bandes: Nach Oregon. Streifzüge im Nordwesten. Preis** geheftet 4 M. 50 Pf., gebunden 5 M. 50 Pf.
Die Gartenlaube Nr. 41, 1876 sagt über dieses Werk: Das Culturleben Amerikas hat in Kirchhoff einen Schilderer gefunden, wie wir augenblicklich keinen zweiten kennen. — Im New-Yorker Belletristischen Journal 20. August 1875 heißt es darüber: Die Vorzüge seiner Darstellung sind Lebendigkeit, Plastik und eine nicht genug zu rühmende Treue.

Delius'
SHAKSPERE
IV. (Stereotyp-) Auflage
2 starke Bände, brochirt: 16 M. In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 M.
Jedes einzelne Stück: 80 Pf.
[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]
Verlag von **R. L. Friderichs** in **Elberfeld.**

Im Verlage der Buchhandlung **L. Rosner** in **Wien** sind soeben erschienen:

WIENER SPAZIERGÄNGE
von
D. Spitzer.
Dritte Sammlung.
8. 24 Bogen elegant brosch. Preis fl. 2.50 = M. 5.—

Ad. Glasbrenner schreibt in der „Montagszeitung": Man braucht nicht Wiener zu sein, ja Wiens Genussluft nicht eingeathmet zu haben, um in diesen Feuilletons zu schwelgen; sie sind falls unsre Philologen diesen Ausdruck gestatten: klassisch. Etwas zugeknöpft gegen Idealismus und Sentimentalität, ist D. Spitzer doch ein Ritter der Freiheit und des Rechtes, kämpft mit Muth und Geschick, trifft mit seinem Feder-Degen immer den Nagel auf den Kopf und dabei manchen Kopf auf dessen Nagel, und tödtet das ihm Feindliche mit einnehmendster Grazie und Eleganz. Seit Ernst Kossack nicht mehr schreibt, hat Berlin Wien um solche Feuilletonisten wie D. Spitzer zu beneiden.

DER SCHANDFLECK.
Roman
von
L. Anzengruber.
8. 24 Bogen elegant brosch. Preis fl. 2.50 = M. 5.—

Anzengruber, der Dramatiker, der Autor des „Pfarrer von Kirchfeld", der seinen Siegeszug über alle deutschen Bühnen gehalten, tritt hier zum ersten Male als Romanschriftsteller auf und gleich sein erster Wurf ist ein Meisterstück in seiner Art. Gedankensatt und formvollendet. Solche Charaktere, solche Figuren kann nur Anzengruber gestalten. Ein Kenner des wirklichen Volkslebens wie es neben ihm keinen Zweiten gibt. Diese unbestritten glänzende literarische Production wird nicht verfehlen mächtiges Aufsehen zu erregen.

Der neue
TANHÄUSER.
Die wollust der creaturen ist gemenget mit bitterkeit. **Meister Eckhart.**
Neunte vielfach verbesserte und neu vermehrte Auflage.
154 Seiten. Preis fl. 1.80 = M. 3.60.

TANHÄUSER
in Rom.
Vom
Verfasser des „Neuen Tanhäuser".
Dritte wesentlich umgestaltete und um zwei neue **Kapitel** vermehrte Auflage.
118 Seiten. Preis fl. 1.50 = M. 3.—

Der brillante Erfolg dieser beiden vielgepriesenen und bestverläumdeten Dichtungen sichert auch diesen neuen Auflagen raschen Absatz. Sie sind im Texte vielfach vermehrt, auf holländischem Schreibpapier mit neuen Kopfleisten und Pergament-Umschlägen in jener bekannten Weise ausgestattet, welche seither so viele Freunde und Nachahmer gefunden.

Neuestes Aquarell-Werk von Ed. Hildebrandt.

Soeben erschien:

Aus Europa.
Neue Sammlung
Hildebrandt'scher Aquarelle.
Nach Originalen aus dem Privat-Besitz Sr. Majestät des Kaisers.
Chromofacsimilirt von R. Steinbock und W. Loeillot.
2. Lieferung 4 Blatt gross Folio in Passepartouts von starkem Carton.
Preis complet in Umschlag 48 Mark — der Blätter einzeln 15 Mark.

Inhalt der zweiten Lieferung:
No. 6. La Penta Cintra (Portugal). — No. 7. Freshwaterbay (Insel Wight). — No. 8. Drontheim (Norwegen). — No. 9. Potsdam (Deutschland).

NB. Zur Completirung dieser Lieferung empfehlen wir die sehr beliebte, früher in unserm Verlage erschienene Aquarelle **„Mondscheinlandschaft am Nordcap"**. Eine neue Auflage derselben wurde soeben in gleicher Ausstattung und zu gleichem Preise wie die obigen Blätter ausgegeben. Sie bietet ein schönes Pendant zu dem Bilde der ersten Lieferung: **„Mitternachtssonne am Nordcap".**

Von der ersten Lieferung des obigen Unternehmens, das wir vor einem Jahre begonnen haben, **wurden zwei starke Auflagen in dem kurzen Zeitraum von 3 Monaten vergriffen.** Ein so glänzendes Resultat spricht am Besten für den Werth der neuen Sammlung, deren zweite Lieferung in Bezug auf **Sorgfalt der Ausführung und fesselndem Reiz der Abbildungen** der ersten in keiner Weise nachsteht.

Die Verlagshandlung von R. Wagner.
BERLIN. Zimmerstrasse 92/93.

Digitized by Google

Charpentier. Geschichte der französ. Literatur des XIX. Jahrhunderts. Autorisirte Uebersetzung von **E. Otto.**
Preis geh. 6 M. geb. 7 M. 20 Pf.
Verlag von **Carl Krabbe** in Stuttgart.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.
Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**
Vierter Theil. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
Inhalt: Ulrich von Hutten. Von Hans Prutz. — Konrad Ekhof. Von Hermann Uhde. — Lord Byron. Von Rudolf Gottschall.

Für den vorliegenden vierten Theil des „Neuen Plutarch" darf eine gleich günstige Aufnahme erwartet werden, wie sie die ersten drei Theile gefunden haben, da die in demselben aufgestellten Lebensbilder sich den frühern in jeder Beziehung aufs würdigste anreihen.

Zu Festgeschenken empfohlen.

Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Kleine Geschichten

von
Paul Lindau.
2 Bände. broch. 8 M. — In 1 Band in Leinwand elegant gebunden 9 M.
Inhalt:
I. Band. Stecknadeln. — Josephine. Nini. Ninon. Geschichte einer jungen Französin.
II. Band. Ein aufgefangener Brief. — In Folge einer Wette. — Der Tod der Frau Baronin.

Das Leben der Erde.

Blicke in ihre Geschichte, nebst Darstellung der wichtigsten und interessantesten Fragen ihres Natur- und Kulturlebens.
Ein Volksbuch mit 75 Holzschnitt-Illustrationen und einer Karte in Farbendruck von
A. Hummel.
Broch. 6 M., in Leinwand eleg. geb. 7 M. 50 Pf.

Physikalische und chemische Unterhaltungen.

Ein Volksbuch
mit 96 in den Text eingedruckten Holzschnitten
von
Dr. **Otto Ule** und **A. Hummel.**
Broch. 6 M., in Leinwand eleg. geb. 7 M. 50 Pf.

Altnordischer Sagenschatz

in neun Büchern übersetzt und erläutert
von
Prof. Dr. **Ludw. Ettmüller.**
Broch. 8 M.

Bergsöe. Von der Piazza del Popolo.
Novellencyclus aus Rom. Aus dem Dänischen übersetzt von **Adolf Strodtmann.**
3 Bände. geh. 12 M.
Verlag von **Carl Krabbe** in Stuttgart.

Das kleine Laienbrevier

für sinnige Frauen und Jungfrauen aus dem Nachlasse der Tante
von **Marianne Bayer.**
Prachtband. Preis: 3 M.
Ein sehr passendes und sinniges Weihnachtsgeschenk.

Die „Nordd. Allgem. Zeitg." sagt darüber in Nr. 276 vom 26. November 1875: „Eine tiefe und warme Empfindung in geläutertem Sinne spricht aus den Sprüchen und Sentenzen, die in reicher Fülle auf den Blättern des Büchleins vertheilt sind und keine Lebenslagen unberücksichtigt lassen, in die ein weibliches Herz gerathen kann. Seitens der Verlagshandlung ist auf die Ausstattung des Buches anerkennenswerthe Sorgfalt verwendet worden.

Neue Werke für Kammermusik

im Verlage von
F. E. C. Leuckart in Leipzig.

Bargiel, Woldemar,
Op. 6. Erstes Trio (F-dur) für Pianoforte. Violine und Violoncello . 9.—
Op. 6. Dasselbe für zwei Pianoforte 9.—
Op. 20. Zweites Trio (Es-dur) für Pianoforte, Violine u. Violoncello 9.—
Bazzini, Antonio,
Op. 75. Quartett (Nr. 2 in D-moll) für zwei Violinen, Viola u. Violoncello . . . . . 6.—
Hieraus einzeln:
Gavotte (Intermezzo). Repertoirstück des Florentiner Quartett-Vereins von Jean Becker . . 1.50
Brüll, Ignaz,
Op. 14. Trio (in Es-dur) f. Pianoforte, Violine und Violoncello . . . 7.50
Lange, S. de,
Op. 15. Quartett (Nr. 1 in E-moll) für zwei Violinen, Viola und Violoncello. Repertoirstück des Florentiner Quartett-Vereins von Jean Becker.
A. In Stimmen 4.50
B. Für Pianoforte zu vier Händen bearbeitet von F. Gustav Jansen 4.50
Op. 18. Quartett (Nr. 2 in C-dur) für zwei Violinen, Viola und Violoncello. Preisgekrönt von der Königl. Belgischen Akademie der schönen Künste.
A. Partitur in 8. Geheftet . . . 4.—
B. Stimmen 4.50
C. Für Pianoforte zu vier Händen 5.—
Op. 21. Trio (in G-dur) für Pianoforte, Violine und Violoncello . 10.—
Rheinberger, Josef,
Op. 89. Quartett (in C-moll) für zwei Violinen, Viola und Violoncello.
A. Partitur in 8. Geheftet . . . 4.—
B. Stimmen 7.50
C. Für Pianoforte zu vier Händen bearbeitet vom Componisten . 7.50
Ries, Franz,
Op. 26. Suite (Allemanda, Intermezzo, Andante, Minuetto, Introduzione e Gavotta) für Violine mit Pianoforte . . . . . 6.—
Saint-Saëns, Camillo,
Op. 14. Quintett (in A-dur) f. Pianoforte, zwei Violinen, Viola und Violoncello . . . . . 15.—
Op. 16. Suite (Präludium, Serenade, Scherzo, Romanze, Finale) für Violoncello und Pianoforte . . 7.—
Op. 18. Trio in F-dur für Pianoforte, Violine und Violoncello . . . 10.—
Op. 32. Sonate en ut-mineur pour Violoncelle et Piano 6.50
Op. 41. Quatuor en si bé-mol pour Piano, Violon, Alto et Violoncelle 13.50
Saran, A.,
Op. 5. Fantasie in Form einer Sonate (in B-moll).
A. Für Pianoforte zu zwei Händen 6.—
B. Für Pianoforte zu vier Händen bearbeitet von F. Gust. Jansen . . . . . 7.—
Scholtz, Herrmann,
Op. 44. Sonate (in G-moll) für Pianoforte . . . . . 4.—
Vierling, Georg,
Op. 17. Fantasie (A-moll). Neue Ausgabe
A. Für Pianoforte und Violoncello 2.50
B. Für Pianoforte und Violine . 2.50
Op. 41. Drei Fantasiestücke f. Pianoforte und Violine. In einem Hefte 5.—
Einzeln:
Nr. 1. Tempo di Minuetto . . . 1.75
Nr. 2. Tempo di Valse 1.75
Nr. 3. Allegro leggiero . . . . 2.—

Brehms Thierleben

Zweite Auflage

mit gänzlich umgearbeitetem und erweitertem Text und grösstentheils neuen Abbildungen nach der Natur, umfasst in vier Abtheilungen eine
allgemeine Kunde der Thierwelt
aufs prachtvollste illustrirt
und erscheint in 100 wöchentlichen Lieferungen zum Preis von 1 Mark.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Griechische Weine.

Unterzeichnete Firma beschäftigt sich mit dem Import griechischer Weine, dieselben sind von vorzüglicher Güte und großer Schönheit. — Um deren Bekanntwerden zu erleichtern wird 1 Probekistchen in folgender Zusammenstellung abgegeben:

3/1 Fl.	Rothwein aus Corinth	à M. 1.60.	= M. 4.80.
3/1 Fl.	dito Claret Vino di Bacco von Santorin	à M. 1.20.	= M. 3.60.
3/1 Fl.	Malvasier weiss Vino santo von Santorin	à M. 1.40.	= M. 4.20.
3/1 Fl.	dito roth aus Misistra	à M. 1.50.	= M. 4.50.
Zusammen 12/1 Fl. Kiste. Flaschen und Verpackung frei für			M. 17.10.

Zusendung per Post oder Bahn, ab hier. **Absolute Garantie für Reinheit und Aechtheit.** Ausführlichen Preiscourant und Circulair franco gegen franco.
J. F. Menzer, Weingroßhandlung, **Neckargemünd.**
Diese Probekistchen dürften sich zu passenden **Weihnachtsgeschenken** eignen.

Digitized by Google

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Meine Mission
bei
Pius IX. und Napoleon III.
1859—64.
Enthüllungen über
die römische und französische Camarilla
von
Sophie von Rauchenegger,
geb. de Spèt.
14 Bogen. Gr. 8. Eleg. broch. Preis 3 M.

Der Titel kennzeichnet den Inhalt des Buches zur Genüge. Ich bemerke daher nur noch, dass der gesammte Inhalt auf strengster Wahrheit beruht und sich durchgängig auf vorliegende Documente stützt.

Wer die fast unglaublichen Intriguen der römischen Curie und Antonelli's kennen lernen will, der lese dieses Buch.

Elberfeld. **Eduard Loll.**

Eliot. Middlemarch.
Aus dem Leben der Provinz.
Uebersetzt von Emil Lehmann.
Acht Halbbände. geh. 16 M.
Verlag von **Carl Krabbe** in Stuttgart.

Verlag von Rich. Skrzeczek in Löbau W./Pr.
Soeben erschien:
Die
Königl. Preuss. Staatsanwaltschaft
und
die Freie Rede
von
Dr. Joseph Kohlmann.
Preis: 75 S.

David Friedrich Strauss Gesammelte Schriften
nach des Verfassers letztwilligen Bestimmungen zusammengestellt!
erscheinen in 11 Bänden 8° mit Einleitungen von Professor **Eduard Zeller** und einem Portrait in Stahlstich.
Preis pro Band 5 M, in eleg. Leinwandband 6 M.

Der erste Band, u. A. die bisher ungedruckten **Literarischen Denkwürdigkeiten** enthaltend, ist soeben erschienen und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden. Band II. befindet sich unter der Presse und erscheint noch vor Weihnachten. Ausführliche Prospecte gratis und franco von

Emil Strauß, Verlagsbuchhändler in **Bonn.**

☞ Siehe Nr. 47 der „Gegenwart": **Gesammelte Schriften von D. F. Strauß,** besprochen von **Theobald Ziegler.**

Für den Weihnachtstisch empfohlen
aus dem Verlag von **Adolf Bonz & Comp.** in Stuttgart.

Gustav Kastropp, König Elf's Lieder. Eine lyrische Rhapsodie. 2. Aufl. 8°. Geb. in ill. Umschlag. 2 M 80 Pf.

Derselbe. Sulekika, ein dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. 8°. Geb. in ill. Umschlag. 2 M 20 Pf.

Der literarische Verkehr hebt in einer Besprechung der I. Aufl. des König Elf Kastropp's ganz bedeutendes Talent hervor, die Gegenwart nennt ihn einen Heine ohne Ironie. Von König Elf wurde nach Jahresfrist eine II. Aufl. nöthig. Elf und Sulekika (Frau Potiphar) sind tiefpoetische Gestaltungen.

Ludwig Eichrodt, Melodieen. 8°. Geb. in weiß Glacéband 3 M 60 Pf.

Der Dichter des berühmten Reiseliedes „Nach Californien ꝛc.", der Biedermaierlieder u. A. bietet hier ernste Gedichte voll tiefen Gemüths u. voll Frische u. Klarheit. Zur musik. Composition in seltener Weise geeignet.

J. G. Fischer, Neue Lieder. 8°. Geh. 2 M Eleg geb. 3 M Naturfrische, frühlingswarme Gedichte. Dabei „die Confirmandin. Ein Angebinde für meine Tochter."

J. P. Glöckler, für stille Stunden. Betrachtungen für religiöses Gemüthsleben.. 8°. Geb. 2 M 60 Pf.

Ein passendes Festgeschenk für alle diejenigen, welche trotz der Zerfahrenheit der Gegenwart den Glauben noch nicht verloren haben und im Wandellosen, Ewigen ihre Herzensbefriedigung erstreben.

Emma Laddey, Tagebuch einer Waise. Eine Erzählung für Deutschlands Töchter. 8°. Geb. mit ill. Umschlag 4 M.

Dieses neue Buch der beliebten Frau Verfasserin wird für Weihnachten eine viel willkommene Gabe sein.

Dieselbe. Aus dem Reiche der Frau. 8°. Geb. 5 M 70 Pf. Das Frauenleben v. d. Kindheit bis z. Hausfrau u. Mutter.

Dieselbe. Aus freier Wahl. 8°. Geh. 5 M Geb. 6 M Drei Erzählungen: Ohne Reue. Nach Jahren. Späte Blüte.

Anny Albert, Harte Gesetze. Roman. 8°. Geh. 5 M Treffende u. spannende Schilderung der in Deutschland da u. dort noch gültigen für die Frauen harten Gesetzgebung.

Ernst Günther's Verlag in Leipzig.

Nächster Tage ist der Prospect über eine noch im Laufe dieses Jahres erscheinende

monistisch-darwinistische Zeitschrift,

die unter ihren Herausgebern und Mitarbeitern alle bedeutendsten Namen der betreffenden Wissenschaften zählt, zu erwarten.

Wir machen das betreffende Publikum auf dieses vielseitig und lang ersehnte Unternehmen schon jetzt aufmerksam.

Digitized by Google

Soeben erschien in Denicke's Verlag, Berlin, und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Per

Ultimo!

oder:

Das Verbrechen von Erquelines.

Roman von

Franz Moor.

Berechtigte Tendenz, sowie fesselnde Erzählung sichern dem Roman ungewöhnliches Interesse.

Preis: 5 M.

Im Verlag von Adolf Bonz & Co. zu Stuttgart ist erschienen:

Philosophie im Umriß

von

Adolf Stendel.

II. Theil praktische Fragen. 1. Abtheilung: Kritik der Sittenlehre. 39 Bog. gr. 8. Geh. 9 M.

Der I. theoretische Theil dieses Werkes ist im Jahre 1871 erschienen. Von dem II., die praktischen Fragen der Philosophie behandelnden Theile, erscheint hier die 1. Abtheilung, welche nach Erörterung der Freiheitsfrage die bisherigen Sittlichkeits-Theorien einer scharfen und unerbittlichen Kritik unterwirft, ihre Grundlagen durchaus als unhaltbar nachzuweisen sucht und den Begriff der Sittlichkeit, unter Herabziehung desselben von seiner transscendentalen Höhe, dahin reformirt, daß sie in Wahrheit nichts anderes sei, als eine in den Schranken des Diesseits sich bewegende und in der Volkssitte ihren Ausdruck findende praktische Lebensweisheit. Die beiden weiteren Abtheilungen werden eine Kritik der Religion und eine Kritik der Rechtslehre bringen.

Mill, John Stuart.

Ueber Religion.

Natur. Die Nützlichkeit der Religion. Theismus. Drei nachgelassene Essays. Autorisirte Uebersetzung von Emil Lehmann. Preis geh. 5 M.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig:

Der entfesselte Prometheus.

Eine Dichtung in fünf Gesängen

von

Siegfried Lipiner.

gr. 8. broch. Preis: 4 M.

Der Verfasser wendet sich an Alle, denen das grossartige Ringen unseres Zeitalters nach einer neuen Weltanschauung und Lebensgestaltung nicht gleichgiltig ist. Die Dichtung verfolgt den Mythos bis an seine äusserste Consequenz. Nach Jahrtausenden wird Prometheus entfesselt. Er und seine Promethiden, die Kinder der neuen Zeit, schreiten an uns vorüber. Wir sehen sie in ihrem Himmelstürmen, ihrer Entartung, ihrem Grauen vor den Geistern, die sie selbst gerufen, ihrem Zweifeln und Verzweifeln und endlich in ihrer heroischen Selbsterlösung.

Elegantes Festgeschenk.

Im Verlage von E. Morgenstern in Breslau ist neu erschienen:

Deutsches Heldenbuch

von

M. Ottmann.

Prachtwerk mit 31 Portraits deutscher Fürsten und Feldherren und einer Karte des deutsch-französischen Kriegsschauplatzes.

In Prachteinband Preis 12 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

BÆDEKER'S REISEHANDBUCHER

für Italien und den Orient.

Ober-Italien bis **Livorno, Florenz** und **Ancona** und die **Insel Corsica.** Mit 6 Karten und 27 Plänen. 8. Aufl. **1877.** 6 M. — **Mittel-Italien** und **Rom.** Mit 7 Karten, 12 Plänen und 1 Panorama von Rom. 4. Aufl. **1874.** 6 M. — **Unter-Italien** und **Sicilien,** nebst Ausflügen nach den **Liparischen Inseln, Malta, Sardinien, Tunis** und **Corfu.** Mit 8 Karten und 12 Plänen. 5. Aufl. **1876.** 6 M. — **Aegypten** I. Theil. **Unter-Aegypten** bis zum **Fayûm** und die **Sinai-Halbinsel.** Mit 14 Karten, 28 Plänen, 7 Ansichten und 42 Textvignetten. **1877.** 16 M. — **Palästina** und **Syrien.** Mit 17 Karten, 42 Plänen, 1 Panorama von Jerusalem und 8 Ansichten. **1875.** 15 M.

Verlag von Julius Hainauer

(Hofmusikhandlung Sr. Maj. des Königs von Preussen) in **Breslau.**

EDUARD LASSEN'S

Lieder und Gesänge

für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte.

Heft I.	Sechs Lieder, cpl.	2.50	
Nr. 1.	Klage nicht	—.50	
Nr. 2.	Das Ständchen	—.75	
Nr. 3.	Harfenklänge	—.50	
Nr. 4.	Abendlandschaft	—.50	
Nr. 5.	O, wär' ich du	—.50	
Nr. 6.	Abschied (Duett für Sopran und Bariton)	—.75	
Heft II.	Drei Lieder für Bariton, cplt.	2.25	
Nr. 7.	Der gefangene Admiral	1.25	
Nr. 8.	Sommernacht	1.—	
Nr. 9.	Der Hidalgo	—.75	
Heft III.	Drei Lieder, cplt.	2.50	
Nr. 10.	Frühling	—.75	
Nr. 11.	Ave Maria	1.—	
Nr. 12.	Fritjof's Glück	1.—	
Heft IV.	Vier Lieder im spanischen Charakter, cplt.	2.25	
Nr. 13.	Die Musikantin	—.75	
Nr. 14.	Die Tänzerin	—.75	
Nr. 15.	Die Zigeunerin	—.50	
Nr. 16.	Ständchen	—.75	
Heft V.	Sechs Lieder, cplt.	2.25	
Nr. 17.	Das alte Lied	—.50	
Nr. 18.	Der Fichtenbaum	—.50	
Nr. 19.	Im Wald	—.50	
Nr. 20.	Childe Harold	—.50	
Nr. 21.	Mirza Schaffy	—.50	
Nr. 22.	Die Spinnerin	—.75	
Heft VI.	Sechs Lieder Op. 45, cplt.	3.—	
Nr. 23.	Dornröschen	—.75	
Nr. 24.	Frühlingsgruss	—.50	
Nr. 25.	Im Herbst	—.75	
Nr. 26.	Ich fühle deinen Odem	—.50	
Nr. 27.	Spielmann's Lied	—.75	
Nr. 28.	Der Lenz	—.75	
Heft VII.	Fünf Lieder Op. 46, cplt.	3.—	
Nr. 29.	Frühlingslied (2stimmig)	—.75	
Nr. 30.	Im April	—.75	
Nr. 31.	Si vous n'avez rien à me dire (2stimm.)	—.75	
Nr. 32.	Die Waldbrüder m. Bratschebegleitung	1.—	
Nr. 33.	Der Frühling und die Liebe (2stimmig)	—.75	
Heft VIII.	Sechs Lieder Op. 48, cplt.	2.50	
Nr. 34.	Mein Liebchen, wir sassen beisammen	—.75	
Nr. 35.	Ich hab' im Traum geweinet	—.50	
Nr. 36.	Kornblumen flecht' ich dir zum Kranz	—.50	
Nr. 37.	Vorsatz	—.50	
Nr. 37a.	Dasselbe für Sopran	—.50	
Nr. 38.	Einsamkeit	—.50	
Nr. 39.	Wiegenlied d. Jungfr. Maria	—.75	
Heft IX.	Sechs Lieder Op. 52, cplt.	2.75	
Nr. 40.	O wunderbar tiefes Schweigen	—.75	
Nr. 41.	Herbstgefühl	—.75	
Nr. 42.	Grüssen	—.50	
Nr. 43.	Seufzer	—.75	
Nr. 44.	Zigeunerbube im Norden	—.50	
Nr. 45.	Meine Devise	—.50	
Heft X.	Fünf Lieder Op. 54, cplt.	3.—	
Nr. 46.	Wiegenlied (Peter Cornelius)	—.50	
Nr. 47.	Wiegenlied (Hoffmann)	—.50	
Nr. 48.	Das verlassene Mägdlein	—.75	
Nr. 49.	Herbstnacht	1.25	
Nr. 50.	Im Verborgenen	—.75	
Heft XI.	Sechs Duette für Sopran u. Alt m. Pianofortebegl. Op. 55, cplt.	3.50	
Nr. 51.	Der Geist des Herrn	—.75	
Nr. 52.	Morgenwanderung im Mondschein	—.75	
Nr. 53.	Liebesstationen	—.75	
Nr. 54.	Entführung	—.50	
Nr. 55.	Ueber ein Stündlein	—.75	
Nr. 56.	Lerchengesang	—.75	

Hierzu Beilagen von den Verlagshandlungen A. B. Auerbach und Ebner & Seubert in Stuttgart, Hartung & Sohn und C. F. Peters in Leipzig, R. Oldenbourg in München, E. Schönfeld's Verlagshandlung in Dresden und Stuhr'sche Buchhandlung in Berlin.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N. W., Louisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 50. Berlin, den 9. December 1876. X. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Völkerrechtliche Briefe. Von Bluntschli. I. — Ueber den Wahlkampf in den Vereinigten Staaten. Von Joh. H. Becker. — **Literatur und Kunst:** Ferdinand Kürnberger. „Literarische Herzenssachen", Reflexionen und Kritiken. Besprochen von Paul Lindau. — Aus Europa. Aus Afrika. Hildebrandts Aquarellen. Dr. Frankensteins Loangoküste. Besprochen von Ludwig Pietsch. — **Aus der Hauptstadt:** Das königliche Schloß in Berlin. Von Alfred Woltmann. — Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Gustav Floerke. (Schluß.) — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Völkerrechtliche Briefe.

Von **Bluntschli.**

I.

Das Recht der europäischen Intervention in der Türkei.

Wer die gegenwärtigen Kämpfe in der Türkei und um die Türkei betrachtet, und die furchtbare und wilde Macht der erregten Volksleidenschaften erwägt, der kann leicht irre werden an der Wahrheit und an der Geltung des Völkerrechts. Wer aber die Geschichte des Völkerrechts kennt, dessen Errungenschaften nur unter schweren und harten Erfahrungen der Völker erworben zu werden pflegen, der wird nicht so leicht verzweifeln. Wer weiß, daß die Menschheit noch in fortschreitender Bewegung begriffen ist, und jeder große allgemeine Fortschritt der Civilisation auch einen Fortschritt des Völkerrechts bedeutet, der wird den schließlichen Ausgang der türkischen Wirren mit ruhiger Zuversicht erwarten.

Die orientalische Frage ist freilich vornehmlich eine politische, nicht eine Rechtsfrage. Das Recht eröffnet nun verschiedene Möglichkeiten des Handelns und setzt andern Handlungen Hindernisse entgegen. Ob ein Staat überhaupt handeln, und wie er handeln werde, das wird durchweg nicht nach rechtlichen Erwägungen, sondern nach politischen Interessen bestimmt. Für das Recht ist kein Staat so begeistert, daß er lediglich aus Rechtseifer sich in große Gefahren stürzen und das Gut und Blut seiner Bevölkerung opfern möchte. Die politische Betrachtung ist nothwendig eine verschiedene, je nach den verschiedenen Standpunkten und Richtungen der Völker und ihrer Staatsmänner, welche zu handeln berufen sind. Die rechtliche Erwägung hat einen gemeinsamen Boden und muß sich von allgemein gültigen Principien leiten lassen.

Wenn wir aber uns bescheiden müssen, daß dem Völkerrecht der Entscheid zukomme über die praktische Politik, so dient doch die völkerrechtliche Erwägung dazu, ein beachtenswerthes Moment, eine Grundbedingung einer richtigen Politik zu klären. In dem Völkerrecht sind Grundsätze ausgesprochen, welche von dem Gewissen der gebildeten Menschheit als nothwendige Normen empfunden werden, deren Verletzung das Rechtsgefühl der civilisirten Welt beleidigt.

Kein Staat ist so mächtig, um diese Gefühle gering zu schätzen. Jeder Staat ist genöthigt, mit der öffentlichen Meinung zu rechnen.

Wir sehen daher, daß England, indem es sich anschickt, die Türkei in ihrem gegenwärtigen Bestande zu schützen, sich auf das Völkerrecht beruft und sich als Schirmer der völkerrechtlichen Verträge darstellt. Auf der andern Seite beruft sich auch Rußland auf das Völkerrecht, indem es von der Türkei Reformen verlangt, wie solche Europa für nothwendig erklärt habe.

Es ist das immerhin eine Huldigung, welche beide Staaten dem Glauben an das Völkerrecht erweisen. So verwildert sind wir doch, trotz aller gelegentlichen Verherrlichung der rohen Gewalt, noch nicht, daß irgend eine Macht sich getrauen dürfte, frischweg zu erklären, sie kümmere sich nicht um das Völkerrecht, sie führe Krieg lediglich für ihre politischen Interessen.

Die völkerrechtliche Hauptfrage ist offenbar die: Ist Europa berechtigt, in der Türkei zu Gunsten der Christen zu interveniren?

Es scheinen zunächst starke Gründe für Verneinung der Frage zu sprechen.

Vorerst ist die gesammte neuere Entwicklung des Völkerrechts ungefähr seit 1830, entschiedener noch seit den vierziger Jahren, der Intervention in fremde Länder überhaupt abgeneigt. Die heutige Völkerrechtswissenschaft vertritt einmüthig das sogenannte Princip der Nichtintervention, indem sie die Unabhängigkeit der Staaten von einander und die Freiheit eines jeden souveränen Staates, seine inneren Angelegenheiten selber zu ordnen, als wesentliche Eigenschaften und unveräußerliche Rechte der Staatspersönlichkeit achtet.

In den zwanziger Jahren hatten die europäischen Großmächte noch das entgegengesetzte Princip der Intervention als das europäische proclamirt, aber lediglich zu Gunsten der legitimen Obrigkeit, zum Schutz der dynastischen Herrscherrechte, für welche die europäischen Mächte solidarisch einstehen müssen. Diese Intervention ist später aufgegeben worden, aber es ist keineswegs eine neue entgegengesetzte Norm einer Intervention zu Gunsten der Unterthanen und zum Schutze der Völkerrechte an ihre Stelle getreten.

Es ist ferner nicht zu bestreiten, daß die Türkei in dem Pariser Frieden von 1856 in die Rechtsgenossenschaft des europäischen Staatenvereins aufgenommen und ihre Unabhängigkeit feierlich anerkannt worden ist.

Von diesen Erwägungen aus wird man daher zu der Annahme kommen, daß eine Intervention der europäischen Mächte in die inneren Angelegenheiten der türkischen Verwaltung ebenso unerlaubt und völkerrechtswidrig sei, wie die Intervention der europäischen Mächte zu Gunsten der Iren in England, oder zu Gunsten der Tschechen in Oestreich, oder zu Gunsten der Siebenbürger Deutschen in Ungarn, oder zu

Digitized by Google

Gunsten der Dänen in Deutschland, der Polen in Rußland es wäre.

Eine gründlichere Prüfung der Frage führt aber zu einem ganz andern Ergebniß.

Die sechs europäischen Großmächte, welche in Ermangelung einer vollständigen Organisation des europäischen Staatenvereins im Namen Europas sprechen, sind trotz aller politischen Gegensätze doch darin einig, daß sie an die Türkei Forderungen richten mit Bezug auf die innere Verwaltung des türkischen Reiches. Ihre Gesandten verhalten sich in Constantinopel ganz anders, als in Wien oder London oder einer andern europäischen Hauptstadt. Man braucht blos auf die Note Andrassys vom 30. December 1875, die von allen sechs Großmächten gebilligt wurde, auf die Note des Lord Derby vom 21. September 1876 und auf die gegenwärtigen Conferenzvorschläge hinzuweisen, um die gewichtige Thatsache zu constatiren: Ganz Europa hält sich unter gewissen Umständen ausnahmsweise zur Intervention in der Türkei berechtigt. Die beiden Flügelmänner unter den Mächten, Rußland und England, streiten sich wohl noch über den Umfang, die Art und die Realisirung der zu stellenden Forderungen. Aber daß Europa Forderungen zu stellen befugt sei, setzen sie alle als selbstverständlich voraus.

Worauf stützt sich diese Ausnahme von der Regel der Nichtintervention?

Die Gründe können nur in der Eigenart des türkischen Reiches und in der Entwicklung der europäischen Staatengeschichte gefunden werden.

Rolin-Jacquemyns, der verdienstvolle Herausgeber der „Revue du Droit International", hat die Frage in einer besonderen Schrift: „Le Droit International et la Question Orientale, Gand 1876" beleuchtet. Indem ich diese Untersuchung benutze, will ich die wesentlichsten Gründe in Kürze anführen, welche die Ausnahme von der Regel begründen und erklären.

Wenn man die Türkei mit den übrigen europäischen Staaten vergleicht, so wird man finden: das türkische Reich ist wirklich eine Ausnahme in Europa. Dasselbe wird ein europäischer Staat genannt, es ist aber in Wahrheit noch kein europäischer Staat.

Es gibt viele europäische Staaten, welche anfangs auch durch Eroberung mit Gewalt gegründet worden sind. Aber in allen echt-europäischen Staaten ist mit der Zeit durch das Recht und die Cultur eine nationale Lebensgemeinschaft der gesammten Bevölkerung entstanden. Die Staatsangehörigkeit verbindet alle Unterthanen zu der Staatsgemeinschaft. Die europäischen Regierungen sind der Pflicht bewußt geworden, daß sie für die Rechtssicherheit und die Wohlfahrt der ganzen Bevölkerung zu sorgen haben.

In der Türkei allein ist diese Fortbildung des öffentlichen Rechts und der staatlichen Gemeinschaft nicht vollzogen. Heute noch, wie zur Zeit der Eroberung, stehen sich Sieger und Besiegte wie zwei Nationen gegenüber: die Sieger als die rechtmäßigen Herrn, die Besiegten als die unterworfenen Unterthanen; jene mit allen Privilegien einer herrschenden Rasse ausgestattet, im Besitz der Waffen und der Gewalt, diese wehrlos, politisch rechtlos, eine verachtete Rajah. Die Türken verstehen eher noch zu herrschen als zu regieren und gar nicht zu verwalten. Unter ihrer Herrschaft kann sich keine Cultur entwickeln, keine Verbesserung durchführen, läßt sich keine Sicherheit erreichen. Zuweilen ist die türkische Herrschaft milde; im Frieden gewährt sie manche Freiheit. Sie plagt die Leute nicht mit bureaukratischen Zumuthungen. Aber sie bleibt eine launenhafte Tyrannei. Sie erniedrigt, entehrt und beraubt oft ihre Unterthanen. Wenn diese aber ihre Leiden unerträglich finden und sich auflehnen, dann wird sie grausam und wild, und scheut vor blutigen Gräueln nicht zurück.

Das sind keine Zustände, die das europäische Staats- und Rechtsbewußtsein vertragen kann. Sie sind unwürdig der heutigen Civilisation und eine Schmach für Europa.

Europa kann diese Mißwirthschaft um so weniger ertragen, als es sich erinnert, daß die besiegten und unterdrückten Völkerschaften mit den europäischen Culturvölkern durch ihre Sprache, ihre Religion und ihre Geschichte nahe verwandt sind, und daß die Gewalthaber fremde asiatische Eindringlinge und von den europäischen Culturvölkern durch den Islam und durch ihre turanischen Rasseneigenschaften geschieden sind.

Das europäische Völkerrecht und das europäische Staatsrecht ist ein Erzeugniß der europäischen Culturvölker, die sämmtlich der arischen Völkerfamilie zugehören, und die Grundbegriffe des Rechts gemein haben, die fortwährend in wechselseitigem Verkehr mit einander geblieben und durch eine gemeinsame Geschichte und verwandte Institutionen verbunden sind. Diese Völker sind auch durch die gemeinsame christliche Religion gelehrt worden, einander als Brüder zu betrachten.

So entstand eine Rechtsgemeinschaft und ein Völkerrecht, dessen Geltung man bis in unser Jahrhundert hinein auf die Länder beschränkte, auf welche sich die Macht der christlich-arischen Völker erstreckte.

Erst in neuerer Zeit wurde der Versuch gewagt, dieses Völkerrecht auch über nicht-christliche und nicht-arische Nationen auszubreiten. Man bemerkte, daß die Grundgedanken des Völkerrechts aus der Menschennatur abgeleitet sind und der Menschheit dienen, nicht aber eine bestimmte Religion noch eine besondere Rasse voraussetzen. Man hielt daher das Völkerrecht als ein humanes Recht für berufen, alle Völker der Welt und alle Staaten zu verbinden. Der gesteigerte Weltverkehr der neueren Zeit verlangte eine solche Ausdehnung.

So wurde auch 1856 das von den turanischen und mohammedanischen Türken beherrschte Reich der hohen Pforte in die europäische Staatengenossenschaft, das sogenannte „europäische Concert", aufgenommen. Es geschah das freilich in der Voraussetzung und in dem Vertrauen, daß die Türkei in Zukunft auch ihren christlichen Unterthanen vollen Rechtsschutz gewähren und das Reich nach europäischen Rechtsbegriffen regieren werde.

So oft die hohe Pforte der Hülfe europäischer Mächte in Gefahren bedurfte, erließ der Sultan ein Reichsgesetz, welches den Staat nach europäischen Normen einzurichten schien. So verkündete der Sultan Abdul-Medschid 1839, zur Zeit des egyptisch-türkischen Krieges, den Hatti-Scherif von Gülhane, welcher bereits die Gleichberechtigung der Christen mit den Muselmännern als Reichsrecht anerkannte. Ebenso erließ derselbe Sultan zur Zeit des Krimkriegs den Hatti-Humojun vom 18. Februar 1856, welcher wieder dasselbe Princip bestärkte und weitere Consequenzen zog. In ähnlicher Weise arbeitet gegenwärtig die hohe Pforte an einer neuen Reichsverfassung.

Eine traurige Erfahrung hat aber in den christlichen Völkerschaften in der Türkei jedes Vertrauen und allen Glauben zu solchen Verheißungen und Gesetzen gänzlich zerstört, und auch die europäischen Mächte überzeugt, daß jene Voraussetzuug eine irrthümliche war.

Es fällt selbst gebildeten Türken schwer, unsern arisch-europäischen Rechtsbegriff zu verstehen, der von allem religiösem Glauben unabhängig ist und selbst von der Moral sich erkennbar abhebt. In ihrer Lehre und in ihren Sitten sind noch Religion, Moral und Recht völlig gemischt und Eins. Ihre Gesetzgelehrten, die Ulémas, sind zugleich Theologen und Juristen. Der Koran ist zugleich Religionsbuch und Reichsgesetz. An die Schéry, das heilige durch den Propheten geoffenbarte und durch die Tradition bestärkte und erweiterte Reichsrecht, ist auch der Padischah gebunden, wie jeder Gläubige. Der Sultan darf dieses göttliche Gesetz nicht ändern, nicht verbessern. Er kann wohl neue Gesetze geben, wie jene Verfassungsgesetze, „Kanun" genannt, aber nur innerhalb der unveränderlichen und unantastbaren Ordnung der Schéry. Auch in dem Sultan ist die weltliche und die geistliche Gewalt geeinigt. Er ist der „Schatten Gottes", der Nachfolger des Propheten, das religiöse Oberhaupt der Gläubigen, der „Kalif" und der staatliche Be-

Digitized by Google

herrscher des Reichs. Nach dem Ideal der Muselmänner hat Gott ihm zugleich mit dem Säbel des Propheten, den er sich nach der Thronbesteigung umgürtet, die Herrschaft über die Erde verliehen. Alle Fürsten und Völker sollen sich vor ihm beugen. Die Heiden soll er ausrotten, die Halbgläubigen (Christen) tributpflichtig machen und unterwerfen und die Muselmänner führen in dem heiligen Krieg.

Freilich ist mit der Macht der Türken auch der Glaube an das hochmüthige Ideal unsicher geworden. Aber so viel ist von der alten fanatischen Ueberhebung doch noch geblieben, daß die herrschende Nation der mohammedanischen Türken freiwillig sich nicht zu einer Gleichstellung mit der verachteten christlichen Rajah bewegen läßt, und allen Reformen eine apathische Starrheit entgegensetzt.

Die Türkei kann deshalb zu einem europäischen Staate nur werden, wenn Europa dieselbe nöthigt, die christlich-europäische Bevölkerung als wirkliche Staatsangehörige im Geiste der europäischen Rechtsordnung zu behandeln.

Daß es nicht unmöglich ist, mohammedanische Stämme der europäischen Staats- und Rechtsordnung einzufügen und daß die Hindernisse des Islam nicht unüberwindlich sind, das haben England im Süden und Rußland im Norden von Asien erwiesen. Aber mit bloßen freundlichen Räthen und guten Worten ist jener Hochmuth nicht zu brechen. Dazu bedarf es der Machtentfaltung, welche asiatische Massen allein überzeugt.

In dem Gefühle dieser Pflicht und dieses Rechts hat dann auch Europa wiederholt in der Türkei intervenirt, sowohl vor 1856 als nach 1856. Ursprünglich nahm Rußland ein alleiniges Patronat der griechischen Christen in Anspruch, und ließ sich dasselbe 1772 und 1812 vertragsmäßig von der Türkei zusichern. Später übernahm Europa gemeinsam die Sorge für die Christen in der Türkei, soweit die europäischen Großmächte dieselbe für nothwendig erachteten. Die Mächte beschäftigten sich so mit der griechischen, der egyptischen, der syrischen, der kretischen Frage, wie heute mit der bosnischen und bulgarischen; nicht immer in derselben Form und Richtung, vielfältig schwankend und unsicher zwischen gewaltsamem Eingreifen und sanften diplomatischen Mitteln.

Auch im Jahre 1856, als Europa die Türkei in das „europäische Concert" aufnahm, sorgte es dafür, daß der Hatti-Humojun, welcher die Europäisirung der türkischen Verwaltung versprach, von der Türkei den europäischen Mächten mitgetheilt und in dem Vertrage erwähnt wurde. Dadurch erwarb Europa auch ein Vertragsrecht gegen die Türkei, auf Erfüllung jener Zusage.

Sowohl die Natur der Dinge als die geschichtliche Entwicklung rechtfertigen somit eine gewisse Sorge Europas für die Europäisirung der Türkei und die Intervention Europas zu Gunsten der europäischen Völkerschaften in den Donau- und Balkanländern.

Diese Ausnahme von der Regel der Nichtintervention empfängt ihr volles Licht aber erst, wenn die Bestimmung der Menschheit und der Geist der weltgeschichtlichen Entwicklung beachtet wird.

Das Völkerrecht ist kein starres und formelles, kleinbürgerliches Juristenrecht. Das Völkerrecht ist der Ausdruck und das Gesetz der menschlichen Völkergemeinschaft und muß die weltgeschichtliche Bewegung der Menschheit begleiten. Daher muß es auf den Charakter dieser Bewegung achten und dieselbe, soweit sie mit edler Menschennatur im Einklang ist, unterstützen und fördern.

> Das Weltrad, — gewaltsam
> Hinrollt's unaufhaltsam,
> Und wie wir uns stemmen,
> Nicht werden wir hemmen,
> Was droben verhängt.

Die Herrschaft des Islam und der asiatischen Eroberer geht in Europa sichtbar und unabwendbar zu Ende. Die Türken vermindern sich und verlieren an der Macht, die sie lange genug geübt und mißbraucht haben. Die christlichen Bevölkerungen sind in natürlichem Wachsthum begriffen. Wenn ihre Cultur nicht gewaltsam unterdrückt wird, so werden sie wieder die fruchtbaren und schönen Länder in Ostromanien zu neuen Blüthen und Früchten bringen. Der Fortschritt der Welt verlangt es, daß endlich diese alten Culturländer der europäischen Civilisation wieder erschlossen werden und einen Antheil erhalten an dem Fortschritte der Menschheit.

So weit es nöthig ist, die gewaltsamen Hindernisse einer barbarischen Herrschaft zu entfernen und diese naturgemäße Entwicklung zu ermöglichen, so weit hat Europa die Pflicht und daher auch das Recht, diese nothwendige Sorge zu üben und wirksam zu machen.

Das ist der tiefste Rechtsgrund der europäischen Intervention und jener Ausnahme von der völkerrechtlichen Regel der Nichtintervention.

Ueber den Wahlkampf in den Vereinigten Staaten.

Von **Jos. H. Becker.**

New-York.

Wie der Wahlkampf auch ausfallen möge, der Sieg der einen oder der anderen regulären Parteiorganisation und eine neue Vertheilung der Beute unter die getreuen und lauten Kämpen derselben ist sicher. Die Arbeit, der sich die Letzteren unterzogen haben, ist aber auch anstrengend genug, um gerechten Anspruch auf eine Belohnung zu begründen. Der Aufwand von Lungenkraft allein, mittelst dessen der Sturm zeternder und polternder Schimpfergüsse, die Fluth verlogenen Redeschwalles, der eindringende Wind spitzfindiger Beweisgründe und das einschmeichelnde Gesäusel der beliebten Modephrasen den souveränen Bürgern in's Gesicht geworfen und in die Ohren geblasen wurde, ist ungeheuer. Rechnet man dazu noch die Arbeit, die im Geheimen und wenn möglich im Dunkel der Nacht vollbracht wird, und deren Kampfmittel in falschen Stimmen, falschen Eiden, falschen Zählungen, der Beeinflussung durch Geld, der Einschüchterung mit dem Revolver und den Bajonnetten der Gewalt, sowie endlich in dem Hinunterspülen ungemessener Quantitäten Bieres und Brantweins bestehen, so wird man zu dem Schlusse kommen, daß der Bezug eines Gehaltes während der nächsten vier Jahre für den patriotischen Helden, der sich aller dieser Strapazen activ und passiv unterzieht, der bereit ist, ebenso oft von seinem Gegner Lump und Spitzbub genannt zu werden, als er jenem einen Schurken und Hallunken an den Kopf wirft, selbst dann von der allgemeinen Menschenliebe gebilligt werden muß, wenn der Betreffende weder im Stande noch Willens ist, sich um die Pflichten des zu dem Gehalte gehörigen Amtes auch nur im Geringsten zu kümmern.

Für den unbefangenen Beobachter, der den wilden Wirrwarr des Schimpfstreites — denn dies ist wohl die treffendste Bezeichnung der Wahlcampagne! — und die Gruppirung der Parteien vom culturhistorischen Standpunkte aus betrachtete, bot derselbe mehrere interessante Züge dar. Einer derselben ist der überaus klägliche Zusammenbruch der „liberalen" Bewegung, die noch in diesem Frühjahre (am 15. März) in einem in herrlichen Phrasen abgefaßten Manifeste den Geburtstag der „Reformpartei" gefeiert hatte, um bald darauf durch die, wie sich Einer von ihnen im „North American Review" für October (Artikel: Independents in the Canvass) ausdrückt: „lächerliche Eile", mit der die betheiligten Herren, der deutsche Reformstaatsmann Schurz voran, sich in die unreformirte Parteistellung zurückflüchteten, zum Gegenstande des Kinderspottes zu werden.

Vorauszusehen war das schmähliche Fiasco dieser Reformbewegung der „besseren" Classen, der Grund liegt in der durch die Geschichte bestätigten Wahrnehmung, daß Reformversuche, die

Digitized by Google

in ostensibler Weise von den sich „besser" nennenden Classen oder Cliquen (in Amerika möchte das Letztere richtiger sein, da wirkliche Classen der Gesellschaft es noch nicht zu einer gesicherten Existenz haben bringen können!) in Scene gesetzt werden, noch niemals etwas Anderes als einen vorübergehenden Effect erzielt haben. Gerade wie die altkatholische Bewegung in Deutschland, so stellte die liberale Reformbewegung in Amerika niemals etwas Anderes vor, als ein Heer von den „besseren" Classen angehörigen, Glacéhandschuh tragenden und sehr schön redenden Generalen und Staatsmännern, dem der — obschon schwielige, schmierige und schmutzige, doch leider unentbehrliche — Gemeine gänzlich mangelte. Es ergibt sich aus ihrem kläglichen Zusammenbruche abermals die für Staatsmänner und Solche, die es werden und bleiben wollen, unentbehrliche Lehre, daß nicht sie oder die sogenannten „besseren" Classen es sind, die die Volksmassen leiten, sondern daß umgekehrt die Letzteren in vielleicht gleichgültiger und brutaler, aber darum nichts weniger beständiger Hartnäckigkeit dem Zuge ihres Instinctes folgen, und daß, wer den Ehrgeiz hat, ein Führer ihrer Colonnen zu sein, dieses Ziel nur dadurch erreichen kann, daß er denselben in der Richtung ihres Marsches voranläuft. Das Fiasco der „liberalen" Reformstaatsmänner in Amerika scheint uns Beweis zu sein, daß sie diese Richtung nicht getroffen haben. Und so blieb ihnen, als sie nach ihrem so beredten Aufrufe vom 15. März gewahr wurden, daß die Massen taub und unempfindlich in ihrer alten Richtung verharrten, am Ende weiter gar nichts übrig, als von ihrer möglicherweise erhabenen, gewiß aber einsamen Stellung in „lächerlicher Eile" herabzusteigen und, so gut es ging, in die Reihen der großen Parteiheere sich wieder einzudrängen!

Der zweite charakteristische Zug des diesjährigen Wahlkampfes ist der erneute Beweis der Allmacht der regulären Parteiorganisationen. Obwohl beide derselben, wie Schreiber dieses in der „Hundertjährigen Republik" (S. 366) vorhergesagt, „alle wesentlichen Fragen aus dem Gebiete der nationalen Politik verbannten" oder mit vollkommen nichtssagenden Phrasen abfertigten, und obwohl in Folge dieser schlauen Politik die Parteiprogramme beider Parteien dem Sinne nach fast ganz identisch, also ein Grund, warum die eine Organisation der anderen vorzuziehen sei, asolut nicht vorliegt; und obwohl zu gleicher Zeit die materiellen Fragen, insbesondere die Finanzfrage und die der Corruption der öffentlichen Verwaltung, wirklich brennende sind, und auch vom Publicum als solche empfunden werden, ist es dennoch gänzlich unmöglich gewesen, diese Fragen in einer consequenten Weise in den Vordergrund zu bringen, und in der Entscheidung des Wahlkampfes in einer oder der anderen Weise zu erledigen. Das dem Namen nach „freie" Volk hat vielmehr keine Wahl, seine Mißbilligung der bestehenden Mißregierung seitens der herrschenden republicanischen Partei kundzugeben, als die demokratische Parteiorganisation, deren active Mitglieder nicht um ein Haar zuverlässiger oder ehrlicher als die Republicaner, und die nicht die geringste Garantie, ja nicht einmal bestimmte Versprechungen einer besseren Verwaltung gegeben, in den Besitz der Herrschaft einzusetzen. Namentlich fiel die Leitung des Wahlkampfes republicanischerseits ganz und gar in die Hände derselben Corruptionisten, die die Schandwirthschaft der letzten acht Jahre verschuldet; und Herr Schurz, der in seinen ersten republicanischen Parteireden noch versuchte, an die Aeußerungen seiner vorhergehenden „liberalen" Laufbahn anzuknüpfen und die Grant'sche Administration zu kritisiren, sah sich bald gezwungen, dem Einflusse der corrupten Führer nachgebend, auf derartige Kritiken zu verzichten, und erlebte vor dem Ende seiner Wahlarbeit schon das Vergnügen, daß der sogenannte „Union League Club" von New-York, in dessen Räumen der deutsche Redner auf specielle Einladung gesprochen hatte, sogleich nach Beendigung seiner Rede Beschlüsse faßte, in denen Grant und die Regierungswirthschaft der republicanischen Partei höchlichst gepriesen wurde.

Sah es so in der republicanischen Partei aus, in der das reguläre Parteiklepperthum schon bei der Nationalconvention durch die recht eclatante Hintenansetzung des einzigen Reformcandidaten, des Bekämpfers der Schnapssteuerbetrüger, Bristow, und durch die Nomination eines unbekannten mittelmäßigen Menschen, der als solcher „keine Feinde hatte", Namens Hayes zum Präsidentschaftscandidaten den vollständigen Sieg davongetragen hatte, so stand es mit den Demokraten nicht viel besser. Der aufgestellte Candidat, Filder, galt zwar als „Reformer", weil er in den letzten Jahren als Gouverneur von New-York mit unläugbarer Energie und Verstand gegen mehrere Unredlichkeiten aufgetreten war, war indessen nicht nur in früheren Jahren selbst mit der Tammany-Gesellschaft eng verbunden gewesen, und hatte lange Zeit ihren Betrügereien gegenüber mindestens die Augen zugedrückt, sondern war auch sogar jetzt entweder nicht im Stande oder nicht Willens, mit dieser durch und durch corrupten Gesellschaft gründlich zu brechen. Der Einfluß dieser Politiker muß aber nothwendig um so größer sein, als dieselben durch ihre Herrschaft in der Stadt New-York thatsächlich die Entscheidung der Wahl in Händen hatten. Die Parteien standen sich nämlich, wie von vornherein ersichtlich war, oder doch allgemein geglaubt wurde, an Stärke so gleich, daß die Wahlstimme des großen Staates New-York höchst wahrscheinlich den Ausschlag geben mußte. Auf diese Wahrscheinlichkeit konnte die Demokratie aber nur dann mit Sicherheit zählen, wenn die Stadt New-York, die Heimat und der Herrschersitz jener corrupten irisch-amerikanischen Elique, deren berühmtester und wahrster Repräsentant Tweed ist, eine bedeutende demokratische Mehrheit gab. So lag also gewissermaßen die ganze Entscheidung der Nationalwahl in den Händen einer verhältnißmäßigen kleinen Anzahl unwissender irischer Wähler, die ein Spielball der Tammany-Politiker waren.

Der dritte charakteristische Zug des Wahlkampfes liefert den Beweis jenes, von den auf moderne „Principien" gegründeten Weltanschauung systematisch außer Acht gelassenen Einflusses ethnischer Verschiedenheiten. Die Parteipolitiker beiderseits kämpften allerdings nur um den Besitz der „Beute"; aber dieses Streben wurde weder diesmal noch überhaupt jemals von den Volksmassen als legitim angesehen. Um also die Stimmen der souveränen Bürger zu gewinnen, waren die beutegierigen Politiker immer und auch diesmal gezwungen, sich zu den Verfechtern solcher Ansichten, Gefühle und Leidenschaften zu machen, die auf die Wähler zugkräftig wirkten. Und gerade weil die materiellen Interessen ganz und gar in den Hintergrund geschoben waren, trat die Berufung an diese Beweggründe ausschließlich in den Vordergrund. Der Instinct der Volksmassen, mit dem innige Fühlung zu behalten das Geheimniß jedes Erfolges im Gebiete der Politik ist, wurde auf's Genaueste sondirt, und es gibt keine, dieser „unbewußten" geistigen Thätigkeit entspringenden sogenannten nationalen „moralischen" oder „religiösen Vorurtheile", die nicht offen oder im Geheimen angeregt wurden.

Aus der Natur der Verhältnisse, die die demokratische Partei auf ein Bündniß sämmtlicher oppositioneller Elemente, die unter sich sehr verschieden, gegen die herrschende Partei hinwies, folgte ganz natürlich, daß die erstere jede Berührung solcher heiklen Themata so viel als möglich zu vermeiden suchte. Das Interesse der Republicaner dagegen verlangte das gerade Gegentheil. Die nationale Animosität der Irländer gegen die Deutschen, der religiöse Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten, der Rassenhaß zwischen Weißen und Schwarzen brauchte nur angeregt zu werden, um, wenn auch nicht in einer directen Stärkung ihrer eigenen, doch sicherlich in der Schwächung der Gegenpartei zu resultiren. Hauptsächlich aber wandten sie sich an den alten, durch den Secessionskrieg aber ungemein gesteigerten Haß zwischen den Yankees und den Südlichen, indem sie die schreckliche Gefahr des Ueberganges der Regierung in die Hände der Letzteren betonten.

Dieses Argument, von der Gegenpartei das „Schwingen des blutigen Hemdes" genannt, wurde von den republicanischen Rednern mit um so wüthenderer Leidenschaft vorgetragen, als dieselben persönlich sich als Corruptionisten blosgestellt wußten.

Digitized by Google

Jim Blaine, der entlarvte Eisenbahn-„Jobber", der durch einen geheuchelten Sonnenstich im Juni sich der Untersuchung seiner Spitzbübereien durch das demokratische Repräsentantenhaus vorläufig entzogen hatte; Morton, Einer der corrupten „Senatorengruppe", die die Regierung in den letzten Jahren in Händen gehabt; Logan, der Beschützer des Schnapsringes in Chicago; Boutwell, der ebenso unfähige wie corrupte ehemalige Finanzminister, und ein Heer geringerer Staatsmänner ergingen sich gegen die südlichen Weißen in Schimpfereien von solcher Heftigkeit, daß dieselbe als eine Provocation zu einem erneuten Kriege bezeichnet werden muß. Aber sie schimpften nicht nur, sondern, und dies ist das Bemerkenswerthe, da es die unhaltbare Heuchelei des allgemeinen Freiheits- und Gleichheitsschwindels auf's Klarste zeigt, ihr Argument trat diese ihre sogenannten Principien geradezu mit Füßen, indem sie den gewesenen „Rebellen" ohne Weiteres die Befähigung und das Recht absprachen, welches den Negern zuzuerkennen der angebliche Zweck des Krieges und die besondere Aufgabe der republicanischen Partei gewesen sein sollte, nämlich das Recht: als freie Bürger und Wähler durch Abgabe ihrer Stimme nach eigenem Ermessen an der Verwaltung des Landes Theil zu nehmen. Allerdings verbarg sich diese Aechtung eines beträchtlichen Theiles der weißen Bevölkerung des Landes hinter die Sophistik, daß diese Weißen, weil noch Rassenabneigung zwischen ihnen und den Negern bestände, nicht zur Theilnahme an der Regierung fähig seien. Daß dasselbe Argument nicht nur die Weißen, sondern ebensowohl die Neger, und in weiterer Folge alle Völker, unter denen sich überhaupt besondere Nationalgefühle vorfinden, d. h. in letzter Linie die ganze Menschheit trifft, daß es die ganze Gleichberechtigungstheorie über den Haufen wirft, indem es deren Ausführung in jedem concreten Falle dem zufälligen Belieben der gerade Mächtigen, die ihre eigenen Vorurtheile für „Recht", und alles Widersprechende für „Unrecht" oder „abscheulich" erklären, ist für jeden Menschen (ausgenommen für die verbissenen Anhänger dieser Principien selbst) leicht begreiflich. Denn wenn die Ausübung der „unveräußerlichen Menschenrechte" auf Freiheit und Gleichheit seitens A davon abhängt, ob ein B den A für fähig hält, diese Rechte auszuüben, so ist A nicht dem B gleichberechtigt, sondern vielmehr von ihm abhängig. Und so lange kein bestimmtes, nicht von der Willkür B's abhängiges Unterscheidungsmittel festgestellt ist, vermöge dessen die Fähigkeit und das auf ihr (und nicht mehr auf dem „natürlichen Rechte") beruhende gleiche Recht A's erprobt und anerkannt werden kann und muß, ist A nicht nur abhängig von B, sondern sogar seiner ganz beliebigen und despotischen Laune unterworfen.

In den Südstaaten war dies auch seit dem Kriege thatsächlich der Fall, indem die herrschende Regierung zwar keinen Maßstab der Fähigkeit, an dessen Besitz sich das Recht der Ausübung der sogenannten „unveräußerlichen Menschenrechte" knüpfen sollte, aber an seiner Stelle den nebelhaften Begriff der „Loyalität" aufstellte, welche nach der willkürlichen Interpretation der herrschenden Gewalten, d. h. der republicanischen Partei, wesentlich in der Anerkennung der Grundsätze dieser Partei bestand. Man sagte den Südlichen: Ihr seid „freie und gleichberechtigte Bürger" (kraft eurer „unveräußerlichen Menschenrechte"), aber nur wenn und wie lange ihr republicanisch stimmt, sobald ihr dagegen euren eigenen Ansichten und Interessen gemäß und gegen die republicanischen „Principien" auftretet, seid ihr „disloyal und Rebellen", und zur Ausübung eurer (nach denselben republicanischen Principien „unveräußerlichen") Menschenrechte nicht berechtigt. Denn, heißt es weiter, nur wenn wir die disloyalen Elemente von der Theilnahme an der Regierung ausschließen, können wir die auf dem Principe der allgemeinen Menschenrechte gegründete Union aufrecht erhalten. Es ist nämlich ganz offenbar und kann von Niemand bestritten werden, daß wenn diese (nach den Behauptungen der Republicaner in der demokratischen Partei befindlichen) disloyalen Elemente, die die „Grundprincipien der Freiheit und Gleichheit", die „unveräußerlichen Menschenrechte" (in Bezug auf den Neger) nicht anerkennen, die Regierung in Besitz nehmen, sie eben ihre Ansichten zur Geltung bringen, d. h. die sogenannten „Grundprincipien" praktisch über den Haufen werfen würden. Die Absurdität des „Freiheits- und Gleichheits"-Schwindels wird also hier durch das im Laufe weniger Jahre zur Cardinalfrage gewordene Dilemma bewiesen, in dem sich eine Partei (die republicanische) befindet, deren angebliches Grundprincip jedem „Menschen" die unverkürzte Ausübung seiner „gleichen Freiheitsrechte" gewährleistet, und die zur angeblichen Aufrechterhaltung ihrer Grundprincipien gezwungen ist, deren Beiseitesetzung, in Form der Entrechtung aller der Menschen, die an diese Grundprincipien nicht glauben, zu verlangen!

Die republicanischen Redner aber kümmerten sich sehr wenig um die logische Absurdität ihrer Stellung. Ihnen genügte es vollkommen, daß ihre zum Himmel schreienden Appellationen für die Aufrechterhaltung der Errungenschaften des Krieges und der Herrschaft der heiligen Principien mehr „zogen", d. h. sich als mehr geeignet erwiesen, die ethnischen Instincte (Gefühle und Leidenschaften) aufzuregen, als irgend welche anderen Gründe, die sie zu Gunsten ihrer Partei vorzuführen im Stande waren. Sie malten die Gefahr des Umsturzes aller „Grundsteine der Republik" und der Verfassung im Falle des Sieges der „Rebellen" so grell aus, daß dadurch nicht Wenige, denen sonst die republicanische Mißregierung ein Gräuel gewesen, sich zur abermaligen Vertheidigung der bedrohten Heiligthümer verpflichtet wähnten. Doch trat die ethnische Verschiedenheit der Bevölkerung des Nordens in der Wirkung dieses Appells deutlich zu Tage. Derselbe zog nämlich am meisten bei den Yankees und den verwandten puritanischen Elementen des Nordens, die nicht nur von Alters her die südlichen „Cavaliere" haßten, sondern auch als die Kerntruppen der republicanischen Partei so ziemlich den Gesammtbetrag der mit dem Besitz der Herrschaft verbundenen „Beute" genossen, und natürlich nur wenig Lust hatten, auf die profitable Beschäftigung des Herrschens Verzicht zu leisten. Viel weniger zog er dagegen bei den Deutschen, den bisher wichtigsten Verbündeten des Yankeeelementes. Der bekannte Volksmann Hecker, der vier Jahre früher von der republicanischen Partei in Ausdrücken gesprochen hatte, wie sie eben nur amerikanische Blätter abdrucken, warf nicht minder kräftige oratorische Unhöflichkeiten auf die verd . . . ten Feinde der „Freiheit", die Rebellen des Südens. Ihm und Herrn Schurz, der, obwohl in besserer Sprache, am Ende des Wahlkampfes im ähnlichen Sinne zu sprechen sich gezwungen sah, folgten einige professionelle Principienreiter und Idealisten und eine etwas größere Schaar, die ihr individuelles Interesse unter dem Schleier der Begeisterung für die Ideen der Freiheit geschickt verbarg. Diese und ein Haufen Leute, die noch aus Trägheit bei der Partei blieben, der sie seit längerer Zeit angehört hatten, und die nicht sehr zahlreiche Anzahl deutscher Protestanten, die sich den Ideen des fanatischen Puritanismus zuneigt, bildeten die Getreuen, die die republicanische Partei unter den Deutschen sich noch erhielt. Die weitaus größere Hälfte dagegen nahm eine unentschiedene Stellung ein, und ohne große Begeisterung für die Bestrebungen der Demokratie zu zeigen, trat ihre Mehrzahl dennoch wenigstens für diese Wahl zu Gunsten derselben auf. Aehnlich wie bei den Deutschen verhielt es sich bei den anderen eingewanderten Elementen, die, wie Engländer, Schotten und namentlich die Skandinavier, bisher der republicanischen Partei angehört hatten. Gerade der Grund, der das Yankeeelement fest mit der republicanischen Partei verband, nämlich der Besitz und die Ausbeutung der nationalen Gewalt, trieb diese Elemente, denen die Ausbeutung durch die Yankees und das angriffsweise Vorgehen des intoleranten Puritanismus anfing abscheulicher zu erscheinen, als die rebellische Gesinnung der Weißen des Südens, in die Reihen der Opposition.

Trotz des Abfalles einer großen Anzahl der deutschen und eingewanderten Republicaner von der Partei aber bleibt es dennoch zweifelhaft, ob die Uebermacht, welche dieselbe in

Digitized by Google

früheren Wahlen besessen hatte, und die durch den Besitz der Regierungsgewalt, ihrer ungeheuren Patronage, ihren ausgiebigen Mitteln der Bestechung und soviel als möglich namentlich im Süden zur Einschüchterung der Gegner und Aufmunterung der Anhänger benutzten gerichtlichen, polizeilichen und Militärgewalt, hätte gebrochen werden können, wenn nicht ein weiterer Umstand, nämlich die trostlose Geschäftslage und die allgemeine Arbeitslosigkeit, der Opposition in die Hände gearbeitet hätte. Alle die Enthüllungen der gewaltigen Corruption der Bundesregierung, auf welche die Demokraten verwiesen, so klar dieselben auch für Jeden waren, der die Entwickelung der Dinge aufmerksam verfolgt hätte, wären auf die Masse des gewöhnlichen Volkes, die sich im Studium solcher eingehenden Berichte nicht genügend vertieft, um ein eignes Urtheil über deren Werth zu haben, wohl ohne Wirkung geblieben, wenn die Geschäfte gut gegangen und Jedermann, der auf seiner Hände Arbeit angewiesen ist, guten Lohn verdient hätte. Das Gegentheil regte an und für sich die gewaltige Unzufriedenheit des Volkes mit der bestehenden Regierung an, und hätte dies zweifelsohne auch gethan, wenn gar keine Ursache zu directen Anklagen gegen die Regierung vorhanden gewesen wäre. So führte die Krisis von 1837 im Jahre 1840 zur Niederlage der demokratischen Partei, die erst im Jahre 1836 mit ungeheurer Mehrheit den Sieg gewonnen hatte. So folgte der Krisis von 1857 schon im Jahre 1860 der Wahlsieg der damaligen Opposition, der republicanischen Partei. Allerdings ist es wahr, daß seit 1837 und 1857 sich die Machtmittel der Partei, die im Besitze der Herrschaft befindlich ist, so sehr vergrößert haben, daß ein Regierungswechsel auf Grund bloßer allgemeiner Unzufriedenheit mit der Geschäftslage viel schwieriger geworden. Aber ebenso ist es wahr, daß die Krisis von 1873 viel schlimmere Zustände und demgemäß eine viel tiefere Unzufriedenheit hervorgerufen hat, als irgend eine der früheren Krisen, und daß der auf allen Geschäften liegende Druck noch fortwährend zunimmt, wie denn die Anzahl der Bankerotte im laufenden Jahre weit größer ist, als in den vorhergehenden. Es ist demnach gar keine ungerechtfertigte Annahme, daß schon diese Ursache allein vollauf Grund genug darbietet, um einen stattfindenden Regierungswechsel zu erklären, und daß es gar nicht bewiesen, daß das Verlangen nach Letzterem aus der moralischen Entrüstung über die Corruption der Regierung entsprang. Es könnte vielmehr der Fall sein, daß sich die durch Geldverluste und Arbeitslosigkeit entstandene Unzufriedenheit die Corruption der Regierung zum willkommenen Vorwande eines Parteiwechsels nähme. Das wird ganz besonders durch die sehr flaue Aufnahme, welche der Vorschlag der Civildienstreform unter den Massen des Volkes gefunden, wahrscheinlich gemacht. Es ist notorisch, daß im Anfange des Wahlkampfes nicht nur Herr Schurz, sondern mehrere andere Redner mit diesem Thema das Volk zu bearbeiten suchten, und daß gerade der geringe Anklang, den sie dabei fanden, die geriebenen Parteiführer, wie **Blaine** und **Morton**, sogleich dahin führte, eine zugkräftigere, an die Leidenschaften des Volkes appellirende Weise, die vom „blutigen Hemde" anzuschlagen, mit der sie denn auch in der That die begeisterten Massenversammlungen zu Stande brachten, die die „Civildienstreform" zu rufen verfehlt hatte. Die einfache Thatsache ist, daß das amerikanische Volk im Großen und Ganzen noch sehr weit davon entfernt ist, die Einführung eines regelmäßigen, fest angestellten Beamtenstandes als Bedingung einer Reform für nöthig oder auch nur für wünschenswerth zu halten. Ja ich möchte sogar behaupten, daß in Wahrheit die ungeheure Mehrheit dieses Volkes geradezu geneigt ist, die Heilung der Corruption zunächst auf dem entgegengesetzten Wege, nämlich dem eines immer schnelleren Wechsels im Amte zu suchen. Diese Tendenz ist so mächtig, daß sie im Annahmebriefe des republicanischen Präsidentschaftscandidaten Ausdruck gefunden hat, indem derselbe sich für das sogenannte „Einterminprincip" in der Besetzung des Präsidentenamtes selbst zu verpflichten für nöthig hielt. Ja ich glaube sogar, daß es einzig und allein dieser Zug im Volke ist, der ein Wiedererernennung Grants seitens der republicanischen Partei, die, wie nur Aussicht auf ihre Billigung durch das Volk vorhanden gewesen, in der Convention der Politiker ganz sicher und mit größter Leichtigkeit durchgesetzt worden wäre, verhindert hat. Und dieser mächtige Glaube an den Werth der „rotation" des Wechsels im Amte kam in diesem Wahlkampfe der Demokratie zu Gute. Die von Herrn Schurz ausgesprochene Befürchtung, daß der Sieg der Demokratie in der Entlassung sämmtlicher gegenwärtigen Beamten gipfeln würde, möchte bei dem durchschnittlichen Amerikanerthume gerade die entgegengesetzte Wirkung erzielt haben, die der Redner sich von ihr versprach. Die Volksmassen hierzulande glauben heutigen Tages viel mehr an die Wahrheit des Sprüchwortes: „Neue Besen kehren gut!" als an die anhaltende Pflichttreue langjähriger Beamten. Und für den, der die Umstände dieses Landes kennt, ist es mindestens zweifelhaft, ob dieser Volksinstinct nicht das Richtigere getroffen hat, als die philosophische Weisheit des deutschen Redners und Staatsmannes. Denn die Thatsache, daß eine dauernde Anstellung in Deutschland pflichtgetreue Beamten erzieht, ist noch lange kein Beweis, daß dasselbe Resultat in einem Lande sich ergeben würde, in dem ein Dollarhaufen mehr gilt, als Amtsehre und guter Ruf.

Im Ganzen gelangen wir demnach zu dem Schlusse, daß die allgemeine Unzufriedenheit des Volkes mit der Geschäftslage die hauptsächlichste, der Anstoß, den die Corruption der Bundesregierung erregte, nur in zweiter Linie eine Ursache des Umschwunges in den Nordstaaten ist, und daß der Einfluß der letzteren Ursache sich wesentlich nur auf das vordem republicanische, deutsche Element beschränkte, während in den Südstaaten der Versuch der Republicaner, mittelst der Neger und durch Gewalt und Betrug aller Art ihre Herrschaft zu behaupten, die Weißen fast ohne Ausnahme im Lager der Opposition vereinigt hat.

Literatur und Kunst.

Ferdinand Kürnberger.

„Literarische Herzenssachen", Reflexionen und Kritiken. Wien 1877, L. Rosner.

Ferdinand Kürnberger lebt in Wien. Es muß auffallen, daß sich eine solche Schriftstellernatur ihre Eigenart in der großen Stadt so völlig unversehrt hat erhalten können. Nach Kürnbergers Schriften sollte man vielmehr glauben, daß der Verfasser in irgend einem vergessenen Landstädtchen, oder sogar „seitwärts in den Büschen" hause, wo jene Wilden leben, die bekanntlich bessere Menschen sind als wir mit den Uebertünchungen der Großstadt. Der große Verkehr ist der Feind aller Selbstständigkeit; da alle eigenartigen Ausbildungen ihm hinderlich sind, so gelten sie als mehr oder minder unzweckmäßige Auswüchse, deren Beseitigung im Interesse einer schnelleren und leichteren Fortbewegung wünschenswerth ist. Die gesellschaftlichen Rücksichten poliren säuberlich die Eigenarten und Schroffheiten, sie uniformiren und nivelliren und sind beständig bestrebt, die Gleichmäßigkeit im Format herzustellen. Da duckt sich der Große und reckt sich der Kleine, so daß sie alle schließlich ungefähr dasselbe Maß zu haben scheinen; sie sehen sich die Anschauungen gegenseitig von einander ab, sie sprechen ungefähr dieselbe Sprache. So ist die großstädtische Gesellschaft eigentlich nur noch ein Collectivwesen, das so und so viel Individualitäten in sich aufgenommen hat, welche durch das Bestreben der Gesellschaft, sich dieselben zu assimiliren, ihre Verschiedenartigkeiten zu Gunsten einer bequemen Durchschnitts-Gleichheit preisgegeben haben.

Kürnberger hat sich der Gestellungsordre dieser sogenannten „nivellirenden Gleichheitsflegelei", die ihn kraft ihres sich auf Alle erstreckenden Fahnenzwanges in die Uniform der Durchschnittsmenschen stecken wollte, nur durch Desertion entziehen

Digitized by Google

können. Er hat sich — nicht wie die Schnecke in ihr Haus, das Bild würde nicht stimmen — aber etwa wie Diogenes in sein Faß verkrochen, und lebt in dem großen und lustigen Wien in selbstgewählter Einsamkeit so ungestört und unbekümmert wie in dem abgelegensten Dorfe. Er ist ein wahrer Einsiedler inmitten des großstädtischen Gewühls.

Aber deswegen ist er doch nicht taub gegen das Geräusch, das von der Gasse herauf zu ihm in seine Klause dringt. Er weiß sehr wohl die verschiedenen Stimmen zu unterscheiden, die singenden und die kreischenden, und weiß sehr wohl, aus welchen Tonelementen sich die wunderlichen und unendlichen Disharmonien unserer Zeit zusammensetzen. Er ist, um den Heine'schen Ausdruck zu gebrauchen, ein sehr feiner Horcher; und in der Muße seiner aufmerksamen Zurückgezogenheit hat sich sein Ohr geschärft. Er hat auch ein gutes Auge, und wenn er auf das Menschenknäul herabblickt, so erkennt er deutlich die Wohlgestalt und die Mißbildung.

Kürnberger lebt ein Leben für sich. Alle seine eigenthümlichen Vorzüge und auch alle seine Unarten lassen sich daraus erklären.

Er hat sich in diesem Selbstleben von der Anempfinderei und dem gedankenlosen Nachschwatzen des von Andern Gedachten wie vor einer ansteckenden Krankheit durch die Einimpfung der Lymphe seiner Ichheit zu bewahren gesucht; er denkt für sich seine eigenen Gedanken. Er ist — das Wort ist von ihm selbst erfunden oder wenigstens aufgefrischt — ein „Geisteigener". Irrt er, zieht er falsche Schlüsse — was thut's? Der Vorwurf, „ein Narr auf eigene Hand zu sein", wird ihn jedenfalls minder kränken, als das zweifelhafte Compliment, die allgemeine Stimmung zu „vertreten" — um ein ihm verhaßtes Zeitwort, aber ein richtiges Wort unserer Zeit, anzuwenden.

Sein ungestörtes Alleinsein hat in ihm den analytischen Sinn, sagen wir meinethalben: den Hang zum Grübeln, geweckt und gefördert. Er bleibt nicht vor der Erscheinung stehen, er sucht immer in's Wesen einzudringen, er liebt es, den Kern herauszuschälen. Diese Fertigkeit hat sich bei ihm in bemerkenswerther Weise herausgebildet. Er hat eine sehr feine Empfindung für das, was nicht auf der Oberfläche liegt. Schon die Wahl der Bücher, denen er eine Besprechung widmet, ist in dieser Beziehung bezeichnend. Es sind nicht jene aufdringlichen Hervorbringungen, die sich wie gepuderte und geschminkte Modedamen immer an den sichtbarsten Stellen dem Beschauer darbieten; es sind züchtige Schönheiten, die sich keusch verhüllen, und deren Anmuth und Schönheit nur von einem kleinen Freundeskreise gekannt und gewürdigt wird. Es sind Bücher, wie Claude Tilliers „Onkel Benjamin", wie die „Sieben Legenden" von Gottfried Keller, den Kürnberger „das enfant terrible des Katholicismus" nennt.

Seine Gesinnung ist nicht durch Rücksichtsnahme, oder noch schlimmeres als Rücksichtsnahme, verdorben; sie ist rein und jungfräulich geblieben. Aber sie ist freilich in ihrer Ungeselligkeit auch schroff und oft verletzend. Kürnberger ist aufrichtig und wahr, aber er ist einseitig und nicht immer gerecht. Er straft kleine Eitelkeiten, die im Grunde genommen doch nur harmlose Lächerlichkeiten sind, weil er sich über sie ärgert, wie schwere Verbrechen. Da, wo ein Nasenstüber genügen würde, versetzt er einen Faustschlag, und wo ein Achselzucken am Platze wäre, speit er aus. Er kann recht grausam sein. Steht ein solcher grausamer Artikel in einem Zeitungsblatte, das für den Tag bestimmt war und schon nach einer Woche nur mit Mühe zu beschaffen ist, so hat das weniger auf sich; aber die Sache wird bedenklicher, wenn ein solcher Aufsatz aus dem vergänglichen Zeitungsblatte in den dauerhaften Band übergeht, dann wirkt er wie eine Lieblosigkeit. Und doch wäre es nicht richtig, Kürnberger den Vorwurf zu machen, daß er lieblos sei. Im Grunde genommen sind diese so peinlich wirkenden Ausfälle doch nur Schrullen und Grillen, wie sie die Isolirung gebiert.

Da er ganz für sich lebt und sich um Niemand kümmert, so entwickeln sich seine Zuneigungen und seine Abneigungen ungehindert und nehmen erstaunliche Verhältnisse an. Seine Abneigung steigert sich leichtlich zu blindem Haß.

Ein Opfer dieser Einseitigkeit ist z. B. Halm, für dessen dichterischen Verdienste Kürnberger alles Verständniß eingebüßt hat. Ein gutes Wort, das ein anderer Schriftsteller gelegentlich über Halms „Fechter von Ravenna" ausspricht, versetzt ihn in eine Berserkerwuth und die stärksten Worte erscheinen ihm kaum hinreichend, um seinen Abscheu über die „specifische Nichtswürdigkeit dieser Schandkomödie" auszudrücken.

Ein andermal ärgert er sich über die elegante Ausstattung der Druckwerke und schimpft über den „gepreßten und geschniegelten Buchbinderquark". Ob es ihm nicht selbst eine kleine Freude bereitet, daß die Verlagshandlung sein Werk in einem anständigen Gewande dem Publicum vorgelegt hat? — Oder er wüthet gegen die Illustrationen: „Wenn ein Goethe mit der höchsten dichterischen Bildkraft ein Gretchen hervorbringt, welcher Radirer, Schaber und Kritzler darf sich zwischen mich und Goethe stellen mit der Prätension: Du sollst dir das Gretchen vorstellen, nicht wie es Goethe will, sondern wie ich es will? Das wäre schlechthin erlaubt? Was ist denn alle Geisteswollust der Poesie als der Anstoß, welchen die Phantasie des Dichters der Phantasie des Lesers mittheilt? Und dazwischen dürfte ein Stoßballen sich einschieben, welcher illustrirt und welcher im Bunde der Dritte sein will? Ich dächte, es gäbe mehr als Einen Bund, welcher zu intim, zu persönlich für einen Dritten."

Mit demselben Rechte könnte man auch die Darstellung auf der Bühne als eine Entweihung der Dichtung bezeichnen. Soll eine Schauspielerin sich zwischen mich und Goethe stellen dürfen, mit der Prätension: Du sollst dir das Gretchen vorstellen, nicht wie Goethe will, sondern wie ich es will? Wo bleibt in der That die großartigste Darstellung dieses Mädchens im Vergleich zu dem unbeschreiblichen Wesen, das sich unsere Phantasie aus der Goethe'schen Dichtung herausbildet?

„Man muß im Leben die vier Species kennen", hat ein weiser Mann gesagt. Wenn ich zu der Illustration einer Dichtergestalt addire und von meiner Vorstellung subtrahire, so kann mir auch ein gemaltes Gretchen ein großes und sogar ein poetisches Wohlbehagen einflößen, was, notabene, gar nicht einmal die Aufgabe dieses gemalten Gretchens ist. Denn dieses gemalte Gretchen ist ein anderes selbstständiges Kunstwerk, von einer andern Individualität geschaffen, um mit andern Mitteln auf mich zu wirken. Thut man die Illustration in den Bann, so kommt man schließlich dazu, die ganze Malerei mit dem Interdict zu belegen; der scharfsinnige Pascal ist richtig zu dieser äußersten Consequenz gelangt: „O über die Eitelkeit der Malerei, die die Bewunderung hervorrufen will durch Aehnlichkeit mit Dingen, deren Original man nicht bewundert."

Und was sagt Kürnberger zu einer singenden Susanne, zu einer singenden Desdemona und zu einem singenden Gretchen? Will er Beaumarchais, Shakespeare und Goethe zu Liebe Mozart, Rossini und Gounod zum Stillschweigen verurtheilen? Das ist Grillenfängerei.

Kürnberger hat mehr als einen Zug mit dem höchst achtungswerthen, aber oft sehr unbequemen „Misanthrop" gemein, mit jenem wunderbaren Molière'schen Helden, von dem Goethe sagt: „Hier stellt sich der reine Mensch dar, welcher bei gewonnener großer Bildung doch natürlich geblieben ist, und wie mit sich, so auch mit andern, nur gar zu gern wahr und gründlich sein möchte; wir sehen ihn aber im Conflict mit der socialen Welt, in der man ohne Verstellung und Flachheit nicht umhergehen kann. Gegen einen solchen ist Timon ein blos komisches Sujet, und ich wünschte wohl, daß ein geistreicher Dichter einen solchen Phantasten darstellte, der sich immerfort an der Welt betrügt, und es ihr höchlich übel nimmt, als ob sie ihn betrogen hätte."

Das Gleiche läßt sich fast Wort für Wort von Kürnberger sagen. Es ist natürlich, daß er mit dem Sonderlinge Bogumil Goltz aufrichtig sympathisiren muß; beide sind eigenwillige Einspännernaturen. Ob sie aber, wenn man sie an dieselbe Deichsel vor denselben Wagen spannte, nicht dennoch gegen einander ausschlagen würden, ist eine Frage, die sich nicht ohne Weiteres ver-

Digitized by Google

neinen läßt. Beide sind eben Naturen für sich, die sich ihre Kreise nicht stören lassen wollen, auch nicht von Ihresgleichen.

Auf den Inhalt des Buches einzugehen, das den Titel „Literarische Herzenssachen" führt, und dessen Erscheinen diesen Versuch, einen eigenthümlichen und bei uns noch nicht genügend gewürdigten Schriftsteller zu charakterisiren, angeregt hat, ist nicht meine Absicht. Eine Kritik von Kritiken hat immer etwas Mißliches. Es würde des Debattirens kein Ende sein, wollte ich meine abweichenden Ansichten den von Kürnberger ausgesprochenen gegenüber zur Geltung zu bringen suchen. Nur über die Form möchte ich mir einige Bemerkungen erlauben.

Kürnbergers Stil hat etwas Lärmendes und Tobendes, das mit der Stille seiner Zurückgezogenheit, etwas Hastiges, das mit der Ruhe seiner analytischen Beschaulichkeit im Widerspruch steht. Bei einem Schriftsteller, der ein so feines sprachliches Gefühl besitzt wie er, ist der verschwenderische Gebrauch entbehrlicher Fremdwörter auffällig. Gegen die Fremdwörter an sich ist ja gar nichts einzuwenden; wenn ein eingebürgertes Fremdwort, oder ein solches, das auf eine gastliche Aufnahme Anspruch machen darf, den Begriff vollständiger deckt als ein heimisches, so mag man dies Fremdwort in unserm Jahrhunderte der Freizügigkeit ruhig gebrauchen; aber auch nur dann, wie ich glaube. Ist ein gutes deutsches Wort zur Stelle, weshalb dann nach dem fremden greifen? Ist die Sprachreinlerei lächerlich, so ist die sprachliche Putzsucht mit Fremdwörtern nicht minder thöricht. Wozu, wie Kürnberger schreibt, eine „rusticale" Eifersucht, wozu die „effiminirteste" Nation? Wozu Schwerverständlichkeiten und Unverständlichkeiten, wie der in der Charakterisirung von Bogumil Goltz gebrauchte Satz: „Sein Schreiben ist nur ein Dentrit seines Daseins"?

Bei Kürnberger, der ganz gut weiß, wie man deutsch schreiben soll, und der auch deutsch schreiben kann, ist dergleichen schier verwunderlich. Daß er unsere Sprache kennt und liebt, beweist er gleich auf den ersten Seiten seines Buches, in denen er mit Recht gegen den verlotterten Zeitungsstil ankämpft. Er gibt da eine hübsche Blumenlese von hochtrabenden und niedrigen Redensarten, die sich in der Zeitungssprache festgesetzt haben und immer wieder und immer wieder gedankenlos angewandt werden. Er hat diese für die Sauberhaltung unserer Sprache so wichtige Frage nur obenhin gestreift. Eine freilich langwierige, aber sehr verdienstliche Arbeit wäre es, in diese Frage tiefer einzudringen, um womöglich festzustellen, welche Veränderungen unsere Sprache durch das Zeitungsdeutsch erlitten, welche Sprachungeheuer dieses Zeitungsdeutsch hervorgebracht hat. Kürnberger hat beispielsweise einen Punkt gar nicht berührt: wie den Schriftstellern, die in der nothgedrungenen Hast der Zeitungsproduction schreiben müssen, allmälig die sinnliche Bedeutung der von ihnen gebrauchten Wörter und Redewendungen ganz verloren geht, und wie sich dadurch eine wahrhaft grauenhafte falsche Bildlichkeit in den Spalten der Tagesblätter, und dann in der Unterhaltung der Zeitungsleser, also in der Sprache der Gebildeten einnistet. Es fällt kaum noch auf, wenn man in der Zeitung liest, „wir wollen diese brennende Frage nicht erschöpfen", oder „aus guter Quelle verlautet", oder „jenes Blatt, dem aus den Ministerialbureaux die trockensten Nachrichten zufließen" u. dergl. Wasser und Feuer, Festes und Flüssiges wird ohne Weiteres sinnlos zusammen- und durcheinandergemengt. Und die schönen neuen Wörter, mit denen uns die Zeitungen bereichert haben! Wie „Geschehniß", „Kabelgramm", wie neuerdings „Orientdinge"; wir werden uns demnach auch wohl auf eine „Oestreichhaltung", eine „Frankreichpolitik" u. s. f. gefaßt machen müssen.

In einer Einzelheit irrt sich Kürnberger. Er ärgert sich über das Wort „paraphiren", das er „als ein neues aus den Journalspalten ausgekrochenes Ungeziefer" bezeichnet. „Wenn paragraphirt auch paraphirt heißen kann, so ist die menschliche Sprache überhaupt abgeschafft; paraphirt ist ein Thierlaut." Die starke Verstümmelung, über die sich Kürnberger hier beklagt, ist nicht das Werk des modernen Journalismus; diesen kann höchstens der Vorwurf treffen, daß er das so verstümmelte Wort aus dem Französischen herübergenommen hat. „Paraphe" und „parapher" sind alte französische Wörter, die sogar von den Classikern gebraucht werden. Sie haben auch eine andere Bedeutung angenommen als „paragraphe" und „paragrapher", denen sie ihr Dasein verdanken. Paraphe bedeutet soviel wie Namenszug oder Schnörkel, oder auch Abkürzung der Unterschrift. Littré citirt schon Beispiele aus dem 15. Jahrhundert. François Villon gebraucht bereits dieses Wort, ebenso im 16. Jahrhundert Rabelais. Der von Kürnberger citirte Satz: „Das Gesetz ist schon so weit fertig, daß es nur noch paraphirt zu werden braucht", soll also, wenn ich recht verstehe, nicht bedeuten, daß es nur noch in Paragraphen gebracht zu werden braucht, wie Kürnberger liest, sondern es soll heißen: die Gesetzesvorlage ist soweit fertig, daß nur noch die Unterschrift des Landesherrn, die kaiserliche Genehmigung, erforderlich ist, um die Zustimmung der gesetzgebenden Körperschaft zu erlangen.

Paul Lindau.

Aus Europa. Aus Afrika.

Hildebrandts Aquarellen. Dr. Frankensteins Loangoküste.

Seit neun Jahren setzt die Kunstverlaghandlung von Rudolf Wagner in Berlin das verdienstvolle Werk mit immer gleichem, wenn nicht gesteigertem Erfolg fort: den Schatz von Meisterleistungen der Aquarellmalerei, welchen Eduard Hildebrandt, der uns so früh Entrissene, während seines unermüdlich thätigen Lebens geschaffen hat, gleichsam flüssig zu machen; die unschätzbaren, im Besitz des Königs und einiger glücklicher Sammler und Liebhaber befindlichen Originalarbeiten durch Chromolithographie facsimiliren zu lassen und zu verbreiten. Der genannte Verleger könnte in diesem Bestreben noch Jahrzehnte lang fortfahren — ihm würde ebensowenig der reichlich ausgiebige Stoff, d. h. eine Menge von immer wieder anderen und vervielfältigungswerthen Aquarellen des Meisters fehlen, als deren Vervielfältigungen die Gunst, die gerechte Bewunderung, das Besitzverlangen seitens des für künstlerische Wirkungen überhaupt empfänglichen und urtheilsfähigen Publicums. Jene Kunstweisen — es hat bei Lebzeiten Hildebrandts keineswegs an solchen gefehlt! — welche der Schätzung seines Werkes ein schnelles Ende prophezeiten, welche uns zu versichern beeifert waren, seine ganze Künstlerschaft sei „Blague", leere Virtuosität, Effecthascherei ꝛc. und diese schimmernde Seifenblase müsse und werde bald zerplatzen — sie waren doch in starker Täuschung befangen. Bis jetzt wenigstens ist die Werthschätzung des Meisters und seiner Werke immer noch gestiegen. Die Preise von Kunstwerken sind zwar nicht immer die unbedingt richtigen Werthmesser. Aber sie sind es auch keineswegs allein, welche jenes „Steigen" beweisen. Die Freude an den Gemälden, die Verehrung ihres Schöpfers offenbart sich auch durch andere unantastbarere Zeugnisse. Jene sehen nicht danach aus, als wenn sie veralten wollten. Der Dichter der Ideale traf doch nicht ganz das Richtige, wenn er den Vorzug des „nie Veraltens" allein Dem vindicirte, „was sich nie und nirgends hat begeben".

In der bildenden Kunst darf denselben mindestens eben so sehr Das beanspruchen, was die Dinge dieser Welt, das Wesen und die Erscheinung aller Wirklichkeit möglichst treu und echt so spiegelt, wie es sich in Wahrheit dem ihr erschlossenen Künstlerauge zeigt, sich vor ihm hier und überall „begibt". Und in wie eminentem Maß, das zumal in allen frisch vor der Natur hingemalten Aquarellen Eduard Hildebrandts, trotz seiner so ganz persönlichen und daher unnachahmlichen Art und Kunst der Darstellung geschieht, davon belehrt uns immer wieder der Anblick jeder einzelnen seiner derartigen Schöpfungen.

Die Auswahl der in dieser „Neuen Sammlung" enthaltenen Blätter ist auch darin eine sehr glückliche, daß jedes derselben einen von dem der anderen ganz abweichenden Naturcharakter, eine andere Beleuchtung und Lichtstimmung und jede mit gleicher Feinheit und überzeugender Kraft schildert. Die Nachbildung durch den Farbendruck durch die bereits bei den vorangegangenen

Digitized by Google

Lieferungen dieser Chromofacsimiles nach Hildebrandt so glänzend bewährten Meister desselben, Steinbock und Loeillot, ist eine schlechthin vollendete Leistung. Es ist unmöglich, die absolute Form in der Copirung des Urbildes, den täuschenden Schein, als ob hier das frei gemalte Original vorläge, weiter zu treiben; unmöglich, die Spuren jenes mühsam berechneten technischen Processes zu erkennen, mittelst dessen, wie man weiß, diese reizende Scheinwirkung hervorgebracht wurde. Man sieht eben nur den individuellen Zug des Hildebrandt'schen Aquarellpinsels: hier die fest gezeichneten, bestimmt und energisch hingesetzten Stellen, dort die flüssig, Naß in Naß hingewaschenen großen Tonmassen, die ausgehobenen Lichter, alle Specialitäten der Technik, der Vortragsweise, welche diesen genialsten, geübtesten und kundigsten Beherrscher derselben charakterisiren. Durch den Augenschein würde sich der mit dem Verfahren der Chromolithographie nicht vertraute Laie nie überzeugen, daß dies Ganze durch das Ueberdrucken zahlreicher, genau auf einander gepaßter lithographirter Platten von verschiedenen Farbentönen in solchem Schmelz, in so reizvoller, künstlerischer Zufälligkeit hergestellt werden konnte.

Die Gegenstände der fünf Aquarellen dieser neuen Sammlung sind: Potsdam, La Penta Cintra in Portugal, die Fresh Water Bay der Insel Wight, Drontheim und eine Mondnacht am Nordkap. Sie fallen mit ihrer Entstehungszeit nach sämmtlich in die vierziger und fünfziger Jahren und gehören zur Zahl jener Blätter, welche Hildebrandt für Friedrich Wilhelm IV. auf seiner der großen Tour um die Erde verangegangenen verhältnißmäßig kleineren Reisen zwischen Hammerfest und Jerusalem ausführte. Heute im Besitz des Kaisers sind sie von diesem dem Verleger zur Vervielfältigung bewilligt worden. Jedes Blatt für sich wirkt als ein geschloßnes, voll befriedigendes Naturbild und Kunstwerk. Dennoch dürfte bei der Vergleichung der Einzelnen dem der Fresh Water Bay der Preis der Schönheit und Vollendung gebühren. Ein zarterer Schmelz der Lufttöne, eine feinere Harmonie der Farbenstimmung, wie hier in den Küstenfelsen, den gelblichen Klippen, dem sanft bewegten grünlichen Meer, dem von leichtem Wolkenschleier verhüllten Himmel, ist in keinem der andern erreicht. An künstlerischer Vornehmheit und gediegener Eleganz der Ausstattung geht diese Sammlung noch über die der Aquarellen von der Reise um die Erde hinaus. Dadurch, daß die Blätter nicht wie die der letztern auf die weißen Cartons aufgelegt, sondern in diese („Passepartouts" ist der technische Ausdruck für die vorliegende Form) eingefügt sind und so von der höheren Fläche derselben umrahmt werden, wird zugleich die rechte Bildwirkung noch wesentlich gesteigert. Die Verlagshandlung hat hier ein künstlerisches Prachtwerk geschaffen, welches — Dank den Originalen, der Art der Vervielfältigung und der Ausstattung — auch zwischen den besten von verwandter Gattung, welche englische und französische Kunst und Technik erzeugten, einen Ehrenplatz behaupten wird.

Die unbekannten Zonen des fernen Wunderlandes Afrika bewähren immer von Neuem ihre alte unwiderstehliche Anziehungskraft auf die Seelen kühner Forscher und Soldaten der Wissenschaft. Mißerfolg und tragischer Untergang der Vormänner vermag die Nachfolgenden nicht abzuschrecken. Immer wieder Andere treten an die Stelle der nach vergeblichen Versuchen zur Erreichung ihrer Ziele ermattet oder resignirt Zurückkehrenden, und der dabei Gebliebenen, zu Opfern ihres Forschereifers Gewordenen. Von sehr verschiedenen Seiten streben sie gegen die Centralregion des Welttheils, welche noch heute so viele unenthüllte Geheimnisse und Räthsel birgt, vorzudringen. Wie weit aber derartige Versuche noch von dem vollständigen Gelingen entfernt bleiben, — jeder lehrt doch ein neues wichtiges Stück des Weges zu dem großen Endziel kennen, fügt gleichsam „Sandkorn um Sandkorn" zum Bau des Gesammtwissens der Culturvölker von Afrika. Von den Expeditionen zu dessen Erforschung wurde die von Deutschland ausgegangene, vor etwas mehr als drei Jahren nach der Loangoküste entsendete, von besonders warmen Sympathien unseres Volkes begleitet und durch die rege Betheiligung aller Kreise desselben gestützt. Die Männer, welche sich damals mit freudigem Eifer der Aufgabe widmeten, dieses unzugängliche, allen Culturversuchen so zäh widerstrebende Küstengebiet des ehemaligen Königreichs Loango, zwischen dem 4. und 5. Grad südl. Br. zu erschließen, sahen sich leider in der Ausführung ihres Unternehmens durch unüberwindliche Hindernisse, welche ihnen besonders der Mangel eines geeigneten, ausgebildeten Trägerpersonals bereitete, gehemmt und gelähmt. Der anfängliche Enthusiasmus in der Heimat, der sie begleitet und ermuthigt hatte, erkaltete nur zu bald. Als die Expedition endlich nach langen Bemühungen es erreicht hatte, sich ihr menschliches Material, ihre Negertruppe, zu werben und zu formen, wurde in Deutschland die Aufgebung des Unternehmens beschlossen. Aber darum ist dasselbe dennoch weder ruhmlos noch resultatlos gewesen. Weniger zwar auf eigentlich geographischem Gebiet als auf anderen Gebieten der Wissenschaft hat es, wie der Chef der Expedition, Dr. Frankenstein, versichert, „bedeutende Errungenschaften" aufzuweisen. Eine lebendige greifbare Frucht, welche wir derselben danken, ist bekanntlich „unser Gorilla", welchen mit heim zu bringen jenem gelehrten Reisenden glücklich gelungen ist. Ein sichtbares Zeugniß der Arbeiten der Expedition zur Erforschung der Natur und Bevölkerung des Loangolandes aber liegt uns gegenwärtig in einem hoch interessanten afrikanischen Album vor, welches Dr. Frankenstein hergestellt und herausgegeben hat. Es betitelt sich: Die Loangoküste, in 72 Originalphotographien (35 Blatt) mit erläuterndem Text von Dr. Frankenstein. Berlin 1876. (Commissionsverlag von J. F. Stiehm)." Auf acht Quartseiten gibt der Verfasser in scharfen, klaren, ob auch gedrängten Zügen ein allseitiges, lebendig anschauliches Bild des Landes, seiner klimatischen Zustände, seines Vegetationscharakters, mit allen den wechselnden Erscheinungsformen, in welchen es sich in den verschiedenen Jahreszeiten, denen der großen Regen und der Trockenheit, darstellt; eine nicht minder liebevoll ausgeführte Darstellung der Negerbevölkerung, ihrer physischen Eigenart, ihrer Sitten, Lebenseinrichtungen, Gebräuche, Tugenden, Geistesqualitäten und — kleinen Schwächen. Die trefflichen Eigenschaften müssen nach Frankensteins Schilderung bedeutend überragen. Glichen alle Bewohner Afrikas diesen König- und staatlosen und doch so liebenswürdigen, herzensbraven Anarchisten, so würde die Erforschung des Continents in seinem Innern nicht den hundertsten Theil der bisher bereitet gewesenen Schwierigkeiten haben. Die Illustrationen oder die sichtbaren Abbildungen zu diesen Darstellungen durch Wort und Schrift geben die 72 Photographien, welche der Verfasser mit Hülfe der glühenden Sonne Afrikas dort an der Loangoküste nach der Natur aufgenommen hat, und hier in 35 tadellos gelungenen Blättern zu einem Album vereinigte. Theils zeigen dieselben größere Ansichten der Küstenlandschaft, der tropischen Urwälder, der Felswände und Uferklippen, der dichten „Campinen" mit den üppigen Riesengräsern, von Negerdörfern, Handelsstationen, Zeltlagern; theils sind es Bilder einzelner für diese Landschaft besonders charakteristischer Bäume und Baumgruppen, von Bananen, ungeheuren wilden Feigenbäumen, Affenbrod-, Brod-, Mango-, Baumwollen-, Caju-, Euphorbienbäumen, Oelpalmen, an deren kahl geplünderten Blattrippen die Nester der Webervögel, welche letztere kunstreich aus deren Blättchen geflochten, wie Früchte hängen. Von der Fauna des Landes sind nur ein paar Antilopenarten durch die Bilder ihrer Köpfe veranschaulicht. Eine andere Abtheilung dieser photographischen Galerie umfaßt die Menschenbilder: Gruppen von Eingeborenen, die Truppe der bewaffneten Träger im Dienste der Expedition, Neger beim Fischfang am Strande versammelt; ceremonielle Handlungen, wie die merkwürdige „Vorstellung einer Jungfrau", Portraitfiguren in der wunderlichen Mischtracht von Neger- und europäischen Costümstücken, theils in der Action dargestellt; Brustbilder echter Rassentypen, männlicher und weiblicher; zwischen ihnen das Bildniß unsers Gorilla in seiner Heimat, wo die Verwandtschaft mit seinen zweihändigen Vettern noch auffälliger erscheint. Mit diesen Photographien ist uns eine Fülle von wichtigen, interessanten und vielfach ganz neuen Anschauungen

Digitized by Google

und Belehrungen gegeben. Im Vereine mit dem erläuternden Text werden die dankenswerthen Arbeiten des kühnen und ausdauernden Forschungsreisenden sicher die darein gesetzten Hoffnungen rechtfertigen, die er in dem kurzen Vorwort ausspricht: durch getreue Wiedergabe von Land, Sitten und Volk von Neuem das Interesse für die Erforschung Centralafrikas anzuregen.

Ludwig Pietsch.

Aus der Hauptstadt.

Das königliche Schloß in Berlin.

In der Baugeschichte Berlins nimmt das königliche Schloß für einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten die erste Stelle ein. Es bewahrt das Gepräge solcher Epochen, deren Spuren sonst in Berlin fast verschwunden sind. Vorzugsweise an ihm lassen sich hier die Wandlungen der Stile erkennen, an diesem Werk that der erste große Meister, der hier wirkte, sein Bestes, und was er schuf, gehört zu den genialsten Leistungen des Barockstils überhaupt. Was die Bauthätigkeit Berlins hervorbrachte, so lange das Bürgerthum hier den Ton angab, ist von mäßiger Bedeutung, erst durch ihre Fürsten erhielt die Stadt Charakter.

Was man lange wünschen mußte, wird uns jetzt zum ersten Mal geboten: eine zusammenhängende Publication des Gebäudes, verbunden mit einer sorgfältigen Darstellung seiner Geschichte, in dem Werke von R. Dohme „Das königliche Schloß in Berlin" mit 40 Tafeln in Lichtdruck und Lithographie (in letzterer Grundrisse und Durchschnitte), verbunden mit einem Text, der gleichzeitig mit den letzten Lieferungen erschienen ist, aber zugleich ein selbstständiges Werk bildet und seine besonderen Illustrationen in Holzschnitt enthält (Leipzig 1876, E. A. Seemann). Zu dem mechanischen Reproductionsverfahren wurde gegriffen, „weil mehrfache Versuche zu der Ueberzeugung führten, daß es für den an den strengen Formen der Antike geschulten modernen Zeichner unmöglich ist, sich die willkürlichere Behandlungsweise der Barockzeit so völlig zu eigen zu machen, daß seine Aufnahmen ein treues Bild des Originales geben". Ob wohl unsere Zeichner Ursache haben, mit einer classischen Schulung, die zu solchen Ergebnissen führt, zufrieden zu sein? Bei einem in Frankreich angestellten Unternehmen entsprechender Art würde sich jedenfalls solche Verlegenheit nicht ergeben. Aber die Lichtdrucktafeln leisten, was man irgend wünschen kann, sie sind gleichmäßig ausgefallen, der Standpunkt ist stets glücklich gewählt, die Details der Decoration, die Plafonds und Sculpturen sind in musterhafter Präcision gegeben. Die baugeschichtliche Studie ist eine Monographie von selbstständigem Werth, zugleich aber auch in einer Form gehalten, die weiteren Leserkreisen zugänglich ist. Wenn das Berliner Schloß bisher in der neueren Kunstliteratur behandelt wurde, so geschah dies wesentlich auf Grundlage derjenigen geschichtlichen Notizen, die Friedrich Nicolais Beschreibung von Berlin und Potsdam vor hundert Jahren dargeboten. Eine neue wissenschaftliche Specialarbeit mußte aber auf die Quellen zurückgehen, hinsichtlich des archivalischen Materials, soweit es jetzt noch vorhanden, wie hinsichtlich der Untersuchung und Kritik des Bauwerks selbst bis in seine Einzeltheile. Dohme hat Beides gethan. Er, der persönlich im Berliner Schlosse aufgewachsen, in seinen Räumen vollkommen heimisch ist, hat den hieraus entspringenden Vortheil verwerthet. Zugleich hat er seine Arbeit nicht von dem engen und unzureichenden Standpunkt des bloßen Localforschers angegriffen, sondern einen allgemeinen kunstgeschichtlichen Maßstab anzulegen verstanden. In der sonst vernachlässigten Geschichte des Barockstils, dem die Haupttheile des Schlosses angehören, hat er eingehende Studien gemacht.

Die wichtigsten älteren Theile des Berliner Schlosses hat man vor sich, wenn man die malerische Gruppe mannigfaltiger Gebäude aus verschiedenen Zeiten von der Wasserseite her überschaut. Von der Burg, die Kurfürst Friedrich II. hier in den Jahren 1443 bis 1451 errichtete, ist nur ein runder Befestigungsthurm vorhanden, „der grüne Hut", jetzt fast ganz von späteren Anlagen umbaut. Nur ein kleiner Theil seines Umfangs kommt noch in der Ecke zwischen der heraustretenden Apsis der Capelle und dem vorspringenden Flügel mit den zwei Eckthürmchen zum Vorschein. Daß die ehemalige Capelle selbst in diese Zeit gehöre, bestreitet Dohme nach Untersuchung des Mauerwerks, obwohl die Existenz einer Capelle im Schloß seit der Entstehung desselben urkundlich gesichert ist, und schreibt das Ganze dem Anfang des 16. Jahrhunderts zu, während man bisher annahm, daß in diese Zeit nur eine Erneuerung des Gewölbes falle. Dies, mit seltsam gewundenen und frei abgebogenen Rippen bekleidet, zeigt eine in voller Auflösung begriffene Gothik und ist offenbar dem sonst schon der Renaissance zugewendeten Meister zu danken, der unter Joachim II. (seit 1538) einen durchgreifenden Neubau der Burg leitete, Caspar Theiß. Anlage und Mauerwerk seines Baues sind im jetzigen Schlosse noch größtentheils erhalten, von den Formen ist aber nur an wenigen Stellen Vereinzeltes übrig geblieben. Der Haupttheil, „das zweite Haus", entsprach dem jetzigen Flügel gegen den Schloßplatz und reichte von der Ecke an der Spree bis etwa zum zweiten Portal, der Breiten Straße gegenüber; er war ein Bau mit drei Stockwerken, gekrönt von wechselnd höheren und niedrigeren Giebeln, mit zwei runden Erkerthürmchen an den Ecken, von denen jener an der Wasserseite von Schlüter beibehalten, nur bis zum Boden herabgebaut worden ist; gegen den Hof waren den zwei unteren Stockwerken Arcaden vorgelegt, in der Mitte der Front war die prächtige Reitschnecke herausgebaut, ein Aufgang ohne Stufen, ganz durchbrochen. An der Ostseite des Hofes setzte der Bau sich fort. Die Gliederungen waren in Sandstein gehalten, die Flächen verputzt, die plastische Decoration wurde durch Bemalung ergänzt. Aeltere Theile wurden dem Neubau entsprechend decorirt, das Obergeschoß des „grünen Huts" durch eine umlaufende Bogenlaube mit ausgekragten Candelabersäulen. An einem jetzt in das Innere verbauten Theil sieht man sie erhalten. Einen Wink, den Lübke in seiner trefflichen „Geschichte der deutschen Renaissance" gegeben, benutzt Dohme mit Glück und legt den Zusammenhang dieser Partieen mit der sächsischen Schule dar, besonders mit dem großartigen Schloßbau zu Torgau, den Lübke zuerst gewürdigt hat. Beachtenswerth ist auch die Andeutung, daß diese Gruppe norddeutscher Renaissancearchitektur ihre Anregungen mehr von Frankreich als von Italien her empfangen. Nach Caspar Theiß treten wieder sächsische Meister auf, unter denen sogar sächsische Gesellen herangezogen werden. Auch Italiener sind in kurfürstlich brandenburgischem Dienst, wie der berühmte Graf Rochus von Lynar, doch ihr Verdienst liegt wesentlich im Befestigungsbau. Nun entstand das „dritte Haus", der ziemlich dürftige Bau zwischen den zwei jetzigen großen Schloßhöfen, dann der nördlichste Vorbau an der Wasserseite und das anstoßende Gebäude der Schloßapotheke, endlich, gegen Ende des 16. Jahrhunderts, „der Herzogin Haus", so genannt von der verwittweten Herzogin von Braunschweig-Lüneburg, einer Schwester Johann Georgs, neben der Capelle heraustretend, mit den zwei malerischen Eckthürmchen und der dreistöckigen Bogenlaube im Höfchen dahinter.

Eine neue Periode für den Schloßbau begann mit der Regierung des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Seine außerordentliche Herrschernatur bewährte sich auch auf diesem Gebiete, dem Sinne für das Edle verband sich ein gesundes Urtheil. Er legte Kunstsammlungen an, rief künstlerische Leistungen hervor. Die Meister berief er daher, wo er die tüchtigsten fand. Niederländer und Italiener finden wir in seinem Dienst, aber die ersteren überwiegen. Wie Friedrich Wilhelm in politischer Beziehung eng mit dem Hause Oranien und der niederländischen Republik verknüpft war, so war das niederländische Wesen auch in Geschmack und Bildung für ihn maßgebend und wahrte seiner Hauptstadt eine gewisse Unabhängigkeit gegenüber dem französischen Geschmack, der Deutschland zu überfluthen begann. Der Baumeister, der nun vorzugsweise am Schlosse thätig war, Memhardt, stammte aus den Niederlanden; bei dem bedeutenderen Arnold Nering, der neben und nach ihm schuf, darf man dasselbe annehmen, obwohl Nachrichten über seine Vorgeschichte fehlen. Der lange, schmale Bau, den er gegen die Spree zur Verbindung zwischen dem Hause der Herzogin und dem nördlich vortretenden Flügel aufführte, zeigt bei strenger Einfachheit und edlen Verhältnissen ein gediegenes Studium italienischer Renaissance.

Als Nering im Jahre 1695 starb, regierte ein Herrscher, der seine Hand nach einer Königskrone ausstreckte, nicht in der Selbsttäuschung eines kleinen Despoten, der in dem Schein der Macht und Größe Behagen fand, sondern in Erkenntniß der traditionellen Politik seines Hauses, im richtigen Fortschreiten auf der Bahn, die sein Vater gegangen war. Dasselbe gilt von seiner Stellung zur Kunst. Wie er eine Akademie der Wissenschaften stiftete, so machte er seine Hauptstadt zu dem Centrum einer glänzenden Production, die unter allen deutschen Bestrebungen der Zeit

Digitized by Google

eine ehrenvolle Stellung einnimmt. „Einen besseren Bund", sagt Ranke, „konnte der preußische Staat nicht schließen, als mit dem auf richtigem Wege sich fortentwickelnden Geiste der deutschen Nation."

Kurfürst Friedrich III. hatte das Glück den Künstlergenius zu finden, der solches Streben zur That machte. Ein Jahr vor dem Ende Nerings war Andreas Schlüter nach Berlin gekommen, vom Könige aus der polnischen Hauptstadt verschrieben. Er war 1664 zu Hamburg geboren, dann in Danzig aufgewachsen. Seine Schöpfungen machen die Annahme unumgänglich, daß er in der Jugend seine Studien in Italien und Frankreich gemacht. Dem Mangel an Nachrichten über seine frühere Zeit konnte auch Dohmes Arbeit nicht abhelfen, aber die Untersuchungen in den Warschauer Archiven, die auf seinen Wunsch angestellt wurden, haben wenigstens das negative Resultat gehabt, daß Schlüters Name in den dortigen Urkunden nicht vorkommt, und daß man annehmen muß, er habe hier nicht als Architekt, sondern nur als Bildhauer gewirkt. Als solcher trat er auch zunächst in Berlin auf, aber hier entfaltete sich bald die Universalität seines Geistes. Dohmes Vermuthung hat viel für sich, daß wohl nicht der Kurfürst dem Künstler von vornherein die große Aufgabe eines Schloßbaues übertragen, sondern daß vielmehr der Künstler seinen Gebieter durch ein glänzendes Project gewonnen, an die Stelle bloßer Erweiterungen des Vorhandenen einen durchgreifenden Umbau zu setzen. Die früheste Spur eines solches Plans ist, wie der Verfasser nachweist, das berühmte Blatt I in Bröbes „vues des palais et maisons de plaisance de S. M. le roi de Prusse", Augsburg 1733. Die Zeichnung erscheint „wie ein Entwurf für die fortgesetzte Bauthätigkeit vieler Jahre". Vorn die Lange Brücke mit dem Reiterbilde des großen Kurfürsten, das dem Meister bereits übertragen war, dann ein im Halbkreis zurücktretender Quai, rechts das neue Schloß, doch mit sorgfältigster Schonung alles Vorhandenen, das nur ein neues Gewand erhalten, gegenüber ein Marstall in reichem Barockstil, als Abschluß des Schloßplatzes ein neuer Dom, von einer Kuppel überragt, von Nebengebäuden umschlossen. Durchgearbeitet, mit einigen Aenderungen, erscheint dann das zweite Project des Schlosses von der Südfront gesehen, das ein kleiner Stich in Begers „Thesaurus Brandenburgicus" und ein größerer von P. Schenk in Amsterdam erhalten haben. Jene Partien, die noch heute diesem Plane Schlüters vollkommen entsprechen, sind die drei mit offenen Bogenlauben versehenen Seiten des inneren Schloßhofes. Es ist keine „dreiste Behauptung" wenn der Verfasser ausspricht, dieser Schloßhof sei das großartigste und zugleich das schönste Project der gesammten Profankunst der Barockzeit in Deutschland. Nur wenn Dohme hinzufügt, daß gegen den Hof die Straßenfronten zurücktreten, ist das nicht ganz zutreffend. Richtiger wäre der Hinweis darauf, wie fein Schlüter die Garten- und die Stadtfaçade zu unterscheiden, und auch nach beiden im Hofe noch eine imposante Steigerung der Eindrücke zu erreichen gewußt habe. Bei der Analyse des Einzelnen berührt es wohlthuend, einen Autor reden zu hören, der den Künstler aus seiner Zeit heraus begreift und würdigt, nicht an Einzelheiten der Form mäkelt, wie das oft moderne Anmaßung, die auf ihr angeblich classisches Gefühl pochte, gethan hat. Daß Schlüter zugleich ein großer Bildhauer war, verleugnet der Schloßbau in keinem Zuge, und das ist für die ganze Richtung des Meisters bedeutungsvoll. Man könnte ein paar deutsche Zeitgenossen namhaft machen, die ihm nicht viel nachstehen, so ist Fischer von Erlach ihm als Architekt fast ebenbürtig, als Constructeur überlegen, aber das plastische Gefühl hat Schlüter voraus, und das kommt ihm nicht blos in der Decoration zugute, sondern es bestimmt seine Formen überhaupt. Prachtstücke der Innendecoration, Plafonds, Kamine, geschnitzte Fensterläden, die edlen Gruppen der vier Welttheile aus dem Rittersaal werden erst durch diese Publication zum Gemeingut. Für die Beurtheilung des Innern ist besonders Dohmes wohlmotivirte Darlegung von Werth, daß nach Schlüters Idee der oberste Lauf der Haupttreppe mit dem Schweizersaal ein ungetrenntes Ganze habe sein sollen. Erst so ist nach dem prächtigen unteren Treppenhause eine würdige Fortsetzung, in dem großen Vorsaal ein angemessenes Verhältniß zwischen Länge und Breite des Raumes erreicht.

Die Bewunderung vor dem Künstler steigt, wenn man prüft, wie er sich verhielt, als auf Befehl des Königs im Jahre 1701 eine Verlängerung der Paradekammern nach Westen und somit eine größere Ausdehnung der Nord- und der Südfront eintrat. War auch damit die Symmetrie des ursprünglichen Plans aufgehoben, so wußte er doch durch die Anlage eines zweiten Portals an beiden Fronten ein angemessenes Verhältniß zu erreichen und dem Hofe seinen Charakter zu wahren. Das „dritte Haus" zwischen den beiden jetzigen Höfen wollte er beseitigen, eine offene Bogenlaube von zwei Stockwerken an die Stelle setzen. Er hätte mit dieser die Lauben des inneren Schloßhofes harmonisch fortgesetzt, diesen künstlerisch in sich abgeschlossen, den gesammten Hofraum aber einzig in seiner Art gestaltet, ihn als ein Ganzes erscheinen lassen, aber durch die Absonderung einer „cour d'honneur" einen neuen Effect gewonnen. Als er im Jahre 1706 zurücktreten mußte und Eosander der Leiter des Baues wurde, geschah ein neuer Eingriff in sein Werk, nochmals eine willkürliche Verlängerung, verbunden mit störenden Aenderungen in der Anlage der Prachträume. Kein Trumpf, den der neue Architekt ausspielte, vermochte Schlüter zu überbieten. Gerade der riesige römische Triumphbogen, den Eosander in die Mitte seiner neuen Westfront setzte, vernichtet den organischen Zusammenhang der Façade und verräth seine Geistesarmuth.

Ueber die Ereignisse, in Folge deren Schlüter die leitende Stelle als Architekt verlor, hat Adler vor Jahren in der Erbkam'schen Bauzeitung wichtiges urkundliches Material veröffentlicht; es ist nachgewiesen, daß Schlüter zu dem unglücklichen Bau des Münzthurms keineswegs wider seinen Willen durch Intriguen gedrängt worden, daß er bei diesem in der That schwere constructive Fehler begangen. Auf diese Documente aber hat Adler Schlüsse gebaut, die zu weit gehen. Dohme sucht die Folgerungen, die sein Vorgänger gezogen, zu mildern, steht aber immer noch zu sehr unter seinem Einfluß. Man dürfe jetzt nicht mehr von einem „Sturze" Schlüters fabeln, ist sein Schluß. Und doch hat man das Recht von dem Sturze des Meisters zu reden, so gut wie man von einem Sturze Dankelmanns sprechen kann, obgleich Mißerfolge seiner Politik die Veranlassung boten, wie Ranke in seinem Werke „Zwölf Bücher preußischer Geschichte" entwickelt hat. Gerade jene Actenstücke zum Schloßbau zeigen, daß, wie bei dem Fall Dankelmanns, die Mißerfolge durch Gegner ausgebeutet wurden, daß der König von vornherein keineswegs zur äußersten Strenge geneigt war. Uns erscheint es nicht als nothwendige Consequenz der technischen Versehen bei einem Bau, der noch dazu nicht unmittelbar zum Schloßbau gehörte, daß Schlüter auch die künstlerische Leitung seines eigentlichen Hauptwerkes entzogen ward. Den Schaden hatte somit nicht nur der Mann, sondern auch das Werk zu tragen. Friedrich der Große war kein bequemer Bauherr, aber als einer der neuen Thürme auf dem Gensdarmenmarkte zusammenstürzte, und der Bauführer mit Zittern und Zagen kam, die Meldung zu machen, fragte der König nur, ob Menschen verunglückt, und als das verneint ward, sagte er „bon". Die Bauführung wurde in andere Hände gelegt, aber Gontards Entwurf blieb unberührt, und er erfuhr kein Zeichen der Ungnade.

Seit dem Jahre 1716 wurde nur gelegentlich an den Innendecorationen einzelner Wohnungen gearbeitet; über manche dieser Leistungen, die unter Friedrich Wilhelm II. ausgestatteten Gemächer, die von Schinkel angegebenen Decorationen, hätten wir gern etwas mehr gehört. Die architektonische Thätigkeit ward erst unter Friedrich Wilhelm IV. wieder aufgenommen, besonders durch die Errichtung der Kuppel über Eosanders Portal. Höchst interessant ist der mitgetheilte Entwurf Eosanders zu einem Kuppelthurm, eine kühne Leistung, vielleicht seine beste. Sie wäre zum Triumphthor selbst in trefflichem Verhältniß gewesen. Aber man darf auch die jetzige Kuppel trotz der Magerkeit der Einzelformen nicht unterschätzen, sie steht zwar nicht zu dem Portal, wohl aber zu der Masse des gesammten Bauwerks in angemessenem Verhältniß. Auch unter der Regierung König Wilhelms ist Manches für den Schloßbau geschehen. Die Statuen auf dem Gesimse an der Lustgartenseite, welche Schlüters verschwundene Sculpturen ersetzen sollten, sind allerdings nicht sonderlich ausgefallen, die äußere Decoration des „dritten Hauses" ist keine Künstlerarbeit, sondern die in unsolidem Material hergestellte Leistung eines Baubeamten, der die Elemente von Renaissance, Barock und Rococo nicht recht auseinanderzuhalten wußte. Aber die Fortführung der Schlüter'schen Bogenlauben an den Hälften der Nord- und der Südseite des Hofes, denen sie noch fehlten, ist freudig zu begrüßen, und wir wünschten jetzt nur noch Eins: die Beseitigung des dritten Hauses und die Errichtung einer offenen Halle von zwei Stockwerken an seiner Stelle, wie Schlüter sie gedacht hatte. Das Berliner Schloß als künstlerisches Monument würde erst damit Harmonie gewinnen und wirklich vollendet dastehen.

Prag, Ende November 1876. **Alfred Woltmann.**

Digitized by Google

Die 50. Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Von Gustav Floerke.

VIII.

(Schluß.)

Die Berliner Portraitmaler sind im guten und schlechten Sinne die Alten geblieben. Für die Freunde seiner Malerei ist Richter so glänzend wie möglich vertreten. Er beweist wieder, daß sein eleganter Pinsel Alles hoffähig zu machen weiß und nur bei einem Bilde scheint mir diesmal ein leiser Hauch vielleicht unabsichtlicher Ironie diese Freude zu trüben. Sonst zeigt er auch diesmal überall eine Vornehmheit und Distinction in der Mache und Erscheinung, wie ich sie seinen Orginalen in der Natur wünsche, wo sie allerdings ein gut Theil persönlicher und menschlicher aussehen werden. Biermann ist durch zwei ausgezeichnete Damenportraits und durch ein recht leeres Bildniß des Herrn Delbrück vertreten. Alle drei leiden sie an dem abscheulichen Perlmutterhintergrund, den sich der Künstler angewöhnt hat. Auffallend zuzunehmen scheint sich Breitenbach, wenn auch seine „badenden Kinder" nicht viel werthvoller bedünken als das immerhin gute hierhergehörige Portrait des Herrn von Hülsen. Eins der ausgezeichnetsten Portraits der Ausstellung hat Pohle gebracht. Etwas Nicht-Körperhaftes, Nicht-Starkes wenigstens, mag diesem Bildniß einer alten Dame anhaften. Aber auch damit hat es nicht viel auf sich, denn malerisch gewollt und gekonnt ist diese Arbeit gewiß und was die Hauptsache ist, künstlerisch angeschaut, lebendig und vornehm.

Vor Schrader bin ich diesmal erschrocken. Sein barbarisch mit Farbe fertig modellirter lebensgroßer Galeerensträfling ist eine derartige Bestie, daß man von ihr träumen muß. Die in Luft und Licht existirende Natur kennt solche Plastik der Erscheinung überdies nicht für unser Auge. Aber Schrader malt auch nicht was er sieht, was man sehen kann, sondern was er weiß oder durch Wissen zu sehen glaubt, — dies Bewußtsein von der Form der Sache, nicht malerische Anschauung derselben, überall dem entsprechend Farbe, Material — nicht Ton. Es ist keine Luft zwischen dem Beschauer und dem Bilde, denn Schrader hat die, welche sich zwischen ihm und seinem Modell befand, nicht gesehen und also nicht mitgemalt. Und dasselbe gilt von seinen gewiß sprechend ähnlichen scharf charakteristischen und doch fremdartig wirkenden Portraits. Man sieht es all' diesen energisch gemachten Bildern an: ihr Autor war seiner Zeit auch einmal der beste Maler, er war bewunderungswürdig zu einer Zeit, wo das Können neu und selten war.

Auch Schauß hat diesmal sein badendes Mädchen zu sehr mit Farbe gemalt; auch hier tritt die Farbe als Stoff auf. Ebenso ist die Figur selber zu sehr das zufällige, gestellte Modell, und das Licht Atelierlicht. Sturzkopf erscheint dagegen mit seiner großen zum Bild hergerichteten Studie „Lesender Anachoret", auf ähnlichen unrichtigen Wegen, die die Kunst verphilistern müssen, besser. Hinter der scheinbar kalten unpersönlichen Anschauung des Abmalenden stecken hier offenbar wirklich coloristische Begabung und frische Naturempfindung dem Einzelnen gegenüber, kurzum wirklich malerische, wenn auch noch nicht ganz verfügbare Qualitäten und echt künstlerische, wenn auch noch nicht völlig souveräne Bestrebungen. Der künstlerische Charakter von Schauß ist klar und fertig, derjenige von Sturzkopf erst im Begriff sich zu bilden und soviel ich weiß ist dieser trefflich gemalte und zur Bildwirkung erhobene Act seine erste selbstständige Aeußerung.

Einige große Decorationen haben wir auch heuer zu erwähnen. Allerdings zu A. v. Werners künstlerischer Schätzung finde ich diesmal den Weg leichter, wenn ich an seine Thätigkeit als Akademiedirector denke, als wenn ich vor seiner „Festa," seinem „Schneewittchen" oder den „Sieben Raben" stehe. Nach irgend einer Seite hin hervorragend, haben sie mir durchaus nicht scheinen wollen. Die „Festa" ließe man sich noch gefallen, wenn man nur nicht an Paolo Veronese und Makart zugleich vor ihr erinnert würde und zugleich empfände, daß von der Seele beider in diesem Bilde Nichts wohnt. Werners Begabung lag allerdings wohl nie auf speciell malerischer Seite, im Herzen war ihm wohl von je eine schöne Linie lieber als ein ganzes coloristisches Bild — und das hat für den Monumentalmaler allerdings mehr Vorzüge als wenn bei ihm das Umgekehrte der Fall wäre. Aber hier, bei der bloßen Decoration und bei der herausgeforderten Erinnerung wenigstens an den großen Venezianer, empfindet man doch die Lücke. Zumal Zeichnung und Composition durchaus nicht eigenthümlich, persönlich oder gar überwältigend in die Bresche springen. Vielmehr sind auch sie, in diesen drei Bildern wenigstens, ziemlich allgemeiner Natur, oder lehnen sich direct, wie in den „sieben Raben" an Schwind, an Vorbilder an. Aber das soll meinetwegen Nebensache oder Absicht gewesen sein bei diesen Decorationen. Die unglückliche Gestalt Schneewittchens mit ihren fünf Kopflängen allerhöchstens, und die rothen Zwergenköpfe, durch welche das Bild völlig auseinander fällt, sind damit immer noch nicht erklärt. Knilles anspruchsloser heller Fries hat dagegen wenig von den unangenehmen Eigenschaften seines „Tannhäuser" von der 74er Ausstellung. Ich kann mir denken, daß er an Ort und Stelle in einem hellen Saale seine Schuldigkeit in bester Weise thun wird. Auch diese alten Griechen posiren etwas, aber wenigstens nicht unschön, nicht ausdruckslos, nicht zu theatralisch. Vielleicht nicht mehr als für sie und ihre stilzwingende Gewandung nöthig ist; am ersten sind es noch die nackten Figuren der Ringer und des Discuswerfers links, die sich etwas zu sehr mit der bloßen malerischen Ausfüllung des Raumes beschäftigen. Als ausgezeichnet geschickt sind schließlich Paul Meyerheims Sopraporten und die beiden decorativen Stilleben Hertels zu nennen.

Beide, Hertels großes Farbentalent und P. Meyerheim der Hochtalentvolle, Vielseitige, begegnen uns in der Landschaft noch einmal. Des letzteren „Erndte" ist vielleicht die kräftigste und zugleich malerisch gesundeste Leistung, welche uns diesmal der strikte Naturalismus in der Landschaft bescheert hat. Hertel rechtfertigt in seiner großen Sabinerlandschaft seinen alten Ruf. Trotz aller Unwahrheit ist er immer stramm und schön und darum doch von echter Naturwirkung und von künstlerischer Wirkung zugleich. Er reproducirt eben nicht blos Studien. Er riskirt fortwährend, wenn's auch mißlingt, — kurz er bleibt Künstler, wo man ihm auch begegnet, und für jeden, was er auch von noch so Einseitiges von einem Bilde verlangen mag.

Schampheleer („Dortrecht an der Maas" und „Weg von Loosdrecht nach Hilversum") macht Glück in Deutschland und vielleicht zu viel. Ich persönlich finde, daß er den kräftigen modernen Franzosen, die er imitirt, nicht anders gegenübersteht wie etwa Lier in München. Gegen gute starke Sachen ist dieser Belgier immer etwas „schön" im Sinne des Schauspielers nämlich, der sagt: ein glattes Gesicht und interessante Züge, das ist die Hauptsache, alles andere Unsinn. Trotzdem will ich die eigenthümliche Wahrheit seiner beiden diesmaligen Bilder nicht direct in Abrede stellen.

Lier („Hohlweg bei Abend" und „Abend nach der Erndte") geht als Imitateur, oder wenn man will, als Vermittler modern französischer Anschauungen, an seinen zahlreichen Imitateuren zu Grunde. Man merkt an ihnen, wie wenig man nur noch abzuziehen braucht, um vor einer unerträglichen Schulschablone zu stehen. Auch von Gleichen steht auf ähnlichem Boden. Einfacher in Motiv und Stimmung kann man nicht sein, wie er. („Am Abend", „Im Sommer".) Weniger auf jede Eselsbrücke des Stoffes zu verzichten, wie hier geschehen, ist nicht möglich. Der Maler muß sich bei solchem Minimum von Stoff lediglich auf das verlassen, was er bei der Seele hat. Und damit erreicht sein größeres Bild diesmal, daß es nicht mehr wie eine geistreiche Uebersetzung, wie eine Erinnerung an die Natur aussieht, sondern ihrem eigenen, lebensgroßen Eindruck nahe kommt. Aber trotzdem erscheint auch Gleichen den Daubigny ꝛc. gegenüber im Einzelnen wenig lebendig und reichlich schwarz und schwer. Auch der Frankfurter Burnitz erscheint nur selten aus persönlichen Mitteln überzeugend; meist ist es seine für Alles und immer bereite französische Schablone, seine ewig gleichmäßige und doch nicht überall berechtigte graue Stimmung, was besticht. Auch diesmal kann man ihm („Landschaft bei Bamberg") nur unter Vorbehalt Recht geben.

Aber ich erinnere an einen Fall, wo seine lediglich malerische Behandlung der Natur einen Naturmoment getroffen hatte, dessen intimster Ausdruck sie zu sein schien: und damals 1869 in München hatte Burnitz mit seinem „Kornfeld" glänzend recht.

Aparter und in gewissem Sinn intimer, das heißt lebendiger und verstandener im Einzelnen, erscheinen die anspruchslos vornehmen beiden Waldlandschaften von Buchholz in Weimar. Indessen hat man bei ihnen wiederum die Empfindung, als sei der Haupteindruck so eines Bildes nicht das Vorausgegangene, nicht dasjenige, was der Künstler in der Natur gesehen und was ihn zum Malen bewogen, sondern vielmehr

Digitized by Google

das Hergestellte, das im Laufe des Malens Gewordene. Jedenfalls aber gehören diese feinen Bilder zu den künstlerischesten Landschaften der Ausstellung. Von anderen Weimarschen Landschaften sind noch zwei frische, wenn auch im figürlichen Detail noch etwas unfertige Landschaften von Feddersen, drei Bilder von Rettich, von denen das eine allerdings etwas härter und die beiden anderen etwas dünner aussehen, als gewöhnlich, und ein sehr feiner aber schwärzlicher Koken zu erwähnen. Etwas abseits von diesen steht Freiesleben, dessen poetisches Bild „Im Wald" vielleicht an etwas übertriebener Einzeldurchführung leidet, aber doch eine frisch empfundene klare Stimmung zu bewahren verstanden hat. Die Kinderstaffage des liebenswürdigen Bildes weiß sich lediglich als ein integrirender Theil dieser heimlichen Waldstimmung darzustellen. Weichberger mit einer stimmungsvollen Landschaft mag den Beschluß machen.

Düsseldorf hat diesmal eine Reihe höchst tüchtiger Landschaften — außer den Achenbachs — geliefert. Voran steht für mich Burnier mit drei klaren Bildern von seltener Gesundheit und Kraft des Tones. Auch er sieht wohl hie und da aus wie ein Troyon, in Stimmung, Wirkung und Farbe. Aber nie wird man ihn für einen Nachahmer halten können; er hat eben von einem congenialen Meister gelernt, aber er imitirt nicht. Auch Brendel in Weimar müßte man sonst einen Imitateur nennen, denn auch er verbirgt nirgends, wie viel Gutes er in Paris gelernt hat. Aber Brendel hat es eben auch, wie Burnier, verstanden, er selbst zu bleiben, resp. zu werden. Diesmal allerdings hätte er immerhin etwas mehr davon sein dürfen!

Nach dieser Klammer fahren wir mit den Düsseldorfern fort. Zum Besten gehören da zunächst zwei Bilder von Oeder: „Holzschlag" und „Herbststimmung", beide durchaus vornehm, klar und voll selbstständigen Talents. Auch Kröner ist in seltener Weise frisch und bestimmt in Moment und Charakter. Munthes' kleine Winterlandschaft erschien mir, wenn auch im bekannten Gewand, noch feiner und künstlerisch empfundener als sonst.

Den Carlsruher Gude schließt man wohl am besten an die Düsseldorfer an. Indessen ist gerade er heuer nicht besonders vertreten, wenn auch in einer Art erfreulich wie immer (zwei „Marinen" und „Sommertag in einem norwegischen Hafen"). Nett und schön, nach tüchtigen Regeln gemalt und gut componirt, — damit wäre hier, wo wir vom Besten allein reden, wohl über diese angenehmen Bilder genug des Lobenden gesagt. Will man sie ganz, und wie ich überzeugt bin, nicht etwa zu hart charakterisiren, so muß man hinzufügen, daß in ihnen denn doch die Natur etwas flau gesehen scheint und daß man sie wohl als reichlich zahm bezeichnen könnte. Eins riskirt nicht mehr als das Andere und in jedem möchte man etwas mehr gewagt und gewollt sehen.

Mit zwei kräftigen höchst malerisch behandelten Architekturen sind schließlich noch Schönleber in München und Schindler in Wien rühmend zu nennen. Körner in Berlin mit seinen klaren und tüchtigen Orientbildern mag diese vielleicht sehr unvollkommene aber auch von vorne herein durchaus nicht beabsichtigte Aufzählung der hervorragendsten Bilder unserer Ausstellung schließen. Alle diejenigen, die sich dabei mit Unrecht vergessen glauben, mögen einen Trost darin zu finden suchen, daß ich selber von der Mangelhaftigkeit dieser Berichte tief durchdrungen bin und vielleicht noch bei manchem übersehenen Namen aus dem Heer der Aussteller beschämt erschrecken werde.

Von der Bildhauerei, ihren Forderungen und Bedingungen verstehe ich wenig, um mich auf eine Besprechung ihres Antheils an der Ausstellung näher einzulassen. Indessen will ich mit dem Eindruck schließen, als ob sie so ziemlich in dem einzigen Namen Begas beschlossen gewesen wäre. Und in den staunenswerthen Arbeiten und den Erfolgen Reinhold Begas' erblicke ich den erfreulichen Beweis, daß der deutsche Genius noch heute lebendig genug ist, um selbstständige Persönlichkeiten, kräftige Individualitäten zu schaffen, die sich wieder voll und ganz genug fühlen, um die Rolle des freien Pioniers derjenigen eines abhängigen Erben vorzuziehen. Auf den Schultern ihrer großen Vorfahren in Griechenland oder Deutschland, in Frankreich oder Italien, vor Christi Geburt und zu unserer Väter Zeiten steht natürlich heute wie immer alle Kunst; aber damit ist noch nicht gesagt, daß der Einzelne, Lebende der lehrhaften Richtung, die unsere Zeit beherrscht, Recht geben müßte. Gerade wer den Nacken nicht beugt unter die zahme, ängstliche Pietät eines wie immer engherzigen Epigonenthums, könnte derjenige sein, der der Zeit wieder einmal einen Ruck gäbe. Gerade wer es versucht, sein Verhältniß zu den großen Alten auf eigene Faust zu regeln, möchte vielleicht ihre Größe und ihre Bedeutung in der Kunst lebendiger und richtiger erfaßt haben als die ganze anbetende und nachbetende Menge. Auch Reinhold Begas mag zu weit gehen, aber sein Wollen und seine Kräfte erscheinen mir bedeutsamer und genialer und directer auf das Ziel gerichtet, als die irgend eines Anderen unter seinen lebenden Kunstgenossen. Das ist viel gesagt, aber es ist auch viel Anlaß dazu gegeben.

Notizen.

Die hohe Komödie russischer Politik, wie sie jetzt in Constantinopel in Scene geht, wird von den Betheiligten mit einem feierlichen Ernst aufgeführt, der ihrem Talente als diplomatische Mimen zu großer Ehre gereicht. Alle Welt weiß, was dahinter steckt, und wenn die Auguren sich nicht unter einander auslachen, so mag am Ende doch der Gedanke, daß die herannahende Lösung noch viel Blut kosten wird, die Heiterkeit selbst der hartgesottensten Acteure einigermaßen zurückdrängen. Ein Theil der deutschen Presse ist freilich über solche sentimentale Empfindungen hinaus und macht mit allem Petersburger Geschwätz in dithyrambischen Ergüssen Chorus. Es geschieht dies natürlich ganz freiwillig, kann deswegen auch von Rußland gelegentlich officiell desavouirt werden, wie dies ja den russischen Volontairs in Serbien ähnlich ergangen ist. Einen tolleren Hexensabbath übrigens, als diese orientalische Krisis in Europa zu Tage fördert, haben die erfahrensten Leute wohl kaum erlebt. Der alte Thomas Carlyle konnte dabei nicht fehlen, und es bedurfte seines Musterbriefes nicht, um den Beweis zu führen, wessen die Stubengelehrten in politischen Dingen fähig sind. Ein Bauer, der mit schlichtem Menschenverstande den Nagel auf den Kopf trifft, ist in der Politik oft competenter und mehr werth, als der weiseste Professor, bei dem zwischen Object und Auge sich stets unfehlbar ein Buch schiebt. Carlyle hat inzwischen das Privilegium der Sonderlinge. Man hört ihn an, zuckt mit wohlerzogener Höflichkeit die Achseln und überläßt ihn seiner ebenso unheilbaren wie unschädlichen Träumerei. Carlyle steht wenigstens nicht in dem Rufe, daß er die jedesmalige gouvernementale Politik, wie er sie sich vorstellt, in stupende Formen kleidet und je nach Bedürfniß dem simplen Publicum mundgerecht macht. Auch ist er notorisch gutmüthig, böser Nachrede und rancünöser Einflüsterung höheren Orts zum vermeintlichen Schaden guter Freunde und Collegen von Niemandem beschuldigt. Sein harmloses Beispiel kann continentalen Geisteshelden nur zur Nachahmung empfohlen werden. Das Russenthum ist indessen Mode, und Niemand, der auf frischen Ideenreichthum Anspruch erhebt, kann sich der slavenfreundlichen Stimmung entziehen. Setzt Rußland seine Pläne durch und lastet es wieder, wie in den fünfziger Jahren, auf Europa, so lassen sich immerhin wieder Leitartikel, Entrefilets und Notizen voll der geistreichsten Aperçüs gegen Rußland schreiben, wenn auch ohne eigene Conclusionen und in voller Seelenruhe bezüglich dessen, was der Leser je nach seinem Standpunkte herauslesen mag. Dabei wird Niemand, um ernsthaft zu sprechen, die thatsächliche Nöthigung verkennen, die uns Rußlands Feindschaft, deren Hervortreten die liebenswürdigen Franzosen kaum erwarten können, so lange wie möglich vermeiden läßt. Es ist eine Zwangslage, welche wir auf Jahrzehnte hinaus ertragen müssen, und darüber zu lamentiren ist so unnütz, als wollte man sich in Jeremiaden wegen des schlechten Wetters ergehen. Eine byzantinische Freude jedoch darüber zu empfinden und, was wir thun oder vielmehr lassen müssen, als das Product selbstgewollter hoher Staatsweisheit zu preisen, das wird man billig Leuten überlassen, die den Beruf dazu fühlen und aufrecht genug dafür geartet sind. Der Ciceronische Tractat über die Freundschaft wird eines ergänzenden Capitels bedürfen, in welchem geschildert würde, wie eine herzliche Allianz am besten dadurch gekittet wird, daß der eine Verbündete alle übermüthigen Launen und Gelüste des anderen gewähren lassen muß, damit dieser nicht sofort das Bündniß kündige und im Verein mit grimmigen Feinden über den lieben Waffenbruder herfalle. Glücklich wenn der noch mächtiger gewordene Genosse trotz alles Gewährenlassens, ja aller Connivenz, dem treuen gefälligen Freunde nicht später gelegentlich doch noch ein Bein stellt. Man soll nicht mehr als nöthig schwarz sehen und den Teufel nicht vorzeitig an die Wand malen. Aber es wird noch einige Zeit erforderne bis ungeschulte Menschenkinder russische statt des Brodes servirte Stein, wie himmlische Ambrosia verzehren lernen.

* * *

Digitized by Google

Neue Bücher.

Wir haben schon mehrfach, namentlich gelegentlich der Grote'schen Ausgabe der Gedichte von Anastasius Grün, auf eine sehr erfreuliche Erscheinung im deutschen Büchermarkte aufmerksam machen können: auf die Sorgfalt und den Geschmack, die in jüngster Zeit in der äußeren Ausstattung deutscher Bücher sich auf das Vortheilhafteste bemerkbar machen. Die Zeit, da Heine den „Druck auf Reimer'schem Löschpapier" mit Recht verspotten durfte, scheint endlich überwunden zu sein. Das äußere Gewand, welches man den Werken der deutschen Schriftsteller gibt, fängt an im Allgemeinen ein anständigeres und respectableres zu werden. Einige Verleger lassen es sich nicht mehr dabei genügen, sondern streben mit glücklichstem Erfolge danach, die schönsten und geschmackvollsten Ausstattungen, wie sie in Frankreich und England schon längst die Freude aller Bücherfreunde bilden, auch in Deutschland heimisch zu machen und den Sinn für typographische Schönheit auch bei uns zu wecken und zu fördern.

In dieser Beziehung ist die Firma von Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig wegen ihres reformatorischen Vorgehens in erster Linie zu nennen. Sie hat eine besondere „Ausgabe für Bücherfreunde" veranstaltet, die den besten buchhändlerischen Erzeugnissen des Auslandes vollkommen ebenbürtig zur Seite stehen. Es ist ein wahres Behagen, diese geschmackvollen und schönen Bände in die Hand zu nehmen und sich in sie zu vertiefen. Die wohlgefällige äußere Form macht uns den Inhalt noch lieber, das ästhetisch befriedigte Auge scheint unsere Empfangs- und Genußfähgkeit noch zu vermehren. Es war eine sehr glückliche und richtige Idee, dem bedeutendsten deutschen Gedichte, Goethes „Faust", die Ehren dieser herrlichen Ausstattung zu erweisen. Jetzt endlich hat dieses Prachtwerk eine seiner würdige Gewandung erhalten. Da liegt der stattliche Band vor uns, in Octavausgabe, etwa 35 Bogen stark, auf bestem holländischen Büttenpapier in stilvollen Schwabacher Lettern gedruckt, mit charakteristischen Ornamenten, Kopfleisten und Schlußstücken, in weißem echten Pergamentbande mit Golddruckdeckel nach dem Einbande eines Aldinischen Sallusts v. J. 1567 — wie dem Inhalte nach so auch jetzt in der äußeren Erscheinung ein wahres Prachtwerk! — Außer diesen großen Ausgaben hat die Firma Velhagen und Klasing kleine Sedezausgaben veranstaltet. Von diesen letzteren, welche die Verlagsbuchhandlung „Ausgabe der Cabinetsstücke" nennt, liegt uns ein reizendes Bändchen vor: „Altdeutscher Witz und Verstand, Reime und Sprüche aus dem 16. und 17. Jahrhnndert für Liebhaber eines triftigen Sinnes in ungekünstelten Worten." Luther, Agricola, Sebastian Frank, Johann Fischart ꝛc. haben zu dem allerdings bisweilen außerordentlich ungekünstelten Inhalte beigesteuert, der ein Mittelding zwischen den „geflügelten Worten" von Büchmann und den verschiedenen Sammlungen von Volkssprüchen bildet. Auch hier sind die Schwabacher Schrift, die Kopfleisten und Schlußstücke der Elzeviere beibehalten; der kleine Band ist in geschmackvollem Halbfranz sauber gebunden. Der Titel rührt von Lessing her, der den Plan hatte, ein solches Werk herauszugeben. — Eine dritte Specialität sind die Antiqua-Drucke, die sich ganz an die Elzevier-Ausgaben anschließen. Von dieser ist ein Octav-Ausgabe der Horazischen Dichtungen, „Quinti Horatii Flacci carmina" erschienen, in rothem Saffian mit Goldpressung im besten Stil. Diese Ausgabe hat Professor Friedrich August Eckstein besorgt. Den Druck aller dieser Werke haben die Pressen von W. Drugulin in Leipzig geliefert. Außer diesen Schriften sind, wie wir aus dem Prospect ersehen, auch „Bismarckbriefe" und „Kleinere Schriften Martin Luthers" erschienen.

Wir machen auf diese Ausgabe der Bücherfreunde, die sich nicht durch Billigkeit, sondern nur durch ihre Güte auszeichnen will und auch auszeichnet, mit besten Empfehlungen aufmerksam. Diese Bände sind ein Schmuck jeder ausgewählten Bibliothek. Sie sind, wie gesagt, nicht sehr billig, aber sie sind auch verhältnißmäßig gar nicht theuer. Der „Faust" in weißem Pergamentband (Octavformat) kostet 22 Mark; die Sedezausgabe der altdeutschen Sprüche in Halbfranz 7 Mark, der Horaz in rothem Saffian 19 Mark. Die Bücher sind eben nicht für alle Welt bestimmt, sondern nur für ein ausgewähltes Publicum. Das sagt schon das Motto, welches die Verlagsbuchhandlung für diese Ausgabe gewählt hat: non omnibus sed nonnullis, nicht für Jedermann, sondern für die „Wenigen, die was davon erkannt".

Diese Zeilen waren schon geschrieben, als uns zwei neue Bücher aus dem Verlag der G. Grote'schen Buchhandlung in Berlin zugingen, die wegen ihrer äußerlichen Vorzüge ebenfalls an dieser Stelle zu erwähnen sind. Wir meinen die erste illustrirte Ausgabe der Chamisso'schen Werke, die Wilhelm Rauschenbusch mit Einleitungen und unsere besten Zeichner, wie Paul Thumann, Ad. Schmitz, W. Steinhausen, Eugen Klimsch, Th. von Eckenbrecher mit Illustrationen versehen haben; die beiden stattlichen Bände, die nebenbei noch sehr wohlfeil sind, sind in äußerst geschmackvollem Halb-Pergament, dem sogenannten „Liebhaber-Einband", gebunden; und die kleine Skizze „Wie ein Lustspiel entsteht und vergeht" (Schwabacher Schrift mit Einfassung, starkes gelbes Papier, Pergament-Umschlag), die Julius Ehrentraut mit einigen sinnigen und reizenden Zeichnungen geschmückt hat.

Der Verlag der Haude und Spener'schen Buchhandlung (F. Weidling) versendet soeben die 10. Auflage der „Geflügelten Worte" von Georg Büchmann, die wiederum gegen die 9. Auflage einen beträchtlichen Zuwachs aufweist (2 Druckbogen). Der fleißige, gewissenhafte und geschmackvolle Herausgeber hat sogar die neuesten geflügelten Worte, wie „billig und schlecht" von Reuleaux und Wagners „Wenn Sie wollen, dann werden wir eine Kunst haben" (das ist die correcte Fassung, die wir in Bayreuth selbst während Wagners Ansprache nachgeschrieben haben) mit aufgenommen. Das Buch hat eine großartige Verbreitung gefunden. Aus einer Mittheilung der Verlagshandlung ersehen wir, daß seit dem Mai 1864 bis December 1875 im Ganzen neun Auflagen in der Stärke von 29,580 Exemplaren abgesetzt worden sind. Die neue, zehnte Auflage, ist in der Stärke von 6500 Exemplaren gedruckt. Facta loquuntur, ein „geflügeltes Wort", das, nebenbei bemerkt, noch keine Aufnahme in den Büchmann'schen Citatenschatz gefunden hat.

In demselben Verlage ist ein niedlicher Damen-Almanach für das Jahr 1877 mit einer Illustration in Farbendruck in hübscher und geschmackvoller Ausstattung erschienen.

Berthold Auerbach hat den in Wien am 21. November dieses Jahres zum Besten des Journalisten- und Schriftsteller-Vereins „Concordia" gehaltenen Vortrag über Nikolaus Lenau unter dem Titel „Nikolaus Lenau, Erinnerungen und Betrachtungen", in Wien im Verlag von Karl Gerolds Sohn veröffentlicht.

* * *

Wir haben unsern Lesern ein Lieferungswerk anzuzeigen, mit welchem sich eine deutsch-americanische Firma (Stroefer & Kirchner — München, Newyork) in der glänzendsten Weise einführt. „Faust" von Goethe, illustrirt in 50 Cartons von Alex. Liezen-Mayer, mit Ornamenten von Rud. Seitz. Beide Künstler gehören München, beide der Pilotyschule an. Der Erstgenannte hat sich bereits als Illustrator einen Namen gemacht, aber erst mit diesem Werke hat er das Recht errungen, unter den besten deutschen Zeichnern genannt zu werden. Während seinen früheren Gestalten eine elegante Convenienz anhaftete, sind sie jetzt charakteristisch geworden, ohne hart zu sein; an die Stelle der Aeußerlichkeiten ist die Innerlichkeit getreten, die Empfindungen sind vertieft und geläutert, und kommen zu klarster Wirkung. Die ersten drei Lieferungen enthalten vier Vollbilder in Stahlstich: „Gretchen spinnend", „Gretchen am Brunnen", „Gretchen mit dem Kinde spielend" und „der Ostertag". Im dritten hat Liezen-Mayer das Object zwischen den Zeilen des Textes gefunden, was dem Illustrator nicht übel genommen werden kann. Wie viel Gretchen sind schon geschaffen worden und wie wenige sind gelungen; nicht einmal Kaulbach und Kreling haben den richtigen Ton für diese Mädchengestalt gefunden. In diesem Falle hat der Künstler seine Vorgänger geschlagen. Wir wollen nicht behaupten, daß er das Gretchenideal erschöpft habe, aber er hat eine Gestalt gebildet, an die wir glauben können, am meisten in „Gretchen am Brunnen" und „Gretchen spinnend". Das Antlitz ist von einer rührenden Schönheit, sinnig und trotz der stillen Wehmuth nicht sentimental — höchstens etwas modern. Ganz vorzüglich ist die Behandlung des Interieurs und der Staffage. Der volle Accent der Darstellung fällt auf die Hauptgestalt, und die Umgebung ist trotz der fleißigen Ausführung mit künstlerischem Feingefühl in den Hintergrund gerückt. Weniger gelungen erscheint Gretchens Kopf

Digitized by Google

auf dem dritten Vollbilde, auf welchem aber das Kind entzückend gelungen ist. Mit beiden Händen, das Gesichtchen voll Sonnenschein, greift es nach dem Blüthenzweig, den ihm das kniende Gretchen entgegenstreckt. Das vierte Bild ist der Spaziergang am Ostertag. Im Vordergrunde vier Kinder, von denen eins, ein Mädchen, aus einem kleinen Buche vorliest; zwei horchen andächtig zu und das vierte spielt mit einer Puppe. An den Rain führt der Weg vorbei, von einzelnen charakteristischen Gestalten belebt — im Hintergrunde naht Faust mit Wagner. Eine sonnige Frühlingslandschaft schließt das Bild ab. Sämmtliche Vollbilder sind mit eminentem malerischen Gefühl gezeichnet, reich an Tönen, und geben, meisterhaft gestochen, das Original mit vollendeter Treue wieder.

Auf gleicher Höhe stehen die Holzschnitte, fünfzehn größere und vier kleinere, die in Hechts xylographischem Institut ausgeführt sind.

Rud. Seitz, der Autor der Ornamente und Titelblätter, ist auf diesem Gebiete ein Talent ersten Ranges. Er besitzt Geist und selbstständige Phantasie, und ist bei den Alten, vornehmlich bei Dürer, in die Schule gegangen. Das Titelblatt (Faust, erster Theil) gehört zu dem Besten, was ich auf diesem Gebiet von moderner Production überhaupt kenne. Es ist mit feinem architektonischen Gefühl entworfen. Auf zwei Sockeln, durch einen mit der Helmzier geschmückten Schild getrennt, erheben sich zwei Gestalten, ein Engel und Mephisto, die, als Atlanten gedacht, den Rundbogen halten, der das Blatt nach oben abschließt. Den Schlußstein des Bogens bildet ein Widderkopf, an dessen Hörnern mit Bändern eine Tafel festgemacht ist, die den Titel trägt. Alles ist im höchsten Grade stilvoll, nirgends stört ein unlogischer Sprung der Phantasie — kurz das Blatt ist meisterhaft.

Gleich vollendet sind die Blätter „Zueignung", „Vorspiel auf dem Theater" und „Prolog im Himmel". Die kleineren Schnitte können wir nicht besprechen, ohne weitschweifig zu werden, als vorzüglichsten erwähnen wir Faust, der bei den Klängen des Osterliedes betend vor dem offenen Fenster niedergesunken ist, eine Gestalt voll feinster Empfindung in jeder Linie. Liezen-Mayer darf auf sie stolz sein.

Das Werk verspricht das Bedeutendste zu werden, was der deutsche Kunstverlag bis jetzt hervorgebracht hat, denn es ist vom Papier an bis zum Stich mustergültig. Der Preis der Lieferung, deren zwölf erscheinen sollen, ist 9 Mark, eine kleine Summe im Verhältnisse zu dem Werthe des Werkes.

H. von Leixner.

* * *

Von Richard Schmidt-Cabanis ist eine Sammlung sehr amüsanter Gedichte erschienen, „Zoolyrische Ergüsse" (Berlin 1877, Denicke). Der Autor folgt dem Beispiel Victor Scheffels („Es schwimmet mit Thränen im Auge"). Die Gewandtheit, mit der Schmidt den Reim handhabt, ist staunenswerth. Er leistet besonders im „Liebes-Ghasel eines indischen Kaiman" das Unglaubliche. Auf „Krokodile" sechszehn Reime zu finden, ist keine Kleinigkeit, und es dürfte auch das gewagte „Civileh'" kaum einen Tadler finden. Uebrigens versteckt sich hinter dem amüsanten Kleid manche satirische Lehre. („Der Krebs und die Ratte", „Der philosophische Maulwurf".) Die Ausstattung ist vortrefflich, die Illustrationen sind mit viel Witz erfunden und ganz vorzüglich gezeichnet, was bei Mützel, dem Zeichner von Brehms „Thierleben", eigentlich keiner Erwähnung bedarf. Einzelne der Illustrationen sind Cabinetsstücke, besonders die zu „Rhinocerösleins Frühlingslied".

Ein zweites „humoristisches" Buch ist „Raucherlieder" betitelt und hat Ernst Leistner zum Autor. (Wien, Pest, Leipzig bei A. Hartleben.) Der Verfasser besingt den Tabak, die Leiden und Freuden des Rauchers, ja er vertheidigt sogar Frauen, die manchmal rauchen — aber aus Liebe, nicht aus Beruf. Die Ausstattung des Buches hat einen neuen Gedanken verwirklicht, den Inhalt eines Werkes durch den Einband symbolisch anzudeuten; in diesem Fall besteht er aus dem Holz einer Cigarrenkiste. Die Idee wäre werth, weiter fortgeführt zu werden; man könnte gewisse Lyriker in Zuckerrohr, einzelne Literaturhistoriker in Kork oder Leder binden.

Als drittes „humoristisches" Buch liegt uns „die neue Odyssee" von von Siegmey vor. „Tragikomische Irrfahrt durch moderne Culturgebiete", illustrirt von Duyffke. (Berlin, Denickes Verlag.) Die Fruchtbarkeit des Autors beginnt sprichwörtlich zu werden. In seinem neuen Buche irrt er, wie der zweite Titel besagt, als Odysseus durch die verschiedensten Gebiete der Cultur. Im Berliner Museum schläft er ein und träumt seine Erzählung, die ihn in den Olymp, von da auf die Insel der Phäaken bringt, durch welche die moderne Presse symbolisirt sein soll. Dort beginnt er seine Geschicke zu erzählen, den Unfall mit dem Danaergeschenk des Aeolos, der ihn zu Polyphem, dem Kanonenmann, führt, welchem Odysseus mit Mühe entkommt. Von da geht seine Reise zur Circe „an der Seine", wo seine Gefährten im Mabille zu Schweinen werden, und wo er bei den Verlegern Michel Lévy Frères die Billigkeit französischer Bücher bewundert. Scylla und Charybdis sind die beiden Wagnerparteien in Bayreuth. Damit sei die Andeutung des Inhalts geschlossen; wer auf die Fortsetzung neugierig ist, möge das Buch mit dem geschmackvollen Pappband selbst zur Hand nehmen.

H. v. L.

* * *

Der 26. Jahrgang des Düsseldorfer Künstleralbums (Düsseldorf, Breidenbach & Baumann) liegt uns nun vor. Er reiht sich seinen Vorgängern würdig an. Der artistische Theil ist durch die besten Namen deutscher Maler vertreten, denn Scheuren, die Achenbachs, Shade, Kreling, Camphausen, Jerichau-Baumann u. s. w. haben Beiträge geliefert, deren Ausführung vortrefflich ist. Der literarische Theil wird unter Scherenbergs sorgsamer Redaction jährlich besser und gediegener. Kaum dürfte unter der großen Zahl der Gedichte eines zu finden sein, dessen Wahl nicht für seinen Geschmack zeugt. Fast alle großen Namen sind vertreten: Bauernfeld, Bodenstedt, J. G. Fischer, Geibel, Gerock, Klaus Groth, Hamerling, Holtei, Jensen, Kletke, Lingg, Mosenthal, Schack, Spielhagen, Träger. Alle Poesien von Bedeutung zu nennen ist unmöglich, wir machen nur auf einige aufmerksam. Aar Alexis „Venus von Melos", ein phantasiereiches und formgewandtes Gedicht; Schacks „Der Grieche im Norden" (an Bonaventura Genelli), in der Sprache der vollendetste Beitrag dieses Jahrganges; Karl Bartsch tiefempfundenes Lied „Mein Hort". Unter den jüngeren Dichtern tritt der feinsinnige Julius Wolff, der Autor des „Rattenfängers von Hameln", in die erste Linie, er darf sich ruhig den Besten an die Seite stellen. — Wir wünschen dem „Künstleralbum" zu seinen alten recht viel neue Freunde.

— x —

Bibliographie.

Vermischtes.

Gustav Michel, Das Buch der Katzen. Mit 26 Illustrationen. (Weimar, Weißbach.)

Gerhardt von Amyntor, Randglossen zum Buche des Lebens. (Elberfeld, Sam. Lucas.)

Caroline Herschel, Memoiren und Briefwechsel (1750—1848). Aus dem Englischen von A. Scheibe. (Berlin, Wilh. Hertz.)

Rudolf Gottschall, Portraits und Studien. (3. u. 4. Thl. der literarischen Charakterköpfe.) (Leipzig, Brockhaus.)

Dr. H. Ulrici, Abhandlungen zur Kunstgeschichte als angewandten Aesthetik. (Leipzig, Weigel.)

Dr. M. Hammerich, Thorwaldsen und seine Kunst. Ein Lebensbild. A. d. Dän. (Gotha, Gust. Schlößmann.)

Karl Hillebrand, Italia. III. Bd. (Leipzig, Hartung u. Sohn.)

Alfred Ludwig, Die Rigveda oder die heiligen Hymnen der Brâhmana. Zum ersten Male vollständig in's Deutsche übersetzt. Mit Commentar u. Einleitung. I. u. II. Bd. (Prag, Tempsky.)

Robert Schweichel, Italienische Blätter. (Berlin, Otto Janke.)

Alfred Graf Adelmann, Aus Italien. Sieben Monate in Kunst und Natur. (Stuttgart, Richter u. Kappler.)

La Mara, Im Hochgebirge. Skizzen aus Oberbayern und Tyrol. (Leipzig, H. Schmidt u. K. Günther.)

Murad Efendi, Türkische Skizzen. 2 Bde. (Leipzig, Dürr.)

Adolph Kohut, Aus meiner rheinischen Studienmappe. Charakterbilder, Literaturportraits u. Skizzen. (Düsseldorf, Breidenbach u. Baumann.)

Dr. A. C. E. Baldamus, Vogelmärchen. (Dresden, Schönfeldt.)

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Digitized by Google

Inserate.

Bernstein. Naturwissenschaftl. Volksbücher.
IV. Auflage.
20 Bände und 1 Suppl.-Bd.
Preis geh. 12 M. 60 Pf., geb. 17 M.
Verlag von **Carl Krabbe** in Stuttgart.

Zu Festgeschenken empfohlen.
Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in Leipzig sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Kleine Geschichten
von
Paul Lindau.
2 Bände. broch. 8 M. — In 1 Band in Leinwand elegant gebunden 9 M.
Inhalt:
I. Band. Stecknadeln. — Josephine. Nini. Ninon. Geschichte einer jungen Französin.
II. Band. Ein aufgefangener Brief. — In Folge einer Wette. — Der Tod der Frau Baronin.

Das Leben der Erde.
Blicke in ihre Geschichte, nebst Darstellung der wichtigsten und interessantesten Fragen ihres Natur- und Kulturlebens.
Ein Volksbuch mit 75 Holzschnitt-Illustrationen und einer Karte in Farbendruck von
A. Hummel.
Broch. 6 M., in Leinwand eleg. geb. 7 M. 50 Pf.

Physikalische und chemische Unterhaltungen.
Ein Volksbuch
mit 96 in den Text eingedruckten Holzschnitten
von
Dr. **Otto Ule** und **A. Hummel.**
Broch. 6 M., in Leinwand eleg. geb. 7 M. 50 Pf.

Altnordischer Sagenschatz
in neun Büchern übersetzt und erläutert
von
Prof. Dr. **Ludw. Ettmüller.**
Broch. 8 M.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart.
Friedrich Hellwald
Die **Erde** und ihre Völker.
Ein geographisches Hausbuch.
Erscheint in 50 reich illustrirten Lieferungen à 50 Pfennige.
Dieses Werk hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Schon jetzt, ehe nur 1/3 des Werkes beendet ist, wurde eine zweite unveränderte Auflage nöthig. Es ist die erste Geographie, welche wirklich amüsant zu lesen ist. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Empfehlenswerthe Festgeschenke!

Emsland-Bilder.
Erzählungen a. d. Emslande
von **E. v. Dincklage.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Von ihr und mir.
Eine Weihnachtsgeschichte
von **Edmund Hoefer.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Nymphäa.
Novelle
von **Wilh. Jensen.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Ein
Deutsches Dichter-Buch.
Aus Originalbeiträgen deutscher Dichter
gesammelt u. herausgegeben
von
Max Kalbeck.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 5 M.

Leier und Palette.
Geschichten
aus dem
Dichter- u. Künstlerleben
von
E. Vely.
Mit einer Illustration.
Eleg. geh. 3 M. Eleg. geb. 4 M.

Assunta.
Novelle
von **E. Vely.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Meereswellen.
Venetianisches Märchen
von **E. Vely.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Sonnenstrahlen.
Ein Märchen
von **E. Vely.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 4 M. 50 Pf.

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** ist soeben erschienen:
Geschichte des Königreichs Griechenland. Nebst einem Rückblick auf die Vorgeschichte. Von Dr. **W. F. Carl Schmeidler.** gr. 8. broch. 8 M.
Inhalt: I. Rückblicke auf die Vorgeschichte. II. Die Entstehung des neuen Königreichs. III. König Otto und seine Regierung bis zur Einführung der Verfassung. IV. Die Verfassungskämpfe. V. Das constitutionelle Königreich. VI. Das neuhellenische Volk. VII. Die Regierung des Königs Georgios.

Festgeschenke
aus dem Verlage von **Joh. Ambr. Barth** in Leipzig.

Für Frauen und Töchter:
Neu!
Vom Gesang.
Musikalische Winke und Lebensbilder.
Von **Elise Polko.**
Mit einem Titelstahlstich.
kl. 8. brosch. M. 4.50. Eleg. geb. M. 6.—

Von derselben Verfasserin erschienen früher:
Aus der Künstlerwelt.
(Maler-Novellen.)
2 Bde. gr. 8. mit Illustr. geb. à M. 7.50.
und wiederum in neuen Auflagen:
Musikalische Märchen.
Phantasien und Skizzen.
Mit Illustrationen in Holzschnitt.
Drei Reihen (jede einzeln käuflich!)
Eleg. geb. mit Federschnitt à Bd. M. 6.75
Eleg. geb. mit Goldschnitt à Bd. M. 7.50

Glümer, Cl. v., Erinnerungen an Wilh. Schröder-Devrient. Mit Porträt. 8. geb. . . . . M. 3.60
Frauenliebe und Dichterleben. Ein literarisches Album. Von Julie Dohmke (Elise Polko's Schwester). 3. Aufl. Min.-Ausg. Eleg. geb. . . M. 8.50
Immortellen auf d. Grab Rob. Schumanns. 2. Aufl. 16. cart . . . . M. 1.—

Kunst u. Literatur, Biographisches etc.
Bartsch, A., le Peintre-graveur. 21 vols. 8. et atlas in folio . . M. 141.30
Passavant, J. D., le Peintre-graveur. 6 vols. 8. . . . . M. 54.—
Handzeichnungen berühmter Meister. 36 Bl. in folio . . . . . M. 96.—
Holzschnitte berühmter Meister. Vollständig in 16 Lfgn. in folio . M. 96.—
Corrodi, A., Studien zur Pflanzenornamentik in 4. cart. . . . . M. 8.—
Tüshaus, F., deutsche Sprichwörter. 4. cart. . . . . M. 3.—
Neher, B., Schillers Glocke in 40 Blättern in folio . . . . . M. 6.—
Hanslick, E., Vom Musikalisch-Schönen. 5. Aufl. 8. . . . . M. 2.40
Hendtl, Fr. Ritter v., Gedanken über Tonkunst u. Tonkünstl. 2. Aufl. 8. M. 2.40
Barthel, G. E., Scherz und Humor. 16. br. . . . . M. 1.50
Criepen, H., Von der Kunst zu lieben. Min. Ausg. cart. . . . . M. 2.25
Juvenal's Satyren. Deutsch von Hilgers. Min. Ausg. br. . . . . M. 4.—
Lindau, P., Literarische Rücksichtslosigkeiten. 3. Aufl. 8. br. M. 4.—
Massari, J., Graf Cavour. Deutsch von Bezold. 8. br. . . . . M. 4.50
Minnesinger. Herausg. von F. H. von der Hagen. 3 Bde in 4. . M. 75.—
Ohne die artistisch. Beilagen. M. 30.—
Steinacker, G., Ungarische Lyriker. Min. Ausg. br. . . . . M. 8.—
geb. . . . . M. 9.—

Erbauungsschriften.
Protestantenbibel. Neues Testament. 2. Aufl. 8. br. . . . . M. 11.—
geb. . . . . M. 13.—
Bassermann, H., Dreissig Predigten. 8. br. . . . . M. 4.50
Eltester, Th. H., Worte der Verständigung. 8. br. . . . . M. 3.60
Henke, E. L. Th., Ergebnisse und Gleichnisse. 8. geb. . . . . M. 4.—
Krenkel, M., Der Apostel Johannes. 8. br. . . . . M. 3.—
Müller, W., Religion und Christenthum. 8. br. . . . . M. 2.40
Wünsche, A., Jesus in seiner Stellung zu den Frauen. 8. br. . M. 2.—

Paul Lindau, Dramaturgische Blätter.
2 Bände. Elegant geheftet. Preis 9 Mark.
Stuttgart.] [C. F. Simon.

Digitized by Google

„Ein Karrikaturenzeichner,
gewandt und originell,
erbietet sich zur billigen Herstellung von Zeichnungen; Offerten übermittelt die Expedition unter C. C. x.“

Türkische Skizzen
von
Murad Efendi.
2 Bände. Preis 7 M. 50 Pf.
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

In **Carl Duncker's** Verlag in **Berlin** erschien:
Dr. **Wilh. Goering, Raum und Stoff.** Ideen zu einer Kritik der Sinne. Preis 7 M.
Ed. von Hartmann, gesammelte Studien und Aufsätze gemeinverständlichen Inhalts. 729 Seiten. Preis 12 M.
— **Philosophie des Unbewußten.** 7. Aufl. 2 Bde. Preis 12 M.

Goltz, Bogumil.
Buch der Kindheit.
O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewusster Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund
Wie Salomo!
Dritte Auflage. Preis geh. 4 M., geb. mit Goldschnitt 5 M. 50 Pf.
Verlag von **Carl Krabbe** in Stuttgart.

In dem Verlage der **Militaria, Berlin,** Potsdamer Str. 54, erschienen folgende **Prachtwerke** und werden zu Weihnachtsgeschenken empfohlen:
1) **Aus Brandenburgisch-Preussischer Heeresgeschichte. 50 Reiterbilder** von **Otto Fikentscher,** Historienmaler in Düsseldorf. 10 Lieferungen à 25 M. Lief. 1 erschien soeben.
2) **Die Generale der deutschen Armee. Sr. Maj. dem Kaiser Wilhelm gewidmet.** Herausgegeben von **G. von Glasenapp. Neue Lieferungsausgabe.** 35 Lieferungen à 6 M. Lief. 1—3 wurden soeben ausgegeben.
Ausführliche Prospecte werden gratis und franko versandt. Ebenso Lieferung 1 jedes der obigen Werke und bittet man, sich per Postkarte dieserhalb an die Verlagshandlung oder an die nächste Buchhandlung zu wenden.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:
Sturmflut.
Roman in sechs Büchern von
Friedr. Spielhagen.
3 Bände, Preis brosch. 15 M., eleg. geb. 18 M.
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin.**
Feldflüchters.
Plattdütsch Leeder un Läuschen in Mecklenbörger Mundort
von
Eduard Hobein.
Miniatur-Ausgabe. Elegant geheftet 2 M.
Geb. mit Goldschnitt 3 M.

Aus der Schwindelzeit!
Soeben erschien bei **Georg Frobeen & Co.** in **Bern:**

Die Bankgrafen,
Roman aus der Schwindelzeit
von
Michael Klapp.
2 Bände in elegantester Ausstattung. Preis 5 fl. = 10 M.
Der durch seinen Aufsatz über Schloß Gödöllö, welcher bekanntlich das Verbot der „Gartenlaube“ in Oesterreich-Ungarn herbeiführte, in letzter Zeit vielgenannte Verfasser schildert in diesem Romane die vom Spielteufel besessene Wiener Gesellschaft der letzten Gründerperiode, mit einer Schärfe und Treue, welche Aufsehen erregen wird. Die überaus durchsichtig gezeichneten Figuren aus der alten und neuesten Aristokratie, aus Finanz- und Börsenkreisen werden sensationell zu wirken nicht verfehlen.
Zu haben in allen Buchhandlungen.

Im Verlage der Buchhandlung **L. Rosner** in **Wien** sind soeben erschienen:
WIENER SPAZIERGÄNGE
von **D. Spitzer.**
Dritte Sammlung.
8. 24 Bogen elegant brosch. Preis fl. 2.50 = M. 5.—
Ad. Glasbrenner schreibt in der „Montagszeitung“: Man braucht nicht Wiener zu sein, ja Wiens Genussluft nicht eingeathmet zu haben, um in diesen Feuilletons zu schwelgen; sie sind falls unsre Philologen diesen Ausdruck gestatten: klassisch. Etwas zugeknöpft gegen Idealismus und Sentimentalität, ist D. Spitzer doch ein Ritter der Freiheit und des Rechtes, kämpft mit Muth und Geschick, trifft mit seinem Feder-Degen immer den Nagel auf den Kopf und dabei manchen Kopf auf dessen Nagel, und tödtet das ihm Feindliche mit einnehmendster Grazie und Eleganz. Seit Ernst Kossack nicht mehr schreibt, hat Berlin Wien um solche Feuilletonisten wie D. Spitzer zu beneiden.

DER SCHANDFLECK.
Roman von **L. Anzengruber.**
8. 24 Bogen elegant brosch. Preis fl. 2.50 = M. 5.—
Anzengruber, der Dramatiker, der Autor des „Pfarrer von Kirchfeld“, der seinen Siegeszug über alle deutschen Bühnen gehalten, tritt hier zum ersten Male als Romanschriftsteller auf und gleich sein erster Wurf ist ein Meisterstück in seiner Art. Gedankensatt und formvollendet. Solche Charaktere, solche Figuren kann nur Anzengruber gestalten. Ein Kenner des wirklichen Volkslebens wie es neben ihm keinen Zweiten gibt. Diese unbestritten glänzende literarische Production wird nicht verfehlen mächtiges Aufsehen zu erregen.

Der neue
TANHÄUSER.
Die wollust der creaturen ist gemenget mit bitterkeit. **Meister Eckhart.**
Neunte vielfach verbesserte und neu vermehrte Auflage.
154 Seiten. Preis fl. 1.80 = M. 3.60.

TANHÄUSER
in Rom.
Vom
Verfasser des „Neuen Tanhäuser“.
Dritte wesentlich umgestaltete und um zwei neue Kapitel vermehrte Auflage.
118 Seiten. Preis fl. 1.50 = M. 3.—
Der brillante Erfolg dieser beiden vielgepriesenen und bestverläumdeten Dichtungen sichert auch diesen neuen Auflagen raschen Absatz. Sie sind im Texte vielfach vermehrt, auf holländischem Schreibpapier mit neuen Kopfleisten und Pergament-Umschlägen in jener bekannten Weise ausgestattet, welche seither so viele Freunde und Nachahmer gefunden.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstrasse.
Gesammelte Aufsätze.
Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart
von **Paul Lindau.**
1 Band 8. 29 Bogen. Brosch. Ladenpreis 7 M. Eleg. geb. mit Goldschn. 8 M. 50 Pf.
Inhalt: I. Deutsche Literatur: Benedix. — Hoffmann von Fallersleben. — Gustav Freytag. — Auerbach. — Spielhagen. — Paul Heyse. — Fanny Lewald. — Spitzer. — Scherr. — Hamerling. II. **Frankreich:** Goethe's Faust in Frankreich. — Victor Hugo. — Jules Janin. — Paul de Kock. III. **Verschiedenes:** Unsere Klassiker und unsere Universitäten. — Eine Kritik über Gustav Freytag. — Ein modernes Epos. — Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren. — Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten. — Ein deutscher Dichter. — Emerich Graf Stadion. — Emile Maria Vacano. — Tartüffe in der Presse.

Theater von Paul Lindau.
Erster Theil.
(Zweite Auflage.)
Marion. — **In diplomatischer Sendung.**
Maria und Magdalena.
Zweiter Theil.
Diana, Schauspiel in fünf Acten.
Ein Erfolg, Lustspiel in vier Acten.
Letzteres mit einer Vorrede in Form einer Widmung an den K. K. Hofschauspieler Adolf Sonnenthal in Wien.
Preis pro Band in 8. elegant geheftet 4 M. 50 Pf.

Digitized by Google

Strodtmann. H. Heine's Leben und Werke.
Zweite verbesserte Auflage.
2 Bände. 75 Bogen.
Preis geh. 6 M., geb. 7 M. 50 Pf.
Verlag von **Carl Krabbe** in Stuttgart.

Fritz Reuter,
Lustspiele.
Ergänzungsband zu seinen Werken.
Zweite Auflage.
Geh. 2 M., in Orig.-Bd. geb. 3 M.

Mekelnbörger Geschichten.
Vertellt för Jung un Olt
von **Wilhelm Adolph Quitzow.**
Bd. I. **As Wisme wedder mekelnborgsch würd.** 2. Aufl. Geh. 2 M., eleg. geb. 3 M.
Bd. II. **Hanne Möller un sin Mudder.** Geh. 2 M. 40 Pf., eleg. geb. 3 M. 20 Pf.
Leipzig. **C. A. Koch's** Verlagshandlung.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist erschienen:
OSIRIS.
Die Weltgesetze in der Erdgeschichte.
Von **C. Radenhausen.**
3 Bände M. 31.50.
In der Isis hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, den Entwickelungsgang der Menschheit in seinen Hauptzügen zur Darstellung zu bringen. Im Osiris versucht er die Weltgesetze, Entstehen und Vergehen der Welten festzustellen und begründet dieselben durch den Entwickelungsgang des Erdenlebens.
Band I behandelt die unorganische Welt, nicht allein in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit, sondern auch in der Vorgeschichte und künftigen Gestaltung.
Band II giebt Uebersicht der organischen Welt, weist die Gesetze nach in Gestalten, Vererben und Fortbilden der Pflanzen und Thiere.
Band III ist ausschliesslich dem Menschenwesen und der Menschheit gewidmet, behandelt deren Heranbildung und allmälige Entwickelung bis zur Gegenwart, wie auch ihre voraussichtliche Zukunft.

Festgeschenke.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:
Hölty, Hermann, Aus der deutschen Götterwelt. Balladen. Eleg. geheftet 2 M. 40 Pf., eleg. gebunden 3 M.
Hölty, Hermann, Bilder und Balladen. 2. Auflage. Eleg. geheftet 2 M., eleg. gebunden 3 M.
Petri, Moritz, Zur Einführung Shakespeare's in die christliche Familie. Eine populäre Erläuterung der vorzüglichsten Dramen desselben. 2. Auflage. Mit Shakespeare's Porträt in Stahlstich. Eleg. geheftet 4 M. 80 Pf., eleg. gebunden 6 M.
Verlag von **Carl Meyer** in **Hannover.**

Bernstein. Naturkraft und Geisteswalten.
Betrachtungen über Natur- und Kulturleben. Neue Ausgabe.
Preis: geh. 4 M. 50 Pf., geb. mit Goldschnitt 6 M.
Verlag von **Carl Krabbe** in Stuttgart.

Verlag der **Weidmannschen Buchhandlung** in **Berlin.**

Römische Geschichte
von
Theodor Mommsen.
Sechste Auflage.
Erster Band. (Bis zur Schlacht von Pydna). Mit einer Militärkarte von Italien. Gr. 8. Geh. Preis 10 M.
Zweiter Band. (Von der Schlacht von Pydna bis auf Sullas Tod.) Gr. 8. Geh. Pr. 5 M.
Dritter Band. (Von Sullas Tod bis zur Schlacht von Thapsus.) Mit Inhaltsverzeichniss. Gr. 8. Geh. Preis 7 M. 80 Pf.
Inhaltsverzeichniss zu Band I—III. apart gr. 8. 80 Pf.

Griechische Geschichte
von
Ernst Curtius.
Erster Band. (Bis zu den Perserkriegen.) Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. Preis 7 M.
Zweiter Band. (Bis zum Ende des Peloponnesischen Krieges.) Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. Preis 9 M.
Dritter Band. (Bis zum Ende der Selbstständigkeit Griechenlands.) Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. Preis 9 M.
Zeittafel und Register zu Band I—III. Gr. 8. Geh. Preis 1 M. 60 Pf.

Das Leben der Griechen und Römer
nach antiken Bildwerken
dargestellt von
Ernst Guhl und **Wilhelm Koner.**
Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. — Mit 554 Holzschnitten.
Gr. 8. Geh. Preis 13 M.

Ludwig Häusser's
Deutsche Geschichte
vom Tode Friedrich des Grossen bis zur Gründung des deutschen Bundes.
4. Auflage. 4 Bände gr. 8. Geh. 20 M.

Ludwig Häusser's
Geschichte
der
französischen Revolution.
1789—1799.
Herausgegeben von
Wilhelm Oncken.
Gr. 8. Geh. 8 M.

Ludwig Häusser's
Geschichte
des
Zeitalters d. Reformation.
1517—1648.
Herausgegeben von
Wilhelm Oncken.
Gr. 8. Geh. 12 M.

Handbuch der Erdkunde.
Von
G. A. von Kloeden.
Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

Erster Band.
Handbuch der physischen Geographie.
Mit 288 Holzschnitten. — Gr. 8. Geheftet. Preis 15 M.

Zweiter Band.
Politische Geographie.
Länder- und Staatenkunde von Europa.
Das deutsche Reich, die Schweiz, die österreichisch-ungarische Monarchie.
Gr. 8. Geheftet. Preis 10 M.

Dritter Band.
Politische Geographie der übrigen Länder Europa's.
Im Erscheinen. Preis jeder Lieferung 1 M.

Vorträge und Aufsätze
zur
Geschichte des geistigen Lebens.
in Deutschland und Oesterreich.
Von
Wilhelm Scherer.
Gr. 8. Geh. Preis 8 M.

Jean Paul
und
seine Zeitgenossen.
Von
P. Nerrlich.
Gr. 8. Geh. Preis 6 M.

Griechische Weine.
Unterzeichnete Firma beschäftigt sich mit dem Import griechischer Weine, dieselben sind von vorzüglicher Güte und großer Schönheit. — Um deren Bekanntwerden zu erleichtern wird 1 Probekistchen in folgender Zusammenstellung abgegeben:

3/1 Fl.	Rothwein aus Corinth	à M. 1.60.	= M. 4.80.
3/1 Fl.	dito Claret Vino di Bacco von Santorin	à M. 1.20.	= M. 3.60.
3/1 Fl.	Malvasier weiss Vino santo von Santorin	à M. 1.40.	= M. 4.20.
3/1 Fl.	dito roth aus Misistra	à M. 1.50.	= M. 4.50.
Zusammen 12/1 Fl.	Kiste. Flaschen und Verpackung frei für		M. 17.10.

Zusendung per Post oder Bahn, ab hier. **Absolute Garantie für Reinheit und Aechtheit.** Ausführlichen Preiscourant und Circulair franco gegen franco.
J. F. Menzer, Weingroßhandlung, **Neckargemünd.**
Diese Probekistchen dürften sich zu passenden **Weihnachtsgeschenken** eignen.

Digitized by Google

In **Denicke's** Verlag in **Berlin**, W., erschien soeben:

Zoolyrische Ergüsse.

Ein Album zwei-, vier- und mehrstelliger Dichtungen von

Richard Schmidt-Cabanis.

Mit 31 Illustrationen von **Gustav Mützel.**

4. In elegantester Ausstattung geb. Preis 10 *M.*

Dieses humoristische Thier-Album persiflirt theils in harmlos-heiterer, theils in scharf-satyrischer Weise modernes Leben und Treiben und charakterisirt Menschen und Dinge der Gegenwart unter der Maske entsprechender Typen aus der Thierwelt. Diesem Text hat Gustav Mützel geistvoll ersonnene und künstlerisch in Holzschnitt ausgeführte Original-Illustrationen angepaßt, welche dem zoolyrischen Album eine der hervorragendsten Stellen im Gebiete humoristischer Prachtwerke sichern.

Palleske. Schiller's Leben und Werke.

Neunte neu verbesserte Auflage.

2 Bände, 75 Bogen.

Preis geh. 5 *M.*, geb. 6 *M.* 75 *Pf.*

Verlag von **Karl Krabbe** in **Stuttgart.**

Soeben erschienen in meinem Verlage:

Geschichte des Romans

und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland

von

Dr. phil. **Felix Bobertag,**

Docenten der Universität Breslau.

1. Abtheilung. 1. Band. Preis 10 *M.*

Carolina Brocchi.

Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Hermann Kette.

Preis 2 Mark.

A. Gosohorsky's Buchhdlg.,

Adolf Kiepert, Hofbuchhändler,

Breslau.

BÆDEKER'S REISEHANDBÜCHER

für Italien und den Orient.

Ober-Italien bis **Livorno, Florenz** und **Ancona** und die **Insel Corsica.** Mit 6 Karten und 27 Plänen. 8. Aufl. **1877.** 6 *M.* — **Mittel-Italien** und **Rom.** Mit 7 Karten, 12 Plänen und 1 Panorama von Rom. 4. Aufl. **1874.** 6 *M.* — **Unter-Italien** und **Sicilien,** nebst Ausflügen nach den **Liparischen Inseln, Malta, Sardinien, Tunis** und **Corfu.** Mit 8 Karten und 12 Plänen. 5. Aufl. **1876.** 6 *M.* — **Aegypten** I. Theil. **Unter-Aegypten** bis zum **Fayûm** und die **Sinai-Halbinsel.** Mit 14 Karten, 28 Plänen, 7 Ansichten und 42 Textvignetten. **1877.** 16 *M.* — **Palästina** und **Syrien.** Mit 17 Karten, 42 Plänen, 1 Panorama von Jerusalem und 8 Ansichten. **1875.** 15 *M.*

Zu Festgeschenken empfohlen

aus dem Verlage von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Felix Dahn,

Ein Kampf um Rom. Historischer Roman. 4 Bände. Zweite Auflage. (Bd. 1. Dritte Auflage.) 1876. 24 *M.*

Die Amalungen. Ein Gedicht. 1876. gr. 8. Gebunden 4 *M.* (So eben erschienen.)

König Roderich. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite, durchgesehene und veränderte Ausgabe. 1876. 8. 4 *M.* — geb. 5 *M.*

Markgraf Ruedeger von Bechelaren. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 1875. 8. 3 *M.* — geb. 4 *M.*

Deutsche Treue. Ein vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. 1875. 8. 3 *M.* — geb. 4 *M.*

Die Staatskunst der Frau'n. Lustspiel in drei Aufzügen. 1876. 8. 3 *M.* — geb. 4 *M.*

Zwölf Balladen. 1875. 12. Eleg. cart. mit Goldschnitt 3 *M.*

Goethe's Briefe an Leipziger Freunde. Herausgegeben von Otto Jahn. Zweite vermehrte Auflage. Mit 3 lithographirten Bildnissen. 1867. 8. geh. 6 *M.* — Eleg. geb. 7 *M.*

Leander, Rich., Träumereien an französischen Kaminen. Märchen. 7. vermehrte Aufl. 1876. gr. 16. In reichverziertem Calicobande. 3 *M.*

Liederbuch für die Glieder des unsichtbaren Gottesreiches, zusammengestellt von Dr. H. Schleiden. Octav. In reichvergoldetem Calicobande. 6 *M.*

Lipiner, Siegfried, Der entfesselte Prometheus. Eine Dichtung in fünf Gesängen. 1876. gr. 8. 4 *M.*

Reime eines Verschollenen. Herausgegeben von Georg von Oertzen. 1876. gr. 8. brosch. 5 *M.* — Eleg. geb. 6 *M.*

Wolzogen, Caroline von, literarischer Nachlaß. Zwei Bände. Zweite Auflage. 1867. 8. geh. 10 *M.* 50 *Pf.* — Eleg. geb. 12 *M.* 50 *Pf.* Briefe Schiller's aus der schönsten Zeit seines Lebens an die beiden geliebten Schwestern v. Wolzogen, so wie Briefe von Goethe, Carl August, Helene von Orleans an die herrliche Frau, die den ersten Geistern unserer großen Literaturzeit so herzlich und häuslich nahe stand; eine edle Gabe, zumal für die Frauen und Mädchen.

Chrysander, Fried., G. F. Händel (Biographie). 1.—3. Band erste Hälfte. 1858—67. gr. 8. 18 *M.* 60 *Pf.*

Jahn, Otto, W. A. Mozart (Biographie). Zweite durchaus umgearbeitete Auflage in 2 Theilen. Mit 5 Bildnissen. 4 Facsimiles, 19 Notenbeilagen und Register. 1867. gr. 8. geh. 30 *M.* — Eleg. geb. 33 *M.*

Spitta, Philipp, Johann Sebastian Bach (Biographie). Erster Band. XXVIII u. 856 Seiten. gr. 8. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Notenbeispielen und gestochenen Musikbeilagen. 1873. gr. 8. 16 *M.* 50 *Pf.*

Dieses Werk giebt eine möglichst ausführliche, quellengetreue Biographie Sebastian Bachs, eine Darstellung seiner künstlerischen Entwicklung, eine Kritik und Analyse seiner Tonschöpfungen, beleuchtet daneben aber zugleich des Meisters Verhältniß sowohl zu seiner Zeit, als auch besonders zum 17. Jahrhundert, und überhaupt seine Gesammtbedeutung für die deutsche Kunst- und Culturgeschichte. Ein zweiter Band wird das Ganze abschließen.

Briefe von Moritz Hauptmann an Franz Hauser. Herausgegeben von Prof. Dr. Alfred Schöne. 2 Bände. Mit Hauptmann's Bildniß. 1871. 8. geh. 10 *M.* 50 *Pf.* — geb. 12 *M.* 50 *Pf.*

Briefe von Moritz Hauptmann an Ludwig Spohr und Andere. Herausgegeben von Dr. Ferdinand Hiller. Neue Folge der Hauptmann'schen Briefe. 1876. 8. 5 *M.*

Hiller, Ferd., Musikalisches und Persönliches. 1876. 8. 5 *M.*

Küster, Hermann, Populäre Vorträge über Bildung und Begründung eines musikalischen Urtheils mit erläuternden Beispielen.

I. Cyklus. Die einfachen Tonformen. 1871. gr. 8. 5 *M.* 40 *Pf.*

II. Cyklus. Die höheren Tonformen. 1872. gr. 8. 4 *M.* 20 *Pf.*

III. Cyklus. Der Toninhalt. 1873. gr. 8. 4 *M.* 50 *Pf.*

Das Hauslexikon. Encyklopädie praktischer Lebenskenntnisse für alle Stände. Dritte durchaus neu bearbeitete Auflage. Mit eingedruckten Holzschnitten und alphabetischem Register über alle darin vorkommenden (an 30,000) Gegenstände. Vollständig in 6 Bänden. 1863. Lex.-8. geh. 36 *M.* — geb. 43 *M.* 20 *Pf.*

Ein praktisches Universalwerk, welches keiner Haushaltung fehlen sollte.

Reichs-Commersbuch, Allgemeines, für deutsche Studenten. Herausgegeben von Müller von der Werra. Zweite Auflage. XXII. 661 Seiten. 803 Lieder. 1876. 8. Broschirt 3 *M.* — geb. 3 *M.* 75 *Pf.* Fein geb. mit Metallfüßen 4 *M.* 25 *Pf.*

Der Absatz der ersten starken Auflage von 5000 Exemplaren binnen Jahresfrist erweist, daß dies Liederbuch den rechten Ton angeschlagen hat.

Soeben | Verlag von **WILH. NITZSCHKE** in **STUTTGART.** | erschienen:

= Passendes Festgeschenk für geistig geweckte Kinder. =

Knackmandeln und harte Nüsse. Verstandesübungen, arithmetische Aufgaben und Scherze sowie Räthsel. Nebst einem Anhang mit **Spielen.** Für die Jugend und ihre Freunde erdacht und herausgegeben von **Dr. Rob. Löwicke.** Mit 2 Farbendruckbildern, sowie vielen Text-Illustrationen von L. Sckell und J. Schnorr. Eleg. geb. 3½ *M.*

Das Buch bietet für geistig geweckte Knaben und Mädchen einen reichen Schatz trefflich gewählter geistiger Anregungen. Die Zeitschrift „**Deutsche Jugend**" nennt es „eine Gabe von seltenem Werth" und hebt hervor „dass der Verfasser durchaus heimisch sei in der Gedankenwelt der Jugend und seltenen pädagogischen Takt mit sicherem Geschmack und überraschendem Formen-Reichthum verbinde."

= Vorräthig in jeder Buchhandlung. =

Digitized by Google

E. Vely, Herzog Karl von Württemberg

Stuttgart.] und Franziska von Hohenheim. 2. verm. Aufl. Eleg. geh. 5 M. Eleg. geb. 6 M. **[C. F. Simon.**

Verlag von **Otto Wigand** in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schiller und seine Zeit.

Von **Johannes Scherr.**

Prachtausgabe. Dritte Aufl. Mit 14 Porträts. 20 historischen Bildern u. 1 Stahlstich. Preis in eleg. Umschlag 13 M. 50 Pf. Prachtvoll geb. 17 M.

Scherr, Blücher und seine Zeit. Volksausg. 3 Bde. 7 M. 50 Pf., geb. 10 M. 50 Pf.
— Cultur- u. Sittengeschichte. 8 M., geb. 9 M. 50 Pf.
— Dämonen. 4 M. 50 Pf.
— Farrago. 6 M.
— Geschichte der Frauen. 3. Aufl. 2 Bde. 9 M., geb. 10 M.
— — der Religion. 2. Aufl. 9 M.
— — der deutschen Literatur. 2. Aufl. 4 M.
— — der englischen Literatur. 2. Aufl. 4 M.
— — von 1848. 2. Aufl. 2 Bde. 13 M., geb. 15 M. 50 Pf.
— Hofgeschichten. 3. Aufl. 4 M. 50 Pf., geb. 5 M. 50 Pf.
— Mixed-Pickles. 4 M.
— Schiller und seine Zeit. Volksausg. 4 M. geb. 4 M. 50 Pf.
— Studien. 3 Bde. 14 M. 25 Pf.
— Sündflutzeit. 4 M.
— Tragikomödie. 3 Bde. 18 M., geb. 22 M.
— Trauerspiel in Mexiko. 4 M.
— Nibelungenlied. In Prosa übers. Prachtausg. 8 M., geb. 9 M. 50 Pf.

Byron's sämmtliche Werke. Deutsch v. Adolf Böttger. 6. Aufl. Taschenausg. in 4 Bdn. geb. 9 M. 50 Pf.

Burmeister, Geschichte d. Schöpfung. 8 M., geb. 9 M. 50 Pf.

Jerrold, Kaudels Gardinenpredigten. 7. Aufl. Wohlfeile Ausg. geb. 4 M. 50 Pf.
— — Prachtausg. geb. 8 M. 40 Pf.

Draper, Geschichte der geistigen Entwickelung Europa's. 2. Aufl. 10 M.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. 2 Bde. in 3 Thln. 72 M., geb. 81 M.
— Handwörterbuch der deutschen Sprache. 7 M. 50 Pf., geb. 9 M.
— Fremdwörterbuch. 2 Bde. 10 M. 50 Pf., geb. in 1 Bd. 12 M. 50 Pf., geb. in 2 Bde. 13 M.

Schröder, Vom alten Fritz. Denkwürdige Aussprüche aus seinen Werken. 1 M. 50 Pf.

Lewes. Goethe's Leben und Werke.

Elfte Auflage.

2 Bände. 70 Bogen.

Preis geh. 5 M., geb. 6 M. 75 Pf.

Verlag von **Carl Krabbe** in Stuttgart.

Verlag von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Tristan und Isolt

in deutschen Dichtungen der Neuzeit.

Von **Reinhold Bechstein.**

8. geheftet. 4 M.

Studien zu Schiller's Dramen.

Von **Wilh. Fielitz.**

gr. 8. geheftet. 2 M. 40 Pf.

Leipzig, im October 1876.

Vollständig liegt nun vor: der erste Band **des Prachtwerkes**

Durch's deutsche Land.

Malerische Stätten aus Deutschland und Oesterreich.

In Original-Radirungen

von

B. Mannfeld.

Folio 24 Mark. Cartonnirt 26 Mark. Sehr reich gebunden 34 Mark.

Dieses Werk, das sich in gleichem Maaße an das nationale Gefühl wie an die künstlerische Empfindung unseres Volkes wendet, wird überall da, wo diese lebendig sind, eine willkommene Aufnahme finden. In einer den strengsten Anforderungen genügenden Ausführung bietet es dem Auge eine reiche Auswahl all der malerisch schönen und durch anziehende Erinnerungen geweihten Stätten, an denen das deutsche Vaterland so überreich ist; in dem begleitenden Text aber spiegelt sich die geschichtliche Bedeutung, wie der poetische Reiz des Dargestellten in würdiger Weise wieder.

Der überaus billige Preis für 30 meisterhaft ausgeführte Radirungen und ebensoviel anziehend geschriebene Textblätter, soll die weiteste Verbreitung dieses kunstgerechten Prachtwerkes ermöglichen, das als ein, für den feinen Geschmack des Gebers zeugendes Festgeschenk, überall willkommen sein wird.

Dasselbe ist durch jede Buch- u. Kunsthandlung zu beziehen und in den meisten derselben vorräthig.

Verlag von **Alexander Duncker,** Königl. Hofbuchhändler in Berlin.

In meinem Verlage erschien:

Aberle, Dr. Carl, k. k. Reg.-R. und Prof. **Vergleichende Zusammenstellung der gebräuchlicheren Pflanzensysteme** und statistische Uebersicht der Artenzahl und Verbreitung der Ordnungen der lebenden und fossilen Gefässpflanzen. Preis 1 fl. 50 kr. = 3 M.

Gnissel, Das moderne Ehebruchs-Drama. Eine kritische Studie. 16 Seiten. Preis 30 kr. = 60 Pf.

Leitenberger, Johanna, Lichtstrahlen. Novellen. Preis 1 fl. 50 kr. = 3 M.

Parallen, J. J. Rousseau, Schopenhauer, Grillparzer. Eine Studie. 23 Seiten. Preis 30 kr. = 60 Pf.

Schauspielschule, Die, des Wiener Conservatoriums 1874—1876. 23 Seiten. Preis 50 kr. = 1 M.

Verlag von **Friedrich Beck** in **Wien,** Seilerstätte 30.

Neuestes Aquarell-Werk von **Ed. Hildebrandt.**

Soeben erschien:

Aus Europa.

Neue Sammlung

Hildebrandt'scher Aquarelle.

Nach Originalen aus dem Privat-Besitz Sr. Majestät des Kaisers.

Chromofacsimilirt von R. Steinbock und W. Loeillot.

2. Lieferung 4 Blatt gross Folio in Passepartouts von starkem Carton.

Preis complet in Umschlag 48 Mark — der Blätter einzeln 15 Mark.

Inhalt der zweiten Lieferung:

No. 6. La Penta Cintra (Portugal). — No. 7. Freshwaterbay (Insel Wight). — No. 8. Drontheim (Norwegen). — No. 9. Potsdam (Deutschland).

NB. Zur Completirung dieser Lieferung empfehlen wir die sehr beliebte, früher in unserm Verlage erschienene Aquarelle **„Mondscheinlandschaft am Nordcap“.** Eine neue Auflage derselben wurde soeben in gleicher Ausstattung und zu gleichem Preise wie die obigen Blätter ausgegeben. Sie bietet ein schönes Pendant zu dem Bilde der ersten Lieferung: **„Mitternachtssonne am Nordcap“.**

Von der ersten Lieferung des obigen Unternehmens, das wir vor einem Jahre begonnen haben, **wurden zwei starke Auflagen in dem kurzen Zeitraum von 3 Monaten vergriffen.** Ein so glänzendes Resultat spricht am Besten für den Werth der neuen Sammlung, deren zweite Lieferung in Bezug **auf Sorgfalt der Ausführung und fesselndem Reiz der Abbildungen** der ersten in keiner Weise nachsteht.

Die Verlagshandlung von **R. Wagner.**

BERLIN. Zimmerstrasse 92/93.

Hierzu Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen F. A. Brockhaus, F. Hirt & Sohn und B. G. Teubner in Leipzig, J. F. Schreiber in Eßlingen und Rudolf Seelig in Lübeck.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Hiltke** in **Berlin.** **Expedition, Berlin** N. W., Louisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 51. Berlin, den 16. December 1876. X. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter in den größeren gewerblichen Anlagen Preußens. Von Immanuel Rosenstein. — Altbayrische Skizzen. Von Martin Schleich. — **Literatur und Kunst:** Autobiographisches. Von Gottfried Keller. I. — „Marcus König." Von Gustav Freytag. Besprochen von Paul Lindau. — Von Ferdinand Hiller. Von Berthold Auerbach. — **Aus der Hauptstadt:** „Unsere Freunde." Lustspiel in 5 Acten von Max Ring. Besprochen von O. v. Leixner. — Zwei Bilder in der Commandantenstraße. Von Theodor Fontane. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Die Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter in den größeren gewerblichen Anlagen Preußens.

Von **Immanuel Rosenstein.**

Ganz zum Schluß der letzten Session des Landtages (Juni 1876) wurde seitens des Handelsministeriums eine umfangreiche Arbeit an die Abgeordneten vertheilt, welche den Titel führte: „Die Einrichtungen für die Wohlfahrt der Arbeiter der größeren gewerblichen Anlagen im preußischen Staate, bearbeitet im Auftrage des Ministers für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten (Verlag des Königl. statistischen Bureaus, Dr. Engel)." — Bei der Ueberfülle des Materials, welches dem gerade in den letzten Wochen so überlasteten Landtage vorlag, nahm die Tagespresse nur Veranlassung, in ganz kurzen Andeutungen auf dieses Werk hinzuweisen, ohne demselben die Beachtung zu schenken, auf die es seinem bedeutenden Inhalt nach vollauf Anspruch hat. Eine eingehendere Besprechung desselben dürfte Zeugniß dafür ablegen, um so mehr, da es sich hier um einen ersten Versuch dieser Art handelt und das Werk uns eine überaus reiche Fülle von Material bietet, das zu werthvollen und tiefen Einblicken in die Verhältnisse der preußischen Großindustrie verhilft. Der erste Theil enthält eine Schilderung der Wohlfahrtseinrichtungen im Allgemeinen nach ihrer Anwendung und Verbreitung, dazu ein namentliches Verzeichniß der größeren gewerblichen Anstalten im preußischen Staate, welche mit solchen Einrichtungen für Arbeitsnehmer versehen sind, sowie eine Charakteristik dieser Einrichtungen bei den in dem namentlichen Verzeichniß mit ihrer Arbeiterzahl aufgeführten gewerblichen Anstalten. Den zweiten Theil bildet ein Atlas von 40 Tafeln mit Plänen zu Arbeiterwohnhäusern u. dgl. Der dritte Theil endlich enthält Statuten und Reglements für einzelne Wohlfahrtseinrichtungen, sowie Gesetze, Instructionen und Verordnungen, welche sich auf die Regelung der Fabrikarbeit beziehen. Veranlaßt war die Arbeit durch ein unterm 3. Juli 1875 erlassenes Circularrescript des Handelsministers, durch welches sämmtliche Regierungen aufgefordert wurden, einen dem Rescript beiliegenden Fragebogen, in welchem detaillirte Aufschlüsse über die vorhandenen Wohlfahrtseinrichtungen gefordert wurden, den Besitzern sämmtlicher unter der Aufsicht der Königl. Regierung stehenden gewerblichen Anlagen und Betrieben, welche 30 und mehr Arbeiter zählen, sowie denjenigen Betrieben von geringerem Umfange, welche sich durch besondere Leistungen auf diesem Gebiete hervorgethan haben, mit dem Ersuchen um Beantwortung vorlegen zu lassen. Wir werden im Verlauf unserer Betrachtung Gelegenheit haben, die zahlreichen Kategorien, auf welche sich die Anfragen beziehen, einzeln vorzuführen. Ueber den hohen Werth des hier gebotenen musterhaft und übersichtlich gruppirten Materials, das uns eine eingehende und ausgedehnte Kenntniß wichtiger thatsächlicher Zustände unserer Industrie gewährt und so der wissenschaftlichen und praktischen Nutzanwendung gleichmäßig zu statten kommt, braucht kaum ein Wort gesagt zu werden. Allerdings nicht alle die Wohlfahrt des gewerblichen Arbeiters beeinflussenden Momente sollten hier in Betracht genommen werden; die unabsehbare Reihe der hier heran zu ziehenden Einrichtungen des Staates sowohl wie der freien Vereinsthätigkeit, nicht minder auch die von allgemeinen wirthschaftlichen Gesichtspunkten abhängigen Verhältnisse des Arbeiters — Lohn, Lebenshaltung, Arbeitszeit — mußten hier außer Frage bleiben. Es handelt sich vielmehr um eine Uebersicht der bisherigen freiwilligen Leistungen der Arbeitgeber für die Wohlfahrt der Arbeiter, welche in gleicher Weise die positiven wie die negativen, die geglückten wie die gescheiterten Versuche zur Anschauung bringt. Es wird darauf ankommen, die entsprechenden Schlüsse aus dem Gegebenen zu ziehen. Für die meisten der einzelnen Einrichtungen wird sich das unschwer von selbst ergeben. Bedeutungsvoller ist der Gesammtschluß auf die bisherigen Leistungen und den Werth des caritativen Systems. Einige Hauptgesichtspunkte deutet der Verfasser in seiner trefflichen Einleitung selbst an, indem er auf die Möglichkeit hinweist, das hier gegebene Material als Argumente gegen die Lehre von dem unlösbaren Widerstreit der Classeninteressen, von dem angeblich unversöhnlichen Gegensatz zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu verwenden. „Vielleicht", so meint er, „modificiren sich an den realen Verhältnissen viele Ansichten über das Vorhandensein und selbst über die Möglichkeit eines kurzsichtigen Egoismus auf Seiten der Arbeitgeber. Vielleicht befestigt sich trotz der auf vielen Gebieten nicht zu leugnenden Unvollkommenheiten, Leiden und Unterlassungen, welche überall die Anfangsperioden der Herrschaft verhältnißmäßig neuer wirthschaftlicher Formen den Stempel geben werden, die nützliche Ueberzeugung davon, daß die moderne Productionsweise und die moderne Gesetzgebung zusammen die stetig fortschreitende Verbesserung des Looses der arbeitenden Classen zwar nicht formal, aber wohl sachlich der Freiwilligkeit und dem bloßen guten Willen der Arbeitgeber bereits zum größten Theil entrückt haben."

Wir haben es im Ganzen mit 4850 Betrieben der verschiedensten Art — in 18 Gruppen gegliedert — zu thun, von denen etwa 1/8 im Besitz von Actiengesellschaften. Am

Digitized by Google

zahlreichsten ist unter denselben die Textilindustrie (mit 1143) vertreten; es folgt die Fabrikation von Nahrungs- und Genußmitteln (mit 687), dann die Industrie der Steine und Erden (574), der Maschinen, Werkzeuge und Apparate (511), Metallverarbeitung (465), Bergbau, Hütten- und Salinenwesen (430), Papier- und Lederindustrie (267). Am schwächsten vertreten sind Handelsgewerbe (14), Kunst- und Handelsgärtnerei (4), Verkehrsgewerbe (2), künstlerische Betriebe für gewerbliche Zwecke (1). — Auf diesen 4850 Betrieben sind im Ganzen beschäftigt 620,947 Arbeiter und zwar 507,451 männlichen, 102,208 weiblichen Geschlechts; bei 16,288 ist aus den vorliegenden Angaben nicht zu ersehen, ob Männer oder Frauen. Die größte Anzahl von Arbeitern entfällt auf Bergbau, Hütten- und Salinenwesen (140,563), dann folgt die Textilindustrie (137,910, darunter über 57,000 Frauen), ferner die Maschinenfabrikation (89,229), Fabrikation von Nahrungs- und Genußmitteln (64,496, darunter über 17,000 Frauen), Industrie der Steine und Erden (45,799 mit mehr als 6000 Frauen), Metallverarbeitung (45,799 mit ca. 2900 Frauen). — Die Gesammtzahl der vorhandenen Wohlfahrtseinrichtungen beziffert sich auf 11,771, und folgen sich in der Anwendung derselben die einzelnen Betriebe ziemlich wie bereits oben angegeben: an der Spitze wieder die Textilindustrie (mit 2592), Nahrungs- und Genußmittelfabrikation (1921), Bergbau (1471), Industrie der Steine und Erden (1392), Maschinenfabrikation (1215), Metallfabrikation (1037) ꝛc. Dieses an und für sich nicht gerade günstige Resultat, nach welchem bei den angeführten 4850 Betrieben noch nicht drei Wohlfahrtseinrichtungen durchschnittlich auf jeden kommen, stellt sich noch wesentlich ungünstiger, wenn wir von jenen 11,771 Wohlfahrtseinrichtungen die 2048 Krankenunterstützungscassen und 2828 Unfallversicherungen abziehen, die nicht in den Rahmen der freiwillig von den Arbeitgebern gewährten Wohlfahrtseinrichtungen gehören, bei der vorliegenden Enquête auch nicht in Aussicht genommen waren und hier nur ihren Platz gefunden haben, weil sie von sehr vielen Arbeitgebern bei Beantwortung des Fragebogens unter der Rubrik „anderweite Wohlfahrtseinrichtungen" vermerkt worden waren.

Indem wir nun auf die Betrachtung der Einrichtungen im Einzelnen eingehen, haben wir noch in aller Kürze auf die dem tabellarischen Verzeichniß vorangestellte Beschreibung der Wohlfahrtseinrichtungen einiger besonders hervorragender gewerblicher Anstalten hinzuweisen, welche in diesen Beziehungen umfassende, mustergültige und charakteristische Leistungen aufzuweisen haben. Es sind dies die gräflich Stolberg-Wernigerodeschen Hüttenwerke, ferner die Werke der Mansfelder Gewerkschaft in Eisleben, die Georg-Marienhütte bei Osnabrück und die Gußstahlfabrik von Friedrich Krupp in Essen. Hier sind so ziemlich alle Wohlfahrtseinrichtungen in hervorragendster und wirkungsvollster Weise zur Ausführung gelangt, und die Schilderung derselben ist überaus lehrreich und anziehend. Wir müssen uns leider versagen, an dieser Stelle näher darauf einzugehen, da es uns vor Allem darauf ankommt, einen Einblick in die Resultate zu erlangen, welche sich bei sämmtlichen einzelnen Wohlfahrtseinrichtungen in den verschiedenen Betrieben herausstellen. — Wir beginnen mit der Reingewinn- und Capitalbetheiligung.

In dem Resümé am Schluß der tabellarischen Zusammenstellung finden wir 439 Betriebe mit Reingewinn- und 61 mit Capitalbetheiligung. An der Spitze steht hier die Fabrikation von Nahrungs- und Genußmitteln, wo auf 687 Betriebe 100 mit der ersten, 11 mit der zweiten Betheiligung kommen, bei Bergbau, Hütten- und Salinenwesen (430 Betriebe) ist das Verhältniß 60 : 10; bei der Industrie der Steine und Erden (574 Betriebe) 62 : 10; Maschinen-, Werkzeug- und Apparaten-Fabrikation (511 Betriebe) 52 : 14; Textilindustrie (1143 Betriebe) 48 : 8; Metallverarbeitung (465 Betriebe) 34 : 4. — Etwas abweichend ist das Resultat der Specialzusammenstellung dieser Kategorie, wo nur 474 Betriebe im Ganzen mit dieser Einrichtung aufgeführt und auch im Einzelnen andere Zahlen genannt werden, die freilich an dem Gesammtresultate nichts ändern. Aus allem Angeführten ergibt sich, daß Betheiligung an Reingewinn und Capital vorwiegend den Vorständen und Beamten, in geringerem Maße den Werkmeistern und Vormännern, und sehr verschwindend den Arbeitern gewährt ist. Bei den obengenannten 1074 Betrieben sind nur 34, wo die Arbeiter in Betracht kommen, und auch hier sind die Verhältnisse, wo Prämien und Gratificationen gegeben werden, mit eingerechnet. Das System der Gewinn- und Capitalbetheiligung hat somit bisher in Deutschland einen verhältnißmäßig nur geringen Anklang gefunden. Wenn auch das vorliegende Material noch keinen bündigen Rückschluß auf die Bedeutung des Systems zuläßt, so lassen sich hierfür doch die in reicherem Maße gemachten Erfahrungen in der Schweiz, England und Frankreich heranziehen. Wir haben in dieser Beziehung auf das außerordentlich reiche Material hinzuweisen, welches Böhmert über diesen Gegenstand im „Arbeiterfreund" zusammengestellt hat. Aber trotz der in einzelnen gewerblichen Anlagen zeitweilig gemachten glänzenden Erfahrungen erscheint doch der Schluß berechtigt, daß das System die principielle Bedeutung für die Besserung der Arbeiterverhältnisse, die man demselben anfänglich beizulegen geneigt war, bisher nicht gehabt hat. Sehr klar spricht hier die Erfahrung, welche in einem der bedeutendsten Betriebe Englands gemacht worden ist. Die Firma Briggs & Co., Kohlengrubenbetrieb in Whitwood, brachte in England das System zuerst in Anwendung. Nachdem die Arbeitslöhne sowie eine 10procentige Verzinsung des Capitals in Abzug gebracht waren, theilte man den Ueberschuß zwischen Actionären und Arbeitern dergestalt, daß die letzteren nach Höhe der im Jahre verdienten Löhne bedacht wurden. So haben die Arbeiter in den Jahren 1863 — 1868 als Dividende 40% von dem Betrag der Löhne, die sie verdient und bekommen hatten, erhalten; auch eine Vertretung im Aufsichtsrath wurde den Arbeitern zugestanden. Die gesammte Organisation beruhte auf völliger Oeffentlichkeit und gab selbstverständlich den Arbeitern einen bedeutenden Sporn, ihre volle Kraft und Hingebung für das Gedeihen des Unternehmens daran zu setzen, so daß in der That ein wahres Elitepersonal herangezogen wurde. Dennoch klagen die Besitzer der Firma, daß ihnen das Verhalten der Arbeiter in den letzten beiden Jahren einige Enttäuschung (some little disappointment) bereitet habe. Diese Enttäuschung aber spricht sich vielfach in den Berichten der Arbeitgeber aus, welche das entsprechende Experiment bei sich gemacht und über die jedenfalls nicht geringe Schwierigkeit sich hinweggesetzt hatten, die mit der vollen Veröffentlichung geschäftlicher Resultate innerhalb eines größeren Kreises häufig verbunden ist. Was aber die Arbeiter angeht, so liegt es auf der Hand, daß eine Verringerung oder gar ein Schwinden der Dividende eben diese, die doch auch in schlechten Jahren ihre Arbeitskraft in nicht geringerem Maße daran gesetzt haben, in eine Unzufriedenheit versetzt, die sie über die guten Resultate früherer Jahre leicht hinwegsehen und sie wohl gar bedauern läßt, an Stelle eines unsicheren Gewinnes nicht eine dauernde Lohnerhöhung vorgezogen zu haben. Wenn geltend gemacht wird, daß der Arbeiter verständig genug sein muß, das was er über den Arbeitslohn an Gewinnbetheiligung erhalte, selbstständig als Sparfond anzulegen und sich in schlimmen Jahren durch Hinblick auf die schlechten Marktconjuncturen zu bescheiden, so ist dem entgegenzuhalten, daß bei den Lohnverhältnissen, wie sie überwiegend sind, der Arbeiter sehr leicht geneigt sein wird, bei einer Verbesserung seiner Einnahmen aus Gewinnbetheiligung seine meist kärgliche Lebenshaltung zunächst zu verbessern, sich besser zu nähren, zu wohnen, zu kleiden ꝛc., daß ein Zurückschrauben dieser Lebenshaltung, wie sie bei Ausbleiben jener Betheiligung geboten sein wird, ihn naturgemäß mit Unzufriedenheit und Groll erfüllen muß. Daher wohl auch die Enttäuschung, welche die wohlmeinendsten Arbeitgeber bei derartigen Experimenten fast durchweg erfahren haben. Eben deshalb spricht Manches dafür, daß die in guten Jahren

Digitized by Google

den Arbeitern zuzubilligenden Gewinnantheile eine für sie vielleicht vortheilhaftere Anwendung finden, wenn sie auf Zuschüsse zu Hülfs- und Pensionscassen, zum Bau von Arbeiterwohnungen, zu Spareinlagen ꝛc. verwendet, und so dauernd sichergestellt werden. — Doch sind die Acten über diese hochwichtige Frage, bei welcher unzweifelhaft ein gesundes Princip zu Grunde liegt, noch keineswegs als geschlossen zu betrachten. Bei den Versuchen aber, die man in dieser Beziehung noch macht, dürfte vor Allem ein Gesichtspunkt in Betracht kommen, dem wir dem Gutachten eines bayerschen Industriellen entnehmen, nach welchem Gewinn- ohne Eigenthumsbetheiligung in der Praxis nicht zu bewerkstelligen ist und beide Arten vereinigt sein müssen. Indessen hängt auch hier die Durchführbarkeit und Zweckmäßigkeit von einer Menge von Vorbedingungen ab, die der Arbeitgeber nicht immer in Händen hat.

Die nun folgende Wohlfahrtseinrichtung, die der Sparcassen, hat ebenfalls nur eine sehr dürftige Entwicklung aufzuweisen. Auf die 4850 Betriebe kommen nur 216 mit Sparcasseneinrichtungen, darunter 163, wo wirkliche Sparcassen bestehen. Die Zahl der Einleger bei 135 Betrieben ist mit 17,931 aufgeführt und belaufen sich die Einlagen auf 3,339,930 Mark; es kommen auf den Einleger also immerhin ca. 186 Mark. Zu bemerken ist hierbei, daß Ende 1874 der Gesammtbetrag aller Sparcasseneinlagen im preußischen Staate sich auf ca. 987 Millionen Mark bei 2,061,199 Einlegern belief. Die in unserer Aufstellung angeführten Einrichtungen sind indeß nicht gleichartig; sie beruhen nicht sämmtlich auf directen Arbeiterbeiträgen, sondern mehrfach auf Beiträgen der Arbeitgeber, theils durch Sparprämien, theils durch Ueberweisung eines entweder bestimmt zugesicherten oder freiwillig gewährten Gewinnantheiles, welcher als Spareinlage je nach Höhe des Lohnes für die Arbeiter gebucht wird und denselben erst nach längerer Arbeitszeit zufällt, gewissermaßen also als Sicherung für Erfüllung des Arbeitsvertrages dient. Hervorzuheben ist endlich noch, daß sich unter den wirklichen Arbeitersparcassen 41 obligatorische befinden, wo der Arbeiter durch Lohnabzüge zum Sparen gezwungen wird. Der Zinsfuß schwankt zwischen $3\frac{1}{3}$ und $6\frac{2}{3}\%$, am häufigsten werden 5% gewährt. Als ein öfters geltend gemachter Grund für die spärliche Benutzung der Arbeitersparcassen wird von unserem Verfasser aufgeführt, daß der Arbeiter es vorziehe, seine Ersparnisse in den öffentlichen Sparcassen zu deponiren, weil er fürchte, daß der Fabrikherr, wenn er ermittle, daß seine Arbeiter sparen und wie viel sie sparen, sich dadurch veranlaßt sehen könne, sie im Lohn zu drücken. Es läßt sich also aus der geringen Betheiligung an den Fabriksparcassen kein bestimmter Rückschluß auf die Betheiligung der Arbeiter an Sparcassen überhaupt machen; nur darf nicht übersehen werden, daß bei den meist viel vortheilhafteren Verzinsungen, welche die Fabriksparcassen gewähren, die Betheiligung trotz alles Mißtrauens doch wohl eine größere sein würde, wenn unter den obwaltenden Lohnverhältnissen überhaupt größere Ersparnisse gemacht werden könnten.

Wesentlich Bedeutenderes wie in den ersten beiden Kategorien von Wohlfahrtseinrichtungen ist in der Fürsorge für Beschaffung von Arbeiterwohnungen und deren erleichterten Eigenthumsübergang an die Arbeiter geleistet. Unter den 4850 Betrieben finden sich 1655, bei denen entweder besondere Veranstaltung für den Erwerb eigener Wohnungen seitens der Arbeiter oder umfassende Vorkehrungen für die Gewährung von Miethswohnungen an die Arbeiter bestehen. Wir finden 70 Betriebe, wo bereits Häuser mit oder ohne Garten vorhanden sind, und zwar 441 resp. 88 für den Preis von 750 bis 118,500 Mark; außerdem liegen 12 Fälle vor, wo durch Hausprämien, 135 Betriebe aber, wo durch Darlehne die Herstellung und Erwerbung von Arbeiterhäusern gefördert wird. In manchen Fällen ist natürlich die Veräußerung der mit Beihülfe der Betriebe erworbenenen Wohnungen an bestimmte Bedingungen geknüpft. Wesentlich mehr ist in der Gewährung von Miethswohnungen geschehen. Der Hauptgrund hierfür liegt nahe genug, denn doch nur in weniger zahlreichen Fällen findet der Arbeiter Anlaß, seine Arbeitskraft stets an demselben Ort zu verwerthen und sich dort seßhaft zu machen, abgesehen von den großen Opfern, welche die Gewährung und der Erwerb von Grundeigenthum dem Arbeitgeber wie dem Arbeiter auferlegt. Bei den Miethswohnungen, welche selbstverständlich fast nur für die Dauer des Arbeitsverhältnisses gewährt werden, ist sowohl Fürsorge für die Unterbringung von Arbeitern mit Familie wie für die Aufnahme einzelner Arbeiter getroffen. Wir finden auf 726 Betrieben 6339 Häuser mit Garten, auf 413 Betrieben 2412 Häuser ohne Garten mit insgesammt ca. 33,600 Familienwohnungen. Abgesehen von den bei zahlreichen Betrieben frei gewährten Miethswohnungen bewegt sich die Miethe bei den Häusern mit Garten von minimalen Sätzen bis zur Höhe von 580 Mark; bei den Häusern ohne Garten bis 360 Mark. — An Wohnungen für einzelne Arbeiter werden nur 1943 aufgeführt, mit einem Miethpreis von 4—180 Mark. Dagegen ist umfassendere Fürsorge getroffen für die Unterbringung von Arbeitern, welche nicht täglich nach Hause gehen können. Hier finden wir 555 Betriebe mit 1512 Logis und 34,407 Schlafstellen, wobei 369 Betriebe solche Unterkunft ohne Entgelt gewähren. In den einzelnen Landestheilen sind die Leistungen sehr verschieden. Die größte Mannigfaltigkeit ist im Aachener Industriebezirk entfaltet, wo die verschiedensten Wohnsysteme, Einzelhaus, Doppelhaus, Vierfamilienhaus, Reihenwohnung zur Anwendung gelangt ist. Besondere Erwähnung verdient auch der Magdeburger Regierungsbezirk, wo allerdings mit Rücksicht auf die vorzugsweise in bestimmten Jahreszeiten getriebene Zuckerindustrie, sowie auf die in großer Masse eben für diese Zeit von auswärts zuwandernden Arbeiter, die Wohnungseinrichtungen einen besonderen Charakter erhielten, der sich in Gewährung großer Arbeitercasernen ausprägte. So finden wir unter 81 Zuckerfabriken 55, die Casernen und Familienwohnhäuser besitzen, und zwar 68 Casernen, die mit ca. 3000 Arbeitern und ca. 200 Eheleuten und Familien belegt werden können, sowie 102 Familienhäuser für etwa 932 Familien. Wir müssen es uns bei dem engen Rahmen dieser Arbeit leider versagen, auf die überaus reiche und anziehende Fülle von Material, welche über die Wohnungsfrage gegeben und durch einen eigenen Atlas mit Entwürfen und Zeichnungen von Häusern illustrirt wird, hier näher einzugehen.

Im Ganzen ist für die Gewährung von Obdach für Arbeiter recht Bemerkenswerthes geschehen. Das, was geschehen, ist in viel rationellerer dem zu erreichenden Zweck sich sorgfältig anpassender Weise geschehen, wie denn überhaupt die bei der Anlage von Arbeiterwohnungen zu beobachtenden Gesichtspunkte zu eindringlichsten Erwägungen Anlaß gegeben haben, und das frühere rücksichtslos die Arbeiter zusammenschichtende und auf Raumersparniß bedachte Verfahren doch mehr und mehr verbannt und ausgeschlossen wird. Wenn auch im Ganzen das Arbeiterwohnungsideal, das Einzelhaus (Cottage) für eine Familie mit Garten nicht vorwiegend zur Geltung kommt, so wird doch auf die gegenseitige Abgrenzung der einzelnen Haushaltungen und Gewährung eines Stückes Gartenland nach Möglichkeit Bedacht genommen. Allerdings findet die umfassende Fürsorge, welche seitens der Arbeitgeber in der Beschaffung von Arbeiterwohnungen entfaltet wird, ihre Begründung in der Nothwendigkeit. Denn, wie der uns vorliegende Bericht mit großem Recht hervorhebt, die Erledigung der Wohnungsfrage ist zweifellos in sehr vielen Fällen eine Vorbedingung für die Existenz eines Unternehmens, und muß schon deshalb der Arbeitgeber sich die Erfüllung dieser Vorbedingung in hervorragender Weise angelegen sein lassen. So sehr scheint dies im Interesse des Arbeitgebers zu liegen, daß man von einer freiwilligen Wohlfahrtseinrichtung nur in bedingter Weise reden kann, es sei denn, daß das, was gewährt wird, erheblich über das Recht des Nothwendigen hinausgeht, insonderheit in Bezug auf die Qualität, d. h. auf das Maß behaglicher Häuslichkeit, welches dem Arbeiter geboten wird. Und wiederum werden hierauf nur solche Arbeiter Gewicht legen, die ernstlich

Digitized by Google

an Seßhaftmachung, an Begründung und Behauptung eines Hausstandes, einer Familie denken, also die Tüchtigeren und Verständigeren. Dieses Heranziehen solider, zuverlässiger Arbeiter durch Gewährung angemessener Wohnungen wird fast noch mehr da erzielt werden, wo der Arbeitgeber nicht selbst baut, sondern die Arbeiter durch freie Gewährung des Terrains, Bauprämien, Vorschüsse ꝛc. zum Bauen ermuthigt. Hier werden regelmäßig nur Arbeiter von Solidität und Energie zugreifen, die gewillt sind, sich fest an das Unternehmen zu knüpfen, dem sie ihre Kräfte leihen. Der Erwerb eigener Wohnungen bildet freilich, wie schon erwähnt, die seltenere Lösung der Wohnungsfrage. Gemeinnützige Baugesellschaften haben bei uns noch nicht tiefen Fuß gefaßt. Doch dürften diese von anderen Actienbaugesellschaften wohl zu unterscheidenden Bausparcassen, welche dem Einleger die Möglichkeit gewähren, durch bestimmte seine Kräfte nicht übersteigende Einzahlungen nach gewisser Zeit ein Grundstück zu erwerben, und während der Erwerbszeit meist gegen Zahlung eines Procentsatzes vom Capital und eine Abzahlungsquote vom letzteren dasselbe zu bewohnen, mit der Zeit hoffentlich noch größere Verbreitung bei uns finden.

(Schluß folgt.)

Altbayrische Skizzen.

Von **Martin Schleich.**

Eine langweilige Geschichte bleibt's immer, wenn sich der Staat in kirchliche Dinge mischt; da sind politisirende Cleriker viel unterhaltlicher, wie wir an den bayrischen und türkischen Patrioten sehen. Angesichts des Umstands, daß die Softas Minister machen, daß Ulemas die auswärtige Politik corrigiren, also gewissermaßen einen türkischen „achten Ausschuß" bilden, daß endlich im Orient der Oberpfaffe das Recht der Fürstenabsetzung nicht nur theoretisch besitzt, sondern auch praktisch ausübt, wäre man versucht, abermals auf die orientalische Frage abzuspringen. Doch wozu in die Ferne schweifen? Baschibozuks haben wir auch und geköpft wird hier zu Lande ebenfalls. Und ganz wie im Orient sind es die Gnaden- und Wallfahrtsorte, in deren Umgegend am meisten geplündert, geschändet, oder doch wenigstens gehauen und gestochen wird. So wurden um Deggendorf herum, wo der berühmte Abgeordnete Pfahler das „wunderbare Sacrament" verwaltet, nämlich einige von Juden durchbohrte Hostien, seit zwei Monaten sechs ermordete und beraubte Weibspersonen aufgelesen, ohne daß man den Thätern auf die Spur kommt. Man hatte anfangs die italienischen „Eisenbahner" im Verdacht, ist aber jetzt zur Ueberzeugung gekommen, daß einheimische „Conservative" die Hände im Spiel haben. Aus der Nähe der geistlichen Stadt Freising standen dieser Tage mehrere Individuen vor Gericht, die eine Tanzunterhaltung durch Schädeleinschlagen verherrlicht hatten, eine bei unseren Bauern besonders beliebte Cotillonfigur. Das einem schon älteren Manne gehörige Corpus delicti war ein an getrockneten Rindssehnen (Ochsenfiesel) befestigtes und zugespitztes Stück Eisen, womit der Edle seine auf der Moquirinsel stehenden Freunde bearbeitet hatte. Auf die Frage, ob er dieses Instrument gewöhnlich zu Ballgelegenheiten mitnehme? antwortete er grinsend: „Freili'!" Ein Anderer, vom Richter aufgefordert, den Hergang zu erzählen, meinte: „Du woaßt ja, wie's da geht." Der Bursche nimmt also an, daß wir es ebenso machen und daß die ganze menschliche Gesellschaft einen kategorischen Imperativ zum Raufen empfindet, was, im großen Stil genommen, gar nicht einmal so unrichtig ist. Mit solchen Händeln könnte sich eine bayrische „Gazette des tribunaux" stets von oben bis unten füllen, weshalb die sog. „Antragsreate", in Verbindung mit der noch bestehenden Wirthsfreiheit, zu den fatalsten Schnitzern gehörten, die einer großen Gesetzgebung noch passirt sind. Eines schickt sich nicht für Alle, das dürfte man in Berlin wohl bedenken, wenn es sich um die Uebertragung socialer Neuerungen auf den Süden handelt. Zur endemischen Excesswuth kommt noch die gleichzeitige Vermehrung der Meineide. Wer wegen einer Schlägerei, eines Jagdfrevels oder ähnlichen Scherzes in Verlegenheit kommt, der sucht sich einen „Zeugen aus dem Moos". Der Halbsumpf — charakteristischer Untergrund für den geistigen Zustand mancher Bevölkerungsstriche — ist ein eigenthümliches Terrain, das Irrlicht scheint ganz zauberhafte Reflexe hervorzubringen, denn ein „Zeuge aus dem Moos" hat immer Alles gesehen, was von dem Angeklagten und seinem Vertheidiger gefragt und verlangt wird. Aber auch in trockenen Lagen nimmt man es mit den drei Fingern nicht immer genau; im vergangenen Frühjahr wurde eine ganze Familie des Landgerichts Tölz mit Einschluß der Dienstboten verurtheilt, weil sie einem proceßsüchtigen Verwandten, der gegen eine unerhebliche Strafe Recurs ergriffen hatte, zum Alibibeweis verhelfen wollten. Allbekannt und wohl auch über die Mainlinie gedrungen ist die Geschichte von dem niederbayrischen Knecht, der für eine Wurst einen Meineid schwor, und als er dieselbe verzehren wollte, aufmerksam gemacht, daß Freitag sei, den Preis seiner That erschrocken wieder einsteckte und sich Käse geben ließ. Vor dem nämlichen Schwurgericht (Straubing) stand auch ein reicher Bauer, der, um den Namen eines Pantoffelhelden gründlich abzuweisen, seine Frau zwang, sich vor seiner Wirthshausgesellschaft die Haare ausraufen zu lassen. — Wer noch mehr verlangt, der müßte wohl nach Bulgarien gehen.

Das Mittelding zwischen Menschheit und Gott, daran läßt sich nicht zweifeln, ist der Engel am Stock, der sich durch die Vatikanischen Gänge führen läßt und den Willen des Himmels von Zeit zu Zeit kund gibt. Aber das Entgegengesetzte: den Uebergang vom Menschen zum Thier, so zu sagen den Kehrpapst, hat man wenigstens kraniologisch noch nicht gefunden. Ich besuchte in dieser Angelegenheit die hier weilende Lappenfamilie, fand aber ganz nette Leutchen, die sich selbst regieren, nichts von Kautschukparagraphen wissen, sondern der Ansicht sind, daß man mit Seehundsfellen durchs ganze Leben kommt. Gibt es am Ende gar auch Staatslappen, Polardiplomaten, die den Frieden von einem Tage zum andern fristen, so ist das schon eine Leistung, denn dort oben dauert der Tag ein halbes Jahr, und die Nacht auch. An diesen Heiden, denn das sind sie nach Versicherung des Explicators, könnte sich Mancher, der Katechismus genossen, ein Beispiel nehmen. Der Glaube macht selig, aber bei weitem nicht alle Menschen genießbar und umgänglich. Nirgends hat man eine lebhaftere Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele und der persönlichen Fortdauer, als z. B. im Königreich Dahomey; und gerade deshalb läßt der dortige König täglich ein paar Hofleute tödten, damit sie seiner jüngst verstorbenen Mutter die Neuigkeiten des Tages überbringen.

Was das Köpfen hier zu Lande betrifft, so können wir uns an Promptheit nicht einmal mit der Türkei messen; bei uns sind nämlich die Aemter des Untersuchungs- und des Scharfrichters noch getrennt, wodurch ein gewisser Aufenthalt entsteht. Den Galgenpaterdienst, zu dem sich in Paris einst die geistlichen Professoren der Sorbonne verpflichten mußten, hat man auf die minder gelehrten Kapuziner abgewälzt, welche diesen Mangel durch populäre Diction und eine gewisse Dosis Humor ersetzen. Von den beiden letzten „armen Sündern", wie man sie hier heißt, bot nur Einer psychologisches Interesse. Derselbe wurde als Tambour aus dem Militär gestoßen, ermordete, 19 Jahre alt, eine Pfandvermittlerin, konnte als minderjährig nur zur Zuchthausstrafe verurtheilt werden, erklärte aber, daß er hingerichtet sein wolle und meuchelte, anscheinend um dieses Ziel zu erreichen, einen Gefängnißwärter mit einer Scheere, deren spitzen Theil er an der linken Hand, die man nicht so in's Auge zu fassen pflegt, festgebunden hatte. Da er mittlerweile schaffotfähig geworden, mußte man ihm wohl oder übel den Gefallen thun, sonst hätte er für das

Digitized by Google

zweite und etwa noch folgende Verbrechen gar keine Strafe gehabt. Schon gleich nach der Verurtheilung freute er sich auf die Verköstigung der letzten drei Tage und entwarf zu diesem Zweck einen Speisezettel, auf dem selbst Champagner nicht fehlte. Auch das Verkündigungsprotokoll benutzte er zu einer Farce, indem er es mit der Linken unterschrieb, weil er mit derselben die That begangen habe. Hierauf ging es an die Vertilgung von Braten und Rahmstrudel, von welch letzterem er erzählte, seine Mutter habe ihn besonders gut gekocht. Also von der gesammten Liebe und Pflege, von allen Bitten und Ermahnungen einer Mutter bleibt nichts in seinem Gedächtniß haften als das Andenken an eine süße Speise! Und diese ist sein Ideal nach zwei blutigen Morden und Angesichts des schmachvollsten Todes. Sollen wir uns ärgern über solch' abscheuliche Travestie des Heldenmuthes, oder sind wir wieder beim Mitleid angekommen, beim Erbarmen über die menschliche Natur und uns selber?

Nicht einmal die Religion, sagten wir, scheine bestialisch angelegte Naturen humanisiren zu können. Ob vielleicht die Kunst? Ja wer den Funken von oben empfangen hat, so daß er selber Licht und Wärme widerstrahlt, der möchte wohl gefeit sein. Ob aber guter Geschmack und angebornes künstlerisches Geschick ein Volk schon eo ipso sittlich heben, darüber kann man sich Zweifel erlauben. Die alten Griechen mit ihrer Sklaverei, mit ihrem trotz Phidias und Sophokles ungeschwächten Klephtenwesen und ihren sonstigen Gepflogenheiten, scheinen darzuthun, daß eine gewisse materielle Rohheit von der geistigen Entwicklung gar nicht berührt wird. Ja, wenn die Aufstellung mustergültiger Kunstwerke, wenn der immer wiederkehrende Anblick des Schönen im Stande wäre, jedes Herz zu veredeln, dann würden die Bauern aus der Umgebung Münchens den Wochenmarkt auch mit geistigem Profit befahren. Wenn die Kunst dadurch, daß sie in's praktische Leben eindringt, auch die Menschen besser und anständiger machte, dann könnte man rufen: Aesthetik rette uns! Dann müßte von Unternehmungen, wie der jüngst geschlossenen Kunstgewerbeausstellung, ein moralischer Fortschritt datiren, ein Gewinn, der alle Verloosungen und Verkäufe weit hinter sich ließe.

So aber fiel uns, so oft wir den Glaspalast verließen, immer wieder das Goethe'sche Wort ein: Ach, ein Schauspiel nur! Allerdings ein unvergeßlich schönes, das uns wohl nie mehr zu Theil wird. Abgesehen von andern Schwierigkeiten möchten auch die meisten Maler die Rolle, die ihnen in den „Cabinetten" zugewiesen war, kaum ein zweites Mal übernehmen. Daß sich die Kunst an's Leben anschließen und der Behaglichkeit des Wohnraums erst die eigentliche Weihe aufdrücken soll, ist ein würdiger Gedanke, für den sich gebildete Industrielle und Gewerbsleute leicht begeistern. Gleichwohl geht es kaum an, zu sagen: hier habe ich einen kleinen Raphael, man mache mir ein darunter passendes Sopha. Was überhaupt den Namen Kunstwerk wirklich verdient, bedarf eines eigenen Raumes oder läßt jede Umgebung gleichgültig erscheinen. Ein und das andere Handwerk ist allerdings im Stande, mit der Kunst eine Verbindung einzugehen; das große Publicum aber, das kaum mehr die nothwendigsten Dinge erschwingen kann, hat wenig Nutzen davon. Der Anblick der prachtvollsten geschnitzten Möbel läßt uns nicht vergessen, wie selten man Ursache hat mit gelieferten Tischlerarbeiten zufrieden zu sein. Was macht man für herrliche Missalien, Albums u. dgl. Schreiber dieses ließ sich unlängst einen Juvenal mit eingelegten Blättern binden und hat die Empfindung, daß das Buch selbst nunmehr eine größere Satire darstellt, als die darin enthaltenen sind. Das Ehrgefühl der Arbeiter ist unverkennbar alterirt, woran nicht nur die socialistischen Agitationen Schuld sind, sondern auch die erlebten Beispiele müheloser Geldmacherei. Die überhandnehmende Fälschung von Producten aller Art wirkt ebenfalls demoralisirend; wie soll der Mensch im Dienste des Betrugs solid bleiben? Die vielen „Kronprinzen" und „Bismarcke", die in Philadelphia solchen Anstoß erregt haben sollen, machen es nicht aus; es hat ja auch an „Victorien", „Alberten", „Napoleonen", „Piussen" u. s. w. niemals gefehlt. Etwas Chauvinismus ist nicht so übel, wenn er in den rechten Leuten steckt. Viel schlimmer, wenn der Arbeiter anfängt blasirt zu werden. Um die wahren Ursachen der gegenwärtigen Misére zu demonstriren, scheint Herr Reulaux doch — zu wenig Philosoph.

Man wäre indeß nicht klug gewesen, sich durch solche Gedanken den Genuß der Ausstellung verbittern zu lassen. Der Abschied ist in der That Jedermann schwer geworden. Eine so illustre Waarenversammlung hat noch nirgend getagt. Von den aufgehäuften Königs- und Fürstenschätzen wollen wir gar nicht reden; aber auch die Lehnstühle, die Krüge und Kachelöfen hatten etwas Aristokratisches, denn sie konnten ihre Ahnen auf Jahrhunderte hinaus nachweisen. Nur Claviere und Billards waren so zu sagen ohne Vorfahren, erschienen aber durch ihre kunstgewerbliche Ausstattung gleichsam neu geadelt.

Die Kunst selbst hat im letzten Halbjahr bei uns weniger von sich reden gemacht. Ein junger Pole — die Namen sind so schwer zu merken — Schüler eines Pilotyschülers, stellte ein kolossales Bild aus: „die lebenden Fackeln des Nero". Die mit der sogenannten „tunica molesta" bekleideten Christen, „stantes qui fixo pectore fumant", die mit festgebundener Brust rauchend dastehen, nach dem Ausdruck des Dichters, sind hier auf Fichtenstangen aufgepflanzt; auch producirt der Cäsar nicht, wie es Tacitus beschreibt, seine Wagenlenkerkünste, indem er zwischen den Brennenden hin- und herfährt, sondern sitzt in einem Tragbett, als wollte er den Pechqualm mit Ruhe einathmen. Das Talent des Künstlers bleibt natürlich unbestritten, aber sein Erstlingswerk imponirt mehr durch Flächeninhalt als durch Composition, Zeichnung oder Colorit. Gleichwohl kostet es 200,000 Frcs. Da thun's junge Schriftsteller doch noch wohlfeiler.

Was uns die dramatische und die Tonkunst im neuen Theaterjahr bringen wird, bleibt abzuwarten. Die Hoftheaterintendanz, welche das deutsche Dichtermarttyrologium immer mit großer Pietät respectirt, gab an Heinrich v. Kleists hundertjährigem Geburtstag dessen „Hermannsschlacht". Hermann ist zwar eigentlich nicht der „Befreier der Deutschen", nach ihm faßten die Römer erst recht Fuß in Deutschland, aber man sieht doch, welcher Anstrengungen naturwüchsige Völker fähig sind, wenn sie einer ihnen verhaßten Fremdherrschaft los werden wollen. Durch Zuzug von Außen oder durch Memorandums sahen sich die armen Germanen freilich nicht unterstützt; dafür blieb ihnen aber auch der Hohn erspart, daß man sie auf Reformen vertröstete, die im ganzen römischen Reich eingeführt werden sollten. Das Tendenzstück, allerdings unter zahlreichen erhebenden und anmuthigen Eindrücken, spielt sich ziemlich episch ab; die thatkräftige Episode, wo Thusnelda ihrem perfiden Anbeter Ventidius ein Rendezvous im Park gewährt, statt ihrer aber eine Bärin hineinläßt, ist in der Genée'schen Bearbeitung weggelassen.

Die buchhändlerische Production in loco verharrt, von einzelnen Fachwerken abgesehen, in der alten Dürftigkeit, die durch ein paar pfäffische Pamphlete nur noch düsterer beleuchtet wird. Unsere Localblätter suchen durch Formatvergrößerung an Bedeutung zu gewinnen, aber die Wurstpreise, an welche das hiesige Publicum gewöhnt ist, machen neben der Augsburger Concurrenz einen Aufschwung unmöglich. So hat auch die „Süddeutsche Presse", die unter Möllers frischer Leitung das Zeitungswesen im größeren Stile einbürgern soll, mehr zu kämpfen als mit dem Ruhm der Stadt eigentlich verträglich ist. Organ und Treffpunkt der hiesigen liberalen Partei bilden die „Neuesten Nachrichten", zugleich erstes Annoncenblatt und durch enormen Absatz auch in Wahlangelegenheiten von maßgebendem Einfluß. Bevor dieses Blatt in den Verlag des hochverdienten Herrn Julius Knorr und in Vecchionis Redaction überging, wurde es, in Kleinoctav, von einem gewissen Ph. Bayer „geschrieben", einem gutmüthigen Wichtigmacher, der erst vor einigen Wochen starb. Wer mochte sich unter-

Digitized by Google

fangen, ihn nachzuahmen, wenn er z. B. schrieb: „Mit welcher Freude wird nicht heute jeder Kunstfreund in's Theater strömen!" Am Vorabend eines Frohnleichnamsfestes schilderte er den Zudrang aus der Provinz mit folgenden Worten: „Jeder neue Eisenbahnzug brachte Fremde von unabsehbarer Länge." Das war ein Vertreter alter Münchener Journalistik. Vivant sequentes.

Literatur und Kunst.

Autobiographisches.

Von **Gottfried Keller.**

I.

Die autobiographischen Belustigungen der „Gegenwart" fanden bisher, so viel ich wahrgenommen, fast nur unter Herren statt, welche über ihr Leben schrieben, insofern sie es überhaupt mit Schreiben zugebracht. Es handelt sich mithin um ein Bekenntniß, mit wie viel Lust oder Leiden man sich in diese schreibende Welt gestellt sehe, und wie man in dieselbe hineingerathen.

Forschen wir nach Stimmen über den Stand der Schreiber im Allgemeinen, so tönen dieselben verschieden.

In einem alten Liede heißt es:

Ein feder hintern oren,
zu schreiben zugespitzt,
thut manchem heimlich zoren,
da vorn der Schreiber sitzt
für andern knaben allen,
ob man ihn schreiber heißt,
so tuts den frewlein gfallen
und liebt in allermeist.

Das scheint nicht ungünstig zu lauten; allein in einem andern Liede heißt es:

Mein mueterlein das fraget aber mich:
ob ich wolt ein schreiber? „awe nein!" sprach ich,
„näm ich denn ein schreiber zu einem manne
so hieß man mich frau schreiberin
und ein dintenzetterin,
wär mir ein schande,
kein ehr im Lande!"

Dies klingt schon weniger vortheilhaft. Freilich scheint es sich in beiden Zeugnissen mehr um Amts-, Raths- oder Gerichtsschreiber zu handeln, um eine Art kleinen Kanzlerthumes. Und auch in dieser Richtung haben sich die Dinge geändert. Die Zeit ist lange dahin, da der Schreiber, das Tintenfaß am Gürtel, bei schönem Wetter Hexen und Ketzer verbrannte, einen Rathsschmaus einrichtete, mit Herold und Trompeter durch die Stadt ritt, die Frühlingsmesse auszurufen, oder gar mit dem Banner ausrückte, um als Feldschreiber die glorreiche Züchtigung der Widersächer an den Rath zu berichten. Von alledem ist nicht mehr die Rede. Jahr aus und ein sitzt man am stillen Schreibtisch und kämmt zerzauste Eisenbahnconcessionen aus, oder paragraphirt Gesetzesentwürfe, wie sie aus den Zusätzen und Abstimmungen von einem oder zwanzig Dutzenden turbulenter Köpfe hervorgegangen sind, vielleicht in einem kurzen Jahrzehend zum zweiten und dritten Mal über denselben Gegenstand. Indem man die Promulgation des Neuesten besorgt und in dem abgegriffenen Handexemplar der Gesetzsammlung, das schon von den Randglossen entschlafener Vorgänger bedeckt ist, wieder Seite um Seite aufgehobener Bestimmungen durchstreicht, die man vor wenig Jahren vielleicht selbst in diesem papiernen Tempel aufgehangen hat, empfindet man nicht immer den rechten Respect vor dem frischen Wehen des Lebens, dem stürmischen Vorschritt des Volkes, der solchen Wechsel bedingt. Der Schreiber fühlt sich nur als Danaide mit dem Wassersieb in der Hand, er sieht nur die Vergänglichkeit der Dinge, hört nur das Abschnarren eines Uhrwerkes, aus welchem die Hemmung weggenommen ist. Für seine Person wäre er friedlich und genügsam; er bedürfte nicht so vieler Aenderungen, um mit seinen Nebenmenschen auszukommen, und so sehr er Freiheit und Recht liebt, so wenig liegt ihm an einem bischen mehr oder weniger Detail, an der ewigen Topfguckerei. Wenn der alte Thorwaldsen etwa aufmerksam gemacht wurde, wie seine Marmorarbeiter die Modelle im Einzelnen zuweilen nicht sauber und genau genug ausführten, soll er geantwortet haben, er wisse das wohl, allein es komme ihm hierauf nicht an, er sehe auf's Ganze. Seine Werke seien hoffentlich so beschaffen, daß sie ein bischen bessere oder schlechtere Ausführung ertragen können.

Mit diesem Gleichniß fallen wir freilich aus dem Ton, da es staatsrechtliche mit künstlerischen Verhältnissen zusammenwirft, wenigstens für das äußere Auge des richtigen Staatsrechtsbeflissenen. Allein es führt bequem aus der amtlichen Schreibstube, die ich nun fünfzehn Jahre bewohnt habe, in die andere, die literarische, hinüber, in die ich vor kurzem zurückgekehrt bin. Indem ich während jener Zeit die Stelle des Staatsschreibers des Cantons Zürich versah, befolgte ich den bekannten Rath, dem poetischen Dasein eine sogenannte bürgerlichsolide Beschäftigung unterzubreiten. Glücklicher Weise war es aber weder eine ganze noch eine halbe Sinecure, so daß keine von beiden Thätigkeiten nebensächlich betrieben werden konnte, und das Experiment in Gestalt einer langen Pause vor sich gehen mußte, während welcher die eine Richtung fast ganz eingestellt wurde. Gewiß sind viele vortreffliche Einzelsachen und wirkliche Meisterwerke in den Mußestunden neben lebenslanger anderweitiger Berufserfüllung entstanden; es wird aber immer der Umfang oder die Natur solcher Werke die Mutterschaft bloßer Mußestunden von selbst darthun, und wer Volles und Schweres in der Vielzahl mußestündlich glaubt vollbringen zu können, wird, wenn er lange lebt und weise ist, seine Illusion selber noch zerrinnen sehen.

Bei meiner Wenigkeit hat sich nun ein Mittelweg herausgebildet, wenn auch ohne eigentlichen Vorbedacht, indem statt eines lebenslänglich vertheilten prosaischen Berufswesens eine Concentration auf eine Reihe von Jahren, mit Ausschluß jedes empfindsamen Mußelebens, sich eingestellt hat. Als die alte Republik Zürich, welche unter verschiedenem Regimente von jeher solchen mäcenatischen Anwandlungen unterlegen ist, mir das Amt ihres Schreibers gab, mußte ich mich vom ersten bis zum letzten Augenblicke in den Geschäften tummeln und genoß zehn Jahre lang nicht einmal eines Urlaubes, und ich glaube, es ist mir das gesunder gewesen, als ein schläfriges System gemischter Bureau- und Mußestunden. Die Anlehnung an jene solide Bürgerlichkeit, an das Holzhacken Chamissos, hat einmal stattgefunden, ihren Dienst gethan, und kann nun wieder mit einer andern ungetheilten Existenz vertauscht werden, denn die Hauptsache besteht, nach gewonnener Haltung und Elasticität, nicht sowohl in den sicheren Einkünften, als in der entschlossenen Lebensäußerung.

Trete ich jetzt vielleicht mit hellerem Auge, als in meiner Jugend geschehen, neuerdings in die literarische Welt hinaus, so sieht es freilich auf den ersten Anblick bänglich aus. Der herrschende Industrialismus und die Wuth der Maler und Dichter, sich im römischen Cäsarismus, in der sogenannten Decadenz zu baden, lassen uns fast der Verse Juvenals gedenken:

Wir nun treiben es doch und ziehn im lockeren Staube
Furchen und werfen den Strand mit fruchtlos ackerndem Pflug um.
Suchtest Du auch zu flieh'n, Dich hält im Netze des eitlen
Uebels Gewohnheit fest, unheilbar hält in den Banden
Viele der Schreibsucht Leid und verdorrt mit dem krankenden Herzen.

Allein es ist am Ende nicht so schlimm, als es aussieht, und mehr oder weniger stets so gewesen.

Digitized by Google

Auch sind bei uns wie in in allen Literaturen jederzeit drei oder vier böse Kerle vorhanden, die wohl wissen, was recht ist, aber unablässig das Gegentheil davon thun, arme Bursche, die einst ihren Eltern nicht gehorcht und später keine Zeit mehr gefunden haben, sich selbst zu erziehen. Diese quälen sich aber selbst am meisten, und man braucht ja nicht hinzusehen. Dagegen ist gewiß, daß noch jetzt Jeder, der etwas Rechtes will und kann, in der Regel auch ein anständiger und wohlwollender Gesell ist, der nach gethauer Arbeit sein kluges Pfeifchen in Ruhe zu rauchen versteht und nicht immer von bösen Mücken geplagt ist. Diese Zunft bedarf gar keiner besonderen persönlichen Geheimbünde; ihre Mitglieder brauchen sich nicht gegenseitig durch fortwährendes Vergleichen und Zänkeln und Eifersüchteln zu ärgern, und es ist Jedem vollkommen gleichgültig, ob sein Nebenmann ein großer Raphael oder ein kleiner Niederländer sei, wenn er nur weiß, daß der Mann seine Farben reinlich und ehrlich mischt.

„Marcus König."

Von Gustav Freytag.

Vierte Abtheilung des Romans: „Die Ahnen". Leipzig 1876, S. Hirzel.

Je weiter das auf breitester Grundlage angelegte und in jeder Beziehung merkwürdige Werk „die Ahnen" voranschreitet, desto deutlicher tritt einerseits der Plan des Ganzen hervor, desto mehr schwindet andererseits der Zusammenhang, der die einzelnen Theile zu einem geschlossenen Ganzen fügt. Jetzt, nachdem uns die vierte Abtheilung vorliegt, — eigentlich ist es die fünfte, aber „Ingo" scheint vom Verfasser als Vorspiel betrachtet und also nicht mitgerechnet zu werden — erkennen wir ganz klar, daß uns die Geschichte eines Geschlechtes in den historisch entscheidenden Epochen unseres Vaterlandes, in den denkwürdigsten Tagen gewaltiger Umwälzungen erzählt werden soll zu dem Zwecke: in der Betheiligung der Mitglieder dieses Geschlechts an den weltgeschichtlichen Ereignissen diese Ereignisse selbst und ihre Wirkungen uns zu veranschaulichen. Eine Weltgeschichte in der Geschichte einer Familie.

So sehen wir, nachdem die Landschaft bestimmt und der vandalische Stammvater in das heidnische Thüringen eingeführt ist („Ingo" IV. Jahrhundert), das Christenthum siegreich in dem Kampfe gegen das Heidenthum („Ingraban" VIII. Jahrhundert); wir sehen die Klöster zu einer erheblichen Macht anwachsen und das mühevolle Ringen der weltlichen gegen die erstarkten und übermüthig gewordenen geistlichen Gewalten („Nest der Zaunkönige" XI. Jahrhundert); wir folgen der Christenheit im Kreuzzuge nach dem gelobten Lande („Brüder vom deutschen Hause" XIII. Jahrhundert) und vernehmen nun in dem fernen Preußen den Widerhall der neuen Lehre, die der gewaltige Augustinermönch zu Wittenberg predigt, die Reformation („Marcus König" XVI. Jahrhundert). Man darf wohl ohne Vermessenheit die Vermuthung aussprechen, daß der Held der nächsten Geschichte Gustav Freytags aus den Wirren des dreißigjährigen Krieges heraus uns entgegentreten wird.

Je schärfer aber diese Grundrisse des großen Planes von Freytag werden, — eines Planes, an dessen Ausführung sich nur die treue Beharrlichkeit und der unermüdliche Fleiß eines Deutschen heranwagen konnte — je mehr verwischen sich, wie bemerkt, und je unbestimmter werden die Spuren, welche auf den gemeinsamen Ausgangspunkt hinweisen. Ingraban war sich seines kühnen Stammvaters Ingo noch wohl bewußt und war stolz auf ihn; er bewahrte noch eine Reliquie an den erlauchten Ahn. Auch Immo hatte sich noch einige Fühlung mit den heldenhaften Altvorderen zu bewahren gewußt. Bei Ivo war der Familienzusammenhang schon ein künstlicher, und in Marcus ist er so gut wie gelöst. Was der Thorner Bürger mit dem Thüringer Helden gemein hat, erscheint völlig gleichgültig, unerheblich und zufällig. Bisher hatten doch die Namen der Helden eine gewisse verwandtschaftliche Aehnlichkeit: Ingo, Immo, Ivo; auch diese ist dahin, wenn nicht etwa Marcus König — oder „Regulus", wie Magister Fabricius übersetzt, — auf die „Zaunkönige", auf die thüringischen „reguli" des XI. Jahrhunderts hinweisen soll. So ist der Titel: „Die Ahnen" jetzt nur noch ein Nothdach, unter dem neben andern Geschichten aus früheren Jahrhunderten eine Heldengeschichte aus den Zeiten der Reformation ein Obdach gefunden hat.

Ist es ein Fehler? Im Gegentheil. Der beständige Hinweis auf dieselbe Abkunft aller Helden in diesen Romanen würde mit der Zeit unerträglich werden. Der feine dichterische Tact hat Gustav Freytag ganz richtig geleitet. Er hat wohl daran gethan, sich nicht durch die thörichte Rücksichtsnahme auf den Titel beengen zu lassen; er bewegt sich frei, und es genügt ihm, wenn er zu dessen Rechtfertigung hie und da einmal durchschimmern läßt, daß der Held der neuesten Geschichte seinen Stammbaum zurückleiten kann auf den starken Vandalen, der sich 1200 Jahre vorher am Heerde des Herrn Answald niedergelassen hatte.

Von den bis jetzt erschienenen vier Abtheilungen des Gesammtromans, oder — da wir Leser nicht die Rücksicht auf den Titel zu nehmen haben, — um sachlicher zu sprechen: von den bis jetzt erschienenen Freytag'schen Romanen aus deutscher Vergangenheit scheint uns dieser jüngste den Preis zu verdienen.

Hören wir zunächst etwas von der Geschichte, gerade soviel, wie durchaus nothwendig ist, um zu erfahren, welche von den Verhältnissen und Persönlichkeiten, mit denen uns Gustav Freytag bekannt macht, hier hauptsächlich in Betracht kommen.

Die Handlung spielt in den ersten vier Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts, hauptsächlich in Thorn, also zur Zeit des tiefsten Verfalls des deutschen Ordens. Vergeblich bemüht sich der von Freytag mit großer Kunst gezeichnete Großmeister Albrecht von Brandenburg, ein hochbegabter, ideenreicher und auch thatkräftiger, aber leichtsinniger und die Bequemlichkeit liebender Mann, eine Zeit lang die selbstständige Macht des Ordens gegenüber der polnischen Lehenshoheit zu behaupten; vergeblich ist auch die Unterstützung, die der unermeßlich reiche Patricier Marcus König mit seinem Hab und Gut ihm stellt. Das Ordensland Preußen geht zu Grunde, und es ersteht an seiner Statt das erbliche, Polen lehenspflichtige Herzogthum Preußen. Damit ist der Traum, dessen Verwirklichung Marcus König sein Gut geopfert hat und sein Blut zu opfern jede Stunde bereit gewesen wäre, zunichte geworden, und der alte Mann kann sterben. In der letzten Stunde seines Lebens weicht der Groll des Kaufmanns gegen den wortbrüchigen Großmeister, der ihm gelobt hatte, nie und nimmermehr das preußische Land den Polen zu überlassen. Ein redlicher, kluger und bedeutender Deutscher klärt ihn darüber auf, daß Alles so, wie es geschehen, zum Besten der deutschen Sache, deren Förderung der Lebenszweck des Marcus König gewesen, geschehen ist. Dieser weitsehende und große Deutsche, der dem freudlosen Leben des Kaufmanns noch einen versöhnlichen Schluß vergönnt, ist Doctor Martinus Luther.

In diese Haupt- und Staatsaction ist eine schlichte und innige Herzensgeschichte eingefügt: die Geschichte der Liebe des Patriciersohnes Georg König und Annas, der lieblichen Tochter des Magisters Fabricius.

Die Hoffnung, der früher gelegentlich der Besprechung der ersten dieser Reihe von Romanen Ausdruck gegeben wurde, daß in deren Folge, je näher dieselbe unserer Gegenwart rücke, die beabsichtigten Seltsamkeiten vermindert werden würden, hat sich erfüllt. Diese Seltsamkeiten sind, wenn auch noch nicht ganz beseitigt und abgethan, doch nicht mehr vordringlich, und die unmittelbar wirkenden ungekünstelten Schönheiten sind in diesem Romane reichlicher als in irgend einem der früheren Werke.

Freytags Beginnen, unsere Theilnahme für Zeiten und Zustände zu erwecken, mit denen wir modernen Menschen den Zusammenhang fast gänzlich verloren haben, war zwar achtungswerth und liebenswürdig —,

Digitized by Google

„Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt"

sagt Manto im „Faust" — aber gerade dieser Roman zeigt uns auf's Neue, wie viel freier und sicherer die dichterische Phantasie schaltet, wenn sie vom festen Boden des positiven Wissens sich aufschwingen kann, als wenn sie genöthigt ist, die niedere Arbeit zu verrichten, sich einen Boden erst zu schaffen und durch mühselige Combination und mehr oder minder glückliche Ahnungen die überall klaffenden Lücken auszufüllen. Jetzt steht der geistvolle Verfasser der „Bilder aus deutscher Vergangenheit" auf dem Gebiete, das er beherrscht. Und wie hat seine Dichtung an Anschaulichkeit und Plastik gewonnen! Ein charakteristisches Bild reiht sich an das andere; es gibt kaum ein Werk, das den bildenden Künstler mehr reizen könnte, als dieses, denn der Maler braucht blos nachzuziehen, was der Dichter so scharf vorgezeichnet hat.

Das Interieur, die Architektur, die Landschaft, die Figuren, — alles das ist von einer merkwürdigen Treue in der Zeichnung und von einer ungewöhnlichen Lebendigkeit der Farben. Man braucht das Buch nur aufzuschlagen. Wie interessant ist z. B. die Schilderung der Weihung des König'schen Hauses, von dem berichtet worden ist, daß die bösen Geister ihren Unfug in demselben getrieben haben; das Verbrennen der ketzerischen Bücher vor dem Kloster in der Neustadt beim Lichte der Pechfackeln und unter den traurigen und wilden Klängen des lateinischen Gesanges; Anna als Vorleserin der heiligen Geschichten vor den Landsknechten:

„Hinter ihr stand Georg mit der Fahne, um sie herum saßen und kauerten Weiber des Haufens, weiter ab die wilden Gestalten der Männer, viele ihre Trinkgläser neben sich. Vorn auf einem Sessel, der sonst dem Bürgermeister gedient hatte, dehnte sich Hans, sein großes Schlachtschwert zwischen den Beinen .... Und Anna begann mit ihrer wohltönenden Stimme, langsam und laut, sie selbst in ehrlicher Andacht, so daß mancher narbige Sünder, welcher sie ansah, sich der Frau unter der Fahne freute. Sie las von der Geburt des Kindes, von den Weisen aus dem Morgenlande und von dem argen König Herodes. Neugierig und mit vorgebeugten Hälsen hörten die verlornen Kinder zum erstenmal in verständlichen Worten, die ihnen wie ein Lied klangen, den Bericht, von dem sie in der Kinderzeit eine undeutliche Kunde vernommen hatten. Als Anna nachdrücklich aussprach, wie der Herr heißen sollte, nahm Hans feierlich seinen Hut ab, und seine Getreuen folgten dem Beispiel."

Wie schon in den früheren Romanen sind auch hier die Schlachtgemälde wahrhafte Meisterwerke. Der Tod Henners, eines deutschen Edelmanns, der sich zu den Landsknechten gesellt hat, und der wortlose Schmerz der alten Frau Stehauf an der Leiche ihres Mannes, des Führers dieses Häufleins von Landsknechten, sind mit einer Einfachheit geschildert, die wirklich ergreift:

„Armer Henner," seufzte Georg

„Gehab dich nicht weinerlich, Jörge," antwortete Henner leise und ein Lächeln flog über sein entstelltes Gesicht. „Jetzt liegen zwei bei einander, die zusammen gehören; ich habe dir meine Treue bewiesen als ein deutscher Edelmann." Er zuckte, dann lag er still.

Der kurze Tag ging zu Ende, bewaffnete Ordensleute schützten die Stätte des Kampfes vor Raubthieren mit menschlichem Antlitz und vor den hungrigen Wölfen, während die Weiber des Trosses mit lauter Klage die Wunden und Getödteten auf ihre Karren luden. Da saß am Steinkreuz unter den Disteln eine alte Frau; über den Leib des starken Hans gebeugt, hielt sie sein Haupt in ihrem Schoße, sie saß unbeweglich und ohne Thränen, nur zuweilen strich sie mit ihren Händen sein graues Haar. Um sie flatterte und krächzte der Rabe und über die Haide brauste mit mächtiger Stimme der Wind: Aus der Erde wuchset ihr, zur Erde sinket ihr.

Auch die seelischen Vorgänge sind mit einer seltenen Zartheit und Echtheit geschildert. Wir sehen, wie sich die Liebe zwischen Georg und Anna aus den ersten Keimen heraus zur Blüthe und Frucht entwickelt; wie sie sich vom freundlichen Gefallen bei der ersten Begegnung steigert zur herzlichen Theilnahme und endlich zur wahren Leidenschaft. Und alles das ist so richtig, so begreiflich! Wir glauben ihnen, daß sie sich lieb haben. Wenn Georg, der sonst nicht gerade von einem unbezähmbaren Wissensdrange getrieben wird, dennoch gern die lateinische Stunde bei Magister Fabricius besucht, so merken wir schon, daß es dem Patriciersohne Freude macht, in der nächsten Nähe der Tochter seines Magisters zu sein; und wenn diese die Küchenthür öffnet und sich dafür interessirt, ob er seine Aufgabe gut gelernt hat und ohne Stocken hersagen kann, und wenn sie harrt, bis er an die Reihe kommt, so erkennen wir gleich, daß seine Freude auch von ihr getheilt wird. Und wenn sich Georg auch etwas dreist gegen das sittsame Kind benimmt, Anna kann ihm doch nicht zürnen; sie muß seiner in Keuschheit und Freundlichkeit gedenken, wenn sie sich in ihr Stübchen zur Ruhe zurückgezogen, „die Flechten gelöst und ihren Gürtel auf den Schemel gelegt hat", — was nebenbei bemerkt unseren modernen Frauen einige Schwierigkeiten bereiten würde; diese würden es vorziehen den Gürtel zu lösen und die Flechten auf den Schemel zu legen. Die wirkliche Liebeserklärung ist etwas affectirt. Die Beiden sprechen im wahrhaften Sinne des Wortes „durch die Blume". Georg Büchmann kann sich nun für dies geflügelte Wort auf einen namhaften Autor berufen:

„Wo eine Rose einsam steht, da ist hier Brauch, daß man ihr Vertrauliches offenbart. Und wenn Eines dem Andern etwas zu sagen hat und die Scheu beim Anblick des Andern die Lippen schließt, dann wenden sich Beide von einander ab und sprechen zu der Blume. So thue ich hier."

Und nun sagt Georg — gerade wie der verzärtelte Siebel in der Gounod'schen „Margarethe": „Blümlein traut, sprecht für mich", — zu der Rose Alles, was er dem danebenstehenden Mädchen sagen möchte, und dieses antwortet darauf gleichfalls durch die Blume.

Mit äußerster Discretion, mit einem erstaunlichen Zartgefühl hat Gustav Freytag die durch die Noth herbeigeführte Vermählung zwischen den Beiden, die traurige Brautnacht, die Umwandlung der Scheinehe zu einer wirklichen Ehe, die Zeit vor der Geburt ihres Kindes und diese Geburt selbst geschildert. Wer sich des Anfangs von „Soll und Haben" erinnert — und es gibt wohl keinen unserer Leser, der sich dessen nicht erinnerte — der weiß, mit welcher vollendeten Feinheit und mit welcher Gemüthstiefe Freytag dergleichen intime Familienbilder zu malen weiß. Hätte die gütige Fee, die an der Wiege des Dichters gestanden, diesem anstatt der Feder den Pinsel in die Hand gegeben, — keiner der Modernen würde die heilige Nacht im Stalle zu Bethlehem mit einer so überzeugenden Keuschheit gemalt haben wie er.

Es sind in diesen Bildern kleine feine Züge, die dem empfindungsfähigen Beschauer ein merkwürdiges Wohlbehagen bereiten. Die liebenswürdige Wirkung dieser Kleinigkeiten läßt sich nicht analysiren; man fühlt es eben, oder man fühlt es nicht. Ich will nur ein Beispiel anführen. Die erste Nacht nach der Vermählung Georgs mit Anna ist sehr ungemüthlich. Georg ist erst spät heimgekehrt, auf sein Lager gesunken und hat, während sein ihm in der Noth angetrautes Weib im Oberstock vermuthlich fest entschlummert ist, im bleiernen Schlaf die Empfindung seines Unglücks verloren. Als er am andern Morgen erwacht, merkt er doch, daß er verheirathet ist. Es ist Alles ordentlich um ihn her; er empfindet, daß er nicht mehr Junggeselle ist, daß eine sorgende Hand für ihn schaltet. Vor ihm steht Wasserkrug und Becken und daneben liegt sorgfältig ein Anzug aus seinem Reisebündel, den er bereits als verloren bedauert hatte. Er zieht sich also sauberer an als gewöhnlich und ruft dann seine Frau: „Jungfer Anna!"

„Da klopfte es an der Außenthür und auf sein Herein trat Anna in den Thurm, einen rauchenden Topf und ein Schälchen in der Hand. „Guten Morgen, Junker," grüßte sie mit niedergeschlagenen Augen, „ich bringe die Morgensuppe." — „Ei!" rief der erstaunte Georg."

Die naive Freude des jungen Mannes, der auf einmal merkt, daß er gepflegt wird, läßt sich gar nicht reizender ausdrücken, als durch dies einfache „Ei!"

Auch die weitere Geschichte der Liebenden ist tief poetisch und rührend: wie sie sich trennen müssen, wie Georg durch die

Digitized by Google

Nachricht vom Tode seiner Frau und seines Jungen in die tiefste Trauer versetzt wird, wie ihm die Freude bei der Mittheilung, daß jene Nachricht unbegründet war und daß Weib und Kind seiner in dem alten Thurm harren, fast die Besinnung raubt; wie er so halb bewußtlos vor Sehnsucht vom Main aufbricht und der fernen Stätte, wo er die Seinen weiß, zueilt; wie das stürmische Verlangen nach den Wesen, die ihm auf der Welt am theuersten sind, ihn ganz verwirrt, als er sich im Steigbügel aufhebt und den alten Thurm erkennt; wie er seinen, inzwischen groß gewordenen Jungen wiederfindet und endlich sein treues Weib — diese ganze Familiengeschichte darf sich den schönsten und gelungensten Schöpfungen Gustav Freytags getrost an die Seite stellen.

„Marcus König" wird sich unter den Ultramontanen wenig Freunde erwerben. Obgleich das Werk alles Tendenziöse vermeidet, ist es doch, man möchte sagen: unbewußt, ein kräftiger Mitstreiter im Culturkampf. Aus dieser freien Erfindung wird denen, die des historischen Sinnes ermangeln, die Nothwendigkeit der Reformation einleuchtender werden als aus den besten Weltgeschichten; sie werden aus dieser Dichtung eine klare Vorstellung von der gänzlichen Verlotterung der mittelalterlichen Clerisei gewinnen; sie werden sehen, wie zu jener Zeit Völlerei, Schwindel und Lüderlichkeit der geistlichen Herren nicht einmal mehr als etwas besonders Auffälliges erscheint, wie es selbstverständlich ist, daß ein Bischof, der zu einer festlichen Gelegenheit die Stadt besucht, einen Troß von lüderlichen Dirnen — von „Trauten", wie Freytag sagt — mit sich führt. Wir lernen auch an einem lustigen Beispiel, wie „Wunder" entstehen.

Der Sohn einer armen Frau hat nämlich beim Fastnachtspiel gegen Georg König die Waffe erhoben; er ist dafür eingesperrt und wird nach damaligem Rechte seine Hand verlieren. Georg will ihn retten und er glaubt, daß die Mönche, wenn man ihnen ein Stück Gold in die Hand drückt, beim Rathe ein gutes Wort einlegen und das Unheil von dem Unglücklichen abwenden werden. Die Mutter liegt vor dem Altar auf den Knien und betet zur heiligen Jungfrau, ihr den Sohn zu erhalten. Da tritt Georg zu ihr und flüstert ihr zu, sie solle zu dem frommen Bruder Gregorius sich begeben, damit dieser beim Rathe für den Sohn spreche, „und damit die frommen Männer erkennen, daß die Heiligen dir gnädig sind, so empfange hier, was du der Kirche opfern sollst". Und er wirft auf die Stufen des Altars ein großes Goldstück, ein Pathengeschenk des Bürgermeisters Hutfeld. Die Frau begibt sich zu den Mönchen und stammelt einen verwirrten Bericht von der himmlischen Stimme, die sie gehört, und von einem Engelsantlitz, das sie einen Augenblick über sich am Altar gesehen. Sie wiederholt, so gut sie es vermag, die vernommenen Worte und bietet das Geschenk. Die Mönche sind nach einiger Ueberlegung mit dem Wunder ganz einverstanden und nehmen das Gold. Auf ihre Fürbitte wird der Sohn begnadigt. Bürgermeister Hutfeld aber „sah genau auf das Goldstück, bevor es in die Kutte der Mönche fiel; er schwieg und billigte den Beschluß".

Es ist bekannt, mit welcher Kunst Freytag es versteht, die Stimmungen und Zustände der Vergangenheit unserer Gegenwart verständlich zu machen; und diese Kunst hat er hier in vollem Maße bewährt. Ueber seiner Geschichte liegt eine schwere, dicke Luft. Alle, die der Dichter an den öffentlichen Ereignissen betheiligt, haben eine beklommene Brust und kurzen, stockenden Athem. Es herrscht eine allgemeine erschlaffende Schwüle. Aber von weiter Ferne her vernimmt man das dumpfe Grollen des wundervollen Gewitters, das im Herzen Deutschlands die Luft schon gereinigt hat und Befreiung verkündend immer näher rückt: der Reformation. Luther selbst erscheint am Schlusse des Romans — allerdings in bescheideneren Verhältnissen, als sie sich unsere Vorstellungskraft von der Größe dieses merkwürdigen Mannes gebildet hat.

Die Charakteristik der einzelnen Figuren ist mit äußerster Schärfe ausgeführt. Außer dem Patricier, Kaufmann und Staatsmann zugleich, der dem Roman den Titel gegeben hat, und außer dem liebenswerthen Liebespaare Georg und Anna ist namentlich Magister Fabricius ein echter Mensch. An dem mittelalterlichen Gelehrten mußte auch Freytag seiner ganzen Natur nach ein besonderes Wohlgefallen finden. Die steifleinene Wichtigkeit, die einen unwiderstehlichen, trockenen Humor in sich birgt, die schalkhafte Philisterhaftigkeit, mit welcher dieser Fabricius die geringfügigsten Fragen behandelt, — da ist Freytag so ganz in seinem Element. Aus dem würdevollen Magister, der sich spreizt, kichert oft ein übermüthiger Scholar. Ein Prachtstück ist z. B. das Schreiben des Magisters an seine Tochter und deren Ehegatten nach der Vermählung. Und wie reckt sich die kleine Gestalt empor, wie breitet er sich, als er dem stolzen Patricier gegenüber steht, der die Zustimmung zur Vermählung Georgs mit der Tochter des Magisters verweigert. Da zeigt sich einmal wieder der alte Dramatiker Freytag, der leider schon zu lange geschwiegen hat.

Auch Andere fesseln uns durch ihre Glaubhaftigkeit und Lebenswahrheit: so Lips Eske, der ergebene Freund von Georg König, der immer thut, was dieser will, die Landsknechte, der Hauptmann Hans Stehauf und sein Weib, der treue und verschmitzte, ehrliche und spitzbübische Hausknecht Dobise, Hannus der Buchhändler — „Buchführer" sagt Freytag —, der abenteuernde Edelmann Henner, der diplomatische zweite Bürgermeister Hutfeld 2c.

Bei Freytag, der unbedingt zu den discretesten Schriftstellern unseres Vaterlandes gezählt werden muß, ist es besonders verwunderlich, daß er bisweilen so stark aufträgt. Wenn es vollauf genügen würde, daß eine seiner Personen irgend etwas flüchtig bemerkt, so läßt er dieselbe gleich in tiefes Nachdenken versinken. Wenn man bedenkt, wie selbst aufgeregtere Naturen doch nur in seltenen Fällen ihre Stimmung durch jähen Wechsel des Gesichtsausdrucks und ungewöhnliche Geberden verrathen, so darf man darüber staunen, daß Freytag seinen Geschöpfen bei ganz gleichgültigen Veranlassungen zumuthet, die Stirn in wilde Falten zusammenzuziehen, jäh aufzuspringen, die Fäuste zu ballen und dergleichen mehr. Wir erscheinen nach den Freytag'schen Schilderungen als ein viel aufgeregteres und leidenschaftlicheres Volk, als wir es in Wahrheit sind.

Ueber die Sprache habe ich schon gelegentlich der früheren Romane mit großer Ausführlichkeit meine Meinung gesagt. Zum Glück sind die Auffälligkeiten und Alterthümeleien in diesem neuesten Werke viel weniger zahlreich und weniger störend als in jenen früheren. Hin und wieder bleibt man wohl noch vor einem Worte oder einer Redewendung, die Freytag gebraucht, überrascht stehen, und muß auch wohl nach dem deutschen Wörterbuche greifen, um sich zu unterrichten, was nebenbei bemerkt nicht immer gelingt. Es wird uns noch eine teige Bürgermeistersemmel dargereicht, es wird uns auch „Zubeiße" mit auf den Heimweg mitgegeben; wir sehen, wie sich Jemand stark aufrichtet, wir hören das Bassettel (wahrscheinlich Baßgeige, von „bassetto"); einige Leute werden widerbellig gegen uns, bei anderen müssen wir lauersam stehen bleiben; aber im Allgemeinen können wir Freytag, ohne von den sprachlichen Fußangeln festgehalten zu werden, fast unbehindert folgen. Nur müssen wir uns an eine stilistische Eigenheit, die mit seiner Individualität auf das Engste zusammenhängt, gewöhnen. Freytag legt, wenn er die Feder zur Hand nimmt, sein schönstes Gewand an. Er macht es wie Buffon, der mit dem Galanteriedegen an der Seite, mit gekräuseltem Jabot und geklöppelten Manschetten seine eleganten Manuscripte schrieb. Freytag liebt die Vornehmheit im Stil. Er sagt lieber „Stadtsohn" als Städter, und lieber „Heckenreiter" als Buschklepper. Wenn wir Werkelkleidsstilisten ganz ruhig schreiben würden: „Die Marienglocke wurde zuerst geläutet", so sagt Freytag: „Vor Allen erhob den ehernen Gesang das schöne Geläut der heiligen Jungfrau, welcher die erste Rede gebührte." Wenn wir schreiben würden: „Namentlich wurden die Schafspelze der Polen gern beschmiert", sagt Freytag: „Die Schafspelze der Polen waren beliebt, um darauf schwarze und graue Striche zu ziehen." Wenn wir sagen würden: „Er brachte für seinen Freund ein Ständchen", so sagt Freytag: „Er stellte einem guten Gesellen zu Liebe auf dem

Digitized by Google

Bassettel eine Musica an"; und wenn wir schreiben würden: „Spielt mir etwas vor", so schreibt Freytag: „Spielt mir Eins zum Angehör!" Freytag sagt auch lieber: „Verweilt mich nicht" als „haltet mich nicht auf" und spricht lieber von einem „lästigen Einlager" als von der leidigen Einquartierung. Ich sehe die Nothwendigkeit dieses beabsichtichten Danebengreifens nicht recht ein; aber ich sehe sehr wohl ein, daß Freytag seine guten Gründe dafür haben muß, um nicht nach dem Nächstliegenden zu greifen. Denn alle diese Seltsamkeiten sind ja nicht unüberlegt, sie sind im Gegentheil sehr beabsichtigt. Bei Freytag ist ja Alles gewollt, aber zum Glück — es ist auch sehr Vieles gekonnt.

Paul Lindau.

Von Ferdinand Hiller.*)

Diese Briefe an eine Ungenannte verdienen Briefe an Unnennbare, d. h. an unnennbar Viele zu werden. Oder wären etwa doch diejenigen zu zählen, die gern in anmuthiger Form Tieferes über die Kunst- und Lebensbewegung unserer Zeit vernehmen möchten?

Von manchen freundschaftlichen Begegnungen erzählt dies Buch, von der Begegnung mit Goethe und Beethoven, vom nahen Leben mit Robert und Clara Schumann — die Schilderung dieser ist ein Meisterstück —, es ist fast ein Buch von den Freunden Ferdinand Hillers und für die Freunde geschrieben, für solche, die bereits Freunde Ferdinand Hillers sind, und dann — Alle, die es lesen, werden ihm Freunde, ja fast persönliche.

Denn noch nie hat ein gereifter Geist sich freier und persönlich offener ausgesprochen, sowohl über das eigene Sein, Empfinden und Streben, wie über die höchsten Dinge in der Welt, vor Allem in der Kunst, wie das Ferdinand Hiller in diesem Buche gethan.

Es ist ein Buch des voll ausgereiften Alters, aber auch des frischen Alters, ohne Griesgram und ohne Kränklichkeit; es ist eine Freudefähigkeit in diesem Buche, die auf Jeden übergeht, der es liest. Frisch, unbefangen, von allen kleinlichen Rücksichtnahmen entfernt, sind diese Offenlegungen des intimen Denkens und Empfindens, und doch kann nur die Reife der Jahre dieses sichere Eindringen in die Gründe des Schaffens und Aufnehmens im Gebiete des Schönen darbieten, und nur eine vollendete allseitige Bildung und ein in sich zur Ruhe gelangtes Gemüth kann das mühsam und schwer Errungene so selbstverständlich und leicht und mit solcher spielenden Grazie hingeben. Es gehört Muth dazu, solches zu unternehmen, aber der naturforschende Charakter unserer Zeit bestärkt darin, auch im Psychischen ja im Subjectiven, die Oeffentlichkeit nicht zu vermeiden.

Wer das Glück kennt, mit einem wahrhaftigen und denkkräftigen Freunde traulich zu verkehren, das unmittelbare Leben und alle Höhen und Tiefen des Daseins und Schaffens von seinem klaren Blicke erschaut neu zu sehen, wer dies Glück kennt und wieder kennen will, der wird mir's danken, wenn ich ihm sage: Lies das grundgescheite und liebenswürdige Buch von Ferdinand Hiller und du bist in der besten Gesellschaft, gewinnst neue helle Gedanken und einen neuen hellen Menschen.

*) Briefe an eine Ungenannte. Von Ferdinand Hiller. Köln 1877, Verlag der Du Mont-Schauberg'schen Buchhdlg.

Berthold Auerbach.

Aus der Hauptstadt.

„Unsere Freunde."

Lustspiel in 5 Acten von Max Ring.

(Aufgeführt am Hoftheater.)

Es ist eine alte Wahrheit, daß Werke, die einer augenblicklichen Zeitstimmung das Dasein verdanken, in einem andern „Klima der Meinungen" nicht mehr recht gedeihen wollen. Dem Zwange dieses natürlichen Gesetzes konnten sich auch „Unsere Freunde" nicht entziehen, die im Jahre 1859 zum ersten Male, und wie man sagt, mit großem Erfolge und in vorzüglicher Darstellung über die Bühne des königl. Schauspielhauses gingen. Damals wurde das Werk von der Zeitströmung getragen, die darin einen Theil dessen erfüllt sah, was sie anstrebte, ein freies politisches Leben, an dem das Volk Theil nimmt. Sechszehn Jahre sind vergangen und die Zeit ist eine andere geworden. Das Stück und dessen Hauptperson leiht nicht mehr allgemeinen Wünschen das zündende Wort, und so bleibt eben nur ein Lustspiel übrig, und zwar das Lustspiel eines Romandichters. Der Stoff wäre vortrefflich für eine historische Erzählung, in welcher der Autor den breiten Strom des Culturlebens Englands unter Georg I. schilderte, die Kämpfe der Tories und Whigs, die literarische Bewegung, die in den Zeitschriften „Der Plauderer" und „Der Zuschauer" ihr Centrum, in Addison und Steele ihre Führer gefunden hatte. Der Roman macht es leichter, culturgeschichtliche Vorgänge zu schildern, als das Drama, und gestattet eine breite und eingehende Darlegung psychologischer Vorgänge. Wir sind überzeugt, daß Herr Max Ring den Stoff in Romanform sehr spannend behandeln könnte. In „Unsere Freunde" hat er sich, was die Thatsachen angeht, an die Geschichte gehalten, aber den Persönlichkeiten mangelt der historische Charakter. Wir wagen es zu bezweifeln, ob der Herausgeber des „Spectator", Addison, und der des „Tatler", der witzige Steele, mit ihren Porträts zufrieden wären, falls sie das Glück haben könnten, im Parquet des Hoftheaters einer Vorstellung des Lustspiels beizuwohnen. Auch in den übrigen Gestalten kommt die dramatische Innerlichkeit nicht zu rechter Geltung, und die ganze Handlung entwickelt sich ohne rechte Steigerung, das Lustspiel hat keinen Höhepunkt. Der verdienstvolle Autor würde die Wirkung durch Streichung einzelner Scenen höher steigern können. — Ueber der Darstellung waltete kein günstiger Stern; das Stück ist auf Dialoge gebaut, die Ladies und Gentlemens sprechen; der feine Conversationston fehlte ganz.

O. von Leixner.

Zwei Bilder in der Commandantenstraße.

In dem Locale des Berliner Künstlervereins, Commandantenstraße 77—79, sind seit einigen Wochen zwei Bilder ausgestellt, die, jedes in seiner Art, das Interesse des Publicums in Anspruch nehmen. Es sind „der Christuskopf auf dem Schweißtuch der heiligen Veronica" von Gabriel Max und eine „Kreuzabnahme" von Böcklin.

Der Gabriel Max'sche Christuskopf bildet eine Ausstellung für sich. Der erste Eindruck, den man empfängt, ist weder gut noch schlecht; man ist einfach überrascht. Es ist nicht der Christus, wie man ihn unter der Dornenkrone zu sehen gewohnt ist; statt seiner ein schöner Kopf, in dem sich nichts von himmlischer Verklärung, auch nichts von physischem Schmerz, sondern nur ein tiefes, weiches Weh, eine Mischung von Resignation und Sentimentalität zu erkennen gibt. Aber das Fehlen des Gott-Menschlichen schließt nicht aus, daß das Schön-Menschliche getroffen sei. An die Stelle des Heilandes, des Erlösers, ist ein feinsinniger, in schwachen Beglückungstheorien befangener Denker getreten; er lebt nicht in Gott und Gott in ihm, er unterwirft sich, fatalistisch, ewig waltenden Räthselmächten; er klagt nicht, er trauert nur. Nicht der Jordan scheint seine Heimat, sondern der Ganges. Etwas indisch-Weltweises ist um diese Erscheinung her, die, wie wir nur wiederholen können, in ihrer Totalität an unsere Christusvorstellung nicht hinanreicht, aber, bei dem Verwandten, was sie bietet, ihr auch nicht geradezu widerspricht. So verläßt man das

Digitized by Google

Bild mit einem „warum nicht?“ auf den Lippen. Es hat uns nicht befriedigt, aber eben so wenig ist es uns als unstatthaft erschienen. Ein interessanter Versuch.

Nichtsdestoweniger verbleibt uns eine Unruhe im Gemüth, und diese Unruhe zwingt uns, unserem ersten Besuch einen zweiten folgen zu lassen. Welch Wechsel! Der Reiz der Neuheit ist hin, und das Gebliebene berührt uns nun als flach. In dem Ausdruck des Sentimentalen ist der der Resignation untergegangen. Es war von Anfang an kein Welterlöser, jetzt ist es auch kein Weltweiser mehr; nichts als ein schöner Kopf; mehr verlebt als verzehrt. Es war keine heilige Flamme, die hier brannte. Der Zauber ist geschwunden, und wir wenden uns ab. Binnen kurzem wird die Welt ein Gleiches thun. Es war eine Andacht vor falschen Göttern. Die Lüge läuft schnell, aber die Wahrheit holt sie ein.

Die Lüge? ja. Wir haben es hier mit nichts Besserem zu thun. Wer bei dem Heiligsten borgt, ohne Glauben daran, der lügt. Und so liegen die Dinge hier. Es ist unzweifelhaft, daß in unseren Vorstellungen neben dem legendaren Christus auch ein historischer Christus lebt, den als solchen aufzufassen die bildende Kunst wie die Wissenschaft eine volle Berechtigung hat. Christus auf der Hochzeit zu Cana (das Wunder pflegt sich hier auf zwei aufgestellte Kreuze zu beschränken), Christus und die Ehebrecherin, Christus, der in Jerusalem einzieht, Christus vor Pilatus, selbst Christus am Kreuz sind Stoffe, die von jedem ernsten Manne, den sein Können dazu befähigt, dargestellt werden dürfen. Die Frage: „gläubig oder nicht“, tritt weder an ihn, noch an uns heran. Es gibt aber auch einen Christus, der nur legendar ist, und wer diesem künstlerisch gerecht werden will, der muß fest und treu in der Legende stehen. Steht er außerhalb derselben, so fehlt die Seele und die Künstelei tritt an die Stelle der Kunst. Halbfingerbreite Schatten werden dann, wie hier, dem Auge untergelegt und dadurch die Fundamente für jene jetzt epidemisch herrschende Unterhaltung geschaffen: „Ich seh ihn auf“; „ich seh ihn zu“. Wobei als charakteristisch hervorgehoben werden mag, daß das Publicum, in einem seiner feinen Instincte, von den Augen, in Singularform, wie von Christus selber spricht, sehr richtig erkennend, daß sich beides deckt, und daß der Christus nur da ist um dieser Augen willen. Die Augen sind Er.

Der Witz darf sich an Alles wagen, profan oder heilig. Auch an das Wunder, das bekanntlich die Lieblingsprovinz des Heiligen ist. Aber das Wunder, in der Gestalt, die der Witz ihm leiht, hört doch jedenfalls auf, ein Wunder zu sein, und darf nicht länger prätendiren, als beides gemüthlich nebeneinander fortleben und aus Witz und Wunder einen doppelten Vortheil ziehen zu wollen. Die Künsteleien dieses Bildes sind ein Witz.

Blicken wir aber gar auf den Triumphzug, den diese „cause celèbre“ durch halb Europa gehalten hat, so werden wir an die mystischen und mystificirenden Grafen des vorigen Jahrhunderts erinnert, die, an den Höfen auftauchend, durch Geheimlehre und Geheimmittel (letzteres war das Wichtigere) Alles entzückten. Sie waren schön, geistvoll und räthselhaft und hatten wohl auch schwarze Ränder unter den Augen. Ihre Verhältnisse hießen Legion. Eines Tages aber waren sie verschwunden und man raunte sich zu: „es stimme nicht Alles.“

Es stimmt auch hier nicht Alles. Das Schweißtuch ist echt, aber der Christus ist untergeschoben.

In dem eigentlichen Ausstellungslocale befindet sich das Eingangs genannte Bild von Böcklin. Die Kreuzabnahme hat bereits stattgefunden; Joseph von Arimathia und Petrus sind beschäftigt, den Leichnam auf einen mit Sternblumen übersäten Wiesengrund niederzulegen; Maria, den Kopf in beide Hände gestützt, kniet daneben; Maria Magdalena aber verläßt die Stätte oder wendet sich momentan von ihr ab. Mit der Linken drückt sie verzweiflungsvoll den Kopf in den Nacken, während ihr Johannes, der sie begleitet, zu Trost und Abschied die Rechte reicht. An der entgegengesetzten Seite des Bildes ragen noch die beiden Mitgekreuzigten auf. Den einen Schächer sehen wir in voller Figur, den andern nur in Fragmenten von Kopf und Körper, da der Rahmen des Bildes von oben her das Querstück und von der Seite her das Langstück des Kreuzes durchschneidet. Dazu ein graublauer Nachthimmel, schwarze Cypressen, eine weiße, in Treppencontouren sich quer durch das Bild ziehende Mauer, und in der Ferne die Stadt. Das ist der Inhalt dieser „Kreuzabnahme“.

Wenn der erste Eindruck, den uns der Gabriel Max'sche Christuskopf gab, Ueberraschung war, so ist hier der erste Eindruck Schreck. Man fährt zurück. „Was soll das?“ frägt man sich in rasch aufsteigender Verstimmung. Und Verstimmung ist noch schlimmer als Schreck.

Indessen es ist eine Arbeit Böcklins, und so geziemt es sich Posto vor ihr zu fassen und eine Anfreundung zu versuchen. Es glückt auch wirklich; wir lassen alsbald die Wiese Wiese sein, überwinden unser erstes Stutzen vor den breiten, ganz unherkömmliche Farbentöne zur Schau tragenden Gewandflächen und treten den Köpfen näher. Hier entspinnt sich nun bald ein gutes Verhältniß, das angesichts des Petrus, der Maria und des Joseph von Arimathia von Minute zu Minute intimer wird. In allen drei Köpfen eine ebenso feine wie tiefe Charakteristik: der Mann, die Mutter, der Greis. Individualisirt und typisch zugleich. Der Ausdruck der Theilnahme ist ihnen gemeinsam; aber während er im Petrus vor der praktisch-unmittelbaren Forderung des Momentes zurücktritt, in der Maria dagegen zu höchstem Schmerz sich steigert, gestaltet er sich im Joseph von Arimathia zu jener leidenschaftslosen Trauer des Alters, das den Auf- und Niedergang des Daseins, sein Glück und sein Leid seit manchem Jahr erfahren hat. Hier haben wir die bedeutendste und die selbstständigste Figur des Bildes; die Maria ist menschlich tiefer, aber dieser Joseph von Arimathia ist künstlerisch höher empfunden.

Und gleichzeitig mit der Schönheit dieser drei Köpfe ist uns auch die Schönheit der Landschaft aufgegangen. Der Meister des Stimmungsbildes bewährt sich wieder; mit scheinbar einfachsten Mitteln ist ein Außerordentliches erreicht. Wie schön passen sich diese grauen Dämmertöne, und dazwischen das weiße Gemäuer, dem Hergang an!

Aber das Bild ist mit dem, was wir bis hierher zu schildern versuchten, nicht abgeschlossen; es fehlt noch der Gekreuzigte selbst und es fehlen noch Maria Magdalena und Johannes, die, sich abtrennend von der Hauptgruppe des Bildes, seitens des Malers mehr neben dasselbe, als in dasselbe hinein gestellt wurden. Und hier beginnen denn nun die Mängel, über die kein liebevolles Versenken in das, was der Künstler wollte, hinweghelfen kann. Wie viel wir blicken mögen, der erste Eindruck des Abschreckenden, selbst des Degoutanten bleibt, und während uns der Christus, in Eckigkeit und Häßlichkeit, an jene mittelalterlichen Holzschnitzereien erinnert, denen wir noch jetzt in den Chornischen unserer Feldsteinkirchen begegnen, geben sich Maria Magdalena und Johannes als allertrübseligste, nach Salon und Katheder schmeckende Gestalten, Magdalena, als ob sie den Absagebrief eines heimlich Verlobten eben empfangen, Johannes, als ob er ihr das Trosteswort zuzurufen hätte: „Lenchen, die Zeit heilt Alles“. Es fehlt in dem Gekreuzigten jedes Schönheits-, in Maria Magdalena und Johannes jedes Stilgefühl. Sie fallen aus dem bedeutenden Inhalt des Bildes heraus, der Christus nach der alterthümelnden, die beiden andern Gestalten nach der modernen Seite hin.

So schwankt die Wage, drei gegen drei, und dem jedesmaligen Beschauer wird es überlassen bleiben, je nach seinem persönlichen „Mitbringsel“, durch freundliches Gewichtlegen auf das Gelungene oder durch erzürntes Gewichtlegen auf das Gescheiterte, die eine oder andere Schale zum Sinken zu bringen.

Wir unsererseits, in unerschütterter, ja trotz alledem und alledem in gesteigerter Empfindung für den Meister, lassen unsere Sympathien den Ausschlag geben. Aber auch der Verurtheiler, so ihm nur der Sinn für das Große nicht fehlt, wird nicht ohne Respect von diesem Bilde scheiden. In seinen drei Hauptgestalten tritt dem Beschauer jener Schaffensernst entgegen, der, bei Aufgaben wie diese, den Glaubensernst ersetzen kann. Denn kein Wunder erhebt hier die Hand, um vom Künstler sein Recht zu fordern; nur ein alltäglich-Ewiges ringt nach Darstellung: ein Todter, und die Trauer um ihn.

Und das ist der Unterschied zwischen dem Christuskopfe Gabriel Max' und der Kreuzabnahme Böcklins. Der eine, weil er es konnte, stand treu zu seinem Gegenstande, der andere, weil er mußte, coquettirte damit; jener schuf, dieser künstelte. Alle Vorzüge des Gabriel Max'schen Bildes werden das von Anfang an Todte nicht beleben, und alle Mängel des Böcklin'schen Bildes das lebendig Empfundene nicht zu den Todten werfen können.

Theodor Fontane.

Digitized by Google

Notizen.

Die inneren Fragen können über die Sorgen, welche der Orient Politikern jeder Kategorie bereitet, nicht ganz vergessen werden. Wie das heiklige Problem der Justizgesetze gelöst werden soll, ruht in dem Augenblick, wo diese Zeilen wie immer ziemlich früh in der Woche nach Leipzig gehen, noch im Schoße der Götter. Das parlamentarische Schiff soll zwischen der Scylla der juridischen deutschen Zerrissenheit und der Charybdis höheren Mißfallens hindurchsteuern, was einen festen Blick und auch eine gewisse Uebung im Nachgeben voraussetzt. Die Schwierigkeit ist diesmal durch die herannahenden Wahlen bekanntlich vermehrt. Unter begreiflicher Rücksichtsnahme auf dieses Tribunal, wie es in ärgerlich periodischer Wiederkehr über die Volksvertreter zu Gericht sitzt, führen die geschmeidigsten Abgeordneten eine Sprache, die an männlichem Freimuth wenig zu wünschen übrig läßt, auch für das Zusammenhalten der liberalen Partei Wünsche kundgibt, die bis zum 10. Januar und wohl etwa noch gute acht Tage darüber mit derselben Lebhaftigkeit sich vernehmen lassen werden. Welches aber auch der Ausgang des Kampfes sein mag, die Presse wird im besten Fall mit einem blauen Auge davonkommen. In der oberen Region wenig beliebt, sieht sie sich von ihren geborenen Advocaten, nämlich den in ihrem eigenen Dienste thätigen, im Reichstage als Abgeordnete sitzenden Journalisten vorkommenden Falles im Stich gelassen. Alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft befleißigen sich einer gewissen Solidarität. In der deutschen Zeitungswelt dagegen herrscht ein stiller Krieg Aller gegen Alle. Man möchte durch allzu offene Behandlung des Themas dem lauernden gemeinsamen Gegner nicht Waffen liefern. Aber es wird für unbestritten gelten, daß die bewußte gemischte Gesellschaft etwas mehr Disciplin in ihren Reihen und damit Hand in Hand einen zäheren Corpsgeist aufweisen könnte. Dann würden Regierungen und Kammern ganz anders mit ihr rechnen. Für eine solche innere Reform scheint aber bis auf Weiteres geringe Aussicht vorhanden. Und so wird die deutsche Presse noch für eine geraume Zeit das Stiefkind öffentlicher Autoritäten bleiben, dessen Wohl und Weh eine väterliche Regierung nach dem bezeichnenden französischen Ausruf: C'est le cadet de mes soucis! unter die jüngeren Söhne ihrer Sorgen rangiren wird. Ein ähnliches gespanntes Verhältniß zwischen Gouvernement und Presse besteht unseres Wissens in keinem anderen Lande, weder in England, noch in Frankreich, ja nicht einmal, so seltsam es klingt, in dem engbefreundeten Rußland. Ein belgischer Deputirter und Publicist, der im Spätsommer 1856, zur Zeit der Krönung des Kaisers Alexander, als Correspondent eines russischen Organes nach Moskau gereist war, hat neulich seine Memoiren veröffentlicht und bei dieser Gelegenheit auch seine Erlebnisse in der alten Czarenstadt geschildert. Er war während des Krönungstages überall gewesen und hatte darauf während der ganzen Nacht bis gegen sechs Uhr Morgens an seiner Correspondenz geschrieben, welche er sofort auf die Post brachte. Dann wollte er wenigstens für einige Stunden der Ruhe pflegen, als ihn bald darauf ein Kosack aus dem Bett holte und, nachdem er sich in der Eile angekleidet, in eine Droschke setzte, welche der Kosack, hoch zu Roß, bis zum Ministerium des Auswärtigen begleitete. Man kann sich die Angst des Journalisten denken, der sich schon in Sibirien sah. Auf dem Ministerium wurde er indessen von dem Fürsten Gortschakoff empfangen, der seine eine Stunde zuvor der Post übergebene Correspondenz in der Hand hatte und ihn unter allerlei Complimenten auf mehrere Irrthümer mit dem Bemerken aufmerksam machte, die russische Regierung wünsche, daß das Blatt, welchem er schreibe, über die Ceremonie der Krönung keine Ungenauigkeiten veröffentliche, bezügliche Correcturen daher wünschenswerth wären. Der Correspondent verbesserte die Fehler unter dem Dictat Gortschakoffs, der ihn ein anderes Couvert mit der entsprechenden Adresse versehen ließ und das Convolut einem dienenden Geist zur definitiven Expedition durch die Post übergab. Der Journalist saß in stummer Bewunderung des ganzen Verfahrens und gestattete sich nur den Ausdruck der Besorgniß, daß ihm in Folge der Verspätung seine Collegen und Rivalen mit ihren Briefen zuvorkommen würden. Der russische Reichskanzler beruhigte ihn indessen mit den Worten: Dafür habe ich sogleich gesorgt. Es wurde Befehl gegeben, die anderen Schreiben bis zum Abgang des Ihrigen auf der Post zurückzuhalten! So vorfährt man in dem wegen seines absolutistischen Polizeisystems verschrienen Rußland und die verbissensten Russenfeinde werden gestehen, daß eine correctere Sorgfalt in Behandlung der Presse kaum denkbar ist. Jedenfalls würde man sich bei uns einem ähnlichen Vorkommniß gegenüber höchstens auf ein bedaigneuses Dementi beschränken. Die allerneueste Theorie, die Rußland als den Träger moderner Cultur behandelt, ist, wie man sieht, kein phantastischer Wahn einzelner erleuchteter Gelehrten, sondern eine Realität, deren Segnungen nicht nur die Türkei bis an ihr seliges Ende bald verspüren wird. Auch im übrigen Europa werden noch Kind und Kindeskinder davon zu erzählen wissen.

* * *

Als Nachtrag gewissermaßen zu meiner Besprechung der Strauß'schen Schriften in Nr. 48 der „Gegenwart" möchte ich auch noch ein Wort über das soeben erschienene „poetische Gedenkbuch von D. Fr. Strauß" mir zu sagen erlauben. Es ist dies eine kleine Sammlung Gedichte von Strauß, die aber ausdrücklich nur für die Freunde desselben ausgewählt und als Manuscript von seinem Sohne ausgegeben sind. Für Freunde bestimmt tragen sie eben darum auch einen wesentlich privaten und intimen Charakter, und gehören daher nicht, wenigstens zunächst noch nicht, vor ein größeres Publicum. Denn

Diese schlichten kleinen Lieder,
Stille Seufzer meines Herzens,
Spiegelungen meines Schicksals,
Sind für meine lieben Freunde,
Sind für wenige Vertraute:
Für die Menge sind sie nicht.

Wenn hier der Beweis dafür geleistet wird, was Strauß in den „literarischen Denkwürdigkeiten" von sich sagt, daß er ein Stück von einem Dichter, und setzen wir hinzu: von einem echten Dichter in sich gehabt habe, so lehnt er doch eben in der „Verordnung" dieses Prädicat von sich ab:

Ein Gedicht wußt' ich zu machen,
Aber Dichter war ich nicht.

Und daher lehnt er weiter auch mit Fug und Recht das „Bekrittelt-werden in gelehrt- und ungelehrten Zeitungen" dieser Kinder seiner Muse ab. Wenn er aber sagt:

Wollen Kinder dann und Freunde
Von den Tönen seiner Saiten
Etwas auch vor denen draußen
Klingen lassen, wehr' ich's nicht,

so dürfen wir ja wohl auch von dieser Erlaubniß Gebrauch machen, um so mehr als das eine und andere der hier veröffentlichten Gedichte längst schon in größeren oder kleineren Kreisen bekannt geworden ist, so die herrlichen „musikalischen Sonette", so einige von den letzten schönen Gedichten „aus dem Krankenzimmer", die uns an Strauß eine Eigenschaft zeigen, die man ihm, dem Schwaben, nur mit Unrecht hat absprechen wollen: den Humor, der unter Thränen und Schmerzen zu lächeln und zu scherzen versteht. Für heute wollen wir nur zwei Epigramme und ein in seiner anspruchslosen Fassung bezeichnendes Gedichtchen herausheben. Jene, scharf und treffend, wie es von dem schlagfertigen Kritiker nicht anders zu erwarten ist, heißen:

1. Hegel.

Sein System war klüger als er; drum haben die Schüler
Besser den Meister erklärt, als er sich selber verstand.

2. Schleiermacher.

Der war klüger als sein System; drum machen die Schüler,
Denen sein Spiritus fehlt, eine so schlechte Figur.

Das Gedicht, „Duldung" überschrieben, enthält in seiner scherzhaften Einkleidung die beste Rechtfertigung alles dessen, was Strauß geschrieben hat:

Ich hört' als Knab' ein Narrenwort,
Das noch den Mann erbaut.
Es hustet in der Predigt einst
Die Närrin überlaut.
Ei, hust' sie doch so widrig nicht!
Fuhr sie der Pfarrer an;
Herr Pfarrer, gab sie ihm zurück,
Ich huste, wie ich kann.

Digitized by Google

Daß schlecht zum Nachtigallgesang
Der Frösche Quaken stimmt,
Das hab' ich oft genug erprobt,
Und war darob ergrimmt.
Doch sucht' ich Steine, war es mir,
Als rief der Frosch mich an:
Was willst du, ungerechter Mensch?
Ich huste, wie ich kann.

Gesprochen hab' ich manches Wort,
Geschrieben manches Blatt,
Auch leider manchen Schritt gemacht,
Den man gescholten hat.
Die ihr mich schmäht, so höret doch
Von mir ein Wörtlein an:
Wohl jedem, den kein Husten plagt!
Ich huste, wie ich kann.

Auch diese Verse, weiß ich wohl,
Sind nicht vom besten Schlag;
Doch hilft mir oft ein kleines Lied
Durch einen trüben Tag.
Nicht maß' ich ja der Nachtigall,
Der Lerche Ruhm mir an:
Nur Eines bitt' ich, Leute, laßt
Mich husten, wie ich kann.

Baden-Baden, im December 1876.

Theobald Ziegler.

* * *

Vom Büchertisch.

Es ist ein höchst liebenswürdiger Zug des echten Deutschen, daß er nicht zufrieden ist, Reisen zu machen, sondern dieselben auch beschreibt. Woldemar Kaden, unser Mitarbeiter, hat jüngst in diesen Blättern einen schreibseligen Reisenden, der seinen Witz an Italien geübt hat, in gebührender Weise zurechtgewiesen. Unsere Arbeit ist eine angenehmere, denn uns liegt eine Reihe von Reiserinnerungen vor, die wir sämmtlich dem Publicum empfehlen können.

La Mara, bekannt durch drei Bände „Musikalische Studienköpfe", hat unter dem Titel „Im Hochgebirge", Skizzen aus Oberbayern und Tirol (Leipzig, H. Schmidt u. C. Günther) veröffentlicht. Man erkennt aus der ganzen Auffassung die Frau. Eine solche sieht mehr und weniger als ein Mann: das erstere beweisen die vielen Episoden, die dem Kleinleben des Volkes abgelauscht sind, das „weniger" zeigt sich in der allgemeinen Charakterisirung der Menschen. La Mara sieht zu viel Einzelheiten. Eine gewisse dichterische Fähigkeit bekunden die landschaftlichen Schilderungen, doch wäre zu wünschen, daß dieselben nicht so häufig angebracht wären. Das Werk verläugnet die Dame nicht einmal in den eingestreuten historischen und geologischen Bemerkungen, die manches Mal etwas Gesuchtes haben. Trotz dieser Einwendungen läßt sich das Buch als ein Führer durch die Alpen, oder, wenn es nicht solchem Zwecke dienen will, als eine anregende Lectüre für Kenner dieser Gegenden empfehlen, die aus den trefflich geschriebenen Skizzen frische Farben für ihre Reiseerinnerungen finden werden.

Ein höchst interessantes Buch bietet uns Ernst Otto Hopp in seinem „Transatlantischen Skizzenbuch" (Berlin, Otto Janke). Die meisten Schilderungen der nordamericanischen Republik sind vom Standpunkt der Politik geschrieben; je nachdem der Autor Gegner oder Enthusiast des Staatswesens ist, wird auch sein Urtheil über nicht politische Dinge entweder ein absprechendes oder ein begeistertes sein. Dadurch wird für den Leser die Möglichkeit, sich eine unabhängige Ansicht zu bilden, sehr verkleinert. Wir sind nicht im Stande, die Richtigkeit der von Hopp angeführten Thatsachen aus eigener Kenntniß des Landes zu beurtheilen, aber auch uns berührt die Objectivität des Buches angenehm. Die Auswüchse des americanischen Lebens und dessen große Vorzüge sind vorurtheilsfrei geschildert. Das Anziehendste des Werkes liegt aber nicht in der Fülle interessanter Thatsachen und Lebensbilder, sondern in der Individualität des Autors. Hopp hat Humor und sieht eine Unzahl von charakteristischen Einzelheiten, die von hundert Reisenden kaum einer gewahrt. Die Darstellung zeigt stets den gewandten Stilisten, und manche Capitel (22 u. 23) enthalten novellistische Skizzen voll feiner Empfindung und dichterischer Wärme.

So können wir das Buch als unterhaltend und belehrend zugleich unsern Lesern bestens empfehlen.

Eine gewisse Aehnlichkeit mit Hopp in Bezug auf die schriftstellerische Individualität zeigt Dr. Wilhelm Mohr in „Achtzehn Monate in Spanien" (2 Bde., Köln, Du Mont-Schauberg). Der erste Theil ist „Abenteuer eines spanischen Kriegs-Correspondenten" betitelt, der zweite „Frühlingstage in Andalusien und Marokko". Mohr war bekanntlich von der Kölner Zeitung nach dem Schauplatz der Carlistenkämpfe gesendet worden, und seine Berichte erregten bereits im Feuilleton des genannten Blattes Aufsehen. Der Autor ist ein Mann von jener gediegenen Bildung, die sich in der geläuterten Anschauung des Ganzen, in dem klaren Urtheil ausspricht. Seine Schilderungen der Situation einzelner Kämpfe sind voll von plastischer Klarheit, wie S. 58—60. Mohr ist kein journalistischer Stratege, der die Fehler, oder was ihm so erscheint, nachweist, und eigene Schlachtenpläne entwirft, sondern ein klarsehender Berichterstatter. Zu bewundern ist der stets ungeschwächte Humor, mit dem sich der Reporter in jedes widrige Geschick findet (siehe 7. Cap. „Neue Reiseabenteuer") und die Energie, die er entfaltet, um das zu erreichen, was er erreichen will.

In Bezug auf die politische Lage, überhaupt auf die politische Charakterschwäche des Volkes, lautet Mohrs Urtheil sehr pessimistisch, aber die bisherige Entwicklung hat ihm vollkommen Recht gegeben. Die Ideen des Liberalismus können in diesem Lande keine festen Wurzeln fassen, und die einzige That der „Fortschrittsparteien" sind verschwommene Phrasen.

Am interessantesten wird Mohr, wenn er uns das Volk und seine Sitten schildert. Man gewinnt dabei einen tiefen Einblick in die socialen Verhältnisse, und so viel trübe Seiten uns das politische und religiöse Leben auch zeigen, so viel Liebenswerthes begegnet man im gesellschaftlichen Verkehr. Die altspanische Ritterlichkeit ist noch immer nicht ausgestorben, und hat, trotz ihrer vielen Redensarten, noch immer ihre festen Wurzeln im Boden des Volkscharakters. (Cap. 19. „Ruhetage am Sardinero".)

Die ethnographischen Bemerkungen sind im 1. Bde. nur eingestreut, da der Krieg den Hauptstoff ausmacht; im 2. dagegen unterbricht erst gegen den Schluß der Kanonendonner die Erzählung, in deren Lebhaftigkeit und Wärme die Sonnenstrahlen eines spanischen Lenzes eingefangen scheinen. Mohr zeigt sich uns da als vorzüglicher Erzähler, als feiner Kenner der Kunst und als Enthusiast für alles Schöne, auch für die Frauen. Das Buch gehört nicht zu denen, die man mit innigem Vergnügen aus der Hand legt — so lautet die officielle Phrase der Tageskritik — man schließt den Band mit Bedauern, daß man die „unwiderruflich letzte" Seite gelesen hat.

Italien, das Land der Sehnsucht für jeden Deutschen, das Eldorado aller schreiblustigen Touristen, hat wieder zwei Ciceronés gefunden, beide aber so verschieden, als nur möglich, „Aus Italien." Sieben Monate in Kunst und Natur (Stuttgart, Richter u. Kappler), betitelt Alfred Graf Adelmann sein Buch; — das zweite nennt sich „Italienische Blätter" und Robert Schweichel ist der Autor (Berlin, Otto Janke). Der junge Aristokrat und Officier ist ein Schwärmer; sein Enthusiasmus hat etwas Lebenswürdiges, denn er ist naiv und frisch. Nur kommt der Reisende nicht aus der Begeisterung heraus und bewegt sich stets in Superlativen. Adelmann ist kein Kenner der Kunst, aber er kann es noch werden, seine Anschauungen sind dilettantenhaft, aber sie tragen das Gepräge der momentanen Empfindung, sie sind nicht geistreich, aber aufrichtig.

Das ganze Buch trägt den Charakter intimer Mittheilungen, und bekommt dadurch in Einzelnheiten einen anmuthenden Zug, andrerseits trägt die Briefform Schuld an dem unkünstlerischen Stil. An einigen Stellen macht der Officier sich bemerkbar, wie S. 17, wo der Autor sein Mißfallen an der modernen Männertracht ausspricht, die mitten unter den Kunstwerken einer großen Vergangenheit doppelt nüchtern und geschmacklos erscheine. „Die Uniformen sind mir" — fährt Adelmann fort — „so modern sie sind, immer eine willkommene schmückende Abwechselung; sie zeigen Einem doch die Waffe; die Waffe, welche die Weltgeschichte geschrieben."

Eine gänzlich verschiedene Individualität zeigt sich uns uns in Robert Schweichel. Zwar ist auch er Enthusiast, aber nicht aus jugend-

Digitized by Google

licher Schwärmerei, sondern aus gereiftem Verständniß. Sein reiches geschichtliches und kunsthistorisches Wissen ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen, so daß es sich stets ungesucht der Erzählung einflicht. Politik und Volkswirthschaft bieten ihm mannigfache Anregung zu sehr treffenden Bemerkungen, die oft durch scharfe Satire ihre individuelle Färbung erhalten.

Das Buch ist in acht „Blätter" getheilt: „Verona", „Mailand", „Genua", „Florenz", „Rom", „Neapel", „die Maremma, Pisa, Pistoja", und als letztes „Bologna, Venedig". Wir müssen uns auf diese kurzen Angaben beschränken, denen wir nur eine sehr warme Empfehlung des Werkes beifügen; es ist, wie selten ein Reisebuch, dazu angethan, vollste Achtung für den Autor einzuflößen. . . . .

Murad Efendi führt uns mit seinen „Türkischen Skizzen" (2 Bde. Leipzig, Dürr) in den Orient. Bei der jetzigen Lage der Dinge ist es ein dankenswerthes Unternehmen, der deutschen Lesewelt ein Buch zu bieten, das die politische Situation durch klare Darlegung der socialen Verhältnisse erklärlich und verständlich macht. Der Autor sagt im Vorwort: „Wer den Ottomanen kennt, wird ihn achten, wenn er sich auch oft über ihn ärgern muß." Wenn man die beiden Bände aufmerksam liest, wird man dem Verfasser beistimmen. Wohl ist es eine ganz fremde Welt, in die er uns mit lebendigen Schilderungen einführt; aber wir werden mit ihr vertraut, da der Autor, ein kundiger Cicerone, sich nicht begnügt, die Außenseite der Dinge flüchtig zu beschreiben, sondern uns mit den innern Triebfedern des orientalischen Lebens bekannt macht. Das geschieht hauptsächlich im zweiten Bande: „Türkische Schattenrisse", worin das Frauenleben, die Kindererziehung, das Beamtenthum, das Heerwesen, Staatsmänner und Dichter in einer Weise geschildert werden, die gleich weit von westeuropäischem Geisteshochmuth, wie vom Fanatismus des Renegaten entfernt ist. Murad Efendi beschönigt nichts, aber er schwört nicht zu dem Dogma vom todten Mann. Er sieht im türkischen Volksthum noch eine Fülle von ungebrochner Kraft, denn ohne diese scheint es ihm unmöglich, daß sich die Türkei unter solchen Regierungen so lange hätte halten können. Er illustrirt seine verschiedenen Behauptungen mit oft sehr treffenden Anekdoten, deren eine wir anführen wollen, weil sie dem Stande der vielgeschmähten Kadis (Richter), wenigstens im einzelnen Falle, ein günstiges Zeugniß ausstellt. Der Kadi von Smyrna hatte einen Rechtsstreit zu entscheiden. Der Kläger, seines Unrechts bewußt, wollte den Richter bestechen und überreichte ihm einen Beutel mit 200 Ducaten, der ohne Widerrede angenommen wurde. Als der Verhandlungstag herankam, erschien der Kläger mit den erkauften Zeugen und forderte den Rechtsspruch, da der Angeklagte keinen Zeugen habe.

„Er hat einen Zeugen", rief der Kadi und warf den Geldbeutel in den Saal. „Diesen hier!" Etwas primitiv, aber überzeugend.

H. v. L.

* * *

„Aus meiner rheinischen Studienmappe" betitelt sich eine Sammlung von Charakterbildern, Literaturporträts und Skizzen von Adolf Kohut (Düsseldorf, Breidenbach und Baumann). „Auf dem Gebiete geistigen und künstlerischen Lebens am Rhein ist noch manche Nachlese zu halten, deren Früchte nicht allein den Bewohnern der Rheinprovinz, sondern allen Gebildeten überhaupt zu Gute kommen können." So äußert sich der Autor in der Vorrede seines Buches, das treu hält, was es verspricht. Der Verfasser kennt den Boden, auf welchem er sich bewegt, und verfügt neben seinen praktischen Erfahrungen über eine große Fülle anderen Materials. Schon das erste Charakterbild, dessen Held der Düsseldorfer Regierungspräsident Herr C. H. Bitter ist, zeichnet sich durch die Klarheit aus, mit welcher das Material geordnet ist. Bitter erscheint als ein Mann von seltener Bildung des Geistes und Herzens in allen seinen Erlassen, die Kohut mittheilt, aber auch in seinem Handeln. Daß er ein feiner Kenner der Musik ist, bedarf bei dem Autor von „das Leben und die Werke Joh. Seb. Bachs" keiner Erwähnung. Das Werk gibt Kohut Gelegenheit zu einem kurzen Auszug, der in fesselnder Weise den Hauptgedanken klarlegt.

Der zweite Aufsatz führt uns den Maler Camphausen als witzigen Gelegenheitsdichter vor, der wirkliches Talent besitzt. Wir können das Buch leider nicht so eingehend behandeln, wie es dasselbe verdient, empfehlen es aber als das Werk eines klardenkenden und warmempfindenden Autors unsern Lesern, die uns für den Hinweis sicher dankbar sein werden.

— x —

* * *

Was den Text betrifft ist Trägers Jahrbuch „Deutsche Kunst in Bild und Lied" (Leipzig, Julius Klinkhardt) den Concurrenten mindestens ebenbürtig: es hat sogar einen Vorzug. Der Herausgeber jagt nicht nach berühmten Namen, obwohl auch diese durch Geibel, Hamerling, Dahn, Jensen, Kletke, Löwe, Pichler, Spielhagen ꝛc. vertreten sind. Daneben findet man viele junge, wenig bekannte Dichter, die sich erst die Sporen verdienen müssen. Hervorragend sind die Beiträge A. Mösers durch die Originalität; das Gedicht „Die Steinkohle" wäre ein wenig kürzer noch vorzüglicher. Ernst Ziel bringt einem todten Freunde einen Nachruf voll ergreifender Wärme. Stephan Milows „Gedenkblätter" enthalten in formschöner Sprache eine Fülle von Lebensweisheit. Voll einfacher Innigkeit ist E. Pohls „Ländliche Toilette". Zu den besten Beiträgen des Jahrgangs gehören Jensens „Träume", Adolf Pichlers „Antworten" und Beilhacks „Stürme", die in seltsamer Uebereinstimmung in der ersten Hälfte denselben Gedanken entwickeln wie Mösers „Steinkohle". Der Herausgeber ist in diesem Jahrgang nur durch eine kleine „Widmung" und durch das reizende und sinnige Gedicht „Kommt Täubchen!" vertreten.

Die Ausstattung ist gut, die künstlerischen Beiträge bestehen aus schwarzen und bunten Drucken. Keine Rose ohne Dornen — die Schwarzdrucke sind die Rose.

— x —

* * *

„Unter dem Krummstab" betitelt sich eine Reihe epischer Dichtungen von Johannes Nordmann (Wien, bei Rosner), die nicht verfehlen werden Aufsehen zu erregen. Wir machen auf das Buch hiermit aufmerksam, eine eingehende Kritik bringen wir nächstens.

Der Roman „Die Bankgrafen" von Michael Klapp, der zuerst im Feuilleton einer Wiener Zeitung erschienen ist und einen gewissen Erfolg errungen hat, da man in verschiedenen Gestalten Copien aus der Wiener Gesellschaft vermuthete, ist jetzt bei Froeben & Co. in Bern in 2 Bänden erschienen.

Ein höchst empfehlenswerthes Buch für deutsche Frauen ist das „illustrirte Frauenbrevier, Mittel zur Beglückung des Hauses und der Erziehung der Kinder", herausgegeben von Dr. Adolf Schwarz (Leipzig, Otto Spamer). Wir sind nicht im Stande, in Kurzem den reichen Inhalt des Buches anzuzeigen und müssen uns mit dieser warmen Empfehlung desselben begnügen.

Im gleichen Verlag ist eine Sammlung deutscher und nordischer Märchen, „Elfenreigen" betitelt, erschienen, den „deutschen Töchtern" gewidmet von Villamaria. Das Erscheinen der dritten Auflage verbürgt den Werth des Buches.

Ebenso sind Reinhold Bechsteins altdeutsche Mährchen, Sagen und Legenden für die Jugend mit Holzschnitten nach Ludwig Bechstein in 2. Auflage erschienen.

Als weiteres Kinderbuch schließen wir hier an: Andersens ausgewählte Märchen mit Anmerkungen von Emil Jonas. Berlin, Bichteler und Comp. Die Ausstattung ist sehr nett; übrigens bedürfen Andersens Märchen unserer Empfehlung nicht.

H. J. Horwitz hat ein Kinderbuch herausgegeben, mit Silhouetten von Karl Fröhlich, das wir wegen seines reizenden Inhaltes auf das Wärmste empfehlen (Berlin, Plahn'sche Buchhandlung). Auch für Kinder bestimmt ist Isabella Brauns „der Mädchen liebstes Buch" (München und Newyork, Stroefer & Kirchner). Einzelne der acht Chromolithographien sind vorzüglich. — Der Text ist nett; die Ausstattung vortrefflich. — Für einen kleinen Kreis bestimmt ist Camphausens, des Malers, „Chronica de rebus malcastaniensibus". Als Manuscript gedruckt in diesem Jahr. Wo der Autor die Zeit zu diesen witzsprühenden Allotrias hergenommen, ist uns ein Räthsel. Der echte Künstlerhumor liegt in diesen Blättern und der archaisirende Stil erhöht noch die Komik der wunderbaren Geschichten, so in der Düsseldorfer Malerrepublik arriviret sind. Daß die Chronica mit lieblichen Bildlein zum inniglichen Ergötzen des Lectoris verzieret, wird sich männiglich selber sagen können.

* * *

Theodor Mintrops „König Heinzelmanns Liebe". Ein Märchen in 70 Bildern. Text und Aphorismen von B. Lucas, poetisch eingeleitet von F. Rittershaus (Dresden, H. Reinhardt). Es gibt wenig Erscheinungen in der Kunstgeschichte, deren Genuß so sehr erschwert ist, als „das Märchen" Mintrops. Das Schöne darin gleicht dem „Dorn-

Digitized by Google

röschen", man muß viele und große Hindernisse überwinden, ehe man es erringt. Der unbestreitbar eigenartige Künstler hat noch keine gerechte, objective Beurtheilung erfahren; die Ritter der Schablone nennen ihn einen Narren, die Coloristen gehen an ihm mit Nichtachtung vorüber und eine dritte Partei hebt ihn auf den Schild und verehrt ihn als „deutschen Raphael". Der letztere Beiname ist ebenso ein Nonsens wie die Unterschätzung. Nichts ist so gefährlich, wie Vergleiche zweier Künstler, die zu verschiedenen Zeiten unter verschiedenen Bedingungen gelebt und geschaffen haben, noch gefährlicher dann, wenn die Nebeneinanderstellung ungerechtfertigt ist. Das Beiwort „deutscher Raphael" hat Mintrop nur geschadet, denn wer es hört ohne des Malers Werke zu kennen, wird sich eine ganz schiefe Vorstellung von ihm machen. Mit dem Italiener verbinden wir den Begriff der geläuterten, schönen Erscheinung, die dem Ideal, das sie darstellen will, nahe kommt und es oft erschöpfend wiedergibt. Das ist bei Mintrop nicht der Fall. Er ist geborener Dichter, der durch Zufall nicht das richtige, ihm am meisten entsprechende Ausdrucksmittel gefunden hat; sein Streben ist es nicht, das ideale Innenbild nach Außen in vollendeter Form wiederzugeben, sondern durch die Linien sein reiches poetisches Fühlen symbolisch anzudeuten. Mintrops größte Kraft liegt in der genialen Tiefe seiner Empfindung, in der rührenden Innigkeit derselben. Aber es ist nicht leicht, bis in diese Tiefe zu gelangen, wo man das warme Künstlerherz schlagen hört. Der oberflächliche Betrachter wird durch die oft seltsame Form, die häufig jeder Wirklichkeit spottet, abgeschreckt, dem tiefer empfindenden Menschen wird aber aus „König Heinzelmanns Liebe" eine Fülle poetischer Anregung entgegenströmen.

Es ist bekannt, daß Mintrop in diesem Cyklus seine eigene Liebe dargestellt, die mit Entsagung geendet hat. Als Hochzeitsgabe überreichte er der Geliebten, die mit dem fremden Mann über den Ocean einer neuen Heimat entgegenfuhr, die traurige Geschichte seiner Liebe. Es war kein flüchtiges Gefühl, es war eine jener mächtigen Neigungen, die den ganzen Menschen in tiefster Seele erfaßt, und welche — wie Dichter meinen — nur einmal im Leben kommt. Das fühlt man in jedem Bilde, denn es lebt darin eine Innigkeit und Tiefe, die nur aus dem Herzen kommen kann und die sich niemals durch Reflexion erreichen läßt. Der Stoff des Märchens ist sehr einfach. Die ersten Blätter deuten den tiefen Riß an, der im Weltalter der Industrie zwischen Gemüth und Welt gähnt. Die „Romantik" trauert tief in der Erde um die verlorene Herrschaft über die Menschenherzen. Heinzelmann, König der Zwerge, will die Fürstin trösten und bereitet Feste, aber aller Glanz kann die Trauernde nicht erheitern. Da macht sich der König auf, um ein Herz zu suchen, das noch die Romantik, die Poesie in sich trägt. Er findet ein Mädchen, dessen Seele kindlich rein, dessen Herz warm ist, und da vergißt er die Fürstin unter der Erde und erglüht in Liebe für das holde Menschenkind. Jeden ihrer Schritte bewacht er und hilft ihr mit seinen dienstbaren Geistern in Haus und Hof. Und die Liebe erfaßt sein Herz immer mächtiger. Da kommt ein fremder Mann und mit unsagbarem Schmerz fühlt König Heinzelmann, wie alle Gedanken des Mädchens dem Fremdling entgegenfliegen, bis sich beide finden. Da erfaßt den Armen Verzweiflung, er will sie entführen hinunter in sein Märchenreich, aber seine Liebe ist zu groß, um selbstsüchtig sein zu können — er entsagt, wenn auch mit wunder Seele, und begleitet das junge Paar bis an den Strand des Meeres. Dann kehrt er zurück in die Tiefen der Erde und nur im Traume sieht er sich an der Seite der Geliebten.

Das ist in Kürze der stoffliche Inhalt des Märchens, das Mintrop in 68 Blättern vorführt. Es weht ein Zug rührenden Humors durch die ganze Schöpfung, eine kindliche Naivetät, die entzückt, aber nur den, der sich selbst noch etwas Kindlichkeit bewahrt hat.

Das Leben hat dort weitergedichtet, wo Mintrop den Stift gesenkt; „sie" kehrte nach Jahren zurück und der Künstler gewann es über sich, Pathe des Kindes, eines blühenden Mädchens, zu sein. Kurze Zeit darauf hat man ihn zur ewigen Ruhe getragen.

Mintrop ist kein Pfadfinder für die Kunst gewesen, aber eine Erscheinung, die man lieben kann, wenn man sie kennt. Mögen diese Zeilen dem Todten Freunde gewinnen.

H. v. Leixner.

Offene Briefe und Antworten.

Aarau, den 8. November 1876.

Hochgeehrte Redaction!

In der „Gegenwart" vom 7. October d. J. Nr. 41 erscheint in dem Aufsatze: „Aus Oberöstreich" von Jul. Duboc ein Brief meines sel. Vaters, Heinrich Zschokke, an Konrad Deubler im Abdrucke. Vielleicht wird es Sie und manche Ihrer Leser interessiren, auch den Brief Deublers kennen zu lernen, auf welchen der Zschokke'sche antwortet. Da sich derselbe in meinem Besitze befindet, gebe ich Ihnen eine wörtliche, ja buchstäbliche Copie davon — als einen weiteren Beitrag zur Charakteristik jenes „Philosophen im Zwilchrocke".

Mit vorzüglicher Hochschätzung

Ihr ergebener

Emil Zschokke.

Edler Menschenfreund!

Schüchtern, obgleich voll Vertrauen auf Ihre edle Denkungsart, ergreiffe ich die Feder zu gegenwärtigen Schreiben.

Ich bin ein ehrlicher Bergmann, der seine freien Stunden immer einer guten Herz und Geist bildeten Lectüre gewidmet hat, und noch widmet. Liebe zu den Wissenschaften hate der Schöpfer in meine Seele gehaucht, aber meine Aeltern waren Arm, und ich muste froh sein, das ich bei den k. k. Salzbergwerk als Arbeiter aufgenomen wurde. Doch, die Vorsehung waltete über mich; gute Menschen gaben mir (freilich erst spät in meinen 23 Jahr) die Stunden der Andacht zu lesen. Unser Pastor ein Verehrer von Stillings Schriften sahe gar nicht gernee, und warnte mich for diesen freigeisterischen Büchern (wie er es nante) allein ich ließ mich nicht abreden. Später kaufte ich mir Ihre Ausgewählten Novelen und Dichtungen, wo die Geschichte von Alamontade, einen Freund von mir die verlorne Ruhe und den Glauben an Gott wieder gab, den grösten Segen aber brachte in meine Gegend, das Buch, die Brandweinpest! mehrere hundert Exemplar wurden gekauft. Meine Verehrung und meinen Dank Edler Menschenfreund! Ihr Streben die Menschheit Glücklicher und Besser zu machen, war nicht erfolgloß gewessen. Meine Achtung gegen Sie, wurde bey der Durchlesung Ihrer Selbstschau immer mehr gesteigert, so das ich beschloß Ihnen meinen aufrichtigen Dank mit meinen schlechten Schreiben zu bezeugen, mit der Bitte, mir auf diesen Brif zu Antworten. Damit ich in Ihren Brif ein Angedenken hätte, ein Andenken von einen Manne den ich so sehr Achte und Liebe. Scheint Ihnen meine Bitte etwas auffalend — zudringlich? — O! so Verzeihen Sie gütigst einen armen Bergman der Sie über alles Liebt, und Ihnen vieleicht noch jenseits des Grabes für Ihre Güte danken wird. Ja, Ehrwürdiger! um die Beruhigung so vieler tausend Menschen hochverdienter Mann! gewähren Sie mir gütigst meine Bitte, und seyn Sie versichert, das Sie es keinen Unwürdigen thun. „Wer nicht Fürchtet nicht Hoft, nur der ist Glücklich" sagt Klopfstock, darum will auch ich ruhig Erwarten, was Sie gütigst beschliessen werden. Auf jeden Fall bin und bleibe ich mit ungeheuchelder Hochachtung und Dankbarkeit

Ihr ergebenster

Konrad Deubler.
Bergmann in Oberöstreich,
Markt Hallstatt nächst Ischl.

Den 27. July 1844.

* * *

Eine stilistische Unart.

Da lese ich in Westermanns „Monatsheften" eine Erzählung von Fanny Lewald, „Martina". Ich lese sie mit dem ruhigen Behagen, das diese Erzählerin häufig einzuflößen versteht. Aber Eines hat mir schon mehrmals dieses Behagen gestört und stört mich jetzt wieder, auf dem Raum einer einzigen Seite zweimal, so empfindlich, daß ich für den Augenblick nicht weiter lesen mag.

Ich lese von einem gewissen Fürsten Stephan: „im hohen Grade leidenschaftlich, waren seine Sinne eben so schnell wie seine Empfindungen anzuregen". Dann weiter von einem alten polnischen Grafen: „nur auf sich und seines eigenen Hauses Erhaltung gestellt, hatte der Enkel keinen Werth für ihn".

Digitized by Google

Das ist eben einmal kein Deutsch! Wer war „im hohen Grade leidenschaftlich“? Dem Sinn und Zusammenhang nach Fürst Stephan, der richtigen Satzconstruction nach seine Sinne! Wer war „nur auf sich ꝛc. gestellt“? Dem Sinne nach doch der Graf, der Grammatik nach sein Enkel. Dagegen hilft auch das Komma nichts!

Frau Lewald scheint diese Form zu lieben, und bei einer großen Anzahl unserer Tagesschriftsteller scheint sie nach und nach ebenso Mode zu werden, wie die heillose, dem Kaufmannsstil entliehene Inversion „— und zeichne ich — und haben Sie uns ꝛc.“ Warum das? Soll der deutsche Stil auch seine Modethorheiten haben?

Oder bin ich ein moroser Stilpedant, ein zurückgebliebener Classicist? Ich begrüße sonst jede originelle Fortbildung unserer Sprache und unseres Stils mit Freuden. Aber diese allerneuesten Stilverzwirbelungen kann ich nicht mehr mit meinem Sprachgefühl in Einklang bringen. Andern geht's ebenso!

Wir armen Zurückgebliebenen wären ganz gewiß dankbar, wenn eine Autorität auf sprachlichem Gebiete — aber es müßte schon eine recht große sein — uns die blöden Augen darüber öffnen würde, welchem uns bis jetzt noch verborgenen Gesetz solche wie der Krebs um sich fressende Fortbildungen des deutschen Stils das Recht ihrer Existenz verdanken? Vorläufig aber erlauben wir uns noch, wenigstens die genannte Verwendung des Participiums als das zu bezeichnen, als was sie uns erscheint — als eine stilistische Unart.

Schwaigern in Württemberg. **Carl Weitbrecht.**

Bibliographie.

Philosophie und Naturwissenschaften.

F. H. Hedge, die Schöpfung der Welt und die Anfänge der menschlichen Gesellschaft. Aus dem Engl. von F. W. Vogel. 2. Aufl. 2 Mk. 25. (Ebenda.)

E. du Bois-Reymond, Darwin versus Galiani. Rede in der Sitzung der k. pr. Akademie der Wissenschaften. 6. Juli 1876. (Berlin A. Hirschwald.)

Wilhelm Förster, Sammlung wissenschaftlicher Vorträge (Berlin, F. Dümmler.)

Paul Niemeyer, über die akustischen Zeichen der Pneumonie. Mit Anhang: Ueber Berechtigung und Methode der populären Lehrthätigkeit. (Stuttgart, F. Enke.)

Unser verehrter Mitarbeiter Herr L. Pietsch hat in der Besprechung des Werkes „Loangoküste“ den Autor, Herrn Dr. Falkenstein, aus Versehen „Frankenstein“ benannt. Doch „Was ist ein Name? Was uns Rose heißt, wie es auch hieße, würde lieblich duften.“ D. R.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart“.

Berlin, SW., Lindenstraße 110.

Inserate.

Geschenkwerk
aus dem G. Grote'schen Verlag.

Julius Wolff:
Till Eulenspiegel redivivus.
Ein Schelmenlied.
Fünfte Auflage.

Der Rattenfänger von Hameln.
Eine Aventinre.
Vierte Auflage.

Wilhelm Raabe:
Horacker.
Illustrirt v. Grot Johann. à Band 3 M., geb. 4 M.

Robert Reinick, Lieder.
Elegant geb. 6 M.

100 Stück 1 M. 50 Pf., — 50 Stück 1 M. 20 Pf.,
elegante, sauber lithographirte
Visitenkarten
liefert franco! bei Einsendung in Marken
C. Hirsch, Buchbindermstr. Naumburg, Schl.

Empfehlenswerthes Festgeschenk
aus dem Kunstverlage von
Julius Buddeus in Düsseldorf.

Geschichte der bildenden Künste
von
Dr. Karl Schnaase.
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.
7 Bände mit ca. 900 Abbildungen.
Preis 84 M.

Ein wegen seiner durchsichtig klaren, ästhetisch vollendeten Form jedem Gebildeten nutzbringendes und daher willkommenes Werk, welches von der gesammtem Kunstkritik als geradezu = classisch = bezeichnet ist.

Einzelne für sich abgeschlossene Bände werden abgegeben und sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Für Weihnachten 1876
sind unbedingt als beste Festgeschenke zu empfehlen:

Hauslexikon der Gesundheitslehre für Leib und Seele. Ein Familienbuch von Dr. med. H. Klencke. Dritte, neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 12 M. 50 Pf. Eleg. geb. 15 M.

Die Mutter als Erzieherin ihrer Töchter und Söhne zur physischen und sittlichen Gesundheit vom ersten Kindesalter bis zur Reife. Ein praktisches Buch für deutsche Frauen von Dr. med. H. Klencke. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 6 M. Eleg. geb. 7 M. 20 Pf.

Diätetik der Seele. Zweite, neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage des Buches: **„Die menschlichen Leidenschaften“.** Von Dr. med. H. Klencke. 8. Geh. 5 M. 40 Pf. In Leinwand gebunden 6 M. 60 Pf.

Diätetische Kosmetik oder Gesundheits- und Schönheitspflege der äußern Erscheinung des Menschen. Zweite, vermehrte Auflage. Eine Volksschrift von Dr. med. H. Klencke. 8. Eleg. geh. 6 M. Fein geb. 7 M. 20 Pf.

Der Frauenarzt. Lehrbuch für das weibliche Geschlecht über dessen Gesundheits- und Heilpflege. Zur Selbstkenntniß der weiblichen Anlagen und Gelegenheiten zu Erkrankungen, wie zur rationellen Selbstbetheiligung an der Verhütung und Bekämpfung kranker Zustände. Nebst Unterricht in der weiblichen Krankenpflege und den nöthigsten Heilleistungen von Frauenhand an sich selbst und anderen ihres Geschlechts. Von Dr. med. H. Klencke. 8. Geh. 4 M. 50 Pf. Eleg. geb. 5 M. 70 Pf.

Das Weib als Gattin. Lehrbuch über die physischen, seelischen und sittlichen Pflichten, Rechte und Gesundheitsregeln der deutschen Frau im Eheleben; zur Begründung der leiblichen und sittlichen Wohlfahrt ihrer selbst und ihrer Familie. Eine Körper- und Seelendiätetik des Weibes in der Liebe und Ehe von Dr. med. H. Klencke. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 5 M. Eleg. geb. 6 M.

Die gebildete Hausfrau als wirthschaftliche Einkäuferin und Verwalterin nach Grundsätzen der Naturkunde, Gesundheitslehre, Oekonomie und guten Sitte. Zweite, gänzlich umgearbeitete und bedeutend erweiterte Auflage. Von Dr. med. H. Klencke. 8. Geh. 6 M. Eleg. geb. 7 M.

Chemisches Koch- und Wirthschaftsbuch oder die Naturwissenschaft im weiblichen Berufe. Ein Buch für denkende Frauen und zum Gebrauch in weiblichen Erziehungsanstalten. Von Dr. med. H. Klencke. Dritte, neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage. 8. Geh. 5 M. 40 Pf. In elegant. Leinenband 6 M. 40 Pf.

Das kranke Kind. Populäre Belehrung in der richtigen und frühzeitigen Erkennung kindlicher Krankheitsanlagen und Erkrankungen und in der zweckmäßigen häuslichen Behandlung derselben bis zur Hülfe des Arztes. Ein Buch für gebildete Eltern von Dr. med. H. Klencke. 8. Geh. 3 M. Fein geb. 3 M. 90 Pf.

Taschenbuch für Badereisende und Curgäste. Aerztlicher Rathgeber und Führer durch die namhaftesten Curplätze Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz, Frankreichs, Englands, Italiens und anderer europäischer und außereuropäischer Länder. Von Dr med. H. Klencke. 8. Geh. 6 M. Eleg. geb. 7 M. 20 Pf.

Verlag von **Ed. Kummer** in **Leipzig.**

Zweite, neu bearbeitete und sehr vermehrte Auflage:

Friedrich von Hellwald, **Culturgeschichte** in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart.

2 Bände brosch. 22 M., eleg. geb. 25 M. In allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von **Lampart & Co.** in **Augsburg.**

Digitized by Google

Neuigkeit!

Paul Lindau,
Wie ein
Lustspiel entsteht und vergeht.
Mit Illustrationen von J. Ehrentraut.
Höchst eleg. ausgestattet: Preis 2 M.
Berlin S.W., Bernburgerstr. 35.
G. Grote'scher Verlag.

Festgeschenke.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Burns, Robert, Lieder und Balladen. Dtsch. v. Ad. Laun. 16. XII u. 204 S. 2. Aufl. Preis geh. 2 M., geb. 3 M.
Hillebrand, Karl, Zeiten, Völker u. Menschen.
I. Band. **Frankreich und die Franzosen.** 2. umgearbeitete und vermehrte Aufl. 8. XVI u. 384 S. Preis 5 M.
II. Band. **Wälsches und Deutsches.** 8. XII u. 463 S. Preis 6 M.
III. Band. **Aus und über England.** 8. VIII u. 408 S. Preis 6 M.
Kinkel, Gottfried, Mosaik zur Kunstgeschichte. gr. 8. VIII u. 467 S. Preis 9 M.
Naumann, Emil, Prof. Dr. und Kgl. Hofkirch. Musikdirector, **Deutsche Tondichter** von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart. 2. Aufl. 8. XVI u. 402 S. Preis geh. 5 M., geb. 6 M.
— — Dasselbe. Pracht-Ausgabe mit sechs Photographien. 3. Aufl. gr. 8. XXII u. 402 S. Preis geh. 12 M., fein geb. i. Goldschn. 15 M.
— — **Italienische Tondichter** von Palestrina bis auf die Gegenwart. 8. X u. 570 S. Preis 8 M., geb. 10 M.
— — Dasselbe. Pracht-Ausgabe mit vier Photographien. 2. Aufl. gr. 8. XVI u. 570 S. Preis 17 M., fein geb. i. Goldschn. 20 M.
— — **Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers.** 2. Aufl. 16. Auf feinstem Velinpapier. 118 S. Preis geh. 2 M., fein geb. 3 M.
Verlag von **Robert Oppenheim** in **Berlin.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Deutschlands Thierwelt
nach ihren Standorten eingetheilt.
Von
Professor Dr. **Gustav Jäger.**
Mit zahlreichen vorzüglichen Abbildungen.
2 starke Bände in groß Lex.-8.
Preis geh. 24 M., schön gebunden 28 M.
Das Werk wendet sich an alle Freunde der Natur und dient ebensowohl zum Studium der Thierkunde überhaupt, als auch vermöge der durchaus neuen Anordnung des Inhalts den praktischen Interessen des Forstmanns, Landwirths, Gärtners, Fischzüchters ꝛc. Ferner eignet es sich als Führer auf zoologischen Excursionen.
(Verlag von **A. Kröner** in **Stuttgart.**)

Soeben erscheint:
Internationale Literaturzeitung
1877. Nr. 1.
In 10 Sprachen. Aller 8—14 Tage 16 Seiten Folio stark. Franco per Kreuzband jährlich 5 M. in Postmarken oder Reichskassenschein, Nr. 1 für 40 ₰. Marken direct franco an
Albert Erlecke,
Paternoster Row, London.

Empfehlenswerthe Festgeschenke!

Emsland-Bilder.
Erzählungen a. d. Emslande
von **E. v. Dincklage.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Von ihr und mir.
Eine Weihnachtsgeschichte
von **Edmund Hoefer.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Nymphäa.
Novelle
von **Wilh. Jensen.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Ein
Deutsches Dichter-Buch.
Aus Originalbeiträgen deutscher Dichter
gesammelt u. herausgegeben
von
Max Kalbeck.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 5 M.

Leier und Palette.
Geschichten
aus dem
Dichter- u. Künstlerleben
von
E. Vely.
Mit einer Illustration.
Eleg. geh. 3 M. Eleg. geb. 4 M.

Assunta.
Novelle
von **E. Vely.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Meereswellen.
Venetianisches Märchen
von **E. Vely.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 3 M.

Sonnenstrahlen.
Ein Märchen
von **E. Vely.**
Min.-Format in Prachtband mit Goldschn. 4 M. 50 ₰.

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

Werthvolle Geschenke!
Speyer, Schmetterlingskunde, mit 251 Abbild. auf 32 color. und 2 schw. Tafeln. fein geb. 6 Mk.
Klier, Raupenkalender, mit color. Titelbild, cart. 70 Pf.
Villeroy u. Müller, Pferdezüchter, mit 40 Holzschn. u. 20 lith. Abbild. von Bach und Hanfstängl, eleg. geb. 13 Mk. 20 Pf.
Verlag von Hermann Foltz in Leipzig.

Festgeschenke
aus dem Verlage von **Joh. Ambr. Barth** in Leipzig.

Für Frauen und Töchter:
Neu!
Vom Gesang.
Musikalische Winke und Lebensbilder.
Von **Elise Polko.**
Mit einem Titelstahlstich.
kl. 8. brosch. M. 4.50. Eleg. geb. M. 6.—

Von derselben Verfasserin erschienen früher:
Aus der Künstlerwelt.
(Maler-Novellen.)
2 Bde. gr. 8. mit Illustr. geb. à M. 7.50.
und wiederum in neuen Auflagen:
Musikalische Märchen.
Phantasien und Skizzen.
Mit Illustrationen in Holzschnitt.
Drei Reihen (jede einzeln käuflich!).
Eleg. geb. mit Federschnitt à Bd. M. 6.75
Eleg. geb. mit Goldschnitt à Bd. M. 7.50

Glümer, Cl. v., Erinnerungen an Wilh. Schröder-Devrient. Mit Porträt. 8. geb. . . . . M. 3.60
Frauenliebe und Dichterleben. Ein literarisches Album. Von Julie Dohmke (Elise Polko's Schwester). 3. Aufl. Min.-Ausg. Eleg. geb. . . M. 8.50
Immortellen auf d. Grab Rob. Schumanns. 2. Aufl. 16. cart . . . . M. 1.—

Kunst u. Literatur, Biographisches etc.
Bartsch, A., le Peintre-graveur. 21 vols. 8. et atlas in folio . . M. 141.30
Passavant, J. D., le Peintre-graveur. 6 vols. 8. . . . . M. 54.—
Handzeichnungen berühmter Meister. 36 Bl. in folio . . . . . M. 96.—
Holzschnitte berühmter Meister. Vollständig in 16 Lfgn. in folio . M. 96.—

Corrodi, A., Studien zur Pflanzenornamentik in 4. cart. . . . . M. 8.—
Tüshaus, F., deutsche Sprichwörter. 4. cart. . . . . M. 3.—
Neher, B., Schillers Glocke in 40 Blättern in folio . . . . . M. 6.—
Hanslick, E., Vom Musikalisch-Schönen. 5. Aufl. 8. . . . . M. 2.40
Hendtl, Fr. Ritter v., Gedanken über Tonkunst u. Tonkünstl. 2. Aufl. 8. M. 2.40
Barthel, G. E., Scherz und Humor. 16. br. . . . . M. 1.50
Criepen, H., Von der Kunst zu lieben. Min. Ausg. cart. . . . . M. 2.25
Juvenal's Satyren. Deutsch von Hilgers. Min. Ausg. br. . . . . M. 4.—
Lindau, P., Literarische Rücksichtslosigkeiten. 3. Aufl. 8. br. M. 4.—
Massari, J., Graf Cavour. Deutsch von Bezold. 8. br. . . . . M. 4.50
Minnesinger. Herausg. von F. H. von der Hagen. 3 Bde in 4. . M. 75.—
Ohne die artistisch. Beilagen. M. 30.—
Steinacker, G., Ungarische Lyriker. Min. Ausg. br. . . . . M. 8.—
geb. . . . . M. 9.—

Erbauungsschriften.
Protestantenbibel. Neues Testament. 2. Aufl. 8. br. . . . . M. 11.—
geb. . . . . M. 13.—
Bassermann, H., Dreissig Predigten. 8. br. . . . . M. 4.50
Eltester, Th. H., Worte der Verständigung. 8. br. . . . . M. 3.60
Henke, E. L. Th., Ergebnisse und Gleichnisse. 8. geb. . . . . M. 4.—
Krenkel, M., Der Apostel Johannes. 8. br. . . . . M. 3.—
Müller, W., Religion und Christenthum. 8. br. . . . . M. 2.40
Wünsche, A., Jesus in seiner Stellung zu den Frauen. 8. br. . M. 2.—

Paul Lindau, Dramaturgische Blätter.
2 Bände. Elegant geheftet. Preis 9 Mark.
Stuttgart.] [**C. F. Simon.**

Digitized by Google

J. G. Bach's Verlag in Leipzig.

Trachten der Völker von **Kretschmer** und **Rohrbach.** Gross 4°. 100 Tafeln in Farbendruck und ausführlichem Text. geb. 195 *M.*, broch. 180 *M.*

Deutsche Volkstrachten von **Kretschmer.** Gross 4°. 88 Tafeln in Farbendruck und erklärendem Text. geb. 195 *M.*, broch. 180 *M.*

Illustrirtes Koch-Notizbuch für gute Hausfrauen. geb. 7 *M.* 50 *Pf.*

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsche Literaturgeschichte
für Frauen und Jungfrauen.
Von
Edmund Hoefer.
Preis geh. 7 *M.*, schön gebunden 9 *M.*
Eine anziehend geschriebene Geschichte unserer schönen Literatur für die gebildete Frauenwelt.
(Verlag von A. Kröner in Stuttgart.)

Zu Festgeschenken
empfohlen:
Pharus am Meere des Lebens.
Anthologie für Geist u. Herz.
Von
Carl Coutelle.
14. Auflage. Mit Titelbild. Elegant gebunden mit Goldschnitt 7 *M.*
Verlag von **J. Baedecker Iserlohn.**

Soeben erschien:
Geibel, Emanuel,
König Sigurds
Brautfahrt.
Eine nordische Sage.
Vierte Auflage. Miniat.-Ausg. eleg. geb. mit Goldschnitt. Preis 2 *M.*
Verlag von **Carl Krabbe in Stuttgart.**

Soeben erschienen:
F. Mendelssohn Bartholdy,
(30) Ausgewählte Lieder
mit Begleitung des Pianoforte.
Für Sopran. — Für Alt.
Neue billige Ausgabe.
Octav. **Roth cartonnirt. Preis à 3 M.**
Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien im Verlage von **W. Spemann** in **Stuttgart:**
Studien und Kritiken
von
Bruno Meyer.
8. 30 Bog. broch. 8 *M.*, eleg. geb. 10 *M.* 75 *Pf.*

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin,** NW., 32. Louisenstrasse.

Don Juan d'Austria.
Ein
geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von
Albert Lindner.
Ein Band 8. Elegant geheftet. Preis 2 *M.*

München, Verlag von Stroefer & Kirchner.

Mit reichen Ornamenten von
RUDOLF SEITZ
Enthaltend 13 Stahlstiche von Bankel, Deininger, Forberg, Goldberg, Ludy,
und 85 Holzschnitte in bester Ausführung von **W. Hecht's xylographischem Institut.**
Imp.-Folio 160 Seiten Text. In gediegenem Ledereinbande Mark 150.
In provisorischem Leinwandeinbande Mark 108. In 12 Lieferungen à 9 Mark.

Der Mädchen liebstes Buch.
Enthaltend 8 prachtvolle Bilder von **Pietronella Peters.** | und 8 belehrende Erzählungen von **Isabella Braun.**
Royal 4°. 100 Seiten Text, elegant gebunden Mark 15.

Viola Tricolor. Mit 8 humoristisch-botanischen Blättern und köstlichen witzigen Versen
von Graf Franz Pocci.
Royal 4°. in Leinwand elegant gebunden Mark 10. — Cartonnirt Mark 7. 50 Pfg.

N. Wiwel's Skizzen. 25 Lichtdrucke nach höchst charakteristischen reizvollen Federzeichnungen.
In reicher Leinwand-Mappe. Folio Mark 36. Die II. Serie à 25 Blatt erscheint im Frühjahr.

Zur gefälligen Notiz! Die verehrl. Arnoldische Buchhandlung in Leipzig, welche in obigen Novitäten großes Lager hat, wird
Faust, Lieferung 7—12 (Schluß)
am 15. Dezbr. ausliefern und gebundene Exemplare Faust zwischen dem 18.—20. Dezbr. per Post versenden.

Für Weihnachten.
Scheffel'sche Werke. Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Gaudeamus!
Lieder aus dem Engeren und Weiteren
von
Joseph Victor von Scheffel.
Illustrirt
von
Anton von Werner.
2. Aufl. Gr. 4°. Reich geb. 25 *M.* Cart. 23 *M.* 60 *Pf.* In 12 Liefgn. à 1 *M.* 80 *Pf.*
Diese 2. Auflage ist sehr bedeutend vermehrt i. d. Liedern u. hauptsächlich in den Illustrationen u. Vignetten, deren es nun 112 gegen 60 in der 1. Aufl. sind. Die Bogenzahl ist um 11 vermehrt. Die Illustration ist eine fast ganz neue (Holzschnitte von A. Closs), u. das Werk reiht sich jetzt vollkommen ebenbürtig den ersten Prachtwerken an.
Weitere Prachtausgaben,
ill. v. A. v. Werner:
Bergpsalmen. Reich geb. 12 *M.* **Juniperus.** Reich geb. 16 *M.* 40 *Pf.* **Trompeter von Säkkingen.** Reich geb. 45 *M.*
Das Waltharilied. Ill. v. Alb. Baur. Eleg. cart. 10 *M.*
Scheffel's Porträt. Nach der Natur lithographirt von Schertle. Gr. Fol. 3 *M.*

Vor Weihnachten wird erscheinen
Jubiläums-Ausgabe
des
Trompeters von Säkkingen
von
Joseph Victor von Scheffel.
50. Auflage.
Mit Porträt u. Facsimile d. Verfassers u. besond. poet. Vorrede. Gr. 8°. Reich geb. 10 *M.*
Das Jahr 1876, in welchem ganz Deutschland den 50. Geburtstag des Dichters feierte, macht auch noch die 50. Auflage seines Erstlingswerkes nothwendig. Die Verlagshandlung hielt es für eine Pflicht, mit derselben eine reich ausgestattete und damit würdige und willkommene Festgabe den Verehrern des Dichters zu bieten.
Die seitherige Oktav-Ausgabe geht ganz unverändert daneben fort und wird weder Porträt, noch neues Vorwort enthalten.
Weitere Oktav-Ausgaben von Scheffel'schen Werken:
Frau Aventiure. Geb. 6 *M.* **Ekkehard.** Geb. 6 *M.* **Gaudeamus.** Geb. 4 *M.* 80 *Pf.* **Juniperus** ill. von A. v. Werner. Geb. 7 *M.* **Trompeter.** Geb. 4 *M.* 80 *Pf.*

In der **Haude- & Spener'schen** Buchhandlung (F. Weidling) in **Berlin** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:
Geflügelte Worte von **G. Büchmann.** 10. Aufl. geh. 4 *M.* 50 *Pf.*, geb. 5 *M.* 50 *Pf.*, mit Goldschnitt 5 *M.* 75 *Pf.*

Digitized by Google

In Denicke's Verlag (Berlin) erschien soeben, in allen Buchhandl. vorräthig:

Die neue Odyssee,

Tragikomische Irrfahrt durch moderne Culturgebiete

Euch, Freunden, diesen Humpen voll Humor,
Deß prickelndem und froh gemischtem Schaume
Auch Ernst entquillt, daß er die warme Thräne
Der Freude und der Wehmuth Euch entlock'!

von

Siegmey,

chromotypisch illustrirt von Duyffke

183 Seiten 10 Chromotyp.

broch. 3 Mark.

Der neue Catalog der

Collection Litolff

wird auf Anforderung durch jede Musikalienhandlung gratis und franko versandt.

H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bildersaal der Weltliteratur.

Von

Johannes Scherr.

2. Auflage in zwei starken Bänden Lex.-8.
Preis geh. 12 M., schön geb. 15 M.

Diese umfassendste Anthologie gibt durch ihre reichhaltigen Proben aus den Literaturen aller Völker mit literargeschichtlichen Einleitungen ein anschauliches Bild der gesammten Weltliteratur.

(Verlag von A. Kröner in Stuttgart.)

Neuer Verlag

von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig:

Fr. Chopin,

Sammlung (24) auserlesener Werke für das Pianoforte.

gr. 8. Roth cartonnirt. Preis 3 M.
(Unsere Meister. Band IX.)

Griechische Weine.

Unterzeichnete Firma beschäftigt sich mit dem Import griechischer Weine, dieselben sind von vorzüglicher Güte und großer Schönheit. — Um deren Bekanntwerden zu erleichtern wird 1 Probekistchen in folgender Zusammenstellung abgegeben:

3/1 Fl.	Rothwein aus Corinth	à M. 1.60.	= M. 4.80.
3/1 Fl.	dito Claret Vino di Bacco von Santorin	à M. 1.20.	= M. 3.60.
3/1 Fl.	Malvasier weiss Vino santo von Santorin	à M. 1.40.	= M. 4.20.
3/1 Fl.	dito roth aus Misistra	à M. 1.50.	= M. 4.50.
Zusammen 12/1 Fl. Kiste. Flaschen und Verpackung frei für			M. 17.10.

Zusendung per Post oder Bahn, ab hier. **Absolute Garantie für Reinheit und Aechtheit.** Ausführlichen Preiscourant und Circulair franco gegen franco.

J. F. Menzer, Weingroßhandlung, **Neckargemünd.**

Diese Probekistchen dürften sich zu passenden **Weihnachtsgeschenken** eignen.

Kulturhistorisches Prachtwerk

aus dem Verlage von **Velhagen & Klasing** in Bielefeld und Leipzig.

Aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von

W. Jensen.

Ein prächtiger Band in 4° auf schwerem Velinpapier, illustrirt von P. Grotjohann, mit Initialen, Zierleisten, Schlußstücken und Vignetten nach Beham, Aldegrever u. A.

Preis broschirt 20 M., in reichem Renaissancebande in Leinwand 25 M., einige Exemplare in Leder, das Schönste, was die moderne Buchbinderkunst in Anlehnung an klassische Muster hervorzubringen vermag, 35 M.

Dieses Werk, dessen werthvoller Inhalt sich um Karl V. als Mittelpunkt einer wichtigen und interessanten Zeit bewegt, hat Veranlassung zur Entfaltung eines charakteristischen Illustrationsschmucks aus der höchsten Blüthe deutscher Kunst gegeben, dem sich die Charakterfiguren des modernen Meisters würdig anreihen. Alle Faktoren des Buchgewerbes haben gewetteifert, das Buch zu einem auserlesenen Prachtwerke zu gestalten, und es ist mit peinlicher Sorgfalt darüber gewacht worden, daß nur das edelste Material zur Verwendung kam, vom Papier herab bis auf die Druckerschwärze. Das Werk bildet in seiner vollendeten Form ein reiches Weihnachtsgeschenk.

In unserem Verlage erschien und ist vorräthig in allen Buchhandlungen:

Blätter im Winde.

Novellen

von

Eufemia Gräfin Ballestrem.

Verschlungne Pfade.

Novellen

von

Eufemia Gräfin Ballestrem.

Preis jedes Bandes 4 M. 50 ₰, in feinen Callicoband gebunden 6 M.

Dieselben eignen sich ihres Inhaltes und der eleganten Ausstattung wegen besonders zu Geschenken.

G. P. Aderholz' Buchhandlung in Breslau.

Digitized by Google

Soeben erschien:

Richard Wagner's Bühnenfestspiel.

Von **H. M. Schletterer.**

Preis 2 *M.*

Eines gewiegten Musikers von Fach Urtheil über die Nibelungen-Trilogie. Nur widerstrebend hat der Verf. den vielseitigen, besonders aus den Kreisen der Musiker kommenden dringenden Aufforderungen nachgegeben, seine zuerst in der „Allg. Ztg." erschienenen Briefe in handlicher Buchform und in überarbeiteter Gestalt erscheinen zu lassen. Der wahren Kunst wird aber dadurch ein wirklicher Dienst erwiesen. Die z. Th. begeisterten Zustimmungen, welche Schletterer's Kritik aus allen Enden der Welt zu Theil geworden ist, bezeugen es, daß seine Mahnung an das Vaterland Bach's und Mozart's, durch Einstimmen in den Wagnercultus für die geliebte Kunst der Töne nicht die Götterdämmerung heraufzubeschwören, Vielen aus dem Herzen gesprochen ist. — Das hübsch ausgestattete Bändchen eignet sich vorzüglich zu Geschenken an Musiker und Musikfreunde.

Ferner ist soeben erschienen:

Friedr. Pecht: Deutsche Künstler d. neunzehnten Jahrhunderts.

I. Reihe. Gebunden 4 *M.* 80 *Pf.*

Inhalt der ersten Reihe (durchaus in sich abgeschlossen): 1) Cornelius; 2) L. Richter; 3) Fr. Rietschel; 4) Knaus; 5) Semper; 6) M. v. Schwind; 7) A. Feuerbach; 8) Preller.

☞ Für Freunde und Freundinnen der Kunst, sowie insbesondere für jüngere Künstler gibt es kein werthvolleres Weihnachtsgeschenk!

Verlag der

C. H. Beck'schen Buchhandlg. in Nördlingen.

Zu Festgeschenken empfohlen.

Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Kleine Geschichten

von

Paul Lindau.

2 Bände. broch. 8 *M.* — In 1 Band in Leinwand elegant gebunden 9 *M.*

Inhalt:

I. Band. Stecknadeln. — Josephine. Nini. Ninon. Geschichte einer jungen Französin.

II. Band. Ein aufgefangener Brief. — In Folge einer Wette. — Der Tod der Frau Baronin.

Das Leben der Erde.

Blicke in ihre Geschichte, nebst Darstellung der wichtigsten und interessantesten Fragen ihres Natur- und Kulturlebens.

Ein Volksbuch mit 75 Holzschnitt-Illustrationen und einer Karte in Farbendruck von

A. Hummel.

Broch. 6 *M.*, in Leinwand eleg. geb. 7 *M.* 50 *Pf.*

Physikalische und chemische Unterhaltungen.

Ein Volksbuch

mit 96 in den Text eingedruckten Holzschnitten

von

Dr. **Otto Ule** und **A. Hummel.**

Broch. 6 *M.*, in Leinwand eleg. geb. 7 *M.* 50 *Pf.*

Altnordischer Sagenschatz

in neun Büchern übersetzt und erläutert

von

Prof. Dr. **Ludw. Ettmüller.**

Broch. 8 *M.*

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Christgabe.

Alte und neue Weihnachtslieder

nebst einer Beigabe vierhändiger Weihnachtsmusik ausgewählt von

Carl Reinecke.

Titelblatt von Olga von Fialka. Preis 3 *M.*

Kl. 4. **Elegant cartonnirt in blauem Glacépapier.**

Inhalt: Pastorale aus Händel's Messias (4händig). — Freut euch ihr lieben Christen. — Vom Himmel hoch. — O lieblich Wunder. — Heilige Nacht. — Ach wäre doch mein Herz. — Stille Nacht. — Wir Christenleut'. — Sinfonia aus dem Weihnachts-Oratorium von Bach (4händig). — O sanctissima. — Ihr Hirten erwacht. — Seht ihr auf den grünen Fluren. — Was bringt der Weihnachtsmann. — Ein Loblied will ich singen. — Morgen kommt der Weihnachtsmann. — Als das Christkind ward zur Welt gebracht. — Du lieber frommer heil'ger Christ. — O du fröhliche. — Kling' Glöcklein kling'. — Es naht der müden Erde. — Du langersehnte schöne Nacht. — Ein Räppchen zum Reiten. — Es braust der Wind. — Weihnachts-Abend. — Aus Reinecke's Märchen vom „Nussknacker und Mausekönig".

Jungbrunnen.

Sammlung der schönsten Kinderlieder mit Clavierbegleitung

herausgegeben von

Carl Reinecke.

Mit einem Titelbild von Theodor Grosse.

Kl. 4. **Elegant cartonnirt in blauem Glacépapier. Preis 3** *M.*

Inhalt: Lieder von André, Beethoven, Gade, Gurlitt, Hauptmann, Hiller, Hoffmann von Fallersleben, Mendelssohn, Mozart, Nägli, Reichardt, Reinecke, Schubert, Schulz, Schumann, Seel, Taubert, Weber, Weil, Wilhelm, Wohlfahrt, Volkslieder.

Im Verlage der Buchhandlung von **L. ROSNER** in **Wien,** Tuchlauben 32, erschien:

LITERARISCHE HERZENSSACHEN

von **Ferdinand Kürnberger.**

8. 376 Seiten. Preis fl. 2.50 = *M.* 5.—

Ferdinand Kürnberger, der Meister des Essays, bietet in dieser Sammlung der deutschen Gegenwart seine Meinung über alle möglichen Dinge der schönen Wissenschaften — seine Meinung, also die eines eigenartigen Denkers, dem keine Höhe zu hoch, keine Tiefe zu dunkel ist, des unbarmherzigen Logikers, vor dessen scharfen Schlüssen alles Kleine, Leere, Gemeine in Nichts zerfällt. Ferdinand Kürnberger lehrt, auch dann wenn er witzsprühend mit anmuthiger Leichtigkeit Stoffe behandelt, an welche Andere, die schweren Kärrner, das ganze Hirn ihres Lebens daransetzen. Es ist nichts auf dem grossen Gebiete des geistigen Lebens der letzten Jahrzehnte vorbeigegangen an seinem geistigen Auge, und wie es sich darin spiegelte, in seinen „Herzenssachen" findet sich's im treuen Bilde. Er hat mit grosser Absicht sein Buch „Herzenssachen" genannt, es hängt sein Herz daran und er möchte, dass sich das Herz der Oeffentlichkeit auch daran hänge, denn dann wird es fühlen lernen die echte Begeisterung für das Schöne, Gerechte, Grosse und Verachtung für das Alltägliche und Kleinliche.

WIENER SPAZIERGÄNGE

von **D. Spitzer.**

Dritte Sammlung.

8. 24 Bogen elegant brosch. Preis fl. 2.50 = *M.* 5.—

Ad. Glasbrenner schreibt in der „Montagszeitung": Man braucht nicht Wiener zu sein, ja Wiens Genussluft nicht eingeathmet zu haben, um in diesen Feuilletons zu schwelgen; sie sind falls unsre Philologen diesen Ausdruck gestatten: klassisch. Etwas zugeknöpft gegen Idealismus und Sentimentalität, ist D. Spitzer doch ein Ritter der Freiheit und des Rechtes, kämpft mit Muth und Geschick, trifft mit seinem Feder-Degen immer den Nagel auf den Kopf und dabei manchen Kopf auf dessen Nagel, und tödtet das ihm Feindliche mit einnehmendster Grazie und Eleganz. Seit Ernst Kossack nicht mehr schreibt, hat Berlin Wien um solche Feuilletonisten wie D. Spitzer zu beneiden.

DER SCHANDFLECK.

Roman von **L. Anzengruber.**

8. 24 Bogen elegant brosch. Preis fl. 2.50 = *M.* 5.—

Anzengruber, der Dramatiker, der Autor des „Pfarrer von Kirchfeld", der seinen Siegeszug über alle deutschen Bühnen gehalten, tritt hier zum ersten Male als Romanschriftsteller auf und gleich sein erster Wurf ist ein Meisterstück in seiner Art. Gedankensatt und formvollendet. Solche Charaktere, solche Figuren kann nur Anzengruber gestalten. Ein Kenner des wirklichen Volkslebens wie es neben ihm keinen Zweiten gibt. Diese unbestritten glänzende literarische Production wird nicht verfehlen mächtiges Aufsehen zu erregen.

Digitized by Google

Neue Prachtwerke
des G. Grote'schen Verlags.

Enoch Arden.
Deutsch von Strodtmann. Illustrirt von P. Thumann.
Gr.-Quart, in Prachtband 15 Mark.
Die Thumann'sche Illustration ist der Ausdruck der innigsten Nachempfindung dieser so einfachen und doch so großartigen Dichtung Tennyson's. Auf die xylographische Ausführung der 40 Zeichnungen ist die größte Sorgfalt verwendet.

Goethe-Ramberg,
Hermann u. Dorothea.
Mit acht Photographien.
Cabinet-Ausgabe.
Als Album mit dem Goethe'schen Text in Prachtband gebunden 20 M.
Die 8 Ramberg'schen Bilder allein, in eleganter Mappe 12 Mark.
Diese billige Ausgabe der herrlichen Bilder Ramberg's zu Hermann und Dorothea ist längst erwartet und kann nun in ihrer geschmackvollen Ausstattung als schönstes Weihnachtsgeschenk empfohlen werden.

Verlag von **G. Reimer** in **Berlin.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Arabische Korallen.
Ein Ausflug
nach den Korallenbänken des rothen Meeres und ein Blick in das
Leben der Korallenthiere.

Populäre Vorlesung
mit wissenschaftlichen Erläuterungen
von
Ernst Haeckel.
52 Seiten auf feinstem Kupferdruckpapier mit 20 Holzschnitten und 7 Tafeln (zum Theil Landschaften im Buntdruck).
Im **Prachteinband:** 20 *M.* Cartonnirt: 15 *M.*

Anerkannt werthvolle Festgeschenke.
Bei **E. Bichteler & Co.**, Hofbuchhandlung in **Berlin S.W.** Königgrätzerstr. 30, soeben erschienen und direkt, sowie durch alle **Buchhandlungen** zu beziehen:
Andersens ausgewählte Märchen. Illustrirt von **Pöhling** u. A. Eleg. cart. nur 2 *M.*
Andersens Werke. Illustrirte Ausgabe. Band I 3 *M.*, eleg. geb. 4 *M.* 50 *Pf.*
Reiche, der Führer auf dem Lebenswege. Zwölfte (Pracht-)Auflage 6 *M.* Elfte (Miniatur-)Auflage 3 *M.*
Seiffart, Astronomische Jugendabende. Neue Ausgabe. Eleg. geb. mit Goldschnitt 3 *M.*

Türkische Skizzen
von
Murad Efendi.
2 Bände. Preis 7 *M.* 50 *Pf.*
Verlag der **Dürr**'schen Buchhandlung in **Leipzig.**

RHEINFAHRT Von den Quellen des Rheins bis zum Meere.
Schilderungen von Stieler, Wachenhusen, Hackländer.
Illustr. v. d. bedeutend. deutschen Künstlern.
(Verlag von A. Kröner in Stuttgart.)
Preis in glänzendem Prachtband 60 Mark. Reiches Festgeschenk von bleibendem Werthe.

Literarische Festgeschenke.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Dante Alighieri's göttliche Komödie.
Uebersetzt und mit deutschen und historischen Erläuterungen versehen
von
Philalethes
(König Johann von Sachsen).
3 Bände.
Prachtausgabe, Lex.-8. geh. *M.* 25.— eleg. geb. *M.* 30.—
Wohlfeile Ausgabe, 8. geh. *M.* 9.— eleg. geb. *M.* 11.70.

Geschichte der deutschen Literatur.
Von Heinrich Kurz.
Mit zahlreichen Porträts u. s. w.
4 Bände: I—III. Band, 7. Aufl. IV. Band, 2. Aufl. gr. 8.
geh. *M.* 51. — eleg. geb. *M.* 57. 50.

Frommes Leben.
Dichtungen der Neuzeit, ausgewählt von **Benno Hoch.**
Eingeführt von Dr. **Fr. Ahlfeld.**
Miniatur-Format.
Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt *M.* 5. 10.

Fromme Minne.
Ein Geschenk für Frauen und Jungfrauen
ausgewählt
aus den edelsten Perlen deutscher Dichtung.
Vierte Auflage.
Mit 5 Holzschnitten.
Miniatur-Format. Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt. Preis *M.* 5. 10.
Verlag von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Als Weihnachtsgeschenk empfohlen!
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die
Frauen und ihr Beruf.
Von
Luise Büchner.
Vierte, bedeutend vermehrte u. verbess. Auflage.
Preis 4 *M.* 50 *Pf.*
Elegant geb. mit Goldschn. 5 *M.* 50 *Pf.*

Deutsche
Geschichte von 1815—1870.
Von
Luise Büchner.
20 Vorträge, gehalten in dem Alice-Lyceum in Darmstadt.
40 Bogen. 8. Preis 7 *M.*

Verlag von **Theodor Thomas** in Leipzig.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Unsere Meister.
Sammlung auserlesener Werke für das Pianoforte.
10 Bände. gr. 8. Eleg. cart. in Carminglacé. **Preis à 3 M.**
Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Schubert, Mendelssohn, Chopin, Schumann.
Bereits ausgegeben:
Band I. **Johann Sebastian Bach.** (No. 1—38.) 100 S.
- III. **Jos. Haydn.** (No. 1—20.) 86 S.
- IV. **W. A. Mozart.** (No. 1—17.) 97 S.
- V. **Ludwig van Beethoven.** (No. 1—13.) 96 S.
- IX. **Fr. Chopin.** (No. 1—24.) 90 S.

Die kleine gewählte Pianofortebibliothek „Unsere Meister" bietet in schmucker Ausstattung zu billigem Preise die schönsten und zum Claviervortrage geeignetsten Werke unserer grossen Meister, revidirt und mit Fingersatz versehen von Carl Reinecke. (Bd. II. von F. Brissler.) Binnen Jahresfrist wird die Bibliothek abgeschlossen vorliegen.

Digitized by Google

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist erschienen:

OSIRIS.

Die Weltgesetze in der Erdgeschichte.

Von **C. Radenhausen.**

3 Bände *M.* 31.50.

In der Isis hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, den Entwickelungsgang der Menschheit in seinen Hauptzügen zur Darstellung zu bringen. Im Osiris versucht er die Weltgesetze, Entstehen und Vergehen der Welten festzustellen und begründet dieselben durch den Entwickelungsgang des Erdenlebens.

Band I behandelt die unorganische Welt, nicht allein in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit, sondern auch in der Vorgeschichte und künftigen Gestaltung.

Band II giebt Uebersicht der organischen Welt, weist die Gesetze nach in Gestalten, Vererben und Fortbilden der Pflanzen und Thiere.

Band III ist ausschliesslich dem Menschenwesen und der Menschheit gewidmet, behandelt deren Heranbildung und allmälige Entwickelung bis zur Gegenwart, wie auch ihre voraussichtliche Zukunft.

Berlin, Denicke's Verlag (Georg Reinke).

Soeben erschien:

Blumen des Lebens.

5 Bücher Gedichte

von

Oscar Linke.

XVI. 240 S. Preis eleg. brosch. 4 *M.*

Das Werk ist Robert Hamerling zugeeignet. Von den Tanhäuserliedern hiess es in einer Kritik der „Blätter für literarische Unterhaltung": sie seien ein Schmuck des Buches.

Delius'

SHAKSPERE

IV. (Stereotyp-) Auflage

2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*

Jedes einzelne Stück: 80 Pf.

[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]

Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Jos. Vict. von Scheffel

gewidmet.

Vielliebchen.

Ein Märchen aus der Ritterzeit

von

C. Friedrich.

Elegant gebunden 3 *M.*

Die Karlsruher Zeitung schreibt: Ein passenderes und hübscheres Buch als diese liebenswürdige, jungfräulich zarte und keusche Dichtung in ihrem zierlichen Gewande wird sich nicht leicht finden lassen. Es ist eine gar sinnige, duftige Blüthe am Baum der deutschen Märchendichtung. Die anmuthige Dichtung versucht mit vielem Geschick dem bekannten Vielliebchen-Spiel einen tiefern Sinn unterzulegen und es gleichsam poetisch zu verklären.

A. Bielefeld's Hofbuchhandlung in Karlsruhe.

Literarische Festgeschenke

aus dem Verlage von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Still min Hanne, hör mi to!
Lüttje Müse pipt int Stroh,
Lüttge Vageln slapt in Bom,
Röhrt de Flünk un pipt in Drom.

(Aus der illustrirten Ausgabe des „Quickborn".)

Quickborn

von

Klaus Groth.

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von

Otto Speckter.

Preis: brochirt 7 *M.* 50 Sgr., elegant geb. mit Goldschnitt 9 *M.*

Pracht-Ausgabe

davon

a. feinstem Velinpapier

Preis: eleg. geb. m. Goldschn. 17 *M.*

Miniatur-Ausgabe

Preis: brochirt 4 *M.*, geb. 5 *M.* 25 Sgr.

Octav-Ausgabe

mit hochdeutscher Uebersetzung.

Preis: brochirt 2 *M.* 25 Sgr.

Klaus Groth, Rothgeter, Meister Lamp un sin Dochder. Plattdeutsches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. Preis broch 2 *M.*, geb. 2 *M.* 70 Sgr.

— — **Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn. Preis geb. 3 *M.***

— — **Trina, zweiter Theil der Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen. Preis** geh. 2 *M.* 25 Sgr., geb. 3 *M.*

Ut min Jungsparadies.

Dree Vertelln

von

Klaus Groth.

Inhalt: I. Min Jungsparadies. II. Bun den Lüttenheid. III. De Höder Mael.

Ein Band von 12 Bogen 8. broch. 2 *M.* 70 Sgr., eleg. in engl. Leinen, Relief-Einband mit Goldpressung 4 *M.*

Um

Meines Lebenstages Mittag.

Nel mezzo del cammin di nostra vita.

Terzinen

von

Wilhelm Jensen.

Ein Band kl. 8., sehr eleg. ausgestattet, mit Ornament-Vignetten und Fleurons auf Velinpapier, broch. 2 *M.*, eleg. in engl. Leinen, mit Gold- und Schwarzdruck und Goldschnitt 3 *M.*

VIONVILLE.

Ein Heldenlied in drei Gesängen

von

E. von Wildenbruch.

Zweite Auflage.

8. Elegant geheftet 1 *M.* 50 Sgr., gebunden mit Goldschnitt 2 *M.* 50 Sgr.

Soeben erschien:

Johann Heinrich Voss.

Von

Wilhelm Herbst.

Zweiter Band, zweite Abtheilung (Schluss).

gr. 8. geh. Preis 8 Mark.

Das nun vollständige Buch kostet 22 Mark.

Leipzig, im Novbr. 1876. **B. G. Teubner.**

Reizende Festgeschenke für junge Frauen und Mädchen!

Lisa Toscanella, Novelle von **Ernst Eckstein.**

Prinzess Rothhaar, Erzählung von **Max v. Schlaegel.**

Hocheleg. Min.-Ausgaben in Originalband, reicher Goldpressung u. Goldschn. Preis 3 *M.*

Verlag von Richter & Kappler in Stuttgart.

Digitized by Google

Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

Neunundsechszig Jahre am Preussischen Hofe. Aus den Erinnerungen der Oberhofmeisterin **Marie Sophie** Gräfin von **Voss.** Vierte Auflage. 9 M.; geb. 10 M. 20 S. und 10 M. 80 S.

Geschichte des Preussischen Staates und Volkes unter den Hohenzollern'schen Fürsten. Von **E. von Cosel.** 8. (Schluss-) Band. 7 M. 20 S.; d. cplt. Werk 45 M.

Allgemeine deutsche Biographie. 1.—4. Band. Preis des Bandes 12 M.; geb. 13 M. 50 S. und 13 M. 75 S.

Hanserecesse von 1431 bis 1476. Bearbeitet von **G. Freiherr von der Ropp.** Erster Band. 16 M.

Hansische Geschichtsblätter. Herausgegeben vom Verein für Hansische Geschichte. 5. Jahrg. 1875. 6 M. 80 S.

Zur deutsch-skandinavischen Geschichte des XV. Jahrhunderts. Von **Goswin Frhr. von der Ropp.** 4 M.

Beiträge zur Kritik älterer holsteinischer Geschichtsquellen. Von **Carl Schirren.** 6 M. 80 S.

Kaiser Otto der Grosse. Von **Ernst Dümmler.** 14 M.

Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Ludwig dem Frommen. Von **B. Simson.** 2. Bd. 7 M.; cplt. 15 M. 40 S.

Max Duncker, Aus der Zeit Friedrichs des Grossen und Friedrich Wilhelms III. Abhandlungen zur Preussischen Geschichte. 12 M.; geb. 13 M. 40 S.

Inhalt: Eine Flugschrift des Kronprinzen Friedrich. — Die Schlacht von Kollin. — Die Besitzergreifung von Westpreussen. — Preussen während der französischen Occupation. — Eine Milliarde Kriegsentschädigung, welche Preussen Frankreich gezahlt hat. — Die Mission des Obersten von dem Knesebeck nach Petersburg.

Rom und Karthago in ihren gegenseitigen Beziehungen 513—536 u. c. (241—218 v. Chr.). Von **Otto Gilbert.** 4 M. 80 S.

Ein kleinstaatlicher Minister des 18. Jahrhunderts. Leben und Wirken Friedrich Augusts Frhrn. von Hardenberg. 6 M.

Die Wettiner im XIV. Jahrhundert, insbesondere Markgraf Wilhelm und König Wenzel. Nebst einem Excurs: Der vogtländische Krieg. Von **C. Wenck.** 3 M. 60 S.

John Milton und seine Zeit. Von **Alfred Stern.** Erster Theil. Zwei Bände. Mit dem Portrait Miltons in Stahlstich. 16 M.

Die Politik Oestreichs in der Spanischen Erbfolgefrage. Nebst Akten und Urkunden. Von **Arnold Gaedeke.** Zwei Bände. 16 M.

Die aequatorialen Meeresströmungen des Atlantischen Oceans u. das allgemeine System der Meerescirculation. Von **Otto Krümmel.** Mit 2 Karten. 2 M. 40 S.

Völkerkunde. Von **Oscar Peschel.** Dritte Auflage. 11 M. 20 S.

Neue Probleme der Vergleichenden Erdkunde als Versuch einer Morphologie der Erdoberfläche. Von **Oscar Peschel.** Zweite Auflage. 5 M.

Max Duncker, Geschichte des Alterthums. Vierte Auflage. 1—3. und 4. Band. 1. Lieferung. 29 M.

Aus Halb-Asien. Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrussland und Rumänien. Von **Karl Emil Franzos.** Zwei Bände. 10 M.; eleg. geb. 12 M.

Inhalt: I. Band. „Aus Halb-Asien." (Einleitung.) — Der Aufstand von Wolowce. — Jüdische Polen. — Schiller in Barnow. — Von Wien nach Czernowitz. — Zwischen Dniester und Bistrizza. — Ein Culturfest. (Das Jubiläum der Bukowina; die Gründung der Universität Czernowitz.) — Rumänische Frauen. — Jancu der Richter. — Gouvernanten und Gespielen. — Todte Seelen. — Ein jüdisches Volksgericht. — Der schwarze Abraham. — Nur ein Ei.
II. Band. Kossuth-Jagden. — Auch ein Hochverräther. — Der lateinische Kanonier. — Der Schnapsgraf. — Am Altare. — Wladislaw und Wladislawa. — Im Hafen von Odessa. — Die Leute vom „wahren Glauben". — Der Richter von Biala. — Nikolaj Pawloff.

Russische und baltische Charakterbilder aus Geschichte und Literatur. Zweite Auflage der „Baltischen Culturstudien". Von **Julius Eckardt.** 10 M.

Inhalt: Philipp Wigel, der deutsche Nationalrusse. — Die altgläubigen Sectirer in Russland, Oesterreich und der Türkei. — P. M. Leontjew und die russische Presse. — Die „neue Formel der Civilisation". — Iwan Turgénjew und seine Zeitgenossen. — Ernst Gideon von Loudon. — Eine livländische Spukgeschichte. — Albert Hollander. — Ferdinand Walter.

Das Arbeitsverhältniss gemäss dem heutigen Recht. Geschichtliche und ökonomische Studien von **Lujo Brentano.** 6 M.

Zur Geschichte der deutschen Gesellenverbände. Mit 55 bisher unveröffentlichten Documenten aus der Zeit des 14.—17. Jahrhunderts. Von **Georg Schanz.** 6 M.

Das heutige gewerbliche Lehrlingswesen, seine Mängel und die Mittel zu deren Abhülfe. Von **Jul. Schulze.** 1 M. 60 S.

Die Telegraphie und das Völkerrecht. Von **P. D. Fischer,** Geh. Oberpostrath. 1 M. 20 S.

Gesellschaftliches und Privateigenthum als Grundlage der Socialpolitik. Von **Adolph Samter.** 4 M. 80 S.

System des Oesterreichischen Eherechts, mit Berücksichtigung anderer Gesetzgebungen dargestellt. Von **Eduard Rittner.** 7 M. 20 S.

Encyclopädie der Rechtswissenschaft in systematischer Bearbeitung. Herausgegeben von **F. v. Holtzendorff.** Dritte Auflage. 20 M.; geb. 22 M. 40 S.

Digitized by Google

E. Vely, Herzog Karl von Württemberg

Stuttgart.] und Franziska von Hohenheim. 2. verm. Aufl. Eleg. geh. 5 M. Eleg. geb. 6 M. **[C. F. Simon.**

Interessante Schrift!

Soeben erschien bei **J. Baedeker** in **Iserlohn** und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Hartmann-Dühring-Lange.

Zur Geschichte
der
deutsch. Philosophie im 19. Jahrhundert
von
Dr. H. Vaihinger.
gr. 8. Eleg. geh. à 4 *M.* 80 ₰.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Wolfgang Menzel's
Geschichte der Deutschen.
6. Auflage in 3 starken Bänden.
Sr. Majestät Kaiser Wilhelm gewidmet.
Preis geh. 15 *M.*, schön gebunden 20 *M.*
Das berühmte, bis auf die neueste Zeit fortgeführte, von ächt patriotischem Geist durchdrungene Werk sollte in keinem deutschen Hause fehlen.
Verlag von **A. Kröner** in **Stuttgart.**

Charpentier. Geschichte der französ. Literatur des XIX. Jahrhunderts. Autorisirte Uebersetzung von **E. Otto.**
Preis geh. 6 *M.*, geb. 7 *M.* 20 ₰.
Verlag von **Carl Krabbe** in Stuttgart.

Hervorragende Novität!

Von Dr. **Georg Schweinfurth** empfohlen!

In unterzeichnetem Verlage erschien soeben:

Bilder aus Oberägypten, der Wüste und dem Rothen Meere.

Von Dr. **C. Benj. Klunzinger.**

Mit einem Vorwort von Dr. **Georg Schweinfurth.**

Ein eleg. Band gr. 8. XVI u. 400 Seiten, mit 22 Originalzeichnungen, Abbildungen nach der Natur. Brosch. Preis 12 *M.* — Eleg. in Leinen 13 *M.* 20 ₰.

Verlag von **Levy** und **Müller** in Stuttgart.

Kleine Geschenkwerke für gebildete Männer u. Frauen.

Verzierte moderne Drucke kl. 8. in eleg. Ausstattung und feinen

Halbfranzbänden.

Kretische Gestade.
Von
Franz von Löher.
Brosch. 5 *M.* Gebunden 7 *M.* 50 ₰.

Griechische Küstenfahrten
von
Franz von Löher.
Brosch. 5 *M.* Gebunden 7 *M.* 50 ₰.

Nach den glücklichen Inseln.
Canarische Reisetage
von
Franz von Löher.
Brosch. 5 *M.* Gebunden 7 *M.* 50 ₰.

Seebilder
von
R. Werner.
Brosch. 5 *M.* Gebunden 7 *M.* 50 ₰.

Die **Löher**'schen Schilderungen sind Kabinetsstücke feiner Stilistik aus der Feder eines scharfblickenden Gelehrten, erfahrenen Reisenden und geschmackvollen Mannes, der den ganzen Reiz, welchen Landschaft und Geschichte jener klassischen Stätten auf jeden Gebildeten ausüben, auch seiner Darstellung zu verleihen weiß. — Die **„Seebilder"** des Admiral Werner sind die einzige Blüte, welche die deutsche maritime Belletristik bisher gezeitigt hat, stehen aber an erquicklichem Humor und seemännischer Frische jedem ähnlichen Produkte ausländischer Literaturen ebenbürtig zur Seite.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig.

Redacteur-Gesuch.

Für die Redaction eines belletristischen Journals, welches sich zur Aufgabe stellt, außer gediegener Unterhaltung auch populär wissenschaftliche Aufsätze zu bieten, wird eine tüchtige Kraft gesucht, welche über vollständig genügende Kenntnisse und Befähigung zu redactionellen Arbeiten verfügt, sowie auch Begabung für das Schreiben populär belehrender Artikel besitzt. Könnte diese Stellung einerseits so gestaltet werden, daß sie in Bezug auf Selbstständigkeit, Dauer und Gehalt den Ansprüchen eines gereiften Mannes vollkommen gerecht wird, so wäre es doch andererseits eventuell auch möglich, einem jüngeren, noch weniger im Redactionsfache erfahrenen Manne das entsprechende Feld der Thätigkeit zu bieten.

Gefl. Offerten unter der Chiffre **J. 63439.** wolle man an die Herren **Haasenstein & Vogler** in **Frankfurt a. M.** einsenden.

Hierzu Beilagen von den Verlagshandlungen M. Diesterweg in Frankfurt a. M. und Eduard Trewendt in Breslau.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N. W., Louisenstraße 32
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 52. Berlin, den 23. December 1876. X. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Frankreich und die orientalische Frage. Von ***. — Völkerrechtliche Briefe. Von Bluntschli. II. Die Großmächte, Rußland und Rumänien. — **Literatur und Kunst:** Zum Andenken an Louis Traube. Von Dr. Immanuel Heinrich Ritter. — Italienische Tondichter von Palestrina bis auf die Gegenwart. Von Dr. Emil Naumann. Besprochen von H. E. — Culturhistorische Bilder aus der alten Mark Brandenburg. Von Oskar Schwebel. Besprochen von Th. Fontane. — **Vermischtes:** Wallfahrt nach Marpingen. Von Franz Woas. — **Aus der Hauptstadt:** Eine Wohlthätigkeitsvorstellung. Delegirtenversammlung der Bühnenangehörigen. Von Paul Lindau. — „Hôtel Godelot." Komödie in 3 Acten von Sardou und Crisafulli. Besprochen von O. v. Leixner. — Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Frankreich und die orientalische Frage.

Die Haltung, welche Frankreich den Unruhen im Osten gegenüber einnimmt, verdient jedenfalls bemerkt zu werden, obgleich sie bis jetzt ohne großen Einfluß auf die Ereignisse gewesen ist.

In ganz Europa lauscht man mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Wort, welches an den Höfen oder in den hohen politischen Kreisen von Berlin, Petersburg, Wien, London, Constantinopel, Rom gesprochen wird. Aeußerungen, welche der Fürst von Bismarck während einer Mahlzeit hat fallen lassen; Antworten, die der General Ignatieff einem Zeitungscorrespondenten auf dessen indiscrete Anfragen gegeben; Privatbriefe des Fürsten Gortschakoff an eine russische Dame in Paris; Unterhaltungen zwischen dem Marquis von Salisbury und östreichischen oder italienischen Staatsmännern — Dies und Aehnliches bietet seit langen Monaten den Zeitungen und Politikern in aller Herren Ländern unerschöpflichen Stoff zu Speculationen über den möglichen oder wahrscheinlichen Ausgang der Krisis im Orient. Um Frankreich allein, dem früheren Schiedsrichter der europäischen Geschicke, kümmert sich Niemand, so allgemein verbreitet und so wohlbegründet ist die Ansicht, daß die junge Republik fest entschlossen sei, den Ereignissen, wie immer sie sich gestalten mögen, ihren Lauf zu lassen und in keiner Weise, weder hemmend, noch fördernd, in dieselben einzugreifen. Frankreich beabsichtigt zu einem jeden Spiele gute Miene zu machen. Sein Wunsch, den Frieden aufrecht erhalten zu sehen, scheint ein aufrichtiger zu sein; aber es thut nichts, um den Krieg zu verhindern, und es wird sich an demselben, wenn er ausbrechen sollte, nicht betheiligen. Der Minister des Auswärtigen, Herzog Decazes, hat dies Namens der Regierung auf das Bestimmteste erklärt, und seine Worte sind von allen politischen Parteien mit einstimmigem und lautem Beifall aufgenommen worden. Frankreich behauptet, das Recht, sich ruhig zu verhalten, theuer genug erkauft zu haben, und will unter allen Umständen vollständig neutral bleiben.

Der Grund dieser Enthaltsamkeit, die man im Allgemeinen mit den Eigenthümlichkeiten des französischen Charakters nur schwer in Einklang bringen kann, ist jedoch diesmal nicht schwer zu erkennen: Frankreich fühlt, daß ein Krieg ihm nur dann Nutzen bringen könnte, wenn Deutschland sich an demselben betheiligte und in irgend einer Weise geschwächt daraus hervorginge. Die Haltung, welche die kaiserliche Regierung bis jetzt beobachtet hat und die ihr die freie Verfügung ihrer ganzen militärischen Macht sichert, veranlaßt Frankreich, große Vorsicht zu gebrauchen, um zu vermeiden, sich verfrüht auf eine vielleicht schwache Seite zu stellen, der Deutschland möglicherweise feindlich gegenüber stehen würde. — Aber wenn Frankreich augenblicklich auch noch nichts thun will, wodurch die Politik der in der orientalischen Krisis meist interessirten Mächte beeinflußt werden könnte, so darf deshalb doch nicht gesagt werden, daß es den Ereignissen theilnahmlos und unthätig zuschaue. Es hat im Gegentheil bereits verschiedene, wenn auch bis heute noch erfolglose Versuche gemacht, irgend welchen Nutzen aus denselben zu ziehen.

Frankreich steht allein in Europa. Es hat zwar nirgends einen offenen Feind, aber es findet auch nirgends einen zuverlässigen Freund. Die französischen Monarchisten wollen dies durch die Abneigung der europäischen Souveräne, den Präsidenten einer Republik als Alliirten zu begrüßen, erklären. Die Republicaner bestreiten diese Annahme und glauben, daß sich die civilisirten Staaten um die Freundschaft Frankreichs als um etwas sehr Werthvolles bewerben würden, wenn die inneren Angelegenheiten genügend geordnet wären, um die Stabilität der Republik zu sichern. Alle, die Freunde sowohl wie die Gegner dieser Regierungsform, erkennen jedoch die Thatsache an, daß Frankreich isolirt sei. Sie beklagen dies und geben ihrem Mißmuth darüber häufig und in scharfen Worten Ausdruck. Die Franzosen wissen, daß sie keinen Freund haben, und erscheinen deshalb gewissermaßen als Jedermanns Feind. Kein Land Europas sympathisirt so wenig mit seinen Nachbarstaaten, wie Frankreich. Es klagt noch immer über den Undank von England und Italien, die den Untergang ihres alten Alliirten ruhig mit angesehen haben, ohne ihm die rettende Hand zu reichen. Es hat den Russen nicht verziehen, daß sie während des deutsch-französischen Krieges eine den Siegern wohlwollende Neutralität bewahrt haben. Den Oestreichern allein, die man als Leidensgenossen betrachtet, hatte man ein gewisses Wohlwollen bewahrt; aber auch dies ist seit dem Abschlusse des Dreikaiser-Bündnisses bedeutend vermindert worden.

Unter diesen Umständen würde Frankreich jeder Sorge über den Ausgang der Krisis im Orient enthoben sein, da ihm die Niederlage Rußlands im Grunde ebensowenig Sympathie einflößen würde, wie die von England oder Oestreich, wenn nicht die Schwächung irgend einer dieser Mächte das europäische Gleichgewicht, wie es seit 1871 besteht, von Neuem zu zerstören drohte, indem eine solche Schwächung die Machtstellung Deutschlands noch vergrößern würde. Dies ist es aber, was die Franzosen am meisten fürchten; denn da sie selbst in den Deutschen noch immer Feinde erblicken, so ist es erklärlich, daß sie sich von diesen gehaßt und beneidet wähnen.

Digitized by Google

Die Politik Frankreichs in der orientalischen Frage ist deshalb vor allen Dingen darauf hin gerichtet, die Vergrößerung der Macht Deutschlands zu verhindern und womöglich eine Schwächung derselben zu erzielen.

Es hat den Anschein, als ob der französischen Politik am meisten damit gedient wäre, wenn Deutschland thatsächlich interveniren und sich für irgend eine Macht, sei es Rußland, Oestreich oder England, und dadurch, je nach den Umständen, gegen ein oder zwei andere Staaten erklären wollte. In diesem Falle werde sich Deutschland doch wenigstens einen erklärten Feind machen. Dieser würde der Zukunftsfreund von Frankreich sein, der nach Beendigung des Krieges, sei es, daß er geschlagen oder siegreich aus demselben hervorgehe, der Gegenstand französischer Sympathie resp. Bewunderung werden würde. — Ferner nimmt man an, daß die deutschen Finanzen, von denen man sich in Frankreich falsche Ideen macht, selbst durch einen siegreichen Krieg stark angegriffen werden könnten. Eine bewaffnete Intervention würde Deutschland Geld und die Freundschaft einer der Großmächte kosten. Diese Voraussetzungen haben genügt, um die officiöse Pariser Presse zu veranlassen, seit Eröffnung der orientalischen Krisis häufig zu wiederholen, daß Deutschland allein im Stande sei, den herrschenden Wirren ein Ende zu machen und daß seine Ehre und seine Pflicht erheischen, sich als Schiedsrichter zwischen die streitenden Parteien zu stellen. Dieser schmeichelhafte, jedoch nicht uninteressirte Aufruf an Deutschland, ist bisher ohne Erwiderung geblieben. Das Wort der Entscheidung, der Intervention, das man so gern gehört hätte, ist in Berlin noch nicht ausgesprochen worden.

Nachdem der Versuch Deutschland zu compromittiren gescheitert ist, hat man sodann in Frankreich andere Wege eingeschlagen, um das erstrebte Ziel, die Schwächung des Feindes von 1871, zu erreichen. Man hat versucht Deutschland, zum Gegenstand allgemeinen Mißtrauens zu machen und es dadurch zu isoliren. Diesen Bestrebungen sind die zahlreichen publicistischen Arbeiten zuzuschreiben, die sich in den Schatten der höchstautorisirten und meistverbreiteten Tagesblätter und Zeitschriften von Paris breitgemacht haben. In diesen Artikeln ist man bemüht, Deutschland als den hämischen und geheimnißvollen Feind, sei es von Rußland, Oestreich oder England darzustellen. Eine jede Manifestation der deutschen Politik zu Gunsten einer dieser Mächte wird benutzt, um den Verdacht und den Mißmuth der andern zu erwecken.

Den Russen sagt das „Journal des Débats", daß Deutschland nur darauf warte, die russischen Westgrenzen entblößt zu sehen, um einen hinterlistigen Anfall auf den wehrlosen vertrauenden Nachbar zu machen. Die hochofficiöse Zeitung spricht in langen Leitartikeln von dem „Drang nach Osten" der Deutschen, der von diesen wohl kaum dem Namen nach gekannt sein dürfte, und den sie als einen Wunsch Deutschlands erklärt, auf dem rechten Ufer der Weichsel Festungen und strategische Punkte zu erobern, die Rußland gegenüber dieselben Dienste leisten würden, welche Metz und Straßburg jetzt Frankreich gegenüber versehen.

Die „Revue des deux Mondes" vergleicht Rußland mit dem Fischer, der am Rande des „rauschenden und schwellenden Wassers" sitzt und dem Singen und Sagen des „feuchten Weibes" lauscht, das ihn in die dunkle Fluth hinablockt. Diese Nixe ist nach der „Revue des deux Mondes" Niemand anders als der Fürst von Bismarck. Man hat den deutschen Reichskanzler bereits mit Mancherlei verglichen; es war der hochakademischen „Revue des deux Mondes" vorbehalten, ihn als eine Sirene darzustellen.

Die Taktik, welche man französischerseits den Oestreichern gegenüber beobachtete, ist nicht weniger deutschfeindlich. Der Name von Sadowa wird jetzt häufiger als je in Paris ausgesprochen; und es fehlt nicht an zahlreichen Andeutungen, daß jeder Conflict in Oestreich zwischen den deutschen und ungarischen Elementen vom Fürsten von Bismarck heraufbeschworen sei. — Das Mißtrauen Englands endlich will man erwecken und wach erhalten, indem man von deutschen Eroberungsgelüsten, sei es auf Holland, sei es auf Belgien spricht.

Diese und ähnliche Insinuationen finden in der Regel nur ein schwaches Echo; aber die Franzosen rechnen darauf, daß es mit Verdächtigungen wie mit Verläumdungen geht — aliquid haeret — und daß irgend etwas von dem, was sie über die ränkevolle deutsche Politik periodisch berichten, in den Herzen der Russen, Oestreicher oder Engländer Wurzel schlagen wird.

Die Berechtigung, systematische Verdächtigungen, welche die politische Isolirung Deutschlands bezwecken, aufzudecken und zurückzuweisen, kann nicht angezweifelt werden. Wenn bisher nichts in dieser Richtung geschehen ist, so dürfte dies seinen Grund darin haben, daß man sich in Deutschland mit der Ueberzeugung beruhigt, wie Thaten am Ende doch mehr wiegen als Worte und wie es den mit Deutschland verbündeten und befreundeten Mächten an thatsächlichen Beweisen nicht fehlt, daß die Politik der kaiserlichen Regierung ihnen gegenüber eine aufrichtig freundliche und friedliche ist.

Deutschland bezweckt die von ihm errungene Stellung so zu befestigen, daß es keine neuen Angriffe zu fürchten hat. Deutsche Eroberungsgelüste sind französische Hirngespinnste. Dieselben sind mit der Aufgabe, die sich das Berliner Cabinet seit 1871 gestellt hat, nicht in Einklang zu bringen, und keiner der leitenden Staatsmänner der mit Deutschland befreundeten Mächte wird an die Existenz derselben glauben. Andererseits ist man in Deutschland der Verpflichtung, den angeführten Verdächtigungen zu widersprechen, um so mehr enthoben, da man dort klar sehen kann, daß die französische Politik in der orientalischen Frage, obgleich eine thätige, doch keineswegs eine erfolgreiche gewesen ist. Dank der vom Herzog Decazes wahrscheinlich sehr bedauerten, aber nicht zu corrigirenden Taktlosigkeit der französischen Presse, stehen England, Oestreich und Rußland der französischen Republik heute so fern wie je; ja Rußland ist ihr sogar mehr entfremdet worden, als dies seit langer Zeit der Fall gewesen ist, da die Bemühungen der französischen Presse, die russischen Streitkräfte zu unterschätzen, die türkische militärische Macht dagegen zu exaltiren, viel dazu beigetragen haben, eine friedliche Lösung der Krisis zu erschweren.

Die französische Politik im Orient hat bisher nur einen allgemein schädlichen Einfluß ausgeübt, ohne die Specialinteressen Frankreichs zu fördern. Die Aufrechterhaltung des Friedens ist dadurch erschwert worden; aber die Machtstellung Deutschlands bleibt ungeschwächt und die von Frankreich ist nicht vergrößert. ***

Völkerrechtliche Briefe.

Von Bluntschli.*)

II.

Die Großmächte, Rußland und Rumänien.

Die völkerrechtliche Organisation Europas wird noch lange ein unerreichtes Ideal derer bleiben, welche das unvermittelte Nebeneinander und das oft gespannte und feindliche Widereinander der souveränen nationalen Staaten zu einer wohlgeordneten und friedlichen Gemeinschaft zusammenzufassen und das gemeinsame Völkerrecht kräftiger als bisher zu fördern, mächtiger als bisher zu schützen wünschen.

Einstweilen müssen wir uns mit der unvollkommenen Vertretung Europas durch die Großmächte und mit der Aner-

*) Wir bemerken, daß dieser wie der vorige Aufsatz des berühmten Staatsrechtslehrers der Redaction vor den bedeutungsvollen Aufklärungen des Reichskanzlers über die orientalische Frage zugegangen sind.

Die Redaction.

Digitized by Google

kennung des Grundsatzes begnügen, daß, wenn die Verhältnisse eines andern Staates in Frage sind, auch dieser zu der Verhandlung zugezogen werde (Aachener Congreß von 1818).

Das Institut der Großmächte selbst ist noch nicht zu einem festen Rechtsbestand erwachsen. Vor zwanzig Jahren noch rechnete man fünf europäische Großmächte, heute zählt man sechs. Von jenen fünf haben die zwei deutschen sehr wesentliche Umbildungen erfahren. An die Stelle von Preußen ist das deutsche Reich getreten; und Oestreich, welches früher das Präsidium des deutschen Bundes besaß, hat dasselbe verloren und ist aus einem einheitlichen Kaiserreich in das dualistische Doppelreich Oestreich-Ungarn umgestaltet worden. Es können in dem nächsten Menschenalter neue Aenderungen vorgehen, deren Keime heute schon sichtbar werden. Die Zahl, die Art und die Macht der Staaten ersten Ranges können wiederum sich ändern.

Wenn die sämmtlichen europäischen Großmächte einig sind über völkerrechtliche Streitfragen und über nothwendige Forderungen, die an einen Staat zu stellen sind, so schafft diese Einstimmigkeit eine hohe, meist entscheidende Autorität. Wenn z. B. die sämmtlichen Großmächte eine neue Staatenbildung anerkennen, die vielleicht durch Revolution oder Krieg in gewaltsamer Weise und mit Verletzung der älteren Rechtsordnung zu Stande gekommen ist, so ist damit der Untergang der zerstörten alten Rechtsordnung und die Schöpfung eines neuen Rechtszustandes bekräftigt und besiegelt.

Wenn in ähnlicher Weise der Türkei gegenüber die sämmtlichen Großmächte gewisse Forderungen als nothwendig für den europäischen Frieden und die europäische Rechtscultur stellen, so ist damit die völkerrechtliche Begründung dieser Forderungen als erwiesen um so mehr zu betrachten, als die sämmtlichen Großmächte einem Eingriff in die Souveränität eines Staates heute durchaus abgeneigt sind.

Zweifelhafter wird das Recht, wenn die Großmächte nicht einig sind, wenn sie sich widersprechen. Eine Abstimmung in dem Sinne, daß die Mehrheit den Entscheid gäbe und die Minderheit sich fügen müßte, kennt das heutige Völkerrecht noch nicht. Sie würde eben jene Organisation zu einem Staatenbunde oder Bundesstaate voraussetzen, die höchstens von einer fernen Zukunft gehofft wird.

Noch stehen sich die einzelnen Mächte getrennt gegenüber, und wenn sie sich streiten, so gibt es weder ein Gericht über ihnen, noch eine vollziehende Gewalt, welche den Rechtsspruch mit äußerem Zwang vollstreckte.

Dennoch ist auch ein vereinbarter Meinungs- und Willensausdruck mehrerer Großmächte durchaus nicht bedeutungslos, und es bedarf schon einer ungewöhnlich starken entgegengesetzten Rechtsüberzeugung und gewichtiger Interessen der Minderheit, wenn dieselbe der Mehrheit mit den Waffen in der Hand entgegen treten sollte. Meist fügt sich die Minderheit doch, wenn auch grollend und unter Protest insofern, als sie die Mehrheit ungehindert handeln und wirken läßt.

Wir haben gerade im Verhältniß zur Türkei manche Beispiele der Art erfahren. Die europäische Intervention zu Gunsten der Griechen, welche das türkische Joch abwarfen, war das gemeinsame Werk von England, Frankreich und Rußland. Oestreich mißbilligte dieselbe, Preußen hielt sich abseits. Die Intervention gegen Mehemet Ali geschah nach dem Willen von vier Großmächten, und Frankreich wagte nicht, seinem Widerspruch Nachdruck zu verschaffen. Die Intervention in Syrien war das gemeinsame Werk aller Großmächte, aber wurde trotz der Bedenken von England doch länger fortgesetzt und energischer durchgeführt. In der jetzigen Intervention waren noch alle Mächte über die Forderungen der Note Andrassy einig; dagegen erklärte England anfangs seinen Widerspruch gegen die Forderungen der Note Gortschakoff, ohne daß dieser Widerspruch den Fortschritt und die Richtung der europäischen Intervention zu hindern vermocht hat.

Sogar wenn alle Großmächte einig sind, fehlt es doch an einer geordneten Execution, wenn ein Staat sich dem Entscheide derselben zu entziehen sucht oder mit Gewalt widersetzt. Einzelne zustimmende Mächte haben ein zu geringes Interesse an der Sache, um für die Durchführung einer begründeten Forderung das Blut und das Gut ihrer Völker zu opfern und den eigenen Frieden zu gefährden. In dieser Lage sind gegenwärtig in der türkischen Sache das deutsche Reich und wahrscheinlich auch Frankreich und Italien, ja sogar, wie es den Anschein hat, Oestreich-Ungarn. Andere Großmächte, welche ein näheres und lebhafteres Interesse haben, wie insbesondere Rußland durch Religionsgemeinschaft, Rasseverwandtschaft, Nachbarschaft und die byzantinischen Erinnerungen mit den christlichen Völkerschaften der Türkei enger verbunden ist, sind zur Execution zwar geneigt und bereit, aber werden doch nicht von den andern Großmächten dazu beauftragt. Wenn Rußland gegenwärtig die von Europa gut geheißenen und für nothwendig erachteten Reformen mit Waffengewalt dem Widerstand der Türken abzuringen unternimmt, so handelt es nicht als Bevollmächtigter Europas, sondern als eine besondere Macht, welche sich vorzugsweise berufen und gedrungen fühlt, den Willen Europas zu thatsächlicher Geltung zu bringen.

Das ist der Rechtsgrund, auf den sich der Czar beruft. Wenn sich Rußland innerhalb dieser Schranken hält, so haben die andern Mächte, die sich weniger unmittelbar betheiligt fühlen, keinen Grund, einem solchen Vorgehen Rußlands entgegen zu treten. Sie sind nicht verpflichtet, Rußland in seinem Kriege in dem Sinne zu unterstützen, daß sie selbst Kriegspartei werden. Aber sie haben noch weniger Veranlassung, die Türkei in ihrem Widerstande zu stärken. Sie können ihre Neutralität in dem Kriege zwischen Rußland und der Türkei behaupten und sogar eine für Rußland wohlwollende Neutralität durchführen, weil ja Rußland die von ihnen für gerecht und nothwendig anerkannten Reformen realisiren will.

Vom Standpunkt des Völkerrechts ist gegen eine solche Haltung nichts zu erinnern. Ob dieselbe politisch zweckmäßig sei, ist eine davon ganz verschiedene Frage.

Am deutlichsten tritt der Unterschied der rechtlichen und der politischen Erwägung für Oestreich hervor. Oestreich-Ungarn ist nicht blos ein deutscher und ein magyarischer Staat, es ist, wenn auf die Bevölkerung gesehen wird, ein halbslavisches Reich. Aehnlich wie Rußland ist es durch die Nachbarschaft, durch Rasseverwandtschaft, durch die Religion und theilweise auch die Confession mit den Völkerschaften der Türkei verbunden. Seine politischen Interessen sind vielleicht noch stärker bei einer Lösung der orientalischen Wirren betheiligt, als die von Rußland. Der uralte Gegensatz von Nord- und Südslaven und selbst der Gegensatz des Patriarchats in Constantinopel, auf welches alle griechisch-katholischen Slaven in der Türkei hinschauen, und der russischen Kirche, deren Patriarchen von den Czaren verdrängt worden sind, erleichtert eine slavische Politik, die nicht zugleich eine russische ist. Man könnte es begreifen, wenn ein genialer östreichischer Staatsmann die Befreiung der christlichen Rajah nicht den Russen allein überließe, sondern sich activ bei einem nothwendigen Fortschritte der Civilisation betheiligte. Rechtlich wäre das eben so möglich, wie die passive Haltung Oestreichs rechtlich möglich ist. Welcher Weg weniger gefährlich und welche Politik für Oestreich zweckmäßiger sei, darüber entscheiden politische und nicht rechtliche Gründe.

Große Umgestaltungen in der Rechtsordnung der Staaten werden selten in friedlicher und rechtlich untadelhafter Form vollzogen. Die massenhaft erregten Leidenschaften greifen leicht zu den Waffen und der Kampf der Interessen mischt sich in den Streit über das Recht und erhitzt denselben.

Es wäre wohl zu wünschen, daß die hohe Pforte freiwillig diejenigen Reformen vollzöge, welche Europa für zeitgemäß und zweckmäßig oder geradezu für nothwendig erklärt. Wenn alle Mächte wirklich einig sind und gemeinsam ernste Forderungen nachdrücklich stellen, so wird die Pforte einem

Digitized by Google

solchen moralischen Drucke vielleicht nachgeben, und der Kunst der Diplomatie wird es dann nicht schwer fallen, dem widerwilligen Nachgeben den Schein hochherziger Freiwilligkeit zu geben.

Wenn aber die Mächte uneinig sind, wenn England offenbar weniger aus Schwärmerei für das Recht der souveränen Türkei als aus Besorgniß, daß Rußland seine Macht über das goldene Horn erstrecke, den englischen Einfluß verdrängen und die englischen Interessen im Orient gefährden werde, das Widerstreben der Türkei zum Widerstand ermuthigt, dann wird der Krieg unvermeidlich sein.

In diesem Kriege werden sich, auch wenn England vorerst sich nicht offen mit der Türkei verbündet, sondern sich begnügt, dieselbe in ähnlicher Weise zu unterstützen, wie es Rußland zu Gunsten von Serbien gethan hatte, beide Kriegsparteien auf ihr Recht berufen. Während Rußland sich auf die Forderungen Europas bezieht, wird die Türkei das geschichtliche Recht der bestehenden Herrschaft behaupten und die Begehren von Reformen als Empörung der Unterthanen wider ihre rechtmäßige Obrigkeit und als einen völkerrechtswidrigen Eingriff einer fremden Macht in die Souveränität und Unabhängigkeit eines anerkannten Staates brandmarken. Es stehen sich dann herkömmliches Recht und werdendes Recht, geschichtliches und natürliches Recht, das nationale Recht eines Einzelstaates und das humane Recht der europäischen Gemeinschaft gegenüber. Auf beiden Seiten können die Völker in gutem Glauben an ihr Recht ihre Existenz und die Armeen ihr Leben einsetzen.

Es gibt kein Tribunal, welches einen solchen Streit der Völker durch friedlichen Rechtsspruch zu entscheiden vermöchte und keine Execution solchen Spruchs durch eine unparteiische Gewalt. Die Parteien selbst greifen zu den Waffen, um ihr Recht mit Gewalt zu behaupten. Nur der künftige Friede ordnet von neuem das Recht und erledigt den Streit wenigstens für eine neue Periode. Der Friede wird aber entweder durch den Sieg der einen Partei über die andere oder durch die Erschöpfung beider Parteien herbeigeführt und bekommt seinen Inhalt der Form nach durch den Vertragswillen beider Parteien, der Sache nach durch das Gebot des Siegers oder die Macht der Verhältnisse.

Diesem ganzen Kriegsverlauf gegenüber muß das Völkerrecht seine Schwäche bekennen. Es vermag nicht den Krieg zu verhindern noch den Streit ohne Krieg zu erledigen. Seine Macht zeigt sich nur in einiger Begrenzung und Ermäßigung des Krieges und in der Anerkennung des Friedensschlusses.

Die eigenthümliche Complication der Verhältnisse zeigt sich auch im Hinblick auf Rumänien. Der halbsouveräne Staat Rumänien, anfangs getheilt in die beiden Fürstenthümer Moldau und Wallachei, später zu Einem Staate geeinigt, wurde durch die Verträge von 1856 zwar nicht gänzlich von der Oberherrlichkeit der hohen Pforte befreit, aber doch unabhängiger von derselben gestellt als früher. Es ist zugleich ein Vasallenstaat der hohen Pforte, aber mit einem eigenen christlichen Erbfürsten und einer besonderen Staatsverfassung und ein Schutzstaat der europäischen Großmächte. Rumänien ist ein Staat, dessen immerwährende Neutralität von Europa anerkannt und gewollt ist. Man wollte nicht blos dem rumänischen Volke die Möglichkeit verschaffen, sich selber zu regieren und zu verwalten. Der Staat sollte auch als Zwischenstaat (gleichsam Pufferstaat) dazu dienen, Rußland und die Türkei zu trennen und jeden Zusammenstoß derselben zu verhüten.

In Europa führt der Landweg und daher auch die Heerstraße von Rußland nach der Türkei über Rumänien. Deshalb sollte Rumänien durch seine Neutralität die russischen Heere verhindern, in die Türkei einzudringen, oder umgekehrt einen Ausfall der Türken gegen das russische Gebiet unmöglich machen. In der That proclamirte denn auch der Fürst von Rumänien die Neutralität des Landes für den gegenwärtigen Krieg in der Türkei. Die rumänische Armee wurde zum Schutz der Neutralität unter die Waffen gerufen; der Landtag in Bukarest sprach sich eben so für die Neutralität aus.

Dennoch hat schon während des türkisch-serbischen Krieges Rumänien die Pflichten eines neutralen Staates, jede offenbare Kriegshülfe, die der einen Partei wider die andere geleistet wird, zu untersagen und nach Kräften zu verhindern, sehr unvollständig geübt und weder die Zuzüge russischer Freischaaren noch den Transport von Waffen und Munition nach Serbien gehemmt.

Kommt es vollends zu einem russisch-türkischen Kriege, so wird Rumänien schwerlich die ihm 1856 zugedachte Mission erfüllen und den russischen Einmarsch in die Türkei verhindern können. Auch hier macht sich wieder die Ausnahmslage der gegenwärtigen Wirren geltend.

Für sich allein ist Rumänien augenscheinlich zu schwach, um sich dem Vormarsch der russischen Armee mit Aussicht auf Erfolg zu widersetzen. Man darf aber keinem Staate eine Politik zumuthen, welche seine Kräfte offenbar übersteigt: man darf billiger Weise von keinem Staate fordern, daß er seine Existenz für eine Sache einsetze, die in Wahrheit mehr andere Mächte als ihn interessirt. Jeder Rumäne muß sich überdem sagen, daß es für sein Vaterland nur vortheilhaft sein könnte, wenn auch andere türkische Länder allmälig in europäische Schutzländer umgeschaffen würden und das Beispiel von Rumänien Nachfolge fände. Die Rumänen haben in der That noch eher die Hoffnung auf eine von der Türkenherrschaft ganz unabhängige Staatenbildung in der Balkan-Halbinsel und können einer Verstärkung und Kräftigung der Türkenherrschaft im Süden von der Donau nicht ohne Besorgniß entgegensehen. Gewiß sind das politische Interessen, aber es ist begreiflich, daß dieselben auf die rumänische Auffassung von Neutralität und Neutralitätspflicht einwirken.

Europa, welches die rumänische Neutralität geschaffen und gewährleistet hat, besitzt die Macht, dieselbe aufrecht zu halten. Zunächst ist Oestreich in der Lage, diese Neutralität schützen zu können, wie es denn auch im Jahr 1854 schon einmal als Schutzmacht der Donaufürstenthümer wider Rußland gehandelt hat. Wenn aber Oestreich Rumänien diesen Schutz nicht gewährt, gleichviel aus welchen Gründen, und die übrigen Mächte sich gleichgültig verhalten oder höchstens mit Worten die Neutralität empfehlen, dann kann vernünftiger Weise Niemand von Rumänien verlangen, daß es seine Neutralität ohne europäische Hülfe, ohne ausreichende Macht und wider das politische Interesse des Landes auf alle Gefahr hin vertheidige. Dann ist es natürlich, daß Rumänien sich mit Rußland verbündet, als zuerst den russischen Stoß erduldet.

Die eigenthümliche Verwicklung der türkischen Frage nöthigt auch die andern Mächte und voraus Oestreich sich zu überlegen, ob sie die Neutralität von Rumänien fordern und dann dafür mit ihren Kräften einstehen wollen, oder nicht. Soll Oestreich, dessen politische Interessen mit den russischen schwer in Harmonie zu bringen sind, mit den Waffen Rußland entgegen treten, während es die Forderungen gebilligt hat, deren Realisirung Rußland erzwingen will? Soll Oestreich die Gefahr eines Krieges mit Rußland auf sich nehmen, in einem Moment, in welchem Rußland die Rechte Oestreichs zu achten und seine Interessen zu schonen verspricht? Soll sich nicht Oestreich, wenn es sich zu gemeinsamem Vorgehen mit Rußland nicht entschließen kann, wenigstens zu einer wohlwollenden Neutralität entschließen und demgemäß die Heerstraßen durch Rumänien nicht gewaltsam absperren? Wird es nicht weise handeln, sich an die Politik des deutschen Reiches anzuschließen, deren Rückhalt ihm zu Statten kommt?

Es sind das wieder politische Fragen, die von den östreichischen Staatsmännern überlegt und entschieden werden müssen. Das Völkerrecht gibt keine Antwort. Es läßt verschiedene Möglichkeiten des Entschlusses und der That offen.

Nur das ist klar, die Neutralität Rumäniens ist nicht ohne europäische Hülfe zu behaupten und nicht zu fordern, wenn die nächste neutrale europäische Macht ihrerseits nicht dafür einstehen will.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Zum Andenken an Louis Traube.

In der Aula der Berliner Universität hat am 10. December eine Gedächtnißfeier stattgefunden, welche die medicinische Gesellschaft ihrem berühmten Fachgenossen, dem am 11. April d. J. hingeschiedenen Professor Louis Traube widmete. Nachdem schon vorher seine ungewöhnliche Bedeutung für die Wissenschaft durch Virchow und Waldenburg in der klinischen Wochenschrift und durch W. A. Freund in der Gesellschaft für vaterländische Cultur zu Breslau gewürdigt worden war, ging bei der genannten Feier Prof. Leyden näher auf die Charakteristik seines großen Lehrers und Vorgängers ein und schilderte in längerer Rede unter gespannter Aufmerksamkeit der Anwesenden, zu denen der Cultusminister und Unterstaatssecretär Sydow zählten, die Leistungen des ausgezeichneten Physiologen und Klinikers. Wenn man auch den gegebenen Zügen hin und wieder anmerkte, daß sie nicht auf eigener Anschauung beruhten, so erhielt man doch ein im Ganzen treues Bild von der geistigen Individualität und von dem Lebensgange des Verstorbenen.

Aber ein Mann wie Traube, der 35 Jahre lang seinen Mitmenschen aus der Nähe und aus der Ferne Rath und Hülfe gebracht, verdient auch von dem größern gebildeten Publicum eine kurze Nacherinnerung, die ihm hier von der Hand eines Jugendfreundes werden und die zugleich als Ergänzung des Leyden'schen Vortrages dienen mag.

David Strauß theilt bekanntlich nach dem Vorgange Schleiermachers die begabten und strebsameren Naturen in zwei Classen, von denen die eine hauptsächlich an sich arbeitet und das eigne Leben schön und harmonisch zu gestalten sucht, während die andere in thätiger Selbstvergessenheit nach außen wirkt und alle Kraft für die Production in irgend einem Fache ihrer Neigung verbraucht. Der letztern dieser beiden Classen gehörte Traube an. Er gab nichts auf sich selbst, nur für seine Wissenschaft und ihre Bereicherung hatte er Verständniß, sparte er Mühe und Empfänglichkeit. Wie erstaunt waren wir Jüngeren, wenn schon der damalige Candidat oder neugebackene Doctor statt aus Berlin, das den Ratiborern in jener eisenbahnlosen Zeit noch recht fern lag, Neuigkeiten über Theater und Concerte, über Denkmäler der Kunst oder die Vergnügungen der Hauptstadt mitzubringen, sich über die neue Richtung in der Heilkunde erging und von allem Andern so gut wie gar nichts wußte. Bei dieser Einseitigkeit war mit dem fleißigen und grübelnden Mediciner zum Zwecke der Unterhaltung nicht viel anzufangen. Aber es war die Einseitigkeit des Berufenen, die mit genialem Instincte sich von vornherein auf ihre Sphäre beschränkt, um „im kleinsten Punkt die größte Kraft" zu sammeln. In gleichem Maße entwickelte sich frühzeitig sein Lehrtalent. Wie gern unterrichtete er schon als Primaner im Lateinischen und Griechischen und wie meisterhaft verstand er es nicht lange darauf, einem lauschenden Kreise von Jünglingen einleuchtend zu machen, daß das ärztliche Fach sich bis jetzt in der Hand roher Empirie und Routine befinde, daß man aber bestrebt sein müsse, es zu heben und auf streng wissenschaftliche Grundlage zu stellen, auf die tiefere Kenntniß des Organismus und seiner Lebensbedingungen. Wirklich blieb seine Thätigkeit längere Zeit fast ausschließlich diesen naturwissenschaftlichen Studien statt therapeutischen Bestrebungen gewidmet, aber, wie er richtig vorausgesehn, um dann desto größere Erfolge auf dem Gebiete der Heilkunde selbst zu erzielen.

Bei solcher Vorbildung und so hohem Streben war es natürlich, daß Traube seine Augen auf die Erwerbung eines akademisch klinischen Lehrstuhls richtete, um sowohl ein reicheres Arbeitsfeld für seine Studien und Beobachtungen, als auch Befriedigung für seine Vorliebe zum Unterrichten zu erhalten. Der Vater wünschte zwar, daß er sich als praktischer Arzt in Neiße niederlasse, wo damals eine Stelle vacant war; doch des Jünglings Drang überwog diesen Wunsch. Gern hätte die zärtliche Liebe dem Sohne Kämpfe und Schmerzen erspart und ihn lieber in einer verhältnißmäßig bequemen Lebensstellung als in vergeblichem Ringen nach einem scheinbar unerreichlichen Amte sich abmühn gesehn. Denn Traube war Jude und als solcher in jenen vormärzlichen Tagen wenn auch nicht gesetzlich, so doch nach altgewohntem Herkommen von der ersehnten Carrière ausgeschlossen. Es bedurfte, wie Virchow sagt*), „der Revolution von 1848 und einer energischen Studentenbewegung", um Traube die Praxis eines öffentlichen Krankenhauses und den Platz einer Assistentenstellung an derselben zu verschaffen. Aber schließlich hatte der Held des Fleißes und der Wissenschaft doch Recht behalten; nach Kampf und Wunden siegte er und stand immer noch zeitig genug als gefeierter Lehrer im Kreise durch ihn angeregter und von den aufgewiesenen Zielen getragener Schüler.

Erst jetzt konnte sich die Leistungsfähigkeit seines forschenden Geistes und die Zweckmäßigkeit seiner eigenartigen Methode in ihrem ganzen Glanze entfalten, konnten die Bedingungen der wahrgenommenen Krankheitserscheinungen aus zahlreich beobachteten Fällen durch vielseitige Vergleiche ermittelt und durch hundertfältige Ausscheidung unrichtiger Ursachen endlich die richtige festgestellt werden. Es war eine wunderbare Reihe, eine streng in einander greifende Kette von Schlüssen, welche der junge Meister vor den lernbegierigen Adepten in ununterbrochener Folge ententwickelte. Jeder einzelne Fall wurde der Gegenstand unermüdlicher Controle und der Ausgangspunkt für die mannigfachsten Betrachtungen und Aufklärungen; denn aus der individuellen concreten Erscheinung, nicht aus allgemeinen Principien schöpfte Traube des eigne Verständniß, sowie das Material für seine Belehrungen. Daher das Leben in seinen Vorträgen und die unmittelbare Anschauung neben der gediegenen Verwerthung. Jedes Symptom der Krankheit wurde wie eine Verbrecherspur mit unerbittlicher Logik verfolgt, bis endlich die Thatsachen aufgedeckt waren und in das geheimnißvolle Dunkel das helle Licht der Wahrheit drang. Die Patienten freilich fühlten sich nicht immer angenehm berührt von diesem streng richterlichen Vorgehn, welches den Menschen nur als Nummer in dem Untersuchungsgefängniß gesundheitswidrigen Verhaltens behandelte und mit schonungslosem Wahrheitsinteresse auf das Corpus delicti fahndete. Denn die Arbeit am Krankenbett war für Traube nur die unmittelbare Fortsetzung trockenster Untersuchungen seines Studirzimmers und erregte als solche oft den Schein der Gefühllosigkeit, der jedoch in der That nur den Reflex der Vertiefung in die geprüfte Krankheit und des vollen Interesses an ihr bildete. Aber nur indem er so jeden Fall als interessantes Räthsel behandelte, welches er durch ungestört aufmerksames Sinnen löste, konnte es ihm gelingen, später jeden analogen Fall sofort zu ergründen.

Aus dem Angedeuteten geht hervor, daß Traubes Größe in erster Reihe nicht in der Heilung selbst, sondern in der Constatirung der Thatsachen bestand. Die richtige Diagnose war sein Hauptziel und in ihr hat er die höchste Meisterschaft erreicht. Auf den Spuren der Franzosen Magendie und Laënnec und der Wiener Schule unter Rokitansky und Skoda vorgehend hat er ihre und seiner Vorgänger Krukenberg und Schönlein Methode erweitert und vertieft. Das Klopfen mit Hand und Hammer steigerte er zur feinsten Ausbildung. Ganz eigenthümlich hingegen war ihm das pathologische Experiment, worin er es gerade dadurch zur Virtuosität brachte, daß ihm so lange kein Krankenhaus zu Gebote stand. Indem er gezwungen war, an Hunden und Kaninchen seine Beobachtungen anzustellen, lernte er um so gründlicher, die dabei gemachten Entdeckungen und Erfahrungen zu verallgemeinern und auf die Kunde des menschlichen Leibes und seiner krankhaften Veränderungen anzuwenden. So hatte, wie immer, das Schlimme auch sein Gutes.

Der Uebergang von der Vorliebe für die exacte Naturwissenschaft, von der Skepsis und dem rein zuwartenden Verhalten in der ärztlichen Behandlung selbst zur positiven, die Wirkung der Heilmittel anerkennenden war ein ziemlich schroffer,

*) Klinische Wochenschrift 1876, Nr. 16.

Digitized by Google

wie denn der Wechsel seiner Meinungen im Leben sehr rasch und unvermittelt erfolgte. Hatte er sonst gelächelt, wenn man ihm von Medicamenten sprach, so war er nun plötzlich ein auffallend Gläubiger geworden. Es kam ihm nun nicht blos auf das Mittel, sondern selbst auf Dose und Zugabe an und am liebsten hätte er jetzt jedes einzelne Recept dem berathenen Arzte in die Feder dictirt. In dieser Stimmung sagte er einst zu dem sonst werthgeschätzten Sanitätsrath Julius Meyer, der in einem gewissen Falle der Natur ihren Lauf lassen wollte: „Wie lange wird sich das Publicum unser Nichtsthun noch gefallen lassen? Sind auch Sie von des Gedankens Bläße angekränkelt?"

Ueberhaupt liebte es Traube, der sonst ziemlich wortkarg war, seine Bemerkungen in der Form des Witzes zu machen. So nannte er die Collegen, welche ihre Künste in öffentlichen Blättern verkünden, die Demimonde der ärztlichen Gesellschaft, und namentlich konnte er sarkastisch sein, wo er sociale oder religiöse Ausschließung gewahrte. Den Verein „Heimia", der seinen Namen ursprünglich von dem alten würdigen Heim, einem sehr liberalen Manne, hatte, nannte er wegen der exclusiven Richtung, in die er verfiel, Beheimia (hebr. Vieh). Als ein gewisser eifriger Teutone in Wien gegen die jüdischen Studirenden der Medicin schrieb, sagte Traube zu mir: „Bis jetzt hielt ich den Mann für einen Schnabbermichel, jetzt ist er mir ein Sabbermichel."

Traube fühlte sich als Jude und war sich des Zusammenhanges mit der ganzen, durch Jahrtausende reichende Kette seiner Stammesgenossen lebhaft bewußt. Er erkannte, daß auch seine geistige Eigenthümlichkeit in dem Boden dieses Stammes wurzele. Die zähe Energie, der ausharrende Fleiß und Widerstandsmuth der Juden, die es bis zur rechtlich socialen Gleichstellung gebracht, erhielten in seinem eignen Leben und Ringen eine merkwürdige Illustration. Wenn er der Phantasie ermangelte und nur vermöge seines Scharfsinnes im Stande war, durch schrittweises Folgern von einem geringen Anfange zu immer wichtigern Resultaten vorzudringen, so war dies im Kleinen das Abbild jener talmudischen Weisheit, die gleichfalls in der schroffen und kühlen Logik allein das Werkzeug zur Hervorbringung ihrer riesenhaften Schätze besaß. Seine Erholung war das Schachspiel und seine Mußebeschäftigung die Philosophie des Aristoteles und Spinoza, lauter Liebhabereien, die auch mit den Neigungen seiner Stammesgenossen harmoniren. Seine Wissenschaft selbst war ihm nichts Anderes als die auf den menschlichen Körper und seine Erscheinungen angewendete Logik, und auch im Schach kommt es darauf an, mit den gegebenen thatsächlichen Verhältnissen zu rechnen und durch Scharfsinn unter Ausscheidung aller fehlerhaften Combinationen die verhältnißmäßig vortheilhafteste herauszufinden.

Als im Anfange dieses Jahres seine Frau starb, bat er mich zu sich und forderte mich auf, an ihrer Bahre zu sprechen. Sein Hauptanliegen dabei war, daß ich discret mit ihrem Lobe verfahren und seines zerrissenen Herzens schonen, das nationale Gepräge aber besonders hervorheben möchte. „Denn," sagte er, „meine Frau wie ich waren immer von inniger Hingebung für das hebräische Volk und seine Sendung erfüllt. Auf gewisse streitige Lehren haben wir nicht viel gegeben, aber der jüdischen Rasse gehören wir mit Leib und Seele an. Du weißt nun meinen Willen. Mein eigner Tod ist ja doch von dem meiner Frau nur durch Wochen getrennt." Leider hat er auch hierin richtig diagnosticirt.

Dr. **Immanuel Heinrich Ritter.**

Italienische Tondichter von Palestrina bis auf die Gegenwart.

Von Dr. Emil Naumann, königl. Professor und Hofkirchenmusikdirector. Berlin 1876, Rob. Oppenheim.

Es ist immer erfreulich und nützlich, wenn ein hochgebildeter Tonkünstler, wie Naumann, ein Buch über musikalische Angelegenheiten veröffentlicht, wenn also der berufene Fachmann das Publicum über das belehrt, was er gründlich versteht. Denn gerade der Tonkunst ist das wenig glückliche Loos beschieden, daß vorzugsweise ihre Künstler und deren Schöpfungen von Gelehrten und Ungelehrten anderer Fächer als Gegenstand weitausgreifender Forschungen, langathmiger bibliographischer Beschreibungen und ästhetischer Abhandlungen gewählt werden. Wenn irgend ein Stuben- oder Gymnasialgelehrter, der in dem, was er eigentlich leisten soll, nichts leistet, und einen dickleibigen Band mit allerhand Phrasen über irgend einen alten oder neuen berühmten Musiker in die Welt setzt, so kann er mit Gewißheit rechnen, daß er Aufmerksamkeit erregt; und wenn er dabei nur die richtige vornehm absprechende Vortragsweise mit den nöthigen schönen Redeschnörkeln zu verbinden versteht, dann kann er auch des Erfolges, selbst bei vielen Fachmusikern, sicher sein. Denn es gibt der letzteren genug, denen jegliches Geschreibe des Nichtmusikers über ihre Kunst willkommener ist, als das auf Kenntniß gestützte des Fachgenossen. Jahns vortreffliche Mozartbiographie, ein Musterwerk ihrer Gattung, ist eine vereinzelte Erscheinung unter den Erzeugnissen der gelehrten Nichtmusiker; sie ist vielfach übertroffen worden in Einseitigkeit, in Schönrednerei, in Auskramung nebensächlicher Data; aber sie steht unerreicht in ihrer Klarheit und objectiven Darstellungsweise. Indessen nicht blos Gelehrte, deren Leistungen im eigenen Fache nie aus bescheidener Verborgenheit herausgetreten sind, haben solche Erfolge zu verzeichnen, auch empfindsame, schreibselige Damen, welche es verstanden, ästhetisch-musikalische Taschentuchessenzen zu bereiten, die auf einer Seite Rosenöl der Schwärmerei, auf der andern Beschreibung der Toilette einer berühmten Sängerin, oder der Gemahlin eines großen Musikers bieten, haben sehr viele „gebildete" Leser gefunden.

Darum begrüßt der Verfasser dieser Besprechung mit doppeltem Vergnügen ein Buch, wie das Naumanns, welches die gründliche Fachkenntniß mit der lebendigen Darstellung des vielseitig gebildeten Mannes vereinigt, und ein neues Feld nützlicher Betrachtungen und Forschungen eröffnet. Es hat zwar an einzelnen sehr werthvollen Abhandlungen über ältere italienische Componisten nicht gefehlt (auch Scudos weniger bekannte „Le chevalier Sarti" gehört dazu), aber eine zusammenhängende und übersichtliche Darstellung der ganzen Entwicklung italienischer Tonkunst ist meines Wissens zuerst jetzt von Naumann ausgeführt worden. Sein Buch zeigt von tief eingehendem gründlichem Studium des berufenen Fachmannes, der allein genau zu wissen vermag, was zur Sache gehört, und was nicht. Und wenn auch sein Buch (wie auf dem Titel selbst angedeutet ist) aus Vorträgen entstanden ist, welche höchst wahrscheinlich doch vor einem gemischten Publicum gehalten wurden, wenn er sich auch in Abschweifungen auf andere Gebiete gefällt, so verliert er doch nie den Hauptzweck aus den Augen und bleibt innerhalb der Grenzen des Uebersichtlichen. Die Anordnung des Buches ist eine treffliche. In der Einleitung weist der Verfasser darauf hin, wie ein großer Theil des deutschen musikalischen Publicums sehr wenig (und der größte Theil der Italiener fast gar nichts) von jenen alten italienischen Componisten wisse, deren Namen nicht unwerth sind, neben den großen deutschen Meistern genannt zu werden; wie Franzosen und Niederländer die ersten Stifter italienischer „Tonschulen" wurden, was sie im eigenen Lande und in Deutschland nicht vermocht hatten, weil hier die Nationen damals nicht auf der hohen Bildungsstufe der Italiener standen, und wie großen Einfluß diese italienischen Schulen auf die Entwicklung der Musik in Deutschland ausgeübt haben.

Digitized by Google

Das erste Capitel „Palestrina und die Schule von Rom" enthält eine genaue Schilderung des Lebens und Wirkens jenes großen Meisters, welchen einst der berühmte Heidelberger Rechtsgelehrte Thibaut in seiner Schrift „Reinheit der Tonkunst" über Bach stellte; auch die Entwicklung des Oratoriums, des „geistlichen Musikdramas", wird in eingehender Weise beschrieben. Das Capitel „Die beiden Gabriele und die altvenetianische Schule" bringt eine gedrängte Schilderung des Wirkens der zwei gewaltigen Meister, deren Werke leider nur sehr selten zu Gehör gebracht werden. „Das Zeitalter der Renaissance und die Schule von Toscana" ist der Titel einer Abhandlung über die Entstehung der Oper in Florenz und über die Bedeutung, welche diese Musikgattung in ganz Italien gewann. Hier hat Naumann die Gelegenheit ergriffen, eine sehr anziehende Parallele zwischen der Tendenz jener Bewegung und der heute in der Wagnerpartei sich kundgebenden zu ziehen. Er zeigt, wie das Streben, den dramatischen Ausdruck über die Melodie zu setzen, schon im sechzehnten Jahrhundert mit derselben Energie verfochten wurde wie heute, und daß die damaligen Florentiner Componisten ebenso gut wie heute Wagner die Feder zur Hand nahmen, um ihre Intentionen dem Publicum darzulegen und in solcher Weise das Verständniß ihrer Werke ein- und anzuleiten; wie also gewisse Erscheinungen, die als eine neue Epoche gelten, nur der stärkere Widerschein einer früheren, dem Gedächtnisse entschwundenen sind. Was diese Anschauung Wahres und was sie Irrthümliches enthält, läßt sich ohne sehr weitgehende Auseinandersetzungen nicht darlegen, hier möge nur darauf hingewiesen werden, daß das Capitel allgemeines Interesse bietet und sehr gut geschrieben ist. Die weiteren Abhandlungen betreffen „Alessandro Scarlatti und die Schule von Neapel" — die Weiterentwicklung der Oper und die Nachwirkung ihrer melodischen Richtung auf Händel und Mozart —, „Antonio Lotti und die jüngere venetianische Schule", ein geistreicher Versuch, diese letztere als Gegensatz der deutsch-protestantischen Musikrichtung darzustellen, endlich „Die großen Geiger und italienischen Sonatisten, das Zeitalter der musikalischeu Weltherrschaft der Italiener", „Cherubini und Spontini" und „Rossini und die Gegenwart". Der Verfasser ist glücklicher in seiner Auffassung vergangener Kunstperioden, als in der Darstellung naheliegender, in welche sich unwillkürlich manches rein Persönliche, mitunter manches mehr Anekdotenhafte einmischt; das mag einem großen Theile des Publicums gewiß recht willkommen sein, aber es steht in einigem Widerspruche zu den vorhergehenden Abhandlungen, die, wenn auch in angenehmer Form, doch immer rein wissenschaftlich gehalten sind. Es wäre auch noch zu prüfen, ob Cherubini und Spontini zu den eigentlichen italienischen Componisten zu rechnen seien, und nicht mehr Eklektiker, allerdings nur im vornehmsten Sinne des Wortes waren. Aber immerhin bieten auch die letzten Capitel vieles Interessante. Das Buch sei allen Musikfreunden bestens empfohlen.

K. E.

Culturhistorische Bilder aus der alten Mark Brandenburg.

Von Oskar Schwebel.

Berlin 1877, Verlag von Alfred Weile.

Oskar Schwebel, auf dem Felde der Specialhistorie seit einer Reihe von Jahren gekannt und bewährt, gibt in seinen „Culturhistorischen Bildern" eine Geschichte Mark Brandenburgs von Albrecht dem Bären bis auf den großen Kurfürsten und die Schlacht bei Fehrbellin. In zwanzig Capiteln sieben Jahrhunderte! Sprungweise vorgehend wird, an dem nach Plan oder Neigung gewählten Einzelstück, das Ganze demonstrirt. Eine neue, unseres Erachtens nicht nur berechtigte, sondern auch anzuempfehlende Art der Geschichtsbehandlung, die sich, der modernen Reiseform entsprechend, einen längeren Aufenthalt nur an Haupt- oder Lieblingsplätzen und daneben eine blos cursorische Behandlung alles Zwischenliegenden zur Aufgabe stellt. Eine kleine Gemeinde von Fußgängern wird freilich immer bleiben, Gründlichkeitsbeflissene, die, das bloße Stationsmachen im Coupé verschmähend, die ihrer harrenden Wüsten, seien es nun die der Reise oder der Wissenschaft, höchsteigen durchmessen wollen, aber diese Allergründlichsten, wenn es nicht Fachleute sind, werden sich in der Regel als sonderbare Käuze erweisen, als Fanatiker der Selbstquälerei.

Es war Walter Scott, der in seinen „Erzählungen eines Großvaters" diese freiere Form etappenweisen und unter Umständen selbst dichterisch launenhaften Vorgehens introducirte; Gustav Freytag, historischeren Sinnes nachfolgend, hob die Gattung auf eine höhere Stufe; aber erst diese „Culturhistorischen Bilder" Oskar Schwebels lösen, in wenigstens äußerlicher Vollkommenheit, die Aufgabe einer Specialgeschichtschreibung in Einzelbildern. Es fehlt nichts. Wiewohl halbe Jahrhunderte übersprungen werden, hat man nirgends das Gefühl einer Lücke, und Jeder, der Ernst und Ausdauer genug mitbrächte, sich den Inhalt dieses Buches zu eigen zu machen, würde zu den Bestbewanderten in der Geschichte der Mark Brandenburg gehören. Es genügt beispielsweise aus der ganzen Reihe der Anhaltiner oder Ballenstädter den ersten und den letzten: Albrecht den Bären und den Markgrafen Waldemar zu kennen, und über alles Zwischenliegende durch folgende kurze Sätze aufgeklärt zu werden: „Hundert und fünfzig Jahre waren verflossen. Mächtig und blühend war das Land unter den Ballenstädtern geworden. Albrechts des Bären Sohn Otto I. hatte die Kurwürde für die wendische Mark erworben; Albrecht II. war bis zur Oder vorgedrungen; das edle Bruderpaar Otto III. und Johann I. hatte die lästigen Landesverpflichtungen gegen den Erzbischof von Magdeburg abgeschüttelt, den Pommern die Uckermark entrissen und von den schlesischen Piastenherzögen das Land Lebus erworben. Sie hatten die Mark mit Städten besetzt, welche in ungeahnter Weise erblühten; ihre weise Gesetzgebung ordnete die Verwaltung in musterhafter Art. Unter ihren Nachfolgern, den glänzenden Fürsten Ottonischer und Johanneischer Linie, schien der rothe Adler sich noch zu höherem Fluge rüsten zu wollen; Otto IV. gedachte selbst, sich statt des Kurhutes die deutsche Kaiserkrone auf's Haupt zu setzen." So der Anfang des zweiten Capitels. Es ist ein Uebriges, was der Herr Verfasser thut, wenn er uns, ehe er zur bayrisch-luxemburgischen Zeit vorschreitet, in den Capiteln „am Hoflager der Ballenstädter" und „die Grabstätten der Ballenstädter" zunächst noch vom Werbellin See und dem sangeskundigen Otto IV., dann von den Klöstern Lehnin, Chorin und Himmelpfort, den alten Begräbnißstätten der Anhaltiner, erzählt.

Gleich kurz und gleich ausreichend werden uns die folgenden Epochen vorgeführt. Oft unter Ueberschriften, die den mannigfachen Inhalt kaum andeuten. Der falsche Waldemar hat ein selbstständiges Capitel, das seinen Namen trägt. In den Abschnitten „Tangermünde" und „Kasper Gans Edler zu Puttlitz" tritt uns zunächst die Gestalt Kaiser Karls IV., dann die Quitzowzeit, und mit dem Hinschwinden dieser die Etablirung der Hohenzollern'schen Macht entgegen. „Ein Bürgermeister von Berlin" und „der Schwanenorden" bringen Episoden und gleichzeitige Ereignisse aus dem Leben des Kurfürsten Eisenzahn; „Bischof und Mönch", „die Fehde Nickels v. Minckwitz", „der letzte Abt von Chorin", „das Stammhaus eines Berliner Bürgergeschlechts", „das graue Kloster zu Berlin", „Markgraf Hans von Küstrin", entrollen Bilder zunächst aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, aus der lutherisch-joachimischen Zeit vor unserm Auge. Weniger Raum ist der Epoche des 30jährigen Krieges und des großen Kurfürsten gewidmet; hier liegen schon die neuzeitlichen Grenzen, die nicht berührt werden sollten. Von ausgesprochen culturhistorischem Inhalt sind „eine Weinpredigt aus alter Zeit" und „die historische Sage der Mark". Besonders in diesem letzteren Capitel wird die Kunst geübt, auf wenigen Blättern viel zu sagen. Der Herr Verfasser bläht nichts auf, er ist knapp im Ausdruck, wie es die alten Aufzeichnungen sind, die er benutzte.

Dies deutet auf bestimmte Vorzüge seiner Darstellung. Und doch liegt, wie mehr oder weniger auf dem ganzen Gebiet unserer märkischen Specialhistorie, in eben dieser Darstellung auch wieder der schwache Punkt des Buches, der seine Verbreitung über verhältnißmäßig eng gezogene Grenzen hinaus verhindern wird. Die Knappheit des Ausdrucks, verdienstlich wie sie ist, ist doch noch lange keine künstlerische Behandlung des Stoffes; und ohne diese geht es nicht.

Es gibt, wenn wir uns des Ausdrucks bedienen dürfen, „exceptionelle Stoffe", die an und für sich in hohem Maße effectvoll, der künstlerischen Behandluug bis zu einem gewissen Grade vielleicht ganz entbehren können. Dazu gehört beispielsweise das ganze Tudorjahrhundert der englischen Geschichte. Von Heinrich VIII. an mit seinen sechs Frauen, bis zur Elisabeth

Digitized by Google

mit ihren sechs Grafen, haben wir eine solche wundervolle Aneinanderreihung von Liebesgeschichten, Intriguen, Schaffots und Scheiterhaufen, daß eine Erzählung der betreffenden Hergänge wirken muß, sie sei wie sie sei. Anders liegen die Dinge bei uns. Es ist ganz unmöglich, daß die Geschichte der Blankenfeldes, der Strobands, der Wins' und ihnen verwandter Berliner Patriciergeschlechter noch irgend wen im Gemüthe beschäftigen kann. Alle diese Dinge sind interesselos und werden es bleiben, bis der kommt, der ihnen dichterisch*) das zu leihen versteht, was ihnen fehlt: Leben. Diese Kunst zu üben ist außerordentlich schwer und unter gewöhnlichen Verhältnissen undankbar; aber mit Rücksicht darauf, daß aus diesem armen Lande Brandenburg schließlich das neue deutsche Reich erblühte, werden die entsprechenden Versuche immer wieder und wieder gemacht werden, und zuletzt mit Erfolg. In diesem endlichen Sieger werden sich dann unendliche literarische Tugenden vereinigt haben: historisches Wissen, dichterische Intuition, Hingebung an das Kleine, Esprit, Kraft und Klarheit des Ausdrucks. Macaulay leistete dies für einzelne dunklere Partien der englischen Historie, und führte dadurch den Beweis einer Geschichtsschreibungs-Möglichkeit aus dem halben Nichts heraus. Wir harren noch unseres Macaulays, eines Darstellers, der durch geschickte Hintergrund- und Formengebung alles Fehlende theils wirklich, theils scheinbar zu ersetzen weiß. Das bloße Herübernehmen der Chronikenknappheit thut es nicht, noch weniger das begleitende Wort „von der Liebe zu Mark Brandenburg".

Was wir stofflich unser nennen, so Mannigfaches auch zusammengetragen worden ist, ist in vielen Fällen nichts weiter als ein grüner Wollfaden, den wir irgendwo in einer Ecke gefunden haben. Wenn wir diesen Wollfaden zwischen dem Daumen und Zeigefinger jeder Hand ausspannen, und unserem archäologischen Eifer nunmehr den Ausruf gestatten: „welche Wolle, welches Grün!" so werden wir damit immer wieder und wieder nur geringer Zustimmung begegnen. Erst der wird auf ein Publicum rechnen dürfen, der diesen Wollfaden auf einem schwarzen Tuchflickel aufzunähen, ihn zu umrahmen und in gefällig geschwungener Linie arabeskenhaft zu gestalten versteht.

Es bleibt auch dann nur ein grüner Wollfaden, aber die Kunst hat ihn über sich selbst erhoben und ihn acceptabel gemacht. Je weniger die Geschichte bietet, desto mehr bedarf sie der poetischen Mittel, ohne daß die Anwendung derselben nothwendig zu Fabel und Märchen führen müßte.

Th. Fontane.

*) Die Unerläßlichkeit, mit dichterischen Mitteln nachzuhelfen, hat noch Jeder empfunden, der den Wunsch hegte, Geschichtliches aus unseren vier ersten Jahrhunderten (1150—1550) einem größeren Publicum zugänglich zu machen. Auch Oskar Schwebel empfand so, und schob in strengere historische Darstellungen historische Novellen ein. So z. B. „der falsche Waldemar in Berlin", „der Schwanenorden", „der letzte Abt von Chorin". Aber dies ist nicht die rechte Art, trotzdem er sich auf das Vorbild Klödens berufen kann. Auch dieser, so ausgezeichnet seine „Quitzows" nach der Seite des Fleißes und der Gelehrsamkeit hin sind, hat es nicht getroffen. Bei dem, was uns als Ideal vorschwebt, handelt es sich weder um diese oder jene dichterische Form, noch um dichterische Erfindung, sondern um jenen adelnden dichterischen Geist, der das Historische — dürftig oder alltäglich wie es sein mag — als solches gebend, es doch schönheitlich zu verklären weiß. Diese Schönheit wird sich allemal als das Gegentheil von Schönrednerei, die der Eine oder Andere fürchten möchte, erweisen.

Vermischtes.

Wallfahrt nach Marpingen.

Von **Franz Woas.**

Saarbrücken, im December 1876.

„Nichts leichter als eine Wallfahrt!" dachte ich während der Eisenbahnfahrt von Saarbrücken bis St. Wendel; man versinkt für eine kurze Stunde in weiche Kissen und verdaut ein etwas schwer verdauliches Fasten-Wallfahrts-Frühstück, und langt bei guten Kräften an Ort und Stelle an. Meinem Calcül nach hatte ich nicht allzuweit bis zur Wunderstelle zu gehen, aber der erste schmutzige Junge St. Wendels, der auf dem Bahnhofszaune saß, und den ich um den Weg nach dem Gnadenorte frug, zerstörte meine Illusion einer gar zu bequemen Wallfahrt. „Ei, da han Se alleweil ebbes über zwei Stunden."

Ich ging der breiten Straße nach; es war Mittag; keine Menschenseele ließ sich blicken, kein gleich gut gesinnter Waller mit, vor oder hinter mir. Nach einer Stunde schlug ich den angerathenen Fußweg ein und kam in's Unwegsame; „im glitschrigen Glimmer glitt" ich oft genug aus und „patschte in plätschernde Pfützen". Steil stieg der Pfad in die Höhe und scharfe Felsstücke lagen im Wege; keuchend und schweißtriefend langte ich mit dem Landvolke, das sich nach und nach von allen verlorenen Seitenpfaden her zusammengefunden hatte, auf das Plateau des Höhenzuges und an jene ersten Häuser Marpingens, die allerdings noch eine halbe Stunde vom eigentlichen Dorfe abliegen.

Ein halbes Dutzend Straßen verlief hier oben in eine; aus allen Richtungen der Windrose fanden sich hier fromme Trupps zusammen. Der Weg war erbärmlich schlecht; keine trockene Stelle ringsum. Ich habe einmal in der Schule gehört und gelesen, der Weg der Tugend sei steinig und voll Dornen, aber von Pfützen, Lachen und Schlammlöchern war nicht die Rede.

Nach einer Viertelstunde lag Marpingen selbst vor uns. Meine frommen Begleiter hielten beschattend die Hand vor die Augen, als stünden sie vor den Zinnen Jerusalems; dann klappten sie ihre großen staubgrauen Bücher auf, nahmen die Kappen und Strickbeutelmützen unter den Arm, ordneten sich in Reihen und huben einen herrlichen Chorgesang an. Etwas aus dem Tacte aber kamen sie, wenn's wieder arg in die Schlammlöcher ging; da wurde aus dem Hopsen und Springen, Aufkreischen und Singen eine wahre Echternacher Springprocession. Nur der Führer des Zuges kümmerte sich, fromm und stark, um solche Lappalien nicht; mit muthigen Stiefeln schritt er durch den teuflischen Koth. Je näher wir dem Ziele kamen, desto eiliger wurde der Schritt der Wallfahrer; im beschleunigtesten Tempo ging es endlich von dem unwegsamen Wege über etwas wegsamere Wiesen und Stoppelfelder schnurstracks auf eine Ecke niedriger Eichenschonung zu. Ein merkwürdiges, undefinirbares Geräusch, fast wie es von öffentlichen Wasch- und Trockenplätzen tönt, ein vielstimmiges, kauderwälsches Gemisch von Singen und Lachen, Beten und Schimpfen drang über die niedern Wipfel zu uns herüber und verwandelte die eiligen Schritte der Wallfahrer in den tollsten Lauf.

In einer natürlichen Vertiefung, am Abhange eines eichenbewachsenen Bergrückens, der nach dem Dorfe hin abfällt, liegt die Quelle. Hunderte von Landleuten, Männer in blauen Kitteln, Weiber in rothen Röcken, Kinder in weißen Hauben standen an der Berglehne, hockten in der Grube, hingen am Strauchwerk über der steilen, rothschiefrigen Felswand, welcher der Gnadenstrahl entquillt. Ich habe ihn nicht quellen gesehen, Menschenköpfe, Arme und Rücken, Hände mit durstigen Flaschen verdeckten ihn mir. Dicht gedrängt standen hier Schulter an Schulter Hunderte mit Flaschen, Krügen, Töpfen, Kannen in der Hand, unterm Arm, auf dem Kopfe. Vom Rande der Felswand beugten sich Andere verlangend ebenso zahlreich herab und schrieen: „Franz, hol' meine Flasche!" Denn Franz hieß der Schänke am Strahl. Wie Shakespeares Franz immer „Gleich Herr, gleich Herr" schreit, so schrie auch Marpingens Franz: „Gleich, Bläs, gleich, Babett, gleich, Nickla, gleich — —"; er kannte sie Alle bei Namen; er gab Jedem seine Gabe; hielt fleißig Flasche, Krug und Kanne unter das Brünnlein und nahm keinen andern denn Gott'slohn dafür.

Der wochenlange Regen hat das Terrain unhaltbar gemacht; ein schauderhafter Koth schwamm und wogte um die Gnadengrube; das ganze Erdreich schien sich zu bewegen und zu rutschen; die Füße der Hunderte kneteten hörbar im wappelnden Boden; die dürren Sträucher, an die ich mich beim Absteigen halten wollte, rissen schlapp aus der eierkuchenweichen Erde. Derselbe Regen aber hat auch die Quelle ergiebig wie noch nie gemacht; sie floß reichlich, man hörte sie rauschen. Das Volk konnte den Empfang

Digitized by Google

des Wunderwassers nicht erwarten; kaum erhalten, setzten sie die Flaschen an und tranken mit Behagen. Ein alter Bauer mit schiefen Beinen — ob er dagegen Heilung suchte? — und rother Nase — oder dagegen? — strich sich nach einem herzhaften Schlucke den Bauch vor Wohlbehagen wie Schulmeisterlein Wuz. Und doch hatte das Wasser eine Farbe, welche allein genügend war, Ekel zu erregen, das reine Berliner Actienbier, Tivoli!

Intelligente Jungens, die vergeblich „Franz, Franz" gerufen, stellten sich etwas bergab und hoben das Wasser bequem in jeglicher Menge; aber, da das Volk über ihnen ungenirt durch die Quelle mit kothigen Stiefeln hindurchplantschte, war der Ton um eine Nüance in der Färbung tiefer, Patzenhofer etwa!

Noch weiter unten, im Dorfe, speist dieselbe heilbringende Quelle die öffentlichen Rinnsteine und die Brunnen, an denen das Vieh getränkt wird. Ich habe köstliches Rindvieh dort gesehen.

Die Leutchen waren durchaus ungestört in ihrer sonntäglichen Beschäftigung; kein heidnischer Gensdarm mit den Schuppenketten unterm Kinn stand mehr lauernd in den Waldwegen; selbst die Bude, die sich die Wache hier vor Wochen gebaut, war spurlos verschwunden. Auch sonst waren die Leute unter sich; ich habe nicht einen Städter gesehen. Die gerade anwesende Menge mag sich auf 4—500 belaufen haben, war aber in fortwährender Bewegung; denn wer sein Wasser hatte, trollte wieder ab und wurde sofort von Neuangekommenen ersetzt. Die eigentlichste Gnadenstätte, das zweite Ziel der Wallfahrer, liegt merkwürdigerweise von der Gnadenquelle über eine Viertelstunde entfernt und hat gar keinen Zusammenhang mit der letzteren.

Auf dem Wege nach dem Dorfe kam ich in eine Waldlichtung, von der ich eine angenehme Aussicht auf das lang gestreckte stattliche Dorf hatte. Ich stellte mich unter den deckenden Schutz einiger Eichen und zeichnete flüchtig die Dorflage ab. Während dessen hatte mich ein Troß Jungens ausgekundschaftet; sie eilten mit lautem Geschrei auf mich zu. Ich ahnte noch nicht, daß mir das Geheul galt, und ging ruhig den steilen Dorfweg hinab. Plötzlich surrte ein scharfer Stein daher und traf mich am Fuße; ich wendete mich um und sah eben noch, wie ein kleiner schwarzhaariger, borstiger Range den erhobenen Arm sinken ließ; ein Größerer — der Fortschrittsmann — riß seine Pudelmütze vom Kopfe und schlug sie dem Ultramontanen um die Ohren; die andern Fractionen hatten schon Steine in der Hand; da ließen sie dieselben aber fallen. Marpingens Jugend scheint auf Physiognomik dressirt zu sein.

Im Dorfe stehen stattliche Häuser, schön weiß getüncht; die herzförmigen Dachluken sind blau bemalt; die Fensterrahmen sind grün angestrichen; die Zipfelmütze des herausschauenden Bauern ist hellroth. Sonst aber ist Alles in ein gleichmäßig schmutziges Grau gehüllt; selbst die Gesichter, die Gesichter der Alten und Jungen, sind grau; blöde, im Lichte zuckende Augen gucken daraus hervor; der Schulmeister, der gerade im langen grauschwarzen Sonntagsrocke aus dem Wirthshause kommt, schaut scheu zu mir herüber; er hat ein böses Gewissen als Hauptschuldiger an der Drehkrankheit des Volkes. Am Ende des Dorfes fließt die Quelle in den Bach des Hauptthales, vermischt ihr heiliges Wasser mit dem profanen und treibt auf gemeinschaftliche Rechnung die Räder des Müllers zu Füßen des Kirchberges.

Aristokratisch abgesondert liegt die Kirche gegenüber der Gnadenquelle am anderen Ende des Dorfes, am jenseitigen Hange des Thalkessels. Ich suchte in der Kirche vergeblich nach fröhlich-zurückgelassenen Krücken, wie man sie sonst in den Wallfahrtsorten sieht. Auch den Pfarrer suchte und fand ich nicht; nicht einmal die Hälfte, die Wirthin war zu sehen. Was ich aber keineswegs suchte, wurde mir voll zu Theil. Ich hatte mich etwas neugierig in der Kirche umgesehen; eine Hand voll Buben hatte mich mißtrauisch verfolgt, auch sie verstanden sich auf Physiognomien; als ich den Kirchberg hinunterstieg, flog mir ein unverschämt großer Stein dicht am Kopfe vorbei, kleinere folgten dem Kerne des Kometen. Ich fühle sehr wenig Familienähnlichkeit mit dem heil. Stephan in mir, und da Drohen mit dem Schirme gegen die Rotte Korah nichts fruchtete, sogar den Steinhagel vermehrte, zog ich mich in's Sichere, in's Wirthshaus zurück.

„Wasser thut's freilich nicht." Deshalb hat der Wirth in Marpingen ein vorzügliches Bier aus St. Wendel verschrieben; ich kann es bestens empfehlen. An dieser Bierquelle lagen genau eben so viel Durstige, als oben auf dem Berge gelegen haben. Wasser thut's eben einmal durchaus nicht. Mein Glaube war nun noch schwächer; ich meinte, daß außer Wasser und Bier auch etwas Consistenteres nicht schaden könnte. Der Wirth war aber anderer Meinung; er hatte auch Consistenteres nicht vorräthig; er hielt sich nur an einerlei Gestalt.

Auf dem Rückwege machte ich den Umweg nach dem allereigentlichsten Gnadenorte — Gnadenort ist dort ja Alles; „der Ort, wo du stehst, ist heilig" —. Es war bereits dunkel geworden, der Weg war schwer zu finden, ich ging schließlich auf's Gerathewohl in den Wald hinein; aus irgend einer Richtung hörte ich bald jenes unendlich monotone Plappern mit den Lippen, das unverkennbare Geräusch in den Wald gesprochener Litaneien und Gebete. Eine Lichtung öffnete sich; ich stand am Hange einer steilen Wand. Gegenüber, unten am Waldessaume, wogte ein heller Haufen von einigen hundert Menschen im Zwielicht des Abends. An hundert alte und junge Weiber und Kinder bildeten einen eng geschlossenen Kreis um ein mir noch im Waldesdunkel begrabenes Etwas. Ich stieg vorsichtig die Höhe herab, genau auf den geheimnißvollen Cirkel zu. Alle frommen Pilgeraugen sahen nach mir, mitten in den heißen Gebeten, wie ich geraden Weges, den Schirm als Springstock nutzend, über Stock und Stein heruntereilte. Die Bursche, die abseits auf den Wegen standen, ballten die Fäuste; die Weiber machten finstere Gesichter. Mit den Wölfen muß man heulen; ich nahm unterwegs noch meinen Hut ab, — es war auch wirklich ein schwüler Abend. Nun durfte ich näher treten. Um zwei Bäume rundete sich der geheimnißvolle Kreis, um zwei ganz gewöhnliche Kiefern, wie man sie alle Tage niederschlägt und zu Brennholz hackt. Wahnsinn aber hatte sie der Rinde entblößt, von den nackten Wurzeln bis zum Gipfel; Wahnsinn hat sie unterhöhlt und den heiligen Boden fiebernd in den Sack gesteckt; Wahnsinn schleppt das Alles in die dumpfen Stuben daheim und verschlingt den Boden als kostbare Speise.

Wahnsinn leuchtet auch gespenstig hell aus den Augen der Betschwestern, tönt von den trockenen Lippen des häßlichen Weibes mit dem Kind zwischen den Knien, das niederträchtig monoton, beleidigend monoton die endlosen Litaneien, die hier sinnlosen Gebete dem Volke vorplärrt. Das Weib, das sich hier zum Medium aufwirft — ich höre es an dieser erkältenden Piccoloflötenstimme —, hat keine Fiber in sich, die von heißer Empfindung weiß, sei es Religion, sei es Liebe, sei es Haß. Wahnsinn kennt keine Religion, keine Liebe, keinen Haß. Wahnsinn kennt nur Eines — Wahnsinn.

Wenn ich nun hinging, in den Zauberkreis sprang, die Lichter ausfegte und die kothige Erde in alle Winde verstreute — es würden Weiber zu Hyänen; Wahnsinnige, Furien zerfleischten mich. Mich faßte der tolle Gedanke, es zu thun; er rüttelte an mir und zuckte mir in den Fingern. Unter Trunkenen aber wird der Nüchterne trunken, unter Narren der Vernünftige verrückt. Es wollte sich mir der Wahnwitz in's Gehirn krallen, daß all' dieser höllische Spuk wahr wäre, daß leibhaftig ein überirdisch Wesen zwischen den krummbeinigen Bäumen gestanden. Glaubten es doch Menschen wie ich! Mit trunkenen Augen sah ich Hunderte von Menschen wie ich an der Farce theilnehmen; mit meinen Knien knien; sah sie meine Arme gen Himmel recken; hörte sie schluchzen und beten mit meinem Munde! Fort aus der Bannmeile der Irren!

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Eine Wohlthätigkeitsvorstellung.
Delegirtenversammlung der Bühnenangehörigen.

Wenn an der Stelle, wo sonst die wichtigeren dramatischen Neuigkeiten besprochen zu werden pflegen, in diesem Jahre weniger von neuen Theaterstücken, als von allen möglichen anderen Dingen die Rede ist, so ist dies nicht unsere Schuld. Die deutsche Dramatik der ernsteren Richtung hat es in diesem Winter bei uns noch zu keinem wirklichen Erfolg gebracht. Von den wenigen neuen Stücken am Schauspielhause, von denen sogar das eine oder das andere vielleicht nur deshalb aufgeführt worden ist, damit man der Verwaltung nicht den Vorwurf mache, es nicht aufgeführt zu haben, hat bis jetzt kaum Eins ein halbes Dutzend Vorstellungen erlebt. Am Wallnertheater haben eine Posse und das neue Moser'sche Lustspiel „O diese Männer" ihre Schuldigkeit gethan, ohne jedoch einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen; und so läßt sich die für uns nicht sehr schmeichelhafte Thatsache leider nicht in Abrede stellen, daß unser Publicum auch auf geistigem Gebiete vom Importe lebhafter angesprochen ist als von der heimischen Production.

In Ermangelung eines neuen dramatischen Werkes wollen wir die recht gelungene Vorstellung besprechen, die am 15. zum Besten des unschuldig verurtheilten Mühlknappen Schrader stattgefunden hat. Die Anregung dazu ging von Mitgliedern des deutschen Reichstags aus. Der Reichstagsabgeordnete Albert Traeger und der Journalist Max Bauer nahmen die Sache in die Hand, und es gelang ihnen in sehr kurzer Zeit eine Vorstellung zu ermöglichen, die zu den gelungensten dieser Art von musikalisch-declamatorischen Abendunterhaltungen gerechnet werden darf. Das große Haus des Victoriatheaters war bis auf den letzten Platz gefüllt; der Reichstag war durch zahlreiche Mitglieder vertreten.

Albert Traeger sprach selbst den von ihm verfaßten, sehr innigen und warmen Prolog; er sprach ihn schlicht und wirksam mit einer liebenswürdigen leichten Beimischung des Dialektes seiner thüringischen Heimat und erntete den reichsten Beifall für die Dichtung wie für den Vortrag. So war mit der ersten Nummer des Programms die rechte Stimmung da, und diese hielt sich in ihrem hohen Wärmegrade bis zum Schluß der langen Vorstellung.

Es herrschte eine ganz merkwürdige Gemüthlichkeit, wie man sie sonst selten in den Schauspielhäusern findet. Man glaubte beinahe in einem Salon zu sein, in dem das eine oder andere Mitglied der kunstfertigen Gesellschaft aufgefordert wird, zur Freude der Uebrigen etwas zum Besten zu geben. Hier mochte es also auch ganz am Platze sein, daß eine Künstlerin von der Bühne herab Freunden und Bekannten, die sie im Saal erspähte, unbefangen grüßend zunickte.

Declamationen boten Fräulein Hedwig Dohm, die reizender als je aussah und besser als je sprach, Richard Kahle, der den „Strike der Schmiede" von François Coppée (deutsch von E. Mauthner) mit ergreifendem Accente ganz vorzüglich vortrug, und Max Löwenfeld, der einige der bekanntesten deutschen Schauspieler mit einer bisweilen geradezu unheimlichen Aehnlichkeit copirte — ore, visu, gestibus copirte, nicht carrikirte. Eigentlich sollte auch Frau Claar-Delia sprechen. Durch eine ungenügende Verständigung mit dem Comité hatte aber die vortreffliche Künstlerin die gewiß bei diesem Anlaß sehr passende Dichtung „Eine Mutter vor Gericht" gewählt; da nun indessen Herr Kahle den ebenso passenden „Großvater vor Gericht" („Strike der Schmiede") declamirt hatte, so mußte eine ebenso opportun wie plötzlich eintretende Indisposition den angekündigten Vortrag der Frau Delia leider beseitigen.

Ebenso reichlich und glänzend wie der declamatorische war der musikalische Theil des Programms ausgestattet. Frau Mathilde Mallinger trug mit Meisterschaft außer einigen Liedern die hübsche Melodie vor, die Gounod zu dem ersten Bach'schen Präludium im „Wohltemperirten Clavier" erfunden hat und aus der allmählich ein „Ave Maria" mit obligater Violinstimme geworden ist; Fräulein Anna Hoffmeister mit frischer Stimme und gutem Ausdruck die große Freischütz-Arie und das Frühlingslied von Esser. Von den Instrumentalkünstlern wirkte Herr Concertmeister Fabian Rehfeldt, dessen virtuoses und echt musikalisches Spiel oft genug von dem Fachkritiker in diesen Blättern gewürdigt worden ist, und die junge, höchst begabte Clavierspielerin Fräulein Anna Später mit. Den Beschluß endlich machte das allbekannte Baumann'sche Singspiel „Das Versprechen hinter'm Herd", das nachgerade allerdings ein bischen alt zu werden beginnt. Wenn etwas die sich gewaltsam hervordrängenden Symptome des Veralteten zu decken vermochte, so war es die mustergültige Darstellung durch die Herren Helmerding und Formes vom Wallnertheater, Wiesbeck vom Bellealliance-Theater und Fräulein Lina Mayr, deren Namen ein Kritiker, wie er sein soll, niemals nennen darf, ohne das Prädicat „fesch" hinzuzufügen und an die unvermeidliche „kleine Handschuhmacherin" zu erinnern.

Das wäre abgemacht! So ein Rapport über eine Wohlthätigkeitsvorstellung, bei dem der Berichterstatter wie das Mädchen aus der Fremde Jedem eine Gabe, Dem Blumen, Jenem Früchte austheilt, gehört nicht zu den zwerchfellerschütternden Momenten im Dasein eines Journalisten.

Schließen wir ohne Weiteres einige Worte über die Verhandlungen der in der vorigen Woche hier versammelten Delegirten der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger an diesen Bericht an.

Die Genossenschaft besteht nunmehr seit fünf Jahren. Alle Zweifel an ihrer Lebensfähigkeit, die an ihrer Wiege ausgesprochen wurden — und die man nicht ohne eine gewisse Berechtigung hegen durfte — sind siegreich durch die Thatsachen aus dem Felde geschlagen; sie hat sich consolidirt, sie hat ein beträchtliches Vermögen angesammelt (über eine Million Mark), sie hat ein eigenes Haus, eine eigene Zeitung; an ihrer Spitze stehen die gebildetsten und bedeutendsten deutschen Künstler, sie zählt tausende von Mitgliedern, die den vornehmsten und den allerbescheidensten Bühnen in den ersten und geringsten Stellungen angehören — mit einem Worte: die Genossenschaft ist eine reelle Macht geworden. Die Autorität, die sie jetzt schon besitzt und die noch mit jedem Jahre ihres Bestehens naturgemäß anwachsen wird, hat auch der oberste Leiter der deutschen Bühnen, der Generalintendant der vereinigten Hoftheater von Berlin, Hannover, Kassel und Wiesbaden, Herr von Hülsen, durch seine persönliche Begrüßung der Delegirten anerkennen wollen.

Auf die Verhandlungen, die sich in der Hauptsache um die interne Frage drehten, wie die angesammelten und noch anzusammelnden Capitalien am gedeihlichsten zum Nutzen der Genossenschaft zu verwerthen seien, ob als Rente oder als Pension, soll hier nicht eingegangen werden. Die Zeit wird lehren, ob sich die Delegirten ihres diesmaligen Beschlusses, durch welchen die Präsidialvorlage verworfen und an Stelle der vorgeschlagenen Rente die Feststellung einer Pension für die nicht mehr leistungs- und erwerbsfähigen Künstler gesetzt wurde, zu erfreuen haben oder ob, wie die Statistiker prophezeien, dieser Beschluß, da er in Verkennung der wirklichen Thatsachen gefaßt sei, als utopistisch früher oder später werde beseitigt werden müssen.

Mit einem andern Beschlusse haben die Delegirten das häusliche Gebiet verlassen und sich auf das allgemein staatliche gewagt. Sie haben sich dahin geeinigt, eine Eingabe an den Reichstag zu richten, welche um die Aufhebung der Theaterfreiheit petitioniren soll. Dieser Schritt ist für das Ansehen der Genossenschaft, für die wir nur die Gefühle der wärmsten Sympathie empfinden, nicht ganz gefahrlos. Wir wollen hier die unendliche Frage wegen der Theaterfreiheit nicht einmal flüchtig berühren, es soll sogar zugegeben werden, daß wir bis jetzt von den Segnungen dieser Freiheit nicht sehr erbaut sein können. Aber es liegt eben in der Natur einer jeden durchgreifenden Reform, daß sie zunächst die ernsthaftesten Interessen schädigt, daß sie überstürzt und verderblich erscheint und die Sehnsucht nach den liebgewordenen Gewohnheiten des früheren Zustandes hervorruft, daß sie aber trotz alledem, insofern sie eine freiheitliche Entwicklung involvirt, schließlich den Bedenken der kurzsichtigen und ängstlichen Zeitgenossen obsiegt. Wäre die Culturgeschichte nicht mit großartiger Geringschätzung über solche Angstrufe der Interessirten zur Tagesordnung übergegangen, so hätten wir heute noch die Leibeigenschaft, die Zünfte, die Privilegien, die Postschnecke und sonstige berechtigte Eigenthümlichkeiten der guten alten Zeit, von denen keine einzige durch den Fortschritt beseitigt ist, ohne das Lamento der zunächst stehenden Zuschauer hervorzurufen. Es läßt sich doch annehmen, daß die Gesetzgeber, als sie die Concession für das Theaterwesen beseitigten, sich ungefähr überlegt, was sie gethan haben; und die Bühnenangehörigen hätten gewiß wohl daran gethan, bevor sie einen so weit gehenden Beschluß faßten, die Sache gründlich durchzuberathen. Was in der Versammlung zur Befürwortung dieses Beschlusses gesagt worden ist, wird weder die Gegner der Theaterfreiheit befriedigt, noch die Feinde derselben irgendwie belehrt haben.

Digitized by Google

Wenn sich gegen den Inhalt dieser Verhandlungen Mancherlei mit Fug und Recht einwenden läßt, so verdient dagegen die Form, in welcher dieselben von statten gingen, die uneingeschränkteste Anerkennung. In der Versammlung herrschte ein Ernst, eine Würdigkeit, ein parlamentarischer Tact, die wir als passendes Weihnachtsgeschenk manchen berufenen gesetzgebenden Versammlungen empfehlen könnten. Sogar jener elsässische Abgeordnete, der sich „Guerber" schreibt und von dem man daher nicht weiß, ob er „Gu-erber" oder „Gürber" oder ganz gewöhnlich „Gerber" ausgesprochen wird, und der sich in dem letzteren Falle allenfalls auch „Guèrbre" oder auch „Guerrebre" schreiben könnte — sogar dieser hätte sich ein Beispiel daran nehmen können; er würde in diesem Falle den in jeder Beziehung ungehörigen Ausfall gegen die Schauspieler, der in der Delegirtenversammlung die verdiente Zurückweisung erfuhr, sicher unterlassen haben.

Die Redegewandtheit der dramatischen Künstler ist etwas ganz Auffälliges. Bis auf einige wenige, die, „unvorbereitet wie sie sich hatten", mit einer wohl präparirten und bis auf's „und" memorirten Rede die Berufsgenossen zu enthusiasmiren hofften, deren schöne Absicht aber regelmäßig durch die unbarmherzige Klingel des Präsidenten vereitelt wurde, sprachen fast alle Künstler, die sich an der Debatte betheiligten, sachlich, ohne Phrase, ohne Flickworte, geläufig und gut. Redner wie z. B. Hugo Müller (Dresden), Anders (Nürnberg), Savits (Weimar), würden sich in jeder parlamentarischen Versammlung durch die logische Gliederung ihrer Rede, und den knappen und gewandten Ausdruck Geltung verschaffen können.

Das größte parlamentarische Talent unter den dramatischen Künstlern ist aber unstreitig Ernst Possart, der die Verhandlungen leitete. Possart ist kein zünftiger, kein schulgerechter Parlamentarier; gegen die strengen Regeln verstößt er — sicherlich mit reiflicher Ueberlegung — sehr oft; er schneidet Erörterungen ab, die formell ihren ununterbrochnen Fortgang haben müßten, er wirft überflüssige nnd verwirrende Anträge, wie sie immer in solchen Versammlungen sich an's Licht drängen, einfach zu den Todten, er combinirt selbstständig eine ganze Summe von solchen Vorschlägen zu einer einfachen faßlichen Fragestellung, er stellt unter Umständen selbst einen solchen Antrag, ohne das Präsidium abzugeben — kurz und gut, er gestattet sich geflissentlich eine Reihe von Willkürlichkeiten, die mit dem strengen Parlamentarismus gewißlich nicht zu vereinbaren sind; aber wie recht thut er daran! Wie weiß er durch sein despotisches Vorgehen die Debatte, die immer die centrifugale Bewegung annehmen möchte, auf die wirkliche Frage zurückzuführen, wie meisterhaft versteht er es, die Versammlung zusammenzuhalten und bei der Sache zu halten, den Rednern bei jedem überflüssigen Excurse ein Beinchen zu stellen und sie immer im rechten Augenblick zur Sache zurückzuklingeln! Mit welchem Scharfsinn weiß er der langen Rede kurzen Sinn zu resümiren und den wohlgefälligen Rednern die Pointen vorweg zu nehmen, so daß ihnen die Lust am Reden verleidet wird!

Wieviel Zeit Possart auf diese Weise gewinnt, ist gar nicht zu sagen. Ein weniger energischer, weniger kluger und weniger dialektisch gewandter Vorsitzender würde niemals das vorgeschriebene Pensum innerhalb der knapp bemessenen Zeit zu erledigen im Stande sein. Possart macht das Unmögliche möglich, und die Genossenschaft kann sich Glück wünschen, ein so seltenes parlamentarisches Talent zu ihren Mitgliedern zu zählen.

Paul Lindau.

„Hôtel Godelot."

Komödie in 3 Acten von Sardou und Crisafulli.

(Zum ersten Mal aufgeführt am Residenztheater.)

Keine literarische That, aber ein amüsantes Stück; keine verwickelten Probleme des socialen Rechtes, keine geistreichen Bemerkungen zur Pathologie der Gesellschaft — sondern nur sehr viel Uebermuth und oft etwas possenhafte Situationen. Das größte Wunder liegt darin, daß selbst aufmerksame Beobachter im ganzen Stück keinen Ehebruch zu entdecken im Stande sind — nicht einmal die Möglichkeit dazu. Es geht durch alle drei Aufzüge der anständigste Ton und nur bei einer Stelle würde sich eine strenge Mutter genöthigt sehen, ihre Töchter zum Erröthen aufzufordern.

Der Stoff von „Hôtel Godelot" ist nicht überraschend neu, denn ein Irrthum in dem Stande einer Person zieht die ganze Reihe der komischen Situationen nach sich. Herr Godelot ist ein reicher Grundbesitzer in Montélimar, und von einer Gastfreundlichkeit, die seinem Hause den Beinamen „Hôtel" eingetragen hat. Außer einer widerspruchseligen Frau und einer Tochter, die schon elf Freier abgewiesen hat, besitzt er einen Freund in Paris, Herrn Bertin. Dieser hat ihm angezeigt, daß sein Sohn „Olivier Bertin" nach Montélimar kommen werde: „er habe ihm die Annehmlichkeiten des Hôtels Godelot bereits geschildert. Olivier soll heirathen und zwar das Töchterchen Godelots, aber man darf ihn ja nichts von den Plänen merken lassen, denn er sei Ehefeind und verkehre lieber mit Damen, die, — die noch nicht vermählt seien. Er würde bei Godelot erscheinen unter der Angabe, die Umgegend photographisch aufnehmen zu wollen — das sei der neueste Sport des liebenswürdigen, aber ein wenig beschäftigungslosen Mannes." Das ist der Inhalt des Briefes. Der Hausherr instruirt seine tölpelhaften Diener, ordnet das Diner an, und befiehlt der Tochter Miette, sich in ihrem Zimmer zu halten, um den Jüngling nicht kopfscheu zu machen. — Er erscheint, und durch Zufall — der im Stück überhaupt eine große Rolle spielt — kommt eben ein Freund von ihm, Paul Ridel, der aus einem benachbarten Kloster seine Angebetete, deren Hand man ihm verweigert hat, entführen will; um $10\frac{1}{2}$ Uhr Nachts erwartet ihn das Mädchen an einer kleinen Gartenpforte. Die beiden jungen Herren benehmen sich nun ohne jeden Zwang, behandeln Herrn und Frau Godelot als Wirthsleute; Godelot ist entsetzt über die Pariser Manieren der jugendlichen Gäste.

Der ganze erste Act ist höchst unterhaltend. Im zweiten, der nach dem Diner spielt, zu dem Godelot die beste Gesellschaft von Montélimar eingeladen hatte, zeigen sich die ersten Folgen des Mißverständnisses — die Gäste entfernen sich, empört über das Benehmen der jungen Männer, und in dem gutmüthigen Hausherrn beginnt der Zorn zu erwachen, so daß er den Entschluß faßt, die Herren Pariser los zu werden. Paul muß fort, um die wichtige Zusammenkunft nicht zu versäumen. Bertin bekommt sein Schlafgemach angewiesen. — Wir erfahren, daß die kleine Miette ihren „Zwölften" bereits gesehen hat und daß er ihr sehr gut gefällt. Durch einen Zufall hat Olivier seine Cigarrentasche im Salon liegen gelassen, und sendet den betrunkenen Diener — die Dichter haben uns bereits auf die Unmäßigkeit desselben vorbereitet — in den Salon, dieser aber sieht nichts, und sein Gebieter muß selbst das Verlangte suchen kommen. Ein Luftzug verlöscht das Licht und Olivier will die Kerze an dem verglimmenden Kaminfeuer anzünden, wobei er sich den Finger verbrennt. Der Wehlaut und das Geräusch wecken die Tochter des Hauses, die nun auf der Bühne erscheint. Die sich entwickelnde Scene ist sehr gut, aber ein wenig zu lang. Olivier hält Miette für ein Stubenmädchen. Im ersten Act hat er seinem Freunde entdeckt, daß er eigentlich kein Ehefeind sei, aber seinen Mädchen gegenüber an einer unbesiegbaren Schüchternheit leide; so sei er aus reiner Furchtsamkeit ein Roué geworden, weil er in gewissen Kreisen eben keine Furcht zu haben brauche. Dem Dienstmädchen gegenüber ist Olivier nun ganz lebendig und liebenswürdig — er machte ihr eine Erklärung, aber heirathen wolle er sie nicht. Plötzlicher Lärm stört das Gespräch. Vor dem Thore des „Hôtels" ertönt Lärm; Paul kehrt zurück. Sein Kutscher, erzählt er, war auch trunken gewesen, so daß er selbst das Gefährt habe leiten müssen. Vor der Pforte des Klostergartens habe bereits ein Wagen gewartet. Aus Angst, bei der Entführung gehindert zu werden, habe er nun den Fiacre durch ein Geldgeschenk bewogen, davonzufahren. Dann sei die Geliebte erschienen; ohne sich Zeit zu lassen, ihr die Hand zu küssen, habe er sie in den Wagen gehoben, sich auf den Bock geschwungen nnd dann gings vorwärts in rasendem Carrière, bis das Gefährt an einem der Prellsteine des Hôtel Godelot zertrümmert sei. — Das Haus wird lebendig, man bringt die ohnmächtige Dame, tief verschleiert, in das Zimmer Miettes. Godelots Geduld hat die Grenze erreicht; er sammelt seine Diener und will die beiden Ruhestörer mit Gewalt vertreiben. Aber die tapfere Garde flieht sammt ihrem General bei dem ersten Sturm, und die Sieger verrammeln den Eingang mit den Möbeln des Salons, als Geißel die Tochter Godelots zurückbehaltend.

Der dritte Act bringt die naturgemäße Entwickelung. Godelot holt den Friedensrichter herbei, um die beiden Unruhstifter, in erster Linie den Entführer Paul, verhaften zu lassen, der aber mit dem Cabriolet des Beamten entflieht. Die Entführte entpuppt sich als eine alte Lehrerin, die Herrn Paul einen Brief hatte übergeben sollen, der die Einwilligung

Digitized by Google

zur Heirath ankündigt; alle Mißverständnisse lösen sich und „Er" und „Sie" dürfen sich angehören. Das ist kurz der Hauptinhalt. So toll das Ganze ist, verläugnet es die französische Technik in keiner Scene. Wenn man von einigen starken Zufällen absieht, ist die Motivirung sogar zu loben; jedenfalls ist „Hôtel Godelot" ein eben so gutes Stück, als ein Theil der deutschen Possen, die vom Zuschauer fordern, daß er in der Garderobe mit seinem Ueberrock zugleich jedes Gefühl für Unmöglichkeiten, — jede Kritik ablege.

Die Vorstellung war vortrefflich — das Zusammenspiel so flott und lebendig, daß man selbst die Unwahrscheinlichkeiten nicht fühlte. Von den Herren sind Keppler (Godelot), Beckmann (Bertin), Haack (Paul) und Lüppschütz in der Episode des Sauvagine mit rückhaltslosem Lobe zu nennen; von den Damen Frau Ernst und Frl. Ramm, die sichtbare Fortschritte macht und deren Talent für muntere Rollen sich so entfaltet hat, daß man über die reizenden Nüancen ihres Conversationstons herzliche Freude haben kann. Die Regie des Directors war musterhaft.

O. v. Leixner.

Opern und Concerte.

„Der Widerspänstigen Zähmung." Komische Oper in 4 Acten nach Shakespeares gleichnamigem Lustspiele frei bearbeitet von Jos. Vict. Widmann. Musik von Hermann Götz. Fräul. J. Wenzel, Stern'scher Verein, Carlotta Patti, Sivori, Door, Sarasate.

Ist es nicht ein komisches Ding um die deutsche komische Oper? Einmal klagen die Componisten, daß ihnen ein guter Text fehlt, dann klagen die Dichter, daß zu ihrem besten Text der richtige Componist fehle; und wenn einmal ein guter Text und der passende Componist zusammenkommen, dann fehlt — das Publicum. Schon der reizenden kleinen Oper Wüersts „Ringfohi" ist nicht die verdiente Anerkennung geworden, und „die bezähmte Widerspänstige", welche eine Fülle von geistreichen und originellen Nummern bietet, wurde bei der ersten Aufführung am 11. December zwar freundlich aufgenommen, aber bei weitem nicht mit jener lebhaften Zuvorkommenheit, deren sich viel weniger bedeutende Opern zu erfreuen hatten. Wie sehr wurde z. B. jede einigermaßen melodische Wendung, jede gemüthliche Banalität in dem liebenswürdigen Singspiele „das goldene Kreuz" beklatscht! und wie viele feinste und geistreichste Züge in der „Widerspänstigen" blieben unbeachtet! Die Prüfung der Gründe solcher Erscheinungen würde auf ein weites, dürres Feld der Speculation führen; die grüne Weide gehört dem richtigen Instinct, und ein altes arabisches Sprichwort sagt: „ein Quentchen Glück wiegt mehr als ein Pfund Verstand".

Der Verfasser dieser Besprechung kann nach wiederholter Prüfung der oben bezeichneten Oper am Claviere, vor und nach der Aufführung, nur seine feste Ueberzeugung aussprechen, daß sie bei manchen Mängeln, die er nicht unerwähnt lassen wird, doch des Schönen und Interessanten Vieles und Mannigfaltiges bietet, eine allgemeine Kenntnißnahme verdient; ja er glaubt mit Bestimmtheit, daß sie nach und nach dauernde Wurzeln fassen und sich in den Bühnen einbürgern wird.

Der Text ist eine „freie", aber sehr geschickte und wirksame Bearbeitung Shakespeares. Die Scenen sind nicht blos mit glücklichem Griffe gewählt, sondern auch vortrefflich für musikalische Composition eingerichtet. Wäre dem Dichter gelungen, im vierten Acte einige Längen zu vermeiden, vielleicht die ganze Essen-Scene bei Seite zu lassen, so wäre Das dem ganzen Werke zu gut gekommen; das lange Schelten Petruchios mit den Dienern ist entschieden kein musikalischer Vorwurf; und ich möchte behaupten, daß noch jetzt eine wohlthätige Kürzung herbeigeführt werden könnte, wenn man den vierten Act gleich mit der großen Arie Katharinens beginnen ließe und die vorhergehenden Scenen, die Klagen der Diener über die Plackereien Petruchios und sein Duo mit Katharinen am Mittagstische, striche. Aber mit Ausnahme dieser, welche der Textdichter dem Originale nachgebildet hat, und deren Streichung nur im Interesse des rascheren und wirksameren Ganges zu wünschen ist, und einiger kleinen Zwischensätze, auf die noch hingewiesen wird, wüßte ich nicht eine Scene, welche nicht Zweckmäßigkeit und geschickteste Arbeit vereint. Die Prüfung der Musik in ihren Einzelheiten läßt überall den feinfühligen, geistreichen Musiker erkennen, dem künstlerischer Anstand angeboren war, der nicht anders als nobel musikalisch denken konnte, und der dabei doch eine ganz ungewöhnliche Gabe für dramatische Auffassung der einzelnen Situationen und Charaktere besessen hat. Seine Arbeit zeigt in jedem Tacte den durchgebildeten Künstler, der ganz genau wußte, wie Das und Jenes gemacht werden soll, und der es machen konnte. Seine Behandlung des Orchesters ist immer eine sehr geschickte, oft eine meisterhafte. Vielleicht hat er gerade dem Orchester manchmal eine zu große Thätigkeit eingeräumt; die Instrumentation ist so reich, daß sie die Melodien deckt, manchmal sind auch die Motive in das Orchester gelegt, während die Stimmen sich mehr im Parlando bewegen. Vielfach ist die Behauptung aufgestellt worden, der Componist der „Widerspänstigen" habe sich die „Meistersinger" zum Muster genommen. Und es läßt sich nicht läugnen, daß Manches im Bau und in der Entwicklung der melodischen Sätze an jene Wagner'sche Oper erinnert. Aber erstens ist das Befolgen des Vorbildes in dieser Richtung, d. h. im orchestralen Aufbau, kein Fehler, zweitens enthält die Oper doch genug des Eigenthümlichen, das weit entfernt liegt von Nachahmung oder auch nur von Anlehnen. Das gesteht selbst Prof. Hanslick in Wien, gewiß ein competentester Richter, und Einer, der Nachsicht gegen Wagner-Nachahmung sicherlich nicht übte (Deutsche Rundschau vom 8. Mai 1875). Er bemerkt sogar, der Componist habe vielfach versichert, die „Meistersinger" seien ihm in der Partitur gar nicht, im Clavierauszuge kaum oberflächlich bekannt gewesen.

Sei dem nun wie immer, fest steht das Eine, daß „der Widerspänstigen Zähmung" ein Werk ist, das auf einer hervorragenden Stufe steht; fragen wir auch nicht weiter nach Dem, was der hochbegabte, der Kunst leider so früh entrissene Tondichter noch hätte leisten können — so nahe diese Frage auch liegt —, sondern achten wir sein Andenken durch Schätzung und Anerkennung Dessen, was er geleistet hat.

Die Ouvertüre ist geistreich und fein geabeitet, ermangelt aber des richtigen Zuges, um im Theater Effect zu machen. Die erste Serenade Lucentios enthält eine sehr hübsche melodische Phrase, die vielleicht weiter ausgesponnen werden mußte, anstatt durch den hinter der Scene ertönenden Chor der unzufriedenen Dienerschaft unterbrochen zu werden; sie tritt nicht genug hervor. Der folgende Chor der aus dem Hause eilenden Diener, die durchaus nicht mehr bei der zänkischen Katharina bleiben wollen, sich in breiten Klagen ergehen, dem besänftigenden Papa Baptista und seiner vom Balcon herab scheltenden Tochter derb antworten, bis sie sich von des Ersteren Versprechen höheren Lohnes und Weinspendung bewegen lassen zu bleiben, dann in's Haus zurückkehren, und drinnen beim Weine noch jubiliren, ist musikalisch trefflich erfunden und gearbeitet, aber vom Standpunkte der dramatischen Wirksamkeit entschieden etwas zu lang; hier erscheint eine Kürzung angezeigt. Das nun folgende Duett zwischen Lucentio und Bianca ist so lieblich, daß man eine hie und da auftauchende Wagner'sche Wendung gerne überhört. Ganz originell und echt komisch ist Hortensios, des alten verliebten Gecken Erscheinen und seine „von ihm erfundene" Serenade, welche die Bläser auf der Bühne executirten; etwas minder wirksam das Trio Baptistas des Vaters und der beiden Freier von Bianca, denen Jener erklärt, daß erst nach Katharinas Vermählung die jüngere Tochter eine Werbung annehmen dürfe und bis dahin sich mit den Wissenschaften und Künsten trösten müsse. Dagegen sind das Duett der sich gegenseitig hänselnden Lucentio und Hortensio wieder ganz charmant, und der Eintritt Petruchios — dem allein vom Componisten eine Art von Leitmotiv zugetheilt wurde —, sein Zwiegespräch mit Hortensio, die Arie, in welcher er Katharina als das einzige Weib erklärt, das er lieben kann, endlich die kleine Cantilene am Schlusse des ersten Actes: „Ich liebe dich" Werke eines sehr bedeutenden Talentes. Das Duett Katharinens und Biancas zu Anfange des zweiten Actes erscheint mir als die schwächste Nummer der Oper; selbst die recht gut erfundene Arie: „Ich will mich Keinem geben" bleibt hinter der Erwartung zurück, welche die so gelungene Charakteristik Petruchios im Hörer erregt hatte. Von da ab jedoch steigert sich das Interesse von Nummer zu Nummer. Die Empfangsscene zwischen Baptista und Petruchio ist charmant; ebenso das Zwiegespräch, in welchem der Vater den Werber um Katharinen vor deren Launen warnt, und die Antwort: „Zahm soll sie werden, wie Zephyrwind"; das Duett zwischen Petruchio und der Widerspänstigen mit dem Zwischenarioso: „Er macht mir bang", ist ein Meisterstück. Der Schlußchor gibt Zeugniß von einer sichern Handhabung der Form, die gewöhnlich nur durch langjährige Uebung und Erfahrung erlangt wird.

Der dritte Act ist der Höhepunkt des Werkes. In ihm fällt die künstlerische Erfindung mit der unmittelbaren Wirkung zusammen. Gleich das Anfangsquartett: „Wie es scheint, warten wir vergebens", stimmt das

Digitized by Google

Publicum heiter; die darauf folgende im Walzertempo gehaltene Anrede Baptistas an die Hochzeitgäste ist das denkbar schmuckste, graziöseste kleine Baßarioso, und der kurze Antwortchor: „Wie ist es möglich", erinnert an die schönste Zeit Schumann'scher Humoristik. Die Unterrichtsstunde Biancas, in welcher zuerst Lucentio als Sprachlehrer verkleidet ihr die ersten Verse der Aeneide erklärt, und (statt der Uebersetzung) eine Liebeserklärung zuflüstert, ihre Antwort, worauf dann Hortensio als Musiklehrer die 8 Töne der Scala von c zu c über einer Begleitung in Fdur singt, und jeden Ton mit einer Liebesphrase begleitet, hat auf das Publicum zündend gewirkt, und bietet noch in diesem Augenblicke dem Verfasser dieser Besprechung die Erinnerung eines fröhlichen Kunstgenusses. Petruchios späte, nicht mehr gehoffte Ankunft zur Hochzeit, und seine Unterhaltung mit Baptista, Katharinen nnd den Anderen ist sehr wirksam — der Chor der Dienerschaft, welche den Tisch zum Festschmause herrichten, ist sehr gut, aber den Gang der Handlung aufhaltend; auch die Schlußscene könnte gekürzt werden. Daß im vierten Acte die ersten zwei Scenen zu beseitigen sind, haben wir schon zu Anfang des Artikels angedeutet, und können den Directionen, welche das geniale Werk vorführen wollen, nach wiederholter Prüfung des Clavierauszuges die Streichung dringend anrathen. Die große und schöne Arie Katharinas kann nur gewinnen; auch wird der Hörer sofort in die richtige Stimmung gebracht, wenn nach dem Gepolter der Widerspänstigen in den zwei vorhergehendeu Acten der vierte ihm die nunmehr *Bezähmte* gleich zu Anfange zeigt. Die dieser Arie folgende, sehr geistreich componirte Scene mit dem Schneider und Petruchios Dazwischenkunft wird ihren Effect um so weniger verfehlen, wenn der Act nichts Gleiches vorher gebracht hat; und das sehr schöne Duett zwischen Katharina nnd Petruchio, der sich nun in seiner wahren Gestalt als der liebende Gatte zeigt, mit dem Chore der herbeikommenden Verwandten und Gäste gibt dem Ganzen den besten Schluß.

Der geneigte Leser aber, der dieser Besprechung seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, wird sich vielleicht bewogen fühlen, die Oper einmal anzuhören; und wenn er sich dabei vornimmt, über manchen Längen und Schwächen des vielen Schönen und Geistreichen im Werke nicht zu vergessen, so wird er dazu beitragen, daß es nicht von dem Repertoire verschwinde. — Die Aufführung war eine vortreffliche. Fräulein Minnie Hauck in der Titelrolle erfreute wie immer durch die glockenreine Intonation ihrer schönen Stimme und durch die Feinheit ihres Vortrages. Nicht minderes Lob verdiente Fräulein Grossi als Bianca, gleich liebenswürdig in Gesang und Spiel. Herr Beck hatte als Petruchio die schwierigste, aber auch die dankbarste Rolle. Nicht Alles gelang dem geschätzten jungen Künstler in gleichem Maße; im Ganzen jedoch füllte auch er seinen Platz vortrefflich. In Herrn Ernst fand die Rolle des Lucentio einen ausgezeichneten Interpreten, ganz vorzüglich war Altmeister Salomon als verliebter alter Hortensio, und Herr Fricke als Baptista. Die kleinen Rollen des Schneiders und Grumio wurden von den Herren Sachse und Oberhauser wirksam dargestellt. Dem Chore und dem Orchester fiel in diesem Werke keine geringe Aufgabe zu; sie lösten sie vortrefflich unter Capellmeister Radeckes sicherer und feuriger Leitung. Das Haus war ganz gefüllt, da dem Werke ein bedeutender Ruf voranging, und die Neugier des Publicums rege war; über die Aufnahme ist schon oben gesprochen worden; hoffen wir, daß nach und nach das Publicum dieser feinen, geistreichen und nobeln Musik ihr Recht zuerkennen, und einsehen lernen wird, daß eine *deutsche* komische Oper nicht nach französischer Conversations- noch nach der italienischen Buffo-Oper zugeschnitten sein kann, sondern sich ihren Anzug erst selbst anfertigen muß. Sie hat keine Vorbilder; Dittersdorf und Lortzing kann doch ein heutiger Componist nicht als Muster betrachten, und Figaros Hochzeit ist auf einen *italienischen* Text gesetzt, in vielfacher Benutzung damaliger *italienischer* Formen, von dem größten *deutschen* Tondichter. Die deutsche komische Oper wird erst dann sich entfalten können, wenn das Publicum sich genau vergegenwärtigt, daß die deutsche anständige Lustigkeit eine andere ist, als die anderer Nationen. —

Die Concertwogen gehen in dieser Saison sehr hoch, und im Tonmeer scheint sich eher eine Springfluth vorzubereiten als eine Ebbe. Es ist dem Verfasser dieses Berichtes nicht möglich, alle Concerte zu besuchen, geschweige darüber zu schreiben; der geneigte Leser muß ihm das Vertrauen schenken, daß er kein wirklich interessantes unbesucht und unerwähnt läßt. Eine junge Pianistin, Fräulein Wenzel, bekundete in einem zahlreich besuchten Concerte bedeutendes Talent und eine eigenthümliche Individualität, die sich im romantisch Leidenschaftlichen sicherer bewegt, als in den ruhigeren breiteren Formen; ein Moment musical von Schubert, das Cis-moll vom Nocturne gelangen ganz vorzüglich; in Bach's sehr schwerer G-moll-Suite zeigte sie eine großartig entwickelte Technik, die ihr in der Gigue sehr zu Statten kam, dagegen in den anderen Theilen zu sehr auf Kosten des Vortrags hervortrat. Wenn die noch sehr junge talentvolle Dame ihr Feuer etwas dämpfen und nur dort leuchten lassen will, wo der lichte Schein die Wirkung wirklich erhöht, so wird sie gewiß eine der ersten Stellen unter den zahlreichen Virtuosinnen einnehmen; Begabung ist in reichem Maße vorhanden. Carlotta Patti und Sivori gaben ein Concert, in welchem sie ihre längst bekannten und anerkannten Vorzüge blendender Virtuosität und graziösester Vortragsweise in Allem, was zum Technischen gehört, neuerdings entfalteten. Im selben Concerte spielte Herr Door, Professor am Wiener Conservatorium, das G-moll-Concert von Saint-Saëns, und erwarb sich allgemeine warme Anerkennung als ein ebenso musikalisch wie technisch durchgebildeter Künstler; sein Anschlag ist markig und sicher, sein Vortrag durchaus klar, rhythmisch und geistreich.

Der Stern'sche Gesangsverein brachte unter Professor Stockhausens Leitung Schumanns „Paradies und die Peri" zu Gehör. Es war entschieden die beste Aufführung des herrlichen Werkes, die seit langer Zeit hier stattgefunden hat. Die Chöre leisteten Vortreffliches in Genauigkeit, Reinheit und Schönheit des Vortrags, manche Pianostellen klangen bezaubernd. Die Sängerin der Peri, Frl. Fillunger, besitzt eine kräftige Höhe; die Mittellage dagegen ist kaum hörbar, der Vortrag war vielfach manierirt. Die andern Solistinnen, Mitglieder des Vereins, erfreuten durch schöne, frische Stimmen und natürlichen Gesang. Es bleibt noch eines Concertes für das Augustaspital zu gedenken, in welchem der schnell berühmt gewordene Violinvirtuose Sarasate hier zum ersten Male auftrat. Um den Damen den gebührenden Vortritt zu lassen, sei erwähnt, daß Fräulein v. Mühler, die Tochter des verstorbenen ehemaligen Cultusministers, sich im Mendelssohn'schen Clavierconcerte als eine sehr musikalisch gebildete Dilettantin zeigte, und daß Fräulein Schulze, eine sehr talentreiche Schülerin von Fräulein Jenny Meier, durch ihre schöne Altstimme und angenehmen Vortrag allgemeine Anerkennung errang. Was nun Herrn Sarasate betrifft, der in Leipzig und Wien „Furore" gemacht hat, so muß ein für allemal festgestellt werden, daß er der größte Geigentechniker ist, der vielleicht je existirt hat. Wenn man ihn hört, so kommt man fast auf den Gedanken, alle bisher componirten Stücke seien ihm viel zu leicht, und er bedürfe eines eigenen Componisten für sich. Was er in den rapidesten Läufern, Staccati, Trillern, chromatischen Gängen, Doppelgriffen u. s. w. leistet, grenzt an das Wunderbare. Dabei ist der Ton immer sicher und anmuthig, gerade in den höchsten Lagen von einer wahrhaft glasglockenartigen Reinheit und Lieblichkeit; und in den größten Schwierigkeiten entfaltet Herr Sarasate die meiste Leichtigkeit und Grazie. Kurz, er ist ein Hexenmeister! — Das ist nun die *rein objective* Meinung des Verfassers. Soll er nun seine subjective künstlerische Ueberzeugung über diese Erscheinung sagen, so bittet er den Leser um Erlaubniß, eine kleine Geschichte zu erzählen: Vor vielen Jahren war er ein eifriger, vielleicht nicht ganz ungeschickter Turner in Wien. Unter seinen fröhlichen Genossen befand sich ein schöner und liebenswürdiger Jüngling, der in allen Turnkünsten das Erstaunlichste leistete. Auf einem anderthalb Zoll dicken, hohen Eisenbarren, auf welchen selbst die Geübteren nur sitzen konnten, wenn sie sich mit einer Hand festhielten, saß er frei und unvergleichlich graziös, wie in der Luft schwebend, und wandte und neigte und streckte sich, wie Einer, der im behaglichen Lehnstuhle die bequemste Lage sucht. Bewundernd blickten wir Alle auf ihn, selbst der Director der Anstalt, Hr. v. Stephani, pries ihn mit neidlosem Entzücken. Der Zufall wollte, daß der Verfasser dem jungen Manne nach einem Zwischenraum von mehreren Jahren in den Kärnthner Alpen begegnete und gemeinschaftlich mit ihm eine Bergfahrt unternahm. Er — der Erzähler — ging ziemlich langsam, wie Einer, der nicht blos seine Glieder schonen, sondern auch die Schönheiten der Natur mit aller Ruhe genießen wollte. Der Andere aber kümmerte sich nicht um Thäler und Seen und Wälder, nicht um Fernsichten und Gebirgsformationen, seine Absicht war, „recht viel steigen und klettern", und ohne Affectation versicherte er, ihm sei nur recht wohl in der Region der Schneefelder, der Gletscher und Abgründe, wo man sich in Acht nehmen muß, um nicht den Hals zu brechen. Er schwärmte für den Großglockner, nicht weil er so großartig, sondern weil er die gefährlichste Parthie war. So setzte er denn auch bei jeder Gelegenheit ganz ohne alle Nothwendigkeit über Felsstücke und Vertiefungen, nur um „in der Uebung zu bleiben".

Digitized by Google

Mit einem Male glitt er an einer ganz ungefährlichen mit glattem Moos bewachsenen Stelle aus und fiel. Wie ein Federball sprang er gleich wieder auf, hatte sich aber doch die Nase geschunden.

Wenn nun der freundliche Leser diese Erzählung als eine Kunstparabel betrachten will, so wird er auch des Verfassers subjective Meinung über das Geigenmeteor und dessen Richtung erkennen.

H. Ehrlich.

Notizen.

Das Testament des Cardinals Antonelli hat vor einigen Tagen viel von sich reden gemacht und eine interessante Polemik zwischen den clericalen Organen und ihren Gegnern in Frankreich und Italien veranlaßt. Der verstorbene Kirchenfürst hat bekanntlich seinen Verwandten mehrere Millionen, dem Papst dagegen nur ein Crucifix hinterlassen, das auf seinem Schreibtisch stand. Außerdem vermachte Antonelli fünf und zwanzig Franken für das Spital San Spirito und weitere fünf und zwanzig Franken für die heiligen Stätten in Jerusalem. Das war Alles. Der Peterspfennig ging leer aus und die clericalen Blätter, durch welche diese Thatsachen bekannt wurden, haben die Meldung mit sauersüßen Randglossen begleitet. Das Pariser Univers nahm sich darauf des Cardinals an, aber mit wenig Glück. Der Vorgang hat im Uebrigen nur ein Interesse der Curiosität und wir möchten daraus keine weiteren unehrerbietigen Schlüsse auf Kosten der Frömmigkeit Antonellis ziehen. Der Culturkampf bewegt sich ohnehin jetzt in etwas milderen Formen. Hat doch selbst Windthorst neulich über sich gewonnen, die Befriedigung auszudrücken, mit welcher ihn die Orientreden des Reichskanzlers erfüllt hätten. Malitiöse Leute wollten allerdings wissen, der Abgeordnete für Meppen sehe der Aufhebung des Sequesters, unter welchem das Vermögen seines angestammten hannoverschen Königs seufzt, hoffnungsvoll entgegen und er wolle deswegen den Fürsten Bismarck bei guter Laune erhalten. Andere fanden diese Erklärung des Windthorst'schen Bravos zu subtil und meinten, der clericale Führer habe durch seinen Beifall den Kanzler einfach compromittiren wollen. Wie es sich auch damit verhalten mag, die früher so streitbare Partei beobachtet ersichtlich seit einiger Zeit eine gewisse Zurückhaltung. Auch das Regierungslager erblickt allem Anschein nach in dem Krieg mit der römischen Clerisei nicht mehr wie früher die ausschließliche Aufgabe eines menschenwürdigen Daseins. Vielleicht ist die Warnung guter Freunde, man möge sich hüten, daß der Culturkampf nicht durch eine gewisse Monotonie langweilig werde, auf keinen ganz unfruchtbaren Boden gefallen. Der Rath war gewiß wohlberechtigt und konnte sich auf mehr als ein lehrreiches Beispiel berufen. Man erzählt, ein englischer, hyperorthodoxer protestantischer Prediger habe jeden Sonntag entsetzlich gegen den Papst gedonnert. Der Gemeinde wurde das endlich zu viel und sie beschwerte sich bei dem Bischof des Kirchensprengels. Dieser richtete ein abmahnendes Schreiben an den Pfarrer und schlug ihm zur Abwechselung vor, das nächste Mal über den schönen Text zu predigen: Und die Erde war wüst und leer, aber der Geist Gottes schwebte über dem Wasser. Der Pastor ließ sich das gesagt sein und bestieg die Kanzel mit dem Entwurf eines Sermons über die Schöpfung im Kopfe. Kaum aber hatte er begonnen, so ging es wieder mit ihm durch und er sagte mit bewegter Stimme: Wie schön, meine Brüder und Schwestern, war es, als die Erde wüst, und Gottes Geist über den Gewässern schwebte, denn damals gab es noch keinen Papst und keine Cardinäle! So stark ist die Macht der Gewohnheit. Man möchte fast glauben, daß eine große Zahl von Leitartikeln in deutschen Blättern während der letzten Jahre ähnlich entstanden waren. Wenn die Journalisten nicht jeden Morgen zum Frühstück ein Dutzend Jesuiten abgeschlachtet hatten, da haben sie gewiß mit Percy Heißsporn ein Pfui! über diese träge Welt ausgerufen. Jetzt freilich sind sie mit dem Quartiermachen für Rußland zu sehr beschäftigt und für die Ausfälle gegen den Vatican will die Zeit nicht mehr ausreichen. Sonst ist derselbe Eifer bemerkbar. Es war übrigens in den funfziger Jahren nicht anders. Auch zu jener Zeit war die officielle Welt russenfreundlich und die andere schillerte dann natürlich slavisch. Als damals ein ehrenwerther Herr aus den höheren Ständen gefragt wurde, wie er über den Krimkrieg denke, warf er sich in die Brust und sagte: Jeder Zoll ein Russe! worauf ihn sein Widerpart bescheidentlich fragte: Wo bleibt denn der Preuße? Die Antwort soll ausgeblieben sein und vielleicht würde mancher für das Moskowiterthum begeisterte Zeitungsschreiber auch heuer durch eine ähnliche Erkundigung in einige Verlegenheit gebracht werden.

* * *

Edwart Kattner †.

In der Nacht vom 9. zum 10. d. M. starb zu Breslau im Kloster der barmherzigen Brüder an der Lungenschwindsucht der Dr. phil. Edwart Kattner, ein politischer Schriftsteller ersten Ranges, gleichermaßen achtbar durch die Unabhängigkeit seines Charakters und die Lauterkeit seiner Gesinnung, wie durch seinen kernigen originellen Stil und die Gründlichkeit seiner wissenschaftlichen Bildung. Er hat einen guten Kampf gekämpft für die Sache des deutschen Geistes gegen Slaventhum und Ultramontanismus. Ihn haßten die Dunkelmänner von Aachen bis Oberschlesien; sein nationaler Widersacher, der Pole, zog respectvoll den Hut vor ihm ab.

Kattner ist im März 1818 zu Breslau geboren, wurde zu Konitz in Westpreußen erzogen, wo sein Vater Gymnasiallehrer war, studirte Philologie zu Breslau (1840—1841) und zu Bonn (1842—1844); an letzterer Hochschule knüpfte sich das Band der Freundschaft, das ungelöst blieb, zwischen K. und Albrecht Weber, dem Sanskritgelehrten an hiesiger Universität und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Nach absolvirtem Oberlehrerexamen trat K. 1845 als Gymnasiallehrer in Konitz ein. Diese Stellung mußte er jedoch aufgeben, weil er — sich zu den Deutschkatholiken bekannte. Die nächste Folge davon war eine unausgesetzte, reiche, dem praktischen Leben zugewandte schriftstellerische Wirksamkeit, der kein körperliches Leiden, keine Mühsal des Lebens, kein Entbehren und Sorgen, sondern erst der Tod ein Ziel gesetzt hat. Sie war von vornherein deutsch-patriotischer Tendenz. Aus seinen Schriften heben wir besonders hervor: „Neun Capitel über die Ortsnamen in Preußen und Posen" (Bromberg 1861); diese Arbeit übte einen geradeswegs bedeutenden Einfluß; es sind seither über die Hälfte der Guts- und Dorfnamen, von denen sie handelt, wieder deutsch geworden, wie sie ursprünglich gewesen. Dann: „Deutsche Abrechnung mit den Polen", „Ist Polen ein Bollwerk Deutschlands?", „Preußens Beruf im Osten" (Berlin 1868). Sprachliche, geschichtliche, volkswirthschaftliche Kenntnisse gehen hier Hand in Hand mit einer von allem falschem Pathos und jeder chauvinistischen Uebertreibung freien, ehrlichen Begeisterung für deutschen Werth und deutsche Ehre. Seine Schrift „Bildung und Sittlichkeit unter dem Einfluß der Orthodoxie in Preußen" (Leipzig 1868), die ihm einen Preßproceß zuzog, erweist ihn als schneidigen Gegner geistiger Unfreiheit. Wie zahlreich vollends waren seine (übrigens fast nie anonymen) Beiträge für Zeitschriften — über die deutschen Ostseeprovinzen, über Elsaß-Lothringen ꝛc. Im Jahr 1870 übernahm er in der exponirtesten Vorhut gegen die „Nacht am Rhein" die Redaction des „Aachener Volksblattes". Er wurde als Redacteur in einen Proceß verwickelt und verurtheilt, weil er in jenem Blatt für eine Wittwe eintrat, deren Tochter im Kloster zurückgehalten wurde. Im Juli 1873 begründete er ein Organ combinirten Kampfes gegen Polenthum und Ultramontanismus zu Beuthen in Oberschlesien, dessen Leitung er unter steten Hemmungen einer oft geradeswegs verzweifelten Lage bis zum September 1875, wo dasselbe in andere Hände überging, sich angelegen sein ließ, ja dessen gesammter Inhalt aus seiner unermüdlichen Feder stammt, der auch in weiteren journalistischen Kreisen mit Achtung genannten „Oberschlesischen Grenzzeitung".

Auf dem Wege von Aachen nach Beuthen setzte er die Erfüllung eines alten Vorsatzes durch: er wurde in Jena zum Doctor promovirt; seine Dissertation handelt von „dem Wesen der Gewissensfreiheit und der sittlichen Ordnung".

Diesem tapfern Streiter für Geistesfreiheit und deutsche Cultur, gegen Ultramontanismus und Slaventhum, der an den verschiedenen Grenzmarken des Reichs, in Westpreußen, am Rhein, in Oberschlesien Wacht hielt und nie vom Posten wich, der seine körperlichen Kräfte buchstäblich in solchem mannhaften Kampf aufrieb, so daß sein frühes Ende dem Tod auf geistigem Schlachtfeld gleich gilt, wolle in unserem Volk ein ehrenvolles schlichtes Andenken bewahrt bleiben. Ihm einen Dank abzutragen, auch nachdem die treuen Augen geschlossen sind, böte sich wohl die Gelegenheit. Er hinterließ eine Wittwe und vier Kinder, kein Vermögen. An den in bedrängter Lage Hinterbliebenen ließe sich einigermaßen vergelten, was Edwart Kattner für die höchsten Güter der Nation geleistet und gelitten hat. l.

* * *

Digitized by Google

Es sind uns verspätet noch einige Weihnachtsbücher zugegangen. Das „Jugend-Album" (Stuttgart, Albert Koch) hat seinen 25. Jahrgang erreicht, ein Jubiläum, das für den Werth des Unternehmens günstiges Zeugniß ablegt. Wir begegnen den altbewährten Mitarbeitern auch in dem neuen Bande, Gustav Nieritz, Luise Pichler, Wilhelm Müller, Isidor Proschko, Eduard Mörike. Die Ausstattung ist so einfach und gediegen, wie der Text. Amely Bölte hat bei Ernst Julius Günther ein „Neues Frauenbrevier" herausgegeben, das wir vor Allem jungen Damen empfehlen. Der Inhalt des Buches ist am besten durch einige Titelangaben der Capitel bezeichnet: „Die Kunst der Sparsamkeit", „Die Feinde des häuslichen Glücks", „Die geschiedene Frau", „Das Elternhaus", „Die Unvermählten", „Frauenindustrie", „Das Wirthschaftsgeld", „Die höhere Töchterschule". Das Buch enthält eine Fülle von Erfahrungen, die einer jungen Frau von größtem Nutzen sein können. Die Ausstattung ist sehr niedlich. Ebenfalls praktischen Zwecken dient Christiane Steinbrecher mit ihrem Koch- und Wirthschaftsbuch (Berlin, Liebel). Wir gestehen mit mühsam verhehlter Scham, auf diesem Gebiete vollkommen unbewandert zu sein, doch scheint uns die Eintheilung vorzüglich. Das Buch enthält für jeden Tag des Jahres drei Speisezettel für drei Grade der Wohlhabenheit. Bei jeder Speise weist eine Nummer auf das betreffende Recept, deren das Buch an tausend enthält. Außerdem finden sich in demselben noch sehr instructive Aufsätze über Behandlung der Wäsche, Einkauf der Leinwand, Anwendung der Salicylsäure ꝛc.

— x —

* * *

Von verschiedenen Seiten sind an uns Anfragen gelangt, weshalb die Fortsetzung des „Grundrisses zur Geschichte der deutschen Dichtung" von Prof. Dr. K. Goedeke so lange auf sich warten lasse. Der Verfasser hatte dieselbe wegen der Vollendung der kritischen Textausgabe von Goethe und Schiller liegen gelassen, und sie am Beginn dieses Jahres wieder aufgenommen. Ein langes und schweres Leiden verhinderte die Arbeit. Seit sechs Wochen ist der Autor wieder genesen und hofft das 5. (Schluß-) Heft der III. Bandes Anfang 1877 druckfertig zu haben.

Offene Briefe und Antworten.

Sehr geehrte Redaction!

Gestatten Sie mir, zu dem interessanten und in vielfacher Hinsicht höchst beherzigenswerthen Aufsatz des berühmten Verfassers der Philosophie des Unbewußten „Ueber Freiheit und Gleichheit" eine kleine — Berichtigung darf ich nicht sagen, wohl aber — Glosse hinzuzufügen, die scheinbar eine Kleinigkeit, eine bloße Formfrage betrifft, mir deshalb aber wichtig erscheint, weil es sich um die Klarstellung eines Begriffes handelt, der nicht viel weniger als die Grundlage unseres gesammten Staatslebens bildet.

Nämlich der Begriff der Freiheit ist keineswegs blos ein so negativer, als Herr v. Hartmann ihn hinstellt. Richtig wäre das nur in dem ganz vulgär-radicalen Sinne, in welchem es bekanntlich zutrifft, daß je radicaler eine Person oder Partei, desto leerer ihr Freiheitsbegriff ist. Aber in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes ist es nicht richtig. Es wäre ja auch völlig unbegreiflich, wenn eine ganz inhaltlose, kahle Abstraction das sittliche und politische Ideal so vieler edler Menschen und so tüchtiger Parteien ausmachen sollte. Vor allen Dingen erfährt der Freiheitsbegriff in dem gleich fundamentalen Begriff der Gleichheit eine starke Correctur, indem die Freiheit des Einen durch die Freiheit des Anderen ihre nothwendige Begrenzung findet. Aber abgesehen davon erhält der Freiheitsbegriff ebenso wie derjenige der Gleichheit seinen eigentlichen Inhalt erst in der menschlicheu Natur, ihren wesentlichen Eigenschaften und Vermögen, d. h. eben dem, worin alle Menschen, bezhw. Volksrassen sich gleichen. Was wäre es mit der Freiheit, den Sirius auszulöschen, oder mit dem Verlangen jenes Pariser Clubbisten von 1870, der, wie uns Sarcey mittheilt, auf der Tribüne ausrief: „Ich hasse Gott und möchte ihn erdolchen," worauf ihm ein Andrer zurief: „Kauf' Dir einen Ballon dazu!" Der Begriff menschlicher Freiheit kann offenbar nicht weiter reichen als menschliches Vermögen, überhaupt menschliches Wesen. Freiheit ist nicht die Möglichkeit irgend etwas Beliebiges nach Willkür und Laune zu thun oder zu lassen, sondern die Fähigkeit, seinem Wesen gemäß sich zu bezeigen. Anders versteht Niemand den Freiheitsbegriff. Einen freien Mann nennt man doch nicht denjenigen, der in unberechenbarer Laune von Diesem zu Jenem hin- und herspringt, sondern denjenigen, der unabhängig von ihm außerwesentlichen Einflüssen dem constanten Gesetz seines gereiften und bewußten Willens folgen darf. So steht es mit der künstlerischen Freiheit, welche in dem aus dem Wesen des Schönen und der Kunst herfließenden Gesetz nicht ihre hemmende Schranke, sondern ihren tragenden und nährenden Inhalt findet. Und nicht um ein Haar anders steht es mit der sittlichen und bürgerlichen Freiheit. Daß ein Volk in Sprache und Sitte, in Recht und Verwaltung seinem überkommenen Naturell gemäß sich entwickeln darf, das macht seine Freiheit aus, und dieser Freiheitsbegriff ist ebenso conservativ auf der einen, als liberal auf der anderen Seite.

Das berüchtigte, wenn ich nicht irre von Stahl herstammende Wort: „die wahre Freiheit beruht in der Beschränkung", drückt einen ganz richtigen Gedanken aus, nur daß die Beschränkung selbstredend keine andere als eine aus dem Wesen der Sache gebotene sein darf. Diese Freiheit, wie sie ein Schiller, ein Fichte, ein Stein, Arndt u. A. verstanden haben, ist sonach kein leerer, subjectiver Willkür preisgegebener Begriff, sondern das hohe Ideal, welches mit Recht von jeher von den Edelsten und Besten aller Völker festgehalten wird, die positive Staatsidee, welche allen bürgerlichen Pflichten und Rechten zum Grunde liegt. Herr v. Hartmann meint nur in etwas anderer Form wie gesagt dasselbe, indem er eben das, was ich den positiven Inhalt des Freiheitsbegriffes nenne, am Schluß seiner Abhandlung „der Ordnung" zuweist, während ich nicht zugeben kann, daß der Begriff der Freiheit auch nur einen Moment von dem Wesen des Subjects, um dessen Freiheit es sich handelt, aus welchem Wesen auch zugleich die Ordnung stammt, getrennt werde.

Adolf Horwicz.

Abonnement der „Gegenwart" pro I. Quartal 1877.

Wir ersuchen unsere geehrten Leser, welche die „Gegenwart" *durch die Post* beziehen, um *baldigste Erneuerung* ihres Abonnements pro I. Quartal 1877.

Unsere Abonnenten, welche die „Gegenwart" *auf dem Wege des Buchhandels etc.* beziehen, erhalten die Fortsetzung pro 1877 unaufgefordert, falls sie die Abbestellung nicht ausdrücklich kund geben.

Original-Einbanddecken in Leinwand

zu dem mit der Nummer 53 schliessenden *X. Bande* der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden können zum Preise von *1 Mk. 50 Pf. durch jede Buchhandlung* bezogen werden.

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse. Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien:

Julklapp. Weihnachtsgabe.

Kleine Stücke für das Pianoforte
von
Julius Röntgen.

Mit einem Titelblatt v. L. Brauer-Suchodolska.
Bl. 4. Blau cartonnirt. Preis 3 *M.* netto.
Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Bestes Unterrichtswerk.

Durch jede Musikalienhandlung zu beziehen:

Köhler's
praktischer Lehrgang des Clavierspiels.

Von vielen Conservatorien, Seminaren ꝛc., in Deutschland, Oesterreich, Frankreich, England, Rußland, Holland, Dänemark, Rumänien, Amerika ꝛc. beim Unterrichte eingeführt.
Catalog der Collection Litolff gratis u. franko.
H. Litolff's Verlag in **Braunschweig.**

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**

Soeben erschien:

Durch Frost u. Gluthen.

Gedichte von
Heinrich Alfred Bulthaupt.

8. Preis: Eleg. geh. 3 *M.* Reich gebd. 4 *M.* 50 ₰.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erscheint:

Internationale Literaturzeitung
1877. Nr. 1.

In 10 Sprachen. Aller 8—14 Tage 16 Seiten Folio stark. Franco per Kreuzband jährlich 5 *M.* in Postmarken oder Reichskassenschein, Nr. 1 für 40 ₰. Marken direct franco an
Albert Erlecke,
Paternoster Row, London.

Redacteur-Gesuch.

Für die Redaction eines belletristischen Journals, welches sich zur Aufgabe stellt, außer gediegener Unterhaltung auch populär wissenschaftliche Aufsätze zu bieten, wird eine tüchtige Kraft gesucht, welche über vollständig genügende Kenntnisse und Befähigung zu redactionellen Arbeiten verfügt, sowie auch Begabung für das Schreiben populär belehrender Artikel besitzt. Könnte diese Stellung einerseits so gestaltet werden, daß sie in Bezug auf Selbstständigkeit, Dauer und Gehalt den Ansprüchen eines gereiften Mannes vollkommen gerecht wird, so wäre es doch andererseits eventuell auch möglich, einem jüngeren, noch weniger im Redactionsfache erfahrenen Manne das entsprechende Feld der Thätigkeit zu bieten.

Gefl. Offerten unter der Chiffre **J. 63439.** wolle man an die Herren **Haasenstein & Vogler** in **Frankfurt a. M.** einsenden.

Passendes Weihnachtsgeschenk.

Im Verlag von **Leopold Voss** in **Leipzig** erschien:

J. Nasmyth und J. Carpenter: Der Mond,

betrachtet als Planet, Welt und Trabant.

Autorisirte deutsche Ausgabe, mit Erläuterungen und Zusätzen von
Dr. Herm. J. Klein.

Mit zahlreichen Holzschnitten, zwei lithographirten und neunzehn Tafeln in Lichtdruck, in 4.
Preis cartonnirt 22 *M.*, gebunden 24 *M.*

Dieses Werk, von zwei der besten Kenner des Mondes verfasst, hat bei seinem Erscheinen grosses Aufsehen erregt. Die Verfasser geben in einer **für jeden Gebildeten verständlichen Darstellung** die Resultate eigener und fremder Studien über den Mond, seine Oberflächengestaltung, seine Entwickelungsgeschichte und seine Beziehungen zur Erde.

Ist der Gegenstand schon an sich hochinteressant, so erweckt das Werk selbst um so mehr Interesse durch die beigegebenen **prachtvollen photographischen** Darstellungen der hauptsächlichsten Mondlandschaften und ihres wundervollen Baues. Der Leser schaut dieselben genau so vor sich, wie sie sich unter den günstigsten Verhältnissen in den kraftvollsten Teleskopen darstellen.

Im Verlage der Buchhandlung von **L. ROSNER** in **Wien,** Tuchlauben 22, erschien:

LITERARISCHE HERZENSSACHEN

von **Ferdinand Kürnberger.**

8. 376 Seiten. Preis fl. 2.50 = *M.* 5.—

Ferdinand Kürnberger, der Meister des Essays, bietet in dieser Sammlung der deutschen Gegenwart seine Meinung über alle möglichen Dinge der schönen Wissenschaften — seine Meinung, also die eines eigenartigen Denkers, dem keine Höhe zu hoch, keine Tiefe zu dunkel ist, des unbarmherzigen Logikers, vor dessen scharfen Schlüssen alles Kleine, Leere, Gemeine in Nichts zerfällt. Ferdinand Kürnberger lehrt, auch dann wenn er witzsprühend mit anmuthiger Leichtigkeit Stoffe behandelt, an welche Andere, die schweren Kärrner, das ganze Hirn ihres Lebens daransetzen. Es ist nichts auf dem grossen Gebiete des geistigen Lebens der letzten Jahrzehnte vorbeigegangen an seinem geistigen Auge, und wie es sich darin spiegelte, in seinen „Herzenssachen" findet sich's im treuen Bilde. Er hat mit grosser Absicht sein Buch „Herzenssachen" genannt, es hängt sein Herz daran und er möchte, dass sich das Herz der Oeffentlichkeit auch daran hänge, denn dann wird es fühlen lernen die echte Begeisterung für das Schöne, Gerechte, Grosse und Verachtung für das Alltägliche und Kleinliche.

Verlag von **Wilh. Engelmann** in **Leipzig:**

Shakespeare's
Southampton-Sonette.

Deutsch von
Fritz Krauss.

1872. Brosch. 3 *M.* 75 ₰, geb. 4 *M.* 80 ₰.

Der Verfasser vorliegender neuen Uebersetzung wurde bei seiner Arbeit von dem Wunsche getragen, die Sonette Shakespeare's, von denen Bodenstedt sagt: „Diesen wundervollen Gedichten läßt sich keine ähnliche Sammlung in irgend einer Sprache auch nur entfernt vergleichen", — der **deutschen Frauenwelt** zugänglicher zu machen, zu welchem Ende er die letzten 28 Sonette wegließ und nur die 126 ersten, dem Grafen Southampton gewidmeten, mit Erklärung und Anmerkungen versehen, wiedergab. Diese herrlichen Lieder der Freundschaft und Liebe seien hiermit der Frauenwelt als **Festesgabe** empfohlen.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig:

Reime eines Verschollenen.

Herausgegeben von
Georg von Oertzen.

1877. gr. 8. Brochirt 5 *M.* Eleg. geb. 6 *M.*

Bei **Reinhold Kühn** in **Berlin** W., Leipzigerstr. 14, erschien soeben:

Görau Persson, Trauerspiel in 5 Akten von **Albert Voelckerling.** Preis *M.* 2.25.

Oranien, Schauspiel in 5 Akten von **Albert Voelckerling.** Preis *M.* 2.25.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Joh. Friedr. Hartknoch in Leipzig.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N. W., Louisenstraße 32

Digitized by Google

№ 53. Berlin, den 30. December 1876. X. Band.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Orientirung über die Frage der militärischen Jugenderziehung. Von K. Walcker. — Die Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter in den größeren gewerblichen Anlagen Preußens. Von Immanuel Rosenstein. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Die Uhren. Ein Sylvestercarmen von Wilhelm Busch. — Zur Kunstgeschichte. Von M. Carriere. — Ein Musterlehrbuch für Elementarschulen. Besprochen von Fr. Bauer. — **Vermischtes:** Aus dem Lande der Sphinx. Von B. B. Schwarzbach. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Marino Faliero." Trauerspiel in 5 Acten von Heinrich Kruse. Besprochen von Paul Lindau. — „Der Löwe des Tages." Posse in 3 Acten von H. Wilken. Besprochen von O. v. Leixner. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Zur Orientirung über die Frage der militärischen Jugenderziehung.*)

Von **K. Walcker.**

In allen drei Nachbarmächten des jungen vielbeneideten deutschen Reiches mit seinen langgestreckten, offenen Grenzen arbeitet der große Zeitgedanke der militärischen Jugenderziehung.

Am 7. Juni 1876 hielten die Zöglinge sämmtlicher Pariser Gymnasien im Beisein des Unterrichtsministers, wie alljährlich, ihre allgemeinen militärischen Uebungen ab. Sie wurden vom Director der Militärturnanstalt, einem Major, befehligt, vom Unterrichtsminister belobt und vom Kriegsminister mit einer Fahne beschenkt. Im August oder September desselben Jahres überließ der Kriegsminister dem Unterrichtsminister zum Zweck der militärischen Uebungen in den Gymnasien und Collegien eine Anzahl von Chassepotgewehren. Es heißt zwar die Sache beim unrechten Ende anfassen, wenn man mit Gewehrvertheilungen statt mit der Heranbildung eines geeigneten Lehrpersonals aus Civillehrern, Unterofficieren, oder Officieren beginnt; aber als ein Zeichen der Zeit, als ein Mene Tekel für denkende, weiterblickende Politiker, als ein Schatten der kommenden Dinge ist die Sache sehr beachtenswerth. Der Cavallerieoberst Martin forderte am 10. oder 11. Juni 1876 im „Siècle" bereits ein Gesetz über die militärische Jugenderziehung.

Im November 1875 brachte der Abgeordnete Schöffel im östreichischen Abgeordnetenhause ebenfalls einen Antrag auf Einführung der militärischen Jugenderziehung ein. Derselbe wurde zwar abgelehnt, indeß Rom ist auch nicht in einem Tage erbaut worden. Ueberdies hatten die Gegner des Antrages eine ganz falsche Vorstellung von der militärischen Jugenderziehung, sie bildeten sich ein, dieselbe bedeute eine kostspielige doppelte Garnitur von Civil- und Militärlehrern; während doch alle Freunde der Reform eine Personalunion beider Kategorien von Lehrern, insbesondere in der Volksschule, wollen.

In den russischen (und rumänischen) Gymnasien sollen nach Zeitungsnachrichten, wie in Frankreich, bereits Anfänge der militärischen Jugenderziehung existiren, die ebenfalls als Zeichen der Zeit, wenn auch noch nicht an und für sich, von großer Tragweite sind.

Aus solchen und ähnlichen Gründen ist es sehr erfreulich, daß auch die deutschen Militärzeitschriften in jüngster Zeit dem hochwichtigen Gegenstande theils indirect, theils direct ihre Aufmersamkeit zuzuwenden beginnen. Das „Militär-Wochenblatt" schrieb am 4. Dec. 1875 (in seinem trefflichen Artikel über und für das Reichsbahn-System): „.... wir dürfen .... nicht die Augen dagegen verschließen, daß sich im Lauf einer nicht zu langen Zeit eine wesentliche Aenderung zu unseren Ungunsten in dem Verhältniß der numerischen Stärke unserer Kriegsmacht zu der der großen Nachbarstaaten vollzogen haben wird. Sollen wir unsere Streitkräfte entsprechend verstärken, dann müßte damit bald begonnen werden; denn ein solcher Proceß läßt sich nur allmälig durchführen ....." Eine Verstärkung der Aushebungen, die Aufhebung der Freiloosungen ꝛc., kurz der Uebergang zur wirklich allgemeinen Wehrpflicht läßt sich indeß aus finanziellen und anderen Gründen nur durchführen, wenn man vorher die militärische Jugenderziehung einführt und für tüchtig vorgebildete Recruten (nach gewissen Präsenzzeit-Classen) eine verkürzte Dienstzeit unter der Fahne, d. h. Präsenzzeit, einführt, wie Scharnhorst, Gneisenau und überhaupt alle Freunde der wirklich allgemeinen Wehrpflicht, auch Hauptmann Hinze, hervorheben. Derselbe hat in Nr. 10—13 und 30—34 der Darmstädter „Allg. Militär-Ztg." einen im Officiercorps des 1. hessischen Infanterieregiments Nr. 81 gehaltenen Vortrag: „Ueber die allgemeine Einführung von Fortbildungsschulen für das Heer" veröffentlicht, und ein anderer Officier hat in Nr. 37 ff. der „Allg. Milit.-Ztg." denselben Gegenstand in ganz ähnlichem Sinne behandelt. Die „National-Ztg." gab in Nr. 260 und 450 von 1876 eine ausführliche, sehr anerkennende Analyse der Hinze'schen Arbeit und wies überhaupt auf die große Bedeutung der Frage der militärischen Jugenderziehung hin.

Auch ein anderer Zusammenhang drängt mehr und mehr zu dieser großen Reform. Von vielen Seiten wird, besonders in jüngster Zeit, die Forderung erhoben, das Recht auf die einjährige Dienstzeit (welches nach Rüstows treffender Bemerkung nicht nothwendig immer zugleich eine Anwartschaft auf den Landwehrofficiersrang zu geben braucht) auch auf die gelernte Arbeitskraft und das kleine Capital auszudehnen. Vergleiche z. B. die treffenden Ausführungen in General J. v. Hartmanns Broschüre: „Die allgemeine Wehrpflicht", 1876, S. 44 ff. Aus nahe liegenden Gründen müßte diese, kürzlich auch von dem Berliner Verein selbstständiger Handwerker und von Berliner Blättern angeregte Reform mit der militärischen Jugenderziehung Hand in Hand gehen, oder vielmehr einen der Schlußsteine der großen Reform bilden.

*) Obwohl wir nicht ganz auf dem Standpunkte des Hrn. Autors stehen, glaubten wir diese Beleuchtung der interessanten Frage unsern Lesern nicht entziehen zu dürfen. D. Red.

Digitized by Google

Dieselbe ist eine so wichtige nnd so verwickelte Frage, daß ein näheres Eingehen auf die Hauptpunkte hier viel zu weit führen würde. Wir geben deshalb im Nachfolgenden nur eine kurze Skizze des Gegenstandes und verweisen im Uebrigen auf Baron von Rhödens Broschüren: „Armee und Schule" und „Kirche, Schule und Armee" (Berlin 1871, O. Goedsche), auf Hinzes interessante Abhandlung, deren Sonderabdruck sehr zu wünschen ist, und auf Walcker, „Die militärische, nationale, social- und kirchenpolitische Nothwendigkeit der militärischen Jugenderziehung und wirklich allgemeinen Wehrpflicht. Eine lehrbuchartige Erörterung der Militärfrage." Leipzig 1873, F. Luckhardt. XXXI und 159 S. und denselben: „Ein preußisches Unterichtsgesetz, oder ein Reichsgesetz über die militärische Jugenderziehung? Mit besonderer Berücksichtigung der Reformideen Scharnhorsts, Gneisenaus und des Prinzen August von Preußen." Berlin 1877, Th. Grieben. XXIV und 355 S. (mit einem alphabetischen Namen- und Sachregister über beide Werke). Vergleiche auch meinen Leitartikel: „Die Militärfrage und das Budgetrecht des deutschen Reichstages" in der „Allg. Ztg." 1876 Nr. 48 und meine Abhandlung: „Zur Geschichte und Kritik der Lehre von der militärischen Jugenderziehung" tn Luckhardts Kriegsliteraturblatt, Berlin und Leipzig 1876, im Januarheft. Auch Hinze betont die Bedeutung der miliärischen Jugenderziehung als eines Schildes gegen socialistische und ultramontane reichsfeindliche Wühlereien.

Zu den Freunden der militärischen Jugenderziehung gehören Plato, Macchiavelli, Spinoza, Scharnhorst, Gneisenau, der Frh. v. Stein, Goethe, Fichte, der schweizerische Oberst W. Rüstow, die preußischen Generale v. Peucker, W. v. Willisen, Graf Lüttichau, der warm reichsfreundliche hannöversche Officier a. D. Baron W. Rhöden, der bayerische Hauptmann E. Keller, der preußische Hauptmann Hinze und viele andere Militärschriftsteller.

Auch Kant steht der Idee der militärischen Jugenderziehung nahe, da er in seinen pädagogischen Aufsätzen die Abhärtung des Körpers durch Turnen und andere Leibesübungen verlangt und in seiner „Kritik der Urtheilskraft" sagt, der Krieg sei trotz seiner Schattenseiten „dennoch eine Triebfeder mehr ..... alle Talente, die zur Cultur dienen, bis zum höchsten Grade zu entwickeln." Noch deutlicher hebt schon Luther in seiner Schrift: „An die Rathsherren aller Städte des deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen", 1524, mit schönen Worten die militärische, pädagogische, culturpolitische und wahrhaft conservative Bedeutung der militärischen Jugenderziehung hervor. Vergleiche „Luther als deutscher Classiker." Neue Folge, Frankfurt a. M. 1874, S. 320, 321, 331, 333, 334, 389, 390, insbesondere S. 320 und 321.

Gelegentlich spricht sich auch E. v. Hartmann, der berühmte Verfasser der Philosophie des Unbewußten, in seinen „Studien und Aufsätzen", 1876, im geistreichen, viel zu wenig beachteten Essay „Die geographisch-politische Lage Deutschlands", für die militärische Jugenderziehung und wirklich allgemeine Wehrpflicht aus. Einzelne Urtheile des Verfassers über Rußland, Oestreich und Frankreich kann, oder muß man bestreiten; jeder Unbefangene wird indeß zugeben, daß der Aufsatz sehr viel Treffendes, Anregendes und Beherzigenswerthes enthält.

Mittelbar liefert auch R. de Courbières „Geschichte der preußischen Heeresverfassung", 1852, S. 205 ff. ein schlagendes Plaidoyer für die militärische Jugenderziehung. Seine treffenden, keineswegs übertriebenen oder tendenziösen Ausführungen über die fundamentalen Mängel des Landwehrofficiersystems lassen für denkende Leser keinen anderen Schluß übrig als den: Abschaffung des Landwehrofficierinstituts (von der natürlich nicht die Rede sein kann), oder die radicale Heilung jener Uebelstände durch die militärische Jugenderziehung der künftigen Landwehrofficiere und überhaupt aller Wehrpflichtigen.

Bei manchen Reformen ist die rein technische Seite schwierig und die so zu sagen politische Seite der Reform leicht. Mit der militärischen Jugenderziehung verhält es sich indeß umgekehrt. Die rein technische Seite der Frage, die Aufstellung der militärischen Lehrpläne für die verschiedenen Schulstufen von der Volksschule bis zur Hochschule, wird ebenso leicht gelöst werden, als jetzt etwa die Frage nach den militärischen Lehrplänen der Cadettenhäuser. Der Umstand, daß die Existenz besonderer Cadettenhäuser von manchen Autoren als unzweckmäßig bekämpft wird, kommt hier nicht in Betracht; denn gerade diese Autoren sind die eifrigsten Freunde einer militärischen Jugenderziehung in Realgymnasien und anderen Schulen. Zur Ausarbeitung detaillirter militärischer Unterrichtspläne, die natürlich Sache der Militärs wäre, ist es gegenwärtig noch zu früh; denn bis zur Durchsetzung der militärischen Jugenderziehung können noch einige Jahre, vielleicht eine Reihe von Jahren vergehen, und bis dahin kann die Technik des Militärwesens wieder so manche Fortschritte gemacht haben, daß die Unterrichtspläne einer wesentlichen Umarbeitung bedürften.

Gegenwärtig handelt es sich erst um die Fragen, ob es überhaupt eine militärische Jugenderziehung geben soll, oder nicht, und wie das Lehrpersonal organisirt sein soll.

Folgender Umstand ist sehr interessant: zahlreiche seichte Schriftsteller verwerfen die wirklich allgemeine Wehrpflicht eines stehenden Cadresheeres, weil sie dieselbe mit schlechten Milizsystemen verwechseln. (Daß für ein Reich von der geographischen Lage Deutschlands weder ein schlechtes, noch ein gutes Milizsystem paßt, bedarf als selbstverständlich kaum der Erwähnung.) Kein einziger Schriftsteller hat es dagegen gewagt, die Nothwendigkeit der militärischen Jugenderziehung in Abrede zu stellen, die sowohl von officiösen, als von conservativen, liberalen und demokratischen Stimmen sehr häufig gefordert worden ist. Die „Nordd. Allg. Ztg." lobte z. B. 1872 eine bezügliche, „die Entwickelung des nationalen Heerwesens und ihre Bahn" betitelte Broschüre des oben erwähnten bayerischen Officiers E. Keller, und der preußische Hauptmann a. D. Karl von Raumer plaidirte 1871 in einem Leitartikel der Kreuzztg. (Nr. 245), wohl angeregt durch Baron Rhödens Schriften, für die militärische Jugenderziehung und die wirklich allgemeine Wehrpflicht. Sowohl Graf Lüttichau, als Baron Rhöden und viele andere Freunde der militärischen Jugenderziehung sind in politischer Beziehung ausgesprochene, wenn auch gemäßigte Conservative.

Trotzdem werden alle gebildeten Patrioten theilnehmend an der Durchsetzung der großen Reform mitarbeiten müssen; denn keine große Reform ist jemals mühelos errungen worden. Das ist eine uralte Wahrheit, die jüngst, bei Gelegenheit der Reichseisenbahn-Debatte, auch von Bismarck mit schönen Worten hervorgehoben wurde. Uebrigens ist Nichts leichter zu erklären, als die Erscheinung, daß der normale Zustand, die uralte militärische Jugenderziehung aller Freien, seit Jahrhunderten verloren gegangen ist. Es liegt auf der Hand, daß zur Zeit der mittelalterlichen Hörigkeit und im ancien régime von einer militärischen Jugenderziehung der Hörigen nicht die Rede sein konnte. Darauf kamen die Napoleonische Fremdherrschaft, die Freiheitskriege, die Demagogenverfolgungen, das vor- und nachmärzliche Reactionssystem, die großen Kriege und Siege von 1864, 1866, 1870 und 71 und, last nost least, der Börsenkrach, kurz unerfreuliche und erfreuliche Ereignisse aller Art, welche die Aufmerksamkeit der Nation so sehr in Anspruch nahmen, daß die weltgeschichtliche, von Luther, Scharnhorst, Gneisenau, dem Frh. v. Stein, Goethe, Fichte und anderen Denkern ersten Ranges längst geforderte Reform erst jetzt auf die Tagesordnung der öffentlichen Meinung des deutschen Volkes gelangt.

Das militärische Lehrpersonal der Volksschule, um zunächst von dieser zu sprechen, kann entweder, wie in der Schweiz, aus nothdürftig gedrillten Elementarlehrern aus dem Civilstande bestehen, oder aus Unterofficieren, bezw. Officieren des stehenden Heeres, oder der Landwehr. Der erstgenannte Modus ist offenbar unzweckmäßig und höchstens für ein mangelhaftes Milizsystem passend. Ein Unterofficier oder Officier kann sich viel leichter dasjenige intellectuelle Wissen aneignen, welches ihm etwa für den Volkslehrerdienst noch fehlt, als ein verschüchterter, körperlich verkümmerter Elementarlehrer sich diejenigen körperlichen, seelischen und technischen Erfordernisse

Digitized by Google

aneignen kann, die ein militärisch strammer, selbstbewußter, gewandter Militärlehrer haben muß. In Deutschland sind daher alle Stimmen darin einig, daß die Volkslehrer der Zukunft Subalternofficiere sein sollen, die ihren militärischen Beruf gründlich kennen und vielleicht sogar wieder activen Dienst thun, was man hinsichtlich der Cadettenhaus-Lehrer, vielleicht nicht mit Unrecht, verlangt hat. Der Begriff „Subalternofficier" wird indeß verschieden gefaßt.

Scharnhorst, Gneisenau, Prinz August von Preußen, Rüstow, General W. von Willisen u. A. unterscheiden drei bis vier naturgemäße Classen von Officieren:

1) Subalternofficiere vom Unterofficier incl. bis zum Hauptmann incl.
2) Mittlere Officiere: Majore und Obersten.
3) Generale.
4) Feldherrn.

Scharnhorst, Gneisenau, Prinz August, Rüstow, v. Willisen, Gneist, Lasker u. A. haben nun, unseres Erachtens mit Recht, verlangt, daß künftig die Unterofficiere in der Regel bis zum Hauptmann avanciren und deshalb, von Genies und ungewöhnlichen Talenten abgesehen, nur aus den Standesgenossen der Lieutenants und der Hauptleute, d. h. aus den gebildeten Classen, recrutirt werden sollen.

Die meisten Freunde der militärischen Jugenderziehung wollen noch Unterofficiere der heutigen Art, d. h. Leute, die aus den unteren Classen stammen und selbst ziemlich ungebildet sind. Wir glauben dagegen, daß die Zukunft dem Standpunkte gehört, der die Unterofficiere und die Volkslehrer aus den gebildeten Classen recrutiren, ihnen eine Abiturientenbildung geben will. In finanzieller Beziehung würde das angehen, weil die militärische Jugenderziehung die Volksbildung, die Production und die Steuerfähigkeit sehr heben und durch Herabsetzung der Präsenzzeit große Ersparnisse gestatten würde, wie General v. Peucker u. A. hervorheben. So gebildete Unterofficiere würden ferner das qualitative Uebergewicht des deutschen Heeres noch verstärken. In socialpolitischer Beziehung ist ferner zu beachten, daß der Landgeistliche, wenigstens der protestantische, der Kreisrichter, der Verwaltungsbeamte, der Arzt ꝛc. schon heute Gentlemen sind. Der Umstand, daß sich die heutigen Volkslehrer noch aus den unteren Classen recrutiren, ist nur ein alter Zopf, der sich durch die ehemalige Hörigkeit, die Küsterdienste des Lehrers, die schlechte Besoldung desselben, die Geringschätzung der unteren Classen im ancien régime und Aehnliches erklärt.

Wir fühlen sehr wohl, daß das eben Gesagte heutzutage Vielen noch sehr paradox erscheinen wird. Der zunehmende Mangel an Unterofficieren nnd Lehrern und das auch in rein militärischer Beziehung Ungenügende*) der heutigen „Bildung" der Unterofficiere werden indeß früher oder später zu Reformen in dieser Richtung drängen. Ueberdies kommt es uns hier nicht darauf an, die Leser gerade für unsere eigene Ansicht über die militärische Jugenderziehung zu gewinnen, sondern wir wollen nur im Allgemeinen auf die große nationale und culturgeschichtliche Bedeutung dieser wichtigen und doch bisher vom großen Publicum so wenig, ja fast gar nicht beachteten Frage hinweisen.

Wie wichtig diese heilige nationale Sache an und für sich ist, kann man kaum eindringlicher und beredter darlegen, als es der geistreiche Hegelianer Professor Johannes Schön und der edle, patriotisch-staatsmännische General Graf Lüttichau gethan haben. Professor Schön schrieb schon 1831: „Es ist schlechterdings nothwendig, daß das Volk Rüstigkeit besitze, sonst verliert der Staat die Stelle, die er in der Staatenfamilie einnimmt und verrückt das Gleichgewicht. Diese Rüstigkeit wird aber dem Volke nur dadurch eigen, daß die Uebung in den gebräuchlichen Waffen in die Erziehung verflochten wird." Hierauf folgt ein Hinweis auf die altgriechischen Gymnasien und auf die militärische Jugenderziehung der freien Reichsstädte des deutschen Mittelalters.

Aehnlich sagt ein Veteran der Freiheitskriege, der ehrwürdige, conservative, aber national und freisinnig, anti-ultramontan gesinnte Generallieutenant z. D. Graf Lüttichau in seinen „Betrachtungen aus Anlaß der Militärvorlage", 2. Aufl. Berlin 1860, S. 12, in einem Plaidoyer für die militärische Jugenderziehung unter Anderem: „Deutschland, von romanischen und slawischen absolutistischen Regierungen umgeben, bedarf wahrlich aller Anstrengungen, sich selbstständig zu erhalten, um in Zukunft zu verhüten, daß sich diese Beiden nicht die Hände reichen, um es zu zerreißen in seiner Uneinigkeit und Wehrlosigkeit ..." Obgleich der Verfasser 1860, zur Zeit der Bundesmisere, vor der Gründung des neuen deutschen Reiches, schrieb, und obgleich ein französisch-russisches Bündniß gegen Deutschland wenigstens für die nähere Zukunft unwahrscheinlich ist, so enthalten Graf Lüttichaus Worte doch eine ewige Wahrheit. Man darf auch nicht blos an etwaige Kriege denken: internationale Machtverhältnisse gibt es auch im tiefsten Frieden, und nach der Aufhebung des russischen Agrarcommunismus, die eine bloße Frage der Zeit ist*), muß Rußland einen ungeheueren und ganz legitimen, unaufhaltsamen, weil auf sein eigenstes Gebiet beschränkten Aufschwung an Volkszahl und Macht nehmen. Deutschland hat also doppelte Veranlassung, auch hinsichtlich der militärischen Jugenderziehung das schöne Wort seines populärsten Dichters zu beherzigen:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre."

Ueberdies handelt es sich bei der militärischen Jugenderziehung gar nicht um Opfer der deutschen Volkswirthschaft, sondern, um einen treffenden Ausdruck A. Wagners zu gebrauchen, um eine großartige „Capitalanlage in den Staat", die auch dem Ackerbau, dem Gewerbfleiß und dem Handel Deutschlands auf dem Weltmarkt tausendfältige Frucht, wahre Wucherzinsen, tragen würde.**)

*) Vergl. auch Oberst v. Löbells Jahresbericht über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen, Bd. I, 1875, S. 86, 87.

Die Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter in den größeren gewerblichen Anlagen Preußens.

Von **Immanuel Rosenstein.**

(Schluß.)

Was die in vierter Stelle folgenden Einrichtungen für die Beschaffung von Nahrungs- und Lebensmitteln angeht, so ergibt sich bei näherer Betrachtung ein bestimmter Gegensatz, je nachdem es sich um die Gewährung fertiger Nahrung oder um billigere Beschaffung von Lebensbedürfnissen handelt. Es liegt in der Natur der Sache, daß das Erstere vor dem Zweiten in seiner Bedeutung zurücktritt. Im Wesentlichen kommen Fabrikmenagen oder Volksküchen doch nur für die Arbeiter in Betracht, die entweder ohne Hausstand sind, oder, wenn verheirathet, ihre Nahrung nicht im Hause haben können, da die Arbeitsstätte zu weit entfernt ist oder die Frau selbst auf Arbeit geht. Unsere Aufstellung, welche 1179 Betriebe mit beiden Kategorien aufführt, enthält 255 Betriebe, bei denen sich derartige Speiseanstalten befinden, von denen 187 täglich 14,942 Portionen ausgaben. Bei dem verheiratheten Arbeiter ist die Fürsorge für die Bereitung der Nahrung Hauptaufgabe der Hausfrau und ein nicht zu unterschätzender Rückhalt des Familienlebens. Hier, für die Familien, kommt die zweite Kategorie, d. h. die billige Beschaffung von Lebensmitteln, in wesentlich bedeutenderer Weise in Betracht;

*) Vgl. meine Abh. in Fauchers Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft, 1876, Heft 3.

**) Vgl. K. Frh. v. Richthofen, Ueber die Productivität der Armee zur Vermehrung des Nationalreichthums, Schleswig 1869.

Digitized by Google

und zwar gewähren die Fabriken die Lebensmittel entweder auf eigene Rechnung aus besonderen Consumanstalten oder sie vermitteln aus Consumvereinen, denen sie für ihre Arbeiter angehören, oder endlich die Arbeiter selbst bilden Consumvereine. Hier greift nun allerdings die Selbsthülfe, wie sie die Genossenschaften von Schulze-Delitzsch darstellen, in so hervorragender Weise ein, daß die entsprechende Wohlfahrtseinrichtung der Arbeitgeber damit nicht Schritt halten kann. Hierzu kommt wohl noch, daß die traurigen Mißbräuche des Tucksystems die Arbeiter gegen die Versorgung mit Lebensmitteln seitens der Arbeitgeber mißtrauisch gemacht hatten. Wenn in unserer Aufstellung nur bei 118 Betrieben Consumvereine aufgeführt werden und 77, wo die Arbeiter an der Verwaltung der Einrichtung Theil nahmen, so kann hiermit die Betheiligung von Arbeitern im Einzelnen an Consumvereinen überhaupt schwerlich erschöpft sein. Schulze führt in seinem Bericht für 1875 im Ganzen 1034 Consumvereine auf, von denen allerdings 416 auf Deutsch-Oestreich kommen; auf Preußen entfallen nur 294 Vereine, der Rest von 323 vertheilt sich auf die übrigen deutschen Staaten. Bei 146 Consumvereinen ist die Statistik der Mitglieder nach Berufsclassen gegeben, aus der erhellt, daß von den 65,776 Mitgliedern jener 146 Vereine 33,328, also über 50% den arbeitenden Classen angehören (davon über 25,500 den Fabrikarbeitern und Handwerksgesellen).

Indem wir jetzt zu den Einrichtungen betreffend die Fürsorge für Kleidung, Wäsche und Gesundheitspflege übergehen, haben wir vorauszuschicken, daß es sich hier nicht um die in §. 107 der Gewerbeordnung vorgesehenen Einrichtungen handelt, welcher die Arbeitgeber zu thunlichster Sicherung der Arbeiter gegen Gefahr für Leben und Gesundheit zu treffen verpflichtet sind, sondern um solche Vorkehrungen, die über diese Erfordernisse hinausgehen. In der betreffenden Aufstellung unseres Berichtes ist Alles hierher gerechnet, was sich auf Gewährung ärztlicher Pflege bezieht, und zwar sowohl durch Hülfe im kranken Zustande wie durch prophylaktische Untersuchung des Gesundheitszustandes; ferner kommen hier in Betracht die Schwangeren und Wöchnerinnen zu Theil werdenden Rücksichten, außerdem Anstalten für Gesundheitspflege durch Baden und Turnen; Erwähnung haben auch die Mäßigkeitsvereine (10 an der Zahl) gefunden, sowie die Fürsorge für Kleidung und Wäsche. Im Ganzen werden 1995 Betriebe aufgeführt, bei denen eine derartige Fürsorge in einer oder mehreren der bezeichneten Richtungen getroffen ist. Was zunächst Kleidung und Wäsche angeht, so handelt es sich in ersterer Beziehung nur um solche Betriebe, wo eine besondere Arbeitskleidung oder einzelne Stücke derselben geboten sind oder eine Uniformirung gefordert wird, wie bei Eisenbahnbeamten, Feuerwehren ꝛc.; dies sind natürlich nur Ausnahmen. Erheblicher ist es, daß in 6—700 Betrieben besondere Räume zum Waschen und Umkleiden für die Arbeiter nach der Arbeitszeit vorhanden sind. Die Hauptfürsorge erstreckt sich auf die Anstellung von eigenen Geschäftsärzten, welche sich bei 1415 Betrieben — also etwa einem Drittel der hier in Frage kommenden — finden. Doch nur bei 282 ist die Sprechstunde im Etablissement selbst. Eigene Geschäftsapotheken werden 308 aufgeführt. Krankenhäuser finden sich bei 101 Betrieben, Krankenstuben bei 80. Aerztliche Untersuchungen der Gesunden kommen vorwiegend im Bergbau, Hütten- und Salinenwesen vor, im Ganzen regelmäßig bei 650 Betrieben, bei 27 nur, wenn die Arbeiter gesundheitsschädlichen Einwirkungen ausgesetzt sind. Sehr kümmerlich ist es mit der Fürsorge für Schwangere und Wöchnerinnen bestellt; nur bei 179 Betrieben wird einer solchen gedacht. Dieselbe Höhe erreicht die Anzahl der vorhandenen Badeanstalten; Turnanstalten finden sich nur bei 28, und auch diese spärlich vorhandenen Anstalten finden noch nicht einmal die entsprechende Benutzung. Genug, außer der Bestellung von Aerzten ist auf diesem Gebiete auch recht wenig geschehen; der hochwichtige Zweig der prophylaktischen Gesundheitspflege ist — wie leider bei uns fast durchweg — im hohen Grade vernachlässigt.

Es folgen die Einrichtungen, betreffend die Fürsorge für Seelsorge, Erziehung, Unterricht, geistige und sittliche Ausbildung der Erwachsenen. Bei dem in Preußen herrschenden Schulzwang fällt die Sorge für den Unterricht der im schulpflichtigen Alter befindlichen Arbeiterkinder dem Staat und der Gemeinde anheim. Es bleibt sonach den Arbeitgebern bezüglich des engeren Jugendunterrichts wenig zu thun, soweit es sich nicht um isolirt liegende Betriebe handelt, bei denen der Schulbesuch durch große Entfernung erschwert wird. Es finden sich im Ganzen nur 94 Fabrikschulen, von denen 37 freie Schule gewähren, 41 nur geringes Schulgeld nehmen; in 62 Fällen erfolgt eine Schulgeldbeihülfe. Aehnlich stellt sich das Verhältniß der Waisenpflege und Seelsorge, wo ebenfalls Staat und Gemeinde einzutreten haben. Waisenanstalten werden nur 9 genannt; eigene Kirchen und Capellen, sowie besonderer Gottesdienst findet sich bei 24 resp. 32 Betrieben; ein Haupttheil (11) entfällt davon auf Berg-, Hütten- und Salinenwesen, wo nach altem Brauch das gefährliche Tagewerk mit Gottesdienst begonnen wird. — Die Hauptfürsorge der Arbeitgeber hätte sich somit einerseits auf Kleinkinderbewahranstalten und Schulen, andererseits aber auf die so wichtigen Fortbildungsschulen für Erwachsene und Halberwachsene werfen sollen. Indessen auch hier ist nicht viel geschehen. In ersterer Beziehung, wo die Rücksicht auf die zur Arbeit gehenden Mütter maßgebend sein mußte, finden wir nur eine Säuglingsbewahranstalt, bei 19 Betrieben bestehen Kleinkinderbewahranstalten, in 24 finden sich Kleinkinderschulen. Nicht viel besser steht es mit dem Fortbildungswesen. Es werden verzeichnet: 77 Fortbildungsschulen für junge Leute, 62 Schulen für weibliche Arbeiten, 52 Sonntagsschulen und 53 Zeichenschulen. Bei 17 Betrieben nehmen die Arbeiter an den Unterhaltungskosten dieser Anstalten Theil. In verschiedenen Betrieben ist auch für Bibliotheken mit oder ohne Lesezimmer, ferner für Vorträge, gesellige Zusammenkünfte, Musik- und Theateraufführungen, Ausflüge ꝛc. Sorge getragen. Es ist charakteristisch für unsere Arbeiter, daß die Gesangvereine — bei 106 Betrieben — den Hauptplatz einnehmen; Musikcorps bestehen bei 41, worunter, ebenfalls nach alter Tradition, Bergbau und Hüttenwesen sowie die Industrie der Steine und Erden mit 25; auch von den 13 Musikschulen fallen 10 auf diese Anstalten.

Unter der Rubrik „anderweite Wohlfahrtseinrichtungen" findet sich, abgesehen von den oben bereits erwähnten Krankenunterstützungs- und Unfallversicherungscassen, eine Fülle der heterogensten Einrichtungen, von denen ein erheblicher Theil unter die bereits aufgeführten Kategorien subsummirt werden konnte; von den übrigen wäre allenfalls die Gewährung von freiem Acker- und Weideland, Vieh, Brennholz zu erwähnen, doch ist die Zahl aller dieser Einrichtungen eine sehr geringe. Auf jene Cassen geht unser Bericht, wie ebenfalls bereits erwähnt, nicht näher ein, da der Gegenstand bereits in einer früheren Zusammenstellung auf das Eingehendste behandelt worden war. Erwähnung finden sie an dieser Stelle nur, weil sie, wie der Bericht hervorhebt, in einer großen Anzahl von gewerblichen Anlagen, die einzigen, wenn auch durch Gesetz vorgeschriebenen und hier und da erzwungenen Wohlfahrtseinrichtungen sind.

Wir schließen hiermit die gedrängte Wiedergabe der Hauptdaten unseres Berichts. Der Gesammtschluß, der sich ergibt, drängt sich von selbst auf. Es handelte sich um eine Darlegung der Anwendungen und Bethätigungen, die das caritative Princip in den bedeutenderen gewerblichen Etablissements Preußens gefunden hat: von den Besitzern aus freiem Antriebe — ohne gesetzliche Nöthigung — gewährte Einrichtungen, welche den Zweck haben, die Lage der Arbeiter zu verbessern, solchen materiellen und ideellen Bedürfnissen derselben, die sie aus ihren Mitteln unvollkommen, schwer oder gar nicht würden befriedigen können, entgegen zu kommen. Die Angaben, mit denen wir uns zu beschäftigen hatten, rührten ausschließlich von Arbeitgebern her, nicht aus den

Digitized by Google

Kreisen der Arbeiter. Wir heben dies nicht hervor, weil wir daran irgend welche Zweifel über die Correctheit der Angaben an sich knüpfen wollen, sondern um darauf aufmerksam zu machen, daß zu einer einigermaßen erschöpfenden Würdigung der Bedeutung und Wirksamkeit der Wohlfahrtseinrichtungen auch die Angaben der Arbeitnehmer nicht entbehrt werden können. Allerdings zum Besseren würden sich die Schlüsse, die wir aus unserem gegenwärtigen Material ziehen müssen, auch dann gewiß nicht modificiren. Wir haben gesehen, daß die Zahl der vorhandenen Wohlfahrtseinrichtungen in einem überaus ungünstigen Verhältniß zu der Anzahl der vorhandenen Betriebe steht; wir finden aber ferner bei eingehender Betrachtung der großen tabellarischen Zusammenstellung, wenn wir uns ein Bild davon machen wollen, wie viele der einzelnen Wohlfahrtseinrichtungen in jedem der 4850 Betriebe verwirklicht sind, daß diejenige Anzahl der letzteren, wo dies in einer auch nur einigermaßen umfassenden Weise geschehen ist — dergestalt, daß etwa die Hälfte der aufgeführten Einrichtungen Anwendung gefunden hätten — einen verschwindend geringen Bruchtheil des Ganzen — kaum $^1/_{30}$ — ausmacht. Es bleibt sonach auf diesem Gebiete noch außerordentlich viel zu thun. — Es ist hier nicht der Ort, die principielle Seite des caritativen Systems zu erörtern, seine Vorzüge und seine Schattenseiten zu beleuchten. In unserer Zeit, wo der Schutz und die Sicherung, welche die Arbeitsgenossen ehedem in corporativer Eintheilung und Abgeschlossenheit, sowie in der Zugehörigkeit zu dem Hausstande des Arbeitsgebers fanden, für immer dahin sind, wo die Fürsorge der Gesetzgebung zur Regelung der Arbeiterverhältnisse erst am Anfang ihrer Aufgaben steht und der auf Coalitionswesen sich gründenden Selbsthülfe der Arbeiter noch zahlreiche Hindernisse entgegen stehen, wo die traurigen Verhältnisse des Marktes schwer auf der gesammten Industrie lasten — in solcher Zeit erscheint das caritative System als ein unumgänglicher Factor der Besserung noch auf geraume Zeit hinaus. Seine Wirksamkeit soll freilich nur eine subsidiäre sein; und es kann nimmermehr daran gedacht werden, wirthschaftliche Verhältnisse im Großen darauf zu begründen. Aber wie es jenen Mängeln, Schwierigkeiten und Nothständen gegenüber helfend und lindernd einzutreten bemüht ist, so erweist es sich gleichzeitig als das Mittel zur wirksamen Bethätigung der den Arbeitgebern, den besitzenden Classen überhaupt, unabweislich obliegenden Pflichten, deren eindringliche Erkenntniß und sorgfältige Ausübung laut und entschieden gefordert werden muß. Nicht der Weihrauch, der dem humanen Fabrikherrn gestreut wird, nicht das Bewußtsein, hier und da mit der Förderung der Arbeiter die eigenen Interessen zu fördern soll den Ausschlag geben, sondern ein tief empfundener sittlicher Antrieb, der hervorgeht aus dem Bewußtsein brüderlichen Gemeinsinns. Oder mit andern Worten: Nicht als Almosen soll gegeben werden, auch nicht als Capitalsanlage, sondern als eine im vollen Bewußtsein gewährte pflichtmäßige Abgabe, deren reichliche Leistung jedem Arbeitgeber Jahr aus Jahr ein und früh und spät obliegt.

Literatur und Kunst.

Die Uhren.

Ein Sylvestercarmen.

Es ist Sylvester. Eine schlichte Bowle,
Von kluger Hand bereitet, schmückt den Tisch. —
Man war bei Piepenbrinks. Herr Piepenbrink,
Frau Piepenbrink und deren Fritz und Julchen,
Welch letztre beiden heute auch noch auf,
Herr Küster Klöppel, treubewährt im Amte,
Apotheker Mickefett, den diese Gegend
Von wegen seiner Pillen höchlich pries —
Dies waren die Personen, welche hier
Zum frohen Jahresschlusse sich versammelt. —
Darüber ist man einig, puncto Zwölf
Ein kräftig Prostneujahr sich zuzurufen,
Worauf getrost das Glas zu leeren sei.
„Nun aber," spricht Herr Klöppel mit Bedacht,
„Nun aber ist die Frage: Welche Uhr
Soll diesen schönen Augenblick verkünden?"
„Die beste Uhr," ruft Fritz ein wenig hastig,
„Von allen Uhren ist die Sonnenuhr."
„Ja wohl, mein Sohn!" erwidert Klöppel sanft.
„Die Sonne ist ein pünktlich Element,
Was mit der Dunkelniß von hinnen scheidet.
Insofern kommt sie hier nicht in Betracht.
Dagegen schlag ich unsre Thurmuhr vor."
Hier lächelt Mickefett verschmitzt und spricht:
„Die Geistlichkeit in Ehren! Doch man sagt,
Ein traulich später Trunk am Samstagabend
Wirkt zögernd auf die Sonntagmorgenglocke."
Herr Köppel schweigt, denn mild ist sein Charakter. —
Nun zieht aus ihres Busens Vorderfalte
Frau Piepenbrink bescheidentlich die Uhr.
Doch Piepenbrink ruft gleich: „Ich bitte dich,
Laß doch die Uhr im Stall. Fast alle Monat
Muß ich das Dings da repariren lassen."
„Nun, nun," spricht sie, „sei nur nicht gleich so rauh!
Ist's doch für uns ein lieblich Angedenken
An jene Zeit, da du mir Treue schwurst."
„Ahem!" macht Piepenbrink und schaut in's Glas. —
„Ach!" seufzt das Julchen, „wie entzückend schön
Wär' doch so eine Dose, die so Stücke spielt."
„Sehr wahr, mein liebes Kind!" entgegnet Klöppel.
„Bewundernswerth ist solch ein Kunstgetriebe,
Und gern belauscht man seine Melodien;
Nur lehrt es uns vielmehr die Zeit vergessen,
Statt sie zu schätzen, wie's die Pflicht der Uhr.
Insofern kommt das hier nicht in Betracht."
Jetzt wird der Fritz schon wieder laut: „Ja, aber
Beim reichen Schrepper die Pendüle, die ..."
„Pst!" fällt ihm Mickefett sogleich in's Wort,
„Das ist 'ne böse Uhr, die nur die Dauer
Des Wehs im Zeh bemißt, die Stunden schlägt,
Wo's Pulver einzunehmen, welche ewig
Eintönig raunt: klick klack, die Actien fallen. —
Da muß ich meine Taschenuhr hier loben.
Sie ist von einem übersee'schen Pathen ..."
„Insofern," meint Herr Klöppel .. „Bitte sehr,"
Fährt jener fort, „sie ist durchaus von Gold."
„Insofern," meint Herr Klöppel ernst und kühl,
„Insofern kommt sie hier nicht in Betracht."
„Und," fährt Herr Mickefett gelassen fort,
„Und richtig geht sie. Diesen letzten Herbst
Bin ich mit Munkel dem Caplan in Straßburg.
Wir hatten gut gelebt; in jeder Hinsicht.
Das Geld war alle, und so wollten wir
Denselben Abend spät noch weiter machen.
Wir stehn so vor dem Münster. Salbungsvoll
Hub Munkel an und sprach: „„Geliebter Freund!
Im Angesichte dieses hohen Tempels
Ermahn' ich nochmals dringend dich, kehr' um!
O, kehre wieder in den weichen Schoß
Der heil'gen Mutter Kirche und vertraue
Dich ihrer altbewährten Führung an!""
Ich ziehe meine Uhr und sage: „„Munkel,
Es ist ein Viertel Zwölf; wir müssen eilen,

Digitized by Google

Wofern wir nicht den Zug verpassen wollen.““ —
Indem so schlägt die Münsterglocke Elf. —
„„Du hörst es!““ sagt er. „„Hat noch lange Zeit!““
Na gut, wir bummeln endlich so lala
Zum Bahnhof. Richtig. Tüht! Dort saust er hin!
Freudlos wär' uns die Nacht vergangen, hätt' ich
Dem Herbergsvater nicht die Uhr gereicht.
Seitdem vertrau' ich keiner Kirchenglocke.
Und wenn die Engel selbst vom Thurme bliesen,
Ich richte mich nach meiner Taschenuhr.“ —
Nun aber nimmt Herr Piepenbrink das Wort:
„Ich lobe mir,“ so spricht er, „jene Alte,
Die dorten in der Ecke ticktack macht.
Pünktlich um Sieben Morgens weckt sie uns.
Um Achte mahnt sie Fritzen an die Schule.
Zwölfmal mit freud'gem Klang allmittaglich
Ruft sie zu Tisch, und Jeder folgt ihr gern.
Getreulich zählt sie meiner lieben Frau
Beim Eierkuchen die Minuten ab.
Was mich betrifft, so sorgt sie stets dafür,
Daß ich die Zeit des Clubs niemals verfehle.
Und ist die Ruhestunde dann erschienen,
Gewissenhaft um Zehne, schlägt sie Zehn.
So machte sie's gar manches liebe Jahr,
Und keine Seele dachte was dabei,
Und Keiner wußte, wie so gut sie war,
Bis daß sie eines Morgens stille stand.
Da wußte man's.“ — „Ach Gott,“ fiel Klöppel ein,
„So geht's mit mancher stillbescheidnen Treue.
Allein insofern“ ... Baum! Da tönt es ernst
Vom nahen Thurme Zwölf, und Prostneujahr!
Ruft jeder klangvoll ausgehöhlte Mund
Und leert das Glas. (Zuerst ist Klöppel fertig.)
Hierauf zieht Mutter Piepenbrink die Uhr
Bescheiden aus des Mieders warmer Spalte.
„Jetzt ist es Zwölf auf meiner!“ ruft sie froh;
Und wieder folgt ein kräftig Prostneujahr!
„Und jetzt nach meiner!“ schreit Herr Mickefett,
Und nochmals schallt der festlich frohe Gruß,
Und nochmals beugt sich Jeder gern nach hinten,
Um so das neugefüllte Glas zu leeren.
(Herr Mickefett thut's zweimal hinternander.)
Kaum ist's vollbracht, so fängt es in der alten
Höchst ehrenwerthen Wand- und Ticktackuhr
Zu schnurren an, und bemm! und also fort
Dröhnt sie des Jahres letzte Stunde her.
— „Hurrah! und Prostneujahr!“ Das klang mal schön.
Herr Klöppel hält den Ton noch lange aus. —
Fritz trank zu hastig; drum so muß er auch
Sehr heftig durch die Nase husten, welches
Mama und Julchen recht in's Lachen brachte.
Jedoch der biedre Vater Piepenbrink,
Der sanfte Klöppel, Mickefett, der schlaue,
Die tranken kreuzweis ew'ge Brüderschaft. —
So war man froh nach ganz verschiednen Uhren,
Schlief selig dann in ganz verschiednen Betten
(Der Vater und die Mutter ausgenommen)
Und ging des andern Tages, warm bekleidet,
Mit leichtem Schädelbrummen in die Messe.
(Herr Mickefett natürlich ausgenommen.)
Der kramt in der Butike und bereitet,
Verdrießlich, doch mit Sorgfalt, einen Bittern.

Wilhelm Busch.

Zur Kunstgeschichte.

Abhandlungen zur Kunstgeschichte als angewandte Aesthetik. Von Hermann Ulrici (Leipzig bei T. O. Weigel). — Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen von Friedrich Pecht (Nördlingen bei Beck).

Das Buch eines Philosophen und das eines Künstlers, das eine der Architektur des Mittelalters und den großen Malern der Renaissance, das andere den zeitgenössischen Meistern seit Cornelius gewidmet, das eine um den Begriff des Stils und die allgemeinen Grundzüge seiner Entwicklung, das andere um die persönlichen Lebensbezüge und die eigenthümliche Darstellungsweise neuerer deutschen Architekten, Bildhauer und Maler bemüht, jedes in seiner Art tüchtig und willkommen.

Seit einer Reihe von Jahren war Ulrici mit der wiederholten Durchführung seiner Werke: „Gott und Natur“, „Gott und Mensch“ beschäftigt, mit unermüdlichem Fleiß die Ergebnisse der Naturforscher aufnehmend, ihre Theorien scharfsinnig kritisirend, um auf die wirklich erkannten Thatsachen der Erfahrung, auf die erwiesenen Wahrheiten der physischen Welt eine stichhaltige Metaphysik aufzubauen; da kehrt er im Alter zu den Studien seiner Jugend zurück, die ja der Geschichte der griechischen Poesie und Shakespeare gewidmet waren, und nicht erfolglos: sein Buch über Shakespeare ist auch durch Nachfolger wie Gervinus und Kreyssig nicht in Schatten, eher in's Licht gestellt, da sie den großen Britten von andern Standpunkten betrachten, aber das nicht antasten, was Ulrici über seine Kunst der Compositionen glücklich gefunden und ausgeführt. Nun mit Shakespeare beschäftigt sich auch ein gutes Drittel des vorliegenden Buches. Sein Humor, sein Bezug zur bildenden Kunst werden erörtert und dargethan, wie die Erwähnung Giulio Romanos im Wintermärchen auf die Verwandtschaft des Dichters mit diesem Maler hinweist, wie Goethe mehr plastisch, Shakespeare mehr malerisch erscheint. Hier wäre wohl die Stimmung und Beleuchtung in seinen Dichtungen noch zu betonen, und vornehmlich Rubens als Schilderer des bewegten Lebens in Parallele zu setzen; diese läßt sich überhaupt mit niederländischen Malern und englischen Poeten durchführen, beide stammverwandte Nationen ergänzen einander, wie ich das im vierten Band meines Kunstbuches entwickelt habe. Sehr beachtenswerth ist die Abhandlung über Goethe und Schiller in ihrem Verhältniß zu Shakespeare. Ulrici faßt alle drei vor Allem als Söhne ihres Volkes und ihres Jahrhunderts, er sucht jedem in seiner Eigenart gerecht zu werden und charakterisirt sie mit eindringendem Tiefblick; aber er steht doch auf dem Standpunkte Shakespeares, wiewohl er seine Verehrung für diesen nicht wie Gervinus dahin übertreibt, daß er in ihm die organische Vereinigung beider deutschen Genossen, ihre Tugenden ohne ihre Mängel sähe. Shakespeares Vorzug ist ihm der historische Sinn, die wahrhaft historische Weltanschauung, darum sei er dramatischer. Daß hier bei Goethe und Schiller ein Mangel sei, beruhe nicht auf einem geringeren Maß künstlerischer Fähigkeit, sondern auf dem Geist ihrer Zeit und den gegebenen Zuständen Deutschlands, die es ja auch verschuldet, daß wir bis in's erste Viertel des laufenden Jahrhunderts keine Geschichtschreibung hatten, die diesen Namen verdient. Dabei handelt es sich in Ulricis Vergleich blos um die Dramatiker; auch ihm ist Goethe der größte Lyriker, und Goethe kann, wenn es der Würdigung des ganzen Mannes gilt, auch seine Romane mit Hermann und Dorothea, auch seine wissenschaftlichen Arbeiten in die Wagschale werfen, ebenso Schiller seine Philosophie, seine herrlichen Gedankendichtungen. Shakespeare hatte ein Vaterland und stand innerhalb seiner aufsteigenden Entwicklung, Goethe und Schiller schufen sich der Noth und Kleinlichkeit der Verhältnisse gegenüber eine Idealwelt humaner Bildung und Gesittung, und wirkten dadurch bildender auf ihr Volk und seine Geschichte, als irgend ein anderer Dichter; sie schufen Gestalten mit idealen Zwecken, die ihrem Jahrhundert die Fackel vortrugen, und diesen hat Shakespeare keine ähnlichen an die Seite zu stellen, er will dem Jahrhundert den Abdruck seiner Gestalt zeigen, nicht es

Digitized by Google

erleuchten und emporheben. Hier ist der Vorzug unserer Dichter, den Ulrici übersehen hat, ja, den er zum Tadel wendet, wenn er der Schiller'schen Poesie die Darstellung des Seinsollenden statt des Seienden zum Vorwurf macht. Nur liegt gerade darin die hohe Mission der Kunst, als blos wiederholende Abspiegelung der Wirklichkeit wäre sie ziemlich unnütz. Sie enthüllt uns auch bei Shakespeare im Einzelbilde den Sinn des Ganzen, und er ist dadurch ein Priester der sittlichen Weltordnung, daß er sie als das Seinsollende das Feld behaupten läßt.

Es ist richtig: Schiller und Goethe betonten mehr die subjective Freiheit, Shakespeare mehr die Macht der Verhältnisse und das göttliche Walten in der Geschichte. Es ist richtig: bei Shakespeare ist das Tragische nicht ein nothwendiges Geschick alles Menschlichen, sondern es ergibt sich nur, wenn und wo das menschlich Edle und Große aus Mangel an Selbstbeherrschung der Schwäche, der Selbstsucht, der blinden Leidenschaft erliegt, oder sein Recht mit rücksichtsloser Einseitigkeit verfolgt. Bei Goethe ist es das Bewußtsein von der Unendlichkeit des subjectiven Geistes, das Streben nach persönlicher Freiheit, auf die der Mensch ein Recht hat, die er daher naturgemäß geltend macht, und die ihn doch mit der bestehenden Welt in Kampf verwickelt. Ihm steht nicht wie bei Shakespeare die Macht des Rechts und der Sitte als das Berechtigte gegenüber. Goethe tritt auf die Seite seiner Helden, er leidet und ringt mit ihnen, und sie gehen an der innern Unmöglichkeit zu Grunde, ihr Ideal der unbeschränkten Freiheit zu verwirklichen. Dies ist wahr, denn Goethe selbst weiß, daß Freiheit Selbstbestimmung, Selbstbegrenzung ist, und wer sie mit der Maß- und Schrankenlosigkeit verwechselt, wer nur sich selber leben will, während er doch nur Glied eines Ganzen ist, der wird sich selbst zerstören oder wird entsagen lernen. Und ist denn der Drang der Subjectivität nicht berechtigt, sich durch keine Ueberlieferung binden, keine Schranke von außen sich auflegen zu lassen? Bei Shakespeare wird das Tragische im Macbeth durch die Hexen, im Othello durch Jago erst entbunden, Hamlets Seelenkampf wird erst dadurch hervorgerufen, daß der Mörder des Vaters die Mutter heirathet, bei Werther, Tasso, Faust liegen die Abgründe im eignen Innern, das Tragische erwächst aus dem Uebermaß unbehüteter oder gewaltsam aufstürmender edler Elemente der eignen Natur. Das mag mehr lyrisch, die Shakespeare'sche Weise mehr dramatisch sein; aber so nah die beiden großen Dichter einander der Zeit nach stehen, ich glaube, hier lebt der Deutsche in einem neuen Weltalter gegenüber dem Britten, und das ist nicht durch einen Rückschritt, sondern durch den gewaltigen Vorschritt der Menschheit aus dem sechszehnten durch's achtzehnte Jahrhundert geschehen. Shakespeare hätte weit weniger den Faust, als Goethe den Macbeth, den Lear oder die Historien schreiben können. Aber gerade den Faust verkennt Ulrici! Faust will die Wahrheit im eignen Geiste finden, das ist sein Recht, aber er bleibt nothwendig unbefriedigt, indem er das All nur in begeisterter Anschauung als harmonischen Organismus anschauen und die Natur unmittelbar durch Geisteskraft beherrschen will, statt das Besondere durch Experiment und Gelehrsamkeit, die er verachtet, zu ergründen und durch Erkenntniß der besonderen Gesetze die Kräfte der Natur nach ihnen für sich wirken zu lassen; als er durch Selbstmord eins werden will mit der Natur und ihrem unendlichen Leben, da ist es nicht „das Böse, das an ihn herantritt", vielmehr der Klang der Osterglocken, die Erinnerung an den schönen Frieden seines Gemüthes in jugendlicher Religiosität läßt ihn hoffen, solchen Frieden sich selbstmächtig zu erringen. Er ergibt sich dem Sinnenleben, und wird an Gretchen schuldig, weil er den Verlust der Freiheit fürchtet, wo immer er sich binden werde, statt in dem selbsterkorenen Liebesbunde die Erweiterung und Vollendung seines Wesens, die Erfüllung seiner Freiheit zu finden; — dafür büßt er, der Menschheit ganzer Jammer faßt ihn an! Er findet im Anschauen und Genuß der Schönheit Helenas Maß und Klarheit auch für's handelnde Leben, er will nicht mehr zwecklos durch die Welt stürmen, und indem er sie nach seinem Denken und Willen gestaltet, im Wirken für's Gemeinwohl gewinnt er Befriedigung. Aber fällt er damit nach dem geschlossenen Pact seinem Gehilfen und Widersacher anheim, wie Ulrici behauptet? Nach dem Pact ist der Augenblick der erklärten Befriedigung seine Todesstunde; und sie tritt ein. Aber Mephistopheles hat ihn ja gerade jetzt nicht zu sich herabgezogen, Faust ist ja gerade jetzt des schrankenlosen wie des verneinenden Geistes in sittlicher Selbstbestimmung, im Anschluß an die sittliche Weltordnung Herr geworden, und damit in das Gottesreich des Guten eingegangen. Der Epilog im Himmel besiegelt es, daß der Herr die Wette gewonnen, der Mensch in seinem dunklen Drange sich zur Klarheit emporgerungen, den rechten Weg gefunden, das Heil und die Versöhnung erworben hat. Die Macht des selbstwilligen subjectiven Geistes geht nicht in der Beschränktheit unter, wenn sie sich selbst bestimmt und begrenzt, sie bleibt sich dabei ihrer Unendlichkeit bewußt, und diese Unendlichkeit wäre leer ohne diese Selbstbestimmung.

Doch es scheint als wolle ich gegen ein Buch polemisiren, mit dem ich fast überall übereinstimme. Denn wie ich selbst dargethan zu haben glaube, daß die einzelnen Künste nach einander zur Blüthe kommen und dann tonangebend werden, auch den andern ihr Stilgepräge mittheilen, so bezeichnet Ulrici den Unterschied der antiken und der neueren Kunst durch das Plastische und das Pittoreske, indem er beides mit geistvoller Klarheit bestimmt, und gibt uns eine „angewandte Aesthetik", indem er von der Architektur aus den romanischen und gothischen Stil, die Renaissance und den Barockstil als Ausdrücke des Empfindungsvermögens und der Weltanschauung von ganzen Nationen und geschichtlichen Epochen schildert; die Ergebnisse der Kunstgeschichte gehen Hand in Hand mit der philosophischen Entwicklung. Ausführlich begegnet Ulrici dem Mißverständniß, als handle es sich bei der Renaissance um nachahmende Wiederholung der Antike. Das Gefühl für persönliche Selbstständigkeit und das Naturstudium sind die neuen Elemente, welche die religiöse Reformation wie die Befreiung des Staates von der Kirche begleiten und bedingen; die Kunst wendet sich dem weltlichen Leben zu und strebt nach einer Größe des Stils, die im Sinn für großräumige Verhältnisse architektonisch sich ausprägt; statt himmelanstrebender Sehnsucht des Spitzbogens waltet die Horizontallinie vor. Weder bei Rafael noch bei Dürer finden wir directe Nachahmung der Antike; aber sie dient in dem Sinne zum Vorbild, daß man das eigne Wesen in gleich vollendeter Weise zu veranschaulichen trachtet, indem man für die neuen Ideen die entsprechende Form sucht. Ulrici möchte darum für die ganze Periode einen andern Namen haben als den der Renaissance; aber man braucht ja nicht an die Antike, sondern an eine Neugeburt der Kunst überhaupt zu denken.

Ulrici gibt eine Entwicklung des Madonnenideals in ihren Hauptstadien und dann Beiträge zur Charakteristik von Fiesole und Masaccio, Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Tizian, Rafael, Correggio, Dürer. Ueberall sucht er das Wesen oder den Kern der künstlerischen Persönlichkeit zu erfassen, für dessen Begriff das rechte Wort zu finden, und von da aus die Hauptwerke oder die Thätigkeit der Meister zu beleuchten. Sittlich ernster Sinn und Freude am Schönen wirken hier zusammen, und wie man auch im Einzelnen anders urtheilen mag, im Ganzen wird man die Charakteristiken mit eben so viel Anregung als Befriedigung lesen. Dabei braucht Ulrici sich nicht allzusehr gegen den „auch in das Kunstgebiet einbrechenden Realismus und Materialismus" zu ereifern, der seine Anschauung „für die Illusion eines träumerischen Idealisten" erachten werde; gerade auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft ist die Anerkennung des Idealen und persönlich Eigenthümlichen noch unverschlungen, ja noch unberührt von dem Bestreben, Alles in den Mechanismus blindwirkender Kräfte und zweckloser Stoffwechsels herabzuziehen; gegen diese Tendenz legt Ulrici auch dies neue Buch in die Wagschale des Geistes und der Sittlichkeit.

Wenden wir uns zu Pecht, so steht in seinem Buch der ausübende Künstler ebenso im Vordergrund wie bei Ulrici der Philosoph; wo dieser sich in die Vergangenheit vertieft und die Formel für die großen Gestalten derselben sucht, ist jener der mitlebende Genoß, der seine persönlichen Erinnerungen zu scharf

Digitized by Google

individualisirten Bildnissen ausarbeitet. Er sagt selbst, daß das Buch in jedem Sinn durchgelebt war, ehe es geschrieben wurde, daß er mit dem größeren Theil der geschilderten Männer in Verkehr gestanden, als Schüler oder Verehrer, oder als Schriftsteller, der ihre Bedeutung der Welt zu vermitteln suchte. Im Lauf dieser literarischen Thätigkeit hatte sich ein Vorrath von Aufsätzen angehäuft, und Pecht glaubte, sie ließen sich leicht zu einer Art von modernem Vasari zusammenstellen. Allein er sah bald, daß es ein Andres ist, für die Forderung des Tages ein Feuilleton zu schreiben, als die geschichtliche Bedeutung eines Künstlers für die Mit- und Nachwelt festzustellen. Es galt den Boden zu schildern, dem sie erwachsen, den Hintergrund auszumalen, von dem sie sich abheben. Es galt die einzelnen Gestalten mit einem gleichen Maßstab zu messen. Und so schrieb er ein neues Buch, in das er von dem ehemaligen Material nur den kleinsten Theil in alter Form aufnahm. Und er hat wohlgethan. Ein Buch ist etwas Andres als ein Zeitungsartikel, und wir erhalten gar manche Sammlung von solchen, deren Verfasser sie zum Buch erst hätten verarbeiten sollen. Pecht aber stand bei seiner journalistischen Thätigkeit unter dem Einfluß wechselnder Stimmungen und Strömungen, und so ergaben sich Widersprüche, er schien heute zu loben was er gestern getadelt, heute zu bekämpfen, was er gestern gefordert, und ein Mitarbeiter ging so weit, ihn einmal die kritische Windfahne der Allgemeinen Zeitung zu nennen. Er berief sich dagegen darauf, daß Zeitungsartikel Schachzüge seien, daß der Beurtheiler mit Rücksicht auf die Urheber der Werke hier aufmunternd, dort abschreckend wirkend wolle, daß er auf die nothwendige Pflege einer neuen Richtung, wie der coloristischen, hinweise und die anerkenne, die sich ihr zuwenden, aber es mißbilligen müsse, wenn nun darüber Zeichnung und Gedanke hintangesetzt würden. Wir müssen ihm das Zeugniß geben, daß die Charakteristiken im Buch mit Wohlwollen und doch ohne Schönfärberei entworfen sind. Sie befriedigen am meisten bei den Männern, deren Wirken abgeschlossen vor uns liegt, wie bei Cornelius, Schwind, Rietschel, ihnen reihen Ludwig Richter, Semper, Preller sich an; Knaus und Feuerbach endlich sind die Beiden, die noch in aufsteigender Entwickelung stehen, bei denen deshalb das endgiltige Wort noch gar nicht gesprochen werden kann. Doch betont Pecht bei Knaus vortrefflich, wie er das Bauernleben von seiner kernhaften und gemüthlichen Seite auffaßt, so wie er bei Richter die der deutschen Kunst von Alters her eigne Stärke im Illustriren neben der Poesie des Familienlebens, der Kinderwelt und den gutmüthigen Humor in der Schilderung des Bürgerthums hervorgehoben. Beide Künstler werden zukünftigen Culturhistorikern unschätzbar sein. Bei Cornelius lagen die Bücher von Riegel und Förster bereits vor; Pecht übt mehr Kritik als Beide, namentlich was die malerische Ausbildung des Meisters selbst und deren Vernachlässigung bei den Schülern angeht. Darum könne man ihn nicht den Meistern der Renaissance gleichstellen, so herrlich seine Entwürfe seien. Durch Naturstudium und Beherrschung der Form, durch Vollendung bis in's Einzelste hinein sind sie ihm überlegen; „unserm Cornelius ist die Malerei eine Prophetin, welche die sittlichen Begriffe reinigen, die Gefühle veredeln, die Ideale der Zeit gestalten solle, die Lehrerin und Erzieherin des Volks. So ist sie berufen darzustellen, was im Leben, in der Geschichte, in der Dichtung bedeutend ist; nichts aber, was nicht im Inhalt bedeutend ist, vermochte nach seiner Anschauung die Form dazu zu machen."

Auch bei Rietschel liegen die Aufzeichnungen des Künstlers selbst über seine Jugend und das Buch Oppermanns zu Grunde. Dagegen hat Pecht sich von Preller dessen Lebens- und Bildungsgang erzählen lassen, und in Form einer Selbstbiographie aufgezeichnet, die Preller gebilligt hat, die Pecht dann mit der Betrachtung der Odysseelandschaften begleitet. Den andern Lebenden hat er vorgelegt, was er über ihre Lebensverhältnisse geschrieben und es mitgetheilt, wie sie es gebilligt oder berichtigt haben. So erfahren wir über Semper die authentische Geschichte seiner Theilnahme am Barricadenbau in Dresden. Ja Pecht hat die geistige Bewegung mit erlebt, die dort gerade in den vierziger Jahren auf die Periode Tiecks, Tiedges und der Abendzeitung, auf die hofräthlichen Theecirkel folgte, als dort die Schröder-Devrient und die Gräfin Hahn-Hahn, die Dichter Auerbach, Moritz Hartmann, Gutzkow, Prutz, der feurige Philolog Köchly und der geistvolle Politiker Julius Fröbel, Richard Wagner und die Künstler Rietschel und Hähnel, Schnorr, Bendemann und Hübner zusammentrafen, und in die vielfach an- und aufgeregte Gesellschaft nun die nationalfreisinnige Begeisterung des Frühlings von 1848 zündend eingriff. Pecht hat es hier wie bei Cornelius in Bezug auf München und Berlin trefflich verstanden, die geistige Atmosphäre zu schildern, in der Semper athmete und wirkte. Ueberhaupt scheint mir sein Bild vorzüglich gelungen. Bei Schwind erhält die Anekdote ihr Recht, und der Wunsch erwacht wieder, daß eine Sammlung seiner Schlagworte erscheinen möge, wie sie ja auch Vasari von einigen italienischen Malern gern überlieferte. Pecht erwähnt Schwinds Liebe zur Musik, vergleicht seine Gestalten mit Mozart'schen Melodien, und erzählt die Anekdote, wie nach der Aufführung von „Tristan und Isolde" ein Wagnerenthusiast zu Schwind mit den Worten herantrat: Ach, Herr Professor, ist das nicht herrlich, weht einem nicht die reinste Frühlingsluft aus diesen Tönen entgegen? „Ja wohl — war die grimmige Antwort — war mir's doch den ganzen Abend schon, als spürt' ich einen Maikäfer in den Hosen." Vor seiner Berufung nach München war eine nach Leipzig im Werk, sie zerschlug sich. „Ach," sagte er, „in Leipzig möchten sie halt auch gar zu gern einen Riesen, nur sollt' er ja nicht größer sein als sie."

Semper hatte mit Richard Wagner, mit Köchly zur demokratischen Partei gehört, wie sie in der Linken des Frankfurter Parlaments vertreten war. Das Kaiserproject scheiterte sammt der Reichsverfassung. Da gaben republicanische Leiter und Schürer der Bewegung die Durchführung der Reichsverfassung als Parole aus, und in Dresden bildete sich aus täglichen Clubgenossen eine provisorische Regierung. Man wünschte Semper schon um seines berühmten Namens willen zum Mitgliede. Er lehnte ab: als Staatsdiener, der dem König Treue geschworen. Aber er that seinen Dienst in der Scharfschützencompagnie der Communalgarde, der er angehörte. Die Dinge entwickelten sich zum Waffengang, und ein tapferer Mann konnte seine Genossen nicht im Stich lassen. Der Barricadenbau hatte begonnen. Die Compagnie Sempers ward von der Hauptwache an's Ende der Wilsdruffer Gasse commandirt. „Dem Architekten entging nicht lange die Unzweckmäßigkeit der dortigen Barricade, die geringe Widerstandskraft der überall aufsteigenden Schutzbauten. Mit steigendem Unmuth erfüllte ihn der Anblick. Daß man etwas so einfältig anfangen könne, wenn man schon einmal revolutioniren wolle, war ihm auf die Länge vollkommen unerträglich. Da ihm der Unwille keine Ruhe mehr ließ, so eilte er auf's Stadthaus zu den in der provisorischen Regierung versammelten Freunden, und kanzelte sie ob ihrer schlechten Organisation der Vertheidigungswerke tüchtig herunter. Natürlich hieß es sofort: „Mach's besser, wenn du kannst." „Ja, das kann ich allerdings," schrie der gereizte Künstler, „ich würde mich schämen, solch schlechte Arbeit zu machen", und rannte an seinen Posten zurück. Mit Jubel empfing man ihn. Sofort ließ er Flankenwerke errichten und ordnete eine so zweckmäßige und feste Verstärkung der Barricade an, daß sie sogar dem Geschützfeuer widerstehen konnte, und man in ganz Deutschland von dem furchtbaren Bauwerke und Sempers Antheil daran sprach. Als das Trauerspiel des Kampfes begann, als die von Richard Wagner geleiteten Sturmglocken ihr Geheul erschallen ließen, und selbst Frauen wie die Schröder-Devrient das Volk zum Kampfe antrieben, konnte da Semper noch zurück? Die Uneinnehmbarkeit seines Bollwerkes, das mittels Durchbrechens der Häuser umgangen werden mußte, und zu allerletzt in die Hände der Truppen fiel, zeigte sich dann allerdings. Er selbst hatte drei Tage lang an seiner Vertheidigung als gemeiner Scharfschütze Theil genommen, und war dann zu einer neuen, die den Rückzug decken sollte, in die Waisenhausgasse abberufen worden. Hier hielt er als Commandaat bis zum letzten Augenblick aus, und wich erst, als die blutbedeckte Stadt schon fast ganz in der Gewalt der Sieger war."

Digitized by Google

Die weiteren Geschicke Sempers, die treffliche Charakteristik seiner Bauten möge man bei Pecht selber nachlesen. Sein Buch liest sich äußerst angenehm, reizt selten zu Widerspruch und macht mit seinen geschriebenen Bildnissen den Eindruck von geistvoll gemalten, denen man die Aehnlichkeit mit den Originalen anzusehen glaubt, auch wenn man diese nicht gekannt hat.

M. Carriere.

Ein Musterlehrbuch für Elementarschulen.

Verehrte Redaction!

Ich stelle hiermit folgende Thesen auf:

1. Die Nogat ist der linke Mündungsarm der Weichsel.

2. Die Volksbildung ist in Deutschland allgemein. Industrie, Handel, Kunst und Wissenschaft werden dort im Unterschiede von anderen Nationen redlich gepflegt.

3. Württemberg ist von Alemannen bewohnt.

4. Gibraltar ist eine unter englischer Herrschaft stehende europäische Insel.

5. In der europäischen Türkei sind die Osmanen die herrschende Nation, zahlreicher sind aber dort Völker romanischen, slavischen und deutschen Stammes.

6. Die unter dem Aequator liegenden asiatischen Inseln haben ewigen Frühling.

7. Bokhara und Chiwa haben heute noch Sklavenmärkte.

8. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind 25 mal so groß wie Preußen, haben aber nur halb soviel Einwohner wie dieses.

9. Das charakteristische Thier Afrikas nächst Löwen und Affen ist der Tiger.

10. Im alten Griechenland wurden die Pelasger unter Anführung Deukalions von den Hellenen verdrängt.

11. Die Römer haben auf dem rechten Ufer des Rheines nie festen Fuß gefaßt.

12. Das Reich der Ostgothen in Italien ist der Erwähnung nicht werth.

13. Der deutsche Kaiser Konrad IV. hat nie existirt.

14. Kaiser Wenzel wurde abgesetzt, weil er den Vicar Johann Pomuk in die Moldau stürzen ließ.

15. Es ist ganz gleichgültig, ob eine geschichtliche Begebenheit aus dem Leben Peters des Großen diesem oder einem Andern, z. B. Karl XII. von Schweden, zugeschrieben wird.

16. Zwischen 1763 und 1778 liegt ein Zeitraum von 23 Jahren.

Würde ich vor Sie treten, um diese Thesen Ihnen persönlich und mündlich vorzutragen, so würden Sie vermuthlich sehr erschrecken und heimlich nach einem Arzte und einem handfesten Krankenwärter schicken. Da ich Sie Ihnen schriftlich zustelle, so begnügen Sie sich wohl mit dem Verdachte, daß ich meinen Verstand auf einer Luftreise einigermaßen erfroren oder sonst einen Unfall gehabt haben müsse.

Mit nichten.

Ich schöpfe jene Sätze aus einer sehr guten, amtlich approbirten Quelle, nämlich aus dem

> Leitfaden für den geographischen, geschichtlichen, naturgeschichtlichen und physikalischen Unterricht in Volksschulen. Im Auftrage und unter Mitwirkung der städtischen Schuldeputation zu Breslau bearbeitet von (folgen die Namen von vier Rectoren und einem Hauptlehrer). Preis ungebunden 1 Mark. Breslau 1876. Verlag von E. Morgenstern.

Ein Büchlein, welches in den Breslauer Volksschulen seit geraumer Zeit in Gebrauch ist, und aus welchem Lehrer und Schüler ihre Weisheit schöpfen, denn es ist eine Art Inbegriff und Auszug aller Weisheit der Zeit, wie weiland für das frühe Mittelalter der „Hortus deliciarum" oder das „Wonnegärtlein" der gelehrten Aebtissin Herrad von Landsberg. In vier Abschnitten enthält es 1. Geographie, 2. Geschichte, 3. Naturbeschreibung und 4. Naturlehre. Meine Thesen aber sind nur eine kleine Blumenlese aus den beiden ersten Abschnitten, die Herstellung einer „Speisekarte" auch aus den beiden folgenden hätte Ihre Geduld und den Raum Ihres Blattes zu sehr in Anspruch genommen.

Trotz meiner Quellenangabe werden Sie nun freilich behaupten:

Zu 1 (S. 8 des Leitf.). Es sei nicht schön vom Leitfaden für die Volksschulen einer preußischen Stadt, in der Geographie des eigenen Landes grobe Schnitzer zu machen; wolle man aus dem Vorhandensein solcher Verstöße weiter schließen, so müsse hinsichtlich der Zuverlässigkeit der geographischen Angaben über das Ausland das Schlimmste von einem solchen Buche zu befürchten sein.

Zu 2 (S. 10 d. Leitf.). Es sei nicht eben ein Beweis guten Geschmacks, in einem Lehrbuch für die Jugend den Mund mit chauvinistischen Phrasen vollzunehmen, namentlich nicht mit so leicht zu widerlegenden. Oberbayern, Posen, Oberschlesien, die Vorkommnisse von Marpingen, die Erfolge von Adele Spitzeder und die Leistungen des Leitfaden selbst seien doch übergenug Beweise von der geringen Berechtigung jener selbstgefälligen Behauptung. Was die „Redlichkeit" als besonderes Kennzeichen betrifft, so sei bei Staatsanwalt Tessendorff nachzufragen.

Zu 3 (S. 15) würden Sie wohl schwerlich anstehen zu entgegnen, daß Württemberg von Schwaben und Franken bewohnt sei und daß die den ersteren allerdings verwandten Alemannen, von gewöhnlichen Menschen im oberen Baden, im Elsaß und einem Theil der Schweiz aufgesucht, gewöhnlich auch dort gefunden werden.

Zu 4 (S. 22), nämlich zu der Mittheilung, daß Gibraltar eine Insel sei, werden Sie zunächst wohl gar nichts sagen, sondern sich erst vor Lachen ausschütten und dann etwa hervorbringen, daß der Geograph des Leitfadens Gibraltar wohl mit der Insel Baratavia verwechselt habe, welche auch auf dem spanischen Festlande lag und mehrere Tage lang von Sancho Pansa, dem wackeren Schildknappen des sinnreichen Junkers Don Quixote von der Mancha als Statthalter beherrscht wurde.

Zu 5. (S. 25). Daß in der europäischen Türkei unter dem milden und gerechten Scepter des Sultans Völker deutschen Stammes leben, dies bisher nicht gewußt zu haben, werden Sie sicherlich ohne Erröthen zugeben, dagegen werden Sie entschieden bestreiten, zu 6, daß ewiger Frühling das Charakteristicum der heißen Zone sei.

Zu 7 und 8 werden Sie die Bemerkung nicht unterdrücken können, daß der Geopraph des Leitfadens sehr alter Quellen sich bedient haben müsse, denn die Sklavenmärkte in Chiwa und Bokhara wurden 1873 durch den chinesischen Feldzug und die dabei gemachten Eroberungen von den Russen aufgehoben und sind seitdem gründlicher verschwunden als die Sklavenmärkte von Constantinopel. Was aber die Angabe über die heutige Bevölkerungszahl der Vereinigten Staaten von Nordamerika betrifft, so werden Sie mit Abscheu zu erkennen geben, daß dieselbe höchstens von dem blutdürstigen Massenmörder Thomas herrühren kann. Preußen zählt nach dem Leitfaden selbst 24,700,000 Einwohner, die Vereinigten Staaten würden demnach von nicht mehr als 12,350,000 Seelen bewohnt sein. Diese Ziffer hatte aber die dortige Einwohnerzahl schon 1830 um mehr als 500,000 Einwohner überschritten. Seit 1790, in welchem Jahre die erste Volkszählung in der Union abgehalten wurde und ein Resultat von 3,929,827 Einwohnern ergab, bis zur letzten der alle zehn Jahre wiederholten Volkszählungen, im Jahre 1870, hat sich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten auf 38,925,898 gehoben. Es existiren also für den Geographen des Leitfadens und seine Schüler 26,575,598 Einwohner der Vereinigten Staaten überhaupt nicht, oder er rottet dieselben mit einem Federstriche aus. So viele Menschenleben haben auch die größten Feinde der Menschheit, haben selbst ein Caligula, Nero, Heliogabal, Philipp II. und Torquemada nicht auf dem Gewissen.

Zu 9 (S. 32) werden Sie ohne Weiteres einen Preis von 1000 Thlr. auf den ersten in Afrika gefangenen Tiger setzen, da bisher diese Bestien sich auf Ostindien, Ostasien und einen Theil Innerasiens beschränkt haben.

Die von mir aus dem Leitfaden herausgegriffenen historischen Thesen sind zum großen Theil so beschaffen, daß sie einer Widerlegung überhaupt nicht bedürfen. Gegen die These 11 zeugen heute noch die Steine, d. h. die zahlreichen Römerstraßen und Spuren römischer Schanzen und Ansiedlungen im südwestlichen Deutschland, den alten „Agri decumates" zwischen Donau, Rhein, Neckar und Main. Der alte römische Grenzwall durchzieht dort heute noch unter dem Namen „Teufelsmauer", „Teufelsgraben", „Pfahlgraben" ꝛc. die Lande. Sollte der Leitfaden dies aus Patriotismus ignoriren? Das wäre denn doch schon Geschichtsschreibung nach französischem Geschmack. Daß der Leitfaden so bestimmt weiß, ob es einen Vicar Johann „Pomuk" (141. These) überhaupt gegeben hat, zeichnet ihn vor sämmtlichen andern Geschichtsquellen aus.

Digitized by Google

Mehr Aufmerksamkeit muß der aus Seite 63 des Leitfadens entnommenen 15. Thesis gewidmet werden. Auf jener Seite ist zu lesen: „Karl XII. (von Schweden) flüchtet in die Türkei, wird am Pruth eingeschlossen, kauft sich los, kehrt nach Schweden zurück" u. s. f. Hier haben wir eine vollständige Komödie der Irrungen vor uns. An der ganzen Geschichte ist buchstäblich wahr, das Karl XII. in die Türkei flüchtete, wer dagegen zu jener Zeit am Pruth eingeschlossen wurde und sich loskaufte, das war nicht Karl XII., welcher damals vielmehr auf Seite der siegreichen Türken stand, sondern sein Gegner, Peter der Große. Man kann aus der Verworrenheit des einen Satzes entnehmen, mit welcher Gründlichkeit und Klarheit die ganze Geschichte in dem Büchlein „für Volksschulen" behandelt ist.

Die 17. These habe ich nur noch beigefügt, um zu zeigen, in welch' geistreicher Weise der Leitfaden mit dem Geschichtsunterricht auch Uebungen in der Arithmetik zu verbinden weiß. Seite 67 wird uns nämlich erzählt: „1763 Friede zu Hubertusburg . . . den 23 Jahren des Krieges folgen ebenso viele des Friedens." Einige Zeilen weiter unten aber lesen wir: „1778—79, Friedrich II. fordert die Herausgabe Bayerns an Oesterreich durch den bayrischen Erbfolgekrieg." Der bayrische Erbfolgekrieg währte zwar nur ein Jahr, spielte nicht auf preußischem Boden und war wenig blutig, aber darum war es doch ein Krieg, welcher den herrschenden Frieden in empfindlichster Weise unterbrach. Die 23 Jahre ununterbrochenen Friedens existiren also nur in der Oberflächlichkeit des „Historikers für Volksschulen".

Wenn ich nochmals hervorhebe, daß in Obigem nur ein kleines Bouquet aus den beiden ersten Theilen des Werkchens gebunden wurde, und daß dasselbe sich noch durch gar manche grellfarbige Blume bereichern ließe; endlich, daß aus den beiden andern Theilen ohne Mühe noch eine ganze Riesenschlange von Thesen im obigen Stile herzustellen wäre, so werden Sie begreiflich finden, wie hier in competenten Kreisen, im Interesse des städtischen Schulunterrichts und mit Rücksicht auf das Renommé der preußischen Schulen, der Wunsch rege wird, das Büchlein möge als gemeinschädlich und öffentliches Aergerniß erregend beseitigt werden. Die Verfasser des Werkchens selbst müßten hierfür dankbar sein, denn ihre Namen stehen auf dem Titelblatte desselben nicht eben an einer Ruhmessäule. Also übergebe ich Ihnen den armen Sünder, daß die „Gegenwart" an ihm thue, was Rechtens ist, da hier am Orte ein exécuteur des hautes oeuvres nicht vorhanden ist.

Breslau, im December 1876. **Fr. Bauer.**

Vermischtes.

Aus dem Lande der Sphinx.

(Eine Reise-Plauderei.)

Noch heute stehen mir die verblüfft dreinschauenden Gesichter eines Ehepaars lebhaft vor den Augen, das an meiner Seite die mitreisenden Passagiere musterte. Es war am 5. October Nachmittags, eine Stunde vor Abgang des Rubatino-Dampfers „Asia", von Genua nach Alexandria bestimmt. Ursprünglich hatte es geheißen, daß nur wenige Leute die Reise mitmachen würden: nun kam Boot auf Boot, um seinen schwatzenden, lachenden Inhalt dem großen Dampfer zu übergeben, — Boot auf Boot voll von meist jungen, hübschen Mädchen, einige ältere Frauen und einige wenige Männer dazwischen. Das Ehepaar hatte schon im Hotel seine Freude zu mir ausgesprochen, eine voraussichtlich ungestörte, geräuschlose Fahrt zu haben; jetzt war es plötzlich verurtheilt, acht mal vierundzwanzig Stunden hindurch die engen Schiffsräumlichkeiten mit achtzig italienischen Ballettänzerinnen zu theilen, welche der Khedive nach Kairo beordert hatte, zur Ausbesserung der mageren Wintersaison. Achtzig Balletmädchen, — achtzig lebensfrische, ausgelassene, quecksilberige Menschen auf der einen Seite, und einige kranke Passagiere auf der anderen Seite! Und dieser Contrast acht bis neun Tage in naher Berührung! Die Schrecken von Dantes „Inferno" erbleichten zu rosigen Piknicksfreuden, gegenüber den zu erwartenden Qualen. Selbst der Tumult der „Schreckenszeit von Bayreuth", wie der „Wiener Spaziergänger" der Neuen freien Presse Wagners Nibelungenfest taufte, erschien elegisch verklärt. Unsere Angst war unmotivirt. Die Katastrophe verlief, ohne weitere Katastrophen zu veranlassen. Schon am zweiten Tage hatten sich die mißmuthigen Gesichter in ruhige Falten gelegt, um nach und nach eine fast heitere Nüance anzunehmen.

Ich habe niemals Gelegenheit gehabt, italienische Studien mit einem so erfreulichen Erfolge durchzuführen, als wie in jener Balletwoche. Das Resultat war ein dem weiblichen Geschlechte durchaus günstiges. Ich bin versichert, daß eine gleich große Schaar deutscher, oder französischer, oder englischer Ballettänzerinnen sich nicht so gut aufgeführt hätten, wie die Italienerinnen. Weder Streit noch andere Unziemlichkeiten irgend welcher Art kamen vor. Uebergroße Reinlichkeit und große Schweigsamkeit sind zwar keine Nationalfehler dieses Völkchens, dafür aber ist es um so unbefangener, fröhlich leichtlebend und bei stets gutem Appetite; dieser dehnte sich natürlich auch auf Cigarren und Cigarretten aus. Die „Mütter", von welchen je vier bis fünf Mädchen wenigstens eine bei sich hatten, schnupften mit Vorliebe, welche Leidenschaft mir bei den Italienern bislang fremd war.

In Livorno kam die Primamime, die erste Tänzerin und der Maestro, der Musikdirector, an Bord. Diese drei Personen bildeten dann mit dem oben erwähnten deutsch-englischen Ehepaar und mit meiner Kleinheit die Spitze des Eßtisches, welchem der Capitän präsidirte. Die Mahlzeiten waren für mich linguistische Uebungsstunden. — Das italienische Essen ist besser als wie sein Ruf. Halb deutsche, halb französische Kochart, fehlt ihm zwar die Saftigkeit der englischen Braten, dafür aber sind die Mehlspeisen um so schmackhafter. Und für schmackhafte Mehlspeisen schwärme ich nun einmal. Schon aus diesem Grunde freute ich mich auf Neapel, wo der Dampfer am späten Abend des dritten Tages anlegte. Wir wollten neapolitanische Maccaroni „frisch von der Quelle", und erfuhren, nach Befriedigung unseres Wunsches, daß die Italiener nicht allerorts dem Fremden für das vorgesetzte Ei die ganze Henne, und für ein Kalbscottelet das ganze Kalb zu berechnen trachten. Es war, bezüglich ihrer Güte, die billigste Mahlzeit meines Lebens. Aber nicht nur meines Lebens, sondern auch im Dasein der beiden Deutschengländer, mit welchen ich das Frühstück theilte: Maccaroni für drei Personen, Beefsteaks mit Kartoffeln für drei Personen, Käse und Früchte (Granatäpfel, Feigen, Weintrauben) für drei Personen, einschließlich einer Flasche Lacrimae Christi und einer dickbauchigen Flasche Chianti, wurden uns zusammen, in specificirter Rechnung, mit — sage und schreibe — fünf Francs = vier Mark, angesetzt. Die Restauration nennt sich „Trattoria Italia" und befindet sich in der Toledostraße.

Als wir Mittags, etwas übermüdet vom Besuch des Museums, an Bord der „Asia" zurückkehrten, fanden wir nicht weniger als zweiundsechszig neue Mitreisende vor, darunter viele Nachzügler der Operntruppe, welche dem Balletcorps nach Kairo vorausgegangen war. Auch die Primadonna, Marie Duval, ein Stern zweiter Größe am Kunsthimmel Europas, welcher vor einigen Jahren in England geglänzt und geschimmert hatte, war dabei. — Für die vielen Menschen bot der nicht sehr große Dampfer natürlich keine volle Bequemlichkeit. Die Italiener jedoch wissen sich leicht zu helfen, ja die meisten ziehen eine Nachtruhe auf Deck dem Schlafen in der Cajüte vor.

In Messina gab uns ein vierstündiger Aufenthalt Gelegenheit, vom Monte di Capuzino die Stadt aus der Vogelperspective zu betrachten. Vom schönsten Wetter begünstigt verließen wir die sicilianische Apfelsinenstadt, dampften an der Original-Scylla und an der Original-Charybdis vorbei, welchen Schiller die Namen, nicht aber die Harmlosigkeit entnommen, wechselten einen qualmenden Gruß mit dem Aetna zu unserer Rechten, — und hatten dann drei Tage lang nur Wasser und Himmel um uns. Der Steuermann hatte brummend schlecht Wetter prophezeit, als in Messina zwei Missionäre sich mit einschifften, aber klar und ruhig blieb Himmel und Meer. Die Stille des Wassers ist sein Lächeln, sagt der Hellene. Gewiß! Aber nur vom Lande oder

Digitized by Google

vom Dampfer aus betrachtet, denn dem Seemann in einem Segelschiffe wird dies Lächeln bald zu einem widerlichen Grinsen. Ich habe es einstmals am Cap der guten Hoffnung dreizehn lange, qualvolle Tage empfunden, was Windstille heißt. Diesmal jedoch „lächelte" uns die See bis nach Alexandria, meines Lieblingshelden Namensstadt, wo — für Manche viel zu früh! — der Zeitpunkt gekommen war, an welchem sich die Araber um unser Gepäck und um unsere Person zankten und prügelten.

Wenn ich jetzt, am fünften Tage meines Verweilens in Kairo, auf die kurze Seereise zurückblicke, so thue ich dies mit voller Befriedigung, durch keinen Mißton in der Erinnerung gestört. Es mag sein, daß der dampfende Mokka vor mir mein Wohlbehagen befördert. Niemals habe ich besseren Kaffee getrunken, als wie hier in Egypten. Einst hatte ich den Ausspruch jenes Portugiesen belächelt, der als die drei begehrenswerthesten Dinge des Lebens „Frauen, Blumen und — Kaffe" bezeichnete. Wenn ich auch für meine Person keinen Augenblick anstehen würde, Früchte statt Kaffe zu nennen (denn Frauen und Blumen lasse auch ich gelten), so halte ich doch heute den Geschmack des Portugiesen nicht mehr für eine Geschmacksverirrung. Selbst dann nicht, wenn der Genuß des Mokka durch die geradezu lächerliche Aufdringlichkeit der guten Kairoer um etwas vergällt wird, die von allen Seiten auf den Fremden bettelnd einstürmen, wenn er vor dem Kafferestaurant den Trank schlürft.

Kairo ist die Stadt der Welt, in welcher sich, trotz allem europäischen Firniß, das orientalische Leben am ausgeprägtesten erhalten hat. Selbst Damaskus macht keine Ausnahme. Der Vergleich mit den „Märchen von Tausend und einer Nacht" ist zwar etwas verbraucht, aber wenn je, so ist er hier am Platze. Eine Abendwanderung durch die engen, nur von Eingeborenen bewohnten Straßen, verwirklicht zum großen Theil unsere Jugendträume von den arabischen Nächten. In Alt-Kairo, dem eigentlichen Musr der Egypter, ist absolut nichts Europäisches.

Obgleich die Muhamedaner streng den Geboten ihres Koran gemäß leben, ist hier von religiöser Unduldsamkeit gegen Andersgläubige keine Spur vorhanden. Es concentriren sich in Kairo beinahe sämmtliche Religionssecten der Erde, aber allen wird mit einer Toleranz entgegengekommen, an welcher sich mancher europäische Staat ein Beispiel nehmen könnte. „Streng den Geboten des Koran gemäß leben" ist jedoch nicht im orthodoxen Sinne zu verstehen. Geistige Getränke z. B. erscheinen vielen Arabern begehrenswerther, als es ihnen im heißen Klima zuträglich sein dürfte. Auch der Schleier der Frauen, der Elephantenrüssel, ist vielfach gefallen, und manche tragen ihn nur noch, weil sie nichts Anschauungswerthes zu zeigen haben. Viele unverschleierte Frauen fand ich geradezu schön: regelmäßige, ernste Züge, Augen in bekannter orientalischer Pracht, schwellend geformte, nicht aufgeworfene Lippen, dahinter Perlenzähne, — die Gestalt dagegen meist etwas zu schlank. Man hat Makart mit Unrecht den Vorwurf gemacht, in seinen egyptischen Bildern (Nilfahrt, Tänzerin u. A.) sich besonders schmächtige Modelle ausgesucht zu haben: der Typus der Frauengestalten ist rundungsbedürftig, — und auch hier bestätigt die Ausnahme nur die Regel.

Egypten besuchen, ohne eine der Pyramiden zu erklettern, wäre gleichbedeutend mit: America bereisen, ohne die Niagarafälle zu bewundern. Dennoch entschloß ich mich erst nach längerem Zögern zu der Strapaze. Ich war noch eingedenk der goldenen Lebensregel meines verehrten Freundes, des Oberstabsarztes M. in M., welche er mir im vergangenen Sommer gab, als wir uns in Engadin trennten. „Dem persönlichen Wohlbefinden ist es stets dienlich", sagte er, „Berge und Thürme von unten, Bergwerke von oben, Kirchen von außen und Wirthshäuser von innen zu betrachten, — nie aber umgekehrt." In Mailand hatte ich es schon einmal bereut, seine Weisheit außerhalb des Doms gelassen zu haben, denn noch heute thun mir die auf demselben vergossenen Schweißtropfen leid. Die Tour nach den Pyramiden — sie füllte den gestrigen Tag aus — bereue ich ebenfalls. Den Montblanc zu besteigen, erscheint mir jetzt wie ein Kinderspiel. Ehe ich des seligen Cheops Spielzeug noch einmal von oben betrachte, will ich lieber sämmtliche vierhundert Moscheen Kairos von innen studiren, oder was nicht minder mühsam sein dürfte, einen Tag lang jedem Menschen, der mich um einen Backschisch anspricht, eine Kupfermünze hinwerfen. Ich meine, es ist den Egyptern der niederen Classe angeboren, das Wort Backschisch auszusprechen, wenn sie einen Europäer sehen, gleichviel ob es derselbe hört oder nicht. Der Bettler bittet sich häufig für die Mühe des Bettelns noch ein Extratrinkgeld aus. Am unterhaltensten sind dabei die Eseljungen, welche ihr drei bis vier Fuß hohes Droschkensubstitut in verschiedenen Sprachen anpreisen: Good donkey, Berliner-donkey, very good run, fine Esel, Bismarck-Esel, très bon Esel! — Backschisch!" —

Die lohnendste Tour innerhalb der Stadt ist die nach der Höhe der Citadelle. Der Anblick von dort ist geradezu überwältigend, nicht sowohl erhaben, als eigenthümlich, und bedeutend lohnender, als wie die Rundschau von der großen Pyramide: Kairo mit den in der Sonne blitzenden Kuppeln seiner unzähligen Moscheen liegt zu unseren Füßen, und im Umkreise der Stadt die vielen Ruinen, Dörfer und Paläste; die Gräber der Mamelukken und der Kalifen; der Obelisk von Heliopolis; die Pyramiden von Ghizeh und Sakkara; die Insel Rhoda, die gleich einem üppigen, schwimmenden Garten, in der Nähe der Ruinen des alten Kahira, dem Nile entsteigt; die seeartigen Ueberschwemmungen des Niles; das Städtchen Ghizeh, dessen Häuser freundlich zwischen einem Wald von Feigen und Palmen hindurchschimmern; die Kette der Mokattemberge, und die sich graugelb und öde unabsehbar in der Ferne verlierende Lybische Wüste. Ich habe hier das Panorama nicht in einem Kreise gezeichnet, sondern nur genannt, was gesehen zu haben ich mich erinnere. — Nächst der Citadelle übt der hübsche Esbikehgarten die Hauptanziehungskraft auf den Fremden aus, weniger der Militärmusik wegen, die dort allnachmittäglich in zweifelhafter Güte erschallt, als der Anlagen wegen, welche, von einer Fülle halbtropischer Vegetation umrahmt, anmuthige Spaziergänge und den Lungen Balsam bieten. In erhöhten Maße thun dies die Gärten von Schoobrah und Gezireh, welche die vicekönigliche Paläste einschließen. Es ist dieser Genuß nicht zu unterschätzen in einer der Wüste abgerungenen, großen Stadt, welcher jährlich nur vier- bis sechsmal die Wohlthat des Regens zu Theil wird.

Nur vier- bis sechsmal Regen im Jahre! Das mag für alte Rheumatiker im Vaterlande verlockend klingen, bei welchen sich jeder Regentag zwölf Stunden vorher durch Gliederreißen anmeldet. In Wirklichkeit ist es auf Geist und Körper erschlaffend in einer Weise, die sich am besten mit dem Mißmuth eines Touristen im Salzkammergut während der Hauptregensaison vergleichen läßt. — Da Egypten das Land des Sonnenscheins ist, so ist es natürlich auch das Land der Fliegen. Diese bilden eine hervorragende Plage im hiesigen Dasein, denn sie sind noch unverschämter, als wie die Eseljungen. Aber nicht nur unverschämter, sondern auch weniger harmlos. Es ist erwiesen, daß es hauptsächlich die Fliegen sind, welche den Ansteckungsstoff der gefürchteten egyptischen Augenkrankheit von einer Person zur anderen übertragen. Auch das stürmische Auftreten der diesjährigen Epizootik sollen sie veranlaßt haben, indem sie die Verbindungsbrücke bildeten, vermittelst welcher die Krankheit im Stande war, die Pferde in allen Theilen der Stadt gleich plötzlich zu überfallen. Nicht weniger als elftausend Pferde sollen in den letzten zwei Monaten crepirt sein, siebentausend davon dem Militär gehörig. Da das Begraben der Thiere nur ungenügend betrieben wird, so kann man sich einen Begriff machen von der Reinheit der Atmosphäre in gewissen Vorstadtgegenden.

Von Fliegen und Pferden jetzt auf Hunde zu sprechen zu kommen, wäre kein gewagter Sprung in diesem Reiche der Metamorphosen. Ich könnte von der Bescheidenheit und Nützlichkeit und Häßlichkeit der hiesigen Hunde ein besonderes Capitel schreiben, wenn ich nicht die leserfreundliche Absicht hätte, meine „Plauderei" zu beschränken. So sei denn dieses Thema begraben, wie jene, unsere Namen tragende Pergamentrolle, welche wir fünf Pyramidenbesteiger gestern am Fuße des Sphinx ein-

Digitized by Google

senkten. Aus ihrer imponirenden Höhe hat das Halbweib ebenso stoisch, ruhig und fremdartig auf unser Beginnen herabgeschaut, wie vor viertausend Jahren über die Dynastien der alten äthiopischen und egyptischen Könige hinweg bis auf Bonapartes Feldzug, — ebenso unerschütterlich und tief ernst, wie es auf die nach Jahrtausenden kommenden Generationen herabschauen wird, wenn der letzte Anhänger Islams längst vergangen ist, wie heute die Pharaonischen Glaubensgesetze. Die gewesene Gottheit Egyptens ist und bleibt das eigentliche Symbol von der entschwundenen Pracht und Blüthe des jetzt so verfallenen Volkes. In den schmutzigen Fellahs der Gegenwart erblicken wir die Abkömmlinge der einstigen Beherrscher der Welt in Kunst und Wissenschaft.

Dem bibelkundigen Forscher bietet selbstredend der Boden des alten Testamentes eine Fülle von Material, wenn auch negatives. Obgleich ich noch weitere zwei Tage in Kairo zu verweilen gedenke, wird man mich nicht bewegen können, meilenweit nach öden Sandflächen zu reiten, nur um mir sagen zu lassen, hier habe dieses oder jenes heilige Ereigniß stattgefunden. Selbst die Stelle der Insel Rhoda, auf welcher, laut Tradition, Thermusis, Pharaos barmherzige Tochter, den schreienden Moses im Schilfe gefunden, werde ich nicht beaugenscheinigen; und mein neulicher Eseljunge sprach in den Wind, als er mich mit bewunderungswürdigem Wortreichthum überreden wollte, den Baum aufzusuchen, unter welchem Joseph und Maria mit dem Christuskinde auf ihrer Flucht nach Egypten geruht haben sollen. Ich überlasse die Vergangenheit Sachkundigen und Liebhabern, erfreue mich an der bunten Gegenwart, und bereite mich auf die Strapazen der nahen Zukunft vor, die mich auf meiner Reise von hier nach Suez erwarten. Obgleich diese Strecke kleiner ist als die Strecke von hier nach Alexandria, welche man in vier Stunden zurücklegt, gebraucht die Eisenbahn elf volle Stunden, um sie zu überwältigen. Was für eine Chance für eine fröhliche Concurrenzeisenbahn-Gründung!

Kairo, (Hotel du Nil) den 19. Oktober 1876.

A. A. Schwarzbach.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Marino Faliero."

Trauerspiel in 5 Acten von Heinrich Kruse.*)

Vor wenigen Tagen ist in Paris in der Verlagshandlung von Rothschild ein mit zahlreichen Illustrationen geziertes Prachtwerk in groß Folio erschienen, welches den Titel führt: „Venise. L'histoire, les arts, la ville, la vie." Der Verfasser ist Charles Yriarte, der unter dem Pseudonym „Marquis von Villemer" zahlreiche und sehr interessante Artikel für den Pariser „Figaro" geschrieben hat. In diesem Werke ist die ausführliche Geschichte der Verschwörung und des Todes von Marino Faliero nach den besten Quellen erzählt. Aus dem Yriarte'schen Bericht wollen wir hier zunächst einen Auszug geben.

Marino Faliero, der im Jahre 1354 zur Dogenwürde gelangte, stammte aus einer berühmten Familie, die der Republik schon zwei Dogen gegeben hatte. Marino Faliero füllte, als die Wahl auf ihn fiel, den Posten eines Botschafters beim heiligen Vater aus; er war damals bereits ein Greis von nahezu 80 Jahren; aber noch immer von leicht aufbrausendem, leidenschaftlichen Charakter. Man warf ihm vor, die Würde seines Amtes durch einen öffentlichen Skandal blosgestellt zu haben, den er durch seine Reizbarkeit und seine ungenügende Selbstbeherrschung hervorgerufen hatte. Als Podesta mußte er in Treviso an einer der Processionen theilnehmen; da aber der Bischof lange auf sich warten ließ, kam eine solche Wuth über ihn, daß er denselben, als er endlich kam, eine Ohrfeige gab. Die Regierung mußte ihn desavouiren und eine Disciplinarstrafe über ihn verhängen.

Es war zur Zeit des großen Krieges gegen die Genueser, der für die Republik zwar verhängnißvoll, aber überaus glorreich war. Marino Faliero hatte den Friedensvertrag unterzeichnet, und nichts schien mehr das Ende seines Lebens beunruhigen zu sollen, als ein unerwarteter Zwischenfall den Dogen noch einmal an einem gewaltigen staatlichen Ereignisse betheiligte. Am Donnerstag in der Faschingswoche ließ sich ein junger Patricier, ein Mitglied des Raths der Vierzig, Michel Steno geheißen, auf dem Balle, der im Dogenpalast von Faliero gegeben wurde, unter dem Schutze der Maskenfreiheit zu einigen allzu übermüthigen Scherzen gegen eine Dame vom Gefolge der Dogaressa hinreißen. Der heftige und eifersüchtige Marino Faliero, der im Greisenalter seine Jugendstreiche vielleicht vergessen haben mochte, wurde darüber sehr aufgebracht und ließ den jungen Adligen aus dem Ballsaale verweisen. Steno, der sich auf's Aeußerste darüber gekränkt fühlte, daß ihm vor dem ganzen Adel von Venedig ein solcher Schimpf angethan wurde, stieg die Stufen des herzoglichen Thrones hinauf und befestigte am Sessel des Dogen ein Blatt, auf dem Folgendes geschrieben war:

Il Dose Falier della bella muier,
I altri la gode è lui la mantien.*)

Im Festestrubel wurde die Sache nicht gleich bemerkt, aber am andern Morgen fanden die Secretäre bei der Eröffnung der Sitzung des Rathes den Zettel, und das Gerücht von der dem ersten Beamten der Republik zugefügten Beleidigung verbreitete sich schnell. Ueber den Urheber war kein Mensch im Zweifel. Michel Steno war jung; er sah ein, daß er einen Narrenstreich vielleicht sehr theuer werde büßen müssen, und er zog es daher vor, seinen Fehler offen einzugestehen und gleichzeitig seinem tiefen Bedauern über die Unbesonnenheit, die er verschuldet habe, Ausdruck zu geben. Faliero beruhigte sich dabei nicht. Er verlangte, daß der junge Mensch, der das Haupt der Republik beleidigt, abgeurtheilt werde als Staatsverbrecher vom Rath der Zehn, der ohne Zweifel mit aller Strenge vorgehen würde. Die Sache wurde öffentlich berathen und, — sei es nun, daß man die Jugend des Schuldigen in Erwägung gezogen habe, sei es, daß seine Persönlichkeit besonders sympathisch gewesen sei, sei es endlich, daß die praktischen Männer, welche den Senat bildeten, der Person des Dogen nicht jenen Charakter der Souveränetät beilegen wollten, gegen welchen schon seit geraumer Zeit angekämpft wurde, — man ließ es sich genügen, Michel Steno dem Rathe der Vierzig zu überweisen, welcher den Schuldigen zu zwei Monaten Gefängniß und nach verbüßter Strafe zu einem Jahr Verbannung verurtheilte. Marino Faliero fand, daß eine solche Strafe der geschehenen Beleidigung nicht angemessen sei; mit Nachdruck verlangte er sowohl vor dem Collegium, wie vor dem Senat, und sogar vor dem Großen Rath, daß das Urtheil verschärft werde, aber vergeblich. Dadurch wurde Faliero auf's Aeußerste gereizt; er hatte nun keinen andern Gedanken, als Rache an diesen Richtern zu nehmen. Ein besonderer Umstand, der sich an demselben Tage ereignete, an dem die Verurtheilung Stenos erfolgte, sollte seine Rachepläne noch begünstigen.

Man weiß, daß der Doge persönlich Recht sprechen durfte, sobald der Kläger persönlich seine Beschwerde bei ihm vorbringen wollte. Jeder Bürger der Republik, der sich in seinem Rechte gekränkt fühlte, durfte das Urtheil des obersten Beamten anrufen. An jenem Tage nun ließ

*) Leipzig 1876, S. Hirzel.

*) E. T. A. Hoffmann, der uns diesen Text in „Doge und Dogaressa" mittheilt, übersetzt wie folgt:

„Zwar ist der Doge Falier
Der schönen Dame Eheherr,
Doch hält er nur und hat sie nie,
Und Andre, die gewinnen sie."

Albert Lindner hat in seinem Drama das Pamphlet in folgender Weise umschrieben:

„So einer freit, schon alt und grau,
Der lern' aus Falieris Falle:
Sich selbst zwar nimmt er eine Frau,
Doch auch zugleich ein Weib für Alle."

Kruse nähert sich wieder dem Original und übersetzt:

„Des Dogen schöne Frau lebt herrlich mit dem Alten,
Ein Andrer küsset sie, er muß sie unterhalten."

Digitized by Google

sich beim Beginn der Sitzung ein Mann melden, der mit blutigem Gesicht vor dem Dogen erschien. Derselbe gehörte zum Arsenal, wo er eine angesehene Stellung ausfüllte, und führte Klage gegen einen Patricier, der ihn gröblich gemißhandelt und blutig geschlagen hatte.

Marino Faliero antwortete auf die Klage ironisch: „Wie kann ich Dir zu Deinem Rechte verhelfen, wenn ein Patricier Dich beleidigt hat, da ich als Doge, der ebenfalls beleidigt worden ist, mir nicht einmal selbst mein Recht verschaffen kann?"

„Wenn Ihr wolltet, Herzog," erwiederte der Mann vom Arsenal, „so würden wir diesen übermüthigen und stolzen Nobili ihre Vergehen heimzahlen."

Der Doge machte keinen Versuch, den Mann zu beruhigen. Er bekundete Theilnahme, sogar Wohlwollen für ihn, erkundigte sich nach der Stimmung des Volkes und entließ denselben in einem aufgeregteren Zustande, als er gekommen war. Der Mensch rief seine Freunde zusammen, bewaffnete sich, begab sich mit seinen Genossen vor den Palast seines Feindes und bedrohte diesen öffentlich. Der Patricier denuncirte den Mann vom Arsenal, der Israel Bertuccio hieß, bei dem Rathe, und Marino Faliero, der den Vorsitz führte, mußte den Anstifter öffentlich tadeln und ihn sogar für den Fall, daß er noch einmal die Arbeiter des Arsenals gegen einen Patricier aufwiegele und zusammenrotte, mit dem Tode bedrohen. In der Nacht aber sandte er heimlich zu diesem Bertuccio, den er in der öffentlichen Sitzung so streng behandelt hatte, ließ ihn zu sich führen und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Faliero erkundigte sich eingehend nach dem Geiste, der unter den Arsenalotti herrsche, fragte, wie stark die Zahl der zuverlässigen Freunde wäre und über welche Mittel sie verfügten. Der erste Mann, den Israel als einen befreundeten bezeichnete, war hochberühmt. Es war Filippo Calendario. Calendario war ein sehr geschickter Ingenieur, ein verdienstvoller Steinmetz und ein ausgezeichneter Baumeister; er hatte sich in kurzer Zeit aus der Niedrigkeit zu einer der ersten Stellen emporgearbeitet. Er war capo maëstro und hatte als solcher die öffentlichen Bauten der Republik zu leiten. Calendario gilt als der Erbauer des Vorhallenbaues und des Obergeschosses des Dogenpalastes gegen den Molo hin und als der Architekt, der den Entwurf zum ganzen Palaste gemacht; außerdem soll er auch den Plan des San Marco-Platzes und der Piazetta entworfen haben.

Calendario war der Schwiegersohn des Israel Bertuccio; er stand bei dem Dogen Marino Faliero im höchsten Ansehen. Auch die Seele des Künstlers war mit unversöhnlichem Haß gegen die Signoria erfüllt. Zwischen diesen dreien und dem Neffen des Dogen wurde endlich die Verschwörung definitiv beschlossen; sechszehn Vertrauensmänner wurden herangezogen, von denen jeder in seinem Viertel sechszig zuverlässige Männer zu werben habe. So zählte die Verschwörung im Ganzen ungefähr 1000 Häupter. Der Doge sollte das Zeichen zum Aufstande durch die große Glocke in der Basilica geben, die gegen Tagesanbruch geläutet werden sollte. Die Bürger sollten dadurch erschreckt werden, daß man ihnen vorrede, die genuesische Flotte sei im Anzuge. Sobald die Verwirrung auf's Höchste gestiegen wäre, sollten sich die Verschwörer auf dem Platze von San Marco zusammenrotten und die Adligen, die auf den Allarmruf der großen Glocke zur Berathung herbeieilen würden, niedermetzeln. Am 15. April 1355 sollte der Plan zur Ausführung kommen.

In diesem Complotte spielte ein Kürschner, Namens Bertram, eine gewisse Rolle. Dieser hatte von einem Adligen früher Wohlthaten empfangen und wollte sich gegen denselben dankbar dadurch zeigen, daß er ihn warnte, am 15. April auszugehen. Der durch die Warnung erschreckte Senator, Nicolo Lioni, verlangte von Bertram nähere Mittheilungen. Bertram beschwor ihn, keine weitere Fragen an ihn zu richten; aber der Adlige ließ Bertram binden und zwang ihn durch die Drohung, ihn der Signoria zu überliefern, zu weiteren Enthüllungen. Darauf gestand der Kürschner, was er wußte: daß es sich um eine Verschwörung gegen die Adligen handle. Daß der Doge selbst daran betheiligt war, hatte Bertram nicht verrathen können, da ihm diese Thatsache selbst unbekannt geblieben war. Filippo Nicolo eilte darauf zum Dogen, um denselben von dem Vorhaben in Kenntniß zu setzen. Marino Faliero erklärte, er selbst habe davon schon Kunde erhalten, aber er halte die Sache für ganz unbedenklich. Nun schöpfte Nicolo Verdacht gegen den Dogen selbst und begab sich eilig zu einigen andern Patriciern, um mit diesen selbstständig zu berathen. Diese inquirirten den noch immer in Gewahrsam gehaltenen Kürschner und brachten heraus, daß der Baumeister Calendario und der Arsenalaufseher Bertuccio zu den Hauptverschwörern gehörten. Die Patricier, denen der Dogenpalast verdächtig geworden war, traten im Kloster San Salvatore zusammen, wohin auch sämmtliche Behörden der Republik berufen wurden. Da diese über die bewaffnete Gewalt verfügten, so ließen sie Bertuccio und Calendario gefangen nehmen und auf die Folter spannen. Auf der Folter nannten die Unglücklichen die Hauptverschworenen und auch den Dogen. Vor Allem trugen nun die Patricier Sorge, daß das Allarmsignal von San Marco nicht gegeben werden konnte, und darauf wurden Bertuccio und Calendario gehenkt.

An demselbem Tage, an welchem der Ueberfall auf den Adel stattfinden sollte, mußte Marino Faliero vor dem Gericht erscheinen, das aus dem Rath der Zehn und zwanzig Patriciern, die zu dem Zweck erwählt worden waren, gebildet war. Marino trat im feierlichen Ornat vor seine Richter und legte mannhaft ein umfassendes Geständniß ab. Am 16. wurde das Urtheil auf Todesstrafe gesprochen, am 17. beim ersten Morgengrauen wurden die Vorbereitungen zur Hinrichtung getroffen; man führte Marino Faliero auf die oberste Stufe der Riesentreppe, wo er die Krone und den Herzogsmantel empfangen hatte und hieb ihm den Kopf ab, in Gegenwart der Mitglieder des Raths der Zehn, der Delegirten des Senats und einer Anzahl der höchsten Beamten der Republik. Sein Kopf rollte die Stufen der großen Treppe hinab. Darauf wurden die Thüren geöffnet, das Volk drang herein und konnte auf dem Hof des Dogenpalastes noch den Leichnam dessen sehen, der das Haupt der Republik gewesen war. Der erste Rath der Zehn nahm das noch blutige Schwert in die Hand, hob es auf und verkündete feierlich, daß dem Verräther gegen den Staat Gerechtigkeit geschehen sei.

Von den 960 Verschworenen wurden gegen 400 ermittelt, die theils zum Tode, theils zur Verbannung verurtheilt wurden. Der Kürschner Bertram wurde durch Beschluß des Raths mit einer Jahresrente von 1000 Goldthalern für sich und seine Leibeserben belohnt, mit einem Hause im Werthe von 2000 Ducaten beschenkt und zum Großen Rathe zugelassen. Aber das genügte ihm noch nicht; er verlangte außerdem die Grafschaft von Val Marino, welche dem Dogen gehört hatte und vom Staate mit Beschlag belegt worden war. Da die Signoria ihm dies verweigerte, so ging er überall umher und läfterte die Patricier wegen ihres schnöden Undanks. Diese Beleidigungen kamen den Adligen zu Ohren; Bertram wurde vor den Rath geführt und zum Galgen verurtheilt. Die Strafe wurde indessen in eine zehnjährige Verbannung nach Ragusa gemildert.

Das ist die Geschichte der Verschwörung, wie sie Yriarte berichtet. Heinrich Kruse, der schon durch die Wahl seiner früheren Stoffe, — „Wullenwever", „König Erich", „Brutus", „Moritz von Sachsen", — bekundet hat, daß es ihn nicht kümmert, ob ein Held, den er zum Träger einer dramatischen Dichtung für geeignet hält, schon vor ihm von andern Dichtern in den Mittelpunkt einer Tragödie gestellt ist, hat sich auf's Neue an diesen allerdings sehr dankbaren und verlockenden Stoff gewagt, dessen dramatische Behandlung in jüngster Zeit außer ihm von noch zwei deutschen Bühnendichtern, von Albert Lindner und Murad Efendi unternommen worden ist. Von den älteren Bearbeitungen, auf die wir früher gelegentlich der Aufführung des Lindner'schen Dramas hingewiesen haben, soll hier nicht die Rede sein. Kruse hat sich auf's Engste an die geschichtliche Ueberlieferung angeschlossen. Die erste Anregung zur Verschwörung, die Beleidigung des Dogen durch Michel Steno und die, für die Ehre des Dogen beschämende Geringfügigkeit der Strafe, die Mißhandlung des Arsenalaufsehers durch den Patricier, die Betheiligung des Calendario, die Einzelheiten der Verschwörung, die Warnung des Patriciers durch den Kürschner Bertram, der von diesem Gutes empfangen hat, bis zur Hinrichtung der Verschwörer, bis zur Enthauptung des Dogen selbst auf der obersten Stufe der Riesentreppe — Alles das hat Kruse für seine dramatische Dichtung aus der Geschichte unversehrt herübernehmen können.

Es ist möglich, daß ihn die Sorge um die historische Treue etwas ängstlich gemacht und das freie Schalten und Walten der dichterischen Phantasie einigermaßen behindert hat. Wie ich glaube, hätte der Dichter ein stärkeres Motiv für die Verschwöeung finden müssen, als die Historie es darbietet. Daß ein insolenter junger Mensch den obersten Staatsbeamten beleidigt, und daß diese Ungebühr nicht genügend bestraft wird — in der Realität, in der sich so oft große Wirkungen aus geringfügigen Ursachen ergeben, mag es genügen, um so gewaltige Katastrophen, wie

Digitized by Google

diese Verschwörung es gewesen ist, herbeizuführen, für die Scheinrealität der Bühne aber wären wohl stärkere Motive nöthig gewesen. Es wäre wünschenswerth gewesen, wenn der Conflict zwischen den Auffassungen des Dogen und denen des, auf seine Vorrechte pochenden, übermüthigen Adels vertieft wäre, wenn sich in den Falten des Purpurmantels die merkwürdige Gestalt des Demokraten, des Vertheidigers der Volksrechte noch schärfer abgezeichnet hätte. Es verwirrt einigermaßen, daß der Zorn des Dogen gerade deshalb entflammt wird, weil seiner höchsten Stellung, seiner aristokratischen Würde, seinem Rang als Erster der Patricier Unbill widerfahren ist; daß er uns solchergestalt zunächst als gekränkter Patricier gegenübertritt. Ein glaubhafter Marino Faliero auf der Bühne müßte, wie ich meine, uns von vornherein gezeigt werden im entschiedensten Gegensatze zu Seinesgleichen; der Zündstoff zu einer Verschwörung gegen den Aristokratenstand mußte schon in ihm angesammelt sein, so daß nur noch ein Fünkchen genügte, eine Geringfügigkeit, wie dieser unbesonnene Streich des Junkers Steno, um die Explosion herbeizuführen. Die Keckheit Stenos genügt nicht, um das Maß zu füllen, sie ist nur der letzte Tropfen, der das volle Maß überlaufen macht.

Die Anlehnung an die historische Ueberlieferung wird den Dichter außerdem dazu bewogen haben, das weibliche Element, das in der Geschichte — wenn dieser Ausdruck gestattet ist — nur in der Exposition eine Rolle spielt, auch in seinem Drama nur in die Exposition einzuführen, dasselbe dann aber, wie in der Geschichte, aus der Handlung auszuscheiden. Die Geschichte erzählt eben nur, daß Michel Steno die Dogaressa und mit ihr den Dogen beleidigt, daß er außerdem mit einer Dame vom Gefolge der Dogaressa unziemlich geschäkert hat; dann treten die Weiber vom Schauplatze ab und Alles, was nun geschieht, ist lediglich Sache der Männer. Genau so im Kruse'schen Drama. Es ist schade. Der Charakter der Dogaressa ist von Kruse mit einer solchen liebenswürdigen Innigkeit und herzgewinnenden Natürlichkeit angelegt, daß das Bild in seiner Durchführung sicherlich ein Meisterwerk geworden wäre; aber nach der einen sympathischen häuslichen Scene, die unsere wärmste Theilnahme für diese anmuthige Gestalt erweckt, weiß Kruse, der nun der Historie folgt, nicht mehr recht, was er mit der Herzogin anfangen soll; er entzieht sie unsern Blicken, und so bleibt uns nur das Bedauern über die Verschwundene. Sie kehrt nur noch einmal wieder, allerdings in einer erschütternden Situation, unmittelbar bevor das Urtheil, das ihren geliebten Gatten dem Tode weiht, vollstreckt werden soll. Hier wäre vielleicht noch die Möglichkeit zu einer mächtig dramatischen Entfaltung dieses Charakters gewesen, aber hier hat das Theatralische, das so oft mit dem Dramatischen in Widerspruch steht, sein Veto eingelegt. Die Handlung drängt unaufhaltsam zum Schluß; da ist keine Ruhe, keine Rast mehr, da kann sich die Herzogin nicht mehr erheben, sie muß ohnmächtig zusammenbrechen.

Die hauptsächlichen Mängel der Kruse'schen Dichtung sind demnach, wie ich glaube, auf die eine Ursache, auf das zu behutsame Festhalten am historisch Ueberbrachten zurückzuführen. Um dies nachzuweisen, erschien es geboten, die bekannte Geschichte nach den Quellen noch einmal hier in aller Breite vorzutragen. Aber sind einige der Mängel augenscheinlich, die Vorzüge der Dichtung sind es nicht minder und können nur von Kurzsichtigen und von denen, die schlimmer als kurzsichtig sind, von denen, die sich die Augen geflissentlich zuhalten, übersehen werden.

Vor Allem, und das ist die Hauptsache, leben die Menschen, die uns Kruse vorführt, sind wirkliche Menschen, keine Theaterfiguren, handeln und sprechen wie Menschen. Was sie sagen und thun, mag allerdings diesem oder jenem nicht ganz genehm sein, das ist eben die natürliche Folge ihrer Menschlichkeit. Es ist ja ganz richtig, die Kruse'schen Helden suchen nicht nach den zartesten Ausdrücken, sie sind nicht eben galant, sie sind oft sogar recht derb, aber sie wissen immer ganz genau, was sie sagen — und das kann man leider nicht von allen denen sagen, die sonst wohl von der Bühne herab zu uns sprechen. Ihr Deutsch ist rein, gesund, kräftig und voll.

Laisse gronder tes envieux:
Ils ont beau crier en tous lieux,
Qu'en vain tu charmes le vulgaire;
Que tes vers n'ont rien de plaisant.
Si tu ne savais pas tant plaire,
Tu ne leur déplairais pas tant.

Daß Kruse, wenn er nur will, auch sanftere Töne, als sie sonst wohl in seinen Dramen erklingen, anzuschlagen weiß, dafür nur ein Beispiel: der Monolog des Dogen kurz vor seiner Hinrichtung.

Marino Faliero (allein, am Fenster stehend).

Da steigt die Sonne aus dem Meer empor,
Die mir zum letzten Male leuchten soll,
Und sanft verblaßt das ros'ge Morgenwölkchen,
Bis daß es bleich wird wie der Alpenschnee.
Ihr weißgekrönten Berge von Friaul,
Die ihr im Halbkreis unser Meer umlagert,
Oft aus Venedig schiffend sah' ich euch
Nicht ohne Wehmuth in die Fluth versinken.
Denn wenn der hohe Wächter uns'rer Stadt,
Sanct Marcus Glockenthurm, schon längst dem Blick
Entschwunden ist, steht ihr noch immer da,
Die letzte Hochwacht uns'rer Heimat haltend.
Und bei der Rückkehr grüßt den Sohn Venedigs
Zuerst der schöne Kranz der Berge wieder
Und füllt sein Herz mit heimatlicher Lust.
Jetzt aber, da ihr meinem Blick entschwindet,
So ist es, ach! auf Nimmerwiedersehn.
Leb', theure Heimat, wohl! In dir beisammen
Ist alles Schönste, was die Erde hegt:
Die hohen Berge und das weite Meer!

Es ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß man vom Fenster des Dogenpalastes aus die Berge von Friaul nicht sehen könne. Das hat seine Richtigkeit. Ob aber die klare Schönheit dieser Verse dadurch beeinträchtigt wird?

Vom theatralischen Standpunkte aus bekundet „Marino Faliero" einen ungeheueren Fortschritt des Dichters im Vergleich zu dem hier zuletzt aufgeführten Drama „Wullenwever", zu der zuerst veröffentlichten Tragödie „die Gräfin" und zu dem noch nicht gegebenen und vielleicht poetischsten Werke Kruses „König Erich". Bis auf den Schluß des dritten Actes, bei dem Kruse den Vorhang fallen läßt, während einer der Patricier in aller Hast den Dienern verschiedene Befehle ertheilt und der, wenn er nach den dichterischen Intentionen ausgeführt wird, wie ein Regiefehler wirkt, ist die ganze Factur des Stückes auch in ihren Einzelheiten bühnengerecht und bühnenwirksam. Aus diesem Grunde hat auch „Marino Faliero" von allen Kruse'schen Dramen den günstigsten Bühnenerfolg gehabt.

Wenn das Publicum, hier mächtig angezogen, dort etwas befremdet, im Ganzen mit sich selbst nicht recht im Klaren, sich fragend umschauen sollte nach Jenen, die ihm in solchen Zweifelfällen freundliche Rathgeber zu sein sich für berufen erklären, so würde es von einem dem Dichter Wohlgesinnten folgenden Bescheid bekommen: Es ist hier ein Drama der ernstesten Richtung zur Aufführung gekommen, das die unbestreitbare dichterische Begabung des Verfassers deutlich erkennen läßt und in Bezug auf die zweckmäßige Benutzung der Bühnenmittel eine gereifte Kenntniß des Dichters aufweist; es hat eine sympathische Aufnahme gefunden, die an einzelnen Stellen sogar einen hohen Wärmegrad erreicht hat.

So würde ein Wohlwollender urtheilen, Andere urtheilen freilich anders.

Paul Lindau.

„Der Löwe des Tages."

Posse in drei Acten von H. Wilken.

(Aufgeführt am Wallnertheater.)

Der Leser wird begreiflich finden, daß wir die Erzählung des Stoffes dieser Posse, die nach den meisten älteren Stoffen mit discreter Verwerthung des Selbstständigen gearbeitet ist, unterlassen. Derartige Werke wollen eben nur Lachen erregen, und man darf zufrieden sein, wenn sie dieses Ziel erreichen, ohne zu gewissen Mitteln zu greifen, die guten Geschmack und gute Sitte zu gleicher Zeit verletzen. Das hat auch Wilken verschmäht. Aus einem Mißverständniß entsteht eine Personenverwechslung, der Hühneraugenoperateur Prüfer gibt sich für einen Doctor aus und wird für einen berühmten Romandichter gehalten, dessen Pseudonym Arthur Prüfer ist. Dadurch entwickelt sich eine Reihe von possenhaften, aber sehr unterhaltenden Situationen. Es ist

Digitized by Google

vollständig undenkbar, den Stoff zu erzählen, denn die Personen und die Mißverständnisse sind so ineinandergeschachtelt, daß die Darstellung des Inhalts mehrere Spalten füllen würde. Die meisten Gestalten sind „dankbare Rollen" im höchsten Grade und für die Individualitäten der Darsteller mit großer Geschicklichkeit berechnet. Die Posse errang einen durchschlagenden Erfolg, der nur durch ihre Länge — sie spielt fast 3½ Stunden — etwas abgeschwächt wird. Ein solches Ensemble, wie das des Wallner-Lebrun-Theaters, weist keine deutsche Bühne auf, die dasselbe Genre pflegt, — jede einzelne Kraft fügt sich in das Zusammenspiel musterhaft ein, kein Glied des Ganzen drängt sich hervor, jeder kennt seine Bedeutung und sei die Rolle noch so klein, jeder spielt mit Lust und Liebe. Die Regie ist eben eine energische; man fühlt, daß eine kräftige Hand den vielgliederigen Organismus mit genauester Kenntniß der Fähigkeit jedes Einzelnen leitet, daß sie nicht Einen auf Kosten des Ganzen vorschiebt, sondern stets die Gesammtwirkung im Auge hat. Manche Bühne, die nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet wäre, eine erste Stelle einzunehmen, könnte sich an diesem Theater ein Muster nehmen. Ein Couplet der Posse Wilkens, das Helmerding, Engels und Formes in vorzüglicher Weise vortrugen, enthält eine Strophe, die ironisch über den Mangel an Komikern klagt. Das Wallnertheater hat Komiker, die im Stande wären, die übermüthigsten, geistvollsten Schöpfungen auf komischem Gebiete zu vollendeter Wirkung zu bringen. Ueber den unverwüstlichen Helmerding ein Wort des Lobes zu sagen, hieße halbfertige Gesetze nach Deutschland tragen.

An ihn reiht sich Engels, einer der besten Charakterkomiker Deutschlands, dann Formes, Meischner und Blencke, alle vortreffliche Kräfte, die auf dem Wege der Natur der komischen Wirkung nachstreben und die nur selten Caricaturen schaffen. Dazu die Damen Walther-Trost, Löffler und vor Allem die „kleine Wegner," die anmuthigste und geistreichste Soubrette des deutschen Nordens. Es wäre zu wünschen, daß wir ebenso viele Darsteller „des höheren Strebens" von solcher Bedeutung hätten, wie sie den genannten Schauspielern auf dem Gebiete der anspruchslosen derben Komik zugestanden werden muß. An Kräften fehlt es vielleicht nicht, aber es fehlt an Aufgaben, und die Aussicht auf solche ist schwächer als die Schliemanns, die drei Maulkörbe des Cerberus zu entdecken. **O. v. Leixner.**

Notizen.

Der Reichstag ist geschlossen und die Abgeordneten haben zu Weihnachten die Justizeinheit für Deutschland nach Hause gebracht, nebst sehr lebhaften fortschrittlichen Vorwürfen, daß sie die Presse und einige andere Dinge im Stiche gelassen. Diese Chronik hatte das schon vor vierzehn Tagen genau so vorhergesagt und sich von vornherein auf einen solchen Ausgang gefaßt gemacht. Dazu bedurfte es keiner Prophetengabe, sondern nur eines gewissen Maßes von Erfahrung und Menschenkenntniß. Wer wöchentlich schreibt, genießt überdies den Vortheil größerer Ruhe, ist vor Widersprüchen mehr geschützt und betrachtet den Verlauf der politischen Kämpfe so zu sagen aus der Vogelperspective. Seit Jahren haben Kenner der Zeitungsliteratur als den größten Nachtheil der Institution angesehen, daß die Blätter täglich erscheinen, sich täglich aussprechen müssen. Eine andere Einrichtung würde der körperlichen und geistigen Gesundheit der Redacteure zu Statten kommen. Die Journalisten ersparten die zur Belebung des Interesses nothwendigen Erfindungen und die von der unablässigen Ueberwachung der Preßerzeugnisse befreiten Beamten könnten ihre Muße nützlicheren Beschäftigungen zuwenden. Auch den Lesern wäre einigemal in der Woche, wo die Zeitung fehlte, eine wohlthätige Erholung vergönnt. Ein Engländer, der seiner Gesundheit wegen die Wintermonate gewöhnlich auf Capri zubringt, erzählte diesen Herbst in Rom, er freue sich stets, wenn in Folge stürmischen Wetters die Post von Neapel ausbliebe und er die Times einmal nicht zu lesen brauche. Allerdings darf eine solche Lücke nicht zu lange währen. In früheren Jahren war derselbe Herr, ein gelehrter und liebenswürdiger Professor aus Oxford, mit anderen Leidensgenossen auf einen Aufenthalt in Madeira angewiesen. Das Schiff legte nur einmal im Monat an und brachte dann einen ganzen Haufen rückständiger Blätter. Von den Gästen lasen die Einen eifrig die letzten Nummern, die Anderen mehr methodisch die früheren, was alsdann, in der Conversation beim Mittagstisch, eine heillose Verwirrung stiftete. Ein älterer pensionirter Officier verfuhr mit besonderer Vorsicht. Er ließ sich von seinem Diener jeden Morgen eine Nummer der Times zum Frühstück auf den Tisch legen, so daß er am Tage nach der Ankunft des Dampfers mit der ersten von vor vier Wochen begann und mit der letzten gerade bei dem Eintreffen des nächsten Bootes fertig war. Unsere gewöhnliche hastige Lectüre der Tagesblätter in zwei Ausgaben bildet dazu einen seltsamen Contrast. Man kommt nicht zu Athem', zumal die Abendnummer häufig Alles, was am Morgen weitläufig besprochen war, für Schwindel erklärt. Nach und nach bildet sich bei dem Publicum eine Skepsis, die, ähnlich wie ein Polizist jeden Menschen bis zum Beweise des Gegentheils als einen Spitzbuben ansieht, eine Zeitungsnachricht, so lange sie nicht officiell erhärtet ist, sehr ungläubig aufnimmt. Neulich wurde endeckt, und wohlverstanden von Petersburg aus bestätigt, daß während des glorreichen serbischen Krieges, der so viele russenfreundliche Iliaden entstehen ließ, ein besonderes telegraphisches Bureau in Deligrad oder in einem ähnlichen reinlichen Orte des vorzugsweise schweinezüchtenden Landes existirte, das die verschiedenen europäischen Agenturen mit täglichen haarsträubenden Märchen über serbische Heldenthaten versorgte. Dieser serbische Krieg wartet noch auf die Feder eines satirischen Historikers. Wer sich die Mühe geben wollte, die Excurse nachzulesen, mit welchen die Auferstehung der serbischen Nation unter dem im Voraus mit Ruhm bedeckten Feldherrn Tschernajeff nicht etwa nur in Rußland, sondern auch diesseits der Grenzen von Eydtkuhnen verherrlicht wurde, der würde erkennen, wessen die Fälschung der öffentlichen Meinung unter russischen Auspicien fähig ist. Herr Minister Ristitsch, ein Abenteurer der schlimmsten Kategorie, der sein Vaterland auf Jahrzehnte hinaus ruinirt hat, war ein Cavour und Serbien sollte wie ein neues Piemont die slavische Einheit zum Siege führen. Jetzt, wo chronische Unfähigkeit und feige Fahnenflucht auf den Schlachtfeldern an der Morava ihre Orgien gefeiert, wo das russische Prestige in der Niederlage seiner Volontairs und der in den Krieg gehetzten serbischen Milizen einen schweren Schlag erlitten, jetzt heißt man natürlich den Mohren, der seine Schuldigkeit gar nicht gethan hat, gehen und überhäuft das freventlich zu Grunde gerichtete Land mit Schmähungen. Dasselbe Schicksal steht natürlich den andern aufständischen Provinzen bevor, wenn es mit der russischen Occupation, welche gewisse heimische Organe gar nicht erwarten können, schief gehen sollte. So dunkel auch die nächste Zukunft auf der Balkanhalbinsel erscheinen mag, Niemand, der nicht an seinem sittlichen Bewußtsein Schaden erleiden will, wird, um einen höflichen Ausdruck zu gebrauchen, die incarnirte bewußte Unwahrheit, welche man die russische Emancipation der Christen nennt, unterstützen wollen. Wir lassen uns die Neutralität Deutschlands als eine politische Nothwendigkeit gefallen. Rußland aber zum Vorgehen ermuthigen und alle Greuel der Kriegsfurie, die an der Donau losgelassen werden soll, beim Glase Wein mit einem überlegenen Lächeln als einen Gewinnst für unsere Position escomptiren, das mag einer sophistischen Dialektik überlassen bleiben, die in dem täglich wechselnden Vertrieb trügerischer Parolen, Schlagwörter und Spielmarken die ideale Aufgabe des Politikers erblickt.

Bibliographie.

Schöne Literatur.

Friedrich Bodenstedt, Theater. (Kaiser Paul — Wandlungen.) 3 M. (Berlin, Grote.)

Valentin, Heloise und Abéllard. Dramat. Dichtung in 5 Akt. (Dortmund, C. L. Krüger.)

Otto Devrient, Goethes Faust als Mysterium für die Bühne eingerichtet. (Carlsruhe, G. Braun.)

Hermann Weber, Um Deutschlands Kaiserkrone. Dramat. Gemälde aus der Reformationszeit. (Hamburg, L. Koch.)

Anton Ohorn, Der Uhrmacher von Straßburg. Dramat. Ged. in 5 Aufzügen. (Leipzig, J. H. Webel.)

Dr. Carl Siegen, Der zerbrochene Krug von Kleist. Neu f. d. Bühne bearb. mit Einleitung. (Leipzig, G. Theile.)

Digitized by Google

Inserate.

Delius'
SHAKSPERE
IV. (Stereotyp-) Auflage
2 starke Bände, brochirt: 16 *M.* In 2 feinen Halbfranzbänden: 21 *M.*
Jedes einzelne Stück: 80 Pf.
[Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, in früheren Auflagen geliefert.]
Verlag von R. L. Friderichs in Elberfeld.

Collection Litolff.
Durch jede Musikalienhandlung zu beziehen:
Abt's practische Gesangsschule. — Preis 3 *M.*
Vollst. Verlags-Katalog gratis und franko.
H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Im Verlage von **Julius Hainauer**, Hofmusikhandlung Sr. Maj. des Königs von Preussen, in **Breslau** ist **soeben** erschienen:
Musik zu Goethe's Faust
Theil I und II, nach der **O. Devrient'**schen Bearbeitung componirt und Ihrer Majestät Kaiserin **Augusta** in tiefster Ehrfurcht gewidmet von
Eduard Lassen.
Klavierauszug: Theil I. . n. *M.* 9.— Theil II. . n. *M.* 9.—
Hieraus einzeln:
„Der Schäfer putzte sich zum Tanz."
Gesangwalzer
aus der Musik zu Goethe's Faust von **Eduard Lassen.**
(In vorläufig 6 verschiedenen Ausgaben.)
A. Für **Pianoforte zu 2 Händen** . *M.* 1.—
B. Für **Pianoforte zu 4 Händen** . *M.* 1.—
C. Für **Pianoforte und Violine** . . *M.* 1.25
D. Für **Sopran und Pianoforte** . . *M.* 1.—
E. Für **Tenor und Pianoforte** . . *M.* 1.—
F. Für **Orchester** Partitur . . . *M.* 1.— Orch.-Stimmen *M.* 4.—

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:
Wanderjahre in Italien.
Von
Ferdinand Gregorovius.
Fünfter Band. Apulische Landschaften.
8. Geheftet 5 *M.* 40 *Pf.* Gebunden 6 *M.*

Die Lesewelt wird dem berühmten Verfasser zu lebhaften Dank verbunden sein, daß er seinen in vier Bänden erschienenen „Wanderjahren in Italien" einen neuen, fünften Band unter dem Specialtitel **„Apulische Landschaften"** anreihte. Auch in diesem Bande verflicht Gregorovius landschaftliche Schilderungen mit der Geschichte Italiens zu anmuthigen und farbenreichen Bildern, die um so größern Reiz gewähren, als sie die glänzenden Zeiten der Hohenstaufen dem neu geeinigten deutschen Volke wieder in Erinnerung rufen.

Soeben erschien bei **Theodor Ackermann** in **München:**
Frohschammer, J., Professor der Philosophie in München, **Die Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses.** XXIV und 575 S. gr. 8. Eleg. geh. Preis 11 *M.*
Die in Leipzig erscheinende „Deutsche Allgemeine Zeitung" begrüsst dies Werk als „unbedingt epochemachend."

Im gleichen Verlage erschien in letzter Zeit:
Der Pessimismus.
Von
Johannes Huber.
119 Seiten gr. 8. Elegant broschirt. Preis 2 *M.*

Im vorigen Jahre erschienen:
Huber, Joh., Die religiöse Frage. Wider Eduard von Hartmann. 40 S. Preis 60 *Pf.*
—— **Zur Kritik moderner Schöpfungslehren** mit besonderer Rücksicht auf Häckel's natürliche Schöpfungsgeschichte. 60 Seiten. Preis 1 *M.*
—— **Die ethische Frage.** 45 Seiten. Preis 60 *Pf.*

Metaphysische Untersuchungen
von
Dr. **A. L. Kym,** ord. Prof. der Philosophie an der Universität Zürich.
XIII u. 414 Seiten gr. 8. Preis 8 *M.*

Im Verlage von **Karl J. Trübner** in **Strassburg** i. E. ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Zur Analysis der Wirklichkeit.
Philosophische Untersuchungen von **Otto Liebmann.** 8. 619 S. 9 *M.*
Das Werk umfasst drei Abschnitte: I. **Erkenntnisskritik u. Transcendentalphilosophie.** II. **Naturphilosophie und Psychologie.** III. **Aesthetik und Ethik.** — Es behandelt in einer grösseren Reihe von Capiteln und in einer streng wissenschaftlichen, aber zugleich allgemein verständlichen Darstellungsweise die wichtigsten Probleme der Philosophie; darunter nicht wenige, die als vielbesprochene interessante Principienfrage auf der Tagesordnung stehen, so unter anderem die Controversen zwischen Idealismus und Realismus, Materialismus und Spiritualismus, die kosmogonische und darwinistische Frage, die Grundsätze der Aesthetik und Moral.

In der **Hartung'**schen **Verlagsdruckerei** in **Königsberg** i. Pr. erschien soeben:
Die Hamlet-Tragödie und ihre Kritik
von Dr. **Hermann Baumgart.** 11½ Bogen. gr. 8. 4 *M.*
In der vorliegenden Schrift des durch seine philologischen und literarischen Arbeiten rühmlichst bekannten Verfassers handelt es sich nicht um eine historische Darstellung der Hamlet-Literatur, sondern um einen Versuch, inmitten der Verworrenheit der dieses Thema behandelnden Kritik zu einem festen Princip zu gelangen. Dieses findet der Verfasser in dem einfachen aristotelischen Grundgedanken. Den Ausgangspunkt für die Untersuchung gewährte dem Verfasser das Buch Werder's über Hamlet, dessen Glanzseite sowohl als auch Fundamental-Irrthümer beleuchtet werden.

Im Verlag von **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** erschien soeben:
Anthropologie der Naturvölker
von
Prof. Dr. **Theodor Waitz.**
I. Band: Ueber die Einheit des Menschengeschlechts u. den Naturzustand des Menschen.
Zweite vermehrte Auflage.
Herausgegeben von
Dr. **Georg Gerland,**
Professor an der Universität Strassburg.
Preis 8 *M.*
Dieses anerkannt gediegene Werk ist nicht allein für Bibliotheken und Gelehrte, sondern auch für alle wahrhaft Gebildeten von höchstem Interesse. Herr Prof. M. Perty in Bern bezeichnete das Werk, bei Erscheinen der ersten Auflage, als ein schönes Denkmal deutschen Fleißes sowie deutscher Gewissenhaftigkeit und nennt es eine Zierde der ethnographischen Literatur.

Neuer Verlag v. **Theobald Grieben** in **Berlin:**
Pyramide und Oelberg.
Erinnerungsblätter an eine Orientreise.
Von **El. Schack von Igar.**
20 Bogen. Broch. 4 *M.*, eleg. geb. 5 *M.* 50 *Pf.*
Diese farbenreichen und wechselvollen Reiseskizzen dürften das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen, nachdem für den Orient in jüngster Zeit überall die Theilnahme neu erwacht ist. Es entrollt sich vor unseren Blicken ein frisches, buntes, dabei wahrheitsgetreues Bild jener Länder, welche unserer Phantasie ohnehin stets wie von Zauberduft umweht erscheinen und die der Verf. im letzten Jahre vor dem Ausbruch der Unruhen bereiste.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Redaction, Berlin S. W., Lindenstraße 110.
Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilcke in Berlin.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.
Expedition, Berlin N. W., Louisenstraße 32.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Date Loaned			
14 Je'57			

Demco 292-5

8901211831l

b89012118311a

Digitized by Google

Digitized by Google

89012118311

b89012118311a